This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3[illegible]

Weltgeſchichte.

Fünfter Band.

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von

Thomas Achelis, Georg Adler, Karl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Bretholz, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Joseph Girgensohn, Konrad Haebler, Viktor Hantzsch, Eduard Heyck, Julius Jung, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Josef Kohler, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Carl Niebuhr, † Karl Pauli, Johannes Ranke, † Friedrich Ratzel, Rudolf von Scala, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Georg Schneider, † Heinrich Schurtz, Alexander Tille, Armin Tille, Wilhelm Walther, Karl Weule, † Eduard Graf Wilczek, Hugo Winckler, Heinrich von Wlislocki, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Hans F. Helmolt.

Mit etwa 51 Karten, 42 Farbendrucktafeln und 128 schwarzen Beilagen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Weltgeschichte.

Fünfter Band.

Südosteuropa und Osteuropa.

Von

Prof. Dr. **Rudolf von Scala**, Prof. Dr. **Heinrich Zimmerer**, † Prof. Dr. **Karl Pauli**, Dr. **Hans F. Helmolt**, Dr. **Berthold Bretholz**, Prof. Dr. **Wladimir Milkowicz** und Dr. **Heinrich von Wlislocki**.

Mit 5 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen von Dr. **Franz Ekhold**, Prof. Dr. **Franz Winter** und andern.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1905.

309090

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

Die Pause bis zur Vollendung des fünften Bandes der „Weltgeschichte", des siebenten in der Reihe des Erscheinens, hat eine harte Geduldsprobe für die zahlreichen Benutzer des Werkes bedeutet, die gewöhnt waren, in nicht allzu ausgedehnten Zwischenräumen einen weitern Teil in die Hände zu bekommen, und infolgedessen auch für die mitunterzeichnete Verlagsbuchhandlung, die solche Ansprüche monatelang nicht befriedigen konnte; die erste Hälfte des vorliegenden Bandes ist am 13. Oktober 1904 ausgegeben worden. Anderseits hat sich gerade während dieser sorgenvollen Zeit der Herausgeber bei beiden eben genannten Parteien eines Vertrauens erfreuen dürfen, auf das er stolz ist; es hat ihm über manche Stunde schwerer Bedrängnis hinweggeholfen.

Abgesehn von äußern Umständen und Abhaltungen verschiedner Art, die hie und da einen Mitarbeiter nicht zum Abschließen seines Beitrags kommen ließen, lag die Schuld jener Verzögerung vornehmlich daran, daß uns die Geschichte Südost- und Osteuropas zu einem sehr beträchtlichen Teile noch viel zu wenig vertraut ist. Erst kürzlich noch, bei der Anzeige der ersten sechs Bände der „Rossija" (einer Landeskunde Rußlands) von V. P. Semenow (in der „Deutschen Litteraturzeitung" vom 25. Febr. 1905), hat Leop. Karl Goetz in Bonn die stiefmütterliche Behandlung Osteuropas und seine arge Vernachlässigung durch die deutsche Wissenschaft lebhaft beklagt. Die Geringschätzung dieses Forschungsgebiets, die weder der (politischen und wirtschaftlichen) Bedeutung jener Länder für Westeuropa, besonders Deutschland entspräche, noch im Hinblick auf die lebhaften historischen Beziehungen zwischen dem Westen und dem Osten zu rechtfertigen sei, werde sich vielleicht in einer für uns nicht vorteilhaften Weise rächen. Auch der Herausgeber gesteht offen, daß ihm bis zu dem Augenblicke, wo er selbst genötigt war, sich mit den einschlägigen, stückweise außerordentlich verwickelten und wohl deshalb von westeuropäischen Historikern meist mehr als gern gemiednen Fragen ernsthaft zu beschäftigen, gegenüber der Geschichte der osteuropäischen Völker ein Optimismus eigen gewesen ist, der ihn die Schwierigkeiten stark unterschätzen ließ. Viel berechtigter wäre in dieser Hinsicht ein Pessimismus gewesen, wie ihn unter den wenigen wirklichen Kennern dieses weiten und inhaltreichen Gebiets Konstantin Jireček, August Leskien und Asmus Soerensen in verschiednen beratenden Briefen an den Herausgeber haben durchblicken lassen. Nachdem jedoch nun die Aufgabe gelöst ist und auch dies bisher unverdient verachtete Glied der Menschheit eine angemeßne Aufhellung erfahren hat, darf es sich unsre „Weltgeschichte" sicherlich als Verdienst anrechnen, zum ersten Mal eine universalhistorisch angefaßte und durchgeführte, dabei in sich geschloßne und auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehende Entwicklungs- und Kulturgeschichte jenes weiten und nicht bloß jetzt erst interessant gewordnen Gebiets vorzulegen.

Vor allem ist Bedacht darauf genommen worden, die teilweise sehr dunkle und fragwürdige Frühgeschichte der hier in Betracht kommenden Völker möglichst zu entwirren und klarzulegen. Da verlangt es die Gerechtigkeit, ein Buch namhaft zu machen, das dem

Herausgeber, dessen Anteil (wie schon aus dem Vorwort zum II. Bande hervorgeht) sich nicht etwa bloß auf die zwar oft recht mühsame, sachlich aber unbedeutende Arbeit eines stilistischen Redaktors beschränkt, manche Voruntersuchung und Nachprüfung erspart hat: die „Osteuropäischen und ostasiatischen Streifzüge" von J. Marquart (Leipzig 1903). Mögen sich auch innerhalb dieser in vieler Hinsicht freilich recht ungeordneten, aber großzügigen und dabei peinlichst gewissenhaften, ethnologischen und historisch-topographischen Studien einige Aufstellungen später als unhaltbar erweisen — das steht fest, daß sich aus keinem andern Werke so viel zur ältesten (Wanderungs-) Geschichte der Chazaren, der Magyaren und andern Ugrier, der Slawen im Ganzen und im Einzelnen, der Armenier und mancher kaukasischen Stämme schöpfen läßt. Für die Klärung einer andern Frage: der unheimlich verwirrten Geschichte der Moldau und der Walachei, hatte sich der Unterzeichnete, durch die freundschaftliche Vermittlung des Herrn Dr. Armin Tille als Herausgebers der betreffenden Abteilung der Lamprechtschen „Staatengeschichte", des Vorzugs zu erfreun, die Aushängebogen der zweibändigen „Geschichte der Rumänen" von Nik. Jorga (Gotha 1905) bis in die Mitte des II. Bands hinein benutzen zu dürfen.

Sollte jemand die Meinung äußern, bei einem so zeitraubenden Verfahren werde die für eine „Weltgeschichte" (nach dem alten Muster) unumgänglich nötige, von vergangnen Jahrzehnten überlieferte „Ökonomie" über den Haufen geworfen, so müssen wir diesen Vorwurf hinnehmen: er läßt uns kalt. Bei genauerm Zusehn ist der Tadel, im Verhältnisse zu den führenden Nationen gewährten wir unbedeutenden Völkern zu viel Raum, thatsächlich hinfällig. Ereignisse und Zeiträume, die oft schon mit behaglicher Breite geschildert worden sind, nochmals ausführlichst zu behandeln, ist weniger nötig als dies: bisher ganz außer Acht gebliebne Gebiete endlich einmal angemessen zu berücksichtigen. „Unbedeutend" waren und sind solche Völker doch eben nur so lange, wie sie unbeachtet beiseite gelassen wurden. Wer unter unsern Durchschnittshistorikern hat es für der Mühe wert erachtet, sich einmal genauer den Werdegang der Bulgaren anzusehn? Und doch birgt gerade er an höchst merkwürdigen Problemen und deren Lösungen, die auch auf die Beantwortung dringlicher westeuropäischer Fragen helles Licht zu werfen berufen sind, eine Fülle, wie sie die übliche Oberflächlichkeit sicherlich nie vermutet hat: man werfe nur einen einzigen Blick z. B. auf die Stammtafel der Aseniden (auf S. 335), die überraschende Beziehungen zu den Franzosen der lateinischen Kaiserdynastie offenbart. Oder wer hat bisher sonderlich auf den Namen „Bogumilen" geachtet? Und doch hat diese einen eigentümlichen Dualismus predigende Sekte einst breite Strecken Südost- und Südeuropas lange Jahrzehnte hindurch erschüttert, und groß sind ihre literarischen Verdienste um die Erhaltung altkirchenslawischen Schrifttums.

Solche Betrachtungen aber lassen sich nach unsrer festen Überzeugung nur bei einer Anordnung machen, die auf sicherer ethnogeographischer Grundlage die jeweiligen Stoffe von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ohne Unterbrechung vorführt. Daß die Geschichte auf die Erdkunde angewiesen ist, daran ist nicht mehr zu rütteln. In seiner Schrift „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft" (1833) hat kein Geringerer als Karl Ritter diese Forderung mit den Worten gestellt: „Die Geschichte wird in ihren Gestaltungen überall, sei es ausgesprochen oder nicht, ein geographisches Element mit aufnehmen müssen, auch in ihren Darstellungen." Deshalb die Erdkunde bloß als Hilfswissenschaft der Geschichte ausgeben zu wollen, wäre verkehrt: nicht dienende Magd soll sie ihr sein, sondern die nächste Freundin. Die Geschichtschreibung wird die aufgehäuften Stoffmassen leichter

bewältigen, wenn das Sichten und Ordnen von der historischen Geographie besorgt wird. Auf die (hie und da von Zufälligkeiten oder äußern Zweckmäßigkeitsgründen abhängige) Stellung eines Abschnitts innerhalb des einzelnen Bandes kommt es dabei viel weniger an als darauf, daß jedes Volk, in den passenden Rahmen, die richtige Nachbarschaft versetzt, mit seiner gesamten Umgebung in enger Verknüpfung geschildert wird. Erst dadurch werden die gegenseitigen Beeinflussungen offenbar, deren Entstehen nicht aus einer Darstellung, die die verschiedenartigsten Ereignisse nach kurzen Zeitabschnitten nebeneinander wie in dünnen Scheibchen serviert, sondern nur aus einer fortlaufenden Erzählung der innerlich zusammenhängenden Geschichte je eines größern Völkerkreises klar erkannt werden kann. Wäre diese letztere Methode schon öfter angewandt worden, dann müßte die Erkenntnis der zahlreichen und andauernden Blutmischungen (man beachte z. B. nur den tatarischen Einschlag im russischen Gewebe oder den starken litauischen Prozentsatz in der Zusammensetzung des polnischen Volkes u. a. m.) viel mehr wissenschaftliches Gemeingut sein als heutzutage, wo wilde Rassenphantasten die gewagtesten Ansichten ungestraft aufstellen dürfen.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden sieben mehr oder weniger umfangreiche Abschnitte. Gegenstand der Behandlung ist das in der Einleitung zum VII. Bande von Westeuropa abgegliederte Osteuropa im weitesten Sinne, das wir, um jedes Mißverständnis von vornherein zu verhindern, mit der obenstehenden genauern Aufschrift versehen haben. Die ursprünglich als 8. (Schluß-) Kapitel geplante Abhandlung über „die geschichtliche Bedeutung der Ostsee" wird zur Entlastung dieses Bandes an den Eingang des sechsten gestellt werden, wo sie als Überleitung von einem Völkerkreise zum andern der Einführung zum IV. Bande genau entsprechen wird.

Im ersten Abschnitt, überschrieben „Das Griechentum seit Alexander dem Großen", werden im unmittelbaren Anschluß an das 5. Kapitel des IV. Bandes zunächst der Hellenismus und die Weltstellung des Griechentums einer bei aller Knappheit erschöpfenden Behandlung unterzogen. Die Art und Weise, wie dieser Mitarbeiter seine Aufgabe gelöst hat, erscheint geeignet, den alten Zweifel, ob die Historik eigentlich eine Wissenschaft genannt werden dürfe, im Sinne von G. J. Voß zu beantworten, der (1653) in ihr vor allem eine Kunst erblickte: Steinchen ist hier, nach sorgfältigster Auswahl und Feilung, so oft an Steinchen gesetzt worden, daß wir zuletzt ein prächtiges Mosaik vor uns sehn. Ebenso ist in der zweiten Unterabteilung desselben „mittelgriechischen" Kapitels verfahren worden, die auf Grund der jüngsten Ergebnisse der vergleichenden Methode der universalen Bedeutung des Byzantinischen Reichs gerecht wird. Was alles wir dem vielseitigen Kultureinflusse von Byzanz und seiner großartigen Kulturenvermittlung zu verdanken haben, liegt hier in einer Form vor uns ausgebreitet, die die darauf verwandte Mühe und Entsagung nicht im entferntesten ahnen läßt.

An der Niederreißung der dicken Scheidewand zwischen dem Osten und dem Westen, die bisher fast ausnahmslos mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet worden ist, sind aber auch die andern Beiträge des Bandes je nach ihren Einzelstoffen beteiligt. Und obgleich gerade auf diesem Felde noch immer manches zu thun übriggeblieben ist (z. B. bedarf die Frage nach der Entstehung des Lehnswesens gewiß einer umfassendern Bearbeitung, ehe sie als endgiltig beantwortet gelten kann), so dürfte doch in den beiden, stückweise einander verwandten und das 1. Kapitel sinngemäß erweiternden „Balkan"-Abschnitten: „Die europäische Türkei (mit Armenien)" und „Die Albanesen", der gegenwärtige Stand der Forschung für einige Zeit festgelegt sein. Daß die Osmanen in Europa zwar für einzelne Stücke ihrer

Geschichte tüchtige Einzelforscher gefesselt, seit Joh. Wilh. Zinkeisen aber keinen ausdauernden Bearbeiter gefunden haben, wird seit einem Menschenalter lebhaft beklagt: hier haben wir endlich einen Ersatz, der diese Lücke auszufüllen geeignet sein dürfte. Bei dem „albanesischen" Kapitel lag angesichts des am 7. August 1901 erfolgten frühen Todes des Verfassers dem Herausgeber die verantwortungsvolle Pflicht des Ergänzens ob.

An fünfter Stelle hat die Leidensgeschichte des *slowenischen und des serbokroatischen Stammes* ihren Platz gefunden, da die Südslawen einer gesonderten Behandlung ebenso bedurften wie die westslawischen Čechen und Mährer, die in dem vierten Abschnitte, betitelt „*Böhmen, Mähren und Schlesien bis zu ihrer Vereinigung mit Österreich im Jahre 1526*", von berufner Feder gebührend berücksichtigt worden sind.

Dagegen blieb die historisch so reiche Entwicklung der im eigentlichen *Osteuropa* vereint gebliebnen Masse der übrigen Slawen dem Schlußkapitel vorbehalten. Dessen Verfasser hat seine Hauptaufgabe mit Recht darin erblickt, die von zahlreichen deutschen und fremden Historikern (über die ja in Band IX Rechenschaft gegeben werden wird) mehr oder weniger roh behaunen Bausteine größern oder geringern Umfangs zu einem architektonisch kunstvollen Baue zusammenzufügen. In der Neuheit von Einzelheiten (wie den Anfängen des Russischen Reichs und Polens, der Bedeutung des Seniorats und der Opole, Polen unter den letzten Piasten, seinem Verhältnisse zu Litauen und seiner entscheidenden Wendung im Jahre 1515, den Kosaken u. s. w.), die in dieser Gestalt hier zuerst geboten werden, liegt also der Vorzug unsers „Osteuropa" (im engern Sinne) nicht so sehr, wie vielmehr in der von hohen Gesichtspunkten aus gegebnen, lichtvollen Übersicht über die Gesamtentwicklung des Slawentums mit seinen Einsprengseln. Auch die Art der Anlage und Stoffverteilung, die Auffassung der entscheidenden Merkmale (das wegen seines objektiven Maßhaltens überzeugende Herausarbeiten der Charakterzüge namentlich der russischen Geschichte aus der Bodennatur, die vorsichtige Abwägung der echt-slawischen Bestandteile gegenüber dem Gemeineuropäischen oder Menschlichen) u. a. m. sind ureigne Errungenschaften des Verfassers. Daß Th. Schiemann und Alex. Brückner einst (innerhalb Onckens „Allgemeiner Geschichte") manche Einzelheit viel ausführlicher, zum Teil in einer heute noch nicht übertroffnen Genauigkeit, gebracht haben, lag an den günstigen Raumverhältnissen jenes Riesenunternehmens. Dennoch wird man — das ist eben der Mangel der „Einzeldarstellung" — das durchaus nicht unwesentliche Jahrhundert zwischen Iwan IV. und Peter dem Großen dort auch nicht annähernd berücksichtigt finden; und dasselbe gilt für das letzte Vierteljahrtausend des polnischen Staats. Somit bedeutet unser „Osteuropa" die erste, alles Wichtige gleichmäßig umfassende Geschichte der politischen Richtungen und kulturellen Strömungen Rußlands und Polens sowie ihrer Berührungen mit dem Westen. Bei der Ausfeilung dieses großen Abschnitts haben wir uns zu einem beträchtlichen Teile der sachkundigen Hilfe des Herrn Dr. Jos. *Girgensohn* in Treptow an der Rega zu erfreuen gehabt.

Schließlich bedarf auch der sechste, „*Donauvölker*" überschriebne Abschnitt, der den in das Slawentum getriebnen Keil behandelt, einiger Geleitworte. Bald nachdem sein Verfasser diese (und einige andre) Beiträge abgeliefert hatte, ist er, um 1899, in eine anscheinend unheilbare geistige Erkrankung verfallen. Das ist also schon sechs Jahre her. Nun lag die ganze Last des Einarbeitens der jüngsten Forschungsresultate in die Darstellung, die sonst rasch veraltet wäre, auf den Schultern des Herausgebers. So mußten der Ausgang der *Hunnen*, das Auseinanderhalten der verschiednen *Bulgarenstämme*, die Herkunft der

Rumänen und die der Magyaren teilweise unter beträchtlichem Zeitaufwand auf die Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft gebracht werden; zweier Haupthilfsmittel dabei ist bereits oben gedacht worden.

Daß bei all dieser „Ausländerei" der Anteil des deutschen Volkstums an der kulturellen Entfaltung jener Völker liebevoll verfolgt worden ist, bedarf keiner Verteidigung; zu ersehn ist dies besonders aus den Abschnitten IV, VI (hier konnte Melzers Programmabhandlung, „Die Ansiedlung der Deutschen in Südwestungarn im Mittelalter", Triest 1904, nicht mehr verwertet werden) und VII, wo ganze Unterkapitel davon zeugen.

Zu offnen Fragen der ungarischen Geschichte gab in steter Bereitschaft Herr Prof. Dr. Ludwig Mangold in Budapest fachmännische Auskunft; die Erklärung zu der „Goldnen Bulle" von 1222/1351 hat Herr Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth in Graz überwacht; die äußerlich unscheinbare, inhaltlich aber recht wertvolle Mitteilung über die von der Litteratur bisher gänzlich übersehnen mittel- und südamerikanischen Zigeuner verdanken wir Herrn Konsul Ed. Rickert in Hamburg.

Sonst haben wir noch die angenehme Pflicht, verständnisvolle Förderung unsrer Bestrebungen namentlich nach der illustrativen Seite hin besonders anzuerkennen. Wir danken für freundliches Entgegenkommen den Vorständen des Mährischen Landesarchivs zu Brünn, der königlich Rumänischen Akademie zu Bukarest, der Königlichen Öffentlichen Bibliothek und des Königlichen Kupferstichkabinetts zu Dresden, der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, des Stadtarchivs zu Iglau, des Fürstlich Czartoryskischen Museums zu Krakau, des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, der Nationalbibliothek zu Paris, des Böhmischen Museums zu Prag, der Kaiserlichen Bibliothek zu Sankt Petersburg, der k. u. k. Familienfideikommißbibliothek, des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs und der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Hinsichtlich der Schreibweise von ausländischen Eigennamen bekennen wir uns zu den Grundsätzen möglichster Treue (vgl. Band II, S. VII des Vorworts). Seine Durchführung hat bei der Fülle slawischer Zischlaute oft Schwierigkeiten bereitet; doch dürfte im ganzen die Einheitlichkeit auch hier gewahrt sein. Akzentuierte Vokale im Magyarischen (z. B. Árpáden) bedeuten nicht ihr Betontsein, sondern ihre Länge.

Leipzig, Ende Juni 1905.

Die Verlagshandlung. **Der Herausgeber.**

Verzeichnis der Beilagen.

Tafeln in Farbendruck.

Seite

Der „Alexandersarkophag" aus Sidon, jetzt im Museum zu Konstantinopel (mit Textblatt) 26

Der Hunnenkönig Attila vor Aquileja; Attila und Papst Leo I. (mit Deckblatt) 319

Ein Reitergefecht zwischen Bulgaren und Russen im 10. Jahrhundert: die Bulgaren fliehen . 330

Die Krönung Alexanders I. von Polen zu Krakau im Jahre 1501 (mit Deckblatt) . . . 500

Farbige Karten.

Karte zur Geschichte der europäischen Türkei . 163

Verbreitung der Armenier 198

Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro 345

Karten zur Geschichte Polens und des westlichen Rußlands 550

Karte zur Geschichte des Russischen Reichs . . 561

Tafeln in Holzschnitt und Ätzung.

Die Ruinen von Mistra in Lakonien . . . 103

Konstantinopel kurz vor und kurz nach seiner Eroberung durch die Türken (mit Deckblatt) 136

Sechs Sultane der Osmanen 147

Sechs einflußreiche Würdenträger der Türkei im 19. Jahrhundert 184

Seite

Die Begründer der jungtürkischen Bewegung 189

Böhmische, mährische und schlesische Fürsten des ausgehenden Mittelalters nach Miniaturen, Standbildern und Siegeln . . . 244

Die Verbrennung von Johann Hus durch das Konstanzer Konzil am 6. Juli 1415 . . . 254

Der Anfang des Lukasevangeliums in glagolitischer Schrift mit cyrillischen Randbemerkungen 283

Serbisch-bosnische Kultur 295

Fürsten der Walachei und der Moldau . . . 353

Die Schöpfer des Königreichs Rumänien . . 365

König Ludwig I. von Ungarn bestätigt am 11. Dezember 1351 die (im Original nicht mehr erhaltne) Goldne Freiheitsbulle des Königs Andreas II. vom Jahr 1222 und führt gleichzeitig das Recht der Aviticitas ein, das bis zum Jahr 1848 in Kraft geblieben ist (mit Textblatt) 374

Ein Lagerplatz der ersten Zigeuner in Mitteleuropa 410

Russische Kronen und Rüstungen 457

Iwan III. und Iwan IV.; der Weißrussen Bund mit Kaiser Max 507

Die polnische Gesandtschaft, die im Jahr 1633 Rom besuchte. Radierung von Stefano della Bella 536

Hierüber:

Der Stammbaum der osmanischen Emire und Sultane (im Texte) 123

Übersicht der Karageorgievič, der Obrenovič und der Petrovič Njegoš (Beilage) . . . 302

Die Aseniden von Bulgarien und das lateinische Kaisertum im 13. Jahrhundert (im Texte) 335

Die letzten Árpáden und die neapolitanischen Anjous in Ungarn (Beilage) 376

Ruriks Geschlecht (Beilage) 443

Das Haus Romanow-Holstein (Beilage) 568

Inhalts-Verzeichnis.

I. Das Griechentum seit Alexander dem Großen.

Seite

1. Der Hellenismus 3
   A. Die Weltstellung des Griechentums . . 3
      a) Das Griechentum vor Alexander dem Großen 3
      b) Die Weltstellung des griechischen Volks unter Alexander dem Großen . . . 9
      c) Die Weltstellung des Griechentums nach Alexander dem Großen . . . 14
   B. Das engere Griechenland bis zur römischen Eroberung 20
   C. Die Kulturfortschritte der hellenistischen Zeit 24
   D. Die römische Herrschaft (146 v. Chr. bis 395 n. Chr.) 27
2. Byzanz 28
   A. Die Gründung des byzantinischen Reichs 28
      a) Die Überflügelung des Westens durch den Osten 28
      b) Die Erhebung von Byzanz zur Welthauptstadt „Konstantinopel" . . . 31
      c) Die Anfänge byzantinischer Geschichte 32
      d) Der Hunnensturm; die Teilung des Römischen Reichs 33
   B. Das altbyzantinische Reich bis auf Justinian 34
   C. Die Höhe altbyzantinischer Lebensthätigkeit unter Justinian 38
      a) Justinos 38
      b) Justinian I. 38
      c) Die Geschichtschreibung im Zeitalter Justinians 44
      d) Von Justinos II. bis auf Phokas (565—610) 45
   D. Die orientalischen Bestandteile der byzantinischen Kultur 48
   E. Die byzantinische Provinz Syrien als Mittlerin zwischen Westen und Osten . 52

Seite

   F. Byzanz als Kulturmittelpunkt für Ost und West in altbyzantinischer Zeit . . 55
      a) Für den Osten 55
         α) Byzantinische Einflüsse auf Arabien 55
         β) Byzantinische Einflüsse auf Armenien 57
         γ) Byzantinische Einflüsse auf Kaukasien und Persien 59
      b) Für den Westen 60
         α) Die Einflüsse von Staat und Kirche 60
         β) Die Einflüsse von Kunst und Kunsthandwerk 61
         γ) Die Einflüsse von Handel und Kriegskunst 63
   G. Heldenkampf und Barbarei unter der Militärmonarchie (610—717). 64
   H. Die Wiedergeburt des Reichs unter der syrischen Dynastie (717—802) . . . 66
      a) Leon III. der Isaurier als Gesetzgeber 66
      b) Die Anfänge des Bilderstreits . . . 68
      c) Der Ausgang Leons III. 70
      d) Von Konstantin V. bis auf Irene (741—802) 71
   J. Die Beilegung des Bildersturms; die Loslösung des Griechentums von Rom . . 73
      a) Von Nikephoros I. bis auf Leon V. (802—820) 73
      b) Die phrygische Herrscherreihe (820 bis 867) 73
         α) Bis zur Wiederherstellung des Bilderdienstes (843) 74
         β) Das Auftreten der Russen . . . 76
         γ) Kyrill und Method 76
         δ) Der Bruch mit Rom 78
   K. Das mittelbyzantinische Reich unter der makedonischen Dynastie und den ersten Komnenen (867—1071). 79
      a) Von Basileios I. bis auf Romanos II. (867—963). 81

Seite

b) Der Höhepunkt des Reichs unter Nikephoros II. Phokas, Johannes Tzimiskes und Basileios II. (963—1025) . 85
c) Die Vorbereitung der Zerbröcklung (1026—1071) 88
L. Der Stillstand in der Zerbröcklung unter den Komnenen (1071—1185) . . . 90
a) Bis zum Tode Alexios' I. (1118) . 90
b) Der Umfang und die Bevölkerung des Reichs 92
c) Großmachtträume bis zum Tode des Andronikos (1185) 93
M. Der Niedergang und Fall des Reichs unter dem Haus Angelos (1185—1204) 95
N. Byzantinische Einflüsse auf den Westen und Norden vom 10. bis zum 13. Jahrhundert 97
O. Das lateinische Kaisertum (1204 bis 1261) 101
a) Die Reichsteilung 101
b) Kulturmischung 102
P. Das Kaiserreich Nikaia 104
Q. Das neubyzantinische Reich (1261 bis 1453) 105
R. Die Verbreitung griechischer Kultur nach Italien 110
3. Neugriechenland 111
A. Die Türken als Erben des byzantinischen Reichs (1453—1821) 111
B. Das Königreich Griechenland (von 1832 ab) 115

II. Die europäische Türkei und Armenien.

1. Die Anfänge des osmanischen Reichs 119
A. Die Herkunft und die Schicksale der Osmanen bis zum Jahre 1360 119
a) Die Osmanen in Kleinasien . . . 120
b) Byzanz vor 1356 124
B. Die Türken in Europa 1360—1450 . 126
a) Murad I. 126
b) Bayezid I. 128
c) Das Wiederaufleben des Osmanenreichs nach der mongolischen Zertrümmerung (1. Hälfte des 15. Jahrhunderts) 130
2. Das osmanische Reich auf der Höhe (1451—1566) 134
A. Die Zerstörung des byzantinischen Reichs 134
a) Die Eroberung Konstantinopels . . 136
b) Die Folgen des Falls von Konstantinopel 137

Seite

B. Die letzten 25 Jahre Mohammeds II . 140
a) Bis zum Tode Hunyadis 140
b) Bis zum Tode Kastriotas 140
c) Die siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts 143
d) Die Bedeutung Mohammeds II. . 144
C. Bayezid II. und Selim I. 145
a) Bayezid II. 145
b) Selim I. 147
D. Suleimân II. der Prächtige 147
a) Mohács und Wien 148
b) Die Jahre 1533—1566 149
c) Die Bedeutung Suleimans II. . . 151
3. Der Verfall des Reichs (1566—1792) 153
A. Von Selim II. bis auf Murad IV. (1566—1640) 153
a) Lepanto 153
b) Zsitva-Torok 154
c) Die Zeit der Thronwirren; die Militärgrenze 156
B. Von Ibrahim I. bis auf Mahmud I. (1640—1754) 158
a) Mohammed IV. 158
α) Die beiden Köprülü 159
β) Wien und Ofen 160
b) Karlowitz und Poscharewatz . . . 162
c) Der Friede von Belgrad 165
C. Von Osman III. bis zum Frieden von Jassy (1754—92) 166
4. Die Zeit der Reformversuche (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) . . . 168
A. Selims III. Ausgang 168
B. Mahmud II. 169
a) Die Begründung des serbischen Fürstentums 170
b) Der griechische Freiheitskampf . . 170
c) Mahmuds Ausgang 176
C. Die erste Hälfte von Abd ul-Medjids Regierung (1839—50) 178
5. Der Krimkrieg und seine Folgen für die Türkei (drittes Viertel des 19. Jahrhunderts) 180
a) Die Vorboten des Kampfs (1848 bis 1853) 180
b) Die Kriegsereignisse; der Pariser Kongreß; der Hat von 1856 181
c) Abd ul-Medjids Ausgang . . . 183
d) Abd ul-Aziz (1861—76) 184
e) Murad V.; die Jungtürken (1876) . 187
6. Abd ul-Hamid II. (seit 1876) 190
7. Armenien 196
A. Die Heldenzeit 198

Seite

B. Die armenische Renaissance der Mechitaristen 200
C. Das Verhältnis zu Rußland 202
D. Die Kämpfe der Gregorianer mit den Unierten und den Protestanten . . . 204
a) Die unierten Armenier 204
b) Der Protestantismus in Armenien . 206
E. Die armenische Frage 207
F. Die Aufstände und ihre Unterdrückung 209

III. Die Albanesen.

1. Die Landschaft Albanien 215
2. Die Bewohnerschaft Albaniens . . 216
A. Die Reste eines volkstümlichen Glaubens aus heidnischer Zeit 217
B. Die Litteratur der Albanesen 217
3. Die Schicksale der Albanesen . . . 218
A. Ihre Herkunft 218
B. Die Geschichte albanesischer Selbständigkeit bis auf Skanderbeg 219
C. Albanien im 19. Jahrhundert . . . 221

IV. Böhmen, Mähren und Schlesien bis zu ihrer Vereinigung mit Österreich im Jahre 1526.

1. Geographische Vorbemerkungen . 225
2. Vorgeschichtliches 228
3. Das mährische Reich der Moimiriden 230
4. Das Reich der Přemysliden . . . 233
A. Die Kämpfe der ersten Entfaltung (bis 1140) 233
B. Wladislaw II. und seine Nachfolger bis zum Abkommen von 1197 236
C. Die Blütezeit des Přemyslidenreichs . 240
5. Die Luxemburger 244
A. König Johann 244
B. König Karl IV. 245
C. König Wenzel; das Aufkommen des Hussitentums 248
D. König Siegmund; die Hussitenkriege . 255
6. Die beiden Habsburger: König Albrecht und Ladislaus 258
7. König Georg Podiebrad 259
8. Die polnischen Jag(i)ellonen auf dem böhmischen Thron 261
A. König Wladislaw (1471—1516) . . . 261
B. König Ludwig I. (1516—26) . . . 264

V. Der slowenische und der serbo-kroatische Stamm.

Seite

1. Die ältesten Nachrichten über die Südslawen 269
2. Historisch-geographische Übersicht . 272
3. Die Ansiedlungen der Südslawen, ihre Verfassung und Religion . . 273
4. Die Sitze und die politische Stellung der Südslawen 276
A. Die Awarenherrschaft 276
B. Das Auftreten der Kroaten und Serben 277
C. Die Einwanderung der Bulgaren . . 278
5. Die Christianisierung der Südslawen 280
6. Die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die Kroaten 283
7. Serbien, Montenegro und Bosnien bis zur Türkenherrschaft 285
A. Serbien 285
a) Die Nemanjiden 285
b) Der Niedergang des Serbenreichs . 289
B. Montenegro 291
C. Bosnien 291
8. Die türkische Herrschaft 292
9. Kroatien, Dalmatien und Ragusa; die kroatische Militärgrenze . . . 295
A. Kroatien und Dalmatien bis zum 16. Jahrhundert 295
a) Das binnenländische Kroatien bis zur türkischen Eroberung 295
b) Dalmatien unter venezianischer Herrschaft 296
B. Ragusas Blütezeit 297
C. Die kroatische Militärgrenze 298
10. Die Befreiung der Südslawen vom türkischen Joche 299
A. Österreich und Rußland als Nothelfer 300
B. Das Befreiungswerk des 19. Jahrhunderts 301
11. Die politische Stellung der Kroaten im 19. Jahrhundert 303
12. Das nationale Leben des serbo-kroatischen Stamms 304
A. Die südslawischen Litteraturen . . . 304
B. Die illyrische Bewegung 306
C. Der südslawische Gedanke 307
D. Das serbo-kroatische Volkstum der Gegenwart 308
13. Die Slowenen 309
A. Die deutsche Vorherrschaft (bis 1500) . 309

Seite

B. Die nationale Seite der Reformation in Krain 310
C. Die litterarische Wiedergeburt der letzten anderthalb Jahrhunderte . . . 311

VI. Donauvölker.

1. Die Hunnen 315
A. Die asiatische Vorzeit 315
B. Der Vorstoß ins Donaugebiet . . . 316
C. Attila 316
D. Der Untergang des Hunnenvolks . . 319
2. Die Bulgaren 321
A. Die Heimat, die Wanderungen und Teilungen der Bulgaren 321
B. Altbulgarien in Europa 324
a) Die Besiedlung der Dobrudža und Mösiens 324
b) Der Ausgang ugrisch-heidnischen Volkstums (bis zum ersten Drittel des 9. Jahrhunderts) 324
c) Die Bekehrung der slawisierten Bulgaren zum Christentume (840—927) 326
d) Der Nieder- und Untergang des Altbulgarenstaats unter Peter und Boris II.; die Bogumilen 328
e) Die Sismaniden Westbulgariens (963 bis 1014) 330
f) Die byzantinische Herrschaft (1018 bis 1186) 331
g) Die zweite Begründung eines selbständigen Bulgarenstaats unter den Asäniden (1197—1277) 332
h) Ivajlo und die Terteriden (1277 bis 1323) 338
i) Die letzten Sismaniden zu Trnowo (1323—93) 339
k) Die altbulgarische Kultur und Litteratur in der vortürkischen und der Übergangszeit 341
C. Die türkische Zeit 342
D. Die Anfänge einer neuen Selbständigkeit 345
3. Die Rumänen 347
A. Die Herkunft der Rumänen 347
B. Die Walachei 349
a) Das Haus Basarab (bis 1654) . . 349
b) Der Ausgang der Unabhängigkeit (1654—1716), die Phanariotenherrschaft (1716—1822) und die letzten Jahrzehnte vor der Union (1822 bis 1859) 355
C. Die Moldau 356

Seite

a) Die Ruhmeszeit (1401—1504) . . 357
b) Die einheimischen Woiwoden unter osmanischer Oberhoheit 360
c) Griechen und Albanesen als Woiwoden (1658—1712), die Phanariotenherrschaft (1712—1822) und das letzte Menschenalter halber Selbständigkeit (1822—1859) 363
D. Rumänien 364
4. Die Magyaren 367
A. Ungarn als vormagyarischer Schauplatz 367
B. Die Frühgeschichte der Magyaren bis auf Stephan den Heiligen 367
a) Die Herkunft und die Einwanderung der Magyaren 367
b) Das Seßhaftwerden und die Bekehrung zum Christentume 371
C. Ungarn bis zur Schlacht bei Mohács (1038—1526) 372
a) Vom Tode Stephans I. bis zum Aussterben der Árpáden 372
b) Die Befestigung des ständischen Königtums durch das Haus Anjou . . . 374
c) Das Zeitalter der Hunyadi und Corvinus 376
d) Die Jag(i)ellonen 378
D. Ungarn im Zeichen der Personalunion mit dem Hause Habsburg (seit 1526) . 379
a) Von Ferdinand I. bis auf Joseph I. Die Türkenherrschaft 379
b) Die Zustände im 16.—18. Jahrhundert 385
c) Von Karl III. bis auf Franz I. . . 385
d) Die nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts 387
E. Die Deutschen in Ungarn 389
a) Westungarn 389
b) Nordungarn 392
α) Die Bergstädte; der Nordwesten . 392
β) Die Zips 394
c) Siebenbürgen 399
d) Südungarn 404
5. Die Zigeuner 406
A. Ihre Namen und ihre Herkunft . . . 406
B. Ihre Wanderungen und Aufenthalte . 408
C. Das Wesen der Zigeuner im Donaugebiete 412

VII. Osteuropa.

1. Geographisch-historische Übersicht . 417
A. Die frühsten Nachrichten: Herodot . . 417

Seite

B. Die geographische Bedingtheit der Trennung Osteuropas vom Westen . . . 419
C. Die Zusammenhänge und Unterschiede zwischen Rußland und Polen 423
2. Die Völker Osteuropas in der altslawischen Zeit 427
A. Die frühsten Bezeichnungen für Russen und Polen 427
B. Die Nichtslawen Altrußlands . . . 429
a) Die Litauer 429
b) Die Finnen, die Bulgaren und die Chazaren 431
C. Das Leben der alten Slawen . . . 433
a) Die religiösen, sozialen und kulturellen Verhältnisse 434
b) Die Zeugnisse von Ausländern über die heidnischen Slawen 436
3. Die Gründung des russischen Reichs (das Dnjepr-Zeitalter) 438
A. Die Anfänge bis auf Igor 438
B. Die Blüte des altrussischen Reichs . . 441
a) Swjatoslaw 441
b) Wladimir und die Annahme des griechischen Glaubens 443
c) Jaroslaw; der Seniorat 447
C. Der Niedergang des südrussischen Einheitsstaats 449
4. Rußland von der Mitte des 11. bis zum Beginne des 14. Jahrhunderts 451
A. Das Zeitalter der Teilfürsten bis zum Jahre 1240 451
a) Halicz 451
b) Nowgorod 453
c) Susdal-Wladimir 454
B. Die Unterjochung Rußlands durch die Tataren 455
a) Temudjin 455
b) Die Goldne Horde 455
5. Polen vom 10. Jahrhundert bis zum Jahre 1382 459
A. Die Anfänge Polens (bis zum Jahre 1138) 459
a) Misako (Mesko) 460
b) Boleslaw I. Chabri (Chrobry) . . 461
B. Die Folgen der Einführung des Seniorats in Polen 466
a) Von Wladislaw II. bis auf Kasimir II. 466
b) Die Kasimiriden 468
C. Die nachbarlichen Beziehungen und innern Verhältnisse Polens bis 1320 . 471
a) Die äußern Beziehungen Polens bis 1320 471

Seite

b) Die innern Zustände Polens bis 1320 472
c) Die Bedeutung der deutschen Kolonisation 474
D. Das geeinigte Königreich der letzten Piasten (1320—70) 475
a) Wladislaw Lokietek 475
b) Kasimir der Große 475
E. Die Personalunion zwischen Polen und Ungarn 478
6. Christentum und Heidentum in den Ostseeprovinzen und in Litauen bis 1386 478
A. Die Völkerstämme in den südbaltischen Gebieten 478
B. Der Deutsche Orden und Litauen bis 1386 481
a) Der Deutsche Orden 481
b) Litauen 482
7. Polen vom Ende des 14. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts . . . 486
A. Die Vereinigung Litauens mit Polen . 486
a) Wladislaw II. Jagiello 487
b) Die ersten Jagiellonen 491
B. Die innere Entwicklung Polens und sein Verhältnis zu Litauen 493
a) Witold und die Verfassung von Horodlo 493
b) Kasimir IV. Andreas 497
c) Die polnische Gesetzgebung unter den Söhnen Kasimirs IV. 499
8. Rußland von 1260 bis zu seinem Eintritt in die europäische Staatenwelt (das Wolga-Zeitalter) 501
A. Moskau von Daniel Alexandrowitsch bis auf Wasilij II. (1263—1463) . . . 501
B. Die Sammlung Rußlands unter Iwan III. bis zu Iwan IV. (1462 bis 1584) 503
a) Iwan III. 504
b) Wasilij III. Iwanowitsch 507
c) Iwan IV. der Grausame 507
C. Das Ende des Hauses Rurik 512
D. Das Aufkommen der Romanows . . 514
9. Das Aufsteigen und das Sinken der polnischen Macht 515
A. Die Entscheidung der polnischen Politik im Jahre 1515 515
B. Die zwei letzten Jagiellonen 519
a) Die Behandlung der religiösen Frage 523
b) Die Behandlung staatsrechtlicher Fragen 526
C. Polen als Wahlreich bis zum Jahre 1648 529

	Seite
a) Heinrich von Anjou	529
b) Stephan Báthori	531
c) Das Haus Wasa	533
10. Die Kosaken	538
A. Die Anfänge der Kosaken als tatarischer Grenzwehr	538
B. Das Aufblühen des Kosakentums in seiner polnischen Zeit	540
a) Peter Konaszewicz	541
b) Peter Mogila	543
C. Bogdan Chmelnicki; die Unterwerfung unter Moskau	545
D. Das russische Zeitalter des Kosakentums	547
11. Das letzte Jahrhundert des polnischen Reichs	549
A. Polen von Jan II. Kasimir bis auf Jan III. Sobieski; das liberum veto	549
B. Das kursächsische Zeitalter	552
C. Der Ausgang der polnischen Selbständigkeit	555
12. Rußland seit seinem Eintritt in die europäische Staatenwelt	556
A. Der Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion bis 1680	556
B. Peter I. der Große (1682—1725)	559
C. Die drei letzten Viertel des 18. Jahrhunderts	567
a) Von Katharina I. bis auf Elisabeth	567
b) Katharina II.	570
D. Fortschritt und Reaktion im 19. Jahrhundert	576
a) Von Paul I. bis auf Nikolaus I.	576
b) Rußland seit Alexander II.	578
E. Kriegerische und politische Erfolge Rußlands seit 1680	580
a) Die sogen. orientalische Frage	581
b) Rußland in Asien	588
F. Rückblick und Ausblick	591
a) Der Zusammenhang zwischen Bodennatur und Absolutismus	591
b) Die russische Kulturfeindschaft	594
Register	597

I. Das Griechentum seit Alexander dem Großen.

Von

Professor Dr. Rudolf von Scala.

1. Der Hellenismus.

A. Die Weltstellung des Griechentums.

a) Das Griechentum vor Alexander dem Großen.

Die lange Nachbarschaft mit Illyrern, Kleinasiaten, Thrako-Phrygern hat die sprachlichen Verhältnisse der griechischen Stämme beeinflußt. Außerdem mußte das Griechentum, das sich bei seiner Ausbreitung vielfach auf bereits besiedeltem Boden niederließ, in seiner Eigenart kulturell tiefgehende Anregungen erhalten.

Der geradlinige, weite Entwicklungsgang der griechischen Religion vom Fetischismus zu einer Religion mit ethischem Gehalte, wie sie die eleusinischen Mysterien mit ihrem Kern der Mutterliebe darstellen, ist echt griechisch-national gewesen. Aber nicht bloß die nachbarlichen Spuren sind in den verschiednen Landschaften deutlich zu erkennen — auch der Untergrund fremder Bevölkerungsbestandteile schimmert durch, wie sehr auch die nichtgriechischen Volksteile überdeckt werden, so daß von einer eigentlichen Mischbevölkerung nicht häufig gesprochen werden kann. Wie die katholische Kirche altheidnische Kulte aufgenommen und christianisiert hat, so werden die Gottheiten der ältern Bevölkerungsschichten von den Griechen mit den Örtlichkeiten ihrer Verehrung übernommen: die Erdgottheiten (Bd. IV, S. 272) und Naturgottheiten der kleinasiatischen Bevölkerung, die orgiastischen Kulte der Thraker, wie später semitische und ägyptische Gottheiten. Fremdartig, ungriechisch mutet uns mit dem abgeschloßnen Priestertume, den verschnittnen Tempeldienern der Dienst der ephesischen Göttin an, die wie die Rhea auf Kreta der kleinasiatischen Urbevölkerung angehört. Die große Naturgöttin Ma, die Mutter alles Lebens, der die Tiere des Walds zu Füßen liegen, die mit Löwen fährt, verehrt man auch dort, wo man der Sonne am nächsten ist: auf hohen Bergesgipfeln, die zuerst ihr Flammenkuß berührt.

Wenn der Meisterpinsel des Herbstes Busch und Strauch noch im Tode verschönt, dann trauern die Phryger in heißem Schmerz um ihren großen Gott; regt sich aber im Frühjahre der so lange erstorbnen Natur geheimnisvolles Weben und Werden, dann zieht im Tanz und mit wilder Musik des Volkes Jugend hinaus, im Frühlingserwachen die Auferstehung des Gottes Sabazios zu feiern — die Griechen haben in dem thrakischen Dionysos eine verwandte Gottheit übernommen (vgl. Bd. IV, S. 83). Vielleicht mit diesen so musikalisch geübten Kulten mag die damit in Verbindung stehende Musik bei den Griechen Eingang gefunden haben: während die griechische Musik nur eine Mollskala kennt, die beim Auf- und Absteigen dieselben Klänge enthält, also des Leittons entbehrt, ist die nunmehr eindringende phrygisch-lykische Musik Dur-Musik, etwa mit den Dur-Tonarten der schottischen (gälischen) Volkslieder übereinstimmend. Als Verkörperung dieser Beeinflussung wird der phrygische Musiker Olympos aufgefaßt, wie sich überhaupt das Bewußtsein dieser Kulturübertragung in den Namen und in der Geschichtsauffassung überraschend lange erhalten hat.

Der durchaus griechisch gewordne Apollokult wieder beruht vielfach auf der Verehrung des lykischen Sonnengottes; Apollon, Artemis und Leto sind noch in hellenistischer Zeit für Lykien heimische Götter; lykische Sänger auf Delos, wie Olen, leben im Gedächtnisse der Griechen fort. Hohe Anziehung hat der Kabirenkult auf Samothrake, semitisch dem Namen, kleinasiatisch dem Wesen nach, auf die Griechen geübt. Die phönikische Astarte von Paphos auf Kypern wurde ähnlich der im sizilischen Eryx übernommen, hier wie zumeist mit den Kultbildern, die sich ja beispielsweise bei der bewaffneten Aphrodite in den Tempeln von Kythera und Sparta, bei dem Athenakultus in Lindos mit hinüber retteten. Auch die semitischen Menschenopfer sind mit dem Kultbild in Akragas (Stier des Phalaris) aufgenommen worden. Und selbst wo die alte Verehrungsstätte nicht unmittelbar im neuen Gebiete der Griechen lag, haben sich die Griechen für alte Kulte begeistert, wie die Kyrenaier für den Kult des widderhörnigen Ammon.

So wird durch anderssprachlichen Untergrund, durch die leichte Aufnahmefähigkeit in religiöser Beziehung die kulturelle Abschließung des Griechentums erschwert. Religiöse Gemeinsamkeit befördert gegenseitige Beeinflussung. Höher stehende Kultur *überträgt* ihre Formen, indem von dem Urtypus phonetischer Schrift, wie er in Syrien oder Arabien geschaffen und in noch wenig veränderter Form in der Inschrift des Moabiterkönigs Mesa (Bd. III, S. 122) erhalten ist, nicht bloß das sidonisch-phönikische und altaramäische, sondern auch das altgriechische Alphabet abgeleitet ist und die semitischen Formen des Handels und Verkehrs, wie sie von den Babyloniern geprägt worden waren (ebenda, S. 37): Maß und Gewicht (auch das Gewicht der Münzen: Bd. IV, S. 57), den Griechen übermittelt werden. Der ägyptische Hohlguß hat Rhoikos, dessen Name sich in Naukratis gefunden hat, und der weitern griechischen Plastik Anregung gegeben; der Buntheit der assyrischen Reliefs ist zum mindesten die Polychromie der griechischen kyprischen Erzeugnisse nachgebildet. Die assyrische Metalltechnik und die lydische Teppichweberei halfen mit, die griechischen Vasen zu verzieren. Die ausgebildete Flächenvermessung des ägyptischen Ackerbaustaats in Verbindung mit der sorgenlosen Muße der ägyptischen Priester brachte die Geometrie auf einen Standpunkt, der Thales und Pythagoras neue Bahnen erschloß.

Tiefgehende Übertragungen fremder Kultur auf die Grundform griechischer Bildung haben so stattgefunden. *Wie* ist diese Übertragung überhaupt *möglich* gewesen? Durch politische Zugehörigkeit zu orientalischen Reichen, durch enge Nachbarschaft, die bald im Kampfe, bald in friedlichen Beziehungen in Handel und Wandel sich auslebt, durch langjähriges friedliches Nebeneinanderleben in denselben Gemeinwesen: die Griechen leben in großen Prozentsätzen *unter* fremder Herrschaft, *neben* Fremden, *mit* Fremden.

Die griechischen Städte Kyperns gehorchen assyrischer Herrschaft, griechische Fürsten erscheinen am Hofe des Königs Assarhaddon und Assurbanipal, die Städte Kleinasiens und Kyrene stehen unter persischen Königen, griechische Städte auf Sizilien unter karthagischer Oberhoheit. So ist schon *politische* Einflußnahme ermöglicht. Und mit Kleinasiaten, Ägyptern, Assyrern, Libyern, Karthagern, Iberern, Kelten, Ligurern, Etruskern, mit italischen Stämmen und Illyrern, mit Thrakern, Skythen und Persern haben sich griechische Truppen gemessen. Griechische Söldner kämpfen im 7. und 6. Jahrhundert in Babylonien, wie ein Lied des Dichters Alkaios zeigt, auch auf der Euphratflotte Sanheribs, und in Ägypten, wie die berühmten Söldnerinschriften von Abu Simbel beweisen. Mit den Königen von Lydien und König Amasis von Ägypten, den Karthagern, mit den Perserkönigen und Thrakerfürsten, mit italischen Stämmen haben griechische Staaten Verträge geschlossen.

Und im friedlichen Handel und Wandel dehnt sich der Horizont der Griechen bis an die Nordküsten Europas und die mittelasiatischen Hochebenen. Die phönikischen Märkte werden durch die ionischen Städte mit Sklaven und Erz versorgt, die Erzeugnisse von Milet gehen über Sybaris nach Etrurien, illyrische Stämme erhalten bis nach Istrien griechische Waren, und die Stadt Epidamnos hat einen eignen Beamten für die Geschäfte mit den Illyrern. Griechische Kunst übt in „rückläufiger Bewegung" starken Einfluß auf die phönikische, deren Terrakottafiguren namentlich griechisches Wesen aufweisen: ionische Locken, das archaische Lächeln, griechische Falten. Typen wie der Silentypus werden von den Phönikern einfach übernommen.

Für die Säulen des Tempels zu Ephesos zahlt Kroisos die Kosten; Griechen fertigen die großartigen Geschenke, die die Lyderkönige Alyattes und Kroisos in den Branchidentempel von Didymoi stiften, so den silbernen Mischkrug auf einem Untersatze von Eisen, den der Jonier Glaukos für Alyattes schuf. Das 600 Amphoren fassende Mischgefäß des Königs Kroisos ist freilich ebenso zweifelhaft wie die angebliche Stiftung nach Delphoi, die vermutlich eher aus einer Beraubung des Branchidentempels und Hinterlegung in Delphoi entstanden ist. Jonische Künstler weilen in Sardes. Mischheiraten zwischen Lydern und Griechen sind an der Tagesordnung: König Alyattes hatte eine Jonierin zur Frau, und eine Tochter des Alyattes war mit dem Epheser Melas vermählt. Der Dichter Alkman, der die lydische Musik verwertet, stammt aus der lydischen Hauptstadt. So erklärt sich der mächtige lydische Einfluß auf die Jonier; schon Xenophanes von Kolophon tadelt seine Landsleute, daß sie in lydischer Üppigkeit mit purpurfarbigem Oberkleid und Goldschmuck im wohlgeordneten Haar einherschreiten; deshalb wandert der lydische Name des bis auf die Füße reichenden Gewands (βασσάρα, vielleicht ursprünglich den zweiten Teil des Kultgewands zu Ehren des Gotts Bassareus — den Fuchspelz — bezeichnend) in griechisches Sprachgebiet (ebenso das lydische κύπασσις, vielleicht auch Kothurn). Ein lydischer Geschichtschreiber schreibt sein Werk griechisch.

In dem unteritalischen Cumä müssen Etrusker, Latiner, Umbrer, Osker, Sabeller geweilt haben, die das griechische Alphabet in ihre Heimatsgaue brachten; der Ruhm des kumanischen Apollon als eines Heilgottes hat Rom bewogen, den Gott bei einer schweren Seuche aufzunehmen und den sibyllinischen Büchern eine stets beachtete Stellung einzuräumen. Aus Anlaß einer schweren Mißernte halten die griechischen Götter Demeter, Dionysos, Kore ihren Einzug in Rom und erhalten einen Tempel, den die griechischen Künstler Damophilos und Gorgasos ausschmücken; aus Kampanien kommen Priesterinnen für die Geheimfeier der Demeter, und an die Getreideeinfuhr aus Unteritalien und Sizilien knüpft sich die Einführung des Gottes Hermes und die Gründung seines Tempels (der im Zusammenhang mit einer Getreidebörse steht), an den überseeischen Handel mit Griechenland die Verehrung des Beherrschers der Wogen, Neptunus. Die Philosophie des Pythagoras zieht Angehörige unteritalischer Stämme in ihren Bannkreis. Griechische Gesetzgebung beeinflußt die langsame Entwicklung der italischen Verfassungen, vor allem aber die Kriminalgesetzgebung von Rom. Der Kampf ums geschriebne Recht verpflanzt sich von Griechenland nach Italien, und politische Losungsworte mögen denselben Weg gegangen sein. Griechische Kunst beeinflußt italische Stämme und Städte: etruskische Künstler müssen etwa so wie lykische Künstler in Griechenland ihre Studien gemacht haben, griechische Dichtungen werden ins Etruskische übersetzt.

Frühzeitig spinnen sich Kulturbeziehungen zwischen Persern und Griechen. Nicht bloß mit griechischer Siegesbeute prunken die persischen Königsschlösser, wie mit dem 1901 in Susa

gefundnen ehernen Hammelknochen, den die Griechen aus erbeuteten Rüstungen zusammenschmieden ließen und dem Apollon von Didymoi darbrachten, mit dem Standbilde des Gottes, das Kanachos von Sikyon geschaffen hatte. Auch die Paläste von Susa selbst müssen griechische Künstler gebaut und ausgeschmückt haben. Nur einer von ihnen, Telephanes von Phokaia, am Hofe des Dareios thätig, wird uns genannt; aber ihre Spuren zeigen sich in der ganzen Architektur, in der harmonischen Übereinstimmung zwischen Innenräumen und Fassade, in den großen Audienz- und Säulenhallen (apadâna), in den kanellierten Säulen und ihren Basen. Die freie, vom assyrischen Stil sich trotz aller Ähnlichkeit scharf abhebende Behandlung des Gewands, der Haare, die Zeichnung des Auges, die Darstellung des Schreitens ist durchaus griechisch. Neben griechischen Künstlern, die den Aigineten am nächsten gestanden haben müssen, sind noch zahlreiche griechische Kunstwerke (Harmodios und Aristogeiton, Apollon) nach Persien gekommen, die dann mustergebend gewirkt haben.

Ebenso ist die persische Kleinkunst griechisch. Die prachtvolle Amphora, deren zwei Henkel im Louvre und im Berliner Antiquarium eine Ruhestätte gefunden haben, mit ihren ionischen Akanthusblättern und ihren persischen geflügelten Steinböcken ist so gut griechisch, wie der goldne Mischkrug des Theodoros von Samos, wie der goldne Weinstock mit smaragdnen Trauben, der den Thron der Achämeniden beschattete, und die goldne Platane, Meisterwerke, die Antigonos Monophthalmos einschmelzen ließ. Zahlreiche Gemmen sind von Griechen für Perser in orientalischer Auffassung, aber mit griechischen Motiven geschaffen worden. Da wird auf einem Chalkedonzylinder aus Kertsch Dareios, den Rebellen Gaumata züchtigend, dargestellt, der letztere im griechischen Knielauf; eine andre Gemme enthält eine Kultusszene, wie eine persische Königin vor eine Gottheit tritt: nach griechischer Art ist der Mantel als Schleier über ihren Hinterkopf gezogen. Jagdszenen weisen in der Naturwahrheit der Hirsche und Bäume griechische Arbeit mit persischer Keilschrift auf. Ja, sogar die politische Zerfahrenheit der Griechen wird auf einer solchen persischen Gemme in einer uns ergreifenden Weise zum Ausdrucke gebracht: ein vornehmer Perser hält zwei gefangne nackte Griechen an einem Stricke gefesselt und als Wächter der Gefangnen erscheint — ein Grieche in voller Rüstung.

Auch sonst wird griechische Bildung von den Persern benutzt: der griechische Arzt Demokedes von Kroton wirkt am Hofe des Dareios, der erste einer Reihe von Leibärzten am persischen Hof, und muß eine Forschungsreise unternehmen; ein karischer Entdeckungsreisender, Skylax von Karyanda, beschreibt seine gleichfalls im Auftrage des Dareios unternommne Reise, die den Kabulfluß und den Indus hinab in den Ozean geht, in griechischer Sprache. Aus dem innigen Verkehr erwächst schließlich auch die Ehrfurcht, die die persischen Könige vor den griechischen Göttern hegten: hierfür spricht laut der bekannte Erlaß des Dareios an den Statthalter Gadatas, der diesem die königliche Unzufriedenheit ausdrückte, da er den Angestellten des Branchidenheiligtums Steuern auferlegt hat. Dem delischen Apollon wurden dreihundert Talente Weihrauch geopfert und all seinen Unterthanen vollste Sicherheit zugesichert. So ergibt sich ein ganz andres Bild aus dem Kulturverkehr zwischen Griechen und Persern als aus den Perserkriegen der herkömmlichen Geschichte.

Die phrygische Kunst hat ebenfalls Anregungen aus Griechenland bezogen: an die Stelle der einheimisch phrygischen Grabfassaden mit ägyptischen Pylonen, karisch-mykenischen Löwen tritt die griechische Tempelfassade: die Gräber von Ayazinu zeigen uns die steigende griechische Einflußnahme, bis endlich eine Grabfassade von Gherdek-Kaiasi alle Merkmale eines dorischen Tempels trägt.

Aber die Griechen leben nicht bloß unter Fremden und neben Fremden — dasselbe Gemeinwesen umschließt mitunter auch fremdsprachige Bestandteile: die Griechen leben auch mit Fremden in innigster Beziehung.

Verstreut über den weiten Raum des Mittelmeers, am Wüstensaum der Hochebene von Barka, an den fruchtbaren Ufern des Rhone, an den Abhängen des Ätna, in den Berglandschaften von Epeiros, an den Küsten des Schwarzen Meers, im Nilthal haben sich die seltsamsten Städtetypen entwickelt, dem Land angepaßt und doch der gemeinsamen Heimat nicht untreu.

Auf ganz griechischem Boden, wie auf Lemnos und Kreta, haben sich vorgeschichtliche Schichten bis in die Zeiten der Schrift erhalten (sogen. tyrrhenische Inschrift von Lemnos und eteokretische Inschriften von Praisos). Die Umgangssprache von Ephesos ist lydisch durchsetzt, die von Tarent weist italische Bestandteile auf; die Stadt Perinthos hat eine thrakische Stammesabteilung (Phyle), den Byzantern dienen thrakische Bithyner als hörige Sklaven, den syrakusanischen Grundherren Sikeler als Zinsbauern. Die Kleinstädte der Athoshalbinsel bewohnt eine thrakische Bevölkerung, die doch schon so weit gräzisiert ist, daß sie Griechisch als Umgangssprache gebraucht, während in Städten des heutigen Südfrankreichs iberische und griechische Viertel vorhanden sind und namentlich von hier aus jene Beeinflussung nördlicher, besonders keltischer Kultur durch die griechische ausströmt, die wir als La-Tène-Kultur zu bezeichnen gewöhnt sind (Bd. I, S. 172). Griechische Sprache, Schrift und Erzeugnisse verbreiten sich in rein keltische Gegenden; aus diesem Miteinanderleben gehen jene Nachahmungen griechischer Götter und Buchstaben auf keltischen Münzen hervor, die von der Seinemündung bis nach Böhmen, auf der Handelsstraße bis zum Niederrhein und bis nach Norditalien verbreitet sind.

In Ägypten stehen die griechischen Enklaven, die griechische Söldnerschaft von Daphne (Tell Defennet) und die griechische Industrie- und Handelsstadt Naukratis in lebhaftem Verkehre mit den Ägyptern, nach deren Sitte man Skarabäen fertigt und ausführt, und mit denen man in guter Nachbarschaft einen ganzen griechisch-ägyptischen Sagenkreis schafft. Damals ist das hübsche Märchen vom Schatzhaus des Rhampsinit (Bd. III, S. 656) entstanden, das durchaus nicht ursprünglich ägyptisch, sondern eine Nachbildung der Sage von Trophonios und Agamedes ist, die das Schatzhaus des Königs Augeias von Elis erbauen. Damals ägyptisieren die Priester die Sage von Proteus und dem ägyptischen Könige, der Helena dem Alexandros entriß, um sie ihrem Gemahl zu übergeben. Freilich sieht diese Verhaftung des Paris in Ägypten fast danach aus, als wäre sie eine frivole Travestie der griechischen Sage. In Nachahmung griechischer Spiele wurde die Festfeier des Perseus mit gymnischen Kämpfen in Chemmis begangen; ja der ganze delische Mythenkreis wird in Ägypten festgelegt und auch dort ein schwimmendes Eiland entdeckt. Bei diesem reichen geistigen Wechselverkehre zwischen Griechen und Ägyptern mögen auch die die Pflanzenkapitäle der Ägypter umschnürenden Bänder, die annuli der dorischen Säulen übernommen worden sein. König Necho weiht nach dem Siege über König Josia von Juda bei Megiddo sein Kriegskleid dem Apollon der Branchiden, und die auf S. 4 erwähnten ältesten datierten griechischen Inschriften 590/589 stammen von einem Zuge des Königs Psammetich II. gegen Äthiopien, an dem sich griechische Söldner beteiligten (vgl. Bd. III, S. 665); sie sind hoch oben in Nubien bei dem herrlichen Felsentempel von Abu Simbel, an dem Bein eines Ramseskolosses eingegraben.

Amasis, der Philhellene, gibt einen Beitrag zum Wiederaufbau des Tempels von Delphi, stiftete in dem Tempel von Lindos einen Linnenpanzer, bei dem jeder Faden aus 360 Fäden, entsprechend den Tagen des ältesten Jahrs, zusammengedreht war, und sandte nach Sparta

Geschenke. Unter ihm wurden die Wohnsitze der Griechen vom pelusinischen Nilarme nach Memphis verlegt und ihnen außerdem ein Ort im Delta, das spätere Naukratis (Bd. III, S. 666), angewiesen, der ganz aus dem ägyptischen Staatsverbande gelöst wurde und vollkommen freie Verwaltung erhielt. Treu ihrer Sprache, ihren Sitten und Bräuchen, errichteten hier die Griechen ein gemeinsames Heiligtum, das Hellenion, für alle griechischen Kolonien in Ägypten, die sich von da ab immer rascher vermehrten und bis tief in die Wüste erstreckten; in der großen Oase Uah el-Chargeh (7 Tagereisen von Theben entfernt) hatten die Samier ein Handelsemporium angelegt. In Naukratis begegnet uns der Bruder der Dichterin Sappho als Weinhändler; der Dichter Alkaios hält sich in Ägypten auf, während sein Bruder im Dienste Nebukadnezars sich auszeichnet. Die bedeutendsten Männer Griechenlands kommen teils wirklich nach Ägypten, teils schöpfen sie der Sage nach von diesen neu erschloßnen Quellen Weisheit: Solon und Pythagoras weilten sicher in Ägypten. Damals dringen die Bezeichnungen für starke (*φώσσων* und *ἡμιτόβιον*) und feine Linnen (*σινδών*), für franſenverzierte Leinenröcke (*καλάσιρις*) aus dem Ägyptischen ins Griechische ein.

In Epeiros, Akarnanien, Aitolien liegen drei Bevölkerungsschichten, eine gemeingriechische (aiolische oder thessalische), eine illyrische und eine korinthische (oder nordwestgriechische) Schicht übereinander, und als Mischvölker wurden diese Stämme von den Griechen gewöhnlich angesehen. Ja angesichts des starken illyrisch-thrakischen Einschlags bei den Makedonen konnte es einer partikularistischen Bewegung gelingen, die Makedonen zu Barbaren zu stempeln (Bd. IV, S. 292).

Die zahlreichen karischen Personennamen von Halikarnassos erweisen die kräftige Vertretung der Urbevölkerung, ebensowohl wie die Nennung von Milesiern nach der Göttin Hekate die Kraft des karischen Kults; daß die Väter des Thales (Hexamyes), des Bias (Teutamos), der Oheim Herodots (Panyassis) sicher, der Vater (Lyxas) wahrscheinlich karische Namen tragen, wie solche auch ebenso auf Samos vorkommen (Cheramyes), wie auf Kos, beweist die starke Blutmischung. Eine solche kommt auch in griechisch-libyschen und in griechisch-thrakischen Bezirken vor: Hegesypyle, die Gattin des Miltiades, ist eine thrakische Prinzessin, Thukydides stammt von deren Vater Oloros, die beiden Dion und der Geschichtschreiber Arrian haben thrakisches Blut in sich.

Im Adels- und Bauernstaate Lykien hat das Griechentum die Rolle des erwerbenden und handeltreibenden Bürgertums errungen und griechische Kunstfertigkeit allenthalben verbreitet. Dynasten von Lykien schlagen Münzen, die sie mit der persischen Tiara zeigen, aber auf der andern Seite mit dem Bilde der Göttin Athena geschmückt sind. Denkmäler werden den Fürsten gesetzt, die sie in lykischer und griechischer Sprache rühmen, und ein attisches Epigramm auf der Columna Xanthia preist den Harpagiden, daß er mit der Städtevernichterin Athenaia viele Hochburgen zerstörte und dem Zeus mehr Tropaien geweiht hat als irgend ein Sterblicher. Griechen mit den Dynasten zusammen bestimmen in doppelsprachigem Übereinkommen die Ordnungen von Festfeiern, wie die Inschrift von Isinda beweist. Die Münzen der Städte Mallos, Issos und andrer Plätze an der kilikischen Küste haben griechische Aufschrift neben der aramäischen.

Die Griechenstädte des bosporanischen Reichs wie das von den Milesiern gegründete Pantikapaion (beim heutigen Kertsch), terrassenförmig die Hügel hinanklimmend, haben nicht bloß die phrygische Mutter aufgenommen, sondern, da auch Skythen im selben politischen Verbande leben, die äußern Lebensgewohnheiten vielfach denen der Skythen angepaßt. So stecken ihre Füße in ganz und gar ungriechischen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Meisterwerke griechischer

Kunst wie die Silbervase von Kertsch entstammen diesen Städten; aber orientalischer Einfluß zeigt sich trotzdem immer stärker in der Anlage von ungeheuern Grabgewölben, Besetzung der Gewänder mit Goldblättchen, in der Annahme der persischen Mitra und des goldnen Diadems als königlichen Kopfschmucks (vgl. Bd. IV, S. 77 ff.). Auch Olbia hat in lebhaftem Verkehre mit den Skythen und unter skythischem Einflusse gestanden (vgl. Bd. IV, S. 271). Auf der Wasserstraße Dnjestr-Bug-Narew wird lebhafter Handel bis zu den Weichselmündungen unterhalten, und an der Karawanenstraße nach Mittelasien, die noch heute Wichtigkeit besitzt und die Linie der künftigen Querbahn (Bd. II, S. 221) angibt, lag mitten im Waldland eine Stadt, aus Holz gebaut, von Palissaden umgeben; dort siedeln hellenische Ackerbauer und Pelzhändler, die aus der Sprache der Nachbarvölker viel herübergenommen hatten und heimatfern mitten im nordischen Waldland ihre Götter, vornehmlich Dionysos, ehren: daß hier griechischer Handel blühte, zeigt auch eine an der Obwa gefundne griechische Tasse, die den Streit zwischen Odysseus und Ajax darstellt, und eine in Perm gefundne Hygieia.

So ist das griechische Volk in beständigem Wechselverkehre mit allen Völkern der Oikumene, des damaligen Kulturerdkreises, zu seiner Reife emporgewachsen. Die alten Einigungsmittel, die Nationalspiele, die die Griechen der verschiedensten Gegenden vereinten, die gemeinsamen religiösen Mittelpunkte haben an einem Teile des äußern Rands aufgenommne Förderungen rasch zum Gemeingute des ganzen Volks gemacht. Erst als alle geistige Einfuhr unnötig geworden war, da ward der nationale Schutzstaat, durch festesten Abschluß der einzelnen Stadtstaaten, errichtet, und erst das perikleische Athen sieht Mischehen mit Nichtathenerinnen als ungiltig an.

Und trotz aller Zentralisation im Herzen hat dies kraftvolle Land so viel Blut in all seinen Gliedern, daß vom Westgriechentum aus, das unter der Herrschaft der beiden Dionyse die östlichen Sikeler in sich aufnimmt, mächtige Beeinflussung ausgeht, die herrlichen Münzen des Euainetos von Syrakus ebensowohl von den Semiten in Segesta, Motye und Panormos, wie von den Satrapen des Perserreichs, Pharnabazos und Tarkamos, nachgeahmt werden, griechische Götter und griechische Kunst in das Westsemitentum übergehen. Griechen helfen in der Folge die Befreiungsschlachten Ägyptens schlagen und haben anderseits auch den Persern Söldner und Feldherren in diesem Kampfe gestellt; Griechen dienen am persischen Hof als Leibärzte und schreiben persische Geschichte, sich der Kenntnis einheimischer Quellen mit sehr fraglichem Rechte rühmend; Griechen wie der Rhodier Memnon wären die beste Stütze des persischen Reichs gewesen, wenn nicht Neid und Mißtrauen der persischen Großen sie gelähmt hätte, und griechische Söldner sind von dem Zuge des Kyros bis auf den Verzweiflungskampf des Dareios Kodomannos hervorragende Truppen des Perserreichs gewesen. So hat das griechische Volk selbst im Entscheidungskampf unter Alexander die besten Kämpfer und die besten Köpfe auf beiden Seiten gestellt und zur selben Zeit noch in verschwenderischem Reichtum die Oikumene mit seiner Kultur durchtränkt.

b) Die Weltstellung des griechischen Volks unter Alexander dem Großen.

Mit Alexanders Reichsgründung (Bd. IV, S. 295) war für den Osten eine Ausbreitung griechischer Kultur, ein Austausch östlicher und westlicher Erzeugnisse, eine Vermischung barbarischer und griechischer Stammesart verbunden, wie sie die antike Welt in diesem Maße vorher doch noch nicht gekannt hatte. Iberische Stämme Spaniens, keltische Clans in Südfrankreich, etruskische Städte, italische Kunstübung, ägyptisches Heerwesen und ägyptische Sage, lykische Gräberarchitektur und karische Denkmäler, skythische Goldarbeiten, persische Palastbauten

haben zwar früher schon unter griechischem Einflusse gestanden, so daß die Griechen weit mehr als durch ihre innern Kämpfe in ihrer Rolle als Zivilisatoren des Mittelmeerkreises ihre weltgeschichtliche Bedeutung erstritten. Aber nun wird die alte griechische Kolonisationsthätigkeit, die zwei volle Jahrhunderte aufgegeben war, wieder aufgenommen in einem weiten Reichsgebiete, dessen politisches Leben griechisch, dessen Verwaltung persisch, dessen Herrscher griechisch, dessen Heer griechisch ist. Die Gründung von Alexandrien und Neubelebung von Babylon hat Weltstädte im Oriente geschaffen, deren geistige und materielle Hochkultur sie zu Mittelpunkten des neuen Alexanderreichs machen mußte. Der ganze Strom des Reichtums ergoß sich in den Westen; die lange aufgestapelten Schätze der Achämeniden werden dem Kreislaufe der Güter zurückgegeben, und die chaldäischen Beobachtungen und Berechnungen, die auf Jahrtausende zurückgingen, werden der griechischen Astronomie nutzbar gemacht. Schon Pytheas, später Hipparch, benutzen für die Entfernungen von Sternen babylonische Maße. Ja auch die politisch-religiösen Überlieferungen Babylons, die schon die assyrischen Herrscher in ihren Bann gezwungen hatten und ihnen die Krönung in Babylon als abschließende Weihe erscheinen ließen, spielten in dem Weltkönigtum Alexanders eine große Rolle und paßten wunderbar in die theodynastischen Pläne: neben der Anlage von Häfen und Werften bildete der Aufbau des Marduktempels Esaggil (vgl. Bd. III, S. 16. 22. 30 und 144) einen wichtigen Zukunftsplan Alexanders.

Das Griechentum hat nun diese eroberten Länder zu wirklichem geistigen Besitz erworben. Im Reichsarchive zu Babylon wurden jene Generalstabsberichte hinterlegt, die eine genaue Vermessung des eroberten Lands enthielten: eigne Beamte, Bematisten (Schrittzähler), hatten für die Abschreitung der Entfernungen zu sorgen. Statt der aus dem Karawanenverkehre mit den östlichen Gegenden stammenden Angaben, deren Unsicherheit Aristoteles so lebhaft beklagte, treten sichere Zahlen auf. Der Lauf des Indus und Ganges, die Insel Taprobane (Ceylon) werden bekannt. Vor allem haben die Berichte des Nearchos von Kreta eine wissenschaftliche Eroberung der Küste zwischen Indus und Euphrat geliefert. Im Dezember 323 war dieser bedeutendste aus dem wissenschaftlichen Stab Alexanders mit seiner Flotte, für die der Himalaya das Holz geliefert hatte, in den persischen Golf eingelaufen; seiner Feder entstammt zweifelsohne jener wundervolle Bericht über die Flutpflanzen (die am Strande wachsenden und weit ins Meer hinaus sich vorschiebenden Mangroven mit ihren Stützwurzeln), der uns noch bei Theophrast erhalten ist. Wie Alexander die Erforschung des Kaspischen Meers und seines Zusammenhangs mit dem Weltmeere Herakleides übertrug — seine Anordnung ist durch seinen Tod überholt worden —, so hat er dreimal die Umschiffung Arabiens versuchen lassen; allein das Kap Musandam, das wilde Brandung umtost, hat weder Archias von Pella, noch Androsthenes von Thasos, noch Hieron von Soloi zu umfahren vermocht. Aber dem zweiten aus dieser Seefahrerreihe verdanken wir die meisterhafte Schilderung der Bahreininsel Tylos, mit ihren blühenden Gärten und frischen Quellen, auf der Androsthenes Dezember 324 bis Januar 323 weilte. Hier wird die Erscheinung des Pflanzenschlafs entdeckt, und schön beschrieben, wie sich die Ficus-Blättchen der indischen Tamarinde für die Nacht zusammenfalten; die Baumwollpflanzungen, die so sehr an die heimische Rebe erinnern, werden studiert, so daß wir auch an dieser, gleichfalls bei Theophrast erhaltnen Schilderung eine glänzende Erläuterung besitzen, wie ganz anders dieser Alexanderzug die eroberten Gebiete erschloß, als etwa die arabische Eroberung, die wenig genug auf dieser merkwürdigen Insel sieht. Wir wissen nicht, wer aus dem Stab Alexanders die Beobachtungen überliefert hat, die wohl 326 bei der Rast am Zusammenflusse des Hydaspes und Akesines an den Banianen gemacht wurden, wer im

nordwestlichen Himalaya die Baumarten so genau schied, wer die geschlechtliche Fortpflanzung der Pflanzenwelt am Zitronatbaum erkannte. Wie nahe auch Übertreibung gerade bei der Beschreibung der riesigen indischen Feigenbäume lag, bei denen die Bematisten den Umfang der Laubkrone auf 1300 m feststellten (also weit hinter den heute noch vorhandnen Baumriesen von Nerbuda zurückbleibend), wie schwierig auch die Erklärung der Luftwurzeln war, die aus den ältern Ästen kommen und zu Stützwurzeln werden, überall bewundern wir, wie mit offnen Augen und sicherm Verständnisse diese Erscheinungen erfaßt werden. Nichts ist uns von den Berichten des Bergbautechnikers Gorgos erhalten, der wohl im Auftrag Alexanders die Gold- und Silbergruben wie die Salzlager im indischen Königreiche des Sopeithes erforschte, und verschollen ist die Abhandlung des Kleon von Syrakus über Häfen; aber die Weite der Gesichtspunkte, nach denen die neue Welt aufgeschlossen wurde, wird uns aus solchen abgebrochnen Trümmern lebendigster Geistesthätigkeit klar.

Die geistige Eroberung des Orients gelang so durch die lebendige Beobachtungsgabe des Westens. Aber die Vermählung des Morgen- und Abendlands, die auf dem Hochzeitsfeste zu Susa gefeiert ward (Bd. IV, S. 127), ist eine Sklavenehe geblieben, in der das Morgenland der Tyrann war. Zwar die Aufnahme der Perser und andrer Stämme in den großen Rahmen des makedonischen Heers bedeutete noch den Sieg der westlichen Organisation; aber die geplante Aufnahme persischer Truppen in die makedonische Phalanx hätte schon diese selbst zersprengt.

Und doch schien Alexandern die politische Organisation der Weltstellung des Griechentums, die Weltherrschaft, nur durch eine Verschmelzung der Völker möglich. Völkerversetzungen aus Asien nach Europa und aus Europa nach Asien sollten dem mit religiöser Weihe umgebnen Weltkönigtume die aufgelösten Massen schaffen, die nur mit der Dynastie Verbindung, aber keine unter sich besaßen. In der Ferne schien die hellenische Polis, der Stadt-Staat, die erwünschte Trägerin einer neuen Kultur; in der Heimat jedoch konnte das alte Verfassungsleben gefährlich werden, so daß mit Zurückdrängung aller Erinnerungen an den Korinthischen Bund (Bd. IV, S. 294) Erlässe von Alexander ausgingen, die die Heimkehr der Verbannten anbefahlen, achäischen und arkadischen Städten gemeinschaftliche Versammlungen untersagten. Besatzungen wurden in Städte gelegt, Tyrannen wurden begünstigt oder verurteilt, so daß das orientalische Großkönigtum über alle westliche Entwicklung gesiegt zu haben schien.

Im Osten läßt sich die Anknüpfung der Alexanderherrschaft an die unter der persischen Reichsorganisation ruhenden Unterschichten nirgends verkennen. Wir sehen, wie Alexander das religiöse Bewußtsein aller Ägypter und Babylonier, vielleicht auch die politischen Überlieferungen der letztern für seine Zwecke ausnutzt, wie er der Stadt Sardes und den Lydern das alte lydische Recht wieder zurückgibt.

Hof- und Beamteneinrichtungen werden dagegen von Alexander zum großen Teil aus dem persischen Reich übernommen. Hier hat schon sein Vater Philipp den Beginn gemacht, indem er eine persische Sitte, die militärische Erziehung vornehmer Jünglinge am Hofe, nachahmte: nicht das Studium von Herodots Geschichtswerk und Xenophons „Anabasis", sondern der Verkehr persischer Flüchtlinge am makedonischen Hofe wird zu dieser Einflußnahme geführt haben. Nun gilt die persische Hoffitte: das Küssen der Erde, die Vielweiberei, das persische Staatskleid, das persische Strafgesetz (so bei Bessos), und mit den persischen Hofbeamten werden auch die Eunuchen übernommen. Der Wesir (bei Ktesias ἀζαβαρίτης, bei Hesychios ἀζαραπατεῖς = armenisch hazarapet, von hazar, tausend, als Befehlshaber der 1000

äpfeltragenden Leibwächter; vgl. die Erklärung der Tafel bei S. 145 des III. Bands) heißt schon seit den Persern des Äschylos griechisch Chiliarch, ein Name, der nun amtlich von Hephaistion getragen wird; zum Oberkammerherrn (εἰσαγγελεύς) wird Chares von Mytilene ernannt, und der oberste Schreiber nimmt eine hervorragende Stellung ein. Nach alter persischer Sitte werden im neuen makedonischen Weltreiche die amtlichen Protokolle und königlichen Tagebücher weitergeführt: gerade diese königlichen Tagebücher Alexanders bilden den Kern der Überlieferung, auf dem unsere Kenntnis der Alexanderzeit ruhen soll, der aber freilich dank der spätern Romanlitteratur nicht immer erkennbar und ganz überdeckt ist. Ein größeres Stück, das die letzten Tage Alexanders umfaßt, ist uns ziemlich vollständig erhalten. Das persische Straßennetz ist ebenso wie die persische Reichspost als Grundlage des Verkehrs festgehalten worden, als Grundlage der Reichsverwaltung die alte Satrapien-Einteilung, freilich in straffer Zusammenfassung und Anschmiedung an den Reichsmittelpunkt, indem der Heeresbefehl und die Finanzverwaltung von dem Satrapenamte getrennt wurden, zudem das Recht der Münzprägung und des Söldnerhaltens verschwand.

Wie ein Sinnbild der Weltstellung des griechisch-makedonischen Königtums erscheint das letzte Lebensjahr Alexanders. Da treffen Gesandtschaften aus den Quellgebieten des Blauen Nils und aus den südrussischen Steppenländern: aus Äthiopien und dem Skythenlande, von Iberern, Kelten, Brettiern (Bruttiern), Lukanern und Etruskern, vor allem aber aus Rom und Karthago bei Alexander ein; da soll Arabien umschifft und eine Bewässerungsregelung des Euphratlands durch Niederlegung der Wehre, Reinigung der Kanäle, Deichbauten begonnen, die Küste und die Inseln des persischen Meerbusens besiedelt werden (vgl. Bd. IV, S. 128); Tempelbauten sollen sich an uralt heiligen hellenischen Stätten (auf Delos, zu Dodona und Delphoi) wie in der Heimat zu Dion, Amphipolis und Kyrrhos erheben. Das alte Kulturerbe des Ostens und die Thatkraft des Westens schienen sich zu verbinden, und Griechisch war die Sprache des vorderasiatischen Kulturkreises geworden, wie es einst vor einem Jahrtausend das Babylonische war. Und dieses Alexandererbe blieb. Mochten mit dem Sommerabende des Jahres 323 (13. Juni), da in die leidenschaftlich erregte Menge zu Babylon die Kunde schlug, daß er tot sei und die Welt ohne Herrn, die sonstigen Pläne ersterben und die Zertrümmerung des Riesenreichs ausgesprochen sein — die Schaffung eines neuen, den alten Orient zum Teil umspannenden Kulturkreises geht von Alexander aus. Kein römisches Weltreich, kein weltumfassendes Christentum, kein byzantinisches Reich mit Kleinasien, Syrien, Ägypten als Provinzen wäre ohne diese Alexandermonarchie möglich gewesen.

Zur Zeit, da die Kenntnis der Erde durch die Alexandersiege sich nach dem Osten unendlich erweitert hatte, zog ein kühner Seefahrer von Massilia aus, von dem Hauptstapelplatze der Erzeugnisse des Nordens, von Bernstein und Zinn, dem Mittelpunkte griechischen Einflusses auf Kelten und Iberer, einer der erfolgreichsten Entdecker, zugleich der erste Grieche, der zu den Germanen kam, Pytheas. Wenn Alexander von Humboldt den großen gemeinsamen Zug, der die Geister des schließenden Quatrocento und der nächstfolgenden Jahrzehnte auf allen Gebieten erfaßt hat, damit kennzeichnet, daß er sagt, „das Zeitalter des Kolumbus war auch die Zeit des Kopernikus, Ariosto, Dürer, Raffael", so können wir darauf hinweisen, daß das Zeitalter des Pytheas auch das Zeitalter des Platon, Aristoteles und Lysipp, das Philipps und Alexanders von Makedonien war.

Kolumbus war in seinem Köhlerglauben hinausgezogen: das beweist sein libro das profecias (vgl. Bd. I, S. 352). Pytheas aber steht nicht allein auf der Höhe der Wissenschaft seiner

Zeit, sondern vermehrt sie mit neuen, für alle Jahrhunderte feststehenden Entdeckungen. Er hat mit verhältnismäßig geringen Beobachtungsmitteln gearbeitet, mit dem Gnomon (Schattenzeiger), einem Stabe, dessen Schattenlänge, zur Mittagszeit der Tag- und Nachtgleiche in ein Verhältnis zur wirklichen Länge des Stabs gestellt, die geographische Breite des Beobachtungsorts ergab. Und trotz dieser unzulänglichen Mittel ist die von ihm bestimmte Höhe von Massilia bis auf 5 Minuten genau. Die alte Meinung, daß der Polarstern am Himmelspole stehe, ist von ihm endgiltig zerstört worden. Und wissenschaftliche Fragen, die Frage nach der Größe des Erdballs, wie weit die bewohnte Erde reiche, treiben ihn in unerforschte Gegenden hinaus: der Polarkreis sollte erreicht werden. Sowie die Grenze des Mittelländischen Meers durchfahren war, zogen die mannigfachsten Erscheinungen den kühnen Forscher an; die Erscheinung der Ebbe und Flut, die noch von Platon sehr merkwürdig erklärt wurde, ist damals zum erstenmal von Pytheas richtig auf den Mond zurückgeführt worden. Zuerst von Südwestwinden getrieben, dann ohne Unterstützung langsamer vorwärts dringend, gelangt er in 13 Tagen an die Nordwestecke Spaniens, und nun geht es ins offne Meer hinaus mit nördlichem Kurs 3 Tage. Der Polos zeigt diese nördliche Richtung, und schließlich wird aus der Polhöhe die geographische Breite bestimmt. West- und Südwestwinde wie die Golfströmung drängen Pytheas ab, und so erreicht er im Glauben, stets nördlich gefahren zu sein, die Westspitze der Bretagne und die Insel Ouessant (Uxisame). Dann umschifft er England, indem er zuerst 13 Tage nach Norden zieht, die nördlichste Spitze Englands und in zwei weitern Tagen die Shetlandinseln erreicht, die er Aibuden nennt: der längste Tag von 19 Stunden, den er angibt, läßt die genaue Berechnung auf die Shetlandinseln zu. Nachrichten von Thule (Island) bringen zu ihm. Geheimnisvolle Erzählungen bringt er mit von einem Gemisch aus Wasser, Luft und Erde, am ehesten noch dem Leuchten einer Meerlunge oder Qualle vergleichbar: die lange unverstandne Schilderung nicht etwa bloß des dichten grauen Nebels, der Erde und Wasser und Luft nicht unterscheiden läßt, sondern des Nordlichts. Dann fährt er zu den Rheinmündungen, bringt bis zur Elbe vor, zu den Teutonen, und zu den Inseln, die zur Zeit der Ebbe landfest werden, zur Insel Abalos (Helgoland?), wohin im Frühjahre die Fluten den Bernstein tragen, und gelangt endlich zur Küste Jütlands.

Hat Pytheas, der Entdecker der Deutschen, aus wissenschaftlichem Interesse seine kühne Entdeckungsreise unternommen und der Wissenschaft riesige neue Gebiete dargeboten, die sie freilich lange aus thörichtem, aber erklärlichem Zweifel in das Gebiet der Fabel verweisen wollte, so mag sich vielleicht auch praktische Erweiterung des massaliotischen Handelsgebiets, ja die Gründung einer Ansiedlung an der Loiremündung an diese großartige Fahrt angeschlossen haben. Die Überschätzung der zurückgelegten Seestrecken und die dadurch hervorgebrachte Annahme von der ungeheuern Ausdehnung Britanniens haben ja Fehler in das Kartenbild des Pytheas gebracht; aber unsere Zeit vermag die hohe Bedeutung des Pytheas als eines der frühsten und erfolgreichsten Entdeckers aller Zeiten ganz zu erfassen.

So umspannt griechischer Wagemut und griechischer Geist die damalige Welt von den Shetlandinseln bis zum heutigen Turkestan, von der Westküste Libyens bis zum Ganges. Die Vermessung Britanniens und Persiens, Nordlicht, Ebbe und Flut im Atlantischen Ozean, wie das Wachstum der Banianen und Mangroven, der Bernstein an der deutschen Küste wie die Gold- und Silbergruben Indiens, die wissenschaftliche Frage nach dem äußern Meer und nach den Grenzen der Erde sind Gegenstände griechischer Forschung, wie die Gesetze sozialer Entwicklung und wie die Gesetze des Denkens selbst. Wie ein Triumphgesang dieses weltumspannenden

Denkens erscheint uns so die Philosophie des Aristoteles (384—322): das Denken selbst ist die immaterielle Gottheit, die Ursache aller Bewegung, das absolute Selbstbewußtsein.

Die Einsicht in die Gesetze des menschlichen Denkens ist der sicherste Ausgangspunkt aller Erkenntnis. Wie wir das weiße Licht sich im Prisma in seine bunten Farben zerteilen sehen, so folgen wir im Denken der allgemeinen Ursache in ihre besondern Wirkungen. Das Ding, das durch alle Veränderungsläufte sein begriffliches Wesen aufrechthält, ist der Gegenstand wahrer Erkenntnis. Im Verhältnis der Möglichkeit zur Verwirklichung, des Stoffs zur Form, liegt der Inhalt der ganzen Entwicklung. Entfaltet sich der Stoff zu der Form, die ihm der Anlage nach innewohnt, so steigt nach den Gesetzen der Zweckbestimmung und Notwendigkeit in anfang- und endloser Entwicklung — in steter Bewegung — von dem formlosen Stoffe, der reinen Materie, eine ungeheure Stufenleiter empor zur stofflosen Form: zur Gottheit. Und in dieser Stufenleiter, der schon die Veränderung im Unorganischen (Ortswechsel: mechanische Veränderung, Eigenschaftswandel: chemische Veränderung, Größenveränderung: organische Veränderung) eine Entfaltung innewohnender Möglichkeiten bedeutet, steigt die Entwicklung empor über die niedern Lebewesen mit vegetativer Seele zum Menschen, dessen Seele Vernunft ist. Glückseligkeit ist Zweck des menschlichen Lebens, und seiner Erreichung dienen neben der Erkenntnis die ethischen Tugenden, die im Willen wurzeln. Allein kann aber der Mensch nimmer seinem Ziele zustreben; er bedarf der Mitmenschen, der Gemeinschaft: er ist ein ζῶον πολιτικόν — ein soziales Wesen. Eine aus den gewaltigen Errungenschaften der Alexanderzeit hervorbrechende Erkenntnis kündigt sich hier in der Lehre an, daß der Mensch nur im Staate die in ihm ruhenden Möglichkeiten zu Wirklichkeiten ausreifen lassen kann — eine urkräftige Verwahrung gegen jene feig-selbstsüchtigen Anarchistenthorheiten der Kyniker und Megariker, die in der Rückkehr zu unmöglichen Unkulturzuständen und im Genuß des Augenblicks den Inhalt des allein möglichen Einzelglücks sahen. Laut genug predigt allen Einsichtigen die Größe des Erreichten, daß nur ein soziales Zusammenwirken, daß nur gemeinsame Kräfte dem Griechentume die überragende Weltstellung geschaffen haben.

So verkörpert sich in der zwei Jahrtausende wirksamen Gestalt des Aristoteles jene Zeit am besten, die aus dem Erreichten heraus ihre lebensthätige Philosophie schafft, die nicht mehr an politischen Phrasen klebt, sondern aus der Untersuchung des reichen geschichtlichen Stoffs heraus die Umrisse des Staats und seinen Hauptzweck erkennen läßt: die Erziehung der Bürger.

c) Die Weltstellung des Griechentums nach Alexander dem Großen.

Der Schwerpunkt des Weltlebens ist nach dem Osten verlegt, die Richtung des Welthandels hat sich verändert; seine Knotenpunkte sind nun die neuen griechischen Weltstädte, denen gegenüber die alten Großstädte wie zwergenhafte Ansiedlungen erscheinen. Nicht Babylon, dem Alexander wohl in weiser Erwägung der Bedeutung semitischer Gegnerschaft gegen das Persertum und im Banne der Ehrfurcht vor uralter Herrschaft und Weisheit großes Wohlwollen geschenkt hatte, sondern Seleukeia am Tigris wird der Mittelpunkt der reichen mesopotamischen Ebene. Der gesamte Handel von Indien, Äthiopien, Arabien und von Ägypten selbst vereinigt sich in der Stadt des Welthandels und der Weltbildung, in Alexandrien. Dort, unferne des Wahrzeichens des Welthandels, des aus Palmen emportauchenden marmornen Leuchtturms, des Pharos, und unweit der Stätten der Weltbildung, des Museums und der Bibliothek, hat die irdische Hülle des Feuergeistes Alexanders die letzte Ruhestätte gefunden. Wie nehmen sich die „großen" Städte des Mutterlands gegen diese etwa 900 Hektar umfassende Alexanderstadt mit

ihrer halben Million klein aus! Teppichfabrikation und Glaserzeugung, die Verarbeitung von Papyros und Weihrauch geben der Handelsstadt auch das Gepräge einer Industriestadt. Mittelpunkt einer neuen Richtung, wird Alexandrien auch Hauptstätte für die neue Technik des Kameenschneidens: von hier stammt jene wundervolle Tazza farneſe, die nicht mit Unrecht als das hervorragendſte Werk alexandriniſcher Kunſt bezeichnet wird.

Von hier aus hat dann jene ſchon mit dem Verhältnis der Engländer in Indien verglichne kulturelle, politiſche und nationale Beherrſchung des Nillands ihren Ausgang genommen, die der einheimiſchen Bevölkerung die Sprache einer dünnen Oberſchicht aufdrängt, die Einheimiſchen allein mit der Kopfſteuer belaſtet, dafür aber religiöſe Anſchauungen in Menge aus den Unterſchichten in die herrſchende Klaſſe aufſteigen läßt. Wohl werden Gaue, Städte, Dörfer griechiſch umbenannt, und zur Zeit der höchſten Gräziſierung geſtaltet manch einer aus dem alten Volke ſeinen Namen griechiſch oder gibt ihm ein griechiſches Ausſehen (efonch-er lebt = Ἐπώνυχος und ähnlich, Thaubastis = Θαυμαστή); wohl erſcheinen nicht bloß die Königserläſſe in griechiſcher Sprache (da und dort mit ägyptiſcher Überſetzung), ſondern auch die privaten Verträge des gewöhnlichen Lebensverkehrs (Miete, Arbeit, Kauf) ſind griechiſch. Wohl gelingt es Ptolemaios Philadelphos 264/3, das Erträgnis einer uralten Steuer, der Apomoira ein Sechſtel vom Ertrage von Wein-, Obſt- und Gemüſegärten), dem Kulte ſeiner Schweſter Arſinoë, d. h. dem ptolemaiiſchen Staate, zuzuweiſen, wogegen die Zuweiſung andrer Abgaben eine bedeutende Verminderung der einheimiſchen Tempeleinnahmen doch nicht verhindert hat. Und die griechiſchen Vorſtellungen im Sarapiskulte werden kaum zu leugnen ſein (Bd. III, S. 672).

Doch entgegen dieſen Zeichen griechiſch-nationaler Kraft ſehen wir ſtarke Einflüſſe von unten aufſteigen. Die alten Götter des Lands zwingen nicht bloß Alexander, ſondern auch die Ptolemaier ſo ſehr in ihren Bann, daß ſie ihnen zahlreiche Tempel erbauen; die alte Verwaltungseinteilung bleibt beſtehen, nur daß naturgemäß wie von Alexander überhaupt im Perſerreich ſo auch von den Ptolemaiern militäriſche Befehlshaber den alten Zivilbeamten an die Seite geſetzt werden. Das wunderbar fein geſponnene Netz der Steuern, mit dem das Pharaonenreich ſeine Untertanen umzogen hatte, wird als willkommne Einrichtung weitergeführt und ausgeſtaltet, ebenſo die Monopolwirtſchaft, der Domänenbeſitz, die Geſtaltung des Hofbeamtentums. Die alten Zauberformeln, die Einflüſſe der Magier (man vergleiche noch für die byzantiniſche Zeit das 1902 von Al. Gayet aufgefundne Grab der Magierin Mithritis in Arſinoë), die Götterwelt, die religiöſen Vorſtellungen Ägyptens dringen in mächtigen Strömen in das Griechentum ein. Und werden die letztern auch durch die Stoa namentlich umgeſtaltet, ſo erhalten ſie ſich doch in ihrem Kern und erleben ſeltſame Auferſtehung. Auch in der Kunſt erobert der alte ägyptiſche Stil die Ptolemaier, wie unter anderm ein Kameo mit einer Ptolemaierin in ägyptiſcher Darſtellung beweiſt; die Könige ſind zum mindeſten in ägyptiſcher Tracht abgebildet.

Die alten Städte Syriens werden ſo weit griechiſch, daß die neue Weltſtadt Antiocheia am Orontes mit ihrer Villenvorſtadt Daphne, nunmehr der Umſchlagplatz für den Euphrathandel, von einem Kranze griechiſcher Anſiedlungen umgeben iſt. Reine Soldatenanſiedlungen, Städte mit Ausgebienten und Eingebornen werden, nach dem Muſter des griechiſchen Stadtſtaats in der alten Heimat und in Kleinaſien, gegründet. Städtiſches Treiben mit Ratsverſammlungen und Phylenordnung entwickelt ſich hier; und jenes Mitleben mit Orientalen, wo nun im Gegenſatze zu den früher geſchilderten Beiſpielen die Griechen an der Staatsregierung Rückhalt haben und die Herrſcherklaſſe darſtellen, verhundertfacht den griechiſchen Einfluß. Wie ſehr

sich die griechische Polis diesen semitischen Osten erobert hat, erweisen die Kulte und das Rechtsleben. Askalon hat neben Astarte und der Fischgöttin Atargatis-Derketo auch Zeus, Poseidon, Apollo aufzuweisen; die Münzen von Damaskos zeigen zwar einen Dionysos, der eine Angleichung an den arabischen Gott darstellt, aber auch Artemis, Athene, Nike. Das sogenannte syrische Rechtsbuch ist in diesen Gegenden auf Grund griechischer Rechtsanschauungen entstanden. Schon in der Makkabäerzeit entsetzt die rechtgläubigen Juden ein Gymnasium in Jerusalem, und das Laubhüttenfest wird durch die Thyrsosstäbe den Dionysien, die einzuführen einem Seleukiden freilich nicht gelingt, ähnlich gemacht.

Ausdrücke der Staatsverfassung (Ausdruck für Hegemon), des Militärwesens (Heer, Krieg, Sold), des Gerichtswesens (Sanhedrin, die Bezeichnungen des Anklägers, Verteidigers, des Vorsitzenden) bringen in Palästina ein. Die Bezeichnungen des Kaufmannstands zeigen griechische Einflüsse wie die griechische Aufschrift auf den Münzen seit den Hasmonäern. Nun kommt der Hanf von Griechenland dorthin; griechische Hausgeräte, griechische Kleidungsstücke, griechische Personennamen erhalten die Herrschaft.

Die Juden in der Zerstreuung aber sind vielfach ganz gräzisiert; ist doch die Übersetzung der heiligen Bücher, der Septuaginta-Text, aus der Notwendigkeit hervorgegangen, ihnen, denen die Kenntnis der heiligen Sprache allmählich abhanden gekommen war, die Kenntnis der heiligen Bücher zu erhalten. Damit war ein neues mächtiges Strombett für die Ausbreitung des Griechischen geschaffen, freilich mit stärkster Färbung durch Hebraismen, die wohl das Judengriechisch Alexandriens von damals schon länger in sich aufgenommen hatte.

Auch die fernen Länder des Ostens treten nun dem Griechentume näher. Wohl hatte das kleinasiatische Griechentum demselben Reich angehört wie ein Teil des indischen Volks, so daß leicht mittelbarer Verkehr frühzeitig griechische Kunsterzeugnisse nach dem Pandjab bringen konnte und auch geistige Schöpfungen, wie die indische Seelenwanderungslehre, ihren Weg nach dem griechischen Gebiete fanden. Wohl hatte Indien zur Zeit des Grammatikers Pâṇini (Bd. II, S. 405) das griechische Alphabet kennen gelernt und sogar Münzen nach attischem Muster geschlagen. Aber erst mit dem Alexanderzuge wird dies Land wissenschaftlich erobert (S. 10) und der indische Handel, der nun die griechische Stadt Alexandrien so nahe anging, ein Stück des griechischen Handels. Die indische Sitte, goldne Gefäße mit Edelsteinen zu verzieren, kommt in den griechischen Kulturkreis: Stratonike von Syrien stiftet nach Delos goldne, edelsteingeschmückte Schalen, und der indische Hyazinth wird jetzt der beliebteste Stoff für die Steinschneider. Und nach der wissenschaftlichen Eroberung kam die romantische Besitznahme: das romanhafte Alexanderschrifttum hat sich eifrigst mit Indien beschäftigt. Schon in viel früherer Zeit waren die Sagengestalten indischer Einbildungskraft von den Griechen freudigst übernommen worden, so die goldgrabenden Ameisen, so groß wie Wölfe und in Felle gekleidet, die man als ein tibetanisches (in Tierfelle gekleidetes) Volk erklären will (vgl. auch Bd. II, S. 143). Wenn auch die Sage von den Kyklopen, die als lalataṛa später im Mahâbhârata vorkommen, bei den Griechen und Indern unabhängig entstanden ist — jene Völker, die ihre Lagerstätte immer bei sich tragen, da sie sich bloß in ihre ungeheuern Ohren einzuhüllen brauchen, sind entschieden indischer Fabulierlust (vgl. ebendas., S. 407) entsprungen, die sie dann auch im Mahâbhârata als Tscharnaprawarana auftreten läßt. In der Zeit nach Alexander wird nun ein besonders lebhafter Verkehr mit Indien unterhalten, und Megasthenes (ebenda, S. 396) berichtet staunend von dem wunderbaren Lande, seinen herrlichen Bergwäldern, den stromdurchglänzten, lachenden Ebenen und dem stolzen starken Menschengeschlechte, das in dieser reinen

Luft atmet. Was flattert und kriecht und läuft da unter den gewaltigen Bäumen, deren Laubdach im Winde flüstert! Affen, größer als die größten Hunde, ganz schwarz mit weißem, bartumrahmtem Gesichte, Tiger, doppelt so groß wie Löwen, streifen bei Tag umher, riesige Schlangen mit Fledermausflügeln schwirren nachts durch die Lüfte; zahllose Vogelarten kreischen, girren, singen in buntem Durcheinander.

Von den Menschen aber sind am merkwürdigsten die Philosophen, die 37 Jahre in Einsamkeit den Welträtseln nachhängen, dann nie mit Frauen philosophieren. Denn, so meint Megasthenes naiv, waren die Frauen unwürdig der hohen Lehre, so wurde durch die Preisgebung ein schweres Unrecht begangen; waren sie aber der Lehre würdig, dann würden sie sich gewiß von ihrem Beruf abwenden, d. h. ins Moderne übersetzt, Emanzipationsgedanken fassen. Die Philosophie selbst wurde mit Freuden als der hellenischen Weisheit verwandt erkannt: vielleicht hat Megasthenes vor allem die Seelenwanderung dabei im Auge gehabt. Auch mochten sich die Griechen, wenn sie den Festzug zu Ehren Śiwas (vgl. Bd. II, S. 382) unter Zimbel- und Paukenklang durch weinbelaubte Thäler ziehen sahen, in ihre Heimat versetzt glauben, durch die ein Dionysoszug lärmt. Mit den indischen Edelsteinen dringt ihr Name (Opal, Beryll) nach dem Westen. Indische Märchen haben den griechischen Reiseroman, einen echten Vorläufer der Robinsonaden, beeinflußt: so weist der Roman des Jambulos unverkennbare Ähnlichkeit mit den Abenteuern des Sindbad auf, die, indischen Ursprungs, später am weitesten durch die Araber in der Sammlung „Tausendundeine Nacht" verbreitet worden sind.

Aber die Beeinflussung zieht auch den Weg von Westen nach Osten: wie ein Sinnbild davon erscheint, daß indische Ausdrücke des Kriegslebens (unterirdischer Gang σύριγξ, surunyâ) und Pferdezaum (χάλινος, khalîna) griechischen Ursprung aufzuweisen haben, daß anderseits Tinte (μέλαν, melâ) und Schreibrohr (κάλαμος, kalama) aus dem Griechischen in das Sanskrit eingedrungen sind. Ein Nachhall der gewaltigen Kämpfe zwischen Griechen und Indern tönt bis in die Erklärungen zum Grammatiker Pâṇini, und geistige Fäden spinnen sich in Menge. Schon Alexander hat sich die Tragödien des Aischylos, Sophokles, Euripides nach Indien kommen lassen, und viele Schauspieler wies sein riesiger Troß auf. So müssen auf jene Zeit schon die Ähnlichkeiten zurückgehen, die die Mṛitschtschhakaṭikâ (Bd. II, S. 408) mit der attischen Komödie aufweist, die Nachahmung der griechischen Bühne, die den Vorhang im Indischen „den griechischen" (yawanika) benennt, die Übertragung homerischer Sagenstoffe in die indischen Epen, der Tierfabel auf indischen Boden, bis dann später sogar die griechischen Romane des Achilles Tatios dem Roman „Kâdambarî" Bânas (im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts) und seines Sohns zur Ausschmückung dienen. Die bildenden Künste werden befruchtet: dorische (Kaschmir), jonische (Taxila) und korinthische Säulen (Gandhâra) erheben sich in dem Wunderlande, das erst unter König Aśoka (Bd. II, S. 387 und 397) nach persischem Muster vom Holzbau zum Steinbau übergegangen war; wohl auf dem Wege der Plastik wandert das Sinnbild des Liebesgottes, der Delphin, von Griechenland nach Indien. Münzen werden nach griechischem Muster geprägt. Endlich hat der Rahmen griechischer Dialoge dazu gedient, Unterredungen von Griechen und Indern über philosophische Gegenstände zu dichten; so gibt — aus etwas späterer Zeit — das Milinda-paṅha eine solche zwischen dem zum Buddhismus bekehrten Könige Menander (sanskr.: Milindra, pâli: Milinda; vgl. S. 18 und Bd. IV, S. 158) und dem buddhistischen Priester Nâya Sena.

Die politisch-religiösen Beziehungen Aśokas zum Westen sind nun freilich von ihm selbst in seinem 13. Felsenedikte ziemlich kühn dargestellt, und die Behauptung, daß ihm, dem

„Frommen", die Gewinnung auch der Griechenfürsten Amtiyoga (Antiochos), Tulamaya (Ptolemaios), Amtekina (Antigonos), Maka (Magas), Alikasadala (Alexander von Epeiros) gelungen sei, kann nicht ernst genommen werden. Dafür sind das indo-baktrische Reich und die durch Abschnürung daraus entstandnen Kleinreiche lang ein Hort griechischen Geistes gewesen; wie viel Lebenskraft muß in diesen griechischen Konquistadorenreichen gesteckt haben, daß sie sogar der Gefahr gegenseitiger Befehdung nicht auswichen! Der Kampf, der von hier aus geführt wird, erscheint den Umwohnern gewaltiger als die Eroberungen Alexanders des Großen. Und zu wenig ist noch seine Bedeutung für die Vermittlung zwischen dem griechischen Sprachgebiet, Indien und Ostasien gewürdigt worden. Im Kampfessturme des Mahâbhârata erscheinen der König Demetrios (180—165) und die von ihm erbaute Stadt Demetrias (Dâttâmitttyaka-yonaka); tibetanische Horden (vgl. Bd. IV, S. 158) haben ihn aus Baktrien verdrängt und ganz in das Pandjab genötigt. Die riesigen Goldmünzen seines Nachfolgers Eukratides mit dem Brustbilde des Königs und einem Reiter (Dioskure) beschreiben chinesische Quellen aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert. Langsam muß hier indische Kultur und Lehre gesiegt haben: König Menander (um 125—95 v. Chr.) ist schon Buddhist; aber auch noch im Verglühn hatte diese griechische Kultur genügend Kraft, das benachbarte indo-skythische Gebiet zu beeinflussen. Die Münzen dieses Reichs zeigen meist indische und griechische Sprache in griechischen Lettern, dann indische Sprache in griechischen Lettern, endlich die eigne Sprache noch in griechischen Lettern. Seltsam mutet uns der Wechsel der ältern Darstellungen an: der indische Zebu, der tibetanische Yak oder griechische Götter (Artemis-Selene, Demeter-Hermes).

Aber noch weiter reicht der Einfluß nach Osten. Die baktrische Provinz Ferghana (chinesisch Ta Yüan, wohl von *Τουριούαν*, so bei Strabon) wird von dem chinesischen Feldherrn Li Kuang li 101 v. Chr. besetzt — hier ist die Brücke zwischen griechischer und chinesischer Kultur gefunden, über die der Anstoß zur Umwälzung der chinesischen Kunst unter dem Kaiser Wu Ti (140—87 v. Chr.) führte. Längst war klar, daß damals und von dort die Chinesen die edeln turkmenischen Rassepferde, die Luzerne (chinesisch muh von *μηδική*) als treffliches Pferdefutter und die Traube (chinesisch p'u t'au von *βότρυς*) bei sich eingeführt hatten: nachdem der Entdecker Chang kien (Bd. II, S. 77) die Traube aus Ta Yüan nach China gebracht hatte, ließ sie der Kaiser Wu Ti in den Hofgärten bei Si ngan fu (Cha ngan) anpflanzen. Nun verlegt aber schon chinesische Kunstkritik genau in diese Zeit Metallspiegel, die wundervolle Traubenornamentik, auch den Löwen und das geflügelte Pferd aufweisen. Es ist mehr als bloße Vermutung (Friedr. Hirths), daß die seit dem 2. vorchristlichen Jahrtausend stillstehende chinesische Kunst ihre plötzliche Umwälzung der griechisch-baktrischen Einwirkung und dem Naturalismus der griechischen Kunst verdankt.

Die Ausgrabungen Aurel Steins 1900/1901 im chinesischen (Ost-)Turkestan, in Khotan, haben weitere Zeugnisse der Ausbreitung der griechischen Kultur, zugleich auch eine weitere Station auf der Wanderung nach Ostasien zu Tage gefördert. Eine Pallas Athene, auf einem Siegel in archaischer Art dargestellt, ein Siegel mit einer sitzenden griechischen Figur, wohl Eros, vor allem aber ein Siegel mit einem Bildniskopfe nach westlichem Muster, doch mit echtchinesischen Zügen (abgebildet in Steins „Sand-buried ruins of Khotan", London 1903), erweisen, daß hier auf halbem Wege zwischen West-Iran und Peking griechische Kultur festen Fuß gefaßt hat. Wie von den griechischen Kulturmittelpunkten Baktriens die Münzvorbilder für Transoxanien oder Westturkestan ausgingen, so daß die in Samarkand und Taschkend gefundnen Silber-Tetradrachmen nach dem Muster der Heliokles- und Euthydemos-Münzen geschlagen

sein müssen, so muß weiter die Straße der griechischen Einflüsse von hier durch Ferghana über die griechische Stadt Alexandreia eschate, über Kaschgar und Yarkand nach Khotan geführt haben.

Und während so im äußersten Osten der Ländergebiete, die überhaupt noch zur Ökumene gerechnet wurden, am Rande der ostasiatischen Welt in toller Verschwendung seiner Kräfte das Griechentum sich zerfleischte und trotzdem Münze, Kunst, Pflanzenwelt bis nach Indien und Ostasien zu beeinflussen vermochte, während im Nilthal und in Babylon einheimische Schriftsteller in griechischer Sprache schreiben, das Rote Meer bis zur Somal-Halbinsel, der Nil, das Kaspische Meer, das Skythenland von Griechen erforscht werden, hat dies Griechentum sich im Westen eine Provinz hellenistischer Lebensformen gegründet und zu vollständiger Sklaverei unterjocht: das frisch aufstrebende Römische Reich, das, in diesen Weltverkehr eintretend, griechischem Geist eine neue Heimat mit neuen staatlich-rechtlichen Grundlagen bot.

Die römische Geschichtschreibung, die Philosophie, die Beredsamkeit, Mathematik und Astronomie, die Medizin, die Bildhauerkunst, die Dichtung, die Spiele Roms, die Tier- und Pflanzenwelt Italiens, die Formen des täglichen Lebens, die Religion Roms wurden griechisch. Wer die Weltherrschaft erringen wollte, mußte sich der Weltkultur anschließen: beides neu zu schaffen war selbst Rom ohnmächtig. Die Fruchtbäume des Ostens (Pfirsich, Mandel, Walnuß, Kastanie, Pflaume) haben die Griechen den Italikern geschenkt. Inmitten dieser bereicherten Pflanzenwelt erhebt sich nun auch in Italien das zweiteilige griechische Haus mit griechischem Marmor geschmückt oder das alte umgestaltete italische Haus mit dem griechischen Satteldache; seine Zimmer, die griechische Namen tragen, sind durch griechische Teppichvorhänge getrennt. Im Speisezimmer (triclinium) liegen die Gäste in langen Wollkitteln bei der Mahlzeit. Die weichlichen Hausschuhe, Pantoffel, Sandalen sind hier im Gebrauche; die griechische Schürze (cacomboma) schützt die Mädchen im Hause. Auf der Straße sehen wir die makedonische kausia als Kopfbedeckung wie den griechischen (breitkrämpigern) petasos; ja für kaltes Wetter hat sich der Pelzkragen aus Griechenland (arnacis) eingebürgert. Ob wir die höhern Lebensbethätigungen, den Unterricht mit seinen drei Stufen und seinen drei Gattungen griechischer Lehrer (ludi magister oder paedagogus im Hause; litteratus; rhetor) betrachten oder die neuen Erwerbszweige, die aus den gesteigerten Geschmacksrichtungen hervorgehen (Geflügel-, Wildbret-, Fischzucht) — überall ist griechischer Einfluß maßgebend, überlegne Lebensführung nachgeahmt.

Mag in alter Zeit schwere Not (Hunger, Seuchen) oder praktisches Bedürfnis einzelne Götter aus griechischem Kulturkreise herbeigeholt haben (vgl. S. 5), so sind diese Beweggründe nun zwar noch immer maßgebend: aus Anlaß einer Seuche ist 293 v. Chr. der Asklepiosdienst von Epidauros nach Rom gebracht worden, der zugleich die griechische Heilkunst nach sich zog; die Kriegsnot von 249 hat die Übertragung der griechischen Unterweltsvorstellungen von Tarent auf die Ara Ditis (im „Tarentum" auf dem Marsfelde) veranlaßt, so daß von da ab Pluton und Proserpina als heimische Götter verehrt werden, und die Niederlage am Trasimenischen See (217) erregte das Bedürfnis, neue Gottheiten zu holen: die Venus vom Berg Eryx und die Mens (*Σωφροσύνη*) kommen damals in die italische Hauptstadt. Aber schon macht sich andres geltend. Man will nicht bloß Götter aus der überlegnen Kultur zur Hilfe herbeirufen; Sehnsucht hegt man nach den rauschenden Festfeiern der Griechen: so wird 238 die Feier einer griechischen Göttin als Flora eingeführt. Und die ganze Art der Verehrung scheint bei den Griechen um so viel höher zu stehen, daß sie in erster Linie umgestaltend wirken soll. So erhalten italische wie kapitolinische Gottheiten: die Juno Sospita von Lanuvium, die aventinische Juno Regina, griechischen Dienst. Zu der letztern pilgert eine Prozession von Jungfrauen

empor unter den Weihegesängen des Sühnegesangs Partheneion, den der unteritalische Grieche L. Livius Andronicus (gest. 204 v. Chr.) gedichtet hat. Nach griechischem Vorbilde schließt sich der Zwölf-Götterkreis zusammen; andre Gleichstellungen werden vorgenommen, und griechische Sagen überdecken dann ganz die italischen Gottheiten. Wo aber von ihrem Wesen etwa trotzdem deutliche Vorstellungen sich erhalten hatten, dort erdrückte die bildende Kunst Griechenlands mit ihren machtvoll ausgebildeten Göttertypen die letzten Reste einheimischer Gottschaffung. Fast schienen diese entthronten Götter nur noch dazu da, Lücken in der Zeitrechnung auszufüllen. Wo war die Zeit geblieben, da fremde Götter nur außerhalb der Stadtgrenze (des Pomeriums) verehrt werden durften!

Und mit der griechischen Religion zogen griechische Philosophie, Mythenbeutung, Religionsforschung in Italien ein, durch Zensur (Verbot der „pythagoreischen" Bücher) und Austreibung einzelner Lehrer vielfach gehindert, aber schließlich im Gewande der stoischen Schule Alleinherrscherin in Rom.

So wird auch die Vergangenheit Roms griechisch gefärbt und umgemodelt. Schon die dunkeln Anfänge der Stadt versucht die Sage zu erhellen, manches der Kyrossage bei Herodot entlehnend; in die nicht weniger dunkle römische Königsgeschichte werfen griechische Lichter ihren Schein, die einst Zopyros, Periander, Jason von Pherai zu lebensvollen Gestalten gemacht hatten. Nach dem Trojanischen Kriege wird die Belagerung Vejis gemodelt, und homerische Helden leihen ihre Züge: Numa (Odysseus), Marcus Valerius (im Kampfe mit Tarquinius: Menelaos — Paris), Camillus (Achilleus), Manlius Torquatus (Hektor). Götter wirken nach griechischem Vorbild im Kampfe mit (so die Dioskuren in der Schlacht am Flusse Sagra in Bruttien und beim Regillussee); nach griechischen Mustern schafft man Charaktere (Decemvirn — 30 Tyrannen, Scipio — Alkibiades, Fabius — Nikias), schildert man die Schrecken der Pest (in Athen, auf Sizilien) und die Hoffnungen kühner Meerfahrt (die Ausfahrt nach Sizilien das Muster für die afrikanische Unternehmung Scipios). Wie gut kann die Besetzung Athens durch die Perser Einzelheiten für die gallische Eroberung liefern! Wie helfen griechisches Schlachtenbild (Kunaxa-Schlacht, Vorbild für Cirta) und Belagerungsleben (Halikarnaß — Sagunt) dem Mangel an Einbildungskraft in Rom nach! Diplomatische Verhandlungen (mit Korkyraiern — mit den kampanischen Gesandten), ironische Behandlung von Bundesgenossen (Spartaner-Volsker, die auch zu spät kommen), Namen (Brennus) und geschichtstheoretische Fragen werden zur Ausfüllung der großen Leere verwendet, die man später römische Geschichte nannte. Kein Wunder, daß die römischen Historiker bis auf M. Porcius Cato griechisch schrieben.

Kaum hat die Welt jemals eine derartige Durchtränkung so weiter Gebiete und so verschiedner Völker mit einer Kultur gesehen, die — mag sie auch „Weltkultur" geworden sein — doch noch ihren nationalen Ursprung in der weitaus größten Mehrzahl ihrer Bestandteile aufwies. Der größere Flächenraum der angelsächsischen Rasse von heutzutage ist erfüllt von der englischen Weltsprache — die Weltkultur jedoch ist nur angelsächsisch gefärbt, nicht rein. Jene Jahrhunderte vor Christus aber sahen die Sprache Athens zur griechischen *Κοινή* (Gemeinsprache), diese zur Weltsprache werden und den damals zu rechnenden Erdkreis in ziemlich großem Umfange zu einer Kulturprovinz griechischen Geistes.

B. Das engere Griechenland bis zur römischen Eroberung.

Alexander der Große hatte in Hellas die Rolle eines Schützers der Freiheit übernommen, indem er alle Tyrannenherrschaften beseitigen ließ und Athen besonders auszeichnete; dabei zog

er freilich doch auch die Ergebnisse seiner theo-dynastischen Pläne für Griechenland und forderte die Anerkennung seiner Göttlichkeit. Während im Heer Alexanders die griechische Opposition gemeinsame Sache mit dem unzufriednen makedonischen Adel machte, haben sich die Staaten von Hellas im allgemeinen beruhigt.

Athen, für das der von Demosthenes veranlaßte Verzweiflungskampf bereits eine Abweichung von der Wohlfahrtspolitik des Eubulos bedeutet hatte, war nach der Schlacht von Chaironeia wieder in die Bahnen des Eubulos zurückgekehrt und unter der Leitung des Lykurgos (335—326) zu neuem Glanz emporgeblüht. In dieser Friedenszeit ward ein Finanzamt zum wichtigsten Staatsamte, das wie die militärischen Ämter eine fachmännische Besetzung durch Wahl — nicht durch Los, entgegen den demokratischen Überlieferungen — forderte und durch eine vierjährige Amtsdauer dem raschen Wechsel entzogen werden mußte. In Lykurgos hat Athen einen seiner größten Finanzkünstler gefunden. Der Mann, der inmitten des steigenden Prunks seiner Vaterstadt gesucht einfach blieb, verstand es nicht bloß, die Staatseinnahmen wieder auf 1200 Talente zu bringen, sondern auch seinen persönlichen Kredit für den Staat zu verwerten, dem Private nur unter der Gewährleistung Lykurgs Geld anvertrauten. Zur Erhöhung der allgemeinen Anteilnahme an den Zahlen des Staatshaushalts ward der Rechenschaftsbericht öffentlich in Stein aufgestellt. Damals war das riesige Seearsenal im Peiraieus emporgewachsen; 377 Schiffshäuser sorgten nunmehr für das Unterkommen der Schiffe. Eine panathenäische Rennbahn wurde gebaut, das Gymnasium im Lykeion, das Dionysostheater vollendet, die Flotte auf kriegstüchtigen Stand gebracht.

Nach dem Sturze des Lykurgos aber läßt sich Athen in den (lamischen) Krieg gegen Makedonien ein (vgl. Bd. IV, S. 130) und muß sich eine Verringerung des Kreises seiner politisch Berechtigten wie eine makedonische Besatzung gefallen lassen. Der Versuch Polyperchons, die alte Verfassung in demokratischem Sinne wiederherzustellen, scheiterte (Bd. IV, S. 131), und die Selbständigkeit des gemäßigt oligarchischen Athens wird von dem Philosophen und Redner Demetrios von Phalēron erreicht, wenn auch die makedonische Besatzung bleibt. Unter seiner Regierung (318—307) hat nicht bloß die Finanzweisheit geblüht, so daß lykurgische Einnahmen erzielt, die lästigen Leistungen (Choregien) für das Theater auf die Staatskasse übernommen und große Feste gegeben werden konnten; durch Demetrios muß auch die Forschung seines Lehrers Theophrast auf rechtlichem Gebiet in das Leben getreten und so eine Verbesserung der Gesetze erfolgt sein.

Der Prunk des „Tyrannen" und die Art, wie er sich feiern ließ, haben ihn freilich verhaßt gemacht; darum umklingt der Jubel Athens den, der Athen von dem Phalereer befreit — Demetrios Poliorketes, des Antigonos Sohn (Bd. IV, S. 133). Ganz Mittelgriechenland und die Peloponnesos mit Ausnahme etwa von Messenien und Sparta wurde von den makedonischen und ägyptischen Besatzungen befreit und der alte Landfriedensbund von Korinth (ebenda, S. 294) in feierlicher Weise erneut, wobei Demetrios Poliorketes wie einst Philippos und Alexander zum Bundesfeldherrn ernannt wurde. Die Abberufung des Demetrios nach Kleinasien durch seinen Vater Antigonos (ebendort, S. 133) hat zwar seine Herrschaft nicht unmittelbar gebrochen, aber Gelegenheit gegeben, daß thatkräftige Gegner wie Demochares, der Neffe des Demosthenes, erstanden, und nach der Schlacht bei Ipsos (301) den Abfall Athens selbst herbeigeführt. Unter der Führung des Lachares leistete Athen verzweifelten Widerstand, für den die Mittel aus den Tempelschätzen und dem goldnen Gewande der Athene Parthenos fließen mußten. Dennoch fiel Athen 294 wieder Demetrios zu, von nun ab für

Jahrzehnte durch eine makedonische Besatzung bewacht. Statt des Siegs über die von ihm angegriffnen Spartaner winkte ihm die makedonische Königskrone (vgl. Bd. IV, S. 134); er sicherte sie sich durch die Eroberung Boiotiens, wo der Geschichtschreiber Hieronymos von Kardia Statthalter ward, behielt sie jedoch nur kurze Zeit. Demetrios' Sohn, der treffliche **Antigonos Gonatas**, hat dann Griechenland auf Grund eines neuen Vertrags und durch Parteigänger beherrscht, die in einzelnen Städten als Tyrannen walteten.

Überall aber zeigte sich, daß die Bekämpfung der Monarchie nunmehr viel wirksamer durch die neuen **Bünde** ausgeführt werden konnte als durch den frühern Stadtstaat. Der einzelne griechische Stadtstaat war ein Spielball in den Händen der streitenden Diadochenkönige; was halfen die losen Bündnisse in all den Kämpfen! Heute geschlossen und morgen gelöst — so war kein Verlaß und damit auch keine Stärke vorhanden. Gelang es aber endlich nach Jahrhunderten, den weitern Schritt zu thun und über die Einigung der Landschaft (vgl. Bd. IV, S. 276) hinaus eine Form der Einigung zu finden, die dem einzelnen Stadtstaate zwar die Selbstverwaltung, die eignen Gesetze und „die Verfassung der Väter" beließ, aber eine Zusammenfassung aller Staaten für die äußere Politik ermöglichte, so war auch der Kampf der Großmächte auf eine andre Grundlage gestellt. Die organische Verbindung solcher Staaten war in den *κοιναί*, in den Bundesstaaten, gegeben, wie sie sich jetzt im **Aitolischen** und im **Achaiischen Bund** (um 280) entwickelten. Hierin liegt **der größte Fortschritt griechischer Entwicklung seit dem 7. Jahrhundert**. Um die großen Stadtstaaten nicht der Majorisierung durch die kleinen preiszugeben, wird im Achaiischen Bunde nach Städten abgestimmt, die je nach ihrer Bevölkerung über mehr oder weniger Stimmen verfügen. Der höchste Bundesbeamte (Stratege) hat die laufenden Geschäfte zu besorgen; ihm steht ein Beamtenkollegium (Apokleten im Aitolischen, Damiurgen im Achaiischen Bunde) zur Seite, das den Vorsitz in der Bundesversammlung führt. Mittelgriechenland war zum großen Teil im Aitolischen Bunde, die Gemeinden der Peloponnesos im Achaiischen Bunde (9000 qkm) geeinigt, so daß den Kern des ersten Bundesstaats eine bäuerliche Bevölkerung, den Grundstock des zweiten Bundesstaats eine kleinstädtische Bevölkerung bildete.

Diese Bünde sind nun die Träger der politischen Macht Griechenlands. Aber sie finden nur kluge Diplomaten, keine großen Männer zu Leitern. Vergrößerung des Gebiets und augenblickliche Erfolge konnten so dem **Aratos** (Strateg des Achaiischen Bunds seit 251 und 245; vgl. Bd. IV, S. 139) zufallen; aber sichere Führung des Ganzen zu einem klaren großen Ziele fehlte ihm vollständig. Schwanken zwischen makedonischer und antimakedonischer Haltung war das schlimmste, was man in so ernsten Zeiten gegen die griechische Sache unternehmen konnte. Sparta war es und sein sozialreformerisches Königtum, was dies Schwanken und Einschwenken veranlaßte. Der Kampf zwischen Agrariern und Hypothekengläubigern unter König Agis (242), die Erschütterung aller Besitzverhältnisse durch die „lykurgische" Neuverteilung von Grund und Boden unter König **Kleomenes** (226), aber auch die drohende, ja schon angenommne Hegemonie des spartanischen Nachbarn für die Achaier brachten eine große Vereinigung zwischen Antigonos Doson von Makedonien, dem Achaiischen Bunde, den Thessalern, Epeiroten, Akarnanen, Boiotern, Phokern, Lokrern und Euboias Städten zu stande (223). Die Schlacht bei **Sellasia** (221) trieb Kleomenes ins Elend, nach Alexandrien.

Der **Friedenstag von Naupaktos** hat 217 alle die genannten Staaten und den Aitolischen Bund in **Furcht vor dem Westen** zusammengeschmiedet. Keiner hat dort schärfer als der Naupaktier Agelaos die Gefahren genannt, die Griechenland drohten: „wenn die jetzt aus

dem Westen emporsteigenden Wolken über Griechenland sich lagerten, dann würden die Waffenstillstände und Kriege, kurz die Kinderspiele, die wir jetzt miteinander spielen, uns allen dergestalt abgeschnitten sein, daß wir uns als Gnade von den Göttern die Freiheit erflehen würden, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, wenn wir wollen, überhaupt Richter unsrer eignen Streitigkeiten zu sein!" Wie immer auch das Ringen zwischen Karthago und Rom endete — der Sieger ward den Griechen gefährlich.

Klarheit über die innern Quellen der Kraft des Römischen Reichs versuchte man sich doch zu erwerben; das bezeugt ein Wahres mit Falschem mischender Brief des Königs Philippos V. von Makedonien an die Bewohner der thessalischen Stadt Larissa, worin er auf die planmäßige Verbreiterung der im Besitze der Rechte befindlichen Bevölkerung und die Aussendung von Kolonien im Römischen Reiche hinweist: immerhin ein merkwürdiges Zeugnis für das Bewußtsein der Überlegenheit römischer Staatsentwicklung. Das urkundlich erhaltne Bündnis zwischen Philipp von Makedonien und Karthago, vertreten durch Hannibal (Bd. IV, S. 141 u. 358), stellt den Versuch dar, die unheimlich emporsteigende Macht Roms durch die Verbindung mit den Semiten zu bekämpfen. Zu unklug aber war die makedonische Politik vorgegangen, als daß die hoffnungsvolle Einigung in Naupaktos zu einer makedonisch-griechisch-semitischen Gesamterhebung hätte führen können. Der Aitolische Bund im Vereine mit der neuen Militärmonarchie von Sparta, Messenier, Eleier und Athener treten 210 auf die Seite Roms, müssen aber bald mit Philipp Frieden (dem die Römer 208 beitreten) schließen, da der Achaiische Bund unter Philopoimen und Philipp selbst bedeutende Erfolge erringen. Der vereinigte syrisch-makedonische Angriff auf Ägyptens asiatische Besitzungen (204—201; Bd. IV, S. 150) löst danach nicht bloß einen Bund der Staaten (Rhodos vor allem) aus, die das alte Gleichgewicht im östlichen Becken des Mittelmeers erhalten wollen, sondern zwingt auch Rom zur Einmischung. Die Unabhängigkeit aller früher von Makedonien abhängigen Hellenen wird feierlich von T. Quinctius Flamininus auf den Isthmien von 196 ausgesprochen.

Die Unzufriedenheit in Griechenland wächst, da weder der Aitolische Bund den Anschluß von Thessalien, noch der Achaiische Bund den von Sparta erlangt hat, wo eine kommunistische Militärmonarchie ihr Wesen treibt. Die Einmischung des von den Aitolern herbeigerufnen syrischen Königs Antiochos III. (192) wird durch Rom rasch abgewehrt (vgl. Bd. IV, S. 151); die Folge war, daß der Aitolische Bund zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabsank. Inzwischen hatte der Achaiische Bund der Ausdehnung nach nunmehr seinen Höhepunkt erreicht. Aber es zeigt sich, daß die Form des Bundesstaats, des κοινόν, die Verschiedenheit der innern Verfassungen nicht überwinden kann. Die Verhältnisse in Sparta sind so zerrüttet, daß sie weder durch den Achaiischen Bund, noch durch den Schiedsspruch der Römer befriedigend gelöst werden können. Hatte seit 206 der Militärmonarch Nabis alle Reichen vertrieben oder getötet, deren Besitzungen, Frauen und Kinder unter befreite Sklaven und zusammengelaufne Landsknechte verteilt, so war nach der Besiegung Spartas durch Philopoimen (192 und 188) die Lage nicht besser geworden: auch Charon hat Güter eingezogen und sie nach seinem Belieben verteilt.

Auch an andern Punkten des griechischen Gebiets flutete das Leben dem Abgrund zu. In Boiotien wurden zu Ämtern solche gewählt, die dem Sinne der Masse stets Neues zu bieten wußten, Güterverteilungen oder Verhinderung jeder Strafjustiz: Prozesse dauerten ein Menschenalter; wer einen führte, durfte sich nicht blicken lassen, wenn er nicht umgebracht werden wollte. Der Stammtisch stand den Besitzenden höher als Verwandte, ja sogar die Kinder, die

häufig ein geringeres Erbteil erhalten als die Tischgenossenschaften, für deren Gelage der Monat zu wenig Tage hat. Erborgter Glanz tröstet über die Öde des Lebens, die nur Bürgerzwist, Massenhinrichtung und Austreibung, Raub und Bodenaufteilung belebt.

Ein Volk von körperlich verkommnen, genußsüchtigen Lazzaroni, ohne Treu und Glauben bis hinunter zu den Schweinehirten, ohne Glauben an sich und ohne Hoffnung auf die Zukunft — so zeichnet der arkadische Geschichtschreiber Polybios von Megalopolis in tiefem Schmerze seine Landsleute des 2. vorchristlichen Jahrhunderts. Aus Arkadien und Messenien, aus Aitolien und Thessalien werden entsetzliche Klassenkämpfe gemeldet; selbst der aussichtslose letzte Unabhängigkeitskampf ist für ihre Zwecke von Menschen (so von dem Bundeshauptmann Diaios) benutzt worden, die nur im Trüben fischen und Anklagen gegen sich im allgemeinen Durcheinander untergehen lassen wollen. Wie ein Hohn auf diese schwere Entscheidung klingen die Reden der Führer, die zuerst gegen Sparta und dann gegen Rom hetzen, durch Aufhebung von Schuldgesetzen und Einstellung von Sklaven in das Heer die Masse gewinnen wollen. Unfähig, sich zu verteidigen, hat Griechenland die römische Herrschaft zum Teil wie eine Erlösung empfunden. Niemals hätte Polybios sein Geschichtswerk schreiben können, wenn er nicht angesichts der unleidlichen Zustände zu dieser Empfindung gekommen wäre: es ist nicht bloß der freundschaftliche Einfluß des Scipionenkreises, der ihn die feste Fügung des Römischen Reichs schätzen lehrt, sondern der Gegensatz zu den auseinanderfallenden und nun auch von Rom auseinandergerißnen griechischen Staatsvereinigungen. Korinth eine Einöde, alle Bünde politisch aufgelöst und nur mehr als Festgemeinschaften geduldet, Auferlegung eines Tributs und Oberaufsicht des Statthalters über die Stadtverfassungen — so endet des engern Griechenlands politische Geschichte auf Jahrhunderte.

C. Die Kulturfortschritte der hellenistischen Zeit.

Die attische Sprache (vgl. S. 20) hat sich ein wenig verändert, ein wenig philisterhaft durch möglichst genaue Vorwortsbezeichnung ausgestaltet, die griechische Welt erobert und alle Mundarten bis auf die in Lakonien, Boiotien, Thessalien und dem nordwestlichen Kleinasien zurückgedrängt, schließlich auch über die gemeindorische, trotz Theokritos, gesiegt. So breitet sich eine Gemeinsprache (die *κοινή*) über das weite griechische Gebiet. In ihm reißen die neuen Monarchien die geistige Führung an sich; namentlich benutzt Alexandrien das eigentliche Griechenland zwar für den Bezug von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, überragt es deshalb aber auch weit an geistiger Bedeutung. Die Ausdehnung des griechischen Kulturgebiets in jener Zeit (wie sie S. 17 ff. geschildert worden ist) und die trübe politische innere Geschichte des eigentlichen Griechenlands hat aber nicht zu hindern vermocht, daß in jener Zeit auch das Kulturbesitztum sich hervorragend bereichert hat.

Die Naturwissenschaften, wie Erdkunde, Botanik, heimsen die Ernte der griechischen Ausbreitung ein; vor allem vermag Eratosthenes von Kyrene den Erdumfang schon ziemlich richtig zu bestimmen und eine treffliche Weltkarte zu zeichnen. Die chaldäischen Beobachtungen mögen mit beigetragen haben, die alte Lehre von der Erde als Mittelpunkt zu erschüttern, bis Aristarchos von Samos die Sonne bereits als so riesig ansieht, daß er unmöglich an diesem Irrtume festhalten kann und die Erde sich um ihre Achse drehen läßt und um die unbewegliche Sonne. Die Bearbeitung der naturgeschichtlichen Berichte des Alexanderzugs war in musterhafter Weise von dem Schüler des Aristoteles, Theophrastos, besorgt worden. Über Eukleides hinaus hatte Archimedes von Syrakus geometrische und physikalische Entdeckungen gemacht,

das Verhältnis von Kreisdurchmesser und Kreisumfang ziemlich genau bestimmt, Studien über Spirale und Kegelschnitte gemacht und das Verhältnis des Gewichts zur Verdrängung der Flüssigkeit erforscht. Die Veränderungen der Erdoberfläche durch die Gewässer setzt in einer wissenschaftlichen Hydrographie Straton von Lampsakos auseinander. Der Mensch selbst wird nicht vernachlässigt; daß die Nerven von Gehirn und Rückenmark ausgehen und ein Kreislauf des Bluts stattfinde, hat Herophilos von Kalchedon entdeckt; Erasistratos von Keos führte große chirurgische Eingriffe aus.

Daß diese bewegte Zeit zahlreiche Denkwürdigkeiten und Erinnerungen geschaffen hat, versteht sich von selbst; eine eigentlich künstlerische Verwertung des wissenschaftlich erforschten Stoffs ist kaum einem gelungen. Die militärisch vortreffliche Darstellung der Alexanderfeldzüge durch den nachmaligen König Ptolemaios, die streng wahrheitsliebende Darstellung der Zeit nach Alexander durch Hieronymos von Kardia (vgl. S. 22), die lebendige und vielleicht doch schon der Lebendigkeit die Wahrheit zum Opfer bringende Geschichtschreibung des Tyrannen Duris von Samos und die des Phylarchos von Naukratis, endlich die auch schon auf inschriftliche und ortsgeschichtliche Forschungen gestützte, aberglaubendurchtränkte Geschichte des griechischen Westens des Timaios von Tauromenion können den Zwiespalt zwischen Stoff und Form, zum Teil aber auch die Schwierigkeit geschichtlicher Kritik nicht überwinden. Künstlerisch kann auch des Polybios (vgl. S. 24) Werk nicht genannt werden, das die Ausbreitung der römischen Herrschaft (264—146, vom ersten Punischen Krieg bis zur Zerstörung Korinths) darstellt. Aber die Kritik ist hier gut ausgebildet von einem Manne, der in seiner eignen Person den im Römertum aufgehenden Hellenismus versinnbildlicht. Mitten in den Ereignissen stehend, überall von den besten Nachrichten bedient, von tiefer Einsicht in die Gründe des Untergangs von Hellas und des Aufschwungs des römischen Staats, darf er in seiner Art Herodot, Thukydides und Xenophon an die Seite gestellt werden.

Ein Spiegelbild der Zeit sind die individualistischen Richtungen der Philosophie. Wie Nietzsches Philosophie vom Übermenschen vermag die Stoa — durch stark semitischen Einschlag ihrer Gründer da und dort ungriechisch — nur dem Weisen Trost zu bieten, der durch naturgemäßes Sichausleben zu den höchsten Zielen der Menschheit gelangen kann. Staat und Volk treten in den Hintergrund; höchstens daß die Stoa versucht, sich einen Einfluß auf die leitenden Persönlichkeiten, die Könige, zu sichern. Das Weltbürgertum befriedigt die Menschen, die ob der Menschheit, für die man nichts thun kann, der Brüder vergessen dürfen, für die man nichts thun will. Die epikureische Weltweisheit mag weniger geistesaristokratisch veranlagt gewesen sein; doch stellt auch sie nicht den Staat, sondern nur die Einzelbeziehungen in den Vordergrund. Der Genuß, der nicht schadet, das ist dieser Weisheit letzter Schluß.

Die Zeit der griechischen Republiken hat eine Kunst geschaffen, die aus den religiösen Tiefen schöpft und auf den Höhen der Menschheit spielt. Die Zeit der hellenistischen Königreiche hat die Kunst demokratisiert; dem Heere, das den Zusammenhang mit der griechischen Heimat erhalten wollte, den Kolonisten, die den alten Wohnsitz aufgegeben hatten, konnte höchstens die neue Komödie, das Spiegelbild des gewöhnlichen Lebens, wert werden. Noch enger waren die Beziehungen, die man zum Mimos besaß, und zur Kinäden-(Päderasten-)Dichtung. Die breite Masse vergnügte sich an dieser Derbheit und der treuen Wiedergabe der alltäglichen Vorgänge; die höhern Schichten wollten wenigstens Rückkehr zur Natur, wie später zur Zeit der Watteauschen Schäfer, und erkannten sich in den sentimentalen Hirten Theokrits wieder. In den Grabschriften des Leonidas von Tarent werden kleine Leute gefeiert. Die Musik, die nach

Aristoxenos „in pöbelhafte Verderbnis" versunken ist, vermag nur auf dem Gebiete des komischen Singspiels, das sich in Bezug auf Realismus und Derbheit dem Mimos an die Seite stellt, Leistungen zu schaffen, die nicht bloße Wiederholungen alter Schöpfungen sind.

Den Bedürfnissen dieser Menge entsprach dann auch in hervorragender Weise ein Staatsroman, der um 300 v. Chr. im Gewand einer anmutigen Reisebeschreibung die alle Welt bewegenden sozialen Fragen lösen wollte: die heilige Chronik des Eu(h)emeros, der aus seiner Erklärung der Götter als einstiger verdienstvoller Menschen der naturalistischen Göttererklärung seinen Namen (Euhemerismus) geliehen hat. Priester, Künstler, Techniker bilden die erste Klasse dieses wohlgeordneten Staats, der im südlichen Weltmeere nahe der Küste Indiens liegt. Dort gibt es außer Haus und Garten kein Sondereigentum: alle Erzeugnisse müssen abgeliefert werden; die Priester als die wirtschaftlichen Verwaltungsbehörden verteilen alles Abgelieferte nach bestimmten Grundsätzen, die aber nicht vollständige Gleichheit bedingen. So erscheint der Staat als eine volkswirtschaftliche Anstalt, die über Güterhervorbringung und Güterverteilung verfügt.

Endlich war auch die bildende Kunst dem Alltagsleben nahegerückt und zum Realismus geführt worden. Bildnisse nach Gipsabgüssen fertigt Lysistratos (der Bruder des Lysippos) an. Die Fülle des Alltagslebens drängt sich in Form von Bettlern und alten Weibern in die Plastik, und große Schöpfungen werden dem Verständnisse der Menge näher gebracht: in Terrakotta travestiert! Aus dem schmerzvollen Dornauszieher wird der Gassenbube, der mit vollen Backen auf seinen Fuß bläst (Priene). Den „Schmutzmaler" hat man Pausias genannt, der das Innere von Küchen und Barbierstuben malt; Fußbodenmosaiken stellen Abfälle der Mahlzeit, ein unausgefegtes Zimmer dar.

Wo die hellenistische Kunst nicht in den Dienst der breiten Massen sich gestellt hat und „verpöbelt" wurde, dort hat sie teilweise für die Könige gearbeitet. Den Seesieg des Demetrios Poliorketes verherrlicht die Nike von Samothrake mit ihrem wundervoll bewegten Gewande; der sterbende Fechter (auf dem Kapitol) und der Gallier, der sein Weib getötet hat und nun sich selbst tötet, sind für die Siege des Königs Attalos von Pergamon geschaffen. Geschichtsbilder werden in Menge entstanden sein; wir kennen nur die Nachbildung der Alexanderschlacht in Mosaik (s. die Tafel bei S. 116 des IV. Bands). Das innige Verhältnis zwischen Plastik und Malerei, wie es bei Lysippos und Apelles zu erkennen ist, zur Betonung der Gesamtwirkung gegenüber den Einzelheiten und zur Darstellung nicht der Wirklichkeit, sondern des Gesehnen geführt hat, ist deutlich auch bei den sogenannten Alexandersarkophagen (s. die beigeheftete Tafel „Der Alexandersarkophag im Museum zu Konstantinopel") zu beobachten; allerdings tritt hier eine Vorherrschaft der Malerei hervor. Die religiöse Kunst hat in Athen noch immer Herrliches geschaffen, so die Hera Ludovisi und die Venus von Milo (im Louvre), die der attischen Schule entstammen. Die Freigebigkeit in der Errichtung von Denkmälern und die Sitte, das Bildnis des Fürsten im Ringe zu tragen, befördert die Porträtkunst.

Endlich darf die Einwirkung des Orients in der hellenistischen Kunst nicht übersehen werden. Hierüber sind wir allerdings vorderhand nur mangelhaft unterrichtet, da wir für die Großstädte des Orients zwar die regelmäßige Anordnung nach den Grundsätzen des Milesiers Hippodamos (vgl. Bd. IV, S. 284 und 290) kennen, aber nicht die Verwertung der erhaltnen Typen des Orients, die bis jetzt ganz unvermittelt erst wieder in der byzantinischen Zeit emportauchen, sich aber doch in der ganzen Zeit über lebendig erhalten haben müssen. Solche Einwirkungen können wir in der Plastik vielleicht bei dem weitgehenden Realismus der rhodischen Schule mit ihrer Laokoongruppe wie bei dem Serapeion in Alexandrien beobachten, wo

Erklärung zu der farbigen Tafel „Der Alexandersarkophag".

Dem Ende des IV. Jahrhunderts vor Chr. und wahrscheinlich der attischen Kunst dürfen wir den „Alexandersarkophag" im Museum zu Konstantinopel zuweisen, den größten der von Hamdy Bey, dem verdienten Generaldirektor der kaiserlich türkischen Museen, 1887 in Sidon gefundnen griechischen Sarkophage, in denen wir die Vorbilder der gesamten spätern, auch der römischen Sarkophagkunst erkennen. Die Ansicht, daß es der eigne Sarg Alexanders sei, ist abgethan; eine Meinungsverschiedenheit besteht aber noch darüber, ob der Grabherr in einem der makedonischen Großen aus der Umgebung Alexanders oder einem der von diesem bestätigten orientalischen Herrscher zu erkennen sei. Sei dem, wie ihm wolle, die Jagd- und Schlachtbilder, die beide Langseiten und beide Schmalseiten des Schreins sowie beide Giebelfelder des Deckels schmücken, sind Geschichtsbilder im vollsten Sinne des Worts und Meisterwerke des griechischen Meißels dazu. Eine Reiterschlacht, in der König Alexander selbst ganz links zur Entscheidung heransprengt — man meint: die Schlacht bei Issos —, ist auf der einen Langseite, eine Löwenjagd, bei der man sich des für Delphoi bestimmten gemeinsamen Werks des Lysippos und des Leochares erinnern wird, auf der entgegengesetzten geschildert. Die Wirkung der plastischen Arbeit, die überaus lebendig und mit einer ans Äußerste grenzenden Feinheit durchgeführt ist, wird erhöht durch die so gut wie vollständig erhaltne farbige Bemalung. Die nackten Teile, wie der Reliefgrund glänzen im ursprünglichen warmen Weiß des pentelischen Marmors. Die übrigen Teile leuchten in tiefen, satten Farben: gelb, violett, purpurn, rot und blau. Der Fries am Deckel zeigt gelbe Weinranken auf violettem Grund. Auch hier bestätigt sich, daß wesentlich der Natur entlehnte Formen, Blätter, Ranken oder Zweige das Neue sind, das die spätere griechische Ornamentik erfunden hat.

(Größtenteils nach Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, Bd. I; Leipzig und Wien, 1900.)

Der „Alexandersarkophag" aus Sidon, jetzt im Museum zu Konstantinopel.

(Nach Hamdy Bey und Théod. Reinach, Une nécropole royale à Sidon, Paris 1892; verbessert nach Angaben von Professor Franz Winter in Innsbruck.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ägyptisch-orientalische Hofanordnung und Pylonen verwendet werden. Orientalische Sitte und Unsitte, orientalischer Glaube und Aberglaube dringen langsam in das Griechentum ein. Der Schwerpunkt des Lebens liegt in den griechisch-orientalischen Großstädten des Ostens. Das eigentliche Griechenland ist an der Hervorbringung großer Männer nicht stark beteiligt; geistige Mittelpunkte erstehen im Osten und westwärts in Sizilien und Italien.

D. Die römische Herrschaft (146 v. Chr. bis 395 n. Chr.).

Die römische Herrschaft erscheint den Besitzenden wie eine Bürgschaft des Friedens und der Ordnung. Dadurch, daß die Gemeindeverwaltung des Stadtstaats noch viel Politisches in sich birgt, können die Römer nicht alles politische Leben unterdrücken, und den Griechen scheint politische Freiheit noch vorhanden zu sein. Erst als Sulla (Bd. IV, S. 372) die Bedeutung Athens zerstört, Küsten und Heiligtümer Griechenlands kilikischen Seeräubern zum Tummelplatze dienen, da beginnt das Elend von Hellas in schwerstem Maße. Wohl ersteht Akrokorinthos durch Caesar wieder aus seinen Trümmern, und Korinth selbst wird zur glänzenden Handelsstadt, aber als römische Kolonie, in der lateinische Sprache, römisches Wesen, römische Verfassung herrscht. Was noch an selbständigen Resten vorhanden war, was die nach Sullas Eroberung aus buntester Mischung sich neubildende Bevölkerung Athens aus alten Formen an neuer Kraft gewonnen hatte, das wird durch Augustus zerstört, der Eretria und Aigina selbständig macht — ebenso wie Sparta neben sich die Gründung eines „freien Lakoniens" (aus 24 ehemaligen Perioikenstädten bestehend) sehen muß. Eine neue römische Kolonie ersteht in Patrai, auf Kosten des Wohlstands der Landbevölkerung in Aitolien, die zur Zusammensiedlung gezwungen wird, in Nikopolis eine griechische Kolonie. Der Kaiser, der den Grundsatz aufstellte, man dürfe die Provinzialen scheren, nur nicht ihnen die Haut abziehen, hat Griechenland für kurze Zeit der Willkür der senatorischen Provinzialstatthalter durch die Vereinigung von Makedonien und Achaja mit der kaiserlichen Provinz Mösien entzogen.

Die seit kurzem auch inschriftlich belegte Neronische Freiheitserklärung (Bd. IV, S. 419), nur eine finanziell erleichternde Maßregel, bedeutete, daß Griechenland abgabenfrei sein sollte; was Nero nicht hinderte, nach dem Brande Roms die Kunstwerke ganz Griechenlands planvoll zu plündern. Durch Vespasian wurde jene Abgabenfreiheit wieder aufgehoben.

Die Renaissance des 2. Jahrhunderts erzeugt überall Begeisterung für die alte Kultur Griechenlands. Keinen glänzendern Vertreter dieser Richtung hat der römische Kaiserthron gesehen als Hadrian (Bd. IV, S. 433). Nicht allein, daß er in frommer Liebe die alten Bauten, wie den Tempel des olympischen Zeus zu Athen, weiter ausführt und neue Tempel schafft, er sorgt auch für die praktischen Bedürfnisse der Griechen durch Anlage von Wasserleitungen und Fahrstraßen, so der von Nordgriechenland nach der Peloponnesos, und für die rechtliche Ordnung durch Zusammenfassung örtlicher Rechtsgebräuche zu einem Ganzen. Dem kaiserlichen Beispiel eifert Tib. Claudius Atticus Herodes (101—177; Odeion) nach. Die Hochschule Athen blüht empor, und die Wahl der Rhetoren erscheint so außerordentlich wichtig, wie einst die der politischen Beamten. Aus dem Zulaufe bei den pythischen, isthmischen, olympischen Spielen könnte man fast schließen, daß das alte Hellas noch in alter Blüte stehe, und wird darin bestärkt durch die Kraft, die die alten Mundarten noch bewähren. Aber die ungeheure Verschuldung des Grundbesitzes und der Gesamtbevölkerung lehrt uns das soziale Elend Griechenlands kennen, von dem nur Geld ab-, dem nie mehr bedeutende Einnahmen zufließen: die Edelmetalle steigen ungeheuer im Werte.

Freilich hat das Griechentum des Ostens durch die Bürgerrechtserteilung Caracallas (Bd. IV, S. 440) an alle Unterthanen des römischen Reichs recht eigentlich die Herrscherstellung im Osten erhalten. Aber das Kernland des Griechentums hat dadurch nichts gewonnen. Sicherlich hat starker Menschenabfluß in die Länder des Ostens — in die neue Welt — stattgefunden, und Griechenland ward noch mehr entvölkert. Der Goten- und Heruler-Einfall von 267 berührte Athen, dessen Krieger sich unter dem Geschichtschreiber Herennios Dexippos auszeichneten, weniger als Argos und Korinth; doch erscheint letzteres unter den bedeutendsten Städten Griechenlands schon 275 wieder. Auf dem Gebiete der geistigen Kultur steht aber Athen mit seiner glänzenden Hochschule noch immer obenan, wenn auch seine Kunstschätze ebenso wie die andrer Städte zum Teil nach Konstantinopel wandern müssen. Es hat mit seinen leuchtenden Bildwerken und seinem alten Rufe noch den Gotenkönig Alarich bezwungen, so daß zwischen ihm und Athen ein Übergabevertrag geschlossen wurde. Dagegen fielen Korinth, Nemea, Argos, Sparta der gotischen Plünderung zum Opfer.

2. Byzanz.

A. Die Gründung des byzantinischen Reichs.

Aus dem römischen Geschlechterstaate war kaum ein italischer Beamtenstaat emporgewachsen, als er auch schon dem Militärdespotismus anheimfiel. In so schonenden Formen hatte freilich Augustus die nach 70jährigen Kämpfen siegende Militärmonarchie aufgerichtet, daß sie, wenn auch rechtlich auf Militärgewalt und bürgerliche Gewalt gegründet, mehr eine Zivilmacht mit Senatsmitherrschaft zu sein schien. Aber bald trat schon im ersten Jahrhundert der der Machtquelle nächststehende Teil des Heers, die Garde, bei Beseitigung und Wiederbesetzung des Prinzipats entscheidend in den Vordergrund. Dann ward in der weiten Welt das „Geheimnis offenbar" (Tacitus), wie man Kaiser ausrief, und auch die Provinzialheere wollten dahinter nicht zurückstehen. Die Adoption, die Auslese des Tüchtigsten, hat hierauf verhältnismäßig lange Zeit dem Reiche den innern Frieden und die innere Machtstellung gesichert; aber die Erblichkeit brachte schon mit dem ersten Vertreter, Commodus, die alten unhaltbaren Zustände herbei. Fast 50 Herrscher „regieren" 90 Jahre bis Diokletian: zwei sind auswärtigen Feinden erlegen, einer zurückgetreten und einer friedlich aus der Welt geschieden; alle andern sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Alle Bande der Ordnung sind gelöst; Ackerbau und Viehzucht, Industrie und Handel erstorben; eine weite Einöde das Reich, Italien langsam von der Malaria in Besitz genommen, die Städte nur eine Erinnerung an schönere Zeiten.

Da hat der Illyrer Diokletian (wohl aus albanesischem Stamme, vgl. Bd. IV, S. 447) das Reich wieder — aber in vier Teile — zusammengeschweißt, den Prinzipat zum orientalischen Großkönigtum umgebildet, den Schwerpunkt nach Osten verlegt und eine in ihren Entwicklungsgrundzügen schon früher sichtbare Gesellschaftsorganisation geschaffen, die das römische Reich zum Kastenstaate macht.

a) Die Überflügelung des Westens durch den Osten.

Konstantin hatte am Hofe Diokletians in Nikomedia die orientalische Entwicklung kennen gelernt. Hellenentum und Christentum mußten hier als die Mächte erscheinen, mit denen das Kaisertum sich nicht bloß verbünden, sondern auch verbinden mußte. Kleinasien, Syrien, Ägypten schienen die Kernländer zu sein, die diese Mächte vor allem sich dienstbar gemacht

hatten. Mochte über Syriens und Ägyptens uralter Kultur die Dämmerung greisenhaften Stillstands ruhn wie über dem Westen des Reichs: die thrakisch-kleinasiatischen Völkerschichten, zum Teile gesättigt von griechischer Bildung, zum andern Teile fast unbeeinflußt durch sie, völlig unberührt von Romanisierung, haben damals den Eindruck der Lebensfrische und Zukunftshoffnung erweckt. Hier, in Kleinasien, hatte die Unbefriedigung mit den östlichen orientalisch-hellenischen Mischkulten zu frommer Kaiserverehrung geführt. Hier hatte dann die neue Lehre des Christentums, ungehindert durch alte, fanatisch betriebne Götterdienste, wie auf offner Prärie, ihre Flammen über das Land verbreiten können, so daß Kleinasien das erste christliche Land wird. Zuerst in den Städten aufzüngelnd, dann bis in entlegne Dörfer und Weiler bringt das erlösende Wort, so daß die Tempel verödet stehen, die altheiligen Feste nicht mehr gefeiert werden und die Opfertiere keine Käufer mehr finden (vgl. schon die Berichte des jüngern Plinius über Bithynien 111—113 an Kaiser Trajan). Bereits zur Zeit Kaiser Mark Aurels hatte sich hier in den geistigen Oberschichten das Bewußtsein entwickeln können, das Bischof Melito von Sardes ausspricht, die römische Weltmonarchie und die christliche Weltreligion seien zugleich geboren und bedeuteten für einander Segen und Wohlfahrt: „Diese unsre Philosophie hat zwar zuerst bei einem fremden Volke gegrünt. Als sie aber darauf unter der Herrschaft deines Vorgängers Augustus in den Provinzen zu blühen begann, brachte sie deinem Reich in besonderer Weise reichen Segen. Denn es hat von der Zeit an das römische Reich immer an Größe und Glanz zugenommen, dessen erwünschter Beherrscher du bist und sein wirst, zugleich mit deinem Sohne, wofern du diese unter Augustus begonnene und zugleich mit dem Reiche großgezogne Philosophie, die auch deine Vorfahren neben den andern Religionen in Ehren gehalten, beschützen willst." Mark Aurel steht diesem Verlangen geistig und örtlich zu ferne — erst Konstantin erfüllt es. Und bis tief hinunter, in die untersten vom Hellenismus nicht berührten Volksschichten, in denen noch uralt thrakische und kleinasiatische Festesfreude und wilde Begeisterung leben, stieg das Christentum. Alte Festtage formt die christliche Kirche um, die neuen Märtyrergedenktage werden wie die alten Kybelefeste mit rauschendem Gepränge gefeiert, und in einer andern Sekte — der der Messalianer — bricht die wilde Glaubenswut der alten Bevölkerung hervor: ein ehemaliger Kybelepriester wahrscheinlich (Montanus) ist der Stifter einer christlichen Sekte; Frauen spielen als Prophetinnen eine große Rolle auch in der neuen Religion, Hirten werden Märtyrer der neuen Lehre. So nötigt die Rührigkeit der kleinasiatischen Christengemeinden selbst den Spötter Lukian zur Anerkennung. Von der kappadokischen Kirche geht das gotische Christentum aus, und von hier aus wird jenes Ereignis vorbereitet, das Konstantin ein Beispiel und Vorbild liefert: Armenien wird der erste christliche Staat (vgl. weiter unten, S. 58).

Wie trübe und kläglich erscheint dagegen das Leben des Westens! Mit dem Altern der westlichen Welt ging auch ihre Wissenschaft in Unbedeutendheit unter; ihre bildende Kunst lief in handwerksmäßig rohen Betrieb aus, und ihre Dichtung erstarb in thörichtem Spiele. Bei der Reliefkunst ist die Absicht des augenblicklichen optischen Effekts auf Hell und Dunkel durch tiefes Unterschneiden der Reliefigiguren gerichtet; die symmetrische Einheitlichkeit gibt fast „starren Kristallinismus", während liebevolles Eingehen in die Einzelheiten der umgebenden Welt vollständig fehlt und damit auch künstlerische Wiedergabe zu gunsten handwerksmäßig schablonenhafter Andeutung verschwindet, wie wir dies bei den Längsstreifen des Konstantinbogens unter den schönen gestohlnen Reliefs einer höherstehenden Zeit beobachten können. Genau so zeigen sich die Gemmen: so der Cameo aus Achatonyx mit dem Triumpheinzuge Konstantius' II. in Rom,

wo vier Kretingestalten das römische Volk darstellen, oder der Sardonyx mit dem Triumphe des Licinius über Maximin. Bei den Rundbildnissen ist wie einst in der peloponnesischen Schule Polyklets die seelische Bewegung ausgeschaltet, aber ohne daß der aus wundervoller Naturbeobachtung hervorgegangne körperliche Zauber dieser Schule als Ersatz diente. Nicht Unterdrückung seiner Modellierung, vielmehr handwerksmäßige Unfähigkeit des Sehens drückt sich hier im Westen in diesen Konstantinsköpfen aus.

Wie greisenhaft war Rom auch in der Pflege der Litteratur geworden! Selbst die gallischen Rednerschulen überragten an Bedeutung den hauptstädtischen Unterricht weitaus. Kaiser Konstantin hat wohl 311 in Gallien Gelegenheit gehabt, diese feine Sprache mit ihren plumpen Schmeicheleien auf ihn und andre Kaiser namentlich bei dem gallischen Schuldirektor und Griechenabkömmling Eumenius kennen zu lernen und sich zu überzeugen, daß hier die Geister zwar noch weniger tiefen Pegelstand aufzuweisen hatten als in der Hauptstadt, aber daß auch hier die Keime einer Wiedergeburt nicht zu suchen waren. In der Dichtung war auf die lächerlichen Kunststücke der Verse, die man auch von rückwärts lesen konnte oder deren Anfang am Ende eines nächsten Verses wiederkehrte, auf die in Verse gebrachten Anleitungen zur Gesundheitspflege (Rezepte), zur Metrik und Jagd, auf den Wettstreit zwischen Koch und Bäcker kein Aufschwung gefolgt. Zoten und witzlose Gemeinheit machten die vorgeführten Götterfiguren volkstümlicher; anspruchsvollere Geister vermochten es, sich bei einem dichterischen Zusammenlegspiele zu vergnügen, bei dem Flickgedichte, das nur aus alten Dichterstellen zusammengesetzt war und sich bis zu wirklicher Tragödie (der „Medea" im Codex Salmasianus) auswuchs, und bei der „geometrischen" Poesie, wo man auch in der Diagonale lesen konnte oder das Monogramm Christi eingewoben war: Kunststücken, die leider auch dem Kaiser gefielen.

Wie anders im Osten, wo unterirdische Quellen zur Oberfläche kamen, Nachwirkungen aus großer Zeit des Orients und aus der Zeit hellenistischer Schaffenskraft noch fortlebten. Zwar hatte sich auch hier die Dichtung dem müden Altern der Zeit nicht ganz entziehen können: mathematische Aufgaben in Epigrammform beweisen das Sinken schöpferischen Dranges. Aber die zierliche alexandrinische Rokokodichtung spann noch ihre Ranken; die Dichter aus Kleinasien, Ägypten und Syrien, die später das Epos und den Roman lebhaft pflegten, sind Fortsetzer hellenistischer Dichtung (Quintus von Smyrna, Nonnos) oder arbeiten in der Luft hellenistisch-orientalischer Novellen (der syrische Semite Heliodoros).

Viel wertvoller waren die bildenden Künste, wie sie im Oriente gepflegt wurden, für eine Wiederbelebung alter Größe und Neuschöpfung einer christlich-hellenischen Kultur. An den Gräbern der Märtyrer waren schon früh im christlichsten Lande (Kleinasien) Ereignisse verherrlicht, die den Glaubenshelden Ruhm und die Verehrung der Landsleute gebracht hatten: „in Farben trug die Blüten seiner Kunst der Maler auf; er stellte im Bilde dar die Heldentaten des Glaubenszeugen, seine Standhaftigkeit, seine Schmerzen, die wildgrimmigen Gestalten der Gewaltherrscher, ihren Hohn, ... endlich das Abbild der menschlichen Gestalt des, der den Kampf ihm auferlegte, Christi"; so beschreibt Gregorios von Nyssa zwischen 379 und 394 die typischen Märtyrergemälde, wie sie unter andern die Kapelle des Theodoros Tyron in Eukaita aufweist. Die Kapelle der Ortsheiligen von Chalkedon, Euphemia, wies davon eine ganze Reihe auf, die der Bischof Asterios von Amaseia besonders um des Seelenausdrucks der Heldin willen staunend preist.

Die Fülle der Schöpfungen, welche die Großstadtarchitektur der hellenistischen Städte zu Tage treten ließ, bot für einen großen Bautenkaiser, der eine Verschmelzung des Christentums

und des Griechentums anbahnen wollte, wertvolle Muster. Die Apostelkirche in Konstantinopel, die große Kirche in Antiocheia und die Grabeskirche in Jerusalem sind sicher mustergebende Kirchenbauten für die Folgezeit geworden und stehen so im Beginn einer neuen Entwicklungsreihe. Aber sie sind ihrerseits auch Endglieder hellenistisch-orientalischer Bauten und Architekturschmuckweisen verflossner Jahrhunderte. Die gewaltige Basilika mit ihren turmartigen Flankenbauten, die Kreuzkuppelkirche mit ihrer Grundform des durch Bogen offnen Quadrats gehen auf orientalische Muster zurück, jene auf den hethitischen Ilani (vgl. Bd. III, S. 124), diese auf die Felsengräber von Sidon, die Katakomben von Alexandreia und Palmyra, dann nachgeahmt in oberirdischen Bauten (Prätorium von Musmije) und sogar schon mit einer Hängekuppel versehen (Djerasch und Kusr en Nueiyts). Der Schmuck der Grabeskirche zu Jerusalem weist auf syrisch-hellenistische Volutenbedachung und tiefeingeschnittnen Blattschmuck (wie in Baalbek und Spalato) hin.

Konstantin wird bei einem spätern Geschichtschreiber als Neuerer und Zerstörer alter Gesetze bezeichnet. Thatsächlich können wir nachweisen, daß einzelne Grundsätze aus dem griechischen Rechtskreis in die Konstantinische Gesetzgebung übergegangen sind, so z. B. daß die Habe der Mutter auf die Kinder vererbe und der Vater nur den Fruchtgenuß habe, wie das Gesetz von Gortyn erweist. So sind Zurückdrängung des Römischen, Bevorzugung des Hellenistischen auch auf dem Gebiete der Rechtsgrundsätze, Verlegung des Reichsmittelpunkts nach dem Osten und Aufnahme des Christentums unter die gesetzlich anerkannten Religionen eine Kette mit fest ineinander geschloßnen Ringen, die ihren Ausgangspunkt von der Überzeugung nimmt, daß Kleinasien und der Orient das Land des Lebens seien, während der Westen seine sechshundertjährige Rolle ausgespielt hätte.

b) Die Erhebung von Byzanz zur Welthauptstadt „Konstantinopel".

So wählt Konstantin einen Ort an der Grenze Asiens und Europas, der durch eine ausgezeichnete Lage am Meer allen Anforderungen der neuen Welthauptstadt gerecht wird: in Betracht kommt nur die nordwestliche Ecke Kleinasiens und der gegenüberliegende Teil Europas. In unmittelbarer Verbindung mit dem neuen Kernlande Kleinasien und dem Orient, in der Nähe der wundervollen prokonnesischen Steinbrüche, in guter Verbindung mit der Donaulinie und der illyrischen Ländergruppe, war die alte Griechenstadt Byzanz (in Bezug auf treffliche militärische und handelspolitische Lage schon vom delphischen Orakel anerkannt) weit besser als etwa die Gegend von Ilion und Alexandreia Troas geeignet, allen Wünschen Konstantins zu entsprechen. Er hatte im Kampfe mit Licinius erprobt, daß, wer die Mündung des Bosporos in die Propontis, also Byzanz beherrsche, dem Gegner sehr unangenehm werden könne: hatte doch Licinius im Besitze dieser Stadt den Übergang nach Asien gesperrt, aber vom Augenblicke der Räumung ab keinen erfolgreichen Widerstand mehr zu leisten vermocht (Bd. IV, S. 452 f.).

Juli bis August 325 wird dies Neurom durch zahlreiche Bauten geschmückt; am 26. November 328 wird der Grundstein zur Erweiterung der Ringmauer (bis zu 23 km Länge) gelegt: an dem Tage, wo die Sonne in das Sternbild des Schützen eintrat. Am 11. Mai 330 erfolgte die Einweihung der neuen Stadt, die sich so herrlich zwischen dem Meer und der westwärts einschneidenden Bucht hinzog. Und nun ward diese neue Hauptstadt mit einer zielbewußten Thatkraft fast ohnegleichen gefördert. Einer der beiden Konsuln wird für Konstantinopel bestimmt. Senatoren aus Rom werden herbeigezogen und erhalten Häuser und Güter auf der asiatischen oder europäischen Seite des Bosporos; Grundbesitzer in den umliegenden

Diözesen dürfen nur testieren, wenn sie schon ein Haus in Konstantinopel besitzen. Die große Menge sollen Getreidespenden, Verteilungen von Wein und Öl locken.

Für die Bekenner der neuen Lehre schuf Konstantin seine Apostelkirche, zugleich sein Mausoleum, das kleinasiatische offne Quadrat für Gräberbauten (vgl. oben) zu einem Vorbilde der Kreuzkuppelkirche für die christliche Welt ausgestaltend. Die alten Kulte blieben nur zum Teile bestehen: wie Diana, Hekate und Venus mußte die Pallas Poliuchos (der Panagia Poliuchos) weichen. Einfache Umgestaltungen (wie die Göttin Kybele zur Betenden) kamen in Menge vor; die Tagesnamen wurden zu Heiligen (heiliger Sabbas). Aber die alte Tyche und die Dioskuren erhielten noch neue Tempel in der jungen Christenstadt.

Der christliche Glaube hatte noch keine hochstehende religiöse Kunst geschaffen (Bd. IV, S. 201); er ringt erst mit der Gestaltung von Grundformen. So muß das alte Heidentum seine Kunst zum Schmucke der neuen Hauptstadt leihen. Die weite griechisch-römische Welt sollte hierzu beisteuern: Standbilder in ungeheurer Anzahl wurden nach der „Blühenden" geschleppt. Vor den Thüren des Senatssaals erhoben sich nunmehr die Pallas von Lindos und der Zeus von Dodona; die berühmte Schlangensäule von Delphoi (Bd. IV, S. 279) wurde auf dem Hippodrom aufgestellt. Hatte Rom seine Kaiserforen, so erhielt auch die Konstantinsstadt ihr Konstantinsforum, einen weiten, ovalen Platz, von Hallen umgeben, der in der Mitte eine mächtige Porphyrsäule (heute die verbrannte Säule Djemberli Tasch) mit dem Standbilde des Kaisers als Apollon-Helios trug.

c) Die Anfänge byzantinischer Geschichte.

Byzanz war gegründet — die byzantinische Geschichte beginnt, mag man sie nun so nennen oder dafür den Namen oströmisch vorziehen oder rhomäisch wählen, da sich die Byzantiner in dieser griechischen Form *(Ρωμαῖοι)* als Römer bezeichneten.

Der Charakter dieses Oströmischen Reichs, der durch die Bestandteile des Griechen-, des Orientalen- und des Christentums gegeben ist, schließt sich zunächst dem diokletianisch-konstantinischen Kastenstaat an (vgl. S. 28). Das ganze Reich eine Zwangsanstalt, erblicher Beruf auf allen Gebieten, Erbpächter und Gemeinderäte, Zunftgenossenschaften und Heer — alles Strafanstalten, in die man auch Verbrecher steckt. Alle Schichten der Gesellschaft getrennt durch Haß, auseinanderstrebend, mittendurch der Riß zwischen Ehrbaren und Niedrigen, die gegen die erstern nicht einmal vor Gericht klagen können. Der Niedergang des Handels, die Unsicherheit der Zustände, die Verschlechterung des Gelds haben zu einem Rückgange der Geldwirtschaft und zu einem seltsamen Wiederaufleben der Naturalwirtschaft geführt. Hier soll die Verbindung der neuen Bestandteile heilend eingreifen, ein frischer Strom diese alte Gesellschaft durchströmen.

Noch einmal hat Julian der Abtrünnige (361—363) die konstantinischen Pläne zu durchkreuzen gesucht. Ihm scheint das Heidentum noch einer Wiedergeburt fähig, die Mysterien des Mithras, des Sonnengottes, dem er eine fast begeisterte Studie weiht, haben ihn seit seiner Einführung in ein Mithraskonventikel durch den Philosophen Maximos von Ephesos mit unwiderstehlicher Macht angezogen. Zwar war dieser orientalische Sonnendienst über den Westen außerordentlich verbreitet; aber Julian verkennt, daß er dem griechischen Sprachgebiete durchaus fremd gegenüber steht und dort nirgends festen Fuß gefaßt hat. Da die orientalischen Religionseinflüsse so wenig Boden im Griechentume hatten, war es ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß eine Soldatenreligion mit platonischen Gedanken erfüllt werden könnte. Dieser Versuch, Griechentum und Orientalismus zu verbinden, muß ebenso mißglücken, wie

die Ausschaltung des Christentums, dessen Bekenner ihm freilich keine ethische Durchbildung zu erhalten scheinen (vgl. Bd. IV, S. 201 unten), und die Verbindung neuplatonischer Gedanken mit abergläubischer Volksreligion.

Für das neue — „byzantinische" — Reich ist das Christentum ein allernotwendigster Bestandteil, den zu beherrschen als Herrscherrecht erscheint: deshalb hat Konstantin auf dem Konzile zu Nikaia selbst den Vorsitz geführt (ebenda, S. 195). An der Spitze der neuen Entwicklung steht nicht bloß das Interesse für theologische Streitfragen, sondern auch die Entscheidung durch den Kaiser: der Cäsaropapismus.

d) Der Hunnensturm; die Teilung des Römischen Reichs.

Inzwischen aber lockert sich unter dem Ansturme barbarischer Völker das Gefüge des Reichs. Ein Reitervolk im Norden Chinas, das sicher türkischen (nicht lesghischen) Stammes war, das Volk der Hiung nu, hat sich um 50 v. Chr. in zwei Teile geteilt: einen südlichen, der sich den Chinesen unterwarf (Bd. II, S. 139), und in ein eroberungslustiges Heer, das unter Tschi tschi (ebenda, S. 150) auf Eroberungen auszog, das Reich der Wu sun (Usun) am Fuße des Tien schan eroberte und im Gebiete der Kirgisen seine Residenz aufschlug. Die weitere Wanderung bis in das Gebiet zwischen Balkasch- und Aralsee können wir nach chinesischen Quellen ebenso gut verfolgen wie den Zusammenhang mit den Hiung nu der chinesischen Heimat (von Ku tsang). Durch Zurückbleiben der Schwachen ist eine Auslese der Besten geschaffen worden, die, an Zahl nicht groß, ringsum tüchtige Völker unterwarfen und das Wort Tschi tschis zur Wahrheit machten: „Mit unserm kriegerischen Reiterleben bilden wir ein Volk, dessen Name alle Barbaren mit Schrecken erfüllt ... und ob wir auch sterben, so wird doch der Ruhm unsrer Tapferkeit dauern, und unsere Kinder und Kindeskinder werden andern Völkern Führer sein."

An der Wolga wurden die Alanen unterworfen. Der Stoß des schonungslosen Volks traf dann die Westgoten, die die erbetne Aufnahme in das Römische Reich gewährt erhielten. Aber Unfähigkeit und Verrat der römischen Beamten führten zum Kriege (Bd. IV, S. 457); dem Führer Fritigern schlossen sich von allen Seiten Kolonen, Sklaven, Bergleute, Schuldner an. Unheimlich ward nun das Leben in allen germanischen Gebieten hinüber bis zum Elsaß, wo die Alemannen einen verfrühten Einfall machen. Noch einmal bittet Fritigern um Thrakien. Die Abweisung durch Kaiser Valens verursacht die blutige Entscheidung bei Adrianopel (9. Aug. 378); Valens fällt. Damit ist die Germanengefahr zu unabsehbarer Größe gewachsen. Hätten die arianischen Goten gesiegt, so mußte die Gegenströmung der Orthodoxie desto stärker anschwellen. Der von dem Spanier Theodosios (Kaiser 379—395) geschloßne Friede nimmt 382 die Goten in Mösien als Verbündete (foederati) auf; auch sonst öffnet sich germanischem Einflusse Thür und Thor in Heer und Verwaltung. Der Franke Richomer (Ricimer, Rikimer) erscheint als Heermeister und Konsul, der Wandale (Vandale) Stilicho als Heermeister und Gemahl der Serena, einer Nichte und Adoptivtochter des Kaisers.

Die Teilung des Reichs durch Theodosios in ein westliches und in ein östliches Gebiet wird nun endgiltig. Mit der Spaltung der Kabinettskanzlei der Kaiser in eine griechische und eine römische Abteilung hatte man begonnen, die letzte Folgerung aus der Verschiedenheit des lateinischen und des griechischen Reichsteils zu ziehen. Sie war durch Diokletian, dann durch Konstantin gefördert und nun zu Ende gebracht worden — nicht da Arkadios und Honorius zu Kaisern des Westens und Ostens gemacht worden waren (Theodosios hatte die endgiltige Trennung kaum beabsichtigt, da er ja Stilicho zum Reichsverweser für beide bestellte), sondern

damals (425), als Theodosios II. oder seine Schwester Pulcheria Valentinian III. als Kaiser des Westens anerkannte. Die Gesetzestrennung ward freilich erst 438 erklärt; und noch aus dem Jahre 468 stammt ein gemeinsames Gesetz für West und Ost. Die Anerkennung von Konstantinopel scheint noch immer für den Westen nötig: 472 wird Julius Nepos (Bd. IV, S. 462) als Kaiser des Westens von Leon I. dem Thraker (S. 36) anerkannt.

Aber das Reich der Rhomäer ist nun doch jener eignen Entwicklung anheimgegeben, die wir die byzantinische oder oströmische nennen. Dem Urteile des Kaisers, der ihm unrichtig erscheinende Schriften 381 auf dem Konzile von Konstantinopel (ebenda, S. 204) zerriß, war die Kirche von Neurom unterstellt; so war es nur natürlich, daß damals auch der Vorrang des Bischofs unmittelbar nach dem römischen festgestellt wurde: auch hier ein Dualismus voll sinnbildlicher Kraft. Anderseits beugt sich der Kaiser kirchlichem Rate. Die Metzelei im Zirkus von Thessalonike (390) muß Theodosios mit öffentlicher Kirchenbuße sühnen; das hat Ambrosius, der dies veranlaßt hatte, in der Trauerrede auf Theodosios rühmend hervorgehoben. Und schon offenbart sich im Osten orientalischer Kunsteinfluß: an dem zwischen 388 und 391 erbauten Goldnen Thore Theodosios des Großen zeigen sich im Architrav ägyptische und syrische Bestandteile (Hohlkehle — hoher Wulst). An der Schwelle byzantinischen Lebens stehen so: Hellenentum, Christentum und Orientkultur.

B. Das altbyzantinische Reich bis auf Justinian.

Die politische und kirchliche Zusammenfassung der östlichen Provinzen des ehemaligen altrömischen Reichs durch die Ringe der griechischen Kultur, des Christentums und des Übergewichts orientalischer Völkerbestandteile ist nicht ohne innere und äußere Kämpfe ihrem Ziele zugeführt worden, einem Ziele, das immerhin fast sechs Jahrhunderte lang als höchstes Ideal den Byzantinern vor Augen schweben konnte, von der kirchlichen Zusammenfassung aller östlichen Gläubigen durch das weit dehnbare Glaubensbekenntnis (Henotikon) des Patriarchen Akakios, das Kaiser Zenon veröffentlichte (482), bis zur Zertrümmerung der weltlichen Orientmacht, durch die Schlacht von Mantzikert (Malazkerd, Melasgerd; 1071), wo Kappadokien, Armenien und das östliche Kleinasien endgiltig verloren gingen.

Fremde Völkerschaften, die Germanen und Hunnen, haben in der altbyzantinischen Zeit, wie später die Perser, Araber, Türken die Festigung erschwert; aber Byzanz hat sich in diesen Kämpfen doch als Vormacht der Kultur erprobt. Und im Innern ist von jenem Tage, da Kaiser Konstantin — so ein echter Vorläufer Justinians in seinem Cäsaropapismus — das Bestimmungsrecht für den Eintritt in die Kirche und die Absetzung etwaiger widerspenstiger Bischöfe für sich in Anspruch nahm, bis zur Veröffentlichung eines einheitlichen Glaubensbekenntnisses für den ganzen Osten ein Fortschritt in der kirchlichen Einheit vor sich gegangen. Die schonungslose Beugung Kleinasiens unter die kirchliche Herrschaft von Konstantinopel durch Johannes Chrysostomos, die unter dem Drucke des hauptstädtischen Pöbels erfolgte Preisgebung des Nestorios (Bd. IV, S. 205), der, hier ganz im Einklange mit seiner heimatlichen syrischen Theologenschule, gegen die allzu starke Betonung der Marienverehrung Einspruch erhoben hatte, endlich die Bekämpfung des ägyptischen Sondergeistes sind die wichtigsten Punkte dieser Bahn. Hier war man wohl zuerst über das Ziel hinausgeschossen; die Furcht vor dem Kirchenfürsten von Alexandrien, der auf dem Konzile von Ephesos (449) zum ökumenischen Erzbischof ausgerufen wurde, der auch in weltlichen Dingen mehr galt als der kaiserliche Statthalter, hat auf dem Konzile zu Chalkedon unter dem Vorsitz der kaiserlichen Kommissare

bis zur Absetzung des damaligen Patriarchen von Alexandrien (Dioskuros) geführt (ebenda, S. 206). Dieser Vernichtung der Ansprüche des alexandrinischen Patriarchentums folgt gleichzeitig die Bevorrechtung des Patriarchen von Byzanz, der doch nur ein Werkzeug in den Händen des nahen Kaisers ist; es folgt aber endlich die Lockerung der schroffen Zentralisierung und Gewährung der Möglichkeit für Syrer und Alexandriner, in demselben Kirchenverbande mitzuwirken. Wie konnte man gerade sie auf die Dauer missen in einem Kulturkreise, der in der lehrhaften Typenbildung auch auf dem Gebiete der Plastik, der Mosaiken und der Miniaturenmalerei der Führung des Ostens folgt, einem Kulturkreise, der auch auf dem Gebiete der Baukunst (Kirchenbau, Pylonen, Säulenzisternen) von den Anregungen des Ostens lebte (S. 49). Trotzdem hat sich die persische Kirche als die der Nestorianer abgetrennt (Bd. IV, S. 209).

Die Tapferkeit des Heers verhinderte nicht die Ausbreitung der Hunnen in den Donaugegenden. Ein Reich erstand, das, ungemein lose gefügt, von Dänemark über Teile von Deutschland, Rußland, Ungarn bis in das heutige Sibirien reichte. Hunnen waren in das west- und oströmische Heer aufgenommen worden; Griechen und Römer lebten unter dem hunnischen Volke, froh, den unerträglichen Zuständen der römischen Reiche entkommen zu sein. Der Grieche, den um 448 der byzantinische Gesandtschaftsschreiber Priskos bei den Hunnen trifft, äußert sich über die oströmischen Zustände: er fühle sich behaglicher; nur die Armen erreiche das Recht im Römischen Reiche, während der Reiche straflos ausgehe. Ähnlich urteilt im Westen der Presbyter Salvianus von Massilia: „Zu den Feinden gehen unsre Landsleute, selbst Edelgeborne, über, bei den Barbaren römische Menschlichkeit suchend, da sie die barbarische Unmenschlichkeit der Römer nicht länger ertragen können." Der Hunnenkönig Attila, der in seinem holzgefügten Palaste zwischen Donau und Theiß die Pracht der Kulturländer angenommen hatte, aber selbst mit stolzbewußtem Pochen auf die urkräftige Einfachheit seines Reiterstamms allen Prunk für seine Person ablehnte, hätte Ostrom gefährlich werden können; schon 447 steht er vor den Thoren Konstantinopels, und einen teuern Frieden, den Theodosios II. schließt (6000 Pfund Gold einmal, zudem jährlich eine Abgabe, und Verlust der südlichen Donauländer), kostete der Abzug der Hunnen. Aber Attilas Ziel lag im Westen; auf den mauriacensischen Gefilden (zwischen Méry an der Seine und Troyes) ward ihm dies entrückt (Bd. IV, S. 461) und damit auch Ostrom endgiltig gerettet.

Germanen spielen in Neurom wie im alten Rom eine hervorragende Rolle in dieser Zeit. In die Hände des Wandalen Stilicho war von Theodosios nach der Bewältigung des Franken Arbogast, der den Kaiser Eugenios erhoben hatte (392; ebenda, S. 457), zwar die oberste einheitliche Reichsleitung gelegt worden; doch bei dem Auseinanderstreben der beiden Reiche bedeutete dies einen frommen Wunsch, der sich nicht mehr erfüllen ließ. Dennoch hat jener Wandale noch den griechischen Zug des Westgoten Alarich, den arianische Mönche zur Austilgung des Heidentums benützten, und bei dem der herrliche Tempel von Eleusis in Trümmer sank, gehemmt und in Frieden verlaufen lassen. Mit Hilfstruppen des Stilicho war der Gote Gainas nach Konstantinopel gekommen, der den grausamen Magister officiorum Rufinus beseitigte, gemeinsame Sache mit dem aufständigen Comes Tribigild in Phrygien machte und mit dem siegreichen Gotenheer in Konstantinopel einrückte. Da war es die hauptstädtische fromme Bevölkerung, die die arianischen Goten verjagte; der Gote Fravitta hat dann die endgiltige Vernichtung des Gotenheers besorgt.

Auch die kluge Vormünderin und Schwester Theodosios' II., die in der Vormundschaft dem Anthemios gefolgt war, Pulcheria, nahm zahlreiche Germanen in ihre Dienste. Als der

schwierige Auftrag, die Witwe des Kaisers, Placidia, mit ihrem Sohne Valentinian III. nach dem Westen zu geleiten, auszuführen war, erhielt ihn der Gote (nicht Alane) Ardaburios; durch ihn wurde thatsächlich der Gegenkaiser Johannes gestürzt. Der Sohn des Ardaburios, Aspar, ward 434 Konsul, später magister militum und Patrizius. Nach dem Tode Theodosios' II. reichte Pulcheria einem braven Senator die Hand, der sich im Dienst Aspars ausgezeichnet hatte, Markianos aus Thrakien (450; Bd. IV, S. 461), der im Sinne der Goten regierte und den Mut gewann, den Hunnen den Tribut zu weigern, aber den Fortschritten der Wandalen, die damals Mauretanien besetzten, ruhig zusah. Bezeichnend für diese gotisch-wandalische Zuneigung ist die Thatsache, daß schon früher ein Neffe Aspars dem Kaiser Theodosios Hilfe gegen alle Feinde, ausgenommen die Wandalen, angeboten hatte.

Hat nach dem Tode des Markianos Aspar um seines arianischen Glaubensbekenntnisses willen das byzantinische Diadem ausgeschlagen, so hat er doch wie Rikimer im Westen, der nacheinander den Maiorianus und den Severus zu Kaisern erhob (ebenda, S. 462), am 7. Februar 457 einen Militärtribunen zum Kaiser gemacht, der ihm ob seiner Unbildung ganz unschädlich schien: Leon den Thraker oder, wie ihn die Byzantiner nannten, Makellos (den Fleischer). Aber höher als die Dankbarkeit gegen den Königsmacher Aspar stand diesem die Pflicht gegen die übernommne Krone, so daß er es ablehnte, „sein eignes Urteil und das öffentliche Interesse dem Willen eines Unterthanen" zu unterwerfen, wie der freilich kritiklose Georgios Kedrenos berichtet, der aber hier wohl auf den Isaurier Kandidos, einen vortrefflich unterrichteten zeitgenössischen Geschichtschreiber der Regierungen Leons und Zenons, zurückgeht. Die vom gotischen Einfluß befreite Politik Leons geht zuerst dahin, die Wandalen zu bekämpfen. Aber der Feldzug von 468 endet schmählich, und es scheint, als ob ohne gotischen Einfluß alles fehlschlage: so wird Leon gezwungen, den Sohn Aspars zum Cäsar zu ernennen. Doch schon 471 entledigte sich Leon durch Mord Aspars und eines seiner Söhne, während der neue Cäsar und ein dritter Sohn entkamen.

Orientalischer Einfluß beginnt jetzt schon an die Stelle germanischer Vormacht zu treten: die isaurische Leibwache schützt Leon, und die Hand der Tochter des Kaisers erhält Traskalisaios, der Isaurier, der unter dem Namen Zenon im November 474 Kaiser von Byzanz wird. Mit dem Auftreten des Neffen Aspars, des Ostgoten Theodorich Strabos, des Sohns des Triarios, und des Amalers Theodorich, des Sohns des Ostgotenfürsten Theodemir, beginnt aber das Geschick von Byzanz wieder von Germanen abhängig zu werden. Die Jahre 478—481 sehen ein verzweifeltes Ringen, indem der Kaiser bald den Amaler gegen Theodorich Strabos benützt, bald beide Theodorich gegen den Kaiser Front machen, während dann wieder der Kaiser im Bunde mit Strabos erscheint. Bei dieser Gelegenheit tauchen im Bunde mit Zenon gegen den Amaler die Bulgaren zum ersten Male (482) auf; der Name stammt von der Wolga, wo die Bulgaren lange Zeit saßen. Nach dem Tode Theodorichs, des Sohns des Triarios, erhält der Amaler Theodorich Landanweisungen, Konsulat und Patriziat, schließlich den „Auftrag", Italien zu erobern. Das oströmische Reich hat mit diesem Jahre 488, da Theodorich auszieht, sich auf italischem Boden ein neues Reich zu schaffen, germanischen Einfluß endgiltig abgeschüttelt.

Auf die Kräfte der griechischen Balkanhalbinsel will sich die Kaiserinwitwe Ariadne stützen, da sie ihre Hand dem angesehnen Anastasios I. „Dikoros" aus Epidamnos (491—518) reicht; eine Vernichtung der isaurischen Militärherrschaft gelingt vollständig. Bei aller Hervorhebung der Interessen des europäischen Kernlands glückt es aber nicht, die einbrechenden Slawen

zurückzuhalten, die Bulgaren, vor denen eine Mauer von Selymbria an der Propontis nach Derkon am Pontos schützen sollte, zu besiegen und sich vor einem hauptsächlich durch das Eintreten für die persischen Armenier veranlaßten Kriege mit Persien zu hüten. Die kluge Behandlung der Germanenfürsten bringt es zu stande, daß Theodorich — gleichsam als römischer Beamter — auf seine Goldmünzen nur das Bild des Kaisers Anastasios prägt (Silbermünzen zeigen auch den Namen Theodorichs; erst die Inschrift aus der Zeit des Kaisers Justin, die sich auf die Entwässerung der pomptinischen Sümpfe bezieht, gibt Theodorich den Kaisertitel d[ominus] .... semper Aug[ustus]). Ferner nimmt Chlodowech die konsularischen Abzeichen, vielleicht auch den Patriziustitel an, desgleichen der burgundische König Gundobat, der westgotische König Alarich II.: den germanischen Königen gegenüber scheint das altrömische Gesamtreich noch zu bestehen. Trotzdem hat auch hier voller Friede nicht gewahrt werden können, da ein Grenzkrieg mit Theodorich geführt werden mußte, namentlich aber drei gefährliche Kriege mit Vitalian (wohl einem Nachkommen Aspars), der als Helfer des hauptstädtischen orthodoxen Pöbels besonders gefährlich wurde. Der Kaiser hatte schließlich monophysitische Neigungen; die Verbindung mit Thrasamund, dem katholikenfeindlichen Könige der Wandalen, brachte ihn in den Verdacht, Arianer zu sein; ja man sagte ihm sogar manichäisches Ketzertum nach. Vor Vitalians Aufstand schon hatte man vorübergehend einen orthodoxen Gegenkaiser aufgestellt; nach der Besiegung Vitalians begannen die Mönche von Palästina eine heftige Opposition gegen die Richtung von Byzanz.

Die vorhandnen Titel (illustres = *ἰλλούστριοι*, spectabiles = *περίβλεπτοι*, clarissimi = *λαμπρότατοι*) werden in dieser Zeit doch noch stärker als Auszeichnung ausgebildet; die Kanzleibeamten der Büreaus epistularum, libellorum, dispositionum werden z. B. bei ihrem Eintritt in den Ruhestand zu clarissimi gemacht (396), ebenso die advocati des comes rerum privatarum und proconsulis Asiae (497), die fisci patroni zu respectabiles (506), die decuriones palatii zu illustres (415), ebenso wie die andern decuriones und silentiarii (432). Zu den höchsten Beamten gehören der praefectus praetorio, der praefectus urbi, die magistri peditum et equitum, der praepositus sacri cubiculi, magister officiorum, quaestor sacri palatii, comes sacrarum largitionum, comes sacrarum privatarum, comes domesticorum. Über den drei überlieferten Rangtiteln breiten sich neue aus; so um 400 ein Titel, der zuerst den Stadtpräfekten eignet, dann unter andern auch dem Konsul und dem Patricius zukommt: magnificus = *μεγαλοπρεπέστατος*, ferner der vielleicht im Gegensatze zur Geistlichkeit gewählte Titel der kaiserlichen Beamten gloriosissimi = *ἐνδοξότατοι*. Die Kinder von obersten Beamten werden schon als Unmündige in die Rangklasse clarissimi eingereiht. Dominus sinkt bis zur zweiten Rangklasse, der nobilissimus (Bezeichnung für Mitglieder des kaiserlichen Hauses) gleichfalls allmählich; der Stadtpräfekt wird eminentissimus; schon taucht der excellentissimus für den Senator, gewesene Konsuln, den Patricius auf. Geburts- (nobiliores natalibus), Amts- (honorum luce conspicui), Geld-Aristokratie (patrimonio ditiores) werden schon 408/9 unterschieden. Sacer heißt trotz christlichen Bewußtseins der Hofstaat des Kaisers noch immer.

Schon zeigt sich hier in diesem Abschnitte byzantinischer Entwicklung, wie sich in ihr für eine ganze Welt die Gestalt der Kirche und ihrer Lehren endgiltig feststellt, Beamtenstaat, Amtsstil und Höflichkeit sich ausbildet, neuer Inhalt alten Formen gegeben wird und alter Inhalt in wohlabgewognen neuen Formen erhalten bleibt. Wo ringsum alle Lebensentfaltung unstet geworden ist, eine neue Welt in Gärung das Überkommne mißachtet oder unverstanden beiseite

läßt, da ist dieses byzantinische Kaisertum, das sogar die dynastische Thronfolge bis zu einem gewissen Grade festhält, für die jungen germanischen Staaten eine Autorität und ein Sammelbecken der Überlieferungen von Hellas und Rom geworden, das neu einfließende orientalische Quellen vor Versumpfung retten.

C. Die Höhe altbyzantinischer Lebensthätigkeit unter Justinian.

a) Justinos.

Bei dem Tode des Kaisers Anastasios war Justinos Gardekommandant, ein Mann bäuerlicher Herkunft aus Tauresium bei Bederiana in Dardanien (bei dem heutigen Üsküb an der Grenze Albaniens). Hohes Ansehen bei Truppen und Geistlichkeit ließ es für den Eunuchen Amantios, der über den kaiserlichen Schatz verfügte, angezeigt erscheinen, diesen Justinos, wenn er auch sehr ungebildet, des Lesens und Schreibens kaum kundig war, zum Kaiser vorzuschlagen. Der Kaiser selbst, schon betagt, hatte längst den Sohn seiner Schwester, Flavius Petrus Sabbatius Justinianus, in die Hauptstadt gezogen und ihm eine glänzende Bildung angedeihen lassen. Er ward die Stütze, der Berater und der Mitkaiser des Oheims, in allem klug, was ihm die Liebe der Geistlichkeit, ja des Papstes, die Begeisterung des Volks und die Verehrung des Senats erwerben konnte: orthodox, verschwenderisch in seinen Spielen, liebenswürdig gegen die vornehme Gesellschaft — so konnte er es sogar wagen, eine ehemalige Tänzerin und Tochter eines Bärenführers, Theodora, zu heiraten. Schon von 518 ab kann sein Einfluß gerechnet werden; von 520 wird er geradezu als Herrscher (z. B. durch Leontios von Byzanz) bezeichnet. Den gefährlichsten Gegner Vitalian (vgl. S. 37) hat wohl der Rat Justinians bei einem Bankett aus dem Wege geräumt. Und die in staatlichen und kirchlichen Dingen völlig einheitliche Politik, die den Westen gewinnen will und deshalb auch Frieden mit dem Papste Hormisdas (519) geschlossen und das Chalkedonense (Bd. IV, S. 206) wiederhergestellt hat, trägt den Stempel der Pläne Justinians zu deutlich an sich, als daß wir sie nicht als sein Werk bezeichnen müßten. Auch die Fürsorge eines 1889 an der Grenze von Pisidien und der Kibyratis gefundnen zweisprachigen Erlasses der beiden Kaiser von 527 für die Kirchengüter gegen die Hauptfeinde aller Grundbesitzer, die durchziehenden oder benachbarten Soldaten, spricht dieselbe warmherzige Sprache im Sinne der Ordnung, wie die Novellen des spätern Alleinherrschers Justinian. Höchstens in unbedeutendern Zweigen, wie in der barbarischen Münzprägung, die später von Justinian selbst noch bis 538 beibehalten wird, läßt sich der aller Kultur verschloßne Sinn Justins erkennen.

b) Justinian I.

Am 1. August 527 übernimmt Justinian als Alleinherrscher das Reich, das bis 14. November 565 in seiner Obhut bleibt. Der Kaiser, dessen Muttersprache lateinisch war, und dessen Familie einen thrakischen Namen führt (Sabbatius), ist auch von slawischer Seite in Anspruch genommen worden. Sein ursprünglicher Name soll Upravda gewesen sein, der erst mit „Justinian" ins Lateinische übersetzt wurde; Istok (slawisch Quelle) und Biglenissa (slawisch bieli = weiß) werden als Vater- und Muttername angeführt. Aber des Theophilos „Leben Justinians", von James Bryce in der barberinischen Bibliothek zu Rom wieder entdeckt, ist die einzige Quelle für diese späten und schlechten slawischen Namensbildungen, die also im besten Falle Zeugnis für späte slawische Legenden um den Namen Justinians ablegen (der auf serbischem und bulgarischem Boden die Kirchen von Prizrend und Serdica gegründet hat), noch

wahrscheinlicher aber bloß Erfindung des Dalmatiners Luccari (1605) und seiner Landsleute. Damit fällt jede Grundlage für die Behauptung slawischer Abstammung. Vielmehr dürfen wir in ihm vollkommen sicher einen Thrako-Illyrer erkennen, der an der Grenze des versinkenden thrakischen und des sich immer stärker ausbildenden illyrischen, also albanesischen Volkstums geboren, einen thrakischen Namen, aber illyrische, d. h. albanesische Volkskraft zeigt.

Milde und nachsichtig, aber auch eitel auf diese wie auf andre Eigenschaften, voll Selbstbeherrschung gegen seine Feinde, einfach in seinem Leben bis zur Askese, von seltner Pflichttreue in der Arbeit, zu der er mitten in der Nacht sich erhebt (daher *βασιλεὺς ἀκοίμητος*: der Herrscher, der nie schläft), mit höchstem Gefühle seiner kaiserlichen Würde begabt, die ihm die Fähigkeit zu geben scheint, Gesetzeserklärung, theologische Auslegung und militärische Operationspläne zu schaffen, ein eifersüchtiger Despot, oft schwankend und unentschlossen, aber stets von der Regsamkeit seines reichen Geistes unterstützt, so überragt Justinian schon an eigentümlicher Veranlagung alle seine nächsten Vorgänger. In dem hübschen Kopfe mit kleinem Mund und starken Lippen, gerader Nase, weichem Augenausdruck, wie ihn die Mosaiken von Sant' Apollinare Nuovo und San Vitale zu Ravenna darstellen, würden wir eher einen Kleriker oder einen schlichten Beamten vermuten als den großen Kaiser, der auf dem Gebiete des Rechts und der Baukunst schöpferisch gewirkt, im Verwaltungsgebiete Großes geleistet hat, freilich auf kriegerischem und theologischem Felde mit Eintagserfolgen sehr zum Schaden des Reichs und des Heeres thätig gewesen ist.

Die Feststellung der Rechtsgrundlagen ist ein dauerndes Verdienst Justinians; sie hat das Werk Konstantins erst vollendet. Konstantin hat die erste große Versöhnung der alten Kulturwelt mit dem Christentume zu stande gebracht; sein Neurom mit all seinen Schöpfungen ist die Frucht dieser Verbindung (vgl. S. 31). Aber noch war das Christentum in seiner Führung, den Priestern, ein zäher Gegner vor allem der rechtlichen Gestaltung und Anschauung des antiken Staats: rechtliche Anschauungen des mosaischen Gesetzes waren den Priestern näher als das römische Recht, und die große Masse vor allem muß diese Gesinnung geteilt haben. Damit stehen Rechtspflege und Religion einander feindlich gegenüber; der Richter, der aus „heidnischem" Rechte heraus urteilt, wird seinem Volke fremd, bis er es vorzieht, seinem Rechte fremd zu werden, das niemand schätzt; Unwissenheit tritt allenthalben ihre Herrschaft an. Mit der Kenntnis des römischen Rechts verblassen auch die nationalen Rechtsanschauungen; wird jene gestärkt, so sind diese keinerlei Hindernis mehr gegen die Alleinherrschaft des römischen Rechts. Vor dieser „unfehlbaren Macht" hat Justinian die tiefste Achtung gehegt; darum versucht er durch ihre Festlegung die östlichen Einwirkungen endgiltig zu zerstören. Ein Pamphylier aus entlegnem Winkel Kleinasiens ist es, der ihm in dieser großen Arbeit zur Seite steht: Tribonian. Ein lebendiger Geist, der größte Gelehrte seines Zeitalters, der über die Natur des Glücks und die Pflicht der Herrschaft wie über das harmonische System der Welt zu schreiben weiß, als Vorsitzender der verschiednen Ausschüsse zur Niederschreibung des Rechts ebenso auf seinem Platze wie auf den Marmorböden des byzantinischen Kaiserpalastes, völlig unbedenklich in der Verfolgung seiner Privatzwecke — so umschreiben sich die Züge dessen, der Seele und Arm des Werks der Gesetzesgebung ist. Die gewaltige Arbeit, alle kaiserlichen Verordnungen (constitutiones) in einem neuen einheitlichen Werke (Codex Justinianeus) zu sammeln, war dank der Trefflichkeit der Kanzleiregistraturen in weniger als 14 Monaten gelungen. Überholte Verordnungen waren weggelassen, mochten sie nun durch neue veraltet oder bloß gewohnheitsrechtlich verschwunden sein. Zeitliche Anordnung innerhalb

der einzelnen Titel erleichtert die Benutzung. Vom 16. April 529 darf sich die Rechtsübung im weiten Reiche nur auf Verordnungen dieser Sammlung beziehen. Mit rühmlicher Folgerichtigkeit wurden für schwankende Fälle und Streitfragen besondere Entscheidungen getroffen (die quinquaginta decisiones), wodurch das alte Recht geklärt wurde.

Nachdem man sich dieser schwierigsten Dinge und damit auch unnützen Stoffs entledigt hatte, setzt Justinian einen Ausschuß nieder, der nun auch eine Sammlung der alten Juristen und eine Auswahl aus ihnen veranstalten soll. Der Vorsitzende des Ausschusses, Tribonian, gibt stolz, aber kaum verläßlich, die Zahlen, die uns eine deutliche Vorstellung schon der rein äußerlichen Arbeit geben sollen: 2000 Bücher mit 3 Millionen Zeilen wurden zu 50 Büchern mit 150,000 Zeilen zusammengepreßt. Professoren und Praktiker haben in drei großen Abteilungen die ihnen zunächst liegenden Entscheidungen ausgezogen und dabei die Namen und Titel der ausgezognen Bücher angeführt. Widersprüche waren nicht ganz zu vermeiden; Fachkommentare sollten verboten sein, da sie in die Herrscherrechte eingreifen. Schon mit dem 30. Dezember 533 wird diese Sammlung der Digesten oder Pandekten mit Gesetzeskraft begabt.

Noch fehlte, daß auch die Heranbildung der künftigen Rechtsgelehrten im Sinne dieser neuen Rechtsquellen geschehe: das rechtliche Lehrbuch, das die Grundlagen und Urbestandteile des ersten Rechtsstudiums, die Institutionen, enthält, sollte in Einklang gebracht werden mit der Gestalt, die nun die Rechtsquellen aufweisen. Das haben Theophilos, Rechtslehrer an der Schule von Konstantinopel, und Dorotheos von der Rechtsschule von Berytos zu stande gebracht — natürlich unter Oberaufsicht des Tribonian und mit besonderer Benutzung der besten bisherigen Lehrbücher, vor allem der Institutionen des Gaius. Veraltete Ausdrücke, die abschrecken könnten, werden ausgemerzt, auf daß die „Neuen Justinians", wie nun die jungen Rechtsbeflißnen (statt früher „Zweipfündner") heißen, nicht abgeschreckt würden.

Und nun ergab sich die Notwendigkeit, die Verordnungen (Konstitutionen) von neuem zu bearbeiten, in denen noch manche Verordnung steckte, die durch die nun gesammelt vorliegende Rechtsweisheit unnötig oder widerspruchsvoll erscheinen mußte. Deshalb wurde eine zweite (heute allein vorliegende) Ausgabe veranstaltet, die sich an die Digesten anschließt.

Endlich hat mit dem Abschlusse des großen Werks die gesetzgeberische Thätigkeit Justinians selbst nicht aufgehört: sie dauert bis zum Tode Tribonians fort (545) und löst sich in den „Novellae" aus, die, griechisch oder lateinisch (einige zweisprachig) abgefaßt, viel vollständiger erhalten sind, als die in den Codex Justinianeus aufgenommnen frühern Verordnungen, und in privaten Sammlungen, aber in keiner amtlichen vorliegen.

Vereinfachung der Berufsarbeit des Rechtsgelehrten, Durchtränkung des Rechts mit christlichen Grundsätzen im Gegensatze zum mosaischen Rechte, Herstellung einer vollständigen Rechtseinheit (der zuliebe die alte Rechtsschule von Athen wegen ihrer Pflege des griechischen Rechts geschlossen wird), endlich besondere Förderung des Kleinbürgers sind die Ziele, die Justinian und seine Gelehrten leiten. Das Übergewicht der Reichen wird gebrochen durch Bevorrechtung der Soldatenkaste, durch Erbteilungsvorschriften für die Landbesitzer, durch Erbrecht der Frau, durch die Wuchergesetzgebung (Landleuten gegenüber sind nur vier vom Hundert gestattet) und durch Begünstigung der Schuldner (so durch das beneficium inventarii, die Beschränkung der Haftung des Erben durch Aufstellung eines Inventars auf die Höhe des Nachlasses). Damit ist der christliche Schutz der Armen stark betont; die Milderung des Vaterrechts zielt nach derselben Richtung, die die Reste des alten Geschlechterstaats zersprengt. Und wenn Nachsicht gegen die Schwächen der Untertanen, Nachahmung der göttlichen Milde als

leitender Grundsatz hingestellt wird, so wird damit ebenso dem alten römischen Rechte mit seiner Lehre vom „Lohn und Zwange" wie dem mosaischen Gesetze widersprochen: die in anderer Zusammenstellung gebrauchte Wendung von der „verwerflichen und jüdischen Art" ist für die Auffassung des Kaisers sehr bezeichnend.

Der Nika-Aufstand hilft Justinian, die noch vorhandnen Volksorganisationen niederzudrücken und eine vollständig unumschränkte Herrschaft aufzurichten. Bis zu dieser Zeit waren die Parteien der Rennbahn (des Hippodroms) als Demen *(δῆμοι)*, in Zivil- und Militärabteilungen organisiert, noch als eine Art Volksvertretung aufzufassen, die sogar bei der Kaiserwahl (noch bei Justin) mitwirkten. So wie die Rennbahn in der Sammlung von Kunstwerken (Bronzepferde und Herakles Triheſperos des Lysippos, Esel von Aktion, Wolf und Hyäne, Helena und eine Fülle von andern Kunstwerken standen im Hippodrom) die Nachfolgerin des römischen Forums und der griechischen Agora geworden war, so hat sie auch die politische Bedeutung des Forums in Nachklängen aufzuweisen. Die Zivilabteilungen standen unter Demarchen, die Militärabteilungen unter Demokraten: so war der Demokrat der Blauen der domesticus scholarum, der Demokrat der Grünen domesticus excubitorum. Diese militärische Organisation ermöglicht es auch, die Demen zeitweilig zur Verteidigung der Mauern zu verwenden. Die Herrschaft der augenblicklich mächtigern Partei (unter Justinian die der Blauen) brachte unerträgliche Zustände mit sich. Die Unparteilichkeit Justinians, der Übelthäter der Blauen und der Grünen gleich bestraft (11. Januar 532), führt zur Vereinigung beider Parteien (Ruf „Nika = Siege!), zur Brandlegung und Zerstörung der Chalke des kaiserlichen Palastes, der Bücher des Zeuxippos, der Kirche der heiligen Sophia (13. Januar). Am 16. und 17. Januar äschern neue Brände zahlreiche Bauten ein, Straßenkämpfe toben allenthalben; schon wurde Hypatios, der Neffe des Kaisers Anastasios, zum Gegenkaiser ausgerufen, und nur die Festigkeit Theodoras hindert Justinian an der Flucht. Unterhandlungen mit den Blauen und die Niedermetzelung der Grünen im Zirkus durch Belisar (wobei zwischen 30,000 und 50,000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen) beenden diese letzte Regung byzantinischer Volksfreiheit.

Für die auswärtige Politik hat Justinian große Pläne. Er hat später (in den „Novellen") offen ausgesprochen, er hege gute Hoffnung, durch die Gunst Gottes die Herrschaft auch über jene Gebiete zu gewinnen, die die alten Römer einst bis an die Grenzen beider Ozeane unterworfen, dann aber durch ihre Sorglosigkeit verloren hätten. Der Wandalenkönig Hilderich hatte sich dem byzantinischen Einfluß unterworfen, Münzen mit dem Bilde Justins I. geprägt, war aber wegen seines unkriegerischen Wesens und wegen seiner Hinneigung zu Byzanz am 19. Mai 530 abgesetzt worden. Das zweimalige Eintreten Justinians für Hilderich wurde von dem neugewählten Gelimer ziemlich schroff abgewiesen; trotzdem schien ein Rachezug im Hinblick auf den Perserkrieg, den Mangel einer Seemacht und größerer Geldmittel nicht möglich. Aber der Haß gegen den Arianismus trieb schließlich doch zum Kampfe. Belisar ward an die Spitze der Flotte gestellt, die Ende Juni 533 auslief. Trotzdem die Seefahrt lange dauerte und die Zerstreuung der Schiffe mühsam vermieden werden mußte (Anstreichen der Segel mit roter Farbe, Aufhängen von drei Laternen), zog Belisar doch schon am 15. September in Karthago ein. Mitte Dezember 533 ist die gesamte wandalische Macht niedergeworfen; Ende März/Anfang April 534 ergab sich Gelimer, der letzte Wandalenkönig, der zuletzt durch Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit viel zu diesem Ausgange beigetragen hatte (vgl. Bd. IV, S. 242).

Die Wiedereinführung des römischen Steuersystems und die strenge Unterdrückung des Arianertums haben zwar die byzantinische Herrschaft lästig gemacht; aber sie befestigt sich durch

zielbewußte Abwehr der Mauren (Berbern) und durch das Emporblühen Karthagos, das nun mit seinen Palästen, Kirchen und Bädern der Theodora eine der prächtigsten Städte wurde. Nun besitzt Byzanz eine lateinische Provinz; denn lateinisch war die diplomatische Sprache und die Amtssprache für Eingaben der Römer auch unter den Wandalen geblieben. Die Provinz umfaßt Tripolitana, Byzacena, das prokonsularische Africa (Zeugitana), Numidien, Mauretania Sitifensis, während im westlichen Afrika nur einige Plätze, wie Caesarea (Cherchel) und das uneinnehmbare Septem, byzantinisch sind. Angegliedert sind Sardinien, Korsika und die Balearen. Das Ergebnis der Eroberung war doch nicht so traurig, wie es Prokop darstellt, der die Entvölkerung, Aussaugung und schlechte Verwaltung Afrikas in bittern Worten schildert. Die Verwaltung Afrikas ist für die Grundform der byzantinischen Militärprovinz insofern wichtig geworden, als sich hier schon die Notwendigkeit einer Vereinigung der (seit Konstantin d. Gr. getrennten) bürgerlichen und der Heeresgewalt herausstellt: Solomon z. B. ist Zivil- und Militärstatthalter (535 und 539: magister militum und praefectus praetorio); inwieweit die sonstigen sieben Zivilunterstatthalterstellen (praesides) und die vier militärischen (duces und comites) unter ihm zusammengelegt worden sind, läßt sich nicht bestimmen. Noch heute bezeugen die zahlreichen Reste byzantinischer Festungen, die von Grenztruppen (limitanei) bewacht wurden, die Fürsorge des Kaisers für Afrika. Leptis Magna und Sabrata (in Tripolitana), Capsa und Thelepte, Ammaedera, Chusira, de Laribus, Mamma, Kululis in Byzacena, Karthago, Vaga, die große Festung von Bordji-Hallal, Sicca Veneria im prokonsularischen Afrika; Theveste, Bagai, Thamugadi, Lamfona in Numidien, Sitifis in Mauretania Sitifensis sind nur einige Namen aus der langen Reihe neugegründeter und hergestellter Festungen. 150 Städte erhoben sich wieder aus ihrem Zustande der Verwüstung und Zerstörung. Justinian war in Afrika „der Rächer der Kirche und der Befreier der Völker" geworden, und sein Feldherr Belisar, „der Ruhm der Rhomäer" (so auf der Triumph-Münze), konnte bei seiner Siegesfeier die kostbaren Vasen und Gewänder, die prunkvollen Wagen, die Goldarbeiten, die durch erfolgreiche Beutezüge in den wandalischen Schatz gekommen waren, aufführen. Mosaiken an den Wänden des kaiserlichen Palastes verherrlichten die Eroberung Afrikas.

Volle 18 Jahre (536—554) dauerte die Eroberung und Vernichtung des Ostgotenreichs in Italien (vgl. Bd. IV, S. 464). Auch hier haben religiöse Gründe wenigstens beim Beginne des Kampfs mitgewirkt. Das Jahr 554 bringt endlich auch eine Ausdehnung über die spanische Halbinsel, wo eine kleine Provinz mit Cordova als Mittelpunkt ersteht (vgl. ebenda, S. 483). Dagegen haben die Perserkriege (531—532, 539—562) wenig Ruhm und Erfolg gebracht; der erste endet mit einem Frieden, der Byzanz jährliche Zahlungen auferlegt. Der zweite Friede von 562 enthält dieselbe Bedingung, versüßt durch die Abtretung von Lariſtan an Byzanz. Inzwischen branden Völkerwellen bis an die Mauer des Anastasios. Zabergan, das Haupt der Kotriguren (Kuturguren oder Kotragen, eines hunnischen Stamms, der zwischen Don und Dnjepr [nach J. Marquart = Schwarzbulgarien] wohnte, nicht der [innern] Bulgaren, die in der Moldau und in Bessarabien saßen), setzt 558 Byzanz in Schrecken: seine Zelte werden bei Melanthias (Buyuk Tschekmadje) 18 Meilen von Byzanz aufgeschlagen. Schon werden die Schätze aus den Kirchen der Nachbarschaft in Sicherheit gebracht, und Furcht befällt die zitternden Zuseher auf den Mauern. Aber Belisar siegt, und die geschlagnen Kotriguren werden von feindlichen Brüdern, den Utiguren (Uturguren, in Alt- oder Großbulgarien), auf der Rückkehr überfallen. Die Befestigungen, die über das weite

byzantinische Gebiet angelegt werden, erweisen sich nicht als praktisch; sie erfordern zu viel Besatzungen, statt daß sie solche ersparen.

Unendlich ersprießlicher ist Justinians Friedenswerk. Der gewaltigen Bauthätigkeit, die Justinian entfaltete, hat Prokop ein ganzes Buch gewidmet. Wir erfahren daraus, wie der Kaiser zahlreichen Städten seine Fürsorge angedeihen ließ: nach Dara sendet er Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet, nach Zenobia jüngere Kräfte; eine neugefundne Inschrift des syrischen Chalkis läßt uns dort Isidoros wiederfinden. Bis ins einzelne gehen die Anordnungen des Kaisers bei der Marienkirche von Jerusalem, wo der Platz und die Maße auf ihn zurückgehen. Und die Kirche San Vitale in Ravenna mit ihren Mosaiken (vgl. oben, S. 39), die vielleicht eine Verherrlichung der zwei Naturen Christi geben, muß unter starker Anteilnahme Justinians entstanden sein: sie überträgt kleinasiatische Anregungen auf italischen Boden (vgl. unten, S. 62). Die Sophienkirche, die Justinian erbauen ließ, steht am Abschluß einer langen Entwicklungsreihe, in der die syrischen Rotunden von Basra und Esra sowie die Kirchen des H. Sergios und Bakchos eine Rolle spielen; zu beachten ist aber auch die Entwicklung der kleinasiatischen Kuppelbasilika (Binbirkiliſſe, Kodja Kalessi und Adalia) und des syro-ägyptischen quergelegten Kuppelschiffs. Die kleinasiatischen Baumeister Anthemios und Isidoros hat Justinian nach Byzanz gezogen; sie verbinden reiche Motive des Ostens zu einem ganz einzigen Prachtbaue (vgl. S. 50), der seinerseits zum Vorbilde für andre wird.

Dem Handel wendet Justinian seine vollste Aufmerksamkeit zu; die Kriege gegen Persien sind sicher zum Teil Handelskriege, die im Seidenhandel Persien ausschalten sollen. Handelsinteressen und religiöse Beweggründe führen zu einer Verbindung mit den Krim-Goten. Auch das Bündnis mit den Axumiten (Bd. III, S. 558) ist von diesem Standpunkt aus zu beurteilen. Schon mit Kaiser Justin hatte eine Verbindung bestanden, die 525 Elesbaas (oder Kaleb) von Axum zu einem Feldzuge gegen den jüdischen König Joseph dhû Nuas (Novas) der Himyaren (ebenda, S. 248) veranlaßte. Die unmittelbare Veranlassung zu der Erneuerung der Beziehungen von Byzanz zu Axum war, daß der damalige König von Axum (der aber schwerlich Adad hieß, wie Malalas und Theophanes angeben, sondern — nach einer Münze — Dimean, woraus die Schriftsteller den himyarischen König Damian machten) gelobt hatte, ein Christ zu werden, wenn er die Himyaren besiege, und daß er sich nach seinem Siege an Justinian um einen Bischof wendete. Die Einführung der Seidenraupenzucht aus Serinda (wohl dem chinesischen Ostturkestan, Khotan; vgl. Bd. II, S. 146) endlich hat die byzantinische Seidenindustrie außerordentlich gehoben. Seitdem hat die monopolistisch betriebne Seidenfabrikation, durch die die syrischen Fabriken in den Hintergrund gedrängt wurden, persische und chinesische Überlieferungen weiter verwertet (vgl. unten, S. 62).

Die Kirchenpolitik Justinians hing mit seinen Großmachtplänen und seiner stark theologischen Veranlagung zusammen, die sogar neue Dogmen schaffte. Er wollte den Westen gewinnen, weshalb man sich mit Rom gut stellte (vgl. S. 38); darüber waren Syrien und Ägypten empört. Gerade die Versöhnungsversuche des Kaisers treiben diese Monophysiten zum Austritt aus der Kirche, ebenso aber die theologischen Neigungen Justinians, der selbst in der Kirche entscheiden will, obwohl gerade damals das Unabhängigkeitsstreben der Kirche schrillen Ausdruck gewinnt. Der Bischof von Hermiane, Facundus, predigt eindringlichst: „Besser ist, daß man sich innerhalb seiner zugemeßnen Grenzen halte; wer diese überschreitet, kann viele zu Grunde richten und niemand nutzen.“ Sehr verständlich wird dem regierenden Kaiser sein Vorgänger Markianos entgegengehalten: „niemals hat der fromme und weise Kaiser geglaubt,

daß er, der Laie, ungestraft widerrufen könne, was die heiligen Väter über den Glauben beschlossen haben". Güte und Gewalt haben es nicht vermocht, die Kircheneinheit wiederherzustellen. Die kluge und überraschend weitsichtige Kaiserin Theodora hat ganz anders als Justinian selbst erkannt, daß die Wurzeln der byzantinischen Kraft im Osten liegen; aber die Einmischung Roms hat eine Preisgebung des Chalkedonense (vgl. S. 38) verhindert, und die Gewaltthaten gegen die Monophysiten in Alexandrien können selbst durch eine noch so fein ausgesonnene diplomatische Erneuerung des alten Henotikons (S. 34) nicht gut gemacht werden. Hier liegt der schwerste Fehler Justinians: Provinzen, die politisch und kulturell die größten Stützen von Byzanz sind, werden zum Austritt aus der Kirche gezwungen, und das doch noch ungenügende Entgegenkommen gegen sie empört schon wieder den Westen.

Mag auch die kriegerische Thätigkeit Justinians keine endgiltigen Erfolge errungen und die Zersplitterung der Kräfte im Großmachtsstreben schweren Schaden gebracht haben — die Bedeutung der Regierung Justinians wirkt auf andern Gebieten. Der eigentliche Beruf des byzantinischen Reichs als des Vereinigungspunkts west-östlicher geistiger Mächte ist von ihm in hohem Maße gefördert und voll ausgeprägt worden. Die Kunst Kleinasiens, Syriens und Ägyptens schmilzt auf byzantinischem Boden zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Das Recht des Westens, mit dem Christentume versöhnt, legt sich über die Welt und verhindert rückschrittliche Rechtsbildungen. Die Staatsverwaltung römischer Zeiten verzweigt und verfeinert sich, fast alle Gebiete menschlicher Lebensthätigkeit umfassend. Der höfische Prunk des Ostens gießt seinen Glanz über den Thron. Die theologischen Kämpfe der Welt, in die sich noch der Rest der Gedankenfreiheit geflüchtet hat, kämpft der weltliche Herrscher selbst aus; hier aber hat er die west-östliche Trennung gefördert. Mit Justinian erreicht Byzanz seine Stellung als Hort alter Überlieferungen und erste Kulturmacht, um sie Jahrhunderte hindurch zu behaupten.

c) Die Geschichtschreibung im Zeitalter Justinians.

Prokopios von Kaisareia (um 490—563) ist nicht bloß der unschätzbare Geschichtschreiber der justinianischen Zeit, sondern stellt auch in seiner Mischung unvereinbarer Bestandteile eine wertvolle Abart byzantinischen Wesens dar. Vom griechischen Syrerboden stammend, zeigt er die volle Aufnahme griechischer Kultur, nur im Sprachgefühl verratend, daß jene aus Grenzgebieten griechischen Wesens stamme. Skeptisch gegenüber dem Christentume, lebt er in gesucht-archaischem Aberglauben, in der Anschauung Herodots über Träume und Vorzeichen. Noch ist er erfüllt von der Größe der römischen Welt und der Notwendigkeit, sie gesetzlich zu regieren; noch will er die alten Ordnungen aufrechterhalten und die höhern Schichten der Gesellschaft in den Vordergrund treten lassen. Deshalb haßt er den Barbaren auf dem Throne: Justinian (im Gegensatze zum Römer Anastasios), der nach seinem eignen Gutdünken herrscht, alte Ordnungen umstößt und die niedern Schichten der Bevölkerung in seiner Gesetzgebung bevorzugt (vgl. S. 40). Das klassische Altertum (Herodot, Thukydides, Polybios) lebt in diesem kraftvoll schreibenden Syrer auf. In der Mannigfaltigkeit der benutzten Quellen wie in dem für das Völkergemisch von Byzanz unerläßlich gewordnen ethnographischen Interesse überragt er seine antiken Vorbilder weitaus. Seine Kriegsgeschichte (in acht Büchern, begonnen 545/546, die ersten zwei Bücher 550, das achte Buch 553/554 vollendet und veröffentlicht) beruht auf eingehendsten Erkundigungen und auf Selbstschau, die er sich als Privatsekretär (seit 527) und — seit 533 — als Assessor (*πάρεδρος*) Belisars erworben hatte. Seine Geheimgeschichte (550 verfaßt) stimmt im großen mit der Kriegsgeschichte überein, wenn er auch hier alles sagt,

was ihm sein Haß gegen Justinian und Theodora eingibt, und was ihm nach dem Muster Suetons der Bedientenklatsch bietet. In den Thatsachen hat er nichts erfunden, doch überall die schlechtesten Beweggründe untergeschoben. Die Schrift über die Bauten Justinians, wohl im Auftrage des Kaisers verfaßt (560), enthält so starkes Lob Justinians, daß wir in diesen überdick aufgetragnen Farben die Ironie Prokops verspüren dürfen. Ihm aber hat das Buch die Präfektur Konstantinopels gebracht, da man baß zufrieden war.

Menander, der die Rechtswissenschaft studieren sollte, hatte bald begonnen, müßig umherzustreichen, den Kämpfen der Rennbahnparteien und den Tänzen der Pantomime seine Aufmerksamkeit zu schenken, wie er in seiner prächtigen Vorrede schildert. Erst als Kaiser Maurikios den Thron bestieg, der Schützer seines Volkes und der Musen, begann Menander Einkehr in sich zu halten und sein Geschichtswerk (die Zeit 558—582 behandelnd) zu schreiben; er bringt wichtige Nachrichten, namentlich über die Gesandtschaften des Zemarchos zu den Türken. Trotzdem meint er, daß sich seine bescheidne Kerze nicht neben dem Glanze Prokops sehen lassen könne. Schlicht und schmucklos, aber vortrefflich ist seine Darstellung: so lebendig die Schilderung von den drei Zelten, in denen Zemarchos (Zimarch; Bd. II, S. 155) an drei aufeinanderfolgenden Tagen speist: die Wände mit seidnen, bunten Tapeten geziert, Heiligtümer in verschiednen Gestalten, goldne Gefäße, der Türkenherrscher auf goldnem Pfühle, den vier vergoldete Pfauen tragen, auf Wagen silberne Tiergestalten, den byzantinischen in nichts nachgebend. Liebevolle Kleinmalerei und feine Zusammenfassung der großen Ereignisse: das sind die guten Eigenschaften Menanders.

Auch der Dichter Agathias aus der Aiolis hat sich wesentlich in seinem Geschichtswerke (552—558) als Fortsetzer des Prokopios gefühlt, als kunstmäßiger Darsteller der Ereignisse und der alten Geschichtschreibung, ganz anders als Johannes Malalas, der sich in seiner Weltchronik (bis 565, vielleicht bis 574 reichend) an die große Masse des Volks wendet und ein Volksbuch allerersten Rangs in naiv-volkstümlichem Griechisch mit größter Wirkung verfaßt hat. Nicht bloß seine syrischen Landsleute (die Johannes von Ephesos und von Antiocheia, von Nikiu und von Damaskos), auch die griechischen Geschichtschreiber (Verfasser der Osterchronik, Theophanes, Georgios Monachos, Kedrenos mittelbar), ja Slawen (denen der Presbyter Gregorij um 900 eine Übersetzung schenkte) und Georgier haben dies unschätzbare Denkmal byzantinischen Volksgeistes benutzt.

Für die Zeit Justinians diese Geschichtsquellen zu kennzeichnen, ist nicht etwa bloß vom kritischen Standpunkte notwendig: sie geben uns auch ein volles Bild der geistigen Bewegung der Zeit, in der die höhern geistigen Schichten noch als Bewahrer und Behüter aller klassischen Schätze erscheinen, einer Zeit aber auch, wo sich schon das moderne Volkstum mit frischgärendem Leben in seinen breiten Schichten seinen Anteil an der Kultur erkämpft und in der veränderten griechischen Sprache, die lateinische und orientalische Bestandteile aufgenommen hat, sein naives Weltbild schafft. Hiermit ist das „bewegungslose" Byzantinertum ebenso zu den geschichtlichen Fabeln geworfen wie das „unveränderliche" Ägypter- und Chinesentum.

d) Von Justinos II. bis auf Phokas (565—610).

Weder der Neffe Justinians, den Senatoren zum Nachfolger ausriefen, Justinos II. (565—578), noch der schon zu Lebzeiten Justins auf die Empfehlung der Kaiserin Sophia zum Mitregenten erhobne Oberst der Palastgarde, Tiberios (578—582), konnten den Großmachtstraum Justinians in gleicher Ausdehnung weiter leben. Mit Tiberios aber besteigt der

erste echte Griechen den byzantinischen Thron, den seit dem Untergange dynastischer Erbfolge — abgesehen von dem Isaurier Zenon I. — romanisierte Barbaren der Balkanhalbinsel inne hatten: ein bedeutsames Ereignis in dem innern national-griechischen Zusammenschlusse des byzantinischen Reichs, der in der Überlieferung allerdings mehr an die Betonung der griechischen Staatssprache durch Maurikios geknüpft wird.

Justin hat zwar den Tribut den Awaren (Bd. II, S. 153) verweigert, die durch Galizien nach Oberungarn gekommen waren, in Jazygien zwischen Theiß und Donau die Sitze der Gepiden, in Pannonien die der Langobarden eingenommen hatten und eine Oberherrschaft über Böhmen, Mähren, Galizien, später auch über Moldau und Walachei ausübten; aber seit dem Verluste von Sirmium 581 sind die nördlichen Gegenden für Byzanz verloren. In raschem Siegeslaufe hatten die Langobarden in Italien noch 568 Forum Julii, Vicenza, Verona und ganz Venetien mit Ausnahme der Küste erobert; die nächsten Jahre sahen Stück um Stück der byzantinischen Herrschaft über Italien abbröckeln: 569 Ligurien und Mailand (ohne die Küste und Ticinum), das cisalpinische Gallien; 570—572 Toscana, Spoletium, Benevent, Ticinum und ihre künftige Hauptstadt Pavia; 579 Classis. Diese Langobarden brechen ganz anders als die Ostgoten mit den alten Reichsüberlieferungen; sie erkennen die byzantinische Oberhoheit nicht an und gründen einen völlig germanischen Staat auf römischem Boden, so daß in diesen Jahren das weströmische Reich gründlicher zerstört wird als etwa in dem herkömmlichen Jahre 476. Nur auf dem persischen Kriegsschauplatze brachte das für die europäischen Machtverhältnisse von Byzanz so ungünstige Jahr 581 den Sieg des Konstantinos über die Perser unter Tamchusrau bei Telâ d'manzalat (Konstantine).

Noch in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts hatte sich ein neues starkes Reich im Osten gebildet, mit dem Byzanz freundliche Beziehungen pflegen mußte: das Reich der Türken. Kommt auch der Name der Türken erst auf einer Inschrift von 732 vor (die Heikel 1890 in der Mongolei im Thale des obern Orchon gefunden und Thomsen entziffert hatte; vgl. Bd. II, S. 133 und 156), einer Inschrift, die ein chinesischer Kaiser zu Ehren eines türkischen Prinzen setzen ließ, so sind vorgeschobne türkische Volkssplitter schon im 4. Jahrhundert v. Chr. bei dem Zuge Alexanders zu den Skythen am Jaxartes nachzuweisen, wo der Bruder des Königs Karthasis einfach die türkische Bezeichnung kardâshi (sein Bruder) trägt; ja die eigentliche Hauptmasse der Türken war durch Karawanennachrichten schon den Griechen des 7. Jahrhunderts v. Chr. bekannt, wie der Bericht des Aristeas von Prokonnesos (vgl. Bd. II, S. 133 und 142 f.; IV, S. 271) erweist. Der nun mächtig gewordne Zweig der Türken hängt mit den Hiung nu (vgl. Bd. II, S. 136) zusammen; sein Sitz war im 6. nachchristlichen Jahrhundert der Ostrand der chinesischen Provinz Kansu, bei den südlichen Goldnen Bergen. Die Gesandtschaft eines türkischen Vasallen (Maniak) kam nach Byzanz (vgl. Bd. II, S. 155); 568 und 576 weilten griechische Gesandte am Hofe des Chakhans der nördlichen Türken, Dizabul (oder Silzibul — chin. Ti teu pu li), am Fuße der nördlichen Goldnen Berge (des Altai) und schlossen einen Bund mit ihnen. Menander berichtet uns ausführlich (vgl. S. 45) über diese Gesandtschaften und Verträge, die dem byzantinischen Reich einen guten Rückhalt in Mittelasien gaben.

Der überlebende glückliche Feldherr im Perserkriege wird auch der Nachfolger des Tiberios, Maurikios (582—602), hellenistisch-kappadokischer Geburt (angeblich aus altrömischem Geschlecht). Ein zweiter Perserkrieg bringt viel Erfolg im Kampf (Sieg des Philippikos über den Kardarigan Ormazds IV. bei Solachon 586, Tod des Maruzâs bei Martyropolis 588 und des Mebôdes ebenda 590), aber wenig im Frieden (591). Maurikios, der selbst aus militärischer

Laufbahn zum Throne emporgestiegen war, wird die Schwierigkeiten gesehen haben, die sich für die byzantinischen Provinzen Italien und Afrika aus der Trennung der Militär- und Zivilgewalten ergaben. So wird den Militärbefehlshabern dieser beiden Provinzen (magistri militum per Italiam und per Africam) ein neuer prunkvoller Titel: Exarch (E. von Italien zum erstenmal in einem Briefe des Papstes Pelagius II. 584, E. von Afrika zuerst in einem Briefe Gregors I. 591), und außerordentliche Machtfülle gegeben. Diese Exarchate sind der Ausgangspunkt für die weitere Organisation der Militärprovinzen (Themen; vgl. S. 64).

Dagegen ist Maurikios nicht im stande, die Nordgrenze der Balkanhalbinsel zu verteidigen, die Awaren und Slawen beständig überfluten. Nicht bloß der Norden wird vollständig slawisch — auch in Griechenland lassen sich einbrechende slawische Horden nieder, die zwar nicht so zahlreich waren, daß sie, wie Jak. Phil. Fallmerayer (1790—1861)* wollte, die Nachkommen der alten Hellenen vollständig vernichteten und ein slawisches Griechenland schufen; aber eine sehr starke Blutmischung ist durchaus erwiesen. Und eine Herrschaft der Slawen in Griechenland kann für die Jahre 588—705 nicht geleugnet werden. Infolge der Pest von 746/747 wurde dann das Griechentum noch mehr zurückgedrängt; wie Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogennetos sagt: „das ganze Land" (Hellas) „wurde slawisch und barbarisch" (*ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος*). Für diese Entwicklung sind vollgewichtige Zeugnisse: 1) Johannes von Ephesos (um 585), der für 577—582 von den Slawen erzählt: „sie beherrschten das Land und wohnten darin frei wie im eignen. Das dauerte vier Jahre, solange der Kaiser mit den Persern kriegte (bis 582). Dadurch erhielten sie freies Spiel im Lande, so weit es ihnen Gott gestattete. Bis heute sitzen und ruhen sie in den römischen Provinzen, ohne Sorge und Furcht, plündernd, mordend, brennend; sie sind reich geworden, besitzen Gold und Silber, Herden von Rossen und viele Waffen und haben die Kriegführung besser als die Rhomaier erlernt." 2) Die Chronik der Stadt Monembasia (jetzt in Lampros' *Ἱστορικὰ μελετήματα*, Athen 1884), die eine gute Darstellung der Slawenherrschaft von 588—705 und des kleinen, unter einem Strategen stehenden byzantinischen Restes an der Ostküste des Peloponnesos bietet. 3) Der Reisebericht des Wilibald von Eichstätt aus den Jahren 723—728 in seinem durch die Nonne von Heidenheim verfaßten Leben, wo Monembasia im Lande der Slawen (Monafasiam in Slavinica terra) genannt wird. Zu diesen Zeugnissen kommen noch — abgesehen von den Ortsnamen, die bei Gauen, Flüssen, Bergen neben hellenischem doch recht viel slawisches Gut aufweisen — die Angaben des Kirchengeschichtschreibers Euagrios von Epiphania (um 593), der eine Verheerung von ganz Hellas durch die Slawen berichtet, des Menander, des Thomas Presbyter von Emesa, wonach 623 die Slawen Kreta und die griechischen Inseln angriffen, endlich die Zusammenstellungen der Wunder des heiligen Demetrios von Thessalonike. Hier sind genaue Angaben der Namen der Slawenstämme, die am Einbruche von 581 (nicht erst an dem von 676) teilnahmen: die Drogubiten (Dragowiči), Sagulaten (nach der Handschrift:

* Fallmerayer hat sich für seine Annahme von einer vollständigen Ausrottung der Hellenen in Griechenland durch die Slawen auf die Bruchstücke der Geschichte Athens aus dem Anargyrenkloster berufen, wo stehe, daß „Athen wüst liege an 400 Jahre" (*διὰ τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους*). Bei der Herausgabe zeigte sich, daß dort stünde „durch drei Jahre" (*διὰ τρεῖς σχεδὸν χρόνους*), und nach der richtigen Verwertung der Nachricht bezieht sie sich auf die Jahre 1688—91! Endlich sind die Bruchstücke in unserm Jahrhundert (namentlich von Pittakis) angefertigt worden und stellen einen Auszug aus der gleichfalls ganz jungen Chronik des Anthimos dar. Damit bricht — ein Verdienst von Karl Hopf — die Behauptung einer 400jährigen Verödung Athens und vollständigen Ausrottung des Hellenentums in sich zusammen.

Sagudaten), Belegezeten (Welegoſtići; vgl. „Veleſtino“ in Theſſalien), Baiuneten (Wojnići), Berzeten (Вьrzaci), Runchiner, Strumaner. Dieſe Stämme ſind ſpäter zum Teil auf ruſſiſches Gebiet zurückgeflutet. Die Drogubiten finden wir bei Johannes Kameniates (um 904) noch um Theſſalonike, bei Konſtantinos Porphyrogennetos als Tributpflichtige des Fürſten von Kijew; bei Neſtor, der noch weiß, daß ſie einſt einen eignen Staat gebildet hatten, wohnen ſie zwiſchen Pripjet und Düna. Die Sagulaten erſcheinen noch ſpäter in der Gegend von Theſſalonike. Die Belegezeten werden Bewohner des theſſaliſchen Thebens und Demetrias und fleißige Ackerbauer genannt. Die Baiuneten ſind Bewohner der Gegend Baina (Waina) bei der Stadt Radowiſcht in Makedonien; verwandte Namen tauchen auch in Rußland auf (Bezirk Wojnići). Nach den Berzeten iſt eine Landſchaft Berzetia in Makedonien oder Theſſalien genannt, über die 799 ein Fürſt Akamir herrſcht. Die Runchiner wohnen an einem Nebenfluſſe des Strymon, an dieſem ſelber die Strumaner. So ergibt ſich für den Norden Griechenlands eine bedeutende Anzahl von angeſiedelten ſlawiſchen Stämmen. Für die Peloponneſos kennen wir die Milenzer (*Μιληγγοί*) und Jeſerzer (*Ἐζηρῖται*) am Eurotas, die Manjazer (*Μαινῶται*) im ſüdlichen Taygetos.

Die Tüchtigkeit der Slawen war im byzantiniſchen Heere ſchon unter Juſtinian anerkannt: Dobrogoſt ſtand 555 an der Spitze der pontiſchen Flotte, 575 wird Onogoſt Patrizius; der Slawenbeſieger Priskos, der den Feldherrn Radgoſt ſchlägt und 593 den König Mužok gefangen nimmt, bedient ſich für einen Gefangnentransport des Slawen Tatimir. Den Patriarchenſtuhl von Konſtantinopel beſteigt ein Slawe, Niketas (766—780); dem Schwiegervater des Chriſtophoros, des Sohns des Kaiſers Romanos I. Lakapenos, wird vornehme ſlawiſche Abkunft aus der Peloponneſos zugeſchrieben, während die von dem Araber Hamſa behauptete ſlawiſche Abſtammung des armeniſchen Kaiſers Baſileios natürlich ebenſo unrichtig iſt wie das Märchen des Theophilos vom „Slawen“ Juſtinian.

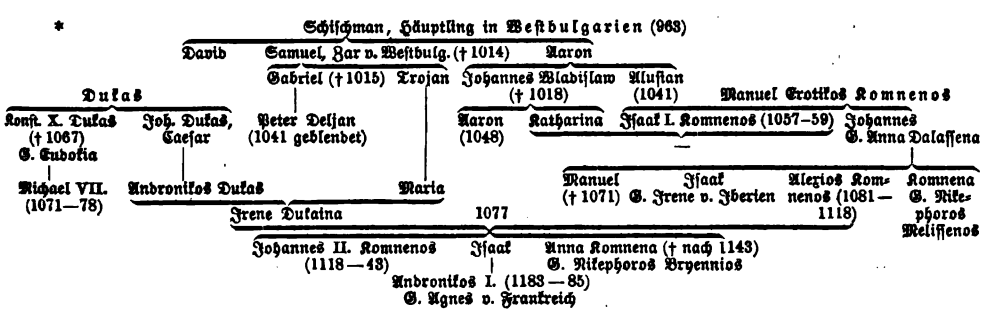
Eine wahre Völkerwanderung, die bald vorwärts brandet, bald zurückebbt, müſſen wir in dieſen awariſch-ſlawiſchen Zügen ſehen. Tüchtige Feldherren, wie Priskos, haben beiden Völkern ſchwere Niederlagen beigebracht; aber einmal kann nur eine Seuche im Awarenlager Konſtantinopel retten, und die Anforderungen an das Heer wachſen außerordentlich. Dies lehnt ſich auf und erhebt den Centurio Phokas (602—610) auf den Thron, der Maurikios und ſeine fünf Söhne hinrichten läßt. Allein gegen dieſe Anmaßung des Heers empört ſich die Bevölkerung vor allem in der Heimat des Kaiſers: Anatolien und Kilikien, dann in Paläſtina, Syrien, Ägypten, vor allem das Monophyſitentum (S. 43). Die Perſer verſuchen Maurikios zu rächen, und ein Frieden mit den Awaren muß um jeden Preis geſchloſſen werden. Aber zu hoch iſt doch ſchon die byzantiniſche Auffaſſung vom Staate geworden, als daß man den unfähigen, gegen Aufſtände in grauſamſter Weiſe vorgehenden Unteroffizier auf dem Kaiſerthrone lange geduldet hätte: der General Priskos ſetzt ſich mit dem Exarchen Herakleios von Afrika in Verbindung, und dieſer wird Kaiſer. Unter Morden war die Zeit Juſtinians zu Ende gegangen; faſt nahte die Auflöſung des Reichs, wenn nicht das Schwert es gerettet hätte.

D. Die orientaliſchen Beſtandteile der byzantiniſchen Kultur.

Konſtantinopel-Byzanz-Neurom iſt wie das alte Rom in 14 Regionen geteilt; ſogar die ſieben Hügel haben ſich zum Troſte geſchichtskundiger Byzantiner bei einiger Einbildungskraft und gutem Willen im Bereiche Konſtantinopels wiederfinden laſſen. Die alten Patrizierfamilien, die ſchon ſeit Konſtantin am Bosporos hauſen, können bei den Zirkusſpielen, die

genaueſt nachgeahmt werden, des Glaubens leben, daß ſich nichts gegen Altrom verändert habe. Das Heerweſen, die Kraft und der Stolz des Römertums auch in einer Zeit, da das Heer nicht mehr aus Italikern, ja zum Teile nicht mehr aus Reichsangehörigen beſtand, iſt auch in Byzanz noch immer römiſch geblieben; nur daß die Kommandoſprache im 7. Jahrhundert griechiſch wurde, wobei das alte Wort „helleniſch" nicht mehr gebraucht werden durfte: das war zur Bezeichnung von „heidniſch" herabgeſunken. Die alten Überlieferungen des vor mehr als einem halben Jahrtauſend von beredtem Hellenen-Munde (Kineas) eine Geſellſchaft von Königen geprieſnen römiſchen Senats leben in Neurom fort: der oſtrömiſche Senat hat ein gar dürftig Stücklein Purpur gerettet, indem er die förmliche Anerkennung des Kaiſers ausſpricht. Römiſch iſt der Staatsgedanke des byzantiniſchen Reichs, nur ſehr ins Abſtrakte verflüchtigt, mehr kosmopolitiſch angehaucht. Hunnen, Armenier, Chazaren, Bulgaren, Perſer werden im Kampfe verwendet; ſie wie die ſpätere ſtete Berührung mit dem Staate der Araber und Perſer trugen mächtig dazu bei, dem byzantiniſchen Reich in geiſtiger und ſittlicher Beziehung das Gepräge eines orientaliſchen Reichs zu verleihen. Nicht bloß, daß das Kaiſertum wie ein Myſterium aufgefaßt wurde, das bloß bei ganz beſondern Gelegenheiten unter höchſtem und lächerlichſtem Prunk in die Öffentlichkeit treten darf — auch das weſtländiſche Ehrgefühl ſtirbt langſam ab: mit der würdevollen Stellung der byzantiniſchen Großen vertragen ſich gelegentliche Prügelſtrafen ganz gut. Die Erſtarrung und Verknöcherung des Klaſſenſtaats und Kaſtenſtaats, wie ihn Diokletian ausgeſtaltet hat (S. 28), hat jeden friſchen Auftrieb von unten unmöglich gemacht; die obern Klaſſen würden in den alten, Jahrhunderte tiefgefahrnen Geleiſen jeder kraftvollen Anregung entbehrt haben, wenn nicht religiöſe Kämpfe Gelegenheiten zu perſönlicher Meinungsäußerung geboten und eindringende orientaliſche Einflüſſe, wieder auflebende orientaliſche Kunſtanſchauungen und Rechtsanſchauungen aus dem Untergrunde der aſiatiſchen Provinzen, wie aufſteigende Quellen in ſtehenden Gewäſſern, Bewegung gebracht hätten.

Es beſitzen nicht allein die aſiatiſchen Statthalter einen höhern Rang als die europäiſchen; auch Orientalen, beſonders Armenier, ſpielen eine an Wichtigkeit immer ſteigende Rolle am Hof und im Heer, unter deſſen Führern Manuel (unter den Kaiſern Theophilos und Michael III.) und Johannes Kurkuas (940—942 Oberbefehlshaber gegen die Araber, „der zweite Trajan") beſonders berühmt ſind. Sogar das Perlendiadem der oſtrömiſchen Kaiſer ſchmückt wiederholt Armenier (Bardanes [Philippikos], Artavasdes [† 743], Leo V., Baſilios I., Romanos Lakapenos, Johannes I. Tzimiskes) und einmal einen Araber (Nikephoros I.). Eine Enkelin des eben erwähnten Romanos I. heiratete 927 den Zaren Peter von Bulgarien (S. 36); die Dukas und die Komnenen rühmen ſich ihrer Verwandtſchaft mit dem Zaren Samuel von Weſtbulgarien, einem Orientalen trotz europäiſchen Wohnſitzes*. In den Adern der Kaiſerin Irene,



seit 732 Gattin Konstantins V., fließt finnisches Blut: sie ist die Tochter des Chakhans der Chazaren. Der Khan der Bulgaren wird schon unter Justinian II. († 711) Patrizius des Reichs, ebenso ein Perser aus dem Königsgeschlechte der Sasaniden. Der byzantinische Feldherr, von dessen Kämpfen des Schwarzen Meeres Ufer widerhallen, und dessen Ruhm ein Heldensang des 10. Jahrhunderts begeistert preist: Basilios Digenis Akritos, ist der Sohn des arabischen Emirs Ali von Edessa und einer Griechin; die Familie des arabischen Emirs Anemas auf Kreta steht in Diensten des Johannes Tzimiskes, und der Wiedereroberer von Sizilien (1038), Georg Maniakes, trägt einen türkischen Namen.

Betrachten wir, um eine Anschauung von dem seltsamen Gemisch orientalischen und occidentalischen Wesens zu erhalten, Konstantinopel selbst, wie es zur Zeit des Kaisers Justinian dem Besucher sich darstellte.

Auf einer byzantinischen Dromone über die schimmernden Fluten des Bosporos dahingleitend, sehen wir über den sanft geschwungnen nikomedischen Bergen des bithynischen Olympos schneeige Häupter emportauchen, Asiens Wahrzeichen. Uns aber lockt zur Linken die gewaltige Weltstadt mit ihren Palästen und Kuppelkirchen (s. die Tafel „Konstantinopel kurz vor und kurz nach seiner Eroberung durch die Türken", Kap. II). Hinter den starken Uferschutzwällen ragt zwischen dem langgestreckten Hippodrom und dem reich gegliederten Palaste die Hagia Sophia empor, deren metallbekleidete Kuppeln im Sonnengolde leuchten. Im Golfe des Goldnen Horns windet sich unser Schiff durch Hunderte von Dromonen und kleinern Fahrzeugen, genau wie wir uns, glücklich gelandet, durch die bunte Menge drängen müssen, um durch ein Gewirr von breithosigen, beturbanten Bulgaren, gelben, häßlichen Hunnen, Persern mit hohen Schaffellmützen zur Sophienkirche zu gelangen. In das Innere, das wir nun betreten, fallen aus 40 Fenstern mächtige Ströme von Licht, auf den schimmernden Jaspis-, Porphyr-, Alabaster- und Marmorsäulen weilend, über die Perlmutterinkrustationen dahinirrend, von dem tiefsatten Goldglanze der Mosaiken in tausend Glutstrahlen zurückgeworfen (vgl. die Erklärung zu der Tafel „Der thronende Christus" bei S. 201 des IV. Bands). Die unruhige Pracht, der Mangel an plastischem Sinne, die statt dessen hervortretende Flächenbekleidung sind unbedingt ebenso orientalisch wie die Säulenkapitelle, überkleidete Steinwürfel, in denen wir eine Rückkehr zur phönikisch-syrischen Kunstüberlieferung erblicken müssen, und wie die Streumuster der Mosaiken, in denen eine westliche Nachwirkung ursprünglich chinesischer, später persisch-syrischer Stoffe mit Rautennetzmuster vorliegt.

Diesen Eindruck ergänzt ein Rundgang in Konstantinopel. Am goldnen Throne Theodosios' des Großen erheben sich riesige ägyptische Pylonen; wir wandeln an großen Wasserbehältern nach syrischer Art vorbei und thun Blicke in die Säulenzisternen, die ägyptischen Ursprung haben. Treten wir in das Haus eines Großen, so finden wir den Fußboden — nach uralter Überlieferung des Ostens — mit glasierten Ziegeln bedeckt; den Hausrat bekleidet, wo immer nur möglich, schwerfälliges Goldblech: eine Wiedergeburt des Assyrertums, die durch byzantinischen Einfluß bis an den Hof Karls des Großen gedrungen ist (vgl. S. 62). Bei den umherliegenden Seidenarbeiten fallen uns eigentümliche Tierzeichnungen auf, deren kindlich phantastische Gestaltung uns auch im äußersten Osten begegnen würde. Die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, durchbrochen und mit durchsichtigem Schmelz ausgefüllt, weisen ebenso auf morgenländische Überlieferung hin, wie die überladne Pracht der in diesen Gemächern weilenden Vornehmen und ihrer Frauen. An der langen Tunika der Männer, an ihrer reich verzierten Chlamys, ja an ihren Schuhen blitzen Gold, Edelsteine oder durchsichtiger Schmelz, während

die Schwerter die uralt assyrische Relief-Damaszierung aufweisen. Die weiten Gewänder der Frauen sind über und über mit Stickereien besetzt; die Mitte umschließt ein breiter Schal, indes über ihre Schulter ein gestickter, schmaler Mantel herabhängt: Moden, die wir auch am Hofe der spätern Karolinger wiederfinden, die nur ihre Haartracht als Deutsche erweist.

Und der mächtige Kaiserpalast, eine Stadt für sich mit all seinen Wundern! Wer aus dem bäuerlichen Westen dorthin kam, mußte sie wie lebengewordne Märchen des Orients anstaunen. Von den goldnen Speerspitzen der Leibwache funkelt es wie einst am altpersischen Hofe (s. die Tafel bei S. 145 des III. Bands); die Farbenpracht der Gewänder entstammt dem Osten. Geheimnisvolle Bewegung zeigt Großes an: die Klänge der Goldnen Glocke und der Sang der Priester, dumpfanschwellende Begrüßung melden den Einzug des Kaisers. Trat aber ein Abgesandter zur Audienz in den Kaisersaal, dann fiel sein Auge auf eine mächtige goldne Platane, die wie einst hinter dem persischen Thron in die Lüfte wuchs: dort flatterten und sangen künstliche Vögel, goldne Löwen am Throne brüllten, und in all dem sinnverwirrenden Glanze sitzt unbeweglich eine Gestalt, fast verschwindend in kostbaren, gold- und edelsteinübersäten Gewändern, mehr Bild, Grundsatz, Gedanke denn ein Mensch: der Kaiser. Und in altorientalischer Verehrung, in der Proskynesis, wirft sich alles ihm zu Füßen; langsam schwebt der Thron nach oben und scheint in den Lüften zu halten .... Niemals hat vorher westliches Herrschertum zu solcher Sinnenberauschung gegriffen — hier ist des Orients Farbenpracht und Wundersinn (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 287 des III. Bands) in den Dienst des Despotentums getreten. Und treten wir wieder hinaus auf die Straße, so klingt uns ein Gassenhauer entgegen, den der Pöbel nach östlichem Muster auf den Kaiser gedichtet hat.

So bildet dieser byzantinische Mischstil eine Zerlegung des römisch-griechischen Stils in seine asiatischen Ursprungsteilchen, die durch bodenständige Erhaltung noch stärker ausgebildet werden. Verschollen ist der wunderbare Formensinn von Griechenland, verschwunden der römische Reichsstil, wenn er je bestanden hat — die Verhüllung und Bekleidung der Flächen, der orientalische Stickerei- und Blechstil ist das Ideal der Byzantiner geworden.

Aber auch sonst zeigt das geistige Leben einen weichlichen, nach Osten hinstrebenden Zug. Die Schriftsteller lassen in unangenehmer, nur durch orientalische Einflüsse erklärbare Weichlichkeit und Rührseligkeit ihre Helden und Heldinnen in Thränen zerfließen und in Ohnmacht fallen. Mit jener Zeitverschwendung, die der Beschaulichkeit des Ostens eigen ist, geben nicht allein die Romane, auch die Geschichtschreiber von ihren Personen eine fast steckbriefliche Beschreibung: aus ägyptisch-hellenistischem Kulturkreis, aus längst überdeckten ägyptischen Unterschichten, wo die Sehnsucht nach dem Fortleben des Einzelnen Mumienbildnisse auf den Särgen und Urkundenbildnisse in Testamenten geschaffen hatte, ringt sich nun, vermittelt durch späthellenistische Muster des 2. Jahrhunderts, die Steckbriefbeschreibung zu neuem Leben in Byzanz empor. Auf schöngeistigem Gebiete verschlingt sich mit den Ranken spätgriechischer Liebesromane die Fabel und der abenteuerliche Reiseroman der Inder, so daß sich Motive, die in indischen Fabeln zuerst auftauchen, von hier nach Westen verbreiten, wo sie sich bis in Boccaccios Decamerone verfolgen lassen. Unmittelbare Anlehnung an arabische Muster zeigt die Baukunst: läßt doch Kaiser Theophilos (829—842) seinen Sommerpalast auf den Rat des mit den Arabern wohlbekannten Johannes Grammatikos nach dem Muster des Kalifenschlosses zu Bagdad erbauen, und in dem Palaste Hebdomon wird die Dekoration der Araber nachgeahmt.

Orientalische Fremdwörter bringen in Menge in die griechische Sprache ein, zum Teile die Erzeugnisse begleitend: die arabischen Namen für Bier (φουκκᾶς), für das Wahrsagebuch

(ῥάμπλιον, arabisch raml), für den Docht (φατλίον, arabisch fatila), für Sicherheit (ἀμανάτη, arabisch amanat) sind damals übernommen worden. Mit dem persischen Kaisermantel für die Krönung (Mandiya) und dem gewöhnlichen Kaisermantel (Skaramangion) werden auch die persischen Namen eingebürgert, während der Name für das Perlendiadem, das Arsakiden und Sasaniden tragen, nicht erscheint.

Im Gesichtskreise der Byzantiner verblaßt der Westen und äußerste Westen, während die Völker des Ostens stärker in ihn eintreten. Prokopios von Kaisareia († 563) schon gibt seltsame Gedanken über das Aussehen Britanniens zum besten. Als in dem Zeremonienbuche, das über den Verkehr mit fremden Herrschern handelt, von den Fürsten Bayerns und Sachsens die Rede ist, wird gesagt, daß ihnen das Land der Njemetz gehöre: man weiß um 900 von den Deutschen nur den Namen, den ihnen Magyaren und Slawen geben, aber wenig mehr, und der Gesandte Kaiser Ottos I. sitzt an der byzantinischen Hoftafel unter dem bulgarischen Gesandten. Dagegen rücken die östlichen Länder immer deutlicher in den Kreis. Der Geschichtschreiber Theophylaktos Simokattes entwirft, vermutlich unter türkischer Vermittlung (unterrichtet durch den Brief des Chakhans der Türken an Kaiser Maurikios, den 598 Gesandte nach Byzanz gebracht hatten), um 620 eine gute Skizze von China, preist wohl im Hinblick auf die byzantinischen Thronstreitigkeiten die Chinesen glücklich, die solche Dinge nicht kennen, und spricht von den weisen Gesetzen und dem Verbote für Männer, Gold und Silber zu tragen, mit großer Wärme; freilich erscheint bei ihm auch die Sage, daß Alexander der Große der Gründer der zwei größten chinesischen Städte gewesen sei.

So hat, was an Anregung emporbringt, zum großen Teil in orientalischen Unterschichten lange gelebt oder in Kreisen des Orients außerhalb des byzantinischen Volkslebens seinen Ursprung. Mag aber diese byzantinische Kultur deshalb Mischkultur genannt werden — sie ist doch so weit lebensfähig gewesen, daß sie andre Kulturen beeinflußte: im Osten und Westen, wie einst die phönikisch-vorderasiatische Mischkultur; die Rolle des ehrlichen Maklers zwischen Osten und Westen hatte die landschaftlich selbständigere Kultur Syriens gespielt.

E. Die byzantinische Provinz Syrien als Mittlerin zwischen Westen und Osten.

Haben die südlichen Provinzen des byzantinischen Reichs überhaupt lebhaften Verkehr mit dem Osten gepflegt (von Ägypten zog der begeisterte oströmische Patriot Kosmas Indikopleustes nach Indien, das er in lebendigen Farben schildert), so hat besonders Syrien einen Akklimatisationsgarten für östliche und westliche Anregungen geboten und ist ein solcher geblieben, als byzantinische Herrschaft dort 640 zu Grunde ging und die Araber das Land übernahmen (Bd. III, S. 301). Die griechisch-römische Kultur hatte hier unter dem römischen Kaiserreiche vollständig gesiegt; nur in weltfernen Dörfern erklangen noch die Laute altaramäischer Landessprache. Das Christentum hatte sich als echt demokratische Macht der verdrängten Heimats- und Volkssprache angenommen und sie in kurzem zur Weltsprache erhoben. Die Errungenschaften griechischen Geisteslebens wurden ins Syrische übertragen.

Syrisch-griechische Schriftsteller, in ihrer Nationalität kaum mehr zu scheiden in wirkliche Syrer (aber Wahlbyzantiner), Syrer aus schon länger gräzisiertem Geschlecht und Griechen alten Stammes, stehen im Geistesleben von Byzanz in vorderster Linie. Der größte Hymnendichter mittelgriechischen Schrifttums, Romanos der Melode (um 500), stammt aus Syrien. Dieses Land hat Geschichtschreiber in Menge hervorgebracht: Prokopios von Kaisareia, Johannes von Epiphaneia, der Persien genau kannte, Euagrios Scholastikos (um 600), Johannes Malalas

(syrisch malâl = rhetor), für den trotz der politischen Hauptstadt Byzanz doch noch immer Antiochia der geistige Brennpunkt ist, Johannes von Antiocheia. Auf dem Gebiete der Grammatik sind der vielseitige Johannes Philoponos aus Kaisareia, Sergios von Emesa als Zoolog, Timotheos von Gaza thätig. In den gleichen Stammeskreis gehört Aëtios aus Amida in Mesopotamien, der nachmalige kaiserliche Leibarzt (vgl. „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" 22, IV, 199 1590), wenn er auch in Alexandrien das Studium der alten Mediziner begonnen haben wird. Sein engster Landsmann Ephräm (306—373) eröffnet die Reihe der dogmatischen Theologen Syriens, zu denen unter andern der aus Palästina gebürtige Anastasios als in Syrien thätiger „Vorläufer der Scholastik" gehört. Die geistlichen Interessen vertritt ferner auf dem Gebiete der Erklärung Prokopios von Gaza; in diese Reihe zählen die Freunde des Geschichtschreibers Euagrios, der Asket Symeon Stylites († 460), mit seiner Verherrlichung des Mönchslebens, und der geistliche Redner Gregor, der Patriarch von Antiochien. So hat an der frühbyzantinischen Litteratur die Provinz Syrien einen das Verhältnis zur Bewohnerzahl weit überragenden Anteil. — Aristoteles wurde an den Schulen eingeführt und erklärt, Pythagoras' und Platons Weisheit, die volltönende Beredsamkeit pseudo-isokrateischer Reden wieder in den Kreis der Betrachtung gezogen: der Arzt Sergios von Râs'a-in († 536) hat hier besonders viel geleistet. Auch spätere Schriftsteller (wie Severos von Antiocheia, Joh. Philoponos, Porphyrios, Sext. Julius Africanus, Eusebios, die Apologie des Aristeides) werden übersetzt; persische Werke (Qelilag und Damnag, die Sage von Barlaam und Josaphat: vgl. unten, S. 55) und hebräische Schriften wurden in den Bereich dieser Thätigkeit gezogen. Legenden wie die von der Kreuzauffindung, von den Siebenschläfern, von der Taufe Konstantins sind von hier ausgegangen. Auf die Blätter eines altsyrischen Evangeliums wurden „Lebensbeschreibungen heiliger Frauen" geschrieben. Ihre letzte Erzählung enthielt die Versuchung der Jasta von Antiochien durch den Scholastikos Aglaïdas, der sich nach Abweisung seiner Werbung an den Zauberer Kyprianos wendet. Dieser steht in einem mit Blut geschriebnen Vertrage mit einem Dämon, der nun die Gewinnung der Jungfrau übernimmt, aber vor dem Kreuzeszeichen sich geschlagen geben muß. So schwört Kyprianos allen Zauber ab, von der Unzulänglichkeit selbsterworbnen Wissens tief durchdrungen, von seiner Sehnsucht nach Wahrheit getrieben. Diese Kyprianlegende, unbedingt auf syrischem Boden entstanden, ist vielfach für den Westen bedeutungsvoll geworden durch Beeinflussung der Faustsage und des Stoffs, der Pedro Calderons „Wunderthätigem Magus" (vgl. Bd. VIII, S. 427) zu Grunde liegt.

Auch der örtlichen Ausdehnung nach ist Syrien erfolgreich in seiner Vermittlung. An den Küsten Indiens, am Himalaya wie auf Ceylon sitzen syrische Christen, die tiefgehenden Einfluß auf Indien geübt hatten. Die Erinnerung an sie klingt im indischen Epos „Mahâbhârata" nach: die Legenden von der Geburt des Halbgotts Krishṇa und seiner Verfolgung durch Kansa, das Awatâralystem (Bd. II, S. 401), wohl eine Nachahmung des christlichen Dogmas von der Herabkunft Christi, die Verehrung der Mutter Krishṇas, Dewâki, sind sprechende Beweise hierfür, während das Auftauchen des griechischen Astronomen Ptolemaios als Dämon (Asura) Maya und die zahlreichen griechischen Kunstausdrücke in der indischen Astronomie nur aus der Verbindung mit Alexandrien zu erklären sind. Ob die syrischen Christen Indiens den Verkehr mit dem Abendlande wirklich so lebendig aufrecht erhalten haben, daß noch König Aelfred von England eine Gesandtschaft an sie hätte abschicken können, ist nicht sichergestellt.

In die geheimnisvollen Hochebenen Mittelasiens dringen syrische Missionare; als über China der große Kaiser Tai Tsung (627—649; vgl. Bd. II, S. 81 und 87) herrscht, vor dessen

Machtspruch Nordindien sich beugte, um dessen Hilfe Persien fleht (Yezdegerd III. 638 gegen die Araber; vgl. Bd. III, S. 300), waren dort Syriens begeisterte Glaubensboten erschienen. Eine 781 in chinesischer Sprache abgefaßte, aber auch mit syrischen Zeilen versehne Tafel, bei dem glanzvollen Si ngan fu (Chubdan bei Theophylaktos Simokattes) 1625 aufgefunden (Bd. II, S. 94), gibt Zeugnis für den Glaubenseifer der Syrer wie für die Duldung des chinesischen Kaisers, der die Übersetzung der heiligen Bücher und ihre Verbreitung befohlen hatte und eine Kirche der reinen Religion hatte erbauen lassen: „Rechtschaffne Lehren haben keinen unveränderlichen Namen, heilige Männer haben keinen unveränderlichen Wohnsitz; Unterweisung wird in Übereinstimmung mit der Örtlichkeit erteilt, mit der Absicht, das Volk weithin zu beglücken. Der hochwürdigste Alapenn (Olopön) aus dem Reiche Ta ts'in (den asiatischen Provinzen des Römischen Reichs) hat seine heiligen Bücher und Bilder aus jenem fernen Lande hierher gebracht und sie unsrer Haupt- und Residenzstadt geschenkt. Nachdem wir die Lehren dieser Religion geprüft haben, finden wir sie durchaus vortrefflich und natürlich ... sie ist heilsam für alle Geschöpfe, sie ist vortrefflich für die Menschheit". So zerfließt die angebliche politische Gesandtschaft der byzantinischen Regenten zur Zeit der Minderjährigkeit Constans' II. nach China (um 642) wohl auch in eine religiöse Sendung der syrischen Nestorianer.

Aus dem Steppenboden Turkestans in der Nähe des Issik kul sind 1885 syrische Grabinschriften zu Tage gefördert worden (Bd. IV, S. 210). Wie sich der Mensch allererst in fortschreitender Veredlung dem Gräberkultus zuwendet, um das Andenken lieber Menschen der Vergessenheit zu entreißen, eine Verbindung zwischen dem bekannten Dasein mit dem geheimnisvollen Jenseits zu schaffen, so haben auch die armen Türken von Semirjetschje seit dem 9. Jahrhundert die Wohlthat der syrischen Sprache und Schrift benutzt, um das Andenken an ihre Heimgegangnen festzuhalten. Aus dieser machtvollen Stellung der Syrer, die, damals im Vollbesitz occidentalischer Kultur, wir deshalb auch für den Occident in Anspruch nehmen müssen, ist es erklärlich, daß aus der syrischen Schrift das Alphabet der Mandju, Uiguren und, durch letztere vermittelt, auch das Alphabet der Mongolen abgeleitet wird; namentlich über die Umstände, wie die syrisch-nestorianische Schrift zu den Uiguren gekommen ist (vgl. Bd. II, S. 154; IV, S. 211), sind wir durch das Denkmal von Kara Balgassun gut unterrichtet.

Eine ähnlich bedeutende Rolle spielen die Syrer auch im Abendlande. Schon Hieronymus sagt: „Ihre Gewinnsucht treibt sie durch die ganze Welt, und so weit geht ihre Handelswut, daß sie auch jetzt noch, da Barbaren den Erdkreis innehaben, unter Schwertern und Leichen Reichtum suchen und, indem sie sich Gefahren aussetzen, über die Armut siegen." In der That finden wir Syrer nicht allein vor, sondern auch nach dem Sturze des weströmischen Reichs weithin verstreut. Tyros, die einstige Metropole phönikischen Handels schon im 11. Jahrhundert v. Chr., nunmehr im 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert Mittelpunkt des Seidenhandels, dann Sidon und Berytos senden ihre Kaufleute namentlich nach Italien (Verona, Ravenna, Neapel). Auch im fränkischen Reiche lassen sie sich in verschiednen Städten inschriftlich nachweisen. Wir treffen Syrer in Narbonne, Bordeaux, Vienne, Lyon, Genay, Besançon, Orleans, Tours, La Chapelle Saint-Éloy, Paris. Auf deutschem Boden erscheinen sie zu Straßburg, Trier, Rheinzabern und in Bayern; in England zu South Shields. Sie sind die Träger des Weinhandels, des ägyptischen Papyrushandels; sie heben die Gartenbaukunst und bringen Pflanzen aus ihrem Heimatlande, von denen nur die Schalotte (von der Stadt Askalon abgeleitet) genannt sein möge. Sie verbreiten die in ihren heimischen Fabriken verfertigten Seidenstoffe, die persische Muster, vor allem die zwei Reiter, als Mittelpunkt, aber nach syrischer Art Flächenfüllung aufweisen

(mit Weinranken, Rankenzweigen mit Epheublättern und Trauben) oder schon echt syrische Vorwürfe wählen (vgl. den Gewandschmuck mit der Nymphe im Berliner Kaiser-Friedrichs-Museum; auch die Reliquienhülle im Schatze zu Aachen mit ihrer syrischen Flächenfüllung). Dementsprechend ziehen auch syrische Anregungen für Bildschmuck nach dem Westen: das 781 bis 783 für Karl den Großen gemalte Evangeliar des Godeskalk enthält den syrischen Lebensbrunnen mit den Tieren, wie die 586 angefertigte Bibel des syrischen Mönchs Rabula. Durch Syrer wird dem Westen die aus Indien stammende Erzählung von dem Königssohne vermittelt, der an Glanz und Pracht keinen Gefallen findet und im Entsetzen über das namenlose Weh, das die Herzen der Menschen durchbebt, in die Einsamkeit flieht, um sich und die Menschen durch Hingabe an eine neue welterlösende Lehre zu versöhnen: jene Geschichte von Barlaam und Josaphat, in der Europa eine Lebensskizze Buddhas (Bd. II, S. 382) besaß, ehe es mit dem Buddhismus bekannt wurde.

Nicht aus griechischer, sondern aus syrischer Überlieferung schöpft der Westen seine Alexandersage; einige Grundlinien der ursprünglichsten Faustsage mögen, wie S. 53 erwähnt, auf die in Antiochien heimische Kyprianlegende zurückgehen, wie der Juliusnovelle der Kaiserchronik ein syrischer Roman zu Grunde liegen wird. Nach der Überschau über diese reiche Vermittlerthätigkeit kann es nicht wundernehmen, daß es gerade Syrer sind, die Karl der Große zu der von ihm geplanten Textreinigung der Evangelien heranzieht.

F. Byzanz als Kulturmittelpunkt für Ost und West in altbyzantinischer Zeit.

a) Für den Osten.

α) Byzantinische Einflüsse auf Arabien.

Die Mittlerstellung der oströmischen Provinz Syrien wirkte noch, selbst als Syrien durch die arabische Eroberung byzantinischer Oberhoheit verloren gegangen war. Schon früher hatten die Araber unter dem Einflusse griechisch-byzantinischer Lebensführung gestanden, besonders die Araber von Chirat (Hira) und G(ḥ)assân (vgl. Bd. III, S. 242). Griechische oder in griechischer Kunstüberlieferung erfahrne Künstler haben jenseit des Jordans im Gebiete von Moab, anderthalb Tagereisen östlich von Jericho, den Palast von el-Meschetta (M' schatta) für einen Gassaniden gebaut (der Skulpturenschmuck der Südfassade seit Ende 1903 im Berliner Kaiser-Friedrichs-Museum). Die Einteilung der Wände durch Zickzacklinien in erhabner Arbeit ist ebensowenig semitisch wie die sechspaßförmigen oder achteckigen Rosetten in den Winkelfeldern. Auch die einer Vase entspringenden Weinranken, die sich symmetrisch nach oben ausbreiten und eine Fülle von Blättern darbieten, weisen auf den orientalischen, aber in Byzanz ausgebildeten Stickereistil (S. 50/51). Die Einzelheiten entsprechen sowohl altbyzantinischen Vorbildern, z. B. den Säulentrommeln im Tschinili-Kiosk, wie mittelbyzantinischen Motiven, z. B. einer Darstellung auf der Marmortafel der Panagiakirche zu Theben; in der kraftvoll-feinen Technik aber sind die Reliefarbeiten von el-Meschetta nur der altbyzantinischen Kunst verwandt und stammen sicher aus dem 5. oder 6. Jahrhundert. Die in der Nähe gelegne Ruine el-Kastal (Castellum) ist nach sicherer Überlieferung von Gassaniden erbaut; eine Ruine östlich von Damaskus (Chyrbet el-Beda) dürfte gleichfalls dieser Zeit entstammen. Wie die Germanen die Ausdrücke für die Bauthätigkeit (Ziegel, Kalk, Pfeiler, Pforte und andre mehr) von den Römern übernommen haben, so ist — begreiflich bei der Übernahme von byzantinischen Arbeitern — auch das griechische Wort für Dachziegel κεραμίς in das Arabische als qirmîd übergegangen, das griechische κώνος

(Zapfen) zu qaunas geworden; ja das griechische ψῆφος (Steinchen), das man für seine Stimme abgab, scheint sich als fiçe (davon tafaçfaça) im Arabischen erhalten zu haben.

In dieses Nebeneinanderleben, in dem die Byzantiner als die Gebenden erscheinen, führen uns zweisprachige und dreisprachige Inschriften jener Zeit lebendig ein. Im Südosten von Aleppo erhalten sich in der Ebene von Djebbûl die Ruinen einer Basilika, an der wir noch den Grundplan mit dem großen Mittelschiffe, den zwei Seitenschiffen, der Apsis im Osten und dem Hauptthor im Westen zu erkennen vermögen. Diese Basilika enthielt Gründungsinschriften in griechischer, syrischer und arabischer Sprache. Sie melden griechisch, daß diese Kirche des heiligen Märtyrers Sergios in Zebed am 24. Gorpiaios (Jlûl) der Seleukidenära 823 (also am 29. September 512) gegründet wurde, und führen griechische (etwas verballhornte) und semitische Namen an. Die syrische Inschrift beginnt: „Lobpreis dem Vater mit dem Sohne und dem heiligen Geist" und wiederholt die Gründungsangabe; die arabische Inschrift gibt das griechische Wort οἰκόνομος durch ein arabisches kanama wieder. So sehen wir, wie jede Bevölkerungsschicht in eigner Sprache und Schrift die gemeinsame Kirchengründung feiert: das regierende Beamtentum griechisch, die breite Bevölkerung syrisch, die damals schon hierher vorgedrungnen und durch die Syrer christianisierten Nordaraber, deren ältestes erhaltnes Sprachdenkmal wir in dieser Inschrift von Zebed vor uns haben, arabisch; da die Väter noch semitische Namen, die Söhne aber gerade den Namen des Märtyrers Sergios führen, so ist vielleicht gerade damals die Bekehrung vor sich gegangen. Eine andre griechisch-arabische Inschrift von Harrân in der Trachonitis (s. die Karte „Westasien zur Zeit der Kalifen" bei S. 328 des III. Bands) stammt aus dem Jahre 568.

Die Araber treten als vollkommen kulturloses Wüstenvolk auf den Schauplatz; darum hat byzantinischer Handel ihre steigenden Bedürfnisse befriedigt. Deshalb messen sie mit dem griechischen Pfund (griechisch λίτρα = arabisch ritl); deshalb benennen sie, als sie selbst unter die handeltreibenden Völker gehen, ihre Warenhäuser nach griechischem Muster (πανδοχεῖον) Funduk (aus dem Arabischen wieder nach Westen wandernd: fondaco). Orientalische Früchte werden ihnen unter griechischem Namen bekannt; das arabische albarquq, unsre Aprikose, stammt vom griechischen βερικόκκα (ursprünglich lateinisch praecoqua), hinter dem arabischen Wort für Haselnuß bunduq steckt gar die griechische Ortsbestimmung: (κάρυον) ποντικόν. Schließlich benannten die Beduinen auch das Papierblatt nach griechischer Weise (χάρτης = arabisch qirṭâs). Als dann aus den arabischen Stämmen eine Großmacht ersteht, ist trotz dem vorwärtstreibenden Glaubenseifer der Araber sogar im religiösen Verhältnis ein Beweis zu erkennen, wie die Araber das Bewußtsein der Kulturübertragung auch hier hegen: Omar betet auf den Stufen der Konstantinskirche in Jerusalem, wenn er auch die Einladung des Patriarchen Sophronios, in der Kirche seine Andacht zu verrichten, ablehnt. Das arabische Wirtschafts- und Rechtsleben steht stark unter byzantinischem Einflusse. Die Araber verwenden in Damaskus, Baalbek, Homs und Tiberias griechische Münzen mit einfacher Aufprägung des Stadtnamens; als sie selbst Münzen schlagen, geschieht dies nach griechischen Nominalen, mitunter wie bei den sogenannten herakleischen Dynaren mit lateinischer Umschrift. Sie schließen unter dem Einflusse, den Byzanz übt, Miet- und Pachtverträge und entlassen ihre Söhne erst mit dem 25. Jahre, nach römischer Sitte, aus der Vormundschaft.

Wenn ein Byzantiner nach der Eroberung Syriens durch die Araber von der alten Karawanenstraße auf dem Antilibanon hinabsah auf das Paradies, in dem aus einem grünen Kranze von Gärten das weite Häusermeer von Damaskus emporschimmerte, konnte er beim

Anblicke der kuppelgekrönten Moscheen, die, zum Teile noch von griechischen Baumeistern gebaut, immer noch an der Kreuzesform festhielten, den Glauben hegen, daß dies Land voll Licht vom zerrißnen Gebel es-scheich bis zum brennenden Wüstenboden noch unter griechischer Herrschaft stehe. Diese Meinung konnte bestärkt werden, wenn er hinabstieg und nun arabische Truppen, nach byzantinischem Muster bewaffnet, in byzantinischer Marschformation dahineilen sah, wenn er die Häuser der Stadt betrat und überall den römischen Thorweg (ostium), den offnen Hof (atrium) wiederfand, wenn er endlich einen syrischen Hafen aufsuchte und hier die arabischen Schiffe ihm die Bauart der Dromonen (S. 50) aufwiesen.

Griechische Künstler und Arbeiter haben hier vielfach diesen byzantinischen Einfluß auf das arabische Reich ausgeübt. So erhält, wie Abd er-rahman ibn Chaldun († 1406) berichtet, der Kalif Walid im ersten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts auf seine Bitte vom griechischen Kaiser Baumeister zum Umbau der Kirche des heiligen Johannes zu Damaskus; ebenso sind beim Umbau der Moschee von Medina (nach Tabari, † 923) Griechen beschäftigt. Christliche (also wohl griechische) Baumeister sind bei der Kubbet es-Sachra wahrscheinlich beschäftigt, ebenso bei der Djami el-Aksa, die im Mittelteile der Marienkirche Justinians ähnlich ist. Am merkwürdigsten erscheint wohl die späte Fernwirkung byzantinischer Kultur in Spanien, wo Abd ur rahman III. (912—961), nach Makkari († 1631), byzantinische Arbeiter verwendet. Im Allerheiligsten der Moschee von Cordova wird uns diese Kulturübertragung besonders deutlich (vgl. Bd. IV, S. 497). Die in Gold und bunten Farben erglänzenden Mosaiken dieses Gotteshauses sind, auch nach Edrisi (1164/65), von griechischen Arbeitern hergestellt, die der Kaiser von Byzanz geschickt hatte. Die Eisenthüren und der Brunnen von Cordova erweisen sich ebenso wie die Bronzespringbrunnen von Zahra ohne weiteres als griechisch. Ja bis in die Kleinkunst hinein reicht byzantinischer Einfluß: ihn kann ein arabisches Kästchen des Louvre mit einer Inschrift, die Almog ueina (einen Sohn Abd ur rahmans) nennt, nicht verleugnen. Dem entspricht die Mithilfe der Byzantiner bei der Übermittlung griechischer Wissenschaft an die spanischen Araber: die Übersetzung des Dioskorides wird erst unter lebhafter Unterstützung der beteiligten arabischen Gelehrten durch Byzantiner und einen sprachkundigen Juden zu stande gebracht.

So ist die Beeinflussung und Förderung der Araber durch griechische Kultur von Syrien und vom syrischen Volkstume vorbereitet, vielleicht dann auch von jenem Ort aus weitergeführt worden, der bis zum 7. Jahrhundert noch als geistiger Mittelpunkt des byzantinischen Reiches angesehen werden darf: von Alexandrien. Hier in Ägypten hat die arabische Ornamentik allerdings auch die allgemeinen Bestandteile der Spätantike übernommen, wie dies der Palmettenfries, die Wellenranke, das Akanthusblatt im Profile bei der Ibn-Tulun-Moschee zu Kairo (Bd. III, S. 681) erweist. Vielleicht lassen sich auch hier örtliche Einwirkungen, byzantinisch gefärbte Einflüsse der Spätantike erkennen. Die politische Zentralgewalt in Konstantinopel hat doch vielfach in diesen geistigen Werdegang selbstthätig, z. B. durch Entsendung byzantinischer Arbeiter, deren Volkstum wir freilich leider nicht kennen, eingegriffen; die starke Reichsgewalt hat vielfach diese Kulturübertragung erst ermöglicht.

β) Byzantinische Einflüsse auf Armenien.

Wie die byzantinische Beeinflussung des Arabertums von Syrien aus vorbereitet wurde, so hat auch syrische Kulturübertragung den Einflüssen von Byzanz bei Armenien den Weg gebahnt. Die Hauptbegriffe westlicher Kultur: das politische Kaisertum (armenisch kaisr = καῖσαρ) und das religiöse Märtyrertum (armenisch maturn = μαρτύριον), mögen schon vorher

unmittelbar aus griechischem Kulturkreise den Armeniern zugekommen sein, so daß ein früher griechischer Verkehr in den ersten drei Jahrhunderten stattgefunden hat; aber die wesentlichsten Anknüpfungspunkte der Folge hat Syrien geboten.

Der Gründer der armenischen Kirche, Grigor Lusavorič (vgl. Bd. IV, S. 215), schließt sie dem syrischen Gottesdienst an, verwendet, wie Moses von Chorene berichtet, syrische Buchstaben für die armenische Sprache und ernennt den Syrer David zum Oberaufseher aller Bischöfe. Selbst wenn wir den behaupteten syrischen Ursprung des armenischen Symbols streichen, bleibt für religiös-syrische Einflüsse genügend, da es vom pseudo-athanasianischen Glaubensbekenntnis abhängig ist. Unter den von jungen Armeniern besuchten Schulen genießt Edessa durch seine Nähe und seine glänzende Bücherei den Vorzug vor Konstantinopel und Alexandrien. Klöster und Bischofsitze in Armenien werden von Syrern gegründet, zahlreiche syrische Schriften ins Armenische übersetzt, und syrische Patriarchen stehen an der Spitze des armenischen Kirchenwesens, wenn auch durchaus nicht allgemein anerkannt; bis ins 6. Jahrhundert finden sich syrische Bischöfe in Armenien. Erzeugnisse der Kunst, syrische Miniaturen, werden nach Armenien eingeführt. Die Miniaturen im Etschmiadsin-Evangeliar berühren sich in Einzelheiten der Ornamentik (in der Verwendung der Pflanzen, der Vögel zu Seiten einer Vase) wie in der typologischen Darstellung (in der Verkündigung von Zacharias, Verkündigung Mariä, Taufe Christi) so eng mit der syrischen Bibel des Mönchs Rabula von 586, daß wir eine ältere syrische Vorlage annehmen müssen.

Hinter diesem engen kulturell-religiösen Anschluß Armeniens an die byzantinische Provinz Syrien steht der Zusammenhang mit der Zentralgewalt in politischer und kultureller Beziehung lange Zeit weit zurück. Wohl ist schon 323 ein Bund zwischen dem Gründer von Konstantinopel und Chosrow II., dem Sohne Trdats des Großen, geschlossen worden. Aber schon Valens findet es vorteilhafter, mit den Persern (Shapur II.) gegen Armenien gemeinsame Sache zu machen (374; vgl. Ferd. Justis „Geschichte Irans" in Geiger-Kuhns „Grundriß der iranischen Philologie"); die unter byzantinischer Herrschaft stehenden Armenier dürfen die syrischen Buchstaben nicht mehr gebrauchen. Doch der nationale Zusammenschluß des armenischen Volkes findet unter Förderung von Byzanz statt. Ein armenisches Nationalalphabet wird von dem heiligen Mesrōb († 19. Februar 441; eigentlich Maštḥoṭs) in dem syrischen Samosata aufgezeichnet; sechs Jünger des armenischen Katholikos kommen 432/433 nach Konstantinopel, um der griechischen Sprache vollständig mächtig zu werden. Daß in jener Zeit, als der Katholikos Šahak (384/386) auch die Armenier des Westens in diese nationale Propaganda einbeziehen wollte, eine Zurückweisung durch die byzantinischen Statthalter erfolgte, mag vielleicht richtig sein; die Verwahrung des Katholikos und die Antwort des Kaisers, der nun die Annahme des armenischen Alphabets gestattet, ist zwar bei Moses von Chorene erhalten, wird aber schwerlich echt sein. Das Bewußtsein der Notwendigkeit einer Kulturübertragung siegt über politische und religiöse Interessengegensätze: die Armenier übernehmen aus dem Griechischen fast ihr ganzes Schrifttum und den Kirchengesang; in Anerkennung dieser geistigen Abhängigkeit wird diese Übersetzungsthätigkeit von Kaiser Theodosios II. und seiner allmächtigen Schwester Pulcheria († 453) geistig und aus Staatsmitteln unterstützt.

Die armenischen Patriarchen werden in „Griechenland", also wohl in Byzanz erzogen. Giut (Patriarch von 465—475) betont seine geistige Abhängigkeit und den Bezug materieller Bedürfnisse, so der Kleider aus Byzanz. Von Nerses III. (640—661) wird berichtet, daß er in Griechenland erzogen worden sei. Nachdem schon von Justinian in Armenien zum mindesten

zwei Kirchen und ein Kloster erbaut, andre erneuert worden und in nachjustinianischer Zeit die Hauptkirche von Etschmiadsin mit ihren Kuppeln erstanden war, hat Nerses III. in der Nähe der Stadt Walarschapat eine Kirche geschaffen, die in ihren noch erhaltnen Kapitellen sein Monogramm aufweist. Diese Kapitelle bieten den justinianischen Korb, aber jonische Voluten statt der byzantinischen Tiere, somit eine Renaissance älterer griechischer Gedanken in byzantinischem Rahmen. Noch um die Mitte des 8. Jahrhunderts findet sich in einer Erörterung über die Zulässigkeit der Bilder in Kirchen die ausdrückliche Versicherung, daß auch auf dem Gebiete der Malerei alle Erzeugnisse von den Griechen stammten, „von woher wir überhaupt alles haben". Mag auch später durch Jahrhunderte Volkshaß zwischen Armeniern und Griechen geherrscht haben, so daß unter Kaiser Herakleios († 641) die Heere nicht miteinander lagern wollten, byzantinische Sprichwörter behaupten „Armenisch Freund, einen ärgern Feind findst du nicht", und die geistreiche Schriftstellerin Kasia ein abschreckendes Bild vom armenischen Volkscharakter entwirft — die Beeinflussung des armenischen Schrifttums und der armenischen Bauten durch Byzanz, die Einfuhr von Bildern von dorther gibt den entscheidenden Gesichtspunkt für das Verhältnis der beiden Völker.

Armenische Hofbeamte, armenische Offiziere, Armenier in der Verwaltung und in der Rechtspflege von Byzanz (vgl. S. 49) haben zudem durch ihren Verkehr mit der Heimat und ihren Angehörigen den Einflüssen des Schrifttums Tausende von Kanälen des täglichen Lebens beigesellt, durch die jene höhere Kultur mit ihren sprachlichen Begriffen nach Armenien fließt. Griechische Wörter dringen in Menge vorerst in die armenische Gelehrtensprache ein: meteorologische Erscheinungen werden mit griechischen Ausdrücken benannt, ebenso Minerale; Mathematik, Astronomie, Zeitrechnung, Rechtsauffassung müssen sich griechischer Lehnwörter bedienen. Ausdrücke für Staatswesen und Kirche werden zum großen Teil zuerst auf gelehrtem Weg übernommen worden sein. Doch wird schon hier volkstümliche Entlehnung mitgewirkt haben; sie hat dann für den Menschen mit seinen Eigenschaften und Beschäftigungen, für die Begriffe von Natur, Stadt und Land, Münzen, Maße und Gewichte, Haus und Wohnung, Kleidung und Schmuck, Spiele und Künste einen reichen griechischen Einschlag in die armenische Sprache gebracht.

γ) Byzantinische Einflüsse auf Kaukasien und Persien.

Armenische Einflüsse werden zuerst den kaukasischen Völkern byzantinische Kultur näher gebracht haben; die Georgier haben — wie ja auch die Bulgaren, Serben, Russen, Walachen — die griechische Kirchenpoesie in Lied und Musik übernommen. Byzantinischer Hoftitel rühmen sich die Fürsten unabhängiger Stämme wie der Fürst der kriegerischen Alanen im Kaukasus, dem von Byzanz' Gnade der Titel Machtherrscher verliehen wurde; andre heißen Archonten. So ist auch hier im Osten ein weites byzantinisches Einflußgebiet geschaffen, das vielfach, und nicht immer bloß äußerlich, mit höherer Kultur erfüllt wurde.

Trotz lebhafter Hinneigung einzelner Könige Persiens zur westlichen Kultur haben sich außerhalb des griechischen (vgl. S. 6) und des allgemein römischen Einflusses besondere byzantinische Strömungen in Persien bis jetzt kaum nachweisen lassen. Die Beobachtung hat man freilich längst gemacht, daß der Sasanidenpalast zu Ktesiphon, der von Chosrav I. (Bd. III, S. 285) stammt, in Bezug auf Gliederung der Fassade und Wandverzierung dieselben Rundbogenarkaden und Pilaster wählt wie Diokletians Palast, daß die Goldschmiedekunst römische Motive umbildet: so zeigt eine Schüssel auf einem Löwen einen leierspielenden Eros, aber in

orientalischem Gewande. Diese Einflüsse sind aber wirklich so allgemein, daß man hier eher von einer Übertragung der Spätantike sprechen kann. Höchstens die trapezförmigen Kapitelle lassen sich auf Byzanz zurückführen, während die Akanthusverzierung eines Kapitells von Isfahan noch die hellenistische Form aufweist.

b) Für den Westen.

Schwierig erscheint es, den byzantinischen Kultureinfluß auf den Westen für die frühere Zeit zu untersuchen. So lange der Glaube herrschte, daß altrömische oder „altchristliche" Kunst den Westen allein befruchtet hat, ließ sich kaum ohne Vorurteil an die Prüfung der Denkmäler herantreten. Seit wir wissen, daß hellenistisch-orientalische Einflüsse auch schon vor der Vermittelung durch Byzanz im Westen wirksam gewesen sind, verwickelt sich die „byzantinische" Frage noch mehr. Immerhin dürfen wir Einflüsse einzelner orientalischer Gebiete des byzantinischen Reiches hierher ziehen, soweit sie nicht schon bei der tiefen Wirkung Syriens (oben, S. 52—55) zu besprechen waren.

Byzanz und die Staaten des Westens verhalten sich kulturell vorerst zu einander wie die linke und rechte Gehirnhemisphäre und wie die rechte und linke Körperhälfte, die sehr verschieden mit Blut versorgt werden. Auf der einen Seite Staaten, die sich mühsam den Folgen der Völkerwanderung, des Sturzes des weströmischen Reichs, entwinden, bäuerliche Bevölkerung mit Städte-Inseln ohne Verkehr, Völker, die in schwerem Ringen auf der Trümmerstätte des römischen Reiches ihre eigne Staatsbildung versuchen, Monarchien, die nur diese staatlichen Lösungen geben, aber den festgestellten Verhältnissen gegenüber verschwinden müssen, Entwicklungsseiten, die noch keine höhere Kultur schaffen können. Auf der andern Seite ein Staatswesen, das nach der Einrichtung des echt germanischen Reichs der Langobarden auf weströmischem Boden als der einzige Erbe uralter Weltreichsüberlieferung erscheint, ein Reich, das gegenüber noch so tiefgreifenden, aber immer örtlich beschränkten Veränderungen der germanischen Reiche allein Weltpolitik betreiben konnte, ein wohlgeordneter Beamtenstaat, der auf der praktischen Erfahrung jahrhundertelangen staatlichen Lebens ruht, eine Gesellschaft, die eine Weltstadt mit unerhörter Pracht, zahlreiche andre blühende Städte, einen wohlgeordneten, die ganze zivilisierte Welt umspannenden Handel besitzt, alle Überfeinerung hellenistischer, römischer, orientalischer Kultur in sich aufgenommen hat, eine Glaubensgemeinde, aus deren Gebiet alle Grundformen bildlicher Darstellung der Religion ausgehen, eine kirchliche Gemeinschaft, in der alle Kämpfe um die Feststellung kirchlicher Sätze in zäher Leidenschaft durchgerungen werden. Dort die germanischen Staaten — hier Byzanz.

α) Die Einflüsse von Staat und Kirche.

Ob die fränkischen Münzen mit dem Namen des Tiberios und Maurikios ausgeprägt werden, ob die Gesandten des Kaisers Anastasios Chlodowech den Konsultitel überbringen und ihn so erst zum rechtmäßigen Herrscher über seine romanischen Untertanen erheben, oder ob die Verhandlungen des Tiberios dem Chilperich und Gundobad Schätze und Geldmittel bringen, oder langobardische Herzoge die Annahme byzantinischer Tracht versprechen — immer erscheint Byzanz als die alte, reiche Kulturmacht gegenüber armen Emporkömmlingen. Mag der letzte Wille des Kaisers Maurikios, der Orient und Italien — mit Rom als Residenz — unter seine Söhne teilt, nur mehr ein Traum der alten Weltpolitik sein: er ist sicher nicht bloß von Byzanz weitergeträumt worden. Die grundbesitzenden Familien Italiens, aus denen die

Befehlshaber byzantinischer Kastelle — die Tribunen — hervorgingen, sahen in Byzanz die Sonne aller Zivilisation; die Abtrennung der Diözesen Unteritaliens und Siziliens, die nunmehr noch stärker gräzisiert wurden und so eine völlig abweichende Entwicklung nahmen, entsprach wohl auch den Wünschen der herrschenden Schichten. Neapel als Hafenstadt für Rom und Ravenna als Mittelpunkt byzantinischer Verwaltung sind die großen Einfallspforten für byzantinische Einwirkung in Italien, wobei Istrien durchaus als voll byzantinisches Gebiet gelten kann, innerhalb dessen religiöse Gründe, staatliche Ordnungen und Kunsteinflüsse (Dom zu Parenzo) engsten Anschluß an Byzanz beweisen. Marseille dagegen behält seine alten orientalischen Verbindungen bei und gibt unmittelbar syrisch-ägyptische Einflüsse (zum Teil über Montpellier) für das westliche Europa weiter.

Byzantinische Verwaltung, deren Haupt in Italien, der Exarch von Ravenna, seine Weisungen griechisch erhält, hat viel zur Verbreitung griechischen Einflußes gewirkt. Mehr noch aber haben der religiöse Gedankenkreis und kirchlich-mönchische Einflüsse geschaffen. Wir müssen uns nur vorstellen, daß, so wie in Ravenna die ersten vier Jahrhunderte nur syrische Bischöfe erscheinen, auch in Rom die Zahl der Griechen und Syrer unter den Päpsten des 7. und der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts außerordentlich groß ist: Bonifaz III. (606—607), Theodor (642—649), Agathon (678—681), Leon III. (682—683), Konon (686—687), Johannes VI. (701—705), Johannes VII. (705—707), Zacharias (741—752) sind Griechen, Johannes V. (685—686), Sergios (687—701), Sisinnios (708), Konstantin (708 bis 715), Gregor III. (731—741) sind Syrer. Das griechisch-orientalische Mönchtum überflutet zunächst Mittel- und Süditalien und erobert sich weitere Gebiete der christlichen Welt. Der Grieche Theodor von Tarsos hat von 669 ab die angelsächsische Kirche reformiert und England reiche Kultur vermittelt, und in Frankreich wie in Italien wirkt dies Griechentum namentlich in Kirchenbau und -Ausstattung sehr stark. Das griechische Ufer (Ripa Graeca) des Tibers, die griechische Schule bei Santa Maria in Schola Gräca (später in Cosmedin), die Gründung des Klosters San Silvestro in capite durch Papst Paul I. (757—767), wo griechischer Kirchengesang blüht, mögen als Einzelbeispiele für diesen kirchlich-kommerziellen Hellenismus genügen: der byzantinische Welthandel hat zur Verbreitung byzantinisch-griechischer Kultur ebenfalls mächtig mitgewirkt. In dieser Beziehung können auch die Syrer, die nach Gregor von Tours größtenteils griechisch sprechen, als Verbreiter gesamtbyzantinischer Kultur angesehen werden.

β) Die Einflüsse von Kunst und Kunsthandwerk.

Schon hat der frischere Lebenszug des Orients, der einst Konstantin zur Orientalisierung des Reichs gedrängt hat (vgl. S. 31), auch in Rom selbst gesiegt. Orientalische Kunstanregungen liegen in den Mosaiken von Santa Maria Maggiore um die Mitte des 4. Jahrhunderts vor, ebenso in der wundervoll geschnitzten Holzthüre der Kirche von Santa Sabina, die die syrische Auffassung der Kreuzigung aufweist, schließlich auch in der Querschiffbasilika San Pietro in Vincoli, die Eudokia 442 hatte erbauen lassen. Dann hat die altbyzantinische Kunst überhaupt in Italien festen Fuß gefaßt. Kunst und Kunsthandwerk von Konstantinopel erfreuen sich eines so vorzüglichen Rufs, daß der Bischof von Siponto, ein Verwandter des Kaisers Zenon, in der Baukunst „besonders erfahrne" Künstler aus Konstantinopel kommen läßt. In Ravenna haben natürlich bereits zur Zeit der Galla Placidia (s. die Tafel bei S. 461 des IV. Bands) byzantinische Künstler gearbeitet. Was Narses und Belisar in Italien bauten (die Brücke über den Anio auf der Via Salaria nova, das Xenodocheion bei der Via Lata und

das Kloster San Juvenale bei Orte), ist sicher mit byzantinischen Kräften ausgeführt worden. Unter unmittelbarem Einfluß Justinians ist der Mosaikenzyklus von San Vitale zu Ravenna, nach 539 begonnen, geschaffen worden als Verherrlichung der zwei Naturen in Christus (vgl. oben, S. 43): in besonderer Darstellung eines biblischen Gedankenkreises, der, zweifelsohne orientalischen Ursprungs und im Abendland, in Ambrosius von Mailand seine glänzendste Vertretung gefunden hatte. Gerade die Kirchen von Ravenna führen uns in den großen Weltzusammenhang ein, den Byzanz zwischen Osten und Westen herstellt: diese chinesischen Streumuster (vgl. S. 50), die von den Stoffen in die Wandverzierung übergegangen sind, tauchen hier ebenso auf wie in der Hagia Sophia in Konstantinopel und in Thessaloniche.

Der Palast Theodorichs in Pavia wird nach ravennatischem Vorbild erbaut. Dagegen ist in Aachen doch weniger Byzantinisches zu finden, als man früher geglaubt hat. Das Reiterstandbild Theodorichs, die Marmormosaiken, die klassischen Reliefs sind von Ravenna unmittelbar nach Aachen gekommen, und der Palastvorhof (die Chalke) kommt in Aachen wie in Ravenna und Konstantinopel vor; ja die Halle, die diesen Vorhof durchschneidet, hat in Aachen ihren Namen (Cortinea) beibehalten. Aber die einstige Meinung von der Nachahmung byzantinischer oder doch ravennatischer Muster im Münster von Aachen ist vollständig unhaltbar geworden. Was bleibt noch nach den überzeugenden Ausführungen Joseph Strzygowskis, die unmittelbar orientalische Anregungen erweisen und auf die überraschende Ähnlichkeit mit Wiranschehr in Mesopotamien hindeuten! Daß die Ikonostasis und die Emporen gerade byzantinisch sind, wird niemand behaupten wollen. Der Eklektizismus, der sich etwa in der Verwendung einer byzantinischen Anregung im nordöstlichen Gitter des Obergeschosses und in der Arkadenfüllung kundgibt, darf noch keine Vorliebe für byzantinische Vorwürfe genannt werden. Was aber orientalisch ist, muß auf unmittelbarem Wege, d. h. über Marseille, in den Westen Europas gedrungen sein. Die Basilika mit doppeltem Chore, wie sie zu Erment in Oberägypten, Baalbek in Syrien und Orléansville in Algerien vorkommt, erscheint in der Bretagne (Saint-Malo); der Kapellenkranz in Erment, im Schenutekloster bei Sohag wie in Tours, die kranzförmige Basilika in Roccella di Squillace in Kalabrien und in Sizilien sind Ausläufer orientalischer Einwirkung, die zwar dem byzantinischen Reich, aber keiner allgemeinbyzantinischen Kunstströmung entstammen.

Dagegen sind Kleidung, Hoffitte, Kleinkunst, Teppiche auch im Westen und am Hofe Karls des Großen von Byzanz selbst beeinflußt worden. Byzantinische Goldüberladung am Hofe Karls wird im Gedicht Angilberts auf Karl hervorgehoben, durch Theodulph die byzantinische Sitte der Bewachung der Frauen. Durchaus in byzantinischem Goldblechstil ist der Thron Karls in seinem Grabe zu Aachen gehalten: ein quadratisches Holzgerüst, mit Blech beschlagen und mit Edelsteinen besetzt; auch ein Handaltar (ein mit bleiernen und vergoldeten Platten belegter Holzrahmen) weist diesen Bekleidungsstil auf. Weniger sicher darf der byzantinische Ursprung der von Einhard erwähnten eingelegten Tische behauptet werden. Orientalische Teppiche und Seidenarbeiten werden in Menge von Byzanz ausgeführt, das ein Seiden- und Samtmonopol eingerichtet und dadurch die syrischen Seidenfabriken zu Grunde gerichtet hatte. Die Hofleute Karls des Großen beziehen nach dem „Mönch von Sankt Gallen" ihre seidnen, purpurverbrämten Kleider durch venezianische Kaufleute aus dem Orient, also sicher aus dem byzantinischen Reiche. Die Fülle von Geweben, die persische Muster nachahmen, sind von Byzanz aus über ganz West- und Mitteleuropa verbreitet worden (so das Gewebe Nr. 84221 im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, die Ranke mit Distelkopfblüte im

Schatze des Doms zu Aachen, der heilige Baum mit dem Drachen in der Servaaskirche zu Maastricht, die merkwürdigen Rosetten im Lambertusschreine zu Lüttich, die Panther jagende Amazone in der Kirche zu Säkkingen), wie ja dann auch im 11. Jahrhundert Byzanz als Mittlerin für dieses Kunstgewerbe erscheint (vgl. weiter unten). Nicht bloß die Elfenbeinarbeiten von Byzanz haben sich Italien erobert, auch ihre kennzeichnenden Züge tauchen in der Kunst des Westens wieder auf: schon die Diptychen beherrscht der byzantinische Realismus, wie ihn die Darstellung der Tier- und andrer Zirkuskämpfe aufweist, aber auch im obern Teile die feierlich-zeremonielle Würde der altbyzantinischen Kunst. Auch die flächenhafte Behandlung der Reliefs jener Zeit deutet unmittelbar auf Byzanz hin (vgl. S. 50). Kleinschmuck des Lebens muß von Byzanz aus in Fülle ausgegangen sein; in Ungarn wie in Reichenhall finden sich jene eigentümlichen Ringe mit trommelförmigen Kästchen, deren Deckel eine Reihe von Filigranperlen und in der Mitte ein Glastropfen schmückt. Bis nach der schwedischen Insel Oeland (Färjestaden) und nach Westgotland (Möne) kommt byzantinischer Schmuck; das goldne Diadem aus Färjestaden stammt wohl noch aus altbyzantinischer Zeit.

γ) Die Einflüsse von Handel und Kriegskunst.

Byzantinische Münzen kommen schon in jener Zeit weithin in den Westen und Norden und legen kräftig Zeugnis ab vom Welthandel Konstantinopels; man erinnere sich der Funde in Westfalen, Holstein, auf Usedom, Gotland, Bornholm. Ist die byzantinische Kleinwährung in ihrer Freigebung orientalischer Ortswährungen beim Kleingeld und in besondrer Beachtung ägyptischer Drachmen ein Bild byzantinischer Reichsverwaltung, so zeigt uns die byzantinische Goldwährung, die Europa bis zum Aufkommen der Zechinen und Florinen durchaus beherrscht, die gewaltige Stellung des Welthandels und der Geldmacht Konstantinopels.

Endlich hat auf dem kriegsgeschichtlichen Gebiete Byzanz weithin gewirkt und sicher auch das Frankenreich beeinflußt. Die nicht in großen Schlachten, sondern durch kluge Hinhaltung gewonnenen Erfolge der Byzantiner gegen ihre Feinde müssen im Abendlande berühmt geworden sein. Die Reiterei hatte bei allen aktiven Vorstößen die hervorragendste Rolle unter Leon, Konstantin und Eirene gespielt; im Kampfe gegen Reitervölker haben sich nicht die alten Legionen, sondern die Kavallerieregimenter (*θέματα καβαλλαρικά*) zum Kern des byzantinischen Heers emporgeschwungen: Armenier, Iberer, Kleinasiaten. Diese Speerreiter, die in Eisen gehüllt waren (in den eisernen Küraß: *κλιβάνιον*, den Koller von Kettengeflecht: *περιτραχήλιον*, in eiserne Handschuhe, Beinschienen, Stiefel), mit ihrer kurzen Lanze, ihrem Schwert (*σπάδιον*, spatha) und ihrem Wurfspieße, mit ihrem Helmbusche sind die Muster für die Reiterei des Frankenreichs, wo auch der Name caballarius, die Bewaffnung (die spatha byzantinischen Ursprungs im Thorsberger Moor, jetzt im Kieler Museum; die kurze Lanze im Gegensatze zu den langen germanischen Lanzen; vielleicht auch das früher bei den Franken nicht nachzuweisende lange Messer scramasax, *παραμήριον*; endlich das byzantinische Kettengeflecht, gleichfalls im Kieler Museum) und die Ausrüstung (der byzantinische Sattel im Schatze der Kathedrale zu Troyes) Eingang finden. Eine Bewaffnung mit Bogen und Pfeil nach Art der byzantinischen Panzerreiter erscheint im Aufgebote des Abts Fulrad (810), wogegen die Streitaxt (*τζικούριον*, securis) auch weströmischem Einfluß entstammen kann; die gemeinrömische Wurfmaschine (onager, manganum) mag jedoch erst durch byzantinische Vermittlung als fundibulum in das Frankenreich gekommen sein.

Ehrfurcht vor der Kultur Konstantinopels beherrscht die westliche Welt. Staat und Kirche, Kunst und Kunsthandwerk, Welthandel und Kriegswissenschaft arbeiten zusammen, um die Strahlen in den Westen zu leiten. Auch für jene Zeit galt das Wort „Ex oriente lux".

G. Heldenkampf und Barbarei unter der Militärmonarchie (610—717).

Die Einfälle der Perser in das byzantinische Reich zur Zeit des Kaisers Herakleios (Heraklios; 610—641) hatten nicht bloß Syrien (611 Antiocheia, Apameia, Emesa, 614 Damaskos) und Ägypten (619 Alexandrien), sondern auch 619 das wichtige kleinasiatische Ankyra den Byzantinern entrissen; was aber noch erschütternder erschien: 615 waren die heiligen Stätten und das heilige Kreuz in die Hände der Ungläubigen gefallen. In drei Kreuzzügen ward Persien mit Krieg überzogen; die Schlacht bei Ninive (17. Dez. 627) entschied zu gunsten der Byzantiner, so daß ihnen die römischen Provinzen wieder zufielen und am 14. Sept. 629 das Fest der Kreuzerhöhung in Jerusalem von Kaiser und Volk mit aller Pracht begangen werden konnte (vgl. die Erklärung zu der Tafel „Chosrav II. von Persien" bei S. 287 des III. Bands). War angesichts der schweren Kämpfe im Osten eine Behauptung der spanischen Besitzungen ebenso unmöglich wie die der nördlich vom Balkan gelegnen Gebiete, so hat sich doch die Hauptstadt selbst (626) als Hort des Reichs gegen Awaren und Slawen erwiesen und die kluge Politik des Herakleios in den Bulgaren einen gefährlichen Feind für jene gewinnen können.

Es hatte sich aber gezeigt, daß die Persergefahr deshalb so fürchterlich geworden war, weil einzelne Reichsteile durch ihre kirchliche Abtrennung und durch die förmliche Bildung einer koptischen und syrischen Nationalkirche nicht mehr treu zu Byzanz hielten und in den Persern willkommne Bundesgenossen erblickten, während man in Ägypten die Orthodoxen verächtlich als königlich Gesinnte (*βασιλικοί*, Melchiten) bezeichnete. Die Formel von dem einen Willen („der Gottmensch aus zwei Naturen bestehend hat alles mit einer gottähnlichen Energie gewirkt") war der Lehre von der einen Natur der Monophysiten (Bd. IV, S. 206) ähnlicher; so kam eine durch die Klugheit des Kaisers erwirkte Versöhnung zu stande, die bis auf die Armenier übergriff. Die Verdammung der Lehre von dem einen Willen (Monotheletismus; ebenda, S. 207) durch den Patriarchen Sophronios von Jerusalem verwirrte die Lage schwer und erschütterte die kaum hergestellte Einheit ebenso heftig wie der gänzlich ungeeignete Versöhnungsversuch des Kaisers durch seinen Erlaß (Ekthesis). So fallen die Syrer (635 und 636) und Ägypter (641—643) den einrückenden Arabern (Bd. III, S. 301) so rasch zu, wie im Westen die römischen Bürger den Germanen, mag auch in Ägypten der Verrat des Mokaukas (Statthalters) am meisten zur Übergabe des Lands beigetragen haben; auch wirtschaftliche Gründe werden mitgewirkt haben, da der staatssozialistische Aufbau des arabischen Reichs den Eroberern große Kraft verlieh.

Konnte unter Herakleios' Enkel Konstans (641—688), dessen Verwandte nach orientalischer Art verstümmelt wurden, Kleinasien behauptet und der arabische Chalif Muawija sogar zur Tributzahlung verhalten werden, so war dieser Erfolg hauptsächlich möglich geworden durch die Umwandlung des Reichs in Militärprovinzen (Themata), die schon unter Herakleios begonnen hatte. Entsprechend der hohen Bedeutung der militärischen Statthalter in Afrika und Italien (Exarchen; vgl. S. 47), zwang die Not der Zeit schon unter Herakleios, auch die Hauptstadt und die angrenzenden Provinzen zu einem Korpskommando (Thema Opsikion) zu gestalten, während das thrakische Thema den Kampf gegen die Bulgaren, das anatolische und armenische den gegen die Araber zu führen hatte und die Flotte bald in zwei Kommandos geschieden wurde, in das Thema Kibyraioton (Südküste Kleinasiens) und das der zwölf Inseln. Die vormundschaftliche

Regierung des Konstans versucht dem Theologenzanke durch den Erlaß des Typos (648) ein Ende zu machen, wonach die Unterthanen „nicht mehr die Erlaubnis haben, miteinander über einen Willen und eine Energie oder über zwei Energien und zwei Willen irgendwie zu streiten und zu zanken". Und als Papst Martin I. diesen Erlaß 649 auf dem Laterankonzile verdammen ließ und der ehemalige kaiserliche Geheimschreiber Maximos das römische Afrika gegen den Cäsaropapismus aufwiegelte, da läßt der Kaiser den Papst nach der Krim in die Verbannung führen und Maximos den Prozeß machen. Damals sind durch Konstans die Bronzestandbilder des Pantheons aus Rom weggeführt worden. Die durch Einwanderung stark gräzisierte Insel Sizilien soll der Stützpunkt werden für die Wiedergewinnung Afrikas aus den Händen der Araber, die es 647 erobert hatten. Aber von der Residenz Syrakus aus glückt es nur, Karthago zu erobern.

Unter Konstans' Sohn Konstantinos IV. Pogonatos (668—685) hat sich Konstantinopel gegen die Araber (April—September 673) zu wehren, was namentlich mit Hilfe des Feuers des Syrers Kallinikos gelingt, Thessalonike gegen die Slawen (675) und Awaren (677). Als die größte Reichsgefahr aber erscheint nun das Bulgarische Reich unter Isperich, wo die türkischen Eroberer allmählich (sicher nicht vorher) die Sprache der unterworfnen Slawen annehmen. Angesichts all dieser Gefahren soll wenigstens der kirchliche Anschluß an Rom, der 680/681 durch das VI. ökumenische Konzil in Konstantinopel vollzogen wird, moralische Unterstützung schaffen. Justinian II. (685—695; 705—711) hat zwar mit den Arabern einen günstigen Vertrag geschlossen und die Slawen besiegt; aber schwere politische, militärische und wirtschaftliche Fehler (Verpflanzung der syrischen Mardaiten nach Kleinasien und Thrakien, Einreihung von unzuverlässigen Slawen in das Heer, Erpressungen) führen zur Empörung eines Generals, des Leontios (695—698), womit die Herrschaft des Heeres endgiltig begründet wurde. Unter den beiden vom Heer erhobnen Militärs, Leontios und Tiberios III. (698—705), gehen Afrika und Kilikien verloren; durch ein bulgarisch-slawisches Heer wird Justinian, der sich zu Isperichs Nachfolger Tervel geflüchtet hatte, zurückgeführt; nun wütet er wie ein Wahnwitziger gegen seine Gegner. Gegen Bulgaren, Araber und die aufständische Stadt Cherson kämpft er unglücklich. Ebenso unfähig erweisen sich der gegen ihn erhobne Armenier Philippikos (711—713) und der Nachfolger des tüchtigen Anastasios II. (713—715), Theodosios II. (715—717).

Stumm ist das Schrifttum in jener rauhen Zeit geworden. Sie bringt Gewaltnaturen hervor, und frommer Aberglaube geleitet sie zum Kampfe. Den Bürgern von Patrai kommt der Apostel Andreas hoch zu Roß ansprengend zu Hilfe und schlägt die Slawen in die Flucht. Der heilige Demetrios von Thessalonike ist der Stadtgott, der Christus in allen Einzelheiten nachahmt; er wandelt den Beschluß Gottes, die Stadt den Widersachern zu überantworten, ist der Schützer der Stadt, die „vorsehende Gnade", ja er steigt zu einer förmlichen Dreieinheit mit Christus und dem Heiligen Geist auf. Die Wunder des heiligen Demetrios sind uns eine wertvolle Quelle für diese Zeit, wo die Slawen auf ihren Einbäumen die griechischen Gewässer befahren, Handel und Wandel stören, mit Weib und Kindern Pannonien, Dakien, Dardanien, Mysien, Thrakien, Achaia und den Stadtbezirk Konstantinopel selbst überschwemmen. In die Städte strömt die Bevölkerung vom Lande zusammen, oder sie flüchtet auf einsame Küstenvorsprünge und gründet weltferne Niederlassungen (Monembasia, Koron, Kalamata, Mantineia in Messenien). Griechen und Slawen erwachsen zu einer Mischrasse, welche die entvölkerten Gebiete belebt, auch die verlassenen Inseln wieder besiedelt, im Norden auch mit den Bulgaren sich mischt. Schwert und Krummstab beherrschen die griechische Welt, in der altheidnische

Überlieferungen an die Oberfläche emportauchen; Wissenschaft und Kunst schweigen in den europäischen und kleinasiatischen Gebieten fast ganz.

II. Die Wiedergeburt des Reichs unter der syrischen Dynastie (717—802).

a) Leon III. der Isaurier als Gesetzgeber.

Angesichts der Fortschritte der Feinde von Byzanz, der sinkenden Anteilnahme von Byzanz am Welthandel und der Finanznot war eine starke Regierung die einzige Rettung; der Syrer (Isaurier) **Leon**, der sich gegen die Araber als Feldherr und Diplomat ausgezeichnet hatte, wurde zum Kaiser erhoben (717—741). Am 25. März 717 zog er in Konstantinopel ein; am 15. August erschien Maslama, der Feldherr Solomons (Suleimans; Bd. III, S. 313/4), vor der Stadt. Leons Unermüdlichkeit, das griechische Feuer, ein harter Winter, dessen Schnee 100 Tage den Boden deckte, ließ die Araber entsetzlich leiden. Während die Byzantiner Fische fangen konnten, aßen die Araber Fleisch von Lasttieren, Häute, Blätter von Bäumen — mit dieser (bei Tabari erhaltnen) Nachricht nicht zufrieden, hat die griechische Überlieferung die Ernährung der Araber mit Menschenfleisch erfunden. Eine schwere Niederlage, die die Bulgaren den Arabern beibrachten, bildete den letzten Anstoß zum Abbruche der Belagerung Konstantinopels (August 718). Damit hat Byzanz sich als **Hort des Christentums** erwiesen. **Das Jahr 718 ist an weltgeschichtlicher Bedeutung** vergleichbar dem Jahre 490 v. Chr.; neben den Rückzug der Perser nach Marathon stellt sich der Abzug der Araber von 718.

Das alte **Steuersystem** des diokletianisch-konstantinischen Kastenstaats, in dem namentlich nach dem Gesetze von 319 die Gemeinderäte (Dekurionen) für die gesamte Grundsteuer ihrer Stadtgemeinde verantwortlich waren (vgl. S. 32), hatte sich auch auf das byzantinische Reich vererbt. Bedrückte die Großgrundbesitzer demnach einerseits schwere Verantwortlichkeit, so hatten sie anderseits große Macht und bedeutenden Einfluß auf ihre städtischen Genossen. Es war eine meisterhafte Maßregel des Kaisers **Leon III.**, daß er jene Bürde, die in den Jahren der Unsicherheit noch gewachsen war, von den Kurialen nahm, damit aber auch ihre Bedeutung für geraume Zeit vernichtete: von nun ab sollten **kaiserliche Finanzbeamte** für die Grundsteuereintreibung sorgen. Kaiserliche Beamte führen von nun ab die Register der männlichen Geburten für die Kopfsteuer im ganzen Reiche.

Auch der **ländlichen** Bevölkerung schuf der für soziales Gedeihen besorgte Kaiser mannigfache Besserung ihrer Lage. Jeder Eigentümer einer Dorfgemeinde war mitverantwortlich für die Abgaben; ein Ausfall wurde durch einen Zuschlag *(ἐπιβολή)* hereingebracht, der jedem auferlegt wurde. Da unter schlechter Wirtschaft eines alle mit leiden, wird für die zu verkaufenden Grundstücke ein Näherrecht anerkannt. Diesen bäuerlichen Grundbesitzern stehen gegenüber die freien Arbeiter *(μισθωτοί*, Kolonen) und die adscripticii *(ἐπανόγραφοι)* auf grundherrlichen Besitzungen; die erstern sind stets persönlich frei, werden aber nach 30 Jahren an die Scholle gebunden, die letztern sind sofort an die Scholle gebunden, können kein Vermögen erwerben und unterscheiden sich nur wenig (durch echte Ehe) von den Sklaven. Diese Zustände hat das **Ackergesetz Leons III.** *(Νόμος γεωργικός)* gründlichst umgestaltet. Die ländlichen Arbeiter teilen sich nun in Zehntner *(μορτῖται)* und Halbscheidpächter *(ἡμισειασταί)*, beide nicht an den Boden gebunden; jene sollten den Zehnten als Grundrente abliefern, diese, die den Boden mit Mitteln des Grundherrn *(χωροδότης)* bestellen, mit ihm den Ertrag teilen. Freie Bauernschaften besitzen gemeinschaftlich *(κοινωνοί)* den Boden: ein Sondereigentum geht nur aus einer Gemeinheitsteilung hervor.

Aufhebung der Dienstpflicht und Einführung der Freizügigkeit sind die großen Errungenschaften dieser Gesetzgebung, die auf geheimnisvollem Boden emporgewachsen ist. Schon ist die Ähnlichkeit mit dem mosaischen Gesetze bezüglich der neun Garben (2. Mos. 27, 30 ff.; 3. Mos. 18, 21) und des Zeitraums von sieben Jahren (2. Mos. 23, 10. 11 und 3. Mos. 25, 3 ff.) aufgefallen; offenbar nahm man eine Herübernahme aus der Bibel an. Die Auffindung des um 1100 v. Chr. aus Sippar nach Susa verschleppten Gesetzbuchs des (vielleicht Arabien entstammenden) babylonischen Königs Hammurabi durch J. de Morgan, Dez. 1901/Jan. 1902, hat aber eine andre Lösung gegeben. Nicht bloß die Halbscheid-Landarbeiter kommen im altarabisch-semitischen Kulturkreise (Hammurabi 46) vor, was allein noch nichts besagen würde (vgl. hierzu die Warnung Jos. Kohlers in der „Deutschen Litteraturzeitung" vom 6. Februar 1904) —, auch Einzelbestimmungen ähneln einander überraschend. So die Bestimmungen über Rückgabe von Ödland im vierten Jahre (Hamm. 30. 44; *Νόμ. γεωργ. I*, 12), die, an sich voneinander abweichend, doch aus demselben Gedankenkreise stammen; dann die Bestimmungen über Landbestellung und Baumfällung ohne Wissen des Grundbesitzers (Hamm. 59; *Νόμ. γεωργ. I*, 2. 7), und die über Rückgabe von Land, das in Abwesenheit des Eigentümers bebaut wurde (Hamm. 30. 31; *Νόμ. γεωργ. X*, 4), was zum Eigentumserwerb eines zwei Jahre bebauten Ackers nach justinianischem Recht in Gegensatz steht. So ist die Ackerpolitik des Kaisers Leon in Einzelheiten beeinflußt durch semitische, konservativ festgehaltne Rechtsgrundsätze, wenn auch schon die Notwendigkeit einer Umgestaltung des alten Kolonats durch die zahlreichen neuen, namentlich slawischen Ansiedler gegeben war; ja, hinsichtlich der freien Dorfgemeinschaft sind sogar slawische Einflüsse unbedingt anzunehmen.

Das rhodische Seerecht (*νόμος Ῥοδίων ναυτικός*; im 10. Jahrhundert weitergeführt durch die tabula Amalfa), wonach Schiffer und Befrachter in diesen bösen Handelszeiten die durch Slawen und Araber schon erhöhte Gefahr teilen, geht im Hauptgrundsatz auf eine altsemitische Anschauung zurück: man vergleiche Hammurabi 237, wonach der Schiffer dem Befrachter im Fall eines Unglücks durch Fahrlässigkeit alles ersetzen muß. Noch nicht voll faßbare Beziehungen ergeben sich schließlich im Strafrechte, so daß auch hier angesichts der stärker emportauchenden Talion (des Wiedervergeltungsrechts an einzelnen Gliedmaßen) eine semitische Beeinflussung anzunehmen wäre. Kann uns dieses siegreiche Anwachsen semitischer Unterströmungen auf dem Gebiete des Rechts zu einer Zeit wundernehmen, wo die syrische Kultur, der Kaiser Leon selbst entstammt, Ost und West in ihren Bannkreis zieht (vgl. S. 53/54)?

Wie anders verhält sich das Gesetz dieses Kaisers zum Familienleben als das justinianische Recht, das sich in die Gefühlswelt des elterlich-kindlichen Verhältnisses einmengt, indem es die Gründe des Zorns bestimmt, den etwa Eltern gegen ihre Kinder hegen können! Überall erblicken wir zarte Rücksicht, Verehrung für die Innigkeit des Familienlebens. Die Stellung der Frau wird feinsinnig gehoben. Die väterliche Gewalt wird zur Familiengewalt, da die Mutter bei dem Eingehen einer Ehe der Kinder gleichfalls ihre Einwilligung geben muß, überhaupt die gleichen Rechte wie der Vater über die Kinder besitzt und solche nach dem Ableben des Vaters statt eines Vormunds auch behält. Die Gütergemeinschaft der Ehe entspricht der hohen Auffassung der Ehe als einer Gemeinschaft des Lebens, die auch durch das Eingehen einer dritten Ehe nicht herabgedrückt, durch Scheidung nicht ohne zwingende Gründe leichtfertig gelöst werden darf. Eine merkwürdige Anschauung tritt allerdings in der „Ekloge" (Auswahl der Gesetze) zu Tage: die Ehe ist nur zwischen Christen — orthodoxen Bekenntnisses — erlaubt und vielfach erschwert durch die Ausdehnung des Hindernisses der geistlichen Verwandtschaft

(Verbot der Ehe zwischen dem Sohne des Taufpaten und dem Täufling); eine immer weitere Kreise erobernde kirchliche Anschauung, die kurze Zeit später sogar bei den germanischen Völkern wenigstens zum Ehehindernisse der Patenschaft selbst in den Kapitularien Pippins (755—757) geführt hat. Die Notwendigkeit eines schriftlichen Ehevertrags *(δι' ἐγγράφου προικῴου συμβολαίου)* ist wohl aus den orientalischen Gegenden des byzantinischen Reichs emporgewachsen und entspricht sowohl der Anschauung von der Würde der Ehe als auch einem feierlich-würdevollen Formalismus.

Wer, selbst als Feldherr emporgekommen, das Reich mit ehernen Ringen zusammenschmieden wollte, der mußte die Halbheit beseitigen, die in dem Bestande der bedeutungslos gewordnen Zivilprovinzen lag: in diesen Kampfeszeiten sollte der Feldhauptmann nicht durch eine noch so schwächliche bürgerliche Behörde gestört werden. So erhalten die Befehlshaber der Heeresbezirke, der Themata (vgl. S. 47 und 64), auch die volle Zivilgewalt. Die Wichtigkeit des anatolischen Korpskommandos bedingt auch die Zerlegung in das anatolische Thema (der Bukellarier) und in jenen Bereich des Westens, der Asien, Lydien, einen Teil Kariens und Phrygia I umfaßt und von den dort in Garnison liegenden Regimentern das „thrakische" Thema genannt wird. Militärische Zucht aufrecht zu erhalten und die Kenntnisse der Vergangenheit zu bewahren, die bis zur Erfindung des Schießpulvers (griechischen Feuers) geführt hatten, schienen weitere Forderungen. Ihnen hat möglicherweise der Kaiser durch die Herausgabe des kriegswissenschaftlichen Werks „Taktika" entsprochen, in dem der Verfasser Kriegsrecht, Land- und Seekrieg, sehr eng an Vorarbeiten sich anschließend, behandelt — aber der frische Geist der Neuerung weht in diesem Buche nicht, und so ist vielleicht ein andrer Leon (VL: 886—911) der Verfasser.

Disziplinierter Tapferkeit und Kenntnis bedarf es zu Wiederherstellung des Heers und des Reichs; drum ist es bedenklich, daß schon in Syrien Städte und Einzelne sich auf Bilder und Amulette im Kampfe verlassen. Der Lebenskreis, in dem Leon zu Germanikeia (auf den Grenzen von Kappadokien, Syrien und Armenien) aufgewachsen war, mußte enge Beziehungen zu den Paulikianern haben, deren Hauptstadt Samosata so nahe lag. Mananalis bei Samosata in Kommagene ist der Heimatsort jenes Konstantinos, der als Silvanos 660 die Sekte der Paulikianer (vermutlich armenische Form für Paulianer, nach Paulos von Samosata im 4. Jahrhundert) neu belebte; Kibossa in Armenien, Phanaroia in Helenopontos werden die Mittelpunkte jener Glaubensgemeinde, die das Gute und das Böse, den uralt-arischen Dualismus, in die christliche Lehre verpflanzt, einen eignen Priesterstand verwirft und jeden als Priester ansieht, endlich in ihrer strengen Auffassung des Gottesbegriffs den Mariendienst wie die Verehrung der Heiligen ablehnt. Ihre Verwandtschaft mit den spätern Bogumilen (vgl. weiter unten), Patarenern, Albigensern und Waldensern ist wiederholt hervorgehoben worden, erklärlich bei den letztern Sekten durch die gemeinsame Abstammung von der adoptianischen Lehre; aus diesem Gedankenkreise ward aber auch wahrscheinlich die religiöse Überzeugung des Kaisers Leon III. beeinflußt.

b) Die Anfänge des Bilderstreits.

Wohin war man in diesen Jahrhunderten des Kampfs gelangt! Der Heiligenkult hatte den Gottesbegriff verwirrt, wie das Beispiel des Demetrios von Thessalonike (vgl. S. 65) deutlich erweist. Der Wunderglaube führte sein häßlichstes Kind, den Aberglauben, zur Herrschaft. Und erscheinen hier die Heiligen wie die antiken Götter und Heroen und, diese Grundgestalt nur notdürftig verbergend, Sieg bringend in der Schlacht, so versucht man anderwärts

(in der Stadt Pergamon) durch die grauenhaftesten Dinge, wie das Eintauchen der Hände in eine Aufkochung von Menschenfleisch, Kraft zu gewinnen. Die toten Christus-, Maria- und Heiligenbilder stehen höher in Schätzung als der lebendige Glaube. Ihre Bedeutung wird dem recht klar, der im Erbreiche von Byzanz, im heutigen Rußland, das Bild der iberischen Mutter Gottes, das Abbild des Bilds auf dem Athos, auf seiner Fahrt in sechsspänniger Kutsche zu Kranken sieht. Die Farbe der Bilder abzukratzen und sie in den Wein zu mischen, Bilder mit Weihrauch, Niederwerfen und Küssen zu ehren, war allgemein üblich geworden. Das alte Heidentum, das in den Festen des Pan und des Bakchos noch fortlebte und einzelne Bezirke Griechenlands (die Maina noch bis zum 9. Jahrhundert) beherrschte, war endlich auf dem Konzil von 692 verboten worden. Aber die Bilder, die „nicht von Menschenhand verfertigt" (ἀχειροποίητοι) waren, wie der aufkommende Fachausdruck lautete, genossen tiefste Verehrung. Das alte Heidentum hatte Eingang in das Christentum selbst gefunden. Da unternimmt der Kaiser Leon III., seinem Zeitalter weit voraneilend, den kühnen Kampf gegen den Bilderdienst und trifft hierdurch nicht bloß die große Masse, sondern vor allem das Mönchstum, das mit dem Bilderkult auf die Masse wirkt und vom Bilderhandel zum Teile lebt.

Dieser gewaltige Kampf ist uns entstellt überliefert durch später lebende Gegner, Bilderanhänger oder Ikonodulen: Nikephoros, den Patriarchen von Konstantinopel (806—815), und den teilweise dieselbe Quelle benutzenden Mönch Theophanes, der zwischen 811 und 815 schrieb und durch Leon V. auf Samothrake in Haft gehalten wurde. Auch die „Papstbriefe" an Kaiser Leon III. können uns etwa Stimmungsbilder, aber nicht mehr bieten: sie werden Gregor II. (715—731) zugeschrieben, sind aber Fälschungen eines in Chronologie, politischer Geographie und Topographie schlecht unterrichteten, später lebenden Schriftstellers.

Aber selbst aus diesen dürftigen Quellen leuchtet uns die Maß haltende Thatkraft des Kaisers entgegen: religiöse Einheit und religiöse Reinheit schweben ihm, der nicht durch Juden und nicht durch den Islam, sondern durch den Paulikianismus beeinflußt ist, in gleicher Weise als Ziele vor Augen. Wider Juden und Montanisten ergeht der Bekehrungsbefehl; die erstern unterwerfen sich, die letztern sterben lieber. Einer der Vorsteher der Paulikianer jedoch, Gegnaisios (Genaisios), kommt nach einer Prüfung seiner Rechtgläubigkeit geradezu zu einem Schutzbriefe; hier stockt der Bekehrungseifer. 726 beginnt die Thätigkeit für die Reinheit; der erste Erlaß Leons hat nicht etwa bloß das Höherhängen, sondern die Vernichtung der Bilder angeordnet. Und die Schulen, die Brutstätten des Aberglaubens, die die Jugenderziehung im alten Sinne leiten, müssen fallen — die Überlieferung macht daraus, die Schule am Eisenmarkte sei samt den Professoren und der Bücherei verbrannt worden. Als dann ein berühmtes Bild des Erlösers (Antiphonetes) von kaiserlichen Offizieren weggetragen wurde, da griffen fanatische Frauen sie an und töteten sie, was den Verfasser der pseudogregorianischen Briefe hoch erfreut. So müssen strengere Maßregeln, nicht gegen die Menge, sondern gegen die Gebildeten ergriffen werden, die den Kampf für den Aberglauben unterstützen.

Steuerdruck und Begeisterung für die Bilderverehrung haben dann Griechenland und die Inseln des Ägäischen Meers zum Aufstande getrieben, der zur Wahl eines Kaisers (Kosmas) und zum Vordringen der Empörer bis vor Konstantinopel (727) führt; das griechische Feuer und die Überlegenheit der kaiserlichen Flotte schlagen freilich bald diese Bewegung nieder. Bei der Versammlung (Silentium) des Jahres 729 fällt der Patriarch Germanos als Opfer, indem er, der Freund der Bilderverehrung und der Mönche, zurücktritt und Anastasios gewählt wird, der nun die Kirchenpolitik Leons feierlich billigt. Anastasios ward aber von Papst Gregor II.

nicht anerkannt, der vielmehr mit Karl Martell gefährliche Beziehungen anknüpft. Italien wendet sich gegen die Bilderfeinde; Aufstände scheinen die ganze Halbinsel von Byzanz loszureißen, und die päpstliche Autorität Gregors II. und Gregors III. steht den antibyzantinischen Bestrebungen teilweise zur Seite. Nur zur Wahl eines Gegenkaisers will man es nicht kommen lassen.

Eine Armada Leons zog gegen Italien, ging aber im Adriatischen Meer unter. Angesichts solcher Zustände griff Leon 733 zur Herstellung einer kirchlichen Einheit in seinem Reiche. Sizilien und Kalabrien (Rhegion, Severiana, Hydrus-Otranto) reißt er auch kirchlich von Rom los und unterstellt sie dem Patriarchen von Konstantinopel. Die Kirchengüter werden mit Beschlag belegt. Damit ist die unter Kaiser Konstans II. begonnene Gräzisierung Unteritaliens und Siziliens (vgl. S. 65) weiter gefördert und die zwiefache Entwicklung Süditaliens einerseits und des übrigen Italiens anderseits angebahnt. Sie wird weiter ausgestaltet durch die riesenhafte Einwanderung griechischer Mönche (auf 50,000 geschätzt), die nun mit ihren „nicht von Menschenhand verfertigten" Bildern in das freier gehaltne westliche Gebiet des byzantinischen Reichs übersiedeln. Ebenso wichtig erscheint die Ausgleichung eines alten Entwicklungswiderspruchs bezüglich Illyriens. Als Valentinian I. mit dem Westen auch Illyrien beherrschte, da war es nur natürlich, daß Papst Damasus (366—389) seine Oberhirtenschaft über dies Übergangsgebiet zwischen West und Ost ausdehnte. Als aber dann die illyrische Präfektur unter Theodosios 379 zum Osten geschlagen wurde, hielt Rom trotzdem diese Oberhirtenschaft aufrecht, und der Metropolit von Thessalonike wurde als Stellvertreter des apostolischen Stuhls bestellt; als später Mösien wie Makedonien durch Justinian dem Bischof von Ochrida übergeben ward, blieben auch jetzt diese beiden Provinzen kirchlich bei Rom. Dieser letzte Rest des Übergreifens römischer Kirchenherrschaft auf byzantinisches Reichsgebiet wurde nun von Leon III. beseitigt und Illyrien dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt.

Die Losreißung Isauriens von dem Patriarchat von Antiochien und Unterstellung dieser kirchlichen Bezirke unter den Patriarchat von Konstantinopel ließ die Grenzen politischer und kirchlicher Herrschaft — byzantinische Reichsgrenze und die Diözese des ökumenischen Patriarchen — zusammenfallen. Keine auswärtige geistliche Oberhirtenschaft soll innerhalb der Grenzen des byzantinischen Reichs gelten. Und dieser Cäsaropapismus war um vieles lebenskräftiger als das Programm: *βασιλεὺς καὶ ἱερεύς εἰμι* (ich bin Kaiser und Priester), das ja im Bilderstreite von Leon angewendet wurde, sich aber auf die Dauer nicht durchführen ließ.

c) Der Ausgang Leons III.

Wie ein moderner Mensch tritt uns Kaiser Leon entgegen. Ein Förderer freier Bauernschaft, ein Schätzer der Ehe, ein grimmer Feind des Aberglaubens, ein Verfechter der Rechte des Staats gegenüber der Kirche, ein militärischer Neugestalter — so läßt seine öffentliche Thätigkeit auf das tiefste bedauern, daß wir kaum zu seiner eigensten Persönlichkeit vordringen, die zweifelsohne eine der größten Gestalten des byzantinischen Reichs bedeutet. Sein eigner Reichsfinanzminister, sicher sein eigner Feldmarschall, den die Kirche als Befreier von den Arabern im Kirchenhymnus feiert, auch auf dem Gebiete des Rechts, das er kostenlos den Armen gewähren will, von eigentümlichen Erinnerungen seiner Heimat getragen, endlich auf religiösem Gebiet ein festumschriebner Charakter, der das Urchristentum mit Begeisterung vertritt und jedes Kompromiß mit dem Heidentum ablehnt -- da enthüllt sich auch hinter dem Politiker in andeutenden Umrissen der Mensch in seiner Größe.

d) Von Konstantin V. bis auf Irene (741—802).

Der Sohn Leons III. Konstantinos V. (741—775), dem seine Stallneigungen vermutlich den duftigen Namen Kopronymos (κοπροθέσιον = Stall) eingetragen haben, hat zweifelsohne die Erbitterung des Bilderstreits auf das höchste gesteigert. Vielleicht ist der fröhliche Zug in ihm, der Musik, Tanz und Feste liebte und statt der Heiligenbilder Früchte, Blumen und Jagdszenen malen ließ, die Weichheit, die seiner Tochter Anthusa auch die Bilderverehrung verzieh, die Fürsorge, die gesundes Hauptstadttrinkwasser durch die Erneuerung der Valens-Wasserleitung schuf und doch auch schon durch die Nennung Konstantins in der Ekloge Leons und Konstantins sich zeigte, tiefer und ursprünglicher, als die Härte, mit der er Stephanos und 342 Mönche in das Prätorium steckt, als die Grausamkeit, mit der er blenden, Arme, Beine, Ohren, Nasen abhauen, töten und die Getöteten noch durch die Straßen schleifen läßt. Die Verräterei seines Schwagers Artavasdos (aus Mara'sch in Kommagene; 743) und der Widerstand der Mönche gegen die Bilderverdammung, die auch das Konzil von 754 amtlich ausgesprochen hatte, also gegen Kaiser und Kirche, haben in ihm wilde Rachsucht entflammt. Der Fanatismus des Freigeists, der den Beinamen „heilig" nicht mehr duldet und über den Ausruf „Maria hilf" tief empört ist, steigert sich bei ihm seit 761 zum grausamen Kampfe gegen die Mönche, in denen nicht bloß die Bilderverehrung, sondern auch der „geistliche Staat" im Staat am schärfsten sich verkörperte; das ‚Nicht ich, der Mönch ist Kaiser' erpreßt die Wut dem Kaiser Konstantin. Keine gesetzliche Aufhebung der Klöster (wie dies aus dem Bruchstücke des Patriarchen Nikephoros in einer Handschrift des Theophanes hervorzugehen scheint), wohl aber Einzelverordnungen Konstantins haben Klöster eingezogen und sie (ganz nach Art der beneficia im Westen, im Osten διὰ χαριστικῆς genannt) ohne schriftliche Urkunde an Weltliche weitergegeben, denen dann wieder das „Lehen" entzogen werden konnte.

Eine wildbewegte Zeit der Gärung, da sich aus rohem Kampfeszeitalter neue Keime entwickeln, der Völkerversetzung, da die fürchterliche Pest von 745 zu 746 die Hauptstadt fast entvölkert und dafür griechische Ansiedler von den Inseln und Hellas nach Byzanz gerufen werden, Hellas selbst und Thrakien aber neue Länder, nicht bloß den kaiserlichen Kolonisten aus Syrien und Armenien, sondern auch den einwandernden Slawen bietet! Damals sind Slawen in Bithynien (280,000) und auf Kypern angesiedelt worden. Hat in dieser Zeit der Entvölkerung auch die Kinderlosigkeit der Mönche den Kaiser gereizt? Sicher, daß ihn die Weltflucht seiner Großen schwer erzürnte.

Geschickte Feldzüge und Wortbruch sind die Waffen, mit denen Konstantin gegen die Bulgaren kämpft. Schon zeigen sich hier nach den Herrschern aus dem Geschlechte der Dulo und andrer Bulgaren (bis 765 in einem slawischen Texte mit altbulgarischen Worten erhalten) Herrschernamen, die auf eine hervorragende Rolle der Vlacho-Bulgaren (Paganos und Sabinos) hindeuten. Cerig oder Telerig (763—775) hat zum Schlusse Konstantin überlistet und ihm alle Namen der Griechenfreunde in Bulgarien entlockt, die dann sofort getötet wurden.

Konstantins Sohn, Leon IV. (775—780), der Chazare nach seiner Mutter genannt, setzte die Kirchenpolitik seines Vaters in mildrer Form fort. Der Eid, den Leon seinem Sohne Konstantin leisten läßt, ist bemerkenswert mit Rücksicht auf die Vereidigten: nicht bloß die Provinzialbefehlshaber (der Themen), Minister und Senatoren, nicht bloß alle anwesenden Soldaten, sondern auch die Vertreter der Handwerkergilden und aller Bürgerklassen schwören Treue dem zukünftigen Kaiser Konstantin VI. (780—797). Seine Mutter Irene (genauer:

Eirene), eine Athenerin, hat ihm nicht Treue geschworen; sie bereitete dem Achtzehnjährigen tiefen Schmerz, als sie seine Verlobung mit Rotrud (Rhuotrudis), der Tochter Karls des Großen, 788 auflöste, und beendete den steten Widerstreit mit dem Jüngling in grauenhafter Weise durch Blendung 797. Ein wüster Kampf zwischen den Günstlingen Irenes, klägliche Haltung gegenüber den Arabern und der gänzliche Rückzug in der Frage des Bilderstreits bilden die Hauptpunkte der Regierung dieser entmenschten Frau (797—802).

Die ökumenische Synode von 787 hatte die Bilderverehrung zur Pflicht gemacht, wenn auch das staatliche Oberaufsichtsrecht nicht aus der Hand gegeben wurde. Damit hatte der Bilderstreit zu Gunsten der Bilderverehrer (Ikonodulen) und zu Gunsten des Mönchstums geendet, und ausgelöscht war alles, was vor allem Leon III. angestrebt hatte. Keiner hat dieser nikänischen Kirchenversammlung schärfere Kritik entgegengebracht als Karl der Große. Die ‚Karolingischen Bücher', wohl von Alkuin verfaßt, sind im Auszuge nach Rom gesandt worden, um die Beschlüsse des Konzils zu widerlegen. Mag auch die lateinische Übersetzung der Konzilsakten, die Papst Hadrian an Karl geschickt hatte („Anbetung" der Bilder, durch Verwendung des Worts adoratio für προσκύνησις), die äußerste Schärfe herausgefordert haben und es verschulden, daß Karl erklärt, nur Gott gebühre Anbetung, den Heiligen bloß Verehrung — es bleibt noch genug übrig, um Karl den Großen als Gesinnungsgenossen der byzantinischen Kaiser Leon III. und Konstantin V. zu erkennen. Dem Widerstande Konstantins gegen ‚Maria hilf' und ähnliches ist bei Karl ebenso Scharfes an die Seite zu stellen: so, wenn er die Phrasen des byzantinischen Kanzleistils: ‚Gott regiere mit ihnen', ‚Gott bitte den Papst, zur Versammlung mitzuwirken', als Gotteslästerung verwirft. Unverständig sei es, vor den Bildern Lichter anzuzünden, die sie nicht sehen, und Weihrauch, den sie nicht zu riechen vermögen. Den leblosen Bildern, die nur Gebilde von Menschenhand sind (also nicht ἀχειροποίητοι; vgl. S. 69), gebührte keine Anbetung (adoratio), wie sie auch lebenden Menschen erwiesen werde — hier blickt auch der Germane mit Verachtung auf den römisch-byzantinischen Kaiserkult. Die Reichssynode zu Frankfurt hat dann mit der Autorität des Kaisers auch die des Reichs vereint und sich gegen die Bilderverehrung ausgesprochen.

Dann aber hatte sich das Papsttum unbehindert durch dogmatische Gegensätze in die Arme der Franken geworfen. Die Rettung des Papstes Leon III. nach Spoleto und die vom Zauber der Poesie umflossne Zusammenkunft zwischen Karl und dem Papst auf der Paderborner Heide (wo die Panzerreiter unter Karls Führung und dem Klange der Trompeten dem Papst entgegensprengen) hatte zu der überraschenden Krönung am Weihnachtsfeste 800 in der Peterskirche geführt. Die rechtliche Frage der höhern Stellung des byzantinischen Kaisers, die auch Alkuin 799 noch in einem Brief an Karl anerkannt hatte, war damit nicht gelöst, sondern nur beiseite geschoben: denn die Ansicht der Lorscher Annalen, daß durch den Übergang der Kaiserwürde auf ein Weib diese erledigt sei, schien noch keine juridische Begründung; das war wohl auch der Grund, weshalb Karl jenem vorzeitigen Abschlusse so mancher Beratung nicht allzu geneigt war. Von Irene, die 798 noch Gesandte an Karl geschickt hatte, wäre „um des Friedens willen" vielleicht ein Abkommen zu erlangen gewesen, wenn auch nicht gerade der Plan, dessen eine byzantinische Chronik gedenkt: der einer Heirat zwischen Karl und Irene, im Vordergrund einer solchen Vertragsabsicht gestanden hat. Nicht schlecht erfunden ist dabei die Angabe, daß ein byzantinischer Höfling (Aëtios; vgl. S. 73) das Haupthindernis gebildet habe; denn auf dies byzantinische Hofleben hätte allerdings eine Vereinigung des West- und des Ostreichs eine vernichtende Wirkung ausüben müssen.

J. Die Beilegung des Bilderſturms; die Loslöſung des Griechentums von Rom.

a) Von Nikephoros I. bis auf Leon V. (802—820).

Unter Irene hatten Zuſtände Platz gegriffen, die alle Ordnung der Kaiſer Leon und Herakleios über den Haufen warfen. Gerade dieſer Aëtios, der erſte Miniſter Irenes (ὁ παραδυναστεύων genannt), hatte zwei Themen unter ſich, alſo den militäriſchen und bürgerlichen Oberbefehl über zwei Provinzen. Seine Machtfülle erregte die hohen Beamten, und aus ihren Kreiſen ging der Nachfolger der bald abgeſetzten Irene hervor: der Generalſchatzmeiſter Nikephoros (802—811). Die ſyriſche Herrſcherreihe war geſtürzt, ein neues Geſchlecht taucht auf. Schon die Thatſache, daß wieder ein Mann den Kaiſerthron von Byzanz innehatte, ließ die einfache Erledigung des römiſchen Imperiums, womit man Karls Kaiſerkrönung begründet hatte, unrichtig erſcheinen; ſo iſt Nikephoros in der Lage, einen Friedensentwurf von Karl zu erhalten und — unbeantwortet zu laſſen. Erſt als Venedig, das, 806 von Byzanz abgefallen, 807 wieder zu Byzanz zurückgekehrt war, dafür von Pippin geſtraft wurde (810), ſandte Nikephoros ſeinen Unterhändler Arſafios nach dem Weſten, um einen Vorfrieden abzuſchließen: Karl jubelt in ſeinem Brief an Nikephoros über die endlich vorhandne Möglichkeit, dem Wollen zum Frieden das Vollbringen hinzuzufügen.

Aber als Karls Botſchafter nach Byzanz kamen, diente Nikephoros' Schädel inzwiſchen ſchon dem großen Bulgarenfürſten Krum (802—814) als Trinkſchale; Krum hatte faſt den ganzen europäiſchen Beſitz von Byzanz erobert, vor allem auch Sofia an ſich gebracht und nach kurzem, für Nikephoros ſiegreichem Krieg den Kaiſer und ſein ganzes Heer niedergemacht. Dieſes bulgariſche Reich umfaßte damals im Kerne das untere Möſien (zwiſchen Balkan und Donau), dehnte ſich über die Gebiete des heutigen Königreichs Rumänien aus, hatte Siebenbürgen in ſich aufgenommen, deſſen Salzerzeugniſſe die Bulgaren nach Mähren ausführten, und reichte bis an den Dnjeſtr, ja vielleicht bis zum Dnjepr. In Preslav (Markianopolis) an der großen Kamčija hauſten die Fürſten. Der Islâm ſcheint im 9. Jahrh. gepredigt worden zu ſein; aber ſtärker war der Einfluß der unterworfnen Slawen, die Sprache und Sitte ihren Beherrſchern übermittelten und nur ihren Namen (Blъgare, *Βούλγαροι*) annahmen. Die griechiſche Kultur hat frühzeitig eine Rolle geſpielt; ſchon im 8. Jahrh. hatte ein Bulgarenfürſt Räte, die Bulgariſch, Slawiſch und Griechiſch ſprachen. Mit griechiſchen Belagerungsmaſchinen und dem griechiſchen Feuer kämpft man; in — freilich nicht mehr klaſſiſcher — griechiſcher Sprache ſetzt man ſeine Inſchriften wie Omortag (zwiſchen 820 und 836), der die wohl auch nach griechiſchem Muſter vorgenommne Erbauung eines Palaſts und eines Grabmals auf einer noch heute in Trnowo erhaltnen roten Marmorſäule auseinanderſetzt.

Nachdem der unfähige Michael I. Rhangabé (811—813) in der Nähe von Adrianopel eine große Niederlage durch Krum erlitten hatte (813), konnte erſt 817 mit jenem Omortag der Kaiſer Leon V. (813—820) Frieden ſchließen. Auch gegen die Araber war Leon glücklich, weniger in der Abſetzung des Patriarchen Nikephoros und in der Veranſtaltung der Synode von 815 (wiedergegeben in einem polemiſchen Pſalterbilde), die den faſt begrabnen Bilderſturm von neuem begann; einſt eine hervorragend geiſtige Bewegung, führt der Streit jetzt zu ſchärfſtem Zwang und entäußert ſich damit ſelbſt ſeiner befreienden Wirkung.

b) Die phrygiſche Herrſcherreihe (820—867).

Leon V., das „Chamäleon", war ſeinerzeit bei der Herrſchaftsübernahme von Michael II. dem Phrygier (820—829) unterſchätzt worden, der dem Zögernden die Wahl ließ: „mit

meinem Schwert öffne ich dir die Thore von Byzanz, oder ich tauche es in deine Brust". Der Königsmacher ward dann, mit seiner zweiten Rolle unzufrieden, gefangen gesetzt und ermordete ausbrechend seinen ehemaligen Schützling in der Hofkapelle, in die er mit seinen Gefährten, in priesterliche Gewänder gehüllt, eingedrungen war. Sein Nebenbuhler um die Macht, der Slawe Thomas, ist der Anstifter der gefährlichsten Erhebung der unterworfnen Völker gegen die griechische Fremdherrschaft. Die untern Schichten des Reichs, wie die Araber, die Slawen der Balkanhalbinsel, die Kaukasusvölker und Armenier, hat Thomas gegen das Kaiserreich in Aufruhr gebracht. Unter dem Scheine der Erbberechtigung, da er sich für den geblendeten Konstantin ausgibt, gekrönt von dem Patriarchen von Antiochien, gestützt auf ein großes Heer und eine tüchtige Flotte, ist dieser „Schüler des alten Teufels", wie ihn Kaiser Michael nennt, erst in der Nähe der Hauptstadt vom Kaiser mit Hilfe des Bulgarenfürsten Omortag besiegt worden. Aus dem Briefe, den Michael 824 an Kaiser Ludwig den Frommen sendet, leuchtet die entsetzliche Erschütterung des byzantinischen Reichs durch diesen Aufstand deutlich hervor. Gesandte überbrachten den Brief zugleich mit kostbaren Geschenken: grünen und gelben Stoffen, tyrischem Purpur, tiefroten und tiefblauen Geweben. Mit diesem Briefe stimmt der merkwürdige Papyros-Brief in den „Archives nationales" (K. 17, Nr. 6) in gewissen Wendungen überein, ist aber wohl erst 839 von Kaiser Theophilos an Kaiser Ludwig gesandt worden als Glückwunsch für die Besiegung Ludwigs und als Mahnung zur Versöhnung mit Lothar, an den auch zugleich byzantinische Gesandte abgehen.

a) Bis zur Wiederherstellung des Bilderdienstes (843).

Kaiser Michael bewährt sich dort, wo ihm Bulgarenhilfe fehlt, keineswegs als tüchtig: die Einnahme Kretas durch die Araber (823), der Abfall der dalmatinischen Städte von Byzanz, die Fortschritte der arabischen Eroberung Siziliens kennzeichnen die bedenkliche Lage des byzantinischen Reichs unter ihm. Michaels Mäßigung im Bilderstreite hat den Führer der kirchlichen Unabhängigkeitspartei, den Abt Theodoros von Studion (752—826), zu allerlei Hoffnungen verleitet, deren Fehlschlagen den Feuergeist in heftigste Gegnerschaft trieb. Schon früher war von ihm, der schroff den Cäsaropapismus befehdete, der es nicht ertrug, „auch nur eine Stunde unser Wort verborgen zu halten", dem keine kirchlich Höherstehenden, keine Synoden Eindruck machten, die Herrschaft des Gesetzes und des Evangeliums über den Kaiser gefordert und darauf hingewiesen worden, daß im Evangelium der Kaiser nicht gedacht sei. Nun weist er auf die Regierung der Kirche hin, die die göttlichen Dogmen zu entscheiden habe, während die Kaiser und Fürsten ihnen zu helfen und das Beschloßne zu bestätigen hätten. Die Gegnerschaft dieses geist- und charaktervollen Kirchenfürsten hätte dem byzantinischen Kaisertum unendlich mehr schaden können, wenn nicht durch die stete Betonung des Primats von Rom (der ihm der bergende, ruhige Hafen der gesamten Kirche bei allem ketzerischen Sturmgebrause war) das griechische Volksbewußtsein verletzt worden wäre: er hat gerade dem Führer der griechischen Unabhängigkeitspartei, Photios, seine Bahn erleichtert. Theodoros verherrlicht die stille Welt des Klosters in einer Lebensbeschreibung des Abtes Platon und in den Sinngedichten, in denen jedes nützliche Mitglied der Gemeinschaft vom Krankenwärter bis zum Abt in der Poesie der Pflichterfüllung verklärt wird; seine Ansprachen enthalten Goldkörner tiefster Menschenliebe. Aus ihnen wie aus der Lebensbeschreibung seiner Mutter Theoktiste, aus seinen Briefen — ‚ich werde nimmer müde, die Feder zu führen', sagt er im letzten Briefe der Sammlung — erhebt sich ein volles und reiches Menschendasein, dessen unbeugsame Widerstandskraft selbst

dreimaliger Kerker und Geißelung nicht zu brechen vermochten. Aber seine kirchlich-politischen Hochgedanken lagen dem Strome der griechischen Entwicklung entgegengesetzt. Sein Kloster blieb vielfach eine Stätte geistiger Arbeit; von hier hat sich auch die durchgebildete Minuskel durchgesetzt, wie das Tetra-Evangelium (von Porphyrios Uspenskij) aus dem Jahre 835 beweist.

Der Bilbersturm im Sinn eines Konstantin V. wurde unter dem Sohne Michaels, Theophilos (829—842), fortgesetzt, der mit Gefangensetzung und Brandmarkung seine Überzeugung zum Siege bringen wollte. Bei der Brautschau des Theophilos, der der Schönsten den Apfel überreichen wollte, hatte eine ihm besonders zusagende Jungfrau, Kasia, seiner Ansprache ‚durch das Weib kam Unglück in die Welt' die Antwort entgegengesetzt: ‚dennoch ist das Weib des Glückes Quell'. Bei ihr, die deshalb von Theophilos verschmäht wurde und ein Kloster gründete, entwickelte sich nun die dichterische Begabung weiter. Das alte Dichtungskleid wirft sie beiseite, und auf Volksart gestützt, wagt sie es, nach der Betonung zu dichten! Menander-Erinnerungen und Bibelanklänge haben ihr den eignen Sinn nicht rauben können; aus ihren Haßliedern flammt uns eine selbstbewußte Eigennatur entgegen: „Ich hasse den, der allen Sitten sich bequemt!" Wir glauben es diesem Trotze, daß ihn leichter Sinn und Schläfrigkeit empört, daß ihn ein mühseliges Leben mit weisen Männern mehr lockt als Freude im Vereine mit Dummköpfen!

Die schwache Begabung des Herrschers Theophilos erlebte leider auch keine Freude. Die sarazenischen Fortschritte wurden nur durch einen persischen Fürsten (als Christ Theophobos genannt) in Kleinasien aufgehalten; sogar ein Einfall ins arabische Reich ward gemacht. Aber als Vergeltung kam die fürchterliche Verwüstung der Stadt Amorion (nach einer Belagerung vom 7.—15. August 838) durch den Kalifen Mutasim (Motassim; 833—842): der Märtyrertod der 42 Griechen von Amorion bleibt tief im Gedächtnisse der Griechen. Im Westen fiel Palermo in die Hände der Araber. Noch steht der Bilderglaube trotz Gewalt in vollster Blüte: die drei morgenländischen Patriarchen wiederholen in einem Briefe von 839 an Theophilos die Geschichte vom Abdrucke des Antlitzes der Maria in einer Säule von Lydda. Theophilos, dessen Bemühungen um die Wissenschaft (so durch Erteilung der Lehr-Erlaubnis an Gelehrte), um die Sicherung der Hauptstadt und um Bauten (vgl. S. 51) gerühmt werden, hat seinem größten Feldherrn und Schwager Theophobos mit schwerem Undanke gelohnt und ihn — seine letzte Regierungshandlung — hinrichten lassen.

Die vormundschaftliche Regierung für den dreijährigen Sohn des Theophilos, Michael III. (842—867), übernehmen dessen Mutter Theodora, der Oheim Burdas, eine rücksichtslose Gewaltnatur, und der Magister Manuel. Des letztern Verbindung mit den Mönchen des angesehnen Klosters Studion scheint die Entscheidung zu Gunsten der Wiederherstellung des Bilderdienstes gegeben zu haben. Die Synode von 843, deren Gedächtnisfeier die griechische Kirche als *Κυριακὴ τῆς ὀρθοδοξίας* feiert, beendet den langen Kampf. Alle Erscheinungen des Zäsarenwahnsinns tauchen bei dem jungen Kaiser Michael III., dem Trunkenbold, auf: die Leidenschaft für den Zirkus und für schlechte Gesellschaft (rohe und niedrige Menschen, Possenreißer und Zirkuskutscher), die wahnsinnige Verschwendungssucht, Trunksucht und unbändige Wollust, bübische Grausamkeit. Jene böswillige Freude an der Verhöhnung dessen, was andern Menschen heilig war (an Sakramentsentweihung und dem Aufzuge der Zechbrüder in bischöflichen Gewändern), ist bei Michael derselben Entweihungsgier entsprungen wie der Befehl des Kaisers Caligula zur Aufstellung seines Standbilds im Tempel zu Jerusalem. Mit Caligula ist er richtiger zu vergleichen als mit Nero, wie es die byzantinische Geschichtschreibung will.

β) Das Auftreten der Russen.

Wie eine furchtbare Mahnung an die Gefahren, die einem schwachen Byzanz von Norden drohten, erschienen die Russen (slawisch Rusь, griechisch Ῥῶς, arabisch Rûs, finnisch Ruotsi, wohl die Rudermänner) vor Konstantinopel (15. Juli 860 nach dem Anonymus von Brüssel). Diese skandinavischen (nicht ostseeslawischen, auch nicht krimgotischen) Scharen haben sich schon am Beginne des 9. Jahrhunderts großen Ruf erworben. Sie tragen selbst nordische Namen (Rjurikъ = Hroerekr, Olagь = Helgi, Igorь = Ingvarr) und benennen auch die Wasserfälle des Dnjepr, den sie auf ihren Einbäumen herabfuhren, skandinavisch (ulvorsi = Inselfall, aeifor = Immervor, gelandi = der Echogebende, varuforos = Wellenfall, leanti = hlaejandi = der Lachende, strakun, schwedisch struk = reißender Strom). Auch die Verträge der Russen mit Byzanz von 907, 911, 945 und 971 weisen genau denselben nordischen Waffeneid auf wie der Vertrag Karls des Kahlen mit Regner 845 und der Sigfreds und Halfdans mit Ludwig dem Deutschen. Sonst sind ja Reste nordischer Namen und Bezeichnungen spärlich genug: in der Stadt, die slawisch Turow heißt, steckt der Name Tury, der zusammen mit Rogvolod = Rag(e)vald nach Rußland gekommen war; die Ivorstraße in Nowgorod und der Ort in Kijew, wo der Gott Thor verehrt wurde, sind sonst mit der ‚Knute' so ziemlich die einzigen nordischen Überbleibsel.

Von den Slawen, Tschuden, Krivitschen und Wessen waren diese nordischen Helden als überlegne Volkskraft ins Land gerufen worden: „Unser Land ist groß und reich, aber es ist keine Ordnung drin, kommt ihr und herrscht und gebietet über uns", sagen die Slawen nach Nestors Chronik. Aber wild und ungeschlacht, das „mordbefleckteste" Volk, erschienen sie den Byzantinern, die, ihrer eignen Kraft mißtrauend, dem Eintauchen des Kleids der Gottesmutter in die Wellen des Bosporos den Abzug der Russen zuschrieben, wie Photios erzählt, und deren sofortige Christianisierung behaupteten. In Wahrheit haben zwar die Russen, die damals Nowgorod und Kijew zu Reichsmittelpunkten machen und im erstern sich länger skandinavisch erhalten, im letztern aber trotz nordischen Gefolges (Druschina) schon um 1000 slawisiert sind, das Christentum unter byzantinischem Einfluß angenommen und ihre Bildung und Kultur aus Byzanz bezogen — aber erst weit später: der Frieden von 907 wird noch bei den Göttern Perun (in dem ein Stück Thor steckt) und Volos (sicher nicht Basilios) beschworen. Erst Igors Gemahlin Olga hat die Taufe erhalten, und das Volk wird unter Wladimir (980—1015) christlich.

Aus diesen Russen wurde eine Abteilung der Flottenmannschaft, später eine Abteilung der kaiserlichen Leibwache, berüchtigt durch ihre Waffe (Beil und Bajonett zusammen), gebildet: die Waräger (altnordisch Varinjar, von vaeri Schutz, also Schutzbürger, wodurch die Russen die besondere Stellung ihrer skandinavischen Landsleute unter sich bezeichneten) oder mit slawischem Nasal Varanger (Βάραγγοι).

γ) Kyrill und Method.

So recht als Mittelpunkt nicht allein der Kultur, sondern auch des Christentums wird Byzanz in jener Zeit (863) von Rastislaw von Mähren (damals dem Land an der March, einem Teile Niederösterreichs bis zur Donau und Nordungarn zwischen Donau und Gran) betrachtet, der von Kaiser Michael III. einen des Slawischen mächtigen Missionar erbittet und damit auch eine slawische Liturgie, eine „slawisch-griechische Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten" anstrebt. Durch die Brüder Konstantin und Methodios aus Thessalonike wird nicht bloß die slawische Mundart dieser Gegend, in Mähren ein wenig mit deutschen Wörtern versetzt, zum

herrschenden Kirchenslawischen; auch sonst ist hier der Beginn jenes Gewebes zu sehen, das man als byzantinisch-slawische Kultur betrachten kann. In ihr sind östliche Bestandteile dem byzantinischen Ursprunge gemäß stark vertreten; ihre Färbung ist bei den Slawen zufolge der Art der Vermittlung überall national-kirchlich gewesen. Noch übersehen wir nicht ganz die Fülle dessen, was Byzanz dem Slawentume gegeben hat. Staatsverfassung und Staatsverwaltung, Recht und bildende Kunst, religiöse Anschauung und Liturgie, Sage, Märchen, alles fließt in engen, aber zahlreichen Kanälen den slawischen Völkern zu. Und so kennzeichnet den Gegensatz der Völker bis auf die Gegenwart nicht Germanentum und Slawentum, sondern Germanentum und byzantinisiertes Slawentum.

Über das Leben der Brüder sind wir durch ihre Lebensbeschreibung, die sogenannten pannonischen Legenden, unterrichtet, die kaum von einem Schüler Methods nach dessen Diktat, eher von einem gelehrten Slawen aus Bulgarien im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts griechisch geschrieben, ins Slawische übersetzt und durch theologische Reden im 12.—13. Jahrhundert erweitert worden sind; Ergänzungen geben uns (namentlich über das Verhalten Hermanrichs von Passau) die Papstbriefe der britischen Sammlung und die sogenannte italische Legende, die Bischof Ganderich von Velletri (gest. 898) verfaßt hat. Als Griechen, sicher nicht aus einem Mischstamme, sind die Brüder Konstantin und Methodios zu Thessalonike geboren, in der Nähe von Slawenstämmen und frühzeitig mit ihrer Sprache vertraut, so daß Methodios sogar ein slawisches Fürstentum in Thessalien verwaltete, ehe er sich auf den kleinasiatischen Olymp zurückzog. Konstantin steht in Byzanz Photios nahe, der 855—856, damals Asikrit (ἀσηκρῆτις, a secretis), mit ihm zu den Arabern gesandt wird, und geht 860—861 zu den Chasaren als Missionar, dann auf die Bitte Rastislaws 863 mit Method nach Mähren, wohin er sicher schon einzelne Bestandteile des Alten Testaments in slawischer Übersetzung bringt. Photios' häretische Stellung zwingt die Brüder, sich von Byzanz ab und nach Rom zu wenden, wo sie Papst Hadrian II. zu Bischöfen weiht (868); hier wird die slawische Liturgie zuerst (von Papst Hadrian II. 869 und von Papst Johann VIII. 880) gebilligt, freilich später verboten (im Commonitorium des Papstes Stephan VI. und in seinem im Stifte Heiligenkreuz gefundnen Briefe an Svatopluk). Konstantin oder, wie er jetzt heißt, Kyrill (Cyrill) stirbt 869; Method wirkt am Plattensee, dehnt seinen Einfluß bis Kroatien aus und stirbt in Mähren 885. Der Kampf gegen die slawische Liturgie ist von der Geistlichkeit mit Heftigkeit geführt worden; ihr Sieg war trotz der Einschränkung durch Papst Stephan VI. ein gewaltiger Vorsprung des Slawentums vor den germanischen Völkern in der national-kirchlichen Gestaltung: hier ist schon die Wirkung des byzantinisch-kirchlichen Unabhängigkeitssinns zu erblicken.

Das von Kyrill im Anschluß an die griechische Minuskel erfundne nationalslawische glagolitische Alphabet (s. die Tafel „Anfang des Lukasevangeliums" im V. Abschnitt) erleichtert die Festsetzung des Christentums unter den Slawen. Der Verbreitungsbezirk der glagolitischen Denkmäler reicht von Mähren und Böhmen (Prager Fragmente, Bruchstücke des Missals) bis nach Kroatien, Istrien (Insel Veglia mit der Inschrift in der Kirche der heil. Lucia aus dem 11. Jahrhundert) und Dalmatien. Eine Vereinfachung stellt dann das kyrillische (cyrillische) Alphabet dar, das vermutlich Bischof Clemens von Drenovica unter Zar Symeon im Anschluß an die griechische Unziale geschaffen hat (älteste Inschrift: Stein von German am Ostufer des Sees von Prespa, 992/993; ältestes Buch: Evangelium von Ostromir, 1056/1057).

Sicher nicht unmittelbar durch Method und das dem Slawenapostel durch unrichtige Identifikation mit einem Maler zugeschriebne Bild des letzten Gerichts, aber mittelbar durch die

ganze Christianisierungsbewegung und den Einfluß von Byzanz veranlaßt ist die Bekehrung des Bulgarenfürsten Boris und des Bulgarenvolks. Auf einer niedrigen Kulturstufe stehend, haben diese Bulgaren Rauhheit der Sitten und starken Aberglauben bewahrt. Des Orients Turban beim Manne, enge Kleider, lange, mit Gold- und Silberknöpfen besetzte Gürtel, die Gesichtshülle bei der Frau waren noch erhalten. Ihre Verkehrsmittel sind Rinder und Schafe; Sklaven dienen in schwerer Abhängigkeit, werden auch wohl nach Byzanz verkauft. Wer krank ist, dem werden wunderthätige Steine umgehangen, dem Toten gibt man seine Diener und Frauen in die Gruft. Eine tiefe Kluft trennt Herrscher und Beherrschte, von denen sogar die Vornehmen nicht an demselben Tische mit dem Fürsten (Khan, ὄβιγη = öweghü, kum.-türkisch erhaben) speisen. Den Kern des Volks stellen die großen und niedern Adligen, die βοϊλάδες (mit griechischer Endung) und die βαγαΐνοι, dar (vgl. S. 73).

δ) Der Bruch mit Rom.

Für sein Bulgarien ist Boris die Notwendigkeit der Annahme des Christentums klar geworden, zu dem er selbst als Patenkind des Kaisers, Michael genannt, übertritt. Weniger klar war die Frage des Anschlusses an Rom oder an Byzanz. Die Heidenverfolgung, die er selbst einleitete, und die in dies Neuland des Christentums gierig eindringenden Missionare der verschiedensten Sekten (z. B. der Paulikianer), christliche Laien, die sich als Priester ausgeben, griechische Priester, die den ganzen Aberglauben ihrer Heimat mit dem Christentume verquicken, Juden, die ihren Glauben verbreiten wollen, dienen nicht dazu, neue Glaubenslehren beliebter zu machen. Nun kam noch die Belehrung von oberster byzantinisch-kirchlicher Seite, vom Patriarchen Photios, die den bulgarischen Fürsten ganz verwirrt machen mußte: da erhielt er eine Darstellung des Wesens und der Merkmale der Orthodoxie, eine theologische Abhandlung über die Dreieinigkeit und eine Geschichte der sieben ökumenischen Synoden und ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten! Was sagte ihm die Verpflichtung, „zu diesem Gedanken der Wahrheit" seine Unterthanen hinzuleiten? Was ihm aber klar war, das war die Forderung, daß sein Volk oder mindestens er den Sprung vom urwüchsigen Zustande zum byzantinischen Hofideal machen sollte, bei dem man ja nicht allzu schnell reden, zu laut lachen, nicht ungeziemend sprechen durfte. So versucht es der Bulgarenfürst mit dem Westen, und Papst Nikolaus I. ist in kluger Erkenntnis der Bedürfnisse eines einfachen Volks auf die zum Teile recht merkwürdigen Anfragen eingegangen. Er will den innern Menschen umgestalten, nicht berechtigte Gewohnheiten oder die Tracht ändern. In schonender Form wird der Kampf gegen Aberglauben und Grausamkeit aufgenommen. Das hohe Verständnis in sachlichen Fragen und die Vorsicht bei den Hinweisen auf höhere Zivilisation hätten Rom dauernden Einfluß gesichert gegenüber der unnötigen Entfaltung theologischer Gelehrsamkeit und der Aufbürdung des Zeremoniells durch Byzanz, wenn nicht Starrheit in persönlichen Fragen: die Verweigerung des verlangten Bischofs, die Anknüpfung zerstört hätte.

Die schroffe Stellung Roms gegen die griechischen Sendboten in Bulgarien, die einfach verjagt wurden, und die Verwerfung der von ihnen erteilten Firmung haben Photios, der, seit 858 Patriarch von Konstantinopel, schon 863 auf einer römischen Synode abgesetzt worden war, die letzte Veranlassung zum Bruche mit Rom gegeben. Die theologische Begründung der Absage von Rom, der weltgeschichtlich bedeutenden Enzyklika von 867 (ἐγκύκλιος ἐπιστολή) war nicht schwer, aber schließlich auch nicht schwerwiegend. Im Westen hatte man den Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne gelehrt und damit nach Photios' Ansicht die monarchische Gliederung der Dreiheit zerstört; man hatte dieser Auffassung entsprechend das

Glaubensbekenntnis durch die Aufnahme der Worte „und vom Sohne" verändert, gegen die noch das durch Papst Leon III. auf silbernen Platten verzeichnete Glaubensbekenntnis in der Peterskirche Zeugnis ablegte.

Und um im tiefsten die Berechtigung Roms zu dieser Haltung zu erschüttern, kommt Photios dazu, mit der Verlegung des Kaisersitzes von Rom nach Neurom auch den Übergang des Primats nach Byzanz zu behaupten. Schwer schien dieser kirchenpolitische Grund zu wiegen, daß Byzanz auch der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens geworden sei: die spätere Entscheidung der bulgarischen Frage auch durch Photiosgegner erweist, wie unbeliebt die Rechte Roms innerhalb des byzantinischen Reichs waren.

Am schwersten aber fiel zweifelsohne ins Gewicht die Abweichung in so vielen kirchlichen Gewohnheiten, die mit dem national-griechischen Leben verknüpft waren. Photios hat damit die tiefgehende Kluft zwischen Osten und Westen aufgedeckt: sie ist national und nur in kirchliches Licht getaucht. Wie man ihm zujubelte und wie gerade die untern Schichten des Volks die Verteidigung ihrer Lebensgewohnheiten empfanden, beweisen die spätern Zustimmungsadressen aus Handwerkerkreisen an Photios.

Inzwischen aber war die weltliche Macht auf den ehemaligen armenischen Stallknecht und Freund Michaels, den Mitkaiser Basileios (S. 49), übergegangen, der Michael ermorden ließ.

Nunmehr erst, lange nach dem Verluste der östlichen Provinzen, hatte das Griechentum sich straff zusammengefaßt und sich ein einheitliches Volksbewußtsein errungen.

K. Das mittelbyzantinische Reich unter der makedonischen Dynastie und den ersten Komnenen (867—1071).

Der Verkehr mit dem Orient und die frühere Zugehörigkeit orientalischer, geistig einflußreicher Provinzen zum Reiche haben jahrhundertelang nachgewirkt. Anregungen des Ostens, armenische Kolonisten und Kleinasiaten am Hofe und im Staate spielen eine große Rolle (vgl. S. 49). Aber die Zusammenfassung der griechischen Bestandteile hat begonnen; auch hier hat der nationale Zusammenschluß zuerst einen kirchlichen Ausdruck gefunden. Dann hat Bildung und Erziehung, Recht und Schrifttum eine Wiedergeburt des altbyzantinischen und griechischen Wesens erfahren und der ganze Staat wird stärkstens ein Ausdruck griechischen Geistes.

Die gottgesetzte Herrschaft des Kaisers, unumschränkt, nicht an die Gesetze gebunden, geistlich und weltlich zugleich, waltet über diesem Byzanz. Geistliche und weltliche Würdenträger werden von ihm ernannt; ein Scheinsenat wird berufen. Der Reichsfinanzminister (*λογοθέτης τοῦ γενικοῦ*), der kaiserliche Finanzminister (*λογοθέτης τῶν οἰκειακῶν*), der Befehlshaber der Lagerwache (*δρουγγάριος τῆς βίγλας*) und der Minister für die Post (*λογοθέτης τοῦ δρόμου*), die andern Exzellenzen (*πατρίκιοι*) und die Protospatharier, der Geheimsekretär (*ὁ πρωτασηκρῆτις*), der Stadthauptmann (*ἔπαρχος*, zugleich praefectus urbi und praefectus praetorio, der Richter der Hauptstadt), der Quästor (*κοιαίστωρ*, damals wohl Polizeihauptmann) scharen sich um den Thron und vollziehen die Befehle auf dem Gebiete der Verwaltung und Rechtsprechung.

Die Generalität beherrscht die Provinzen (*θέματα*) und spielt am Hof eine große Rolle. Sie wird ausgezeichnet bezahlt: der Patrizius (Divisionskommandeur) erhält 40 Pfund Gold (36,547,20 Mark), der Stratege früher 32,892,48, seit Leon dem Weisen 27,410,90 Mark, der Turmarches (Brigadekommandeur) 10,964,16, seit Leon 9136,80 Mark. Auch das Gehalt der Offiziere (Drungarios = Major 5482,08, später 4568,40 Mark; Komes = Hauptmann

2741,04 Mark; Pentekontarchos = Leutnant 1827,36 Mark) und Unteroffiziere (Dekarchos 913,68 Mark) kann mit Rücksicht auf die vollständige Verpflegung immer noch als gut genannt werden. Das Heer selbst ist den Führern ergeben, erhält kleine Löhnung, aber vollständige Verpflegung und Bekleidung und wird auch sonst fürsorglich behandelt. Nicht bloß die Steuerfreiheit und die herrlichen Bäder von Dorylaion, die 7000 Mann aufnehmen können, legen dafür Zeugnis ab — auch wie sie in den Kämpfen gegen die Araber als Rächer und Erlöser der Christenheit betrachtet werden und die Forderung erhoben wurde, alle gefallenen Soldaten zu Märtyrern zu erklären, liefert einen sprechenden Beweis hierfür.

Dazu ein mächtiger Klerus, der über riesenhafte Klostergüter wie über arme Klöster verfügt und die Menge auch politisch beherrscht, indem er religiöse Streitfragen zur politischen Opposition benutzt und durch die Begeisterung für sie die Menge zum Kampfe treibt. Aus der Geistlichkeit stammt zum großen Teil die „Wolke von Humanisten, die Verse machten und Phrasen zimmerten, bettelten und unverschämt waren". Sie haben zum dankbaren Publikum einen großen Stand der Reichen, der, von Titelsucht beherrscht, sich seinen Titel, auch sogar etwas Gehalt wie eine Leibrente kauft.

Dann ein Bürgerstand, aus dem der Klerus zum Teile sich infolge von Weltflucht, die Unterbeamten des Hofs und Staats durch Kauf ihrer Stellen rekrutierten oder in dessen Familien die einmal gekauften Stellen vererbten, in dem die Handwerkergilden alte kirchliche Gewohnheiten als unangreifbare Glaubenserrungenschaften verteidigten.

Weiter der Bauernstand, durch die Anziehungskraft der Klöster, durch Auskaufung vermindert, durch mangelhafte Kreditverhältnisse fast zu Grunde gerichtet. Rings um die Hauptstadt, im Gebiete der Provinz der Mauer, hatten sich Latifundien gebildet, auf denen hörige Bauern für den Kaiser, für Patrizier und Klöster arbeiteten — ein Bild des ganzen Reichs. — Der vielleicht einst selbst freie Bauer, der auf diesen Grundstücken (*ἰδιόστατα*) arbeitet, darf nicht vertrieben werden, besitzt aber auch nicht Freizügigkeit, zahlt weit mehr als den ehemaligen Getreidezehnten: Hutgeld und Blutzehnten; ja er ist Höriger (*πάροικος*). Die Verminderung des freien Bauernstands hat sich in der Zunahme der Söldnerscharen im Heere bemerkbar gemacht wie im Athen des 4. Jahrhunderts. So kennzeichnet diese Blütezeit des byzantinischen Reichs naturgemäß ein steter Kampf um Schutz, Erhaltung und Vermehrung des freien Bauernstands. Kraftvoll wird dies angestrebt durch das Heimstättengesetz des Kaisers Romanos Lakapenos, der das Gesetz (934) erläßt, Mächtige (*δυνατοί*) dürften keine Dorfschaften und Weiler von den Armen (*πένητες*) erwerben; sie mußten sogar etwaige Grundkäufe herausgeben, außer wenn sie wertvolle Gebäude dort aufgeführt hatten. Als Mächtige gelten höhere Beamte und Würdenträger, Angehörige des höhern Klerus und alle, die Reichtum und Ansehen haben. Die alte Verknüpfung des Grundbesitzes mit dem Kriegsdienste liegt weiter in der damals zu neuem Leben erwachten Einrichtung der unveräußerlichen Soldgüter vor, von denen die Besitzer Ausrüstung und Unterhalt zu bestreiten haben und die zu erwerben nur den Erben, Mitkämpfern und Mitsteuernden möglich ist.

Die Schicht der Arbeiter ist abergläubisch, stumpfsinnig und trotz Christentums in alten Kulten befangen. — Die unterste Schicht endlich stellen die sehr zahlreichen Sklaven dar, mit denen ein schwunghafter Handel betrieben wurde. Die reichste Aristokratin der Peloponnesos, Danilis, bringt ihrem kaiserlichen Pflegesohne Basileios 500 Sklaven (darunter 100 Eunuchen) und 100 Sklavinnen zum Geschenke; nach ihrem Tode (888) läßt der Kaiser 3000 ihrer Sklaven frei und siedelt sie in Unteritalien an.

Die Machtmittel des byzantinischen Reichs sind Heer und Flotte. Söldner und neu angesiedelte Unterthanen nehmen neben den Besitzern der Soldatengüter (vgl. S. 80) eine große Stelle ein. Die kaiserliche Flotte unter dem Drungar (S. 79; germanisches Wort — derselbe Stamm wie in „Gedränge") wird von der Staatskasse bezahlt, die Provinzialflotte von den Themata (Provinzen), und zwar gehört die größere Hälfte der Schiffe der kaiserlichen Flotte an. Auf den Dromonen sind am Vorderende die Geschütze für das griechische Feuer aufgestellt. Bei der Flotte dienen russische Normannen (S. 76) als Söldner, ehemals syrische Mardaïten (vgl. S. 65) als Barbaren, die im Reich angesiedelt und dienstpflichtig sind, und endlich die eingeborne Bevölkerung der Inselprovinz, der Provinz Samos und der Kibyrrhaiotischen Provinz. Bei dem Verluste dieses letzten Gebiets geht auch die Marine zu grunde, so daß im 11. und beginnenden 12. Jahrhundert Seeräuber allenthalben das Meer beherrschen. Als sich im Kampfe gegen die normännische Flotte die Notwendigkeit einer Marine herausstellte, haben Venezianer die Schlachten des griechischen Kaisers geschlagen und entschieden.

Das byzantinische Reich hatte als Kernland Kleinasien, das in beständigem Kampfe gegen die Araber verteidigt werden muß. Am Schwarzen Meere besitzt es noch die Krim, von der der Handel zu den umwohnenden Völkern, vor allem zu den Chazaren, geht. Die Petschenegen und Bulgaren umschließen das bißchen Thrakien und Makedonien, das noch griechisch geblieben war. Die Peloponnesos ist durch die Haltung der Slawenstämme teilweise nur nominell abhängig. Eine treffliche Verbindung mit der Apenninenhalbinsel gewährte Dyrrhachion. Neben dem unabhängigen Königreich Italien mit der Hauptstadt Pavia hielt sich Kalabrien noch als griechische Provinz; auch die Seepolizei wurde von Byzanz aus in diesen Gewässern zu üben versucht. Dagegen waren auf Sizilien nur wenige Punkte noch in byzantinischen Händen.

a) Von Basileios I. bis auf Romanos II. (867—963).

Die Vorbereitung zur innern und äußern Festigung des Reichs schafft Basil(e)ios I. (867—886). Er stammt aus einer armenischen Militärkolonistenfamilie bei Adrianopel; die Mutter heißt Pankalo und war nach Tabari eine Slawin. Für das gar bald ganz arabische Sizilien (878 geht Syrakus unter Kaiser Leon, 889 eine Schlacht bei Mylai, 902 Taormina verloren), in dem nur noch byzantinisches Recht herrscht, gewinnt er eine zweite Provinz Süditaliens, Longibardia, zu Kalabrien hinzu. Angesichts der thatsächlichen Loslösung Venedigs, das sich seit 812 (vgl. S. 73) durch den Vertrag von 840 (Pactum Lotharii) und die Bestätigung durch Ludwig II. (857) eine unanfechtbare Seestellung geschaffen hat, ist es ein Meisterstück diplomatischer Selbstüberwindung von seiten Basileios I., durch Absendung einer Gesandtschaft, Überschickung von Geschenken und Verleihung der Protospatharenwürde an den Dogen Ursus Particiacus (879) wenigstens eine förmliche Wiederunterordnung Venedigs zu erreichen. Bauten schießen in Menge auf, angeblich mehr als 100 Kirchen (Sankt Gabriel und Sankt Elias mit prächtigen Mosaiken) und Paläste (Kainurgion mit — wohl syrisch — durch Weinlaub geschmückten Säulen und Schlachtdarstellungen). Gegen Rom ist Kaiser Basileios so freundlich gesinnt, daß der geistvolle, hochgelehrte und unermüdliche Patriarch Photios, der noch 867 den Papst Nikolaus I. auf einem sogenannten Konzil abgesetzt hatte (S. 78), nunmehr auf der achten ökumenischen Synode zu Konstantinopel (869/870) seiner Würde für verlustig erklärt und durch den Patriarchen Ignatios ersetzt wurde. Der Gedanke, daß ein einziger Glaube die Christen beherrschen soll, hat wohl die unter dem Einflusse des Kaisers stehenden Prälaten des Ostens dazu gebracht, eine Unterwerfungsformel unter Rom zu unterschreiben. In diese Kirchenpolitik

paßt vortrefflich die Unterdrückung der Paulikianer (vgl. S. 68) durch Basileios, die, unter Tzimiskes nach der Balkanhalbinsel versetzt, sich in den Bogumilen erneuern. Vielleicht geht auch die Judenverfolgung in Süditalien durch Basileios auf eine Erneuerung des Anspruchs Leons des Isauriers zurück (vgl. S. 70), Einen Glauben im Reiche zu schaffen. Fast möchte man über das Gebiet der Kunst hinaus die Ornamente der 873/4 erbauten Kirche von Skripu als bezeichnendes Sinnbild für die geistige Bewegung jener Zeit ansehen: eine Fülle von Vorwürfen, die das kraftvolle Leben uns veranschaulichen, aber freilich noch roh in der Ausführung, ein Nachklang der schweren Kämpfe des byzantinischen Volks, aus denen auch die alte Sprache, vielfach verändert, hervorgegangen ist. Die Erblichkeit, die von 867 bis 1028 reicht, wird durch Mitherrschaft der Söhne (bei Basileios I.: Leon VI. und Alexandros, bei Romanos II.: Basileios II. und Konstantin VIII.) seltsam stark in der Form hervorgehoben, aber durch das Hausmeiertum (vgl. unten, S. 84) in der That durchbrochen.

Der gelehrte Kaiser Leon VI. (der Weise, 886—911), den man mit Kaiser Claudius vergleicht, hat eine weit höhere Bedeutung als der „gelehrte Verkehrte" auf dem römischen Kaiserthrone, dessen Studien keinerlei Einfluß auf seine Zeit genommen haben (Bd. IV, S. 415). Mag strenge Nützlichkeitsrücksicht alles Wissen der Vergangenheit und vor allem des justinianischen Zeitalters aufgesammelt haben, sie hat doch seine vollständige Wiedergeburt zu stande gebracht. Ausgelöscht scheint in der Folge der Niedergang seit Herakleios; sogar in den Provinzbeschreibungen, wie sie Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos liefert, ist das 6. Jahrhundert die maßgebende Grundlage trotz der Neuordnung durch Leon VI. Das große Rechtsbuch der Basiliken in 60 Büchern, 887—893 abgefaßt, ist eine solche Erneuerung. Hatte schon Basileios in seinem Procheiros diese Grundlage thunlichst (z. B. im ehelichen Güterrechte) wieder hergestellt, so war nun das volle *justinianische Recht wieder erstanden*, nicht bloß im Eherechte, bei Scheidungen und bei Beschränkung der Eheverträge auf die Vornehmen (vgl. S. 40), sondern auch beim Familienrechte, der väterlichen Gewalt, dem Noterbenrechte, beim Zinsnehmen.

Aber noch in bedeutungsvollerer Art greift Leon auf Justinians Glanzzeit zurück. Der *Cäsaropapismus* erhebt sich *von neuem*: da werden Verordnungen über die Zulässigkeit verheirateter Bischofsbewerber, über die Altersgrenze von Subdiakonen erlassen, Festtage für berühmte Gottesredner festgestellt, Ehedispense gegeben. Ein Patriarch, der seinen Wünschen sich widersetzte, sein Jugendgenosse Nikolaos, den er mit der Würde eines Vertrauten ausgezeichnet hatte, ward vom Kaiser genötigt, seine Entlassung einzureichen, als er sich weigerte, dessen vierte Ehe zu segnen, und dem Kaiser sogar den Bann auferlegte (907). Da war es wohl selbstverständlich, daß er auch die Sitz- und Rangordnung der Prälaten ordnete. Nun wurden auch die früher Rom Unterstellten aufgenommen: Nikopolis, Stellas, Sizilien, Strymon, Kephallenia, Thessalonike, Dyrrhachion, Dalmatia werden endgiltig von Rom losgerissen und Byzanz unterstellt. Dementsprechend werden diese Bezirke auch als neue Provinzen (Themata) aufgefaßt und als solche in die neue Themenordnung eingereiht. Schon damals konnte für die Kaiser, mit Ausnahme der größten, das Urteil Konstantins des Purpurgebornen gelten, daß das Reich in Statthalterschaften zerlegt sei, also der Kaiser nicht die alte Macht hätte. Begüterte Familien, namentlich an den Reichsgrenzen, sammeln Anhang, schaffen Bauern zu Soldaten um und begründen den byzantinischen *Feudalismus*.

Theologische Interessen treiben Leon als Festredner in kirchliche Versammlungen; gelehrte Kenntnisse verleiten ihn zur Nachahmung lateinischer Verse als Krebsverse (S. 30). Aber vieles ist ihm sicher untergeschoben worden, was er nicht verfaßt, ihm aber zum Teile seinen schlechten

Ruf eingebracht hat. Dagegen kann angesichts der starken Heranziehung der Erfolge seines Vaters Basileios und des Feldherrn Nikephoros Phokas sowie der Erwähnung des eroberten Theodosiopolis und der überragenden Stellung der Araber kaum mehr ein Zweifel herrschen, daß Leon wirklich der Verfasser der „Taktik" ist (S. 68). Gegen die christlichen Bulgaren hat Leon die heidnischen Magyaren „als Henker" verwendet, nicht gerade mit Erfolg; Zar Symeon kann ihm diese Durchbrechung des christlichen Gemeingefühls mit Recht zum Vorwurfe machen.

Eine Handelsfrage, die Belastung des griechisch-bulgarischen Handels durch große Zölle und seine Ablenkung von Konstantinopel, hat den gewaltigen Zaren Symeon (893—927) veranlaßt, Byzanz mit Krieg zu überziehen. Die Einsetzung eines bulgarischen Patriarchen in Achrida (das nun von 893 bis 1767 der geistliche Mittelpunkt der westlichen Balkanländer wird) und die Annahme des Kaisertitels (Car, carь, ursprünglich cêsarь, später сьsarь = Caesar) über die Bulgaren (917) und die Griechen (924) offenbarten seine Pläne deutlich. Er läßt dem Kaiser sagen: „Das ist ein Reich, das an mich gekommen ist!" Auch meint er, die Bulgaren seien Fremdes zu begehren, die Griechen Eignes abzutreten gewöhnt! Gerade auch durch Aufnahme griechischen Wissens will Symeon, der vor seiner Thronbesteigung im Kloster gelebt hatte, wohin sich auch seine Oheime zurückzogen, sein Volk heben; er selbst hat in Byzanz in seiner Jugend Demosthenes und Aristoteles gelesen. Ein Nachschlagewerk des Wissens (Sbornik), das theologische, philosophische und geschichtliche Gegenstände umfaßt und dann im 11. Jahrhundert eine Übersetzung ins Russische erfährt, wird angelegt, ein Auszug aus dem griechischen Rechte geschaffen. Damals übersetzt Grigori den Malalas (vgl. S. 45), kopiert sein Vetter Todor Dutsov Handschriften im Kloster, beschreibt Johannes der Exarch in seiner Vorrede zur Šestodnev (Hexaëmeron) die Residenz des Zaren, die im Glanze byzantinischer Baukunst und Malerei mit dem gleißenden Golde der Gewänder von Fürsten und Großen so sehr gegen die Strohhütten des Landes absticht. Frische Kraft und neu übernommne Kultur mußten hier bekämpft werden. Das türkische, nun schon slawierte Volk der Bulgaren bildet somit in jener Zeit der Sammlung der Nationen geradezu den Kern des Slawentums und wird durch seine militärisch-politische Befähigung auch sein Vorkämpfer.

Zur Hilfe gegen Symeon schienen Kaiser Leon die Magyaren (Hungaren = Hunnen und Ugrier?) am geeignetsten zu sein. Das Volk ist in seinem Kerne finnisch-ugrisch, da dessen Zahlwörter und Lebensgrundbegriffe (Pfeil woguliſch nal, ostjak. natl, mag. nyil; Hund wog. amb, mag. eb; Pferd wog. lôx, lû, mag. ló) mit denen der finnisch-ugrischen Wogulen übereinstimmen. Aus der fernen Heimat am Išim, Irtisch und Om, wo der Gewährsmann Herodots (vgl. Bd. II, S. 142 f., und Bd. IV, S. 271), Aristeas von Prokonnesos, die Vorväter der Magyaren, die Jyrken, auf ihren Hetzjagden beschreibt, sind die Magyaren im Laufe von fast $1^1/_2$ Jahrtausenden in die Gegend zwischen Kaspischem und Schwarzem Meere gekommen, in das Land zwischen Kuban und Don, wo sich zur Jagd der Fischfang gesellte. Sie hatten sich dann um 860 in Lebedia zwischen Don und Dnjepr angesiedelt, wo sie dem Einflusse der Chazaren verfielen und türkische Wörter in Menge aufnahmen (z. B. kende, im chazarischen kenderchan, der König, dem ein richterlicher Großbeamter dsila = γυλᾶς, vielleicht = Gyula, zur Seite steht). Damals herrschten ja die Chazaren (Chasaren), die bald nach 860 zum Judentum übertreten, über ein Reich, das sich vom Jaik zum Dnjepr und Bug, vom Kaspischen Meer und den Südabhängen des Kaukasus bis zur mittlern Wolga und bis zur Oka erstreckt. Weiter gedrängt, kommen die Magyaren in das Land Atelkuzu (Atel = türk. itil Fluß, Uzu = Dnjepr), wo sie Slawen beherrschen und als Sklaven verkaufen (Oger = Blutsauger),

aber doch auch unter slawischem Einflusse stehen, der ihnen Sitten und Lehnswörter (die Vorstände der sieben Stämme heißen voevod, *βοέβοδοι* = Wojwoden) bringt.

Im Kampfe mit den Bulgaren sind die Magyaren zuerst glücklich; auf dem Heimweg aber erleiden sie eine große Niederlage und werden nunmehr auch von den Petschenegen (Patzinaken) am Dnjepr bekriegt, die die Bulgaren in Nachahmung des byzantinischen Systems gegen die Magyaren loslassen. Ihre in der bessarabischen Steppe zurückgebliebnen Familien werden niedergemacht oder gefangen, worauf sich das ganze Volk entschließt, 896/7 unter Árpád (890—907) weiter nach Westen zu ziehen, wo sie in ihre jetzige Heimat einwandern, Nord- und Südslawen trennten und große Züge durch Europa unternahmen. Damit ist die zweite Völkerwanderung abgeschlossen. Alte einheimische Quellen sind erst im 13. Jahrhundert in den unzuverlässigen „Gesta Hungarorum" des anonymen Notars des Königs Béla IV. verarbeitet worden, so daß die Stellen in Leons „Taktika" und bei Konstantinos dem Purpurgebornen besser zu verwerten sind; ebenso die auf Muslim ben Abū Mūslim al Garmī (um 845) zurückgehenden arabischen Berichte (z. B. der des 912/3 schreibenden Ibn Rusta).

Die entsetzliche Plünderung Thessalonikes durch den Renegaten Leon (aus dem syrischen Tripolis, 904) erwies, daß die Marine noch immer nicht die Aufgabe als Seepolizei erfüllen konnte: die Wehklagen des Patriarchen Nikolaos (vgl. S. 82), von denen die Sophienkirche widerhallte, galten auch der Schwäche des Reichs. Interessant ist, daß trotz dieser arabischen Plünderungszüge doch ein leidlich gutes Verhältnis mit Arabern in Konstantinopel aufrecht erhalten wird, die nach dem Zeugnisse jenes Patriarchen sogar eine Moschee (*εὐκτήριον*) in der Hauptstadt besitzen und ihren Glauben ungehindert bekennen dürfen.

Die thörichte Aufreizung Symeons durch Leons Nachfolger Alexandros (912—913), der dessen Gesandten beschimpfte, erneuerte den Krieg zwischen Symeon und Byzanz, das 913 belagert wurde. Das neue Großbulgarien umfaßte bald die Balkanhalbinsel von Mesembria zur Rhodope, vom Olymp zur Kalamamündung mit Ausnahme von dem Streifen Makedonien an der See, gegen Serbien bis zu dem vereinigten Drin, dem Weißen Drim, dem Ibar und zur Save. Die Walachei, Teile Ungarns und Siebenbürgens vervollständigen das Riesenreich.

Konstantinos VII. der Purpurgeborne (Porphyrogennetos, 912—959) hat sich frühzeitig der Gelehrtenthätigkeit zugewandt. Die Wiederherstellung der alten Hochschule (vgl. S. 27) durch ihn geht Hand in Hand mit einer eifrigen Wiederbelebung des Altertums auf geschichtlichem, erdkundlichem, landwirtschaftlichem, naturgeschichtlichem, medizinischem Gebiete. Mag in dieser Zeit besonders der Sammeleifer alter litterarischer Schätze weit verbreitet gewesen sein, wie ja auch andere nicht durch Konstantin veranlaßte Zusammenstellungen (z. B. alter Epigramme durch Konstantinos Kephalos) erweisen, in jenem Falle sind die Züge des „enzyklopädischen Zeitalters" unter seinem Einflusse noch stärker ausgeprägt worden: ihm widmen die Erklärer alter Schätze (wie Basileios von Neokaisareion) ihre Werke. Hofetikette (in dem Werke de caerimoniis), militärische und bürgerliche Verwaltung, aber auch volkstümliche Dichtung, wie seine Sammlung der Begrüßungslieder für den Kaiser (Akklamationen) erweist, haben seine warme Würdigung erfahren. Er hat trotz allem Wissensstoffe vergangner Zeiten das Bewußtsein, daß die Sprache nicht eingeschnürt stillstehen dürfe, sondern sich der Gegenwart entsprechend fortentwickeln müsse. Die geschichtliche Würdigung seines Großvaters Basileios I. ist von ihm als Fortsetzung des Theophanes, allerdings in starker Verherrlichung ausgeführt worden.

In seiner Zeit entwickelt sich das byzantinische Hausmeiertum. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir die Stellung der schließlich den Kaisertitel führenden Basileiopatoren (so

schon Stylianos Zautzes 894) so bezeichnen dürfen. Daß sich im Frankenreiche das Majordomat aus dem königlichen Zivilbeamtentume, der Verwalterstelle der königlichen Haushaltung, in Byzanz meist zufällig aus der Stelle des Befehlshabers der ausländischen Garde (Hetaireiarchen) entwickelt hat, kann den Unterschied des Majordomats vom Basileiopatorentume nicht tiefer begründen — eher daß die Karolinger nur zu „Unterkönigen", die byzantinischen Machthaber aber zu wirklicher Kaiserwürde neben der armenischen Dynastie emporsteigen, diese sogar auch förmlich an die zweite Stelle tritt.

Romanos I. Lakapenos (919—944 Mitkaiser), der Schwiegersohn Konstantins, hat diesen nicht bloß an die zweite, sondern durch Krönung von drei Söhnen sogar an die fünfte Stelle gedrängt und so, ganz anders als im Westen, auch die äußere Ehrung des Herrscherhauses aufgegeben. In Bulgarien schuf nach dem Friedensschlusse von 924 und nach dem Tode Symeons 927 die Anerkennung des bulgarischen Patriarchats und die Verheiratung von Romanos' Enkelin Maria mit dem Zaren Peter (S. 49) eine Freundschaft mit Byzanz. Die islamische Phalanx ward durch das Bündnis mit dem Emir von Melitene (928) zersprengt, Armenien, das, durch so viele private Beziehungen mit Ostrom verbunden und unter dem gewaltigen Asot (915—928) eine Großmacht geworden war, auch staatlich eng mit ihm verknüpft und durch den Handelsvertrag von 945 auch die Russen nach ihren schweren Niederlagen in Freundschaft aufgenommen.

Der für das byzantinische Volk so wertvolle Glanz neuerworbner Reliquien, wie vor allem des nach Rom überbrachten Christusbildes von Edessa umstrahlte die usurpierte Krone Romanos', der auch die Kurie zu seinen Zwecken zu verwenden und durch eine „Union" (920) äußerlich, durch Inthronisation des pferdekundigen Sohnes des Romanos, des Theophylaktos, zum Patriarchen auch thatsächlich zu gewinnen weiß. Inwieweit Romanos mit dem Schutzherrn der Kurie, dem Senator Alberich, zur Übertragung von Rechten finanzielle Verhandlungen eingegangen sein mag, läßt sich schwer sagen. Schließlich hat sich Konstantin VII. durch die Söhne des Romanos vom Vater und dann von den Söhnen befreit.

b) Der Höhepunkt des Reichs unter Nikephoros II. Phokas, Johannes Tzimiskes und Basileios II. (963—1025).

Mag auch über das Herrschertalent Konstantins wenig Rühmendes gesagt werden können, als Mensch steht er doch hoch über seinem Sohne Romanos II. (959—963), der 19jährig die wunderschöne Tochter eines kleinen Wirts, Theophano, geheiratet hatte. Joseph Bringas, recht eigentlich die Seele der Regierung, überließ den Kampf gegen Kreta dem bewährten Nikephoros Phokas, der um 961 die Insel eroberte und wieder dem Christentume zuführte. Schon hatte dieser die kilikischen Städte und Aleppo eingenommen, als die Nachricht vom Tode Romanos' II. kam; für dessen unmündige Kinder Basileios II. und Konstantin VIII. sollte ihre Mutter Theophano regieren. Da zog Nikephoros nach der Hauptstadt und ließ sich zum Kaiser krönen, nicht ohne Zuthun eines Bastards des Romanos Lakapenos, des Senatspräsidenten Basileios.

Nikephoros II. (963—969), der schweigsame Asket mit der Flammenseele, der in den Entbehrungen des Kriegslebens und Mönchsklosters die Unterdrückung des eignen Selbsts übte, plump, struppig, unschön, aber vom ganzen Zauber siegreicher Kämpfe umwoben, der Abgott seiner Truppen, ward der Gemahl der verführerischsten und raffiniertesten Frau, der Kaiserin-Witwe Theophano, die sich so den erfolgreichen Feldherrn sicherte: der Typus der Großstadt

mit ihrer Verfeinerung und Verderbtheit und der Typus des rohen kappadokischen Naturvolks. Mit jenem Fanatismus, der seinem Stamm eigen war (vgl. S. 29), führte er den Glaubenskrieg gegen den Islam; Gefallne sollen Märtyrer sein (vgl. S. 80). Dem Kriegszwecke, dem Heer und der Marine, die allein Byzanz besitzt, wie der Kaiser sich gegen Liutprand rühmt, muß alles dienstbar werden: Münzverschlechterung soll den Finanzen, Beschränkung des Guts der Toten Hand (die ohne Unterlaß neue Grundstücke zu erwerben sucht), vielleicht auch die Beschränkung des Näherrechts (vgl. S. 66) auf Gleichgestellte der Leistungsfähigkeit aufhelfen. Die weite Grenzstrecke gegen die Araber war mit ihren Festungen el Awassim eine Militärgrenze geworden, die Ansiedler dringendst brauchte. Da bedarf es der Duldung: die jakobitischen Einwanderer sollen nach kaiserlichem Worte von allen dogmatischen Quälereien (Chalkedon) verschont bleiben. Freilich hatte da der Kaiser mehr versprochen, als die Geistlichkeit von Byzanz halten wollte: trotz allem wurden die Syrer in die Hauptstadt zur Religionsprüfung geschleppt. So schroff fassen die Mönche ihre Stellung nicht auf, wie dieser Kaiser, der Theophano alle Reichtümer der Welt zu Füßen legen möchte, aber selbst vollkommen bedürfnislos ist. Sein Ideal ist die auf seine Anregung von Athanasios um 968 gegründete Lavra auf dem Berg Athos: hier war die Weltflucht in strengster Form im Geiste des alten orientalischen Mönchtums, im Geiste des Abts Theodoros von Studion (S. 74) durchgeführt.

Als ein Teil Besoldungen von Nikephoros zurückbehalten wurde, als durch ihn der Cäsaropapismus in schroffster Form aufzuleben drohte, indem ohne des Kaisers Willen und Befehl keine bischöfliche Wahl vorgenommen, kein Stuhl besetzt werden durfte, als das Getreidemonopol der Regierung geradezu wucherisch ausgebeutet wurde, da gärte es allenthalben im Reiche. Theophano sorgte dafür, daß eine Palastrevolution unter dem jungen Armenier Johannes Tzimiskes das Schlafgemach des Gatten offen findet und Nikephoros aus dem Wege geräumt werden kann. Kaiserin Theophano wird vom Patriarchen verbannt, Johannes Tzimiskes muß sein ganzes Vermögen zur Hälfte für den verarmten Bauernstand im hauptstädtischen Thema, zur Erweiterung und Ausstattung eines großen Krankenhauses in Konstantinopel verwenden. Dafür wird er als Kaiser anerkannt und 969 in der Sophienkirche gekrönt. Den Krieg gegen die Russen führt Tzimiskes glänzend, indem er Bulgarien befreit. Dem aus der Gefangenschaft erlösten Zaren Boris II. aber stellt er sein Reich nicht mehr zurück, sondern Bulgarien bleibt nunmehr unter byzantinischer Herrschaft. Nur ein kleines Stück von Makedonien und Albanien hatte sich im Jahre 963 unter den Schischmaniden losgerissen und blieb auch nun selbständig. Gegen die Araber unter der Leitung der Fatemiden von Ägypten hat Tzimiskes großartige Erfolge errungen, Syrien erobert, den Libanon überschritten. Damals wurde der Orient gründlichst seiner Reliquienschätze beraubt. Nach dem Heimmarsche stirbt er 976, nicht ohne daß der Verdacht einer Vergiftung auftaucht.

Der Königsmacher der damaligen Zeit, der Eunuch Basileios, erklärt den 20jährigen Basileios II. (976—1025) zum selbständigen Herrscher. Ihn hat das Pflichtgefühl der Herrschaft vollständig umgewandelt, aus einem allen Ausschweifungen ergebnen Jünglinge einen festen, fast asketischen Mann geschmiedet.

Das Westbulgarenreich unter den Schischmaniden mit dem Mittelpunkte Prespa, später Achrida, stand noch aufrecht, ja hatte unter Samuel (976—1014) eine gewaltige Ausdehnung erhalten. Nicht nur, daß die Byzantiner eine schwere Niederlage erlitten (991) — auch die südlichere adriatische Küste ging an Bulgarien, die nördliche mit den dalmatinischen Inseln an den Kroaten Krjesmir (Kreszimir) I. verloren, und Serbien wurde Vasallenstaat

Bulgariens. Aber schon die Niederlage Samuels am Spercheios und noch mehr die am Bélasitzaberge (1014; südlich der Pässe von Klidion und Kimpolung) erfolgte Gefangennahme von 15,000 Bulgaren entschieden das Schicksal des Bulgarenreichs. Die Gefangnen wurden geblendet, wobei auf je 100 ein Führer ein Auge behielt (daher Basileios Bulgaroktónos = der „Bulgarentöter"): begreiflich, daß dem Zaren Samuel, dem diese grauenerregende Schar zugesandt wird, das Herz bricht.

Im Jahre 1018 hält Basileios seinen Einzug in Achrida, wo der herrliche Kronschatz, goldgestickte Gewänder, eine perlengezierte Krone der Schischmaniden in seine Hände fallen. Der bulgarische Adel, der seine Vorrechte behält, kann sich nun an byzantinischen Ehrentiteln erfreuen. Auch das Steuersystem wurde zunächst hier so gelassen, wie es bestanden hatte: ein Maß Korn, Mais und Hirse für jedes Joch Ochsen. Endlich wird auch der Kirche von Bulgarien die Unabhängigkeit gewährleistet; ihr erster Erzbischof Johannes ist im Gegensatze zu seinem Nachfolger, dem Griechen Leon, ein Bulgare. Ja, nachdem zuerst der Umfang des Erzbistums von Achrida aus der letzten Zeit bestätigt worden war, hat der Kaiser auf das Ansuchen des Erzbischofs die Diözese im alten Umfange, wie sie unter Zar Peter bestanden hatte, wiederhergestellt, obwohl hierdurch griechische Diözesen, vor allen Thessalonike, betroffen wurden. Die Schätzung der neuen Reichsangehörigen trat in der Ableitung vornehmer Geschlechter vom bulgarischen Herrschergeschlechte der Schischmaniden deutlich zu Tage (vgl. S. 49). So hat Basileios seinen Grundsatz wahr gemacht, den er in seinem Erlasse von 1020 ausgesprochen hatte: „Wenn wir auch Herren des Lands geworden sind, so haben wir doch seine Gerechtsame als unzerreißbar aufrecht erhalten"; nur durch Personalunion ist Bulgarien mit Byzanz vereinigt. Für die Gewinnung einer neuen Provinz, Westbulgariens mit Serbien, durch diese ausgesprochne Versöhnungspolitik und für den Sieg des Griechentums über das Bulgarentum bringt Basileios sein Dankgebet in der Kirche der Gottesmutter zu Athen dar, der kostbare Geräte aus Achrida gewidmet werden.

In sozialer Beziehung wandelte Basileios in den Bahnen des Romanos I. Lakapenos, indem er in der schroffsten Weise die Bildung von Großgrundbesitz verhinderte. Er erweiterte den Kreis der Mächtigen, denen die Erwerbung eines Dorfes oder Weilers verboten ist (vgl. S. 80), durch Angehörige der Leibwache, hebt die 40jährige Verjährung eines Besitzerwerbs durch einen Mächtigen auf und ordnet Vorweisung der Erwerbsurkunden in Urschrift an. Thatsächlich hat er in Kilikien und Kappadokien Großgrundbesitz mit Beschlag belegt, einem Grundspekulanten die Villa niederreißen und den Boden an die Kleinbesitzer verteilen lassen. Die ganze Last des Kriegsdienstes wird wenigstens durch einige Jahrzehnte auf die Mächtigen und großen Grundherrschaften in der Weise gewälzt, daß die reichen Nachbarn für die ausständigen Steuern der Kleinbauern haften sollen (*ἀλληλέγγυον*). Sein Kampf gegen den Großgrundbesitz ist wesentlich auch ein landschaftlicher Kampf des europäischen Byzantinertums gegen den kleinasiatischen großgrundbesitzenden Adelsring. War ihm doch der Rat erteilt worden, durch harte Steuern die Reichen auf Daseinssorgen hin- und von der Politik abzudrängen. In unermüdlicher Arbeit hat Basileios in Kleinasien Gebiete Armeniens erworben und als Lehen weitergegeben, überall Festungen und Besatzungen gestärkt. Der große Umfang seiner Erwerbungen läßt sich aus den neuen Bistümern von Keltzene schließen. Hier hat er namentlich gegenüber dem 1021 einverleibten armenischen Reiche die größte Schonung walten lassen, so daß der armenische Geschichtschreiber Matheos Urhaçi seine Milde und Liebe rühmt.

Mit Basileios hat das byzantinische Reich nicht bloß seine größte territoriale Ausdehnung erreicht, sondern auch den Höhepunkt der innern Kraft und Bedeutung der Kaisermacht.

c) Die Vorbereitung der Zerbröcklung (1026—1071).

Die Regierung Konstantinos' VIII. (1026—28) zeigt trotz seiner Günstlingswirtschaft noch immer die Fähigkeit, auswärtige Feinde, so die Petschenegen und Araber, zurückzuweisen. Seine Töchter, Zoë und Theodora, spielen für die Nachfolger eine Rolle. Ein alter Senator, Romanos Argyropulos, wurde mit Zoë vermählt und regierte als Romanos III. (1028—1034). Seine Rolle als Philosoph auf dem Throne bekam ihm schlecht. Das rücksichtslose Vorgehen gegen die syrischen Schismatiker, das sogar in weltlichen Kreisen von Byzanz Ärgernis erregte, trieb zahlreiche Syrer in das Gebiet der Araber. Seine eigne Unternehmung gegen die Sarazenen endete, nachdem er die Friedensvorschläge des Kalifen zurückgewiesen hatte, ungünstig. Trotzdem hat der hervorragende Feldherr Georgios Maniakes (vgl. oben, S. 50) Edessa gewonnen.

Zoë scheint den Kaiser zu Gunsten ihres Geliebten Michael aus dem Wege geräumt zu haben, der als Michael IV. (1034—41), wenn man so sagen darf, die Regierung führte; er war der Bruder des Eunuchen und Waisenhausvorstands Johannes, der der eigentliche Herrscher als Staatskanzler wurde. Allerdings hat auch auf ihn das Pflichtgefühl seiner großen Macht so gewirkt, daß er das Reich gegen Einfälle schützen konnte. Mit ihm ist wieder ein eifriger Theolog und Philosoph auf den byzantinischen Thron gekommen, der die Gesellschaft der Theosophisten pflegte. Das Ptochiotropheion, die Halle, die er in Konstantinopel erbaute, ist eine Art von Refektorium für das arme, religiös gesinnte Volk. Mit Hilfe gewaltiger Söldnerscharen gelingt es, die Angriffe der Sarazenen zurückzuweisen. Die angebliche Wiedereroberung Athens nach einer Empörung gegen den Kaiser wird dem nordischen Helden Harald Hardraade, Sigurds Sohn, zugeschrieben, was jedoch lediglich der falschen Erklärung einer Runenschrift auf dem Löwenriesen im Arsenale zu Venedig entspringt. So zerfließt der schöne Nachklang athenischer Größe in isländischen Liedern in nichts. Wohl aber hat Harald in den Jahren 1034 und 1035 an der Küste Afrikas und in Sizilien glänzend gegen die Sarazenen und gegen die Bulgaren am Balkan gekämpft. Die Sehnsucht nach der Heimat treibt ihn nach dem Norden, auch als Kaiser Konstantin ihn nicht ziehen lassen wollte. Gefährlich erschien die Erhebung der Slawen, deren Privilegien von Basileios her man damals mißachtete. Ein Enkel Samuels, Peter Deleanos, wird als Zar der Bulgaren ausgerufen, und die albanesische Bevölkerung schließt sich infolge des Steuerdrucks an. Aber die glänzende Verteidigung Thessalonikes und der Verrat eines andern Bulgarenprinzen haben Michael die Möglichkeit gegeben, in rücksichtslosester Weise Bulgariens kirchliche Selbständigkeit zu brechen.

Der Übermut Michaels V. Kalaphates (1041—42) führte zur Proklamierung der Prinzessinnen Theodora und Zoë zu Kaiserinnen, und 1042 heiratet Zoë Konstantin IX. Monomachos (1042—54). Der Aufstand des Feldherrn Maniakes, der 1038 Sizilien zurückerobert hatte, endet durch einen für Konstantin glücklichen Zufall, der Maniakes das Leben kostet, plötzlich. Eine zweite Gefahr wurde durch Ansiedlung von Petschenegen innerhalb der Reichsgrenzen nicht besser, da dadurch der innere Zusammenhang zwischen den christianisierten und den heidnischen Gliedern jenes unruhigen Stamms nicht zerbrochen wurde. Die Besetzung armenischer Bistümer durch Griechen hat nach der Einverleibung des zweiten armenischen Teilreichs den schwersten Haß der Armenier gegen Byzanz hervorgerufen, weil damit offenbar eine Wegnahme der Kirchengüter verbunden war. Die Armenier sehen, mindestens zu einem Teil, in den Seldjuken ihre Befreier.

Diese Abtrennung erhielt eine um so größere Bedeutung, als die orientalische Kirche sich selbst isolierte und den Bruch mit Rom vollständig machte (1054). Papst Leo IX. hatte zwar die Hoffnung gehabt, daß der griechische und der deutsche Kaiser gleichsam als die beiden Arme der Kirche die Normannen vernichten würden. Aber die vorher erfolgte Bezeichnung der Kirche von Konstantinopel als alte Brutstätte der Ketzerei und die Entgegnung des Patriarchen Michael Kerularios, daß er der wahre ökumenische Patriarch, der Gebieter über die Kirchen der ganzen Welt sei, dagegen der Papst nur der Bischof von Rom, hatten böses Blut gemacht. Trotz der redlichen Bemühungen des Kaisers Konstantin, einen Frieden herbeizuführen, legten die römischen Legaten auf den Altar der Sophienkirche die Bannbulle gegen den Patriarchen Kerularios nieder; die einberufne Synode verdammte dagegen die Bannbulle und ihre Urheber. Damit war die Kirchenspaltung endgiltig besiegelt.

In Konstantinopel hatte damals Monomachos die alte Hochschule für Rechtskunde, Philosophie und Philologie wieder aufleben lassen. Die eigentliche Veranlassung zu dieser Wiederherstellung gab der Schriftsteller Michael Psellos. Tief beeinflußt von Poesie und Philosophie der alten Griechen, besonders von Homer und Platon, hat er in meisterhafter Weise die griechische Sprache beherrscht. Daß man ihm übernatürliches Wissen zutraute, ist bei der umfassenden, durchaus nicht encyklopädisch trocknen Beherrschung der verschiedensten Gebiete kaum ein Wunder. Aus dem Getümmel der Hauptstadt und seinen Ränken zieht er sich im Mönchsgewand auf den mysischen Olymp zurück, wo Platanen und Kypressen in den Himmel ragen, der Sang der Vögel aus den Büschen tönt. Dann wieder aus der Einsamkeit, die seinen Geist nicht würdigen kann, in das Menschengetriebe des Hofs zurückkehrend, hat er seine Feder als Waffe gebraucht, die er verkaufte. Er diente einer Reihe von Kaisern, und unter Michael VII. Parapinakes wurde er erster Minister: eine der interessantesten und skrupellosesten Erscheinungen der byzantinischen Entwicklung.

Nach dem Tode Konstantins IX. übernahm Theodora (vgl. S. 88) die Regierung, die sie mit Hilfe des Priesters Leon Paraspondylos durchaus klug leitete, bis die ablehnende Haltung des Patriarchen Kerularios sie zu heftigem Widerstande gegen die Kirche führte. Das armenische Kaiserhaus erlischt mit dieser Kaiserin, die noch dem General Michael VI. Stratiotikos (1056—57) das Diadem übergibt.

Der dann gewählte reiche Großgrundbesitzer Isaak I. Komnenos (1057—59) tritt gegen die Ansprüche der orientalischen Kirche auf, zieht sich aber selbst in das Kloster Studion zurück und übergibt seinem Freunde Konstantin X. Dukas (1059—67) die schwere Pflicht des Throns, wie es sich zeigt, ohne innere Berechtigung. Überall drängen die Magyaren, Petschenegen, Uzen vor. Das geringe Ansehen von Byzanz spiegelt sich bei einer geplanten Kircheneinigung wider: Gagik von Armenien zerreißt die Einigungsformel, hält einen erfolgreichen Vortrag über den armenischen Glauben, der von Konstantin belobt wird, und läßt dann den Patriarchen von Kaisareia als Häretiker ermorden. Dann fällt die alte Königsstadt der Armenier, Ani, in die Hände der Seldjuken, und das armenische Volk wird fast zersprengt.

Die Kaiserin-Witwe Eudokia machte wenigstens den Versuch, durch die Wahl des Generals Romanos IV. Diogenes (1067—71) eine militärische Reorganisation zu stande zu bringen. Was in den letzten Jahren versäumt wurde, soll nun plötzlich nachgeholt und mit schlechten Soldaten ein Heer gebildet werden. Dabei hat er nicht bloß die Türken in der Front, sondern die ganze Hofgesellschaft im Rücken, die sofort durch Spott seine Stellung untergräbt: „Er nimmt einen Schild und glaubt damit dem Feinde den Anmarsch zu wehren, und eine ellenlange

Lanze, um ihn totzustechen. Dazu ruft alles Hurrah und klatscht in die Hände." Ein Reich, dessen Gebildete ernste Anstrengungen so verhöhnten, gab sich selbst auf. Verrat türkischer Söldner, Untüchtigkeit und Verrat byzantinischer Offiziere haben für Romanos die Schlacht bei Mantzikert (vgl. S. 34) so unglücklich enden lassen, daß er vollständig besiegt und gefangen genommen wurde. Wohl ward er freigelassen, aber nur, um nach seiner Rückkehr in die Hände des grausamen Johannes Dukas zu fallen, der seinen Neffen Michael erhob und Romanos blenden ließ. Mit der Schlacht bei Mantzikert ist der kleinasiatische Besitz des byzantinischen Reichs endgiltig der Zersplitterung anheimgegeben. In dem wilden Kampfe von örtlichen Gegenkaisern, Söldnerhauptleuten und türkischen Bestrebungen wirkten letztere am durchschlagendsten in der Gründung des Sultanats Ikonion. Damit ward auch die Blütezeit von Byzanz zu Grabe getragen.

L. Der Stillstand in der Zerbröcklung unter den Komnenen (1071—1185).

a) Bis zum Tode Alexios' I. (1118).

Die Unfähigkeit des Kaisers Michael VII. Dukas Parapinakes (1071—78), der in seiner Not 1073 an Papst Gregor VII. die Bitte um Hilfe gegen die Türken stellte gegen das Versprechen, die alte Eintracht zwischen Rom und der Tochterkirche Konstantinopel zu erneuern, und die thörichte Haltung des Kaisers Nikephoros III. Botaneiates (1078—81) gegen die Normannen erschwerten die nach der Schlacht bei Mantzikert ohnedies höchst schwierige Lage von Byzanz. Bezeichnend war die Rolle der Türken bei dem Regierungsantritte des letztern: gegen ihn sollten Truppen des Sultans von Ikonion kämpfen, die von den Anhängern Michaels VII. gewonnen worden waren; aber der türkische Söldnerhauptmann des Nikophoros bewog sie zum Abzuge. Türken geben den Ausschlag hier und anderswo durch ihre Truppen, die sie an Kaiser und Gegenkaiser vermieten.

Durch Verrat eines deutschen Söldneroffiziers Hanno gelingt es Alexios I. Komnenos (1081—1118), Konstantinopel einzunehmen. Ein kluger Diplomat und trefflicher Feldherr, hätte sich Alexios mit großer Kraft gegen die Türken wenden können, wäre nicht Byzanz in dem Normannenherzog Robert Guiscard ein neuer Gegner erstanden, der sich mit dem Papste Gregor VII. verbündete. Schon war Kalabrien dem Feinde zugefallen — nun winkte ihm die Balkanhalbinsel als nächstes Ziel. Robert eroberte große Teile Illyriens. Durch schwere Geldopfer versuchte Alexios den Kaiser Heinrich IV. zu gewinnen, der freilich bloß gegen den Verbündeten Roberts, den Papst, sich wandte. Kirchenschätze wurden verkauft und die Gemeinsamkeit der Interessen mit Venedig geschickt zu einem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind benutzt. An die Stelle der durch den Verlust der kleinasiatischen Provinzen zu grunde gegangnen byzantinischen Marine traten die Venezianer, mit denen im Mai 1082 ein förmlicher Staatsvertrag geschlossen wird. Dieser gewährleistet ihnen die ausgedehntesten Handelsrechte, auf alle Teile des Reichs sich erstreckend: Freiheit von Zöllen, Hafengeldern und sonstigen Auflagen und ein unabhängiges Viertel im Hafen von Pera. Damit ist der Beginn der venezianischen Kolonialherrschaft im Osten und die Herrschaft byzantinischer Kultur, vor allem der Kunst von Byzanz in Venedig (vgl. S. 62), gegeben. Für jene Handelsvorteile hoffte man in Byzanz wertvolle Mitkämpfer für den Bestand des Reichs zu erhalten. Die Venezianer mußten sich verpflichten, für das befreundete Besitztum einzutreten; 1111 sind auch die Pisaner verpflichtet worden, ihre im byzantinischen Territorium angesessnen Bürger den Verteidigungskrieg gegen Einfälle führen zu lassen. Die Angriffspolitik der Normannen endete vorläufig mit einem Siege des Kaisers

Alexios und mit dem Tode Guiscards (1085), da der maßgebende Normannenfürst Roger die Verständigung mit Byzanz betrieb.

Schwere Gefahren drohten dem byzantinischen Reiche von den Petschenegen (1088—91; S. 84); schon hatte Alexios eine Niederlage durch sie erlitten. Eine zweite wußte er zu verhüten durch Erkaufung eines andern türkischen Stamms, der Kumanen (auch Uzen; ungarisch Kunok, russisch Polowzen), die zuerst 1055 in Rußland auftauchen und 1065 aus Atelkuzu die Petschenegen verdrängen, die früher die Ungarn verjagt hatten (S. 83); zufällig ist uns ihre Sprache durch ein kumanisches Wörterbuch bekannt.

Die Teilung des Seldjukenreichs 1092 (Bd. III, S. 352) gab Alexios die Hoffnung, zwar nicht allein, aber mit Hilfe des Abendlands die Türken zu vertreiben. Mag auch der erhaltne Brief des Kaisers an den Grafen Robert I. von Flandern manche Ungenauigkeit der Übersetzung enthalten — jedenfalls hat Alexios um Hilfe gebeten, und unter den vielen die Kreuzfahrer drängenden Beweggründen sind seine Rufe mit wirksam gewesen. 1095 kam auf dem Konzile von Piacenza das Begehren des Alexios „zur Verteidigung der heiligen Kirche" zur Verlesung, und Papst Urban II. (1088—99) ruft unterm 27. November 1095 in Clermont (wie wir aus dem ähnlichen Schreiben an die Flandrer sehen) zur Befreiung der orientalischen Kirchen auf. Die Unionsfrage ist damals nicht berührt worden — aus idealistischer Begeisterung auf seiten Urbans, aus kluger Berechnung auf der von Alexios.

Die gelehrte Tochter des Kaisers, Anna Komnena, die mündliche und schriftliche Quellen in der Geschichte ihres Vaters (1069—1118), dem erzählenden Gedichte „Alexias", benutzt hat, weiß in ihrer an Thukydides und Polybios geschulten, künstlichen Sprache gar merkwürdige Dinge über die Stimmung in Byzanz zu berichten. Statt zu bezahlender Söldner ungestüme Krieger, die sich selbst bezahlt machen, statt der Hilfe für den Kaiser selbstsüchtige Kämpfer für eignen Reichtum und Verächter der Verträge — mit Entsetzen sah man so die Wanderung der abendländischen Barbaren, welche die griechischen Inseln und Küsten plünderten; die „Aufrichtigern" (ἁπλούστεροι) bildeten die Minderzahl unter ihnen, während in der Überzahl die „Ärmern" waren, die rauben wollten. Der persönliche Zauber, der von Alexios ausgeht und sich in lebendigster Weise in den Berichten der Kreuzfahrerfürsten, so in dem Briefe des Grafen Stephan von Blois, widerspiegelt, half die Schwierigkeiten verringern; auch Gottfried von Bouillon, der zunächst dem Kaiser schroff gegenüberstand, konnte sich diesem Einflusse nicht entziehen und leistete den Lehnseid. Die große Masse hat offenbar für alle Verluste und übeln Erfahrungen den „Nichtswürdigen", den „Verräter" Alexios verantwortlich gemacht und geflügelte Worte verbreitet, wie das vom Kampfe der Türken und Franken, den Alexios so hoch anschlägt, als ob Hunde sich gegenseitig beißen.

Der Normanne Bohemund, der Sohn Robert Guiscards, hatte zuerst die Pläne einer selbständigen Herrschaft dem Kaiser dargelegt, aber dann doch Lehnstreue geschworen. Nach der Eroberung Antiochiens wollte er diese hochwichtige Stadt für sich besetzt halten. Das konnte er nur, wenn er die Autorität des Papsttums gegen die Ketzerei von Byzanz zu Hilfe rief. Urban II. jedoch trat in den Konzilen von Bari und Rom für Versöhnung der Kirchen ein. Erst sein Nachfolger Paschalis II. (1099—1118) versuchte es, durch seinen päpstlichen Legaten Bohemund zu unterstützen, der selbst nach Europa kam, um den Griechenhaß in die That umzusetzen und die gefährlichen Angriffe des byzantinischen Kaisers auf Antiochien durch einen Kreuzzug Europas gegen Byzanz abzuwehren. Aber den starken Sturm, der nach Bohemunds Worten notwendig war, um die hohe Eiche „bis auf die Wurzeln auszureißen", konnte auch

er nicht erregen, obwohl er in Chartres von der Kanzel predigte, daß die Kreuzfahrer gegen Byzanz die reichsten Städte erwerben würden, und vielfach der gegen den Kaiser gereizten Stimmung die Überzeugung leicht aufdrängen konnte, ein erfolgreicher Kreuzzug dürfe nur mit dem Kampfe gegen Byzanz beginnen. Ein volles Jahrhundert war bei der Thatkraft der Komnenen noch nötig, um diesen Gedanken reifen zu lassen. Im Frieden von 1107/8, der einer schweren Niederlage bei Durazzo folgte, mußte Bohemund den Lehnseid für sein verkleinertes Antiochien erneuern, das kirchlich sofort, politisch nach Bohemunds Tode (1111) wieder griechisch werden sollte. Dagegen hatte noch das Versprechen der Unterwerfung der Kreuzfahrer durch Alexios weniger Bedeutung. Der Niedergang des Papsttums 1111 (Bd. VI) hat dann Alexios veranlaßt, gegen die römische Kaiserkrone die Beschützung des Papsttums und die Einigung anzubieten, die Paschal II. unter der Bedingung der Unterwerfung (der Glieder unter das Haupt) und Aufgebung der Verstocktheit für möglich erklärt.

b) Der Umfang und die Bevölkerung des Reichs.

Um 1100 umfaßte das oströmische Reich die Balkanhalbinsel, Bulgarien eingeschlossen, bis zur Donau; Serbien, Bosnien, Kroatien waren verloren gegangen. Die südliche Krim unterstand Byzanz, die südliche Küste des Schwarzen Meers mit Trapezunt wurde erst 1107 dem Georgierfürsten Gregor entrissen und dieser 1108 damit belehnt. Die Inseln des Ägäischen Meers, Kreta, Rhodos, Cypern, waren byzantinisch. Freilich war diese Herrschaft vielfach nur nominell. In Kreta und Cypern wogte infolge von Steuerdruck der Aufruhr; auf Rhodos waren Seeräuber die eigentlichen Herren. Die Gründungsurkunde des Klosters des Christodulos auf Patmos vom April 1088 erweist, wie diese Insel eine Einöde war: dornenverwachsen, fast ohne Bäume, ohne Gebäude außer einem elenden Bethaus innerhalb eines antiken Tempels. Und selbst diese Felseinöde ward beständig beunruhigt durch Einfälle der Türken und christlicher Seeräuber, die Sankt Christodul vom Berge Leros in der Nähe von Halikarnaß, von dort nach Kos und endlich nach Patmos getrieben hatten. Die alten kleinasiatischen Flottenprovinzen, aus denen sich die Marine rekrutierte, waren bis zum Marmarameer in die Hände der Türken gefallen; der Türke Tzachas, früher in griechischen Diensten, hatte von Smyrna aus mit dem Titel eines Kaisers nicht bloß das umliegende Festland, sondern auch Chios, Samos und den größten Teil von Lesbos beherrscht, die erst seit 1092 wieder byzantinisch werden. Unter solchen Verhältnissen kann man es nur mehr als einen Nachklang großer Zeiten (s. die Karte „Westasien zur Zeit des Kalifen" bei S. 328 des III. Bands) auffassen, wenn der Satz „die Marine ist der Ruhm Romanias" damals noch ausgesprochen wird.

Die Bevölkerung ist bunt gemischt. Nicht bloß in der Hauptstadt, bei der Oktobermesse in Thessalonike, in Halmyros strömen Kaufleute aus allen Weltgegenden zusammen, wie dies für Byzanz unter Manuel der weltreisende Jude Benjamin von Tudela (gest. 1173) bezeugt: „Handelsleute aus Bagdad, Mesopotamien, Medien, Persien, Ägypten, Palästina, Rußland, Ungarn, dem Petschenegenlande, Italien und Spanien". Die griechische Bevölkerung hat sich damals erholt und lebt in volkreichen Dörfern und Städten; Arkadia, Lakedaimon, Astypalaia, Achrida, Joannina, Kastoria, Larissa, Platamuna, Kytros, Dyrrhachion, Chimara, Buthroton, Korkyra nennt als solche der 1153 im Auftrage Rogers II. schreibende Araber Edrisi. Am Westabhange des Parnon zwischen den heutigen Städten Lenidi (*ναὸς τοῦ Ἁγίου Λεωνίδου*, Urkunde von 1292) und Hagios Andreas wohnen die Tsakonen, Nachkommen der alten Lakonen (*ἐξ Ἀχαΐας*?); hier hat sich die Bevölkerung mit ihren antiken Namen am reinsten erhalten.

Die slawischen Einwanderungen haben eine dicke Schicht über die altgriechische Bevölkerung gelegt. Abgesehen von den zahlreichen Judenkolonien, schieben sich Albanesen und Wlachen in diese griechische Bevölkerung: ein Teil Thessaliens wird Groß-Wlachien genannt; auch im Heere treffen wir Wlachen. Langsam beginnt also in die Fugen dieses zerfallenden Reichs der italienische Westen seine kolonialen Ranken zu treiben: die zersprengende Kraft dieser Fremdenwucherung darf bei dem byzantinischen Faulprozesse nicht unterschätzt werden. Nicht die ausbeutende Kraft des Handels, sondern die der Kolonialwirtschaft, die mit eignem Kapitalüberfluß und dem Überfluß an Arbeitskräften in dem untergehenden byzantinischen Reiche rechnen darf, ist dabei in Betracht zu ziehen. Diese Zwangsarbeit, die mit den ehemaligen byzantinischen hörigen Bauern wie mit Vollsklaven wirtschaftet, hat den italienischen Gemeinden jene Reichtümer verschafft, die wir als Ergebnis des Levantehandels allein niemals begreifen würden.

c) Großmachtträume bis zum Tode des Andronikos (1185).

Johannes II. Komnenos (1118—43), auch Kalojohannes genannt, wehrte die ehrgeizigen Bestrebungen seiner Schwester Anna (vgl. S. 91), ihren Gatten Nikephoros Bryennios d. J. auf den Thron zu bringen, schonend ab und kämpfte glücklich gegen Petschenegen (1122), Serben (1123) und Ungarn, in Asien gegen Seldjuken (1126—37) und Armenier (1137). Der Vertrag von 1108 wurde 1137 mit Bohemunds I. Nachfolger Raimund von Poitou* so erneuert, daß Antiochien an die griechische Krone heim-, freilich auch ein zu erobernes Gebiet auf türkischem Boden (Haleb und die kleinen Städte am obern Orontes) als erbliches Lehn Raimund zufallen solle. Die Unternehmung des Kaisers gegen Antiochien wurde vom Papst Innocenz II. in der Bulle von 1138 scharf getadelt und den Lateinern aufgetragen, sich seiner Gemeinschaft und seinem Dienste zu entziehen. Die byzantinische Geistlichkeit empfindet in jener Zeit die Kluft immer schärfer, die sie vom Papsttume trennt: „Der Papst ist Kaiser und kein Papst", sagt ein Grieche, der zu Monte Cassino weilt, und schroff weist der Erzbischof von Thessalonike den Anspruch Roms, „seine Aufträge so von oben her zuzuwerfen", zurück, da die Griechen dadurch Sklaven würden, „denen die Kenntnis der Wissenschaft, die Gelehrsamkeit ihrer Meister, die glänzenden Geister des Griechentums nichts nützten". Milde und weise, keine Todesstrafe vollziehend, sparsam, indem er den Hofluxus einschränkt und einen reichen Schatz hinterläßt, hat Johannes den Glanz des Reichs erhöht und dessen Grenzen erweitert. Nur Italien wird endgiltig aufgegeben, da das letzte italische Besitztum von Byzanz, Neapel, 1138 normännisch wird. Auch der Versuch, sich der eisernen Umklammerung Venedigs zu entziehen, mißlingt, da dieses zur Verwüstung der Inseln schreitet.

In der Gestalt des vierten Sohns des Kaisers Johannes, Manuel I. Komnenos (1143—80), vereinigen sich die Anschauungen des westeuropäischen Rittertums mit byzantinischer Bildung und Staatskunst. Freilich den ewig preisenden Bettelbichter Theodoros Prodromos, der mit viel Witz und viel Behagen alles besingt, was ihm Geld eintragen könnte, dürfen

* Robert Guiscard von Apulien, † 1085
|
Bohemund I. von Antiochia (seit 1098), † 7. März 1111
|
Bohemund II., * 1108, † Febr. 1130
G. Alice (Elise), T. Balduins II. von Jerusalem, † um 1136
|
Konstantia (Konstanze)
1136: 1. G. Raimund I. von Poitou, S. Wilhelms von Aquitanien, † 29. Juni 1149
|
Bohemund III., † 1201

wir nicht als Zeugen anrufen, wohl aber die Geschichtschreiber Kinnamos (einen sachverständigen Soldaten) und Niketas Akominatos, die Fortsetzer der Anna Komnena. Der tolle Wagemut, mit dem der Kaiser, von zwei Getreuen geleitet, durch eine große Türkenschar seinen Weg nimmt, allein mit der Standarte gegen die ungarischen Reihen stürmt, nach dem Übergang über die Save die Schiffe zwar nicht verbrennt, aber zurücksendet, wie er mit vier Türken, die an seinen Sattelknopf gebunden sind, heimkehrt, dann wieder zu Ehren seiner Frau Kämpfe besteht, die Geschicklichkeit, womit er im Turniere zu Antiochia zwei lateinische Ritter aus dem Sattel hebt, all dieses brachte ihn der westlichen Kampfesfreude näher. Er schien ein Westländer unter den Griechen zu sein. Und in dieses ganze Bild stimmt so schön seine deutsche Frau Bertha von Sulzbach, die Schwägerin Konrads III., die feierlich byzantinischer Senats- und Hofetikette zum Trotz ihrer jubelnden Bewunderung für ihren heldenhaften Gatten Ausdruck verleiht. Selbst die abergläubische Vorliebe für Weissagung aus den Sternen, die der Kaiser in einer eignen Schrift verteidigt, fügt sich hier ganz natürlich ein. Höhere Offiziers- und Verwaltungsposten erhalten Abendländer. Der große westliche Schild und die langen Lanzen werden in Byzanz eingeführt.

Die Versöhnung zwischen Osten und Westen scheint angebahnt, und um diesen Preis kann römische und griechische Kirche nach der Ansicht Manuels unter römischem Primate sich vereinigen. Diese Vorschläge hörte Papst Alexander III. gern, solange er sich mit Kaiser Friedrich I. Rotbart in Streit befindet (1161). Da spricht der Kardinal-Presbyter Wilhelm von Pavia ganz byzantinisch von der Bedrückung, welche die Tyrannei der Barbaren über die Kirche gebracht hätte, seit der kaiserliche Name von ihnen angemaßt sei. Man begreift so den Sanguiniker Manuel, wenn er noch im Jahre 1175 die Mithilfe des Westens durch einen neuen Kreuzzug gewinnen will. Aber die griechische Geistlichkeit ist der Einigung vollkommen abgeneigt, und in Schärfe wird der Vergleich von dem verirrten Schafe für die griechische Kirche abgelehnt, mit dem Beisatze, daß sie dem Glaubensbekenntnisse nichts hinzugesetzt hätte (vgl. S. 79 oben). Die Wolken im Westen thürmen sich mächtig auf; Barbarossa schreibt Ende 1177 an Kaiser Manuel, daß nicht bloß das römische Imperium, sondern auch das griechische Reich nach seinem Winke regiert und unter seiner Herrschaft gelenkt werden müsse. In der Zwei-Schwerter-Theorie ist kein Platz für ein griechisches Reich; sogar für griechisch-kirchliche Angelegenheiten bietet Friedrich seine Vermittlung an. So sind im Westen 27 Jahre vor der Vernichtung des griechischen Reichs politische Lehren aufgestellt worden, die das Dasein des griechischen Kaiserreichs einfach verneinen.

Was kann es, angesichts der Mißerfolge bei der Gewinnung der Kurie und im diplomatischen Kampfe gegen das Deutsche Reich, helfen, daß Manuel in Rom, Venedig, Dalmatien und Ungarn seine Partei hat, daß er die Kreuzfahrerstaaten durch große Unternehmungen für sie, die Gunst der Lateiner überhaupt durch Handelsvorteile, Erziehung ragusanischer Edelleute auf Staatskosten zu gewinnen trachtet! Die gewaltige Niederlage bei den Quellen des Maiandros, bei Myriokephalon 1176, die Manuel gegen Izz ed-din Qilidj-Arslan (1156—93; Bd. III, S. 369) erlitt, wurde zwar rasch wieder durch zwei große Siege wett gemacht; aber die eiserne Spannkraft Manuels ist gebrochen. Die übermächtige Stellung Rotbarts und seine eigne Niederlage zeigen, daß sein Lebenswerk ihm als Diplomaten und Feldherrn nicht gelungen ist.

Unter dem unmündigen Alexios II. (1180—83), für den seine Mutter Maria von Antiochia die Regierung führte, kam der glühende Nationalhaß der Griechen gegen die Lateiner zum Ausbruche. Die rücksichtslose Ausbeutung in Arbeit und Finanzen durch die Abendländer

rächte sich am 2. Mai 1182 in grauenhafter Weise. Der Alkibiades des mittelbyzantinischen Reichs, Andronikos (I.) Komnenos, hatte diesen Aufstand geschürt und trat — als Befreier — 1183 zunächst als Mitregent, nach der Ermordung des Alexios 1184 als Alleinherrscher an die Spitze des Reichs. Ein Liebling der Frauen, von berückendem persönlichen Zauber, ein Redner, dessen hinreißender Art sich niemand verschließen konnte, ein trefflicher Feldherr, ein ausgezeichneter Verwalter des Reichs, dessen Großgrundbesitz und Feudaladel er rücksichtslos bekämpfte, hat er, der skrupelloseste Privatmann, eine musterhafte Regierung geführt. Noch einmal soll die Verwaltung erneuert, das Beamtentum gehoben, die auseinanderstrebenden Großen mit eiserner Kraft niedergedrückt und wegen Hochverrats verurteilt werden. Aber als das rächende Blutbad der Lateiner in Thessalonike (24. August 1185) und die Beschränkung der Spiele das Volk auf das höchste erregten, da konnte Isaak Angelos, der bei der Verurteilung geschont worden war, nach stürmischen Wahlversammlungen am 12. September 1185 zum Kaiser gewählt werden. So war die Zeit des Friedens, in der „jedermann ruhig unter dem Schatten seiner Bäume saß und sorgenlos deren Früchte aß", in der Kanäle und Wasserleitungen angelegt, die Abgaben vermindert worden, in der die Bevölkerung des Reichs staunenerregend gestiegen war, zu Ende gegangen. Die Szenen nach dem Sturze des Andronikos, da der Pöbel im Palast, im Zeughaus und in der Kirche wie in einem fremden Lande raubten, werfen ein schreckliches Licht auf den Zustand der Hauptstadt.

M. Der Niedergang und Fall des Reichs unter dem Haus Angelos (1185—1204).

Isaak II. Angelos (1185—95) ebenso wie sein Bruder Alexios III. (1195—1203) bezeichnen den völligen Niedergang des Reichs. Der Pöbel und die Hauptstadt spielen die größte Rolle. Schon war die Schwäche des byzantinischen Reichs, das räuberischen Einfällen nicht wehren konnte, allen Unterthanen klar. Die Steueraushebung zur Hochzeit Isaaks II. bedrückte namentlich die Bulgaren und W(a)lachen. Zwei Brüder aus dem alten Geschlechte der Bulgarenzaren, unter den Wlachen aufgewachsen, mit ihrer Sprache vertraut und unter ihnen beliebt, Peter und Joannes Asen, benutzen die politische Unzufriedenheit und religiöse Begeisterung zum Aufstande; Peter wird Zar der Bulgaren und Griechen (1185). Unterstützt wird das neue Reich durch den Serbenfürsten Nemanja. Zwar hat die Verbindung mit Friedrich I. Barbarossa nicht zum erhofften Ziel einer Anerkennung des Kaisertitels geführt, zwar ist der Serbenkönig Stephan II. Nemanja 1194 von Isaak geschlagen, Joannes 1196 und Peter Asen 1197 ermordet worden; aber Kalojan (1197—1207) konnte schon über ein Reich von Belgrad bis zur untern Maritza und bis Agathopolis, von den Donaumündungen bis zum Strymon und zum obern Vardar verfügen.

Die Reichsarmee Isaaks, deren Feldherr Alexios Branas sich zum Kaiser ausrief, wird durch Konrad von Montferrat mit Franken, Warägern, türkischen und georgischen Kaufleuten geschlagen. Schon entscheiden Nichtgriechen die Geschicke von Byzanz. Das ohnedies stark ungriechische Heer wird noch durch Kolonisten und ungarische Söldner verstärkt. Nach außen zeigt die Niederlage bei Adrianopel die völlige Unfähigkeit von Führern und Heer, ebenso der Kreuzzug Kaiser Rotbarts. Von den ehemaligen Reichsteilen steht Makedonien und Thrakien im Besitze der Bulgaren. Korfu (von κορυφός statt κορυφή, Felsen; Corifus schon 968 bei Liutprand), Kephallenia, Zakynthos waren im Besitze Margaritones von Brindisi, der zuerst Admiral Tankreds, dann Seeräuber auf eigne Faust war. Für das Land von Dyrrhachion bis Thessalonike wurde von Kaiser Heinrich VI. Vasallenzins von 50, dann 15 Zentnern Gold

eingefordert. So krachte das Reich in allen Fugen. Archonten erheben sich in einzelnen Städten und Gegenden und führen eine völlig unabhängige Herrschaft. Wo noch kaiserliche Beamte, „privilegierte Seeräuber", walten oder erscheinen, dort erpressen sie nur Abgaben für Byzanz, für sich und für ein Gefolge beuteluſtigen Gesindels, so daß — wie zur Zeit der Taille unter Ludwig XIV. — die Bevölkerung es vorzieht, die Äcker unbebaut zu lassen und selbst flieht.

Ein ergreifendes Bild jener Zeit des Elends entrollt der aus Kleinasien gebürtige Erzbischof Michael Akominatos von Athen, der die Akropolis tapfer gegen den Archonten Leon Sguros von Nauplia verteidigte und auf die Privilegien seiner Residenz hinweist, die niemand mehr achtet. Hat auch Athen noch einen Abglanz seines Ruhms bewahrt, so daß der König von Georgien jährlich 20 Jünglinge zur Ausbildung dahin sendet (aus ihnen ist der georgische Dichter Lota Rustavell hervorgegangen), preist auch der Engländer John von Basingstokes, später Archidiakon von Leicester, seine unvergeßliche athenische Lehrerin Konstantine als Muster der Gelehrsamkeit, so sind doch meist Ortsfremde die Träger dieser griechischen Bildung, von der Akominatos — nach seiner Klage über seine Verbauerung in Athen — wenig verspürt.

Alexios III. hatte 1195 seinen Bruder Isaak blenden und dessen Sohn Alexios gefangen setzen lassen. Daß er dessen Schwager* fürchtet, beweist der Vertrag von 1198 mit Venedig, wonach die Venezianer sich zum Schutze von Byzanz auch gegen den deutschen König Philipp verpflichten mußten. Damals werden die Rechte des venezianischen Konsuls (Bagioulos = Bailo; so bei Theodoros Laskaris), bestimmt: er übt Zivil- und Strafgerichtsbarkeit über die Venezianer aus, so daß wir hier den Ursprung der Konsulargerichtsbarkeit ansetzen können. Trotzdem ist Alexios III. so unklug, den Vertrag seinerseits nicht einzuhalten, indem stete Zollforderungen an die Venezianer erhoben, Verbindungen mit Pisa und Genua in den Vordergrund gestellt werden.

Der junge Alexios (IV.) entflieht über Rom an den Hof Philipps, der nun Gesandte nach Venedig schickt, wo bereits Fürsten in erklecklicher Anzahl zu einem neuen, dem sogen. vierten Kreuzzuge vereinigt waren. In Aussicht gestellte Belohnung, das Gefühl, für einen rechtmäßigen Erben einzutreten, und Kircheneinigung gewinnt alle für die Einsetzung Alexios' in die Herrschaft, der für den Kreuzzug militärische Unterstützung, Lebensmittel und Flottenunterhalt verspricht. Die Venezianer erreichen noch die Eroberung Zaras durch das Kreuzheer für sich; das Handelsmonopol war ihnen von seiten des einzusetzenden Kaisers zudem sicher. So sollten die Gegensätze durch einen befreundeten Herrscher endgiltig ausgeglichen werden. Am 17. Juli 1203 fällt Byzanz. Alexios III. flieht, und Alexios IV. wird von den Lateinern seinem aus dem Kerker befreiten Vater Isaak an die Seite gesetzt. Kämpfe der Lateiner gegen die Mohammedaner und ihre von Isaak ihnen erbaute Moschee, Kämpfe des Pöbels gegen die Kolonisten bildeten das Vorspiel des großen Brands, der vom 21. bis zum 24. August Konstantinopel verheerte. Aber Alexios IV. konnte kaum seinen finanziellen Verpflichtungen nachkommen, geschweige denn die Griechen vom Hasse gegen die Lateiner bekehren. Auch für ihn kam der Tag, wo die an ihn gestellten Forderungen seinen Stolz aufrüttelten und das Wort

---

* Andronikos Angelos

Isaak II. Angelos, bis 1204 — G. Margaretha von Ungarn

Alexios IV., † 1204 — Irene, † 27. Aug. 1208 — Manuel 1197 G. Philipp von Schwaben

Alexios III.

Anna; G. Theodor Laskaris, † 1222

Irene; G. Alexios Palaiologos (vgl. S. 105)

des Dogen Enrico Dandolo: „Schändlicher Bube, wir haben dich aus dem Kote gezogen; in den Kot werden wir dich wieder stoßen", seine Lage grauenhaft beleuchtete.

Die nationale Reaktion brachte Alexios V. Murzuphlos empor, der Alexios IV. im Kerker erwürgen ließ und ausdrücklich erklärte, eher zu sterben, als die Unternehmung in das heilige Land zu unterstützen und die versprochne Kircheneinigung herbeizuführen. So beschließen die Abendländer die Reichsteilung; die Beute fällt zu drei Vierteilen den Venezianern, ein Viertel den Franken zu. Die alten Handelsvorteile bleiben den Venezianern. Beide Teile stellen je sechs Wahlmänner für die Wahl des Kaisers, der ein Viertel des Reichs erhält. Die übrigen Teile, bereits im einzelnen bestimmt, fallen den Venezianern und Franken zu. Die Sophienkirche und die Patriarchenwahl erhält die Nation, aus der der Kaiser nicht hervorgeht. Die Verteilung der Lehen und Ordnung des Lehenswesens steht einem Rate von zwölf Männern zu. Für die Eroberung wird noch ein weiteres Jahr in Aussicht genommen, wozu die Billigung des Papstes eingeholt wird. Am 12. April erfolgt von zwei Schiffen aus die Einnahme von Befestigungstürmen; ein Stadtthor wird durch Pierre von Amiens gesprengt, und während Byzanz in Flammen auflodert, entflieht der Kaiser, der vergeblich zum Widerstand aufgefordert hatte. Auch der in der Sophienkirche neugewählte Theodoros Laskaris muß über den Bosporos entfliehen. Unerhörte Greuel der Verwüstung, Plünderung, Mord und Schändung durchtoben die Stadt. Die Rache der fremden Kolonisten war am ärgsten. 2000 Bürger fielen; erst die Mondfinsternis vom 16. April beendete den Schrecken. Niemals früher dürften so viele Denkmäler des klassischen Altertums zerstört worden sein, als damals. Was an ehernen Standbildern auf dem Hippodrom stand, wurde eingeschmolzen und zu Kleingeld verwandt. Damals gingen zu Grunde: die Kunstwerke des Hippodroms (S. 41); ferner das Kolossalstandbild der Hera von Samos, der eherne Obelisk mit der weiblichen Figur, die sich beim kleinsten Windhauche drehte, Bellerophon mit dem Pegasos, der Adler mit der Schlange, Sphinx, Nilpferd, Krokodil, der Wagenlenker, Paris reicht Aphrodite den Apfel. Nur die herrlichen Rosse des Lysippos wurden vom Dogen Enrico Dandolo gerettet und nach Venedig gebracht.

N. Byzantinische Einflüsse auf den Westen und Norden vom 10. bis zum 13. Jahrhundert.

Die byzantinische Kultur, vor allem die Kunst, hat auch in dieser Zeit wie in der vorhergegangnen (vgl. S. 55—63) tiefgehende Einflüsse auf den Westen geübt. Griechische Künstler werden in den Quellen wiederholt als Träger dieser Beeinflussung im Westen genannt. Daß über Illyrien und Dalmatien, dem alten Mischlande westöstlicher Entwicklung, auch jetzt noch der Osten seine geistige Herrschaft übt, ist selbstverständlich; Ragusa liefert in griechischen Personennamen und Ausdrücken (δρυμών drmun = umfriedeter Buschwald, προβιον prochivium = Mitgift, ἐκταγιατικὰ sportula ectagi) hierfür einen anziehenden Beweis. Ein Hauptgebiet für byzantinische Einwirkungen ist dann natürlich Italien. Zwar sind wir über die Erbauung des Klosters von Grottaferrata durch griechische Mönche, die der Abtei von San Silvestro e Martirio bei Orvieto nicht durch die Überlieferung unterrichtet. Inschriftlich können wir für die Fresken von Carpignano bei Otranto (ein feiner ausgeführtes und ein ziemlich rohes Christusbild) griechische Maler (Theophylaktos 959, Eustathios 1020) nachweisen. Sehen wir ab von der unsichern Überlieferung, die Baumeister durch den Dogen Pietro II. Orseolo aus Konstantinopel um 1000 nach Venedig kommen läßt, um San Marco umzugestalten, so treffen wir eine vollkommen sichere Überlieferung über Berufung byzantinischer Künstler durch den Abt Desiderius von Monte Cassino 1066 bei Leo von Ostia, wonach die Wände der Apsis

und der Vorhalle der Basilika durch byzantinische Künstler mit Mosaik ausgeschmückt wurden, ebenso der Boden mit Marmoreinlegearbeit; ja, es wird sich die Errichtung einer förmlichen Kunstgewerbeschule unter byzantinischem Einfluß durch Desiderius behaupten lassen. Freilich hat nach der Chronik des Mönchs Amatus von Monte Cassino Desiderius auch arabische Künstler von Alexandrien berufen. So kann es uns nicht wundernehmen, daß bei der Ausschmückung der Kirche Sant' Angelo in Formis, die Desiderius erbaute, byzantinische Tracht noch beibehalten wird. Die byzantinischen Einflüsse im Baptisterium von Parma gehen wohl auf das 12. Jahrhundert zurück. Griechische Maler werden schon für das Jahr 1143 für das Gebiet von Padua genannt, so ein Kalojohannes; auch für die Kathedrale von Pisa kann der griechische Architekt Buschetos genannt werden, auf den vielleicht die Kreuzform mit den überlangen Transepten und die polychrome Verzierung des Äußern zurückzuführen ist. Ausdrücklich wird vom Kaiser Alexios I. für das Jahr 1099 die Übersendung von Mitteln für die Vollendung der Kathedrale berichtet. Unmittelbare Ausfuhr von Kunstwerken aus Byzanz nach Italien stellt uns die Reihe von ehernen Kirchthüren dar, auf deren Bronzeplatten Flächenzeichnungen mit Silberbelag ausgeführt sind (meistens von der Patrizierfamilie Maurus-Pantaleon gestiftet). Solche Thüren finden wir für die Paulskirche vor Rom, 1070 von dem Gießer Staurakios gegossen, ferner von Unbekannten für Amalfi (vgl. des Herausgebers Beitrag zur Ratzel-Gedenkschrift, Leipzig 1904, S. 182), Monte Cassino, Sant' Angelo in Formis und San Michele auf dem Berge Gargano, San Salvatore zu Atrani bei Amalfi, zu Salerno und an der Markuskirche zu Venedig.

Byzanz hat sich zwei vollständige Kunstprovinzen auf italienischem Boden geschaffen, für die die Kunstwerke selbst statt der Quellen sprechen: Venedig und Unteritalien-Sizilien. Erst für 1153 zwar wird die Berufung griechischer Mosaikkünstler nach Venedig, die des Markus Indriomeni, bezeugt. Aber die aus einer Basilika in einen Kuppelbau nach dem Muster der Apostelkirche umgestaltete Markuskirche, der ganze venezianische Kirchenstil mit seiner byzantinischen Gold- und Steinpracht, der Dogenpalast mit seiner bunten Obermauer erweisen uns, wie hier Byzanz die mit Gotik und arabischen Mustern anmutig verbundnen Grundformen venezianischer Kunst geliefert hat. Für Sizilien mit seiner zahlreichen griechischen Bevölkerung, seiner griechischen Liturgie, seinem griechischen Rechte (so der starken Wirkung der Ekloge Leons und Konstantins; S. 67), seiner griechischen Kanzlei der normannischen Könige ist es wohl selbstverständlich, daß zahlreiche Fäden nach Byzanz sich ziehen. In Erlassen der Erzbischöfe von Messina ist der ständige Aufenthalt byzantinischer Künstler zu Messina bezeugt. Zahlreiche Seidenweber aus Korinth, Theben und Athen werden 1154 von König Roger II. von Sizilien nach Palermo geführt, damit jene „gerühmte Kunst" auch im Westen sich verbreite. Auch Bronzearbeiter aus Byzanz sind für die Thüren der Capella palatina anzunehmen und für die große Glocke der Kathedrale bezeugt (Bion 1136). Der orientalischen Kunst unmittelbar gehören an: die Kirchen von Palermo (San Cataldo, La Martorana, San Giovanni degli Eremiti), Santa Trinità di Delia, und in Unteritalien Bari, Trani, Canosa, Siponto; die Mosaiken von Cefalù, Palermo, Monreale, die herrlichen Skulpturen der Säulen des Chiostro von Monreale und die von Atrani, Bari, Trani, Canosa.

Griechische Kaufleute, Künstler, griechische Mönche, griechische Gesandte und griechische Prinzessinnen ziehen längs der Donau hinauf, der alten byzantinischen Handelsstraße entlang. Die Kaufleute bringen griechische Gewebe, Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeit, Bucheinbände, Emailstücke. Griechische Maler und Architekten geben Proben alter Kunstübung,

Gesandte bringen Familienverbindungen zu stande, wie die Ehe der Byzantinerin Theophano mit Otto II. (972), und tiefwirkendes Hofzeremoniell wird durch die griechische Prinzessin und ihre Begleitung übertragen. Wie früher (vgl. S. 62) sind kunstvolle Gewebe in Menge von Byzanz nach dem Westen gekommen. Unter ihnen sei an erster Stelle genannt jener purpurviolette Seidenstoff mit ruhenden Löwen und Zweigen mit Granatäpfeln im Schreine des heiligen Anno zu Siegburg, gefertigt in der Staatswerkstätte von Byzanz zwischen 921 und 931 „unter der Regierung des Romanos und Christophoros, der christlichsten Herren". Wir kennen weiter den purpurroten Seidenstoff mit gegenüber und übereinander gestellten Löwen in Naturfarbe, unter Konstantinos VIII. und Basileios II. zwischen 976 und 1025 verfertigt, jetzt im Gewerbemuseum zu Düsseldorf; den gelben Seidendamast mit der Darstellung des Greifen- und Elefantenkampfs im Sankt-Waldburg-Kloster bei Eichstädt; den gelben Seidendamast von der Kasel des heiligen Willigis, jetzt in der Stephanskirche zu Mainz; das Rosettengewebe im Lambertusschreine zu Lüttich; den hellgrünen Seidenatlas mit dem Lebensbaume und den Adlern von der Kasel des heiligen Gerhard (933—1022) zu Hildesheim. Ein Gewebe nach griechischer Art hat im 11. Jahrhundert Abt Rothing von Fulda verfertigen lassen.

Die feinen Elfenbeinschnitzereien werden auch jetzt noch im Abendlande geschätzt. Die zusammengehörigen Diptychen des Grünen Gewölbes zu Dresden und zu Hannover, das Kreuzreliquiar zu Cortona, das Triptychon von Harbaville im Louvre, die Evangeliardecken des Grafen Stroganow und des Palazzo Barbarini zeigen die Schätzung des Westens für byzantinische Erzeugnisse. Schon haben aber auch deutsche Meister die byzantinischen Muster nachgeahmt, wie die Elfenbeinschnitzereien des Echternacher Evangeliars mit dem byzantinischen Christus (aus den Jahren 983—991, bestimmt für den Hof der Theophano; jetzt im Museum zu Gotha) beweisen, wovon die fein ausgeführten Randfiguren eines byzantinischen Goldarbeiters stark abstechen. Byzantinische Goldschmiedekunst beeinflußte den Lorscher Goldring. Der Abt Salmann von Lorsch (972—998), jener Abtei, deren Fassade überraschend mit der des Dogenpalastes zu Venedig und dem Tekfur-Serai in Konstantinopel übereinstimmt, hat Bucheinbände byzantinischen Ursprungs eingeführt. Die Emailtechnik war beliebt und bekannt, wie die Beschreibung der Methode für Schmelzarbeit und Glasmosaik im Buche des Mönchs Theophilus (Rogkerus von Helmarshausen?) erweist, der auch einen Tragaltar mit griechischer Inschrift fertigte (im Domschatze zu Paderborn). Die Einführung von Kunstwerken wird dann auch die Veranlassung zur Kunstübertragung — zuerst durch griechische Mönche (Burtscheid, Hildesheim, Reichenau) — geboten haben. Zwar der Versuch eines griechischen Bildnismalers, die Tochter Heinrichs I. von Sachsen, Hedwig, zu malen, ist mißglückt infolge des Bestrebens der Prinzessin, sich möglichst häßlich zu zeigen und so die Ehe mit dem Prinzen Konstantin unmöglich zu machen.

Die Malerei im allgemeinen konnte in erster Linie durch die byzantinische Buchmalerei Einfluß auf den Westen nehmen. Diese ist in einzelnen Grundformen für den rheinischen Kunstkreis (Trier, Reichenau) maßgebend gewesen, der sonst als altchristlich und syrisch-ägyptisch beeinflußt aufgefaßt werden muß (Egbertpsalter von Trier um 980, in dem in Farbengebung und Bildanordnung griechische Muster befolgt werden). Im 11. Jahrhundert dagegen ist Regensburg mit seiner Farben- und mit seiner Formengebung in Gewand und Gestalt eine Burg für den Byzantinismus geworden, die im Sakramentar Heinrichs II., im Perikopenbuche der Münchner Bibliothek, im Uota-Evangeliar von Niedermünster mit seinem flächenhaften Stil und der byzantinischen Ranke durchaus östliche Muster aufweist. Ebensolche hat dann Salzburg nachgebildet, wie der Kustos Berthold in einer Handschrift des Stifts von Sankt Peter

beweist. Die thüringisch-sächsische Malschule hat im 13. Jahrhundert die Vermittlung orientalischer Anregungen übernommen. Auch die Bilderhandschrift der Äbtissin Herrad von Landsperg weist byzantinische Vorbilder auf in der Geburt Christi, der Verkündigung und andern Darstellungen. Die Miniaturen des Evangeliars zu Goslar und des Halberstädter Missales, die byzantinisierenden Wandgemälde in der Neuwerker und Frankenberger Kirche weisen auf die Zeit nach der lateinischen Plünderung von Konstantinopel und der Verbreitung zahlreicher Kunstschätze nach dem Osten. Westfalen (Soest) muß ein Mittelpunkt solchen Einflusses geworden sein, der sich im Laufe des Jahrhunderts in Bildern (Wandgemälde in der Kirche Maria zur Höhe; Tafelbild im Berliner Museum) und Antipendien (Museum zu Münster) ausprägt. Der Stammbaum Christi aus der Wurzel Jesse, Christus als Weltrichter, die Propheten und Altväter an der Holzdecke des Mittelschiffs der Andreaskirche zu Hildesheim sind tief von byzantinischem Geist erfüllt.

Für Italien ist frühzeitig die Übernahme der byzantinischen Maltechnik und wenigstens für das 13. Jahrhundert schon die der Landschaftsschablone anzunehmen. Bedeutend geringer wird sich der östliche Einfluß auf dem Gebiete der Architektur darstellen, wo aus der frühern Zeit die oben genannte Chorhalle von Lorsch erscheint. Sicher ist die Kapelle der Bartholomäuskirche von Paderborn unter Bischof Meinwerk (1009—1036) von Griechen ausgeführt worden. Wie byzantinische Auffassung auf dem Boden des heutigen Österreich-Ungarn mit westlichen Richtungen kämpft, sehen wir in der Kunst der Ruthenen, z. B. bei der Franziskanerkirche von Halicz.

Einflüsse orientalischer Skulptur lassen sich für Quedlinburg, Bamberg, Straßburg und Reims nachweisen. Weiter ziehen sich Fäden unmittelbar von Byzanz nach Südfrankreich, so nach Toulouse (Portalskulpturen von Saint-Sernin) und Vézelay. Die Beziehungen zu Spanien sind trotz der Untersuchungen von Lamperez zu wenig geklärt. Das von G. Schlumberger beschriebne Grab der Prinzessin Konstantine, einer Tochter des Johannes III. Vatatzes (vgl. unten, S. 104), gehört einer spätern Zeit an.

Den Westeuropäern, die die Wunderstadt im Osten besuchten, den Glanz ihrer Kirchen und Paläste schauten, prägte sich unvergänglich auch das Zeremoniell des Hofs ein, das selbst den Kaiser in eherne Banden schlug. So wird, wie in früherer Zeit die kaiserliche Tracht (Krone mit dem Kreuz und die Krönungsschuhe), nun das Hofzeremoniell des Abendlands vielfach (Theophano!) durch byzantinische Einrichtungen beeinflußt worden sein. Die Gewohnheiten des Ostens gaben Muster ab im Ernst und im Scherz; sind doch Hofzwerge, wie sie bei der Ermordung des Nikephoros Phokas im 10. Jahrhundert und bei Konstantin Manasses im 12. Jahrhundert nachzuweisen sind, auch im Westen aufgekommen. Zweifeln aber unterliegt noch die so sicher behauptete Beeinflussung westlicher Kriegführung durch die byzantinische. Zwar ist die Drei-Treffen-Theorie, die Kaiser Leons „Taktika" anraten, für die französische und deutsche Schlachtordnung später angewendet worden, und bei den beiden Flankenabteilungen, die zuerst unter Heinrich IV. bei Nägelstädt 1075 nachzuweisen sind, wird ebenfalls östliches Vorbild behauptet. Aber der angeblichen Übertragung dieser Vorschrift durch Söldnerhauptleute (Sartius?) für Italien 940 mußte bei den Treffen von 921 und 990 auch für Frankreich, bei denen von 1075, 1106, 1128 und 1167 auch für Deutschland eine wirkliche Beziehung an die Seite gestellt werden; außerdem schließt die Tatsache des Vorkommens der drei Treffen bereits 843 eine Wirkung der „Taktika" von vornherein aus, falls sie Leon VI. zum Urheber haben (vgl. S. 68).

Schließlich mag nur ganz kurz darauf hingewiesen werden, wie auch über das Slawentum (vgl. S. 77) hinaus die Strahlen von Byzanz dringen bis zu den finnisch-ugrischen

Völkern, bis zu den Kareliern und Mordwinen. Anderseits sind byzantinische Anregungen nach Mähren und Böhmen (zwischen Neuhof und Rabstein) gelangt, wo die Steinmetzen Kreuze mit Armen schaffen, die von der Mitte gegen die Enden hin schmäler werden.

6. Das lateinische Kaisertum (1204—1261).

a) Die Reichsteilung.

Der Sitz Alexios' V. war in Tzurulon, weiter westlich der Herrschaftssitz Alexios' III. in Mosynopolis. Leon Sguros (vgl. S. 96) war bis Thessalien vorgedrungen. Der Vetter Alexios' III. war Herr des Despotats Epeiros von Naupaktos bis Dyrrhachion auf Kephallenia, Zante, Ithaka, Santa Maura, Paxo. In Asien hatte der Enkel des Andronikos I., Alexios Komnenos, mit Hilfe seines Bruders David und der Königin Thamar von Georgien das Kaiserreich Trapezunt gegründet, das das pontische und paphlagonische Küstengebiet und die Krim umfaßte. Die Venezianer erhalten einen Landstrich von Adrianopel bis zur Propontis, die Küste von Perinth bis Sestos, die Inseln des ägäischen Meers mit Kreta, einen großen Teil von Morea mit den Häfen Modone und Patrai, die Küste von den Jonischen Inseln bis Dyrrhachion. Der Despotes (Podestá) der venezianischen Kolonie in Konstantinopel wird Reichswürdenträger und übt Territorialhoheit aus. Das Königreich Thessalonike westlich vom Nestos muß sich König Bonifacio gegen Leon Sguros und den mit ihm vereinigten Alexios III. erkämpfen, was ihm für Athen und Theben (beides wird Otto de La Roche übertragen) leicht, für die Peloponnesos nur mit Hilfe Gottfrieds von Villehardouin und Wilhelms von Champlitte gelingt. Auch die Erfolge des Bruders des Kaisers Balduin, Heinrichs, der angenehmsten Erscheinung unter den Lateinern, und Ludwigs von Blois gegen Laskaris sind bedeutend, bis endlich der grenzenlose Haß der Griechen gegen die Lateiner ein Bündnis mit dem Zaren Joannitza von Bulgarien schmiedet. In der Schlacht von Adrianopel (15. April 1205) wird Kaiser Balduin gefangen genommen. Nun beginnt ein Morden und Brennen der furchtbarsten Art. Die Gefangnen werden den Göttern geopfert, Städte wie Philippopel dem Erdboden gleichgemacht. Da ersucht der neue Reichsverweser und seit 20. Aug. 1206 „Kaiser" Heinrich, die Mißstimmung unter den Griechen gegen die Bulgaren zu benutzen, um Frieden zwischen Griechen und Lateinern zu schaffen. Theodor Vranas, ein Lateinerfreund, wird Herrscher von Adrianopel und Didymoteichos. Der begabteste Rhomäer, die Hoffnung des griechischen Adels und Klerus, der sich in Nikaia gesammelt hatte, Theodoros Laskaris, 1206 zum Kaiser gekrönt, war jetzt das Ziel von Freund und Feind. Als er einerseits von David Komnenos, der sich im Sommer 1206 zum Lehnsfürsten des lateinischen Kaisers hatte machen lassen, und anderseits vom Seldjuken-Sultan Ghaijâth ed-dtn Kai Chusrau von Ikonion, der Alexios III. bei sich aufgenommen hatte, bedroht wurde, da hat auch er nicht davor zurückgescheut, die bulgarische Geißel der Lateiner zu Hilfe zu rufen. Nach der Ermordung Joannitzas vor Thessalonike (9. Okt. 1207) bricht dessen Reich auseinander (Boril oder Boris II. in Trnowo, Strez in Prosek und Slav oder Esklas in Melenikon).

Der 2. Mai 1210 sah im Thale von Ravennika bei Zeitun oder Lamia den Reichstag (Parlament) von Griechenland zusammentreten. Die Ordnung und Bestätigung des Besitztums ergibt folgenden Stand. Die Franzosen sind wesentlich im Besitze des eigentlichen Griechenlands; der Fürst von ganz Achaia war Wilhelm von Champlitte (gest. 1209). Die zwölf Herren von Morea (μορέα Maulbeerbaum, dann -Land, meist auf Elis, dann auf die ganze Halbinsel angewandt) sind durchwegs Franzosen: de Bruyères in Karytena, de Rozières in Akova, Aleman

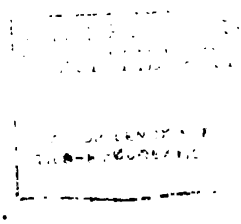
in Patras, Valaincourt in Veligosti, Nivelet in Gheraki, Tournay in Kalavryta, Lille von Charpigny in Vostitza, Tremouille in Chalandritza, Neuilly in Passava („Passavant" vom Feldgeschrei), Wilhelm in Nikli, Luc in Gritzena, Gottfried von Villehardouin in Misithra.

Athen und Theben stehen unter Saint-Omer und Otto de La Roche; Amphissa ist im Besitze der Stromoncourt. Die Lombarden hatten Makedonien und Thessalien mit Euböa besetzt, wo die dalle Carceri sich angesiedelt hatten; in Bodonitza an den Thermopylen saßen die Pallavicini; dagegen hatte Venedig die Inseln für sich gewählt, besaß in Konstantinopel eine Kolonie und das Patriarchat. Die Flamänder endlich waren im Besitze der Hauptstadt und des Kaisertums. In der Hauptstadt war zunächst unter dem ersten Kaiser Balduin das Griechentum ganz in den Hintergrund gedrängt worden, während sein staatsmännischer Bruder Heinrich die Notwendigkeit der Heranziehung von Byzantinern zur Staatsverwaltung klar einsah.

Die Insel Cerigo steht unter den Venieri, Cerigotto unter den Viari, Tinos und Mikonos unter den Ghisi, Andros unter den Dandoli, Zia (Keos) und Serfene (Seriphos) unter den Giustiniani, Michieli, Ghisi; unter den Sanudi stehen Delos, Gyaros, Syra, Thermia (Kythnos), Sifanto (Siphnos), Polycandro (Pholegandros), Nio (Annea), Naxos, Paros, Milos, Cimolos, Antiparos. Marco Sanudo, der Richter der venezianischen Kolonie, hatte 17 Inseln erobert und Naxos als Mittelpunkt der Herrschaft gedacht, die das „Herzogtum der Dodekanesos" bildeten. Auf Santorin (sancti Herini im Jahre 1207 bei Enrico Dandolo, abzuleiten von der heiligen Irene, Thera) und Therasia herrschen die Barozzi, auf Namphio (Anaphe) die Foscoli, auf Skyros, Skiathos, Chelidromi, Skopelos, Amorgos die Ghisi, auf Negroponte (*στὸν Εὔριπον*) die dalle Carceri, Peccorari und die Verona, auf Lemnos die Navigajosi, auf Nikaria (Ikaria) die Beazzani, die Quirini auf Stampalk (Astypalaia), auf Scarpanto (Karpathos), Nisyros, Piscopia und Calchi die Gavalas. Es ergibt sich, daß das griechische Reich nur noch Lesbos für sich gerettet hat, das Kaiserreich Romania nur mehr Chios und Samos besitzt.

b) Kulturmischung.

Über die griechischen, slawischen, armenischen Teile der Balkanhalbinsel legt sich die Schicht der fränkischen Ritter und italienischen Kolonisten: eine seltsame Mischung der Völker, gesellschaftlicher und staatlicher Einrichtungen. Ein lebendiges Bild dieser Durchtränkung zweier fremden Kulturen gibt uns die Chronik von Morea, in ihrer ältesten Gestalt kurz nach 1300 in der griechischen Volkssprache abgefaßt. Der Dichter der Chronik war wohl ein richtiger Franke, kein Halbfranke oder Gasmule (Sohn eines Franken und einer Griechin, wohl Basmule von den identischen Stämmen *βας* [vgl. bastard = fils de bas] und *μοῦλος* mulato, mulâtre), da er sonst griechischer gesinnt gewesen wäre. Kein Moderner aber hat tiefer den Geist dieser Völkermischung erkannt, als Goethe im dritten Akte seines zweiten Teils vom „Faust", wo er in der Burg Fausts und Helenas Misithra beschreibt. Wohl stehen Frankentum und Griechentum längere Zeit einander fremd gegenüber. Mischheiraten werden zunächst vereinzelt geblieben sein; aber langsam und sicher dringt das fränkische Feudalwesen mit all seinen Ausdrücken in das griechische Leben und in die griechische Sprache ein. Da finden wir: *δμάντζο* = hommage, *παρλαμᾶ* = parliament (auch *βουλή* oder *συντυχία*), *λίζιος* = lige (Lehnswesen), *κόντος* = comte, *ἡ μπαρουνία* = baronie, *πρεσαντίζω* = présenter, *ρεβεστίζω* = revestir, *παραοφρίζω* = paroffrir, *κομεντούρης* = commendore, *ρετζίστρο* = régistre, *κοντόσταυλος* = conte stabulum. Das ganze Hofleben (*κούρτη*) entfaltet sich in Pracht. Gottfried II. von Villehardouin folgen stets 80 Ritter mit Goldsporen; am Hofe



Die Ruinen von Mistra in Lakonien.
(Nach Photographien von Rohrer in Athen.)

Wilhelms II. von Villehardouin leben 800 Auserlesne des westeuropäischen Rittertums. Zwölf Geschlechter herrschen in Morea über griechische und slawische Bauern. Die πάροικοι, Hörigen, sind zu parigi, rustici geworden, die auf den Latifundien der fränkischen Ritter frohnen müssen. Bei der strengen Durchführung des fränkischen Lehnsstaats schwinden die letzten Reste freier Bäuernschaft in Griechenland.

Auf Ausläufern von Gebirgszügen, auf Hügeln, die nach allen Seiten schroff abfallen, erheben sich fränkische Burgen: zuerst das auf einem Ausläufer des Taygetos in achteckiger Umwallung erbaute, von mächtigen Türmen beschützte Misithra (von μυζήθρα Käse, μυζηθρᾶς Käseverkäufer, später verkürzt μυστρᾶς; s. die beigeheftete Tafel „Die Ruinen von Mistra in Lakonien", wo allerdings in erster Linie Bauten aus späterer griechischer Zeit sichtbar sind; französische Einflüsse lassen sich hier noch nachweisen). Dann Akova in Nordarkadien auf einem 583 m hohen Berghügel, der das Alpheusthal und damit die Hauptstraße der Halbinsel Karytena beherrscht, endlich die vollständigste mittelalterliche Burg Gritzena zwischen Ira und Ithome, gewaltige, zinnengekrönte Mauerzüge, von runden und eckigen Türmen überragt. Kirchen erheben sich in seltsamer Frühgothik. Sankta Sophia in Andravida und Isova oberhalb des linken Alpheusufers, wo in die ganzen Fenster der frühern griechischen Kirche gotische Spitzbogenfenster hineingesetzt sind und Säulenkapitäle mit acht Rippen etwas Kunstvermögen stammeln. Da entwickelt sich reiches Leben mit Turnieren und Karussellreiten; Troubadours treten auf, und Wettgesänge hallen vom Pallas zu Thal. Die überlegne militärische Ausbildung der Franken und die Umgangsform führten ihre Ausdrücke in das Griechische ein: κάστρον, σαγίττα, βούκκινον = buccina, σκουτάρι scutum, γαρνιζοῦν = garnison, τριπουτσέτο trébouchet, φλάμουρον flammour, ῥογατόροι von roga Söldner, κουρσατόροι cursatores, σέντζιον siége, παρτοῦν pardon, ἀσεντζεύω assiéger, διαφεντεύω diffendere (auch armenisch difentel), ἀσεντζίζω asseggiare, ἀππλικεύω = applicare, ἀμιράλης = franz. amiral von arab. amir, ἅρματα arma, κουγκέστα conqueste. Die Anreden: μανθάμα madame, νθάμα dame, μίσιρε mesire, und Titel: ῥόϊ roi, ῥηγίνα Königin, βικάριος (auch armenisch bikar), ντζενεράλ vicar général, πρίνκιπας princeps, sind in das Griechische übergegangen. Dafür sprechen nach wenigen Jahrzehnten die fränkischen Ritter in Morea die griechische Volkssprache: das beweist die Chronik von Morea als Ganzes, aber auch der Aufruf des Godefroi de Brières in der Schlacht bei Boula Lagos 1259: ‚wir reden eine Sprache!'

Zu tief aber war das Andenken an die grauenhafte Verwüstung Konstantinopels 1204 in die Herzen der Griechen gesenkt, als daß sie sich dadurch hätten gewinnen lassen. Der tiefe religiöse Gegensatz ließ gerade im Mönchtum und in der Geistlichkeit überhaupt den Haß gegen das Lateinertum nicht einschlafen. Der eigentliche Träger der griechischen Nation schien nunmehr der Klerus. Daß man als den wahren Herrscher von Byzanz die auf die asiatische Seite des Reiches geflüchtete Herrscherfamilie von Nikaia ansah, beweist später der Brief der Geistlichkeit an Theodoros Laskaris, wo diese ihn als den rechtmäßigen Herrscher auffordert, möglichst bald in Konstantinopel einzuziehen. So ruhte das Gebäude des lateinischen Kaisertums auf lockerem Flugsande. Mochte immerhin Morea im westeuropäischen Rittertum als eine hohe Schule ritterlichen Wesens erscheinen und lange Zeit jungen Nachwuchs herbeilocken — das lateinische Kaisertum selbst war gefallen, sobald wie man im Abendland erkannte, daß es seiner Aufgabe als Stützpunkt für weitere Kreuzzüge weit weniger gewachsen war als das griechische Kaisertum.

Das Neuland für das fränkische Rittertum wurde naturgemäß auch der Schauplatz von Abenteuern, wie Byzanz selbst ein Wunderland. In einer griechischen Gegend, die mit

fränkischer Kultur durchtränkt ist, hat ein Grieche das Epos von Belthandros und Chrisantza verfaßt. Noch mehr dem Boden fränkisch-griechischer Mischkultur entsprossen ist das Epos Lybistos und Rhodamne: Rhodos oder besser Cypern wird diese von warmer Empfindung durchwehten Verse geschaffen haben. Weniger bedeutet die Übertragung französischer Romane, wie „Der alte Ritter", oder eine italienische Bearbeitung von „Flore und Blanscheflur" (Phlorios und Platziaphlora).

Der Westen, getragen von religiöser Begeisterung, ritterlicher Kampflust, Freude an frohem Wagen und Gewinnen, trägt seine Organisation auch auf die andern Teile des ehemaligen byzantinischen Reichs. Armenien, dessen Herrscher Leo II. sich „König von des päpstlichen Stuhls und des Kaisers Gnaden" nennt, ahmt in bewußter Weise den Feudalstaat des Westens nach, und, nachdem schon längst wie in Griechenland romanische Feudalausdrücke und Einrichtungen sich ihr Heimatrecht erworben haben, französische Barone alle Hofämter bekleiden und eine wichtigere Rolle als der einheimische Adel spielen, besteigt endlich sogar das französische Geschlecht der Lusignans (1345 und 1370) den armenischen Thron.

Auch das mächtig aufblühende Bürgertum des Westens setzt sich überall in den Gebieten des ehemaligen byzantinischen Reichs fest. Die prächtige Lage von Tyros hat sich auch jetzt wieder bewährt. Die noch immer von Zedern- und Zypressenwäldern umrauschten Höhen des Libanon sehen hinab auf ein buntes Getriebe, regen Handel und lebendige Industrie. Venezianer, Genuesen, Pisaner haben ihre eignen Quartiere; ihre Handelskolonien, einem Vorstand unterstehend, gruppieren sich um das Amtshaus und Warenhaus, wo die Erzeugnisse Vorderasiens und Chinas aufgestapelt sind. Flottillen, arabisch Karawanen genannt, holen zweimal des Jahrs die Handelsschätze, aber auch den Vegetationsreichtum und die Landeserzeugnisse in die Heimat. Denn den italienischen Kolonisten sind in der Umgebung blühende Ländereien, Casalien, zugeteilt, in denen syrische Bauern Zuckerplantagen und Weinberge hegen, Orangen, Feigen und Mandeln pflegen. In den Städten selbst, namentlich aber in Tyros blühen noch immer Purpurfärbereien und Glasfabriken. Seidenfabriken versorgen mit kostbaren weißen Stoffen das luxusbedürftige Abendland. In Armenien wachsen italienische Städte empor; im mohammedanischen Haleb besitzen die Venezianer ein ganzes Quartier. Damit waren Kolonialreiche in größter Ausdehnung und mit schärfster Ausnutzung der einheimischen Bevölkerung geschaffen.

P. Das Kaiserreich Nikaia.

Zuerst als Despot in Nikaia, dann als Kaiser hat es Theodoros I. Laskaris meisterhaft verstanden, die verschiednen Mächte gegeneinander auszuspielen, Seldschuken, Bulgaren und Franken für seine Zwecke zu benützen. Die Schlacht bei Antiocheia am Mäander (Vorsommer 1211) hatte die Seldjuken in schwierige Lage gebracht; nicht zum mindesten war sie durch den persönlichen Zweikampf des Kaisers mit Kai Chusrau (S. 101) entschieden worden. Der Herzog von Naxos, Marco Sanudo, ward gefangen, sein Schwiegersohn. Der Nachfolger des Laskaris ist sein zweiter Schwiegersohn Johannes (III.) Dukas Vatatzes (1222—54). Er gewann 1224 Adrianopel, 1234 den Bulgarenkönig Johann Asen II. zum Bündnisse gegen das fränkische Staatswesen und drückte 1246 durch eine glückliche Auseinandersetzung mit Demetrios Angelos von Epeiros (Thessalonike) dies Gebiet zu einer Statthalterschaft herab.

Zweifelsohne hatte sich, was in Byzanz auf höhere Bildung Anspruch machte, vor der Barbarei des lateinischen Kaisertums nach Nikaia geflüchtet, an den Hof jenes Theodoros II. Laskaris, der trotz körperlichen Leidens eine außerordentliche Spannkraft des Geistes bewies.

Von kleinasiatischem Boden aus wird eine vollkommne Wiedergeburt des griechischen Lebens angebahnt. Nikephoros Blemmydes, der größte Gelehrte seiner Zeit, hat den Kronprinzen Theodoros erzogen und gebildet. Weich, eindrucksfähig, demütig beim Tadel seines Lehrers, stiller Gelehrsamkeit zugeneigt, so erscheint Theodoros vor seiner Thronbesteigung. Im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit, kraftvoll trotz seiner Krankheit, bewußt der Inselstellung des Griechentums („nur das hellenische Element selbst hilft sich und steuert bei von seinem Besitze"), so erscheint Theodoros II. Laskaris als Kaiser (1254—58), der sich Weichheit und Fürsorge für Freunde, so vor allem für seinen Ratgeber Georgios Mutzalon bewahrt hat, aber mit finsterer Entschlossenheit ablehnt, „klein beizugeben und die Spannkraft der Herrschaft lockern zu lassen". Die Slawenbewegung unter dem Zaren Michael Asen hat er nach einem glänzenden Winterfeldzuge durch den Frieden von 1256 zurückgedrängt.

Für seinen Sohn Johannes IV. Laskaris hat Michael Palaiologos* als „Despotes" die Regentschaft übernommen, bis er schon am 1. Jan. 1259 zum Mitkaiser ausgerufen wurde.

Q. Das neubyzantinische Reich (1261—1453).

Am 15. August 1261 hält Michael VIII. Palaiologos seinen Einzug in Konstantinopel. Die „böse Krankheit" des Lateinertums, wie die Griechen (Niketas) sich ausdrückten, war überwunden; das „edelste Glied", das „Schmerzenskind der römischen Kirche", war „zur Schmach des lateinischen Namens" in Verlust geraten, wie Pabst Urban IV. (1261—64) urteilte. Michael bedarf seiner Feldherrngabe gegen die Lateiner in Morea, gegen Epeiros, die Serben und Bulgaren, wie gegen Karl von Anjou. Nicht bloß, daß er im Kampfe gegen Michael II. Angelos von Epeiros Joannina 1265 erwirbt und Anfang April 1281 durch die Schlacht bei Berat (Albanien) Karl von Anjou mattsetzte, auch seine diplomatische Kunst, welche die Genuesen gegen die Venezianer ausspielt, dem Anjou allenthalben Feinde erstehen läßt und die Kurie aus dem Kampfe gegen Byzanz ausschaltet, ist meisterhaft. Die Vertreibung der Abendländer aus allen byzantinischen Gebieten, die Vernichtung der westlichen Barbaren soll möglich gemacht und jedem künftigen Angriffe vorgebeugt werden durch eine Einigung mit dem Papsttume. Das sizilianische Königtum und die Kurie ringen um Byzanz, und in diesem Ringen siegt zunächst — Byzanz selbst. Gegenüber jener Zeit (1261), da Wilhelm von Villehardouin zum Kreuzzuge gegen Byzanz aufruft und hierfür der Papst in Frankreich, Polen, Aragon predigen läßt und die dreijährige Besteuerung der jungen Geistlichen verwenden will, welch ein Abstand zur Gegenwart (6. Juli 1274), da das Symbolum von Griechen und Lateinern wieder gemeinsam gesungen wird und die griechischen Gesandten die Teilnahme des griechischen Kaisers an einem Kreuzzug auf öffentlichen Plätzen verkünden sollen! Die Kircheneinigung war mit der Anerkennung des Primats von Rom, des Ausgangs des heiligen Geistes von Vater und Sohn (vgl. S. 78f.) und der Wirksamkeit des Opfers mit ungesäuertem Brote zur Tatsache geworden; wie Papst Gregor X. sagt: „was niemand für möglich hielt ohne weltliche Bedingung". Die griechische Geistlichkeit sträubte sich allerdings schwer gegen die Einigung unter solchen Bedingungen; aber Michael wußte sie niederzuhalten. Der Patriarch von Bulgarien

* Alexios III. Angelos (S. 96)
|
Irene 23. Febr. 1200 Alexios Palaiologos
Andronikos Palaiologos

Michael VIII. Palaiologos, * 1227, † 11. Dez. 1282 Martha, 1258 als „Zauberin" gemißhandelt
G. Theodora Dukaina (Nachkommen: S. 108)

und der Primas von Serbien unterwarfen sich gleichfalls und werden nun durch kirchliche Einfügung in das Rhomäerreich wieder stärker an Byzanz gefesselt. Der gewaltige Bund, den Karl von Anjou am 3. Juli 1281 zu Orvieto schloß, um das lateinische Kaisertum zu erneuern, schien freilich gefährlich; er sollte mit Venedig und seinem Schwiegersohne, dem lateinischen Titularkaiser Philipp von Courtenay, dem Sohne Balduins II., unter Mitwirkung der Kurie zur „Wiederherstellung der Macht des apostolischen Stuhls" führen. Schon hatte Karl die Geräte zur Belagerung Konstantinopels bestellt und für 1283 den gewaltigen Zug festgesetzt, als sich gegen diese schweren Auflagen am 30. März 1282 die Sizilianer erhoben („Szilianische Vesper"); mit ihnen hatte sich Peter III. von Aragon ins Einvernehmen gesetzt, der sich zu Palermo krönen ließ. So war Michael vor dem Herrn über Italien, Burgund und die Provence, dem Papst Martin IV. (1281—85) ein willfähriger Untergebner war, errettet.

Andronikos II. (1282—1328) hat dem Reich eine neue Kirchenordnung gegeben und der orthodoxen Geistlichkeit sich zugewandt. Dem untergehenden Reiche war die Söldnerplage nicht erspart geblieben; die sengenden Katalanen erschienen fürchterlicher als die Türken, auch als sich die Hidalgos 1311 in Athen und Theben einen festen Wohnsitz schufen. Ein Streiflicht auf die Furcht vor ihnen und die hohe Ehrung tapferer Verteidiger wirft die Gesandtschaftsreise des Rhetors Thomas Magistros, mit dem Mönchsnamen Theodulos, der im Namen der Stadt Thessalonike den Kaiser zwischen 1314 und 1318 eine Auszeichnung für den Feldherrn Chandrenos erbittet. Damals wohl hat der Mönch Joseph aus vornehmem Geschlechte von der Insel Ithaka sein großartiges Nachschlagewerk des Wissens geschaffen. Ein mit wertvollem Bildschmucke versehnes Hochzeitslied auf die Hochzeit Andronikos' II. (mit der Tochter Stephans V. von Ungarn?) gibt uns ein lebendiges Bild der damaligen Hoftracht. Michael VIII. trägt eine runde, perlenbesetzte Krone, die Höflinge weiße Mützen mit Streifen als Abzeichen des Rangs; die Frauen haben Zöpfe oder lange wallende Haare.

Noch einmal hat die byzantinische Kunst in dieser Zeit der vorübergehenden Erholung Großes geschaffen: die Mosaiken der Kachri-Djami, früher Moni (τῆς χώρας = fuori le mura), mit ihrem Leben des Herrn und dem Marienleben, natürlich, frisch, mit persönlichen Gesichtern, als ob Petrus ein ägyptisches Bildnis wäre, voll Bewegung, als ob westliche Blutmischung auch die Kunst aufgefrischt hätte, so ganz anders als die gleichzeitige Miniaturmalerei (Buch Hiob; Barlaam und Josaphat in Paris). Wie ein Gegenstück aus diesem reichen Leben mutet uns die Schar der Bettelbichter an, geistig hochstehender Menschen, die wie Manuel Philes gut geschliffne Lobhudeleien jedem zur Verfügung stellen, der ihren Hunger und Durst stillt und sie mit einem russischen Pelzmantel bekleidet. Eine Schicht unnützer Tagediebe, die sich für wirkliche Arbeit zu gut dünkt, verderbter Klienten, die durch ihr Kriechen auch die Patrone vergiften — für dies Byzanz ein bezeichnender Typus.

Andronikos III. (1328—41) ward von der Bulgarengefahr befreit, da der Serbenfürst Stephan V. (IV.) Uroš (3.; 1320—31) den Zaren Michael von Bdyn (Widdin) bei Velbuzd (Köstendil; 28. Juni 1330) schlug. Aber an ihre Stelle trat nun die Gefahr des serbischen Großreichs, das der Sohn Stephans, Stephan Dušan (1331—55), gründete. Es umfaßt große Teile Makedoniens und Illyriens und nimmt auch das von Andronikos dem Haus Angelos 1334/35 abgenommne Epeiros in sich auf (s. die Geschichtskarte im II. Kap.). Glücklicher war Andronikos in der Gewinnung von Chios (1329), Lesbos (1336) und Phokaia (1340). Dem unmündigen Johannes V. (1341—76 und 1379—91) und dem Megas Dux (Oberadmiral) Alexios Apokaukos stellte sich bald der Großdomestikos Johannes VI.

Kantakuzenos gegenüber, der mit Unterstützung der Bulgaren, Türken und des Statthalters von Epeiros, Joannes Angelos, am 3. Febr. 1347 in die Hauptstadt einzieht. Wir dürfen es dem Kantakuzenos glauben, daß er weniger der eignen als der gemeinsamen Wohlfahrt halber sich entschloß, Kaiser der Rhomäer zu werden, und dem so gewaltigen Knäuel von Widerwärtigkeiten standgehalten hat: ein maßvoller, vornehmer Staatsmann in schwerer Zeit.

Aber wie kläglich war die Macht von Byzanz geworden! Unzusammenhängende Stücke der Balkanhalbinsel und einige Inseln bilden „das Reich". Das Gebiet der Hauptstadt und Thrakien (ein Dreieck von Sozopolis über Adrianopel bis Christopolis) bilden den Kern. Thessalonike mit der Chalkidike, Stücke des walachischen Thessaliens und des albanesischen Epeiros, das Despotat von Misithra stellen drei weitere, unzusammenhängende, teilweise ganz von Serbien umschloßne Provinzen dar. Von den Inseln gehörten seit 1269 Keos, Seriphos, Sifanto, Sikino, Polycandro, Nio, Skyros, Skiathos, Chelidromi, Lemnos, seit 1310 Skopelos, von 1333—46 Chios und Samos, von 1337—57 Kefalonia, Zante, Ithaka, dauernd Lesbos zum griechischen Reiche. 1346 ward Stephan Dušan zum „Zaren der Serben und Griechen" gekrönt. Mit Hilfe der Venezianer und Serben auf der einen, der Türken auf der andern Seite bekämpfen sich die beiden Kaiser, von denen Johannes VI. den Osmanen den Weg nach Europa bahnt.

Auf dem Berg Athos (S. 86) hatte sich inzwischen in dem Klosterstaate die Askese in ihrer schwärmerischsten Ausprägung ein Heim geschaffen, das bald für die Griechen ein nationales Heiligtum wurde. Von den Omphalopsychiten (Nabelschwärmern) geht der Hesychastenstreit aus, eine Gegenbewegung der griechisch-nationalen Theologie gegen das Eindringen der westlichen Scholastik. In dem Siege der Hesychasten ist auch der Bruch mit dem Westen gegeben. Das Hesychastenwesen ist die letzte folgerichtige Entwicklung der griechischen Mystik, die zurückgeht auf Simeon den Jüngern (um 963—1042), der die Lehre vom Schauen des ungeschaffnen Lichts, somit die Lehre vom Schauen der göttlichen Wesenheit aufstellt. Der Westgrieche Barlaam von Kalabrien, der allein die aristotelische Logik und die daraus sich ergebenden Vernunftbeweise zur Erkenntnis Gottes gelten lassen will, hat sich gegen die Mystik des Athos in der schärfsten Weise ausgesprochen. Auch mit den Gründen des Thomas von Aquino wird diese morgenländische Versenkung durch Gregorios Akyndinos bekämpft, verteidigt dagegen von Gregorios Palamas, der schon 1347, von Johannes Kantakuzenos gestützt, eine Rolle spielt, auch Beziehungen zum Zaren Stephan Dušan anknüpft. Fäden ziehen sich auch von der alten Sekte der Paulikianer (S. 68) und der Bogumilen zu den Palamiten, von wo die Beeinflussung bis zur russischen Sekte der Strigoljiki reicht. Daß der Palamitismus siegte, wozu jedenfalls der leidenschaftlich theologisierende Johannes VI. Kantakuzenos mithalf, hat die Kluft zwischen Morgen- und Abendland gewaltig erweitert, aber auch den kirchlichen Zusammenhang des Griechentums um so fester geschmiedet. Gegen diese religiöse Mystik machte nun allerdings im Lande selbst eine sittliche Gegenbewegung Front. Die idiorhythmischen Klöster, in denen jeder nach seiner Weise leben, wo jeder Eigentum erwerben kann, kommen damals auf; die monarchische Klosterverfassung macht keiner demokratischen, sondern einer aristokratischen Verfassung Platz, in der die beiden Epitropen bloß Verwaltungsausschuß der Synaxis von fünfzehn Brüdern sind. Das sittliche Gemeinschaftsleben blüht empor. Interesse für Klassiker und Philosophie meldet sich und nimmt sichtlich zu.

Kaiser Manuel II. (1391—1423) erlebte nach der Eroberung Bulgariens durch die Türken eine förmliche Blockade Konstantinopels. Die Hilfeleistung des Abendlands hatte verschiedne

Erfolge; aber die furchtbare Niederlage von Nikopolis durch Bayezid I. (beschrieben durch Johann Schiltberger aus München; vgl. Bd. VII, S. 217) beendete den Kreuzzug. Morea wurde den Türken tributpflichtig; doch der französische Hilfszug unter Marschall Boucicaut (S. 129) erreichte die Befreiung der Hauptstadt. Der Kaiser, französischer Pensionär, der Gedichte auf französisch-flandrische Teppiche macht, der Patriarch russischer Pensionär: so standen die Dinge, als der Mongole Timur (Bd. II, S. 178) das Reich Bayezids zerstörte (1402). Emir Mohammed I. hielt seit 1413 mit Manuel Frieden!, der mit seinem Sohn* in Morea Ordnung schuf, freilich auch mit den Venezianern sich verfeindete, die ihm 1419 Monembasia entrissen.

Die Taktik der Türken, byzantinische Thronprätendenten bei sich aufzunehmen, ward nun auch von den Byzantinern gegen die Türken angewandt, freilich mit so geringem Glücke, daß Byzanz 1422 einen großen Sturmangriff nur mit Mühe zurückschlug; dabei wurden zum ersten Mal im Oriente von den Türken Kanonen verwendet. Eine schauerliche Verwüstung Moreas folgte. Zweifelsohne ein hochbegabter und gewandter Stilist, der das geistliche Lied und das Kirchenlied pflegte, das Christentum in 26 Dialogen gegen den Islam verteidigte, in allen ritterlichen Künsten erfahren, ein Meister der Rede: so ist Manuel an einen unglücklichen Posten gestellt. 1423 vom Schlage getroffen, geht er in das Kloster, wo er am 21. Juli 1425 stirbt. Er wird wohl kraftvoller ausgesehen haben, als ihn die saftlose Malerei des 15. Jahrhunderts auf dem Titelbilde der von ihm dem Kloster zu Saint-Denis geschenkten Handschrift des heiligen Dionysios (jetzt im Louvre) darstellen konnte. An ihn und an seinen Sohn Theodoros II., den Despoten von Morea, richtete Gemistos Plethon seine beiden Schriften über die politische und soziale Wiedergeburt der Peloponnesos. Ausgehend von der Unverfälschtheit der dortigen hellenischen Bevölkerung schlägt er vor, die Bevölkerung in Krieger und Landwirte zu teilen. Kapitalisten, Vorstände und Obrigkeiten würden der dritten Klasse zugeteilt. Ausgeschlossen will er wissen von allem Anteil an öffentlichem Einkommen die Leute, die sich der stillen Betrachtung überlassen und ein beschauliches Leben führen. Man solle eben von der Hände Arbeit und nicht von frommen Erpressungen leben. Alles Privateigentum wird Gemeingut; jedem gehört der Acker nur so lange, wie er ihn bearbeitet. Das Verstümmeln von Verbrechern will er abschaffen und statt dessen Zwangsarbeit einführen. Wie in alter Zeit aber solle die Münze abgeschafft und die Einfuhr mit Baumwolle, ein Beweis für den Überfluß, bezahlt werden. Erzeugnisse, die man im Lande notwendig braucht, dürften nur unter schweren Abgaben ausgeführt werden. In heftigster Weise zieht er in der zweiten Schrift

* Andronikos Palaiologos (S. 105)

Michael VIII. Palaiologos

Andronikos II., † 13. Febr. 1332 — Eudokia, 1282 G. Johannes II. v. Trapezunt — Eulogia

Michael IX., * 1277, † 1320 — Alexios II. (1297—1330) — Maria; 1272 G. Konstantin Asên v. Bulgarien

G. Xenia (Maria) v. Armenien

Andronikos III., † 1341 — Manuel, † 1320

Johannes V., † 16. Febr. 1391 — Maria, 1337 G. Michael, S. Stephan Dušans v. Bulgarien

Andronikos IV., * 1346, † 1385 — Manuel (II.), 1391—1423, † 21. Juli 1425 — Theodoros (I.) von Misithra (1384—1407)

Johann VII. 1376—90, † um 1408 — Johann VIII. 1423—48 — Theodor (II.) von Misithra, † 1448 zu Selymbria — Konstantin XI. Dragases * 1405, † 1453, zu Anchialos u. Mesembria, s. 1443 in Misithra, Kaiser s. 1449 — Andronikos, 1414 Statthalter in Thessalonich — Demetrios (II.), Despot von Morea, † 1470 — Thomas, Despot v. Morea, † 1465

(*Νόμων συγγραφή*) gegen die Offiziere zu Felde, die zugleich Kaufleute seien. Die dreifache Abgabe: Arbeitsleistung, Geldsteuer und Naturalsteuer, erinnert an die dringende Notwendigkeit einer Steuerregelung.

Ein jämmerlicher Kleinstaat ward dieses Romäerreich unter Johannes VIII. (1423 bis 1448) im Besitze der kleinen Bosporoshalbinsel und ein paar Städten, aber für diesen Besitz zinspflichtig. Thessalonike fällt 1430 den Türken zu, während Morea allerdings ganz griechisch wird. Noch einmal tönt das Heilungswort: Einigung! Aber nicht bloß der zäheste Gegner der Union, Markos Eugenikos, erklärt in Florenz: Ich unterschreibe nicht, komme, was da möge. Auch das Volk geht auf die Florentiner Union von 1439 nicht ein. Trotzdem hat Eugen IV. den Kreuzzug predigen lassen, der zum Sieg am Kunovitz bei Nisch (24. Dezember 1443), aber auch zur Niederlage von Varna (Warna; 10. November 1444) führte. Trotz der schweren Niederlage in Morea (4. Dezember 1446) wird diese Halbinsel Anfang 1447 gegen Zins den Palaiologen belassen. In der Hauptstadt unterhält man sich noch vortrefflich. Große Prozessionen, religiöse Zeremonien, dramatische Darstellungen in der Sophienkirche werden abgehalten, wie diese Bertrandon de la Brocquière beschreibt. Ab und zu werden noch allergnädigst Gesandte empfangen, wie der ragusanische Gesandte Ser Volzius de Bavalio, den man mit Geschenken und Privilegien entläßt. Man war sich in Konstantinopel offenbar der großen Gefahr und des nahen Untergangs nicht bewußt.

Im ruhmvollen Kampfe gegen die Türken fällt der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin XI. (1449—53), der auf dem Wefaplatz im Norden der Stadt bestattet wurde; noch lebt dort die Erinnerung an den letzten Palaiologen. Nicht bloß Griechen schildern den tragischen Untergang. So recht ein Zeugnis der Weltstellung der Hauptstadt trotz der Kleinstaatgröße des Reichs liefern die Berichte der Angehörigen der verschiedensten Nationen. Venezianer (Nicolò Barbaro), Florentiner (Jacques Tedardi), Brescianer (Ubertino Puscolo), der genuesische Podestà, ein armenischer Mönch, der Pater superior der Franziskaner zu Galata, Slawen (der Janitschare Michael, ein Serbe aus Ostrovitza) schildern die für Augenzeugen so eindrucksvollen letzten Schicksale von Byzanz. Griechische Volkslieder, die Hoffnung geben („Euer wird es wieder werden, wenn die Zeit und Stund' erfüllet"), und Kunstpoesie (*Ἅλωσις Κωνσταντινουπόλεος*), die ganz Europa aufrufen will, damit die durch eigne Sündenschuld Gefallne wiedergewonnen werde, beschäftigen sich damit. Vier Geschichtschreiber behandeln das Aufkommen des Türkentums oder den Untergang des Griechentums: Laonikos Chalkondyles, ein vornehmer Athener, der 1446 an Murad II. als Gesandter ging, beschreibt die Zeit von 1298 bis 1463; an Herodot und Thukydides gebildet, hat er der emporsteigenden Größe des Osmanenreichs seine Bewunderung nicht versagen können. Dukas, Sekretär des genuesischen Podestà von Phokaia, schildert die Jahre zwischen 1341 und 1462. Georgios Phrantzes, der Großlogothet, 1454 türkischer Gefangner, flieht nach Venedig und Rom; im Gegensatz zu Chalkondyles ist er von glühendem Hasse gegen die Türken erfüllt. Kritobulos von Imbros schreibt eine Geschichte des Emir Mohammed II. (bis zum Jahr 1467), ein Nachahmer des Thukydides und im ganzen ein Verehrer der Türken.

Die Gräzisierung der Balkanhalbinsel, Kleinasiens, Syriens und Ägyptens war von Byzanz als Fortsetzung der Gräzisierung des helleniſtischen Zeitalters versucht worden. Das Volkstum jedoch, auf dem das byzantinische Reich ruht, ist so wenig zahlreich, daß wir in den Vorwurf der Schwäche, die Byzanz in dieser seiner Aufgabe gezeigt habe, nicht einstimmen können. Wohl wäre der Gewinn für die moderne Entwicklung ungeheuer gewesen, wenn es

Byzanz gelungen wäre, aus der Balkanhalbinsel ein einheitliches griechisches Sprachgebiet zu schaffen und so eine Fülle von Hindernissen für Völkerentwicklung und Völkerfrieden aus der Welt zu schaffen. Aber bei der schwachen Grundlage, die das griechische Volkstum selbst für das byzantinische Reich geliefert hat, waren frühzeitig so starke Anleihen bei fremden Völkern notwendig, daß nur noch einerseits der Staatsgedanke, anderseits die griechische Kirche zusammen mit der Kultur das einigende Band für diese verschiedenartigen Bestandteile des byzantinischen Volkstums gebildet haben. Kriegerisches Talent hat militärische Organisationen in diesem Staate geschaffen; Schätze der griechischen Vergangenheit hat die Fülle des Wissens im byzantinischen Reiche wenigstens festzuhalten versucht, wenn auch nicht immer zu beleben vermocht. Theologische Kämpfe haben in langhundertjähriger Fehde das vollkommen selbständige Gebäude der griechisch-orientalischen Kirche gezimmert. Aber ein griechisch-byzantinisches Volkstum im weitesten Sinne des Worts haben diese Ansätze auf der Balkanhalbinsel *nicht* geschmiedet. Die griechisch-orientalische Kirche ist ihrem Wesen nach national und vermochte daher auch im weitern Entwicklungsgange die nationale Selbständigkeit den übrigen Nationen (Bulgarien) nicht vorzuenthalten. Das gewaltige Schrifttum, das byzantinisches Geistesleben uns hinterlassen hat, weist die seltsamsten Kurven der Entwicklung auf.

R. Die Verbreitung griechischer Kultur nach Italien.

Der (S. 107) bereits genannte Barlaam von Kalabrien, dem Euklid, Aristoteles und Platon nach dem Zeugnis des Kaisers Kantakuzenos vertraut sind, hatte am Hofe von Avignon Freundschaft mit Petrarca geschlossen, und dieser hoffte, in das Griechische durch jenen eingeführt zu werden. Boccaccio hat, was Petrarca nicht erreichte, durchgesetzt und das Griechische durch Leontios Pilatos erlernt, welcher der erste griechische Professor im Westen (Florenz) wurde. Der eigentliche Begründer des *griechischen Studiums in Italien* ist Manuel Chrysoloras. Von der Begeisterung, die damals Italien durchwehte, gibt Leonardo Bruni aus Arezzo Zeugnis, der Tag und Nacht für die große griechische Litteratur schwärmt. Kardinal Besarion spielt in Rom eine hervorragende Rolle. Cosimo von Medici und Papst Nikolaus V. wetteifern miteinander, Handschriften zu sammeln und Übersetzungen zu schaffen.

Die *Wirkung* dieses griechischen Studiums und der zunehmenden Kenntnis der Schätze des klassischen Altertums — weniger die Wirkung der griechischen Künstler (Maler Markos 1313, Demetrios 1371 in Genua, Georgios 1404 in Ferrara, Beziehungen der Benediktinermönche von Subiaco zu griechischen Malern) — ist in früherer Zeit vielfach *übertrieben* worden. Es schien, als ob Renaissance und Humanismus diesen Gesandten, Künstlern und Flüchtlingen aus Konstantinopel ihren ganzen Ursprung verdankt hätten. In Wahrheit hat diese Renaissance, die mit Dantes „Vita nuova" bereits einsetzt, vielmehr eine *Renaissance der Barbarenkraft* als eine der Antike bedeutet. Es ist richtig, daß die Renaissancen der Antike, die Byzanz durchgemacht hat, zu ausschließliche Bewahrung des Alten gewesen, zu oft gekommen sind und gegen tiefer gehende Wirkung gleichsam geimpft haben; im Gegensatze dazu verdankt dem Studium des Altertums die italienische Renaissance viel. Trotzdem ist in neuerer Zeit mit vollem Rechte vor einer Überschätzung der Wirkung der Antike auf das neue Leben, an dessen Eingang die „Vita nuova" sinnbildlich steht, gewarnt worden. Im Gegensatze zum Byzantinismus und in der Rückkehr zur Natur hat gerade Giotto die neue Kunst geschaffen. Die Schätze der Vergangenheit bedürfen der Kraft der Gegenwart, daß diese nicht ihr eignes geistiges Leben unterdrückt fühlt, sondern die innersten Seelenkräfte durch große Anregungen entfesseln läßt.

3. Neugriechenland.

A. Die Türken als Erben des byzantinischen Reichs (1453—1821).

Auch die türkischen Stämme haben sich der Beeinflussung durch Byzanz und den Westen nicht entziehen können. Die wilden Seldjuken zwar, die in der Wut der Zerstörung Arsakiden und Sasaniden weit übertrafen, haben sich in ihrem kleinasiatischen Großreiche nicht byzantinische Kunst, sondern Persien zur Lehrmeisterin gewählt (vgl. S. 59); aber schon die dem Seldjukenreich entsprossnen Teilfürstentümer standen in engen Beziehungen zu Byzanz und zu den westlichen Herrschaften des Orients. Noch sind die Fädenmassen, die vom alten Boden und seiner politisch-kulturellen Organisation zu den neuen Herren sich spinnen, nicht genügend durchleuchtet. So viel aber sehen wir, daß im Gegensatze zur Teilerhaltung der Themenverfassung auf europäischem Boden die byzantinische Einteilung in Kleinasien verwischt worden ist, weil sich die ältere ethnographische Gliederung als stärker erwies. Schon die aus dem seldjukischen Reiche hervorgehenden zehn Teilfürsten besitzen die Landschaften mehr oder weniger in ihrer alten Abgrenzung: Saruchan Lydien, Aidin Jonien, Mentesche Karien, Tekke Pamphylien und Lykien; die Namen dieser Fürsten haben sich in den Benennungen der Sjalets erhalten. Zwischen diesen turkmenischen Fürsten und ihren Nachbarn wurden nun viele Beziehungen angeknüpft; der Herzog von Naxos, die Genuesen von Chios und Phokaia, die Gattilusio von Metelin zahlen Saruchan Tribut. Wie feindselig auch diese Turkmenen gegenüber Byzanz sich verhielten, das riesige Anwachsen des osmanischen Teilfürstentums führt doch dazu, daß mit Andronikos III. Palaiologos zu Phokaia (1327) Saruchan und Aidin ein Bündnis schließen.

Aber noch mehr: die Thatsache, daß damals, etwa 1328, die Osmanen (vgl. S. 120 und 122) Münzen schlagen, drängt die andern Teilfürsten gleichfalls zur Münzprägung. Schon die türkische Fürstenreihe der Danischmende von Kappadokien hatte von 1100 ab Jahrzehnte lang Münzen zuerst mit griechischer Inschrift und dem Christusbilde genau nach dem Muster der Münzen Tankreds von Antiochien, später ohne dies Bild und mit griechisch-arabischer Inschrift prägen lassen. Nun werden von den Nebenbuhlern der Osmanen die gigliati (nach den Lilien auf dem Kreuze der Rückseite), die Karl II. von Anjou (1285—1309) und sein Sohn Robert (1309—42) prägen ließen, nachgeahmt. Wir kennen nur die Münzen des Fürsten Saruchan: „moneta que fit in Manglasia“ (Magnesia), die des Enkels Aidins, Omar Begs: „moneta que fit in Theologos“ (nach Ἅγιος Θεόλογος, dem heiligen Johannes, war Ayasoluk auf der Stätte von Ephesos benannt worden) und die Menteschs (geschlagen von Urchan [Orchan] zu Palatia-Myus mit schlechter lateinischer Schreibung); vermutlich aber haben auch die andern Turkmenenfürsten Kleinasiens den Osmanen nacheifern wollen. Seltsam mutet uns dabei an, wie diese begeisterten Islambekenner nicht bloß ihr Bild, wie die Angiovinen auf den Mustermünzen, prägen lassen, sondern sich auch mit der Krone auf dem Haupte, dem Zepter und der kreuzgeschmückten Kugel abbilden ließen, ja die Rückseite mit dem Lilienkreuze versahen. Stellten zuerst Münzer westlicher Herkunft diese Geldstücke her, so haben dann auch ungeübte Einheimische, die die lateinische Inschrift nicht verstanden, die Nachahmung versucht.

Das Teilfürstentum aber, das die andern Wettbewerber zu so engem Anschluß an westliche Kultur trieb, das osmanische, hat in seinem größten Organisator Alâ ed-dîn (vgl. S. 114 und 122) gleichfalls westlichen Einflüssen gehorcht. Schon Familienverbindungen haben die byzantinische Kultur nähergebracht: die erste Gattin Urchans (vgl. S. 120 und 126) war eine Griechin,

die also die Mutter Murads I. wurde; die Tochter des Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos, Theodora, wird gleichfalls mit Urchan (1346) vermählt, der nun in die Thronstreitigkeiten des Nachbars eingreift. Übersehen läßt sich die Beeinflussung der Osmanen durch byzantinische und westliche Entwicklung noch nicht ganz. Schwierigkeiten ergeben sich daraus, daß, wie die Seldjuken in ihrer Kunst persische Bestandteile aufzuweisen haben, so die türkischen Stämme auch in andern Lebenskreisen (z. B. gerade in der politisch-sozialen Gliederung) aus dem ehemaligen Sasanidenreiche manches herübergenommen haben werden. Die Lebendigkeit türkisch-persischer Beziehungen ist schon frühzeitig groß: haben die Perser zur Zeit der Ilchane (Bd. II, S. 175; III, S. 367) militärische Ausdrücke namentlich dem Türkischen entlehnt (yagna Plünderung, ugraq Gepäck, urdu Lager; auch die Ausdrücke für Armee, Wache, Zelt, Waffe), so ist persischer Einfluß auf die Turkstämme in religiöser Beziehung bis auf den Parsismus zurückzuführen (persisch isdan Gott, iczda im Codex Cumanicus, magyarisch isten; persisch pahlivan, türkisch palvan Heiliger; persisch djadu, türkisch djada Zauber). Bezeichnungen des höhern Kulturzustands wie türkisch chasineh, der Schatz, stammen aus dem Persischen (gaza); ebenso ist die Übernahme des Sterns und des Halbmonds von den Sasanidenmünzen vollkommen klar.

Seit den Zeiten der türkischen Prätorianerherrschaft unter den Abbasiden im 9. Jahrhundert (Bd. III, S. 335) und seit den Tagen des Sultans Mahmud von Ghazna (Bd. II, S. 410), des Begründers dauernder islamischer Religionsherrschaft in Indien und knickerigen Gönners Firdusis (Bd. III, S. 345), muß diese Durchdringung persisch-türkischer Entwicklung besonders stark geworden sein. So erhebt sich naturgemäß die Frage, ob die bei den Türken als Grundlage der Militärverfassung nachweisbare Lehensordnung nicht auf persischen Einfluß zurückzuführen ist (wie dies schon für das Wort timar = kleines Lehen versucht worden ist), oder ob die byzantinischen Soldgüter das Vorbild für die türkischen Ziamete und Timare (die großen und kleinen Lehen) gebildet haben, oder ob wir in der Lehensordnung eine alttürkische Einrichtung erkennen müssen, oder ob westliche Feudalverhältnisse mustergebend waren. Sicher ist, daß die Parther eine Vasallenordnung gekannt haben (die Auffassung der Vasallen als Sklaven ist ebenso falsch, wie wenn man in den vassi des Westens Sklaven sehen wollte); sicher ist weiter, daß in Persien unter den Sasaniden in den Landgrundbesitzern, den Dikhanen, ein ritterlicher Adel bestanden hat, der die schweren Reiter zu stellen hatte und als eine Art von Lehensadel bezeichnet werden darf, weil er in den Landgemeinden Schutzrechte ausübt. Unter dem Mongolen Ghazan (1295—1304; Bd. II, S. 176) findet dann eine Neuordnung der Lehensverhältnisse auf persischem Boden statt und eine Einführung von Münzen an Stelle des Papiergelds (Bd. III, S. 368), so daß hier eine Renaissance alter Lehensordnung das Muster für die neue türkische hätte liefern können. So schiene vieles für persische Beeinflussung zu sprechen. Aber es zeigt sich, daß in den Gebieten, wo sich alttürkisches Wesen am reinsten erhalten hat, in den Chanaten von Khokand und Chiwa, ein deutlich ausgeprägtes Lehenssystem vorhanden ist, da bei den Uzbegen (Özbegen) der Adel (Spahi) unter den kleinen Grundbesitzern (Nöker) die Aushebungen veranstaltet. Da in diesen von fremden Einflüssen schwerlich berührten Gebieten unverfälschten Alttürkentums nur bodenständige Entfaltung angenommen werden darf, stehen wir vor dem Rätsel: haben die doch wohl iranischen Parther einen Einfluß der Turkstämme aufzuweisen, oder geht hier nur parallele Entwicklung unabhängig nebeneinander her, die bei der Behauptung weiter Gebiete durch ein an Zahl geringes Herrschervolk an den verschiedensten Orten des Erdkreises zu beobachten ist? Und für die Ausbildung des Lehenswesens von Europa, wo in Südfrankreich um 930 zum erstenmal das Wort feodum auftaucht,

nimmt man im allgemeinen fremden Einfluß an: ist dieser im Oriente zu suchen? Allerdings ist die etymologische Angleichung (feodum — arabisch faida Nutzen, Ertrag) als unbrauchbar abzulehnen. Ebenso unhaltbar ist der noch von Karl Hopf angenommne Einfluß westlicher Feudaleinrichtungen auf die türkische Lehensordnung.

Gewisse Einzelprägungen türkischer Lehen lassen sich byzantinischem Einfluß überweisen. Die türkischen Lehensgüter sind ebenso wie die byzantinischen Soldgüter (*φία*) im Werte genau bestimmt: die Ziamete sollen einen Wert von mehr als 20,000 Aspern (= 500 Piaster oder 10,000 Para) besitzen, die Timare einen Wert unter 20,000 Aspern, wie bei den byzantinischen Soldgütern nach der Novelle des Kaisers Konstantinos VII. Porphyrogennetos (S. 84) der Wert für die Reiter und die bessere Flottenmannschaft auf 4 Pfund Gold, für die übrigen Seesoldaten auf 2 Pfund Gold bestimmt wird (bei Nikephoros I. auf 4 Pfund und für die Schwerbewaffneten auf 12 Pfund). Diese Soldgüter bestehen mindestens noch 1345, wie das Gesetzbuch des Harmenopulos beweist, können also in dieser ihrer Teilung recht wohl mustergebend für die bei den Türken längst bestehenden Lehen gewesen sein. Genau so wie die byzantinische Einrichtung den tiefsten Geist des westlichen Lehenswesens, die erbliche und wechselseitige Treue nicht aufweist, so auch die türkische; aber die Türken haben aus ihrem Geiste des Mißtrauens heraus auch die Erblichkeit der großen Lehen nicht übernommen, sondern den Söhnen großer Lehensträger kleine Lehen zugewiesen.

Daß das byzantinische Recht des Grundeigentums überhaupt unter türkischer Herrschaft weiter bestanden hat, läßt sich von vornherein erwarten und an manchen Beispielen erweisen. Das Näherrecht (*προτίμησις*; S. 66) im engern Sinne des Vorkaufsrechts des Nachbarn ist in das türkische Recht zum mindesten schon im 16. Jahrhundert übergegangen (As Schifaat). Weniger Bedeutung haben mit Rücksicht auf die Allgemeinheit einiger Rechtsgrundsätze (man vergleiche die Gesetze Hammurabis; S. 67) die türkischen Bestimmungen über den Wiederanbau verlaßner Äcker (Ihya el-emwat), wie sie sich in Leons III. *Νόμος γεωργικός* (S. 66) finden; keine Übertragung braucht zu sein das jus talionis, das von den isaurischen Kaisern betont worden war (S. 67) und im türkischen Strafrecht (Al Djinayat) eine Rolle spielt.

Schon für 1263 wird uns für einen seldjukischen Sultan die Verleihung eines Lehens (Timar) bezeugt; auf Timurtasch, den Befehlshaber der eroberten europäisch-byzantinischen Gebietsteile unter Murad I. (1359—89), wird nun die genaue Ausbildung des schon bestehenden Lehenswesens zurückgeführt. Das durchaus militärische Lehenswesen, dessen Ertrag „Kampfpreis" heißt, ist in der Weise eingerichtet, daß kleinere Lehen (Timare) von den Statthaltern verliehen werden, größere (Ziamete) nur von der Zentralgewalt. Die Besitzer der großen Lehen haben später 15 Reiter zu stellen, die Inhaber von Timaren 2 Reiter: aus dem Verhältnisse von Ziameten und Timaren läßt sich in den sechs griechischen Provinzen das Verhältnis von Groß- und Kleingrundbesitz ersehen. Da zwischen Ziameten und Timaren in Morea das Verhältnis 1:3, in Epakto aber 1:22 besteht, so hat sich dort starker Großgrundbesitz erhalten, während hier ausgesprochner Kleinbesitz vorherrscht (Negroponte 1:15, Thessalien 1:5, Kartili = Aetolien 1:22, Akarnanien 1:10, Joannina 1:5). Liegt also eine uralt türkische Stammesordnung vor, so hat byzantinischer Einfluß sie vermutlich in festere Formen gebracht.

Byzantinische Einflüsse lassen sich aber auch sonst im türkischen Staate nachweisen: die alte Anschauung, als ob alles in Grund und Boden zerstört worden wäre, was an byzantinischen Einrichtungen vorgefunden wurde, erweist sich, je tiefer die Kenntnis dringt, desto mehr als vollständig unrichtig. Die Gesamtteilung der Regierung in die europäische und

asiatische Abteilung (τῆς Δύσεως und τῆς Ἀνατολῆς) ist in Rumili und Anatoli beibehalten worden. Der Eparch der Stadt Konstantinopel (Stambul = ᾽ς τὴν πόλι [Lokativ]), die ein selbständiges Verwaltungsgebiet bildete, hat sich im türkischen Reich als Šehrimaneti erhalten. Die Tschausche (Σιαούς bei Anna Komnena, Huissiers), die mit silbernen Stäben erscheinen, woran silberne Ketten klirren, sind den Manglaviten des byzantinischen Hofes nachgebildet, so daß der Tschausch-Baschi (μέγας τζαούς) dem Vorsteher der Manglaviten entsprochen haben wird; wie die Protomanglaviten in Byzanz, werden in der ersten Zeit des osmanischen Großreichs immer die Tschausche als außerordentliche Gesandte verwandt; der Name wandert dann nach Byzanz.

Der amtliche Briefwechsel der ersten Emire und Sultane wird in einem sonderbaren Griechisch geführt, wofür die Letztforderung an die Venezianer 1570 ein Beispiel gibt. Eine Anzahl von griechischen Ausdrücken, mit denen das türkische Reich arbeitet, ist auch der Empfangsschein für die betreffenden Einrichtungen. Der Defterdar hat seinen Namen vom griechischen διφθέραι (Haut, dann Buch); der griechische Ausdruck für die Kanones wurde ins Türkische übernommen (Kanun, Kanun-nameh; vgl. unten, S. 122); eine Reihe von Bezeichnungen weist auf die Anknüpfung an byzantinische Finanzeinrichtungen: κομμέρκιον aus commercium = gümrük Maut, τόπος = tapu Grundzins, δημόσιον Fiskus = bulgar. dimosija, armen. dimos, δῆμος = dimos, das verpachtete Erträgnis in Geld oder Korn, μαγγάνα = mangane aktschessi Faßgeld (nicht Preßgeld). Bezeichnenderweise stammt Efendi (Herr) aus dem Griechischen; ἀφέντης = αὐθέντης. Selbstverständlich hat das Türkische in Hausbau, Hauseinrichtung und Seewesen die Ausdrücke für die neuen Begriffe dem Griechischen entnommen (Hof, Fundament, Dach, Fenster, Riegel; Seemann, Fähre, Galeere, Befrachtung, Ruderpflock, Strand, Golf, Hafen, Leuchtturm, Sturm, Nordwest, alle Fischarten). Münzen, Maße und Gewichte hat man gleichfalls teilweise aus Byzanz. Schon die frühe Reichsorganisation, die unter Urchans jüngerm Bruder und Wezir Alâ ed-dîn geschaffen wurde, ist nur aus der Erkenntnis der hervorragenden Bedeutung westlicher Kultur zu erklären. Die starke Betonung des Münzrechts als eines Souveränetätsrechts wird im Hinblick auf das Zusammentreffen mit westlicher Herrschaftsauffassung veranlaßt worden sein; die Einrichtung eines stehenden Heers nach griechischem Muster, später aus Christenkindern (S. 121) zeigt die Wertschätzung der eroberten und noch zu erobernden Länder. Der Westen ist endlich gleichsam das große Publikum, angesichts dessen man die Frage der Kopfbedeckung (S. 19) mit Ernst behandelt. Der im byzantinischen Reiche fortlebende griechische Mimos (vgl. S. 25) ist in dem vielleicht den Chinesen abgelauschten Karagöz (Schattenspiel; S. 124) der Türken wieder erstanden, worin sogar der große Herakles als Köroglu, Sohn des Blinden, erscheint, der den Löwen besiegt.

So ist die Laufbahn des osmanischen Volks nicht bloß als eine Ausbreitung der Herrschaft, sondern auch als eine Aufnahme fremder Kultur- und Volksbestandteile aufzufassen. Seit der Zeit, da sie sich um 1300 bei Sögud (Σαγουδάους bei Anna Komnena) in der Nähe des alten Dorylaion festgesetzt hatten, sind bis zur Besetzung von Byzanz nur anderthalb Jahrhunderte verstrichen. Wenn wir nur die Jahreszahlen ihres Vordringens überblicken (sie haben 1326 Nikomedien und Brusa erobert, 1330 Nikäa, nach 1340 das alte Mysien, 1358 Gallipoli, 1360 Ankyra, 1361 Adrianopel, 1362 Philippopel, 1385 Belgrad, bis 1393 den größten Teil Kleinasiens), so staunen wir über die Angriffskraft des Volks. Die Zertrümmerung des osmanischen Reichs durch den Tataren Timur ward rasch überwunden: schon ein halbes Jahrhundert später erliegt Konstantinopel der osmanischen Sturmkraft, die unter

Mohammed II. (1451—81) ihren Höhepunkt erreicht, aber noch unter Selim II. (1512—20) dadurch Förderung erhält, daß dieser oberster Religionsherr wird. Dabei sind die volksfremden Bestandteile wirklich einverleibt: schon zum Jahr 1334 sagt Marino Sanudo, Kleinasien sei bis auf Philadelphia turkisiert; ja bereits die Kreuzfahrer und Byzantiner des 12. Jahrhunderts machen unangenehme Erfahrungen, indem sich die Griechen des südlichen Kleinasiens (am See Punguſa) für die Hochasiaten entscheiden. Auf den innigen Verkehr in späterer Zeit weisen die dem Türkischen entnommnen griechischen Wörter hin, die für Stoffe (Damast, Taffet, Saffian), Pflanzen (Hyazinthe, Jasmin, Flieder, Krokus, Veilchen), Kleidungsstücke (Schuhe, Pluderhose) und Schmucksachen (Halsband), Spiele (Schach und Würfel), Berufe (Fleischer, Blechschmied, Gemüsehändler und Zunft selbst), Kriegswesen (Gewehr, Kugel, Patronen, Pulver) aufkommen. Auf den Gegensatz freilich deuten die Schimpfwörter (faul, dumm, bucklig, schwatzhaft), und heiter stimmt die Wahrnehmung, daß gerade Streit, Gewalt, Schererei und Nepotismus aus dem Türkischen fließen.

Der türkische Stamm hat so viel westliches Blut in sich aufgenommen, daß seine ganze anthropologische Erscheinung umgeformt wird und das Türkentum, wie es sich in den Chanaten erhalten hat, vollständig vom Osmanli abweicht: dieser schneidet seine Beziehungen zum Osten entzwei, indem er jenes mit Turk (= grob, roh) bezeichnet (vgl. unten, S. 120). Damit ist das weltgeschichtliche Los der Osmanen besiegelt: des Nachschubs, des Zusammenhangs und der Erneuerung vom Osten beraubt, bleibt das Osmanentum innerlich doch dem Westen fremd, und das Reich erstarrt in noch höherm Maß als sein byzantinischer Vorgänger. Ein erratischer Block auf den Gefilden Europas, harrt es der Zeit, da kräftige Hände es nach Asien zurückschieben und der echte Erbe des Byzantinertums die Hagia Sophia wieder in Besitz nimmt.

B. Das Königreich Griechenland (von 1832 ab).

Sowohl unter dem ersten Königreiche* (1832—62: Otto von Bayern; vgl. Bd. VIII, S. 149) als unter dem zweiten Königreiche (von 1863 ab Wilhelm von Dänemark als Georgios I.) schwankt das Land zwischen Versuchen äußerer Ausbreitung und innerer Festigung. Die unterm 16. März 1844 gegebne Verfassung schafft den Parteien Gelegenheit, in unfruchtbarem Kampfe, der eine Karikatur parlamentarischen Lebens darstellt, jeden Fortschritt zu lähmen. Eine hervorragende Ursache innerer Wirren bildete die kretische Frage 1866—69 und 1897. Die Berliner Konferenz hat 1881 Thessalien und einen Teil Albaniens Griechenland zugesprochen (s. die Karte „Türkei und Nachbarländer nach dem Berliner Vertrag" auf der großen dreigliedrigen „Karte zur Geschichte der europäischen Türkei" im II. Hauptabschnitte). Die Geldnot, die 1893 zum Staatsbankbruche führte, ist durch den Größenwahn der Halbgebildeten, die die größte Rolle im Lande spielen, ebenso verschuldet wie der Ausbruch des griechisch-türkischen Kriegs, der die Unfähigkeit der obersten Heeresleitung wie die Unzulänglichkeit der militärischen Durchbildung erwies. Die ausgezeichnete Verwendung der Reiterei und der Reserven durch Edhem Pascha, die glänzende Ausbildung der türkischen Artillerie haben auf der andern Seite den Krieg rasch zur Entscheidung gebracht. Der am 4. Dezember 1897 unterzeichnete Friede zwischen Griechenland und der Türkei brachte Griechenland eine Grenzregelung, die namentlich im Peneiosthale starke Verluste zur Folge hatte (zwischen Larissa und Trikkala), und

* Als Abfall von der Osmanenherrschaft hat der griechische Freiheitskampf, insofern ein integrierender Bestandteil der türkischen Geschichte, seine Schilderung im II. Hauptabschnitte gefunden; soweit Westeuropa daran beteiligt war, sind S. 114—116 und 120—122 des VIII. Bands heranzuziehen.

die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 4 Millionen türk. Pfund (75 Mill. Mk.), ferner eine Entschädigung von 100,000 türk. Pfund für die Eigentümer im Gebiete des Kriegsschauplatzes. Nach dem II. Artikel des Vorfriedens vom 18. September hat ein fremder Schuldenkontrollausschuß in Athen die Finanzgebarung zu überwachen.

Die Schwierigkeiten, zu geordneten Verhältnissen zu gelangen, sind zweifelsohne außerordentlich groß; doch kann, nachdem der endlosen Abwechslung der Ordnungs- und der Abenteurerpartei (Trikupisten und Delyannisten) durch die Zersprengung der Delyannisten (1903) wahrscheinlich ein Ende gesetzt ist, die Hoffnung um so mehr Platz greifen, als das Volk, das sich rühmt, eines Blutes mit Sokrates zu sein, endlich die Wahrheit des Spruches des Sokrates einzusehen scheint: „Wenn ich eine Flöte wiederherstellen lassen will, gehe ich zum Flötenmacher, wenn ein Schiff, zum Schiffsbauer, für den Staat aber scheint jeder zu taugen.“ Wie gering die Erzeugnisse des nur zu einem Siebentel bebauten Bodens bisher sind, beweist die Zusammenstellung des Jahrs 1901, worin der Ausfuhr (im Werte von 67,2 Millionen Drachmen), und zwar unter anderm von Korinthen (23,1 Millionen Drachmen), Feigen (3,4 Millionen Drachmen), Tabak (4,4 Millionen Drachmen), Öl und Oliven (6,6 Millionen Drachmen), eine Einfuhr von 122,8 Millionen Drachmen (darunter 34,1 Millionen für Getreide) gegenübersteht. Die Einfuhr von Geweben im Werte von fast 19 Millionen Drachmen erweist den Tiefstand der Industrie, die hierin Erzeugnisse im Werte von nur 1,3 Millionen Drachmen auszuführen in der Lage ist, während für andre industrielle Bedürfnisse 57 Millionen an das Ausland gezahlt werden müssen.

Gewöhnung an Thätigkeit, Schulung in mitteleuropäischer Arbeit, Unterweisung in Bodenbestellung und Einbeziehung der brachliegenden Gebiete in den Ackerbau, vor allem aber Zurückdrängen der noch immer herrschenden Halbgebildeten (in Politik und Zeitungswesen) durch die Hochgebildeten (vgl. Bd. VIII, S. 543) und durch die teilweise noch gesunde, wenn auch arbeitsungeübte untere Bevölkerung, damit auch Lahmlegung des ekeln Großsprechertums, das sich in Redereien und inhaltslosen Prunkgebäuden (Akademie der Wissenschaften und Bibliothek) gefällt, eiserne Zucht in Büreaukratie und Heer — das kann das Land retten, dem wir alle für seine einstigen, unvergänglichen Leistungen tiefste Dankbarkeit schulden.

II. Die europäiſche Türkei und Armenien.

Von

Profeſſor Dr. Heinrich Zimmerer.

1. Die Anfänge des osmanischen Reichs.

A. Die Herkunft und die Schicksale der Osmanen bis zum Jahre 1360.

Die Wurzeln osmanischer Kraft und türkischen Volkstums liegen, wie noch heute, so seit dem Anfange des osmanischen Staats in Asien. Deshalb kann der Geschichtschreiber der europäischen Türkei nicht umhin, von den Ufern des Bosporos beständig seine Blicke nach Sonnenaufgang zu richten, von woher jenes kriegerische Volk gekommen ist, das, über ein Drittel-jahrtausend der Schrecken der europäischen Welt, noch heute den Diplomaten des Abendlands mit der „orientalischen Frage" das Rätsel der Sphinx aufgibt (vgl. Band IV, S. 44).

Über die Herkunft der heutigen Türken sind wir seit der Auffindung der „Orkhoninschriften" am obern Jenissei in Sibirien (1889/90; vgl. auch oben, S. 46) so gut unterrichtet, daß wir ihre Ahnen sicher zu der rein mongolischen Rasse rechnen dürfen. Seit ältesten Zeiten bildeten ihre Nomadenstämme gewisse feste staatliche Gesellschaften, die nicht nur mit ihren Nachbarn, den Chinesen, in wiederholtem Grenzstreit ihre Kräfte maßen, sondern die auch, wie aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. inschriftlich bezeugt ist, über ein gewisses Maß asiatischer Bildung verfügten, ja sogar eine Art von Schrifttum besaßen. Im ganzen und großen ist es aber Thatsache, daß der ungeheure Länderumfang zwischen dem Baikalsee und dem Kaspischen Meere seit Jahrhunderten der barbarische Tummelplatz der nomadischen Turk- und Tatarenstämme gewesen und geblieben ist; während dieses langen Zeitraums sind in Ost- und Westturkestan, jener unerschöpflichen Wiege der Völker, alle kriegerischen und friedlichen Eigenschaften im Keim ausgebildet worden, die man noch heute, trotz tausendfacher Kreuzung mit arischem, hamitischem und semitischem Blut, an dem Volke der Türken wenigstens in Kleinasien deutlich erkennt. Wir meinen die Tugenden des Kriegers, der auf den Ruf der Trompete gehorsam sein Zelt auf- oder abschlägt, sein kleines Pferd auf- oder abzäumt, seinen Feldkessel hinstellt, wo er gerade lagert, und, mit dem Bescheidensten vorlieb nehmend, als Sohn der Steppe auf dem Boden kauernd, sein einfaches Mahl zu sich nimmt, mit unendlicher Geduld alle Mühen des Marschs und der Wanderschaft erträgt, fromm und gottergeben der aufgehenden Sonne sich im Gebete zuneigt, alle Pflichten der Gastfreundschaft übt, wo er sich als Herr und Meister fühlt, aber wo er Widerstand findet, in der Art seiner Brüder (der Awaren und Hunnen, der Petschenegen, Seldjuken und Mongolen) mit der Grausamkeit des Steppenjägers seine Opfer hinschlachtet und das Land verwüstet, daß der Halm abstirbt, wohin nur sein Fuß tritt.

Wie viele dieser Vorstöße von Osten nach Westen im Laufe der Zeiten von den Reiterschwärmen der Türken und Turkmenen durch die Niederung des Aral- und Wolgagebiets nach Europa und des Amu- und Sir Darya nach Persien, Afghanistan und Indien geschehen sind, das kann keine Forschung mehr feststellen. Wir wissen, daß sie schon im 8. Jahrhundert den

Islam angenommen, daß sie das Reich der Kalifen in Persien über den Haufen gerannt haben, selbst in Indien eingedrungen und lange, ehe sie in Kleinasien und Europa erschienen, unter Iraniern und Semiten als Herrscher- und Soldatenvolk aufgetreten sind. Noch in der Zeit, da sie in Mittelasien lebten, etwa 1209, sollen sie den Halbmond als Wappenzierde und Fahnenbild von den Chinesen angenommen haben, ein Sinnbild, das noch aus ihrem Gestirnsdienste vor Annahme des Islams stammte; vgl. jedoch oben, S. 112.

a) Die Osmanen in Kleinasien.

Ihr erstmaliges Auftreten in Kleinasien (vgl. Band III, S. 370) ist von der frommen türkischen Sage auf das Wunderbarste ausgeschmückt worden. Um das Jahr 1225 wanderte eine Horde von 50,000 Seelen unter ihrem Stammeshäuptlinge Suleimân oder Soliman (I.) vor dem Schwerte der Mongolen (Bd. II, S. 168) von Chorasan nach Armenien. Suleimans Sohn Ertogrul (1231—88) trat als Lehnsmann in die Abhängigkeit des Seldjukensultans Alâ ed-dîn Kai Qobâd (1219—36) von Ikonion (Konia), der ihm einen Landstrich in Bithynien anwies. Das schöne und reiche Thal Sögud, sieben Stunden von Eskischehir und zwölf von Lefke (dem alten Leuka am Sangarios), wurde die Wiege des Osmanenstaats. Es war die festgeschloßne, kriegerische Ordnung des neuen türkischen Lehnstaats in Kleinasien einerseits, die Schwäche des Byzantinerreichs in Asien und Europa anderseits, die morsche Verfassung der slawischen Balkanstaaten, die Uneinigkeit der christlichen Mächte des Abendlands, besonders der zunächst bedrohten: Venedig, Genua, Ungarn, Polen und Österreich, was das unerhörte Vordringen der einmal nach Europa gelangten Türken begünstigte. Aber die Waffen zu diesem Siegeslaufe waren in Asien geschmiedet. Osman I. (1299—1326), der Sohn des in Sögud begrabnen Ertogrul, folgte nicht wie sein Vater dem friedlichen Hirtenleben. Anfangs Gefolgsmann des Sultans von Ikonion, stand er bald an der Spitze eines Heers, errang sich seine Unabhängigkeit, schlug Geld (S. 111), machte sich zum Herrn eines großen Teils von Bithynien und erweiterte mit Hilfe seines Sohns Urchan das Reich durch die Eroberung von Brusa, Nikomedien und Nikäa (1326 und 1330). Obgleich er dem kräftigen Nomadenstamm der Türken angehörte, nannte er seine Krieger Osmanli, d. h. Söhne Osmans, was soviel wie Beinbrecher bedeutet. Die Moslemin von Anatolien, Mesopotamien und der europäischen Türkei, die das Andenken Osmans in Ehren halten, nehmen es noch heutzutage fast für eine Beleidigung, wenn man sie Türken nennt.

Emir Urchan (Orchan, 1326—59; „Sultan" nennt sich der Osmanenherrscher erst seit 1473) gilt als erster Ordner des türkischen Staats in Vorderasien. Dieser Ordnung verdankt das osmanische Heer, Reich und Volk seine unbesiegliche Kraft in Asien und Europa. Die Sitte Osmans, das eroberte Land in einzelnen Lehnsgütern (Timaren) an seine Waffengefährten zu verteilen, behielt Urchan bei; aber um eine straffere und einheitlichere Verwaltung zu erzielen, teilte er sein Reich erst in zwei, später in drei Militärdivisionen (Sandjaks) und gab durch die Gründung einer Miliz seinem Heer einen Kern, dem Staat eine Stütze.

Ertogrul und Osman hatten ihre Züge nur mit turkmenischen Reitern ausgeführt, die Akindji, d. h. Streifer oder Renner, genannt, im Ernstfall als die Reisigen ihrer Herren aufgeboten und dann wieder entlassen wurden. Sie erwiesen sich aber für die Belagerung fester Städte unbrauchbar; die ersten Eroberungen in Kleinasien waren mehr dem Verrate der byzantinischen Feldherren und Statthalter zu verdanken gewesen. Urchan hatte zuerst eine Truppe zu Fuß, und zwar eine stehende, besoldete, errichtet, die Yaya oder Piade, d. i. Fußgänger,

geheißen, täglich mit einem Akdje oder Silberkreuzer besoldet, zu zehn, hundert und tausend von je einem Dekurionen, Zenturionen und Obersten befehligt waren. Die Organisation war offenbar der byzantinischen Heeresverfassung nachgeahmt, die einst in der Themen- oder Provinzialeinteilung jenes Reichs Großes geleistet hatte (S. 64). Diese Truppe, durch den Sold übermütig gemacht, vergrößerte aber bald durch Ausschweifungen, Ungehorsam und übertriebne Forderungen die Unordnung, der ihre Einrichtung hätte abhelfen sollen. Da entschloß sich der Emir, gemeinsam mit seinem Bruder und Wezir Alâ ed-dtn, zu einer einzig dastehenden Gewaltmaßregel. Von dem Kadi oder Heeresrichter von Biledjik, Kara Chalil Tschenderli, ging der Gedanke aus, an Stelle des einheimischen Fußvolks eine bloß aus Christenkindern, die gewaltsam zum Islam bekehrt werden sollten, gebildete Truppe zu errichten. Religiöser Fanatismus hatte jedenfalls weniger Anteil daran, als kluge Berechnung und eine richtig erkannte Notwendigkeit. Denn vor allem war es wohl die mit ihrem bisherigen Nomadenleben genau zusammenhängende Untauglichkeit der Turkomanen zu einem geordneten Kriegsdienste zu Fuß, die Kara Chalil bewog, 1330 seine Augen auf die christlichen Unterthanen seines Herrn zu werfen. Das Auffallende des schnellen Gedeihens der Truppe lag übrigens vielleicht weniger in dem Zwange, der teils bei ihrer Begründung wirklich angewendet sein mag, teils aber auch durch den spätern Christenhaß im grellsten Lichte dargestellt worden ist, als in der Bereitwilligkeit, womit sich die durch die Ohnmacht ihrer byzantinischen Herren nach und nach in die trostloseste Verlassenheit und das tiefste Elend versunkne christliche Bevölkerung den Planen Urchans gefügt zu haben scheint. Denn weit entfernt, sich zu widersetzen, traten die jungen Christen (Adjem Oglan, unerfahrne Knaben), durch hohen Sold und andre Vorteile angelockt, nach und nach freiwillig und sogar auf Betreiben ihrer eignen Eltern in die neue Schar ein. Schmerzlich wurde die Blutsteuer erst viel später in Europa, besonders in Griechenland empfunden, für das sie einer Ausmordung gleichkam. Aber diese Byzantiner verdienten kein andres Schicksal. Denn hundert Jahre lang vorher hatten sie immer und immer geschrien: „Lieber wollen wir türkisch als lateinisch werden." Sie hatten ihre Wünsche erreicht. Die Truppe, Tscheri, wurde die neue, Jeni, genannt, und der Name der Janitscharen wurde bald auf den Flügeln des Siegs von Asien nach Europa getragen. Den Namen sowie die unterscheidende Form der weißen Filzmütze erhielten sie von dem Derwische Hadji Begtasch, dem Stifter eines noch heutzutage im ganzen osmanischen Reiche weitverbreiteten Mönchsordens und berühmten Klosters. Als Vorbedeutung reichlicher Verpflegung der neuen Truppe wurden, echt türkisch, die Namen ihrer Offiziere von den Bedürfnissen der Küche hergenommen. Der Oberste der Kammer, d. h. des Regiments, hieß Tschorbadji, d. h. der Suppenmacher, nach ihm die angesehensten Offiziere der Aschdjibaschi, d. h. der oberste Koch, und Sakabaschi, Wasserträger. In der blutroten Fahne strahlte der silberne Halbmond und das zweigespitzte Schwert Omars. Das Heiligtum des Regiments war der Fleischkessel, um den sie sich nicht nur zum Essen, sondern auch zum Beraten versammelten, und dessen Umsturz in der Folgezeit oft genug das Zeichen zur Meuterei gab.

Den Janitscharen wurde um diese Zeit, wahrscheinlich auch auf Alâ ed-dtns Betrieb, eine regelmäßige Reiterei zur Seite gesetzt, die gleich den Janitscharen besoldet wurde und ursprünglich in zwei Abteilungen zerfiel, die Sipahi oder Ritter und die Silihdare oder reisigen Waffenträger. Anfangs im ganzen nur 2400 Mann stark, bildeten sie, nach dem Vorbilde der schon von dem Kalifen Omar errichteten Ehrenwache der Fahne Mohammeds, vier Schwadronen, denen gleichfalls die Reichsstandarte anvertraut wurde, bis später unter Selim I. an deren Stelle die Fahne des Propheten trat.

Das Heer hatte Urchan geschaffen; sein Bruder Alâ ed-dîn, der Numa Pompilius der Osmanen, fügte zwei Einrichtungen hinzu, das Münzrecht und die Kleiderordnung. Diese, später noch für die Gläubigen bis ins kleinste ausgebildet, ging vor allem auf die Schaffung einer gemeinsamen Kopfbedeckung aus, der Filzmütze, aus der sich für die Türken der altarabische Turban entwickelte. Solche nach Staatserfordernis gegebnen Satzungen, „Fetwas", sind die vierte Quelle des islamischen Staatsrechts, die in keinem Widerspruche mit den drei andern, höhern stehen dürfen: dem Worte Gottes, dem Koran und dem Wort und Leben des Propheten, der Sunna, der Überlieferung, Auslegung und Entscheidung der vier ersten Kalifen oder vielmehr der vier großen Imame. Nur ihr Stillschweigen und ihren Mangel ersetzt sie unter dem Namen Urf, d. h. weltliche, willkürliche Gesetzgebung. Darum war und ist sie auch dem Wandel unterworfen; und die heutige moderne Gesetzgebung der Türken, die den tausend nicht im Koran begründeten Beziehungen der modernen Welt mit dem Oriente gesetzliches Genüge leisten muß, ist Urf. Das ist die Bresche, in die allein auf gesetzlichem Wege die europäische Gesittung hat eindringen können. Diese Satzungen wurden von früh an im osmanischen Reiche mit dem griechischen Worte für Richtschnur (kanon) Kanun benannt, und das kanonische Buch, das die Sammlung enthielt, hieß Kanun-nameh (vgl. S. 114).

Die einschneidendste Thatsache war aber für die ganze osmanische Geschichte die Thronfolge Emir Urchans (vgl. den „Stammbaum der osmanischen Emire und Sultane" auf S. 123). Urchan war nicht der älteste Sohn Osmans gewesen; sein Bruder Alâ ed-dîn war der ältere. Doch dieser, ein Gelehrter, ermangelte der kriegerischen Neigungen. Unmöglich konnte ein solcher Mann an die Spitze des werdenden Reichs treten, das nur in Kämpfen zu bestehen vermochte. Mit seiner Zustimmung hatte daher Emir Osman den kriegerischern Urchan als Nachfolger und Alâ ed-dîn (gest. 1333) als dessen Wezir bezeichnet. Die direkte Thronfolge war damit im Haus Osmans aufgehoben; sie stützte sich damit zugleich auf das arabische Recht (vgl. Band III, S. 322), wonach z. B. in der omejjadischen Familie nicht der Sohn, sondern der Bruder eines Fürsten als sein berechtigter Nachfolger galt: Mohammed selbst hatte keine männlichen Nachkommen hinterlassen, sondern nur eine Tochter, die Stammfrau der Aliden. Solange die osmanische Eroberung dauerte und das Volk sich noch mit dem umherziehenden Heere fast gleichsetzte, hätte man dessen Führung niemals einem Kind anvertrauen dürfen: ein Fall, der sonst leicht eintreten konnte, da die Emire noch wie schlichte Krieger, allen Gefahren ausgesetzt, mitfochten. In solchen Zeiten mochte es das beste sein, wenn nur kräftige Männer einander folgten, mochten sie auch nicht durch engste Bande des Bluts einander verbunden sein. Traten aber Ruhe und Stillstand ein und mit ihnen die mühsame und langwierige Arbeit an den friedlichen Aufgaben des Fortschritts, dann war die strenge Erbfolge erforderlich; dann sollte der Sohn vollenden können, was der Vater begonnen hatte. Dieser durfte dann auch anfangen, was er selbst voraussichtlich nicht mehr zu Ende zu führen vermochte, weil er das Bewußtsein hatte, es der eignen Familie zu hinterlassen. Sollte die Türkei jemals aus dem Erobererstaate wirklich zum Rechtsstaat und zur bildungsfreundlichen Vormacht des Islams werden, so war eine Änderung des Thronfolgegesetzes unerläßlich: das Seniorat mußte zur Primogenitur werden. Daß dieses bis heute noch nicht eingetreten ist, darf man als einen der Gründe dafür ansehn, daß das Reich verfallen ist.

Welcher Geist den werdenden Staat beseelte, dafür mag ein die osmanische Bildungsfähigkeit bezeichnendes Bruchstück aus dem „An die Kultur" überschriebnen Lobgedicht Aaschiks, des Zeitgenossen Urchans, zeugen (S. 124):

Der Stammbaum der osmanischen Emire und Sultane.

Suleimân (I.), um 1225

Ertogrul, 1231—88

1. Osman I. el-Ghazi (der Glaubenskämpe), 1299—1326, * 1259

Prinz Alâ ed-dtn, † 1333 — 2. Urchan (Orkhan), 1326—59

Prinz Suleimân, † 1358 — 3. Murad (Amurat) I. Chudawendkiar (der Herr), 1359—98, * 1319

4. Bayezid (Bajaseb) I. Yildirim (Jildirim; der Blitz), 1389—1402, † 1403 — Prinz Yakub, † 1389

Pr. Ertogrul, †1400 — Suleimân I., 1402—10 — 5. Mohammed (Mahomet) I. Tschelebi, 1413—21, *1387 — Pr. Isa, †1404 — Pr. Musa, 1410—13 — Pr. Mustafa, †1402

Enkel Urchan, † 1453

6. Murad II., 1421—51, * 1401 — Pr. Yusuf — Pr. Mohammed — Pr. Mustafa, * 1409, † 1422

7. Mohammed II. Buyuk (der Große) oder Fâtih (der Eroberer), 1451—81, * 1430

8. Bayezid II., 1481 bis 26. Mai 1512, * 1447 — Prinz Djem, *1458, †24. Febr. 1495 in Neapel

Prinz Ahmed, † 1513 — Prinz Korkud, † 1512 — 9. Selim I. Yauz (Jauz; der Strenge), 1512 bis 21. Sept. 1520

Prinz Murad — 10. Suleimân II. (Soliman I.) el-Kanuni (der Gesetzgeber), 1520—66, * 1495

Mustafa, † 1553 — Ibrahim, † 1553 — Djihangir † 1553 — 11. Selim II. Mest (der Trunkenbold), 1566—74, * 1520 — Bayezid, † 1561 — 4 Söhne, † 1561

12. Murad III., 1574—95, * 1546

13. Mohammed III., 1595—1603, * 1566

14. Ahmed I., 1603—17, * 1589 — 15. Mustafa I., 1617—17; 1622—23

16. Osman II., 1618—21, * 1605 — 17. Murad IV., 1623—40, * 1609 — Bayezid und Suleimân, † 1634 — 18. Ibrahim, 1640—48

19. Mohammed IV., 1648—87; * 1638 (42?), † 1692 — 20. Suleimân III. (Soliman II.), 1687—91 — 21. Ahmed II. Avdji (der Jäger), 1691—95, *1642

22. Mustafa II., 1695—1703, * 1664, † 1703 — 23. Ahmed III., 1703—30; * 1673, † 1736

24. Mahmud I., 1730—54 — 25. Osman III., 1754—57, * 1700

Mohammed Chan, †1756 — 26. Mustafa III., 1757—73, * 1717 — 27. Abd ul-Hamid I., 1774—89

28. Selim III., 1789—1807; * 1761, † 1808 — 29. Mustafa IV., 1807—1808, † 16. Nov. — 30. Mahmud II., 1808—39, * 1785

31. Abd ul-Medjid, 1839—61, * 1823 — 32. Abd ul-Aziz (Asis), 1861—76, * 1830

33. Murad V., 30. Mai bis 31. Aug. 1876, * 21. Sept. 1840, † 29. Aug. 1904 — 34. Abd ul-Hamid II., 1876—X, * 1842.

„Alle Formen, welche leer, sind ein Körper ohne Seele;
Aller Anbau in der Welt stellet vor die Weltenseele.
Durch Kultur wird Welt belebt, bleibt sonst Form nur, seelenlose.
Wissenschaft, der Seele Hauch, ist die Seele aller Seelen,
Ohne Wissenschaft ist tot und Gestorbnen gleich die Seele,
Durch die Wissenschaft beherrscht Menschenseele die Sultane,
Ohne Wissen Leben fehlt. Dieses ist ein Wort der Wahrheit."

Wenn man die ältern westtürkischen und seldjukischen Sprachdenkmäler (vgl. Bd. II, S. 154) unberücksichtigt läßt, so eröffnet zu Beginn des 14. Jahrhunderts Aaschik Pascha (gest. 1332) den Reigen mit einem größern mystischen Gedichte, das ersichtlich die Einwirkung persischer Poeten bekundet. Aaschik Pascha war ein weiser Derwisch aus dem Orden der Mewlewi, „der drehenden", der einige Dichter und als bedeutendsten den Stifter des Ordens selbst, den berühmten Djelal eb-dtn Rumi (Bd. III, S. 361), aufweist. Der Titel Pascha, den er führt, hat hier nicht die Bedeutung des höfischen Rangs als Wezir des Staats, sondern als Wezir im Reiche der Geister. In diesem Sinne finden wir viele Dichter als Scheich, Emir, Hünkiar (Monarch), Schah, Sultan betitelt. Die ganze Dichtung der Osmanen, ja selbst ihre heutige Schriftsprache, entstand unter dem Zeichen des Buchs; und mag auch ihren Vorfahren als Oghusen, Ghuzen oder Kunen (Bd. II, S. 157) ein Hauch von chinesischer Kultur angeflogen sein — von der geistigen Stammverwandtschaft ist nicht viel mehr geblieben als gewisse grammatische Fügungen und der „Karagöz(s)", ein — auf byzantinischem Boden den griechischen Mimos (S. 25) fortsetzender — Abklatsch des chinesischen Schattenspiels. Wo ihre Kultur nicht rein arabischem, d. h. religiösem Einfluß entstammt, schöpft sie doch aus arabisch-persischen Quellen. Am meisten ursprünglich und dem Humor des türkischen Bauernvolks angepaßt erscheinen einem die derben Schwänke des osmanischen Eulenspiegels, des Chodja Nasr eb-dtn, der als Geistlicher und Lehrer in Akschehir um die Zeit des vorletzten Seldjuken-Sultans Alâ eb-dtn Kai Qobâd (gest. 1307) und auch noch Timurs (gest. 1404) gelebt hat. Seine Schwänke sind in prosaischer Erzählung von jeher ungemein verbreitet gewesen und werden jetzt noch von Alt und Jung aller Gesellschaftskreise gelesen und vorgetragen. Friedrich Hirth hat die vielfachen Beziehungen des chinesischen Handels zum römischen und syrischen Reich und zum Abendland überhaupt geschildert, Edmund Naumann in seinem Buche „Vom goldnen Horn bis zu den Quellen des Euphrat" auf die Verwandtschaft der türkischen und japanischen Sprachen hingewiesen. In den zahllosen topographischen Umnennungen, die von den türkischen Naturvölkern an den uralten Sitzen persischer, griechischer und byzantinischer Bildung in Stadt und Land, Wald und Fluß, Berg und Thal vorgenommen worden sind, lassen sich die Urbilder im heutigen China wiedererkennen. Der byzantinische Einfluß blieb scheinbar vermöge der Glaubensverschiedenheit ausgeschlossen, äußerte sich aber doch auch in stofflichen, militärischen, politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen (z. B. im Eunuchentume), die er dem Sieger aufdrängte.

b) Byzanz vor 1356.

Das byzantinische Reich schien im Gegensatze zu seiner ältern Schwester im Westen, die unter den Hammerschlägen der Germanen längst zu Boden gesunken war, eine ewige Dauer zu versprechen. Seit seinem Begründer Konstantin und seinem Gesetzgeber Justinian hatte es sich in aufsteigender Linie bewegt. Das 10. Jahrhundert war eine Zeit der Wiedergeburt in bürgerlicher, wirtschaftlicher und kriegerischer, für das Griechentum auch in geistiger Beziehung gewesen. Das Reich hatte den Riesenkampf mit dem Islam glücklich durchgekämpft. Durch die

Unterwerfung der Slawen und die Erwerbung Armeniens hatte das byzantinische Reich 1025 einen Umfang erreicht, wie er seit Justinians Tagen unerhört war (s. die Karte bei S. 328 des III. Bands). Die mit Kraft gepaarte Milde des Kaisers Basileios, des „Bulgarentöters", hatte den Millionen slawischer Unterthanen die heimischen Einrichtungen und Freiheiten gelassen. Gleich nach ihm beginnt unaufhaltsam der Verfall des Reichs. Die adligen Großgrundbesitzer machten die folgenden Kaiser zum Spielball ihrer Laune, saugten die Provinzen Asiens und Europas aus, vernichteten den kleinen Bauernstand durch unerträgliche Steuern, raubten den Slawen ihre nationalen Vorrechte, übten in dem allmächtigen Senat einen lähmenden Einfluß auf die besten Generale aus und verloren durch den Einbruch der Seldjuken 1071 die besten Provinzen des Reichs in Asien: Kappadokien, Armenien und Ikonien (oben, S. 90; Bd. III, S. 349). Der Westen fiel den Normannen zu. Den Todesstoß aber, von dem sich Byzanz nie wieder erholt hat, erhielt es durch den lateinischen Kreuzzug 1204. Der Schatten des Kaisertums wanderte nach Nikaia aus, und, ein Schatten, kehrte es 1261 mit den Palaiologen nach der Stadt Konstantins zurück. Statt sich mit den jugendlich aufstrebenden Reichen der Bulgaren und Serben friedlich auseinanderzusetzen und zu retten, was noch zu retten war, nachdem die Formen des alten unbeschränkten Kaisertums unwiederbringlich in den abendländischen Lehnsstaaten der „Kreuzfahrer" untergegangen waren, jagten die romantischen Schattenkaiser dem Wolkengebilde der alten Großmacht, der „großen Idee" (Heinr. Gelzer) nach, die noch heutzutage die besten Unternehmungen der Hellenen hat scheitern lassen.

Dieser verderbliche Größenwahn wurde vergiftet durch das ödeste Mönchsgezänk, durch theologische Streitigkeiten und den glühenden Haß, den Patriarchen, Priester und Volk den „Lateinern" entgegenbrachten. Gleichzeitig mit dem Aufkommen der osmanischen Macht im Osten waren die slawischen Reiche im Norden emporgewachsen. Serbenkönige hatten die Oberherrschaft auf der Balkanhalbinsel errungen: die Macht des Bulgarenstaats (vgl. das erste Spezialkärtchen auf der „Karte zur Geschichte der Europäischen Türkei" bei S. 163) war 1330 besiegt worden, und als Stephan Duschan den Thron bestieg, da schien es, als ob es dem serbischen Großkönigtume beschieden wäre, das Vordringen der Osmanen über den Bosporos aufzuhalten. Aber die Slawen hatten keine Seemacht, um in dem erbitterten Handelskriege, der ein halbes Jahrhundert in den griechischen Gewässern zwischen Venezianern und Genuesen wütete, erfolgreich einzugreifen. Wiederholt brach Bürgerkrieg in Byzanz aus; der Palaiologe Johannes V. Palaiologos stützte sich auf die Venezianer und Serben, Johannes VI. Kantakuzenos auf die Osmanen. Schon 1336 hatte sich Andronikos, ebenso gewissenlos wie die christlichen Republiken Italiens, mit den Seldjuken Asiens gegen die Osmanen verbündet und dadurch die besten Städte Joniens verloren. 1353 siegten die Osmanen über die Serben bei Didymoteichos, und Kantakuzenos nahm seinen Sohn Matthaios zum Mitregenten an. Da starb Stephan Duschan 1355; mit ihm wurde die Hoffnung auf die Rettung Europas von dem Joche des Islams zu Grabe getragen. Serbische und albanische Häuptlinge rissen sich los, Bosnien machte sich unabhängig. So zerfleischten sich die Christen des Balkans, als die Stunde des Verhängnisses herannahte; in Verblendung rief 1356 Kantakuzenos die Osmanen selbst herbei. Da glaubte Urchan, im Besitze von Brusa, Nikaia und Nikomedia, den Augenblick gekommen, wo die glänzende Konstantinopolis und das schöne Griechenland jenseit des Hellesponts als ein durch seine Wehrlosigkeit lockendes Opfer vor ihm lag.

Auf zwei Flößen aus Baumstämmen, die durch Riemen und Felle verbunden waren, fuhr Kronprinz Suleimân mit 80 Tapfern nach Thrakien und bemächtigte sich des Schlosses

Thymbe (jetzt Tschini) durch Überfall. Die Eroberung von Kallipolis (jetzt Gallipoli) das Jahr darauf (1357, wenn wir der üblichen Zeitrechnung vertrauen dürfen) eröffnete das Thor für die Vergrößerung des Osmanenreichs in Europa. In volltönenden Siegesbriefen gab Urchan die frohe Kunde den seldjukischen Fürsten und übrigen Nebenbuhlern zu wissen; fortan gehörte es jahrhundertelang zu den prunkvollsten Stilübungen der osmanischen Staatskanzlei, solche Schreiben an Freund und Feind zu verfassen. Beinahe wäre es der Staatsklugheit des Kaisers Johannes VI. gelungen, von Urchan, dem er seine Tochter zur Frau gegeben hatte (S. 112), noch einmal Kallipolis zurückzukaufen, als ein Erdbeben alle Städte und Festen auf der Thrakischen Chersones in den Staub warf und die Türken kampflos in den Besitz des ganzen Landstrichs setzte, wenn wir dem kaiserlichen Geschichtschreiber glauben dürfen, der, 1355 abgesetzt, als Mönch auf dem Athos lebte und 1383 sein Leben in Misithra beschloß. Suleiman war noch vor seinem Vater Urchan auf der Falkenjagd gestorben. Sein Grabmal in Bulair (griech. Plagiari) am Ufer des Hellesponts blieb länger als ein Jahrhundert das einzige eines osmanischen Fürsten auf europäischer Erde und von allen Heldengräbern der Osmanen am meisten besucht als das des zweiten Wezirs des Reichs, des glücklichen Überwinders der Dardanellen.

B. Die Türken in Europa 1360—1450.

a) Murad I.

1360 setzte Emir Murad I. (1359—89) über den Hellespont. Schon das Jahr darauf eroberte er die wichtigen Festungen Tzurulon und Didymonteichos, und trotz tapferer Gegenwehr des Feindes wurde er Herr von Adrianopel, der zweiten Stadt des Reichs. Diese Stadt, am Zusammenflusse der Maritza mit ihren Nebenflüssen Arda und Tundscha gelegen, in einem fruchtbaren Thale, das mit allen Reizen des subtropischen Himmels, mit Wein, Rosenfeldern und Quittengärten ausgestattet war, wurde (hinter Brusa) die erste und nach dem Falle Konstantinopels die zweite Stadt des Reichs der Osmanen; in ihr erhob sich später die vielgefeierte Moschee Sultan Selims II., welche die Türken für die schönste des Islams halten. Brusa blieb fortan die gefeierte Begräbnisstätte der Sultane und stellt noch heute in ihren glänzenden Moscheen und Bädern die erste Blüte osmanisch-persischer Baukunst dar. Murads Wezire Lalaschahin und Ewrenos drangen im Thale der Maritza aufwärts; alles, Städte, Dörfer und befestigte Orte und das weite offne Land mit seiner ungeheuern Beute, fiel ihnen fast ohne Schwertschlag zu. 1363 krönte Lalaschahin seinen Siegeszug mit der Eroberung von Philippupolis (türkisch Filibe, bulgarisch Plovdio), das seit 1344 zum bulgarischen Reiche gehörte; Emir Murad ließ die wohlhabendste Stadt der Bulgaren als Vorhut seines täglich wachsenden Gebiets durch befestigte Anlagen erweitern, indem er vier große Syenitfelsen in den Mauerring einbezog und über die Maritza eine steinerne Brücke baute. Der Reichtum von Philippopel bestand damals vorzüglich in Reisfeldern, deren Ertrag der türkische Geschichtschreiber Sead ed-dtn für den öffentlichen Schatz allein auf 4 Millionen Aspern berechnet. Daß Murad bald darauf (1365) einen Vertrag mit der dalmatischen Republik Ragusa, die den Festlandshandel auf der Balkanhalbinsel beherrschte, geschlossen habe, ist spätere Erfindung.

Diesen Fortschritten der Osmanen gegenüber konnten die kleinen Christenstaaten sich zu keiner Einigung zusammenschließen; entbehrten sie doch eines stehenden Heers. Kaiser Johannes V. lebte in Hader mit seinem Sohn Andronikos. Als er 1365 in Trnowo an der Jantra, der alten Hauptstadt Bulgariens, ein Bündnis wider die Türken betreiben wollte, wurde

er von Zar Šišman (Schischman) gefangen gesetzt, bis ihn sein Vetter, Graf Amadeo VI. von Savoyen, befreite. Da reiste der bedrängte Kaiser nach Avignon, um die Kurie zu einem Hilfszuge zu veranlassen; unbesehen unterschrieb er die lateinische Unionsformel. Papst Urban V. kehrte mit ihm nach Rom zurück, wo sich der deutsche Kaiser Karl IV., die Königin Johanna von Neapel und der ritterliche König von Cypern, Peter I. von Lusignan, der seit 1362 die Höfe des Abendlands bereiste und am 1. April 1363 zu Avignon mit Johann dem Guten von Frankreich (gest. 1364) und Amadeo einen Kreuzzug gelobt hatte, doch, von den Mächten Europas ungenügend unterstützt, am 10. Oktober 1365 vorübergehend nur Alexandrien besetzte, eingefunden hatten und Stephan von Bosnien erwartet wurde. Aber es kam keine Einigung zu stande (vgl. hierzu neuerdings besonders W. Norden, Das Papsttum und Byzanz, S. 704). Wie tief war das Ansehn des einst allmächtigen Rhomäerkaisers gesunken: die venetianischen Bankherren, die ihm das Geld für die Reise nach Avignon vorgeschossen hatten, hielten ihn zu Venedig fest; Andronikos weigerte sich, für den verhaßten Vater, der 1369 zur römischen Kirche förmlich übertrat, zu zahlen, und erst sein jüngerer Sohn, Manuel, der in Thessalonike gebot, machte unter großen Opfern dem Vater 1370 die Heimkehr möglich. Johannes V. schloß seinen Sohn Andronikos 1371 von der Thronfolge aus und übertrug diese auf Manuel. Als Andronikos sich 1375 mit einem aufrührerischen Sohne Murads, Saudji, verbündete, ließ Murad den Türkenprinzen enthaupten und Andronikos blenden. Dieser aber fand die Hilfe der Genuesen, die 1376 ihm den Eintritt in die Hauptstadt erzwangen, den Vater entthronten und Andronikos IV. krönen ließen. 1379 entrann der alte Kaiser aus seinem Gefängnisse, flüchtete zu Murad, der ihn in die Hauptstadt zurückführte. Zwei Jahre später söhnte sich der Kaiser mit seinem Ältesten aus, schob aber 1385 nach dessen Tode den Enkel, Johannes VII., beiseite und übertrug die Reichsnachfolge dem geliebten Manuel.

Diese oströmischen Vorgänge bilden jedoch nur ein fast nebensächliches Zwischenspiel in dem gewaltigen Seekriege zwischen den beiden Republiken Venedig und Genua, dem erst der Turiner Friede vom 8. August 1381 eine Ende machte. Nicht weniger schlimm stand es in der Peloponnes. Von Thrakien war Murad westwärts bis zu den Balkanpässen vorgedrungen. Als er dann südwärts in das schöne Thessalien einbrach und sogar an den Thermopylen erschien, da rief ihn 1363 Roger de Lauria, der attische Statthalter des Königs Friedrich III. von Sizilien, zu Hilfe gegen die katalanischen Nebenbuhler im Besitz Athens, die Helene Fadrique von Aragon und den venetianischen Bailo (Statthalter; vgl. S. 96 und 139) von Negroponte auf Euböa. Als Rogers Bundesgenossen zogen die Türken sogar in die Stadt Theben ein, den Sitz der Regierung und ansehnlichsten Ort des Herzogtums Athen. Daraus konnte man deutlich sehen, bemerkt treffend Ferd. Gregorovius, daß auch die Spanier, die Katalanen und Sizilianer Fremdlinge in dem lateinisch-feudalen Griechenlande geblieben waren, mit dem sie kein Heimatsgefühl verband. Die Kunde davon verbreitete großen Schrecken im Abendland. Urban V. rief die Venezianer als Herren Euböas, den Erzbischof von Patras, alle Prälaten und Machthaber aus der Zeit des lateinischen Kaisertums, die Despoten von Misithra (Mistra; s. die Tafel bei S. 103) und Guido von Enghien in Argos zum Widerstand auf.

Auch im Norden regte sich die Gegenwehr auf das Betreiben des Papstes. Der griechische Befehlshaber von Philippopel hatte sich zum Könige von Serbien geflüchtet; nun verbündeten sich auf seinen Hilferuf die Könige von Ungarn, Serbien, Bosnien und der Fürst der Walachei zu einem gemeinsamen Zuge gegen die schon ihre Grenzen bedrohenden Türken. In Eilmärschen drangen sie bis an die Maritza zwei Tagereisen oberhalb Adrianopel vor, erlitten

aber in der Nacht vom 25. zum 26. September 1371 durch Hadji Ilbekis Überfall eine gräßliche Niederlage; ihr Heer wurde zersprengt und in den Fluß gejagt. Das Schlachtfeld heißt noch heute Sfirb-sindüghi, Serbierniederlage. Diese Schlacht ist die erste, in der Magyaren wider Osmanen fochten.

Hierauf folgten einige Jahre des Friedens. Diese benutzte Murad zur Vergrößerung des Reichs in Kleinasien. Mit Yakubs von Kermian Tochter schloß er 1381 die Vermählung seines erstgebornen Sohnes Bayezid (Bajasid), und die Prinzessin brachte dem Bräutigam K(j)utahia und sonstige wertvolle Bezirke des Seldjukenstaats zu. Bald darauf wälzten sich andre Truppen Murads unter Timurtasch über das Rhodopegebirge nach dem Axios bis an die Grenze Albaniens, wo sie die Städte Monastir (Bitolia) und Istip eroberten. Jenseit des Balkans lag Indje Balaban schon zwei Jahre belagernd vor dem festen Sofia (antik: Sardica), als endlich 1382 List zum Ziele führte. Sofia, der wichtigste Waffenplatz und Schlüssel zu Bulgarien, Makedonien und Thrakien, in der weiten, vom Isker durchströmten Ebene, an der Bojana prächtig gelegen, stand wieder aus seinen Ruinen auf.

Durch die Engpässe des Balkans brachen die Osmanen bereits in Bosnien ein, holten sich aber in den Schluchten und Bergen der Dinarischen Alpen wiederholte Niederlagen durch die verbündeten Bosnier und Serben. 1387 setzte sich Stefan Wuk Lazar aus Prizren mit 30,000 Mann drohend gegen Süden in Bewegung. Ehe Murad seine Streitmacht über den Balkan warf, den er zu seinem Erstaunen vom Gegner unbesetzt fand, feierte er noch mit großer Pracht in Asien mit seinen Truppen auf der Ebene von Jenischehir seine und zweier Söhne Vermählung mit byzantinischen Prinzessinnen und die Beschneidung seiner drei Enkel, der Söhne Bayezids. Auf dem Amselfelde (Kossowo Polje, westlich von Prischtina) kam es am 15. Juni 1389 zur entscheidenden Schlacht. Den Türken unter Emir Murad und seinem Sohne Bayezid standen gegenüber die Serben unter Lazar und seinem Neffen Wuk Stefan Branković von Prischtina, die Bosnier unter ihrem Könige Stephan Twartko (Tordko) und dem Woiwoden Vladko Hranii; neben ihnen kämpften die Kroaten unter ihrem Ban Iwan Horvat, dann Bulgaren, die dem Verderben ihrer Heimat entronnen waren, walachische Hilfstruppen und zahlreiche Albanesen. Beim Anbruche der Schlacht (nach einer andern Überlieferung: hinterher) wurde Emir Murad in seinem Zelte von dem serbischen Edelmann Miloš Obilić erstochen; aber auch Lazar fiel in Gefangenschaft und wurde mit vielen Serbenrittern an der Leiche Murads enthauptet. Seines Vaters Leiche bestattete der neue Emir Bayezid I. zu Brusa in der von Murad selbst erbauten prächtigen Moschee. Durch die Erdroßlung seines Bruders Yakub führte er jene traurige Übung ein, die, gestützt auf einen Vers des Korans, im Haus Osmans den Brudermord als gesetzliches Mittel zur Stützung des Throns verordnet.

b) Bayezid I.

Der neue Emir, Bayezid I. (1389—1402), konnte sich jetzt zur Eroberung Griechenlands rüsten (vgl. die Karte I zur Geschichte der europäischen Türkei, bei S. 163). Die Palaiologen behandelte er mit Hohn. Philadelphia, das allein in Kleinasien sein Griechentum und seine Unabhängigkeit bisher behauptet hatte, mußte sich ihm unter billigen Bedingungen ergeben (seitdem „Alaschehr“). Manuel war in seinem Gefolge. Diesen Umstand mißbrauchte Andronikos' Sohn, der mit Selymbria (jetzt Siliwri) und Thessalonike abgefundne Johannes VII., um seinen Großvater zu stürzen (1390). Manuel stellte zwar die Herrschaft seines Vaters wieder her; als aber Bayezid den alten Kaiser zwang, die begonnene Wiederbefestigung an den Mauern

der Hauptstadt einzustellen, starb Johannes VI. im Kummer ob dieser Schmach, 16. Februar 1391, nach einer ebenso langen wie ruhmlosen Regierung. Als der Sultan die selbstherrliche Besitzergreifung des Throns durch Manuel mit der Wegnahme von Thessalonike (1391), der Blockade der Hauptstadt und der Eroberung der bulgarischen Zarenstadt Trnowo nebst Widdin, Nikopoli und Silistria 1393 strafte, sah man, daß Bayezid ernstlich daran dachte, mit dem Schatten des Rhomäerreichs aufzuräumen. 1392 war schon sein Feldherr Ewrenos-Beg aus Seres (Serrae, seit 1373 türkisch) bis an den Isthmos vorgedrungen. Nerio Acciajuoli, seit 1385 an Stelle der Katalanen (S. 106 und 127) Herr von Athen, forderte die Venezianer fruchtlos zur Hilfe auf und rettete sich bloß durch Tribut und Unterwerfung. Seit diesem Augenblicke war das Verhängnis Athens nur noch eine Frage der Zeit. Der Metropolit Demetrios stand im Verdacht, aus Haß gegen die Lateiner die Türken herbeigerufen zu haben. Durch den Patriarchen von Konstantinopel wurde er abgesetzt; aber auch sein Nachfolger Makarios unterhandelte, von Nationalhaß verblendet, heimlich mit den Türken. Nerio Acciajuoli machte sich von Achaja frei und warf sich dem Könige Ladislaus von Neapel († 1414) in die Arme, der eben der großen Kreuzzugsliga Frankreichs, Venedigs, Genuas und des Papstes beigetreten war. Als Timurtasch die Unterstadt Athens besetzte, wurden die Türken durch die endlich zum Ersatz aus Euböa herangerückten Venezianer vertrieben. Vom Ende des Jahres 1394 bis Ende 1403 wehte das Löwenbanner von San Marco auf den Zinnen der Burg des Kekrops und dem Turme der lateinischen Kirche der heiligen Jungfrau auf der Akropolis.

Wie weit damals die Türken in Böotien und Attika eingedrungen sind, ist unbekannt. Nach Chalkondyles, der die Hauptquelle für den ersten großen Türkenzug ist, fand dieser durchaus noch vor der Schlacht bei Nikopoli statt. Ein Teil der Griechen stand mit den Türken im Bunde. Der Erzbischof von Phokis, Seraphim, soll als Verräter den Emir in diese schönen Jagdgründe gelockt haben. Helene Kantakuzen, die Witwe des letzten Fabrique von Salona (Amphissa; s. die Karte bei S. 163), öffnete die Thore der Stadt; ihre Tochter wanderte in den Harem Bayezids. Aber die Triumphe der Osmanen hemmte plötzlich die Kunde, daß Sigismund (Siegmund) von Ungarn, den der Kaiser Manuel zu seiner Rettung herbeigerufen hatte, sich mit einem glänzenden Heere französischer und deutscher Ritter der Donau nähere (vgl. Bd. VII, S. 217). Bayezid wandte sich von Gallipoli, von wo aus er die Hauptstadt blockierte, und Seres nach Norden, um sich dem Christenheer entgegenzuwerfen. In der Walachei stieß Fürst Mirza (Myrtscha), der im Herbst 1394 Bayezid über die Donau zurückgeworfen hatte, zu Sigismund. Am 12. September 1396 erreichten die christlichen Truppen Groß-Nikopoli am rechten Donauufer. Hier erfocht am 28. September Bayezids überlegnes Feldherrntalent einen blutigen Sieg über die Christen, bei denen der Übermut und die Zuchtlosigkeit der französischen Ritter jeden vernünftigen Schlachtplan hinderten. Die Folgen hatten die Christen der Halbinsel zu tragen. Ewrenos-Beg rückte gegen die Peloponnes, wo im rhomäischen Anteil der „Despot" von Misithra, Theodor Palaiologos (1384—1407; ein Sohn Johannes' V.), gebot. Bei Leondari im Quellgebiet des Alpheios am 21. Juni 1397 geschlagen, mußte er sich zu einem Jahreszins bequemen. Aber der wackere Fürst verband sich mit Venedig und den Rhodisern, denen er (1400—1404) Korinth und andre Festungen überließ.

Dem von neuem blockierten Kaiser Manuel kam 1399 auf seinen Hilferuf der französische Marschall Jean Le Meingre gen. Boucicaut zu Hilfe, der noch einmal die Umgebung der Hauptstadt von den Türken säuberte. Johannes VII. versöhnte sich mit seinem Onkel, und Manuel bereiste das Abendland, wo er überall glänzend empfangen wurde. Damals standen

die Venezianer noch auf dem Gipfel ihrer Macht. Dreitausend ihrer Handelsschiffe durchsegelten das Mittelmeer. 1386 waren sie sogar in den Besitz von Korfu gekommen, auf der Peloponnes hatten sie Lepanto, Patras, Methoni (Modon), Koron und Nauplia in ihren Händen; Negroponte und Kreta waren ihr Eigentum; schon 1355 hatte der Bailo von Konstantinopel den Senat ermahnt, sich kurzerhand des Erbes von Byzanz zu bemächtigen. Jetzt verloren sie aber Athen (Mai 1402); Antonio Acciajuoli sammelte Kriegsvolk in Livadia, dem stärksten Orte des Lands, und nahm Ende 1403 die Burg nach heldenmütiger Verteidigung.

Doch aller Blicke waren damals nach Osten gerichtet, wo einer jener Völkerstürme, wie sie einst Djengis-Chan angeführt hatte, unter Führung Timurs aus Asien hervorgebrochen war. Als der mongolische Herrscher von Samarkand seine Eroberungen westwärts (vgl. Bd. II, S. 180) ausdehnte, stieß er mit dem Emirate der Osmanen zusammen. Der Kampf der beiden Gewaltigen um den Besitz Vorderasiens wurde am 20. Juli 1402 in der mörderischen Schlacht von Angora entschieden; Bayezid selbst geriet in Timurs Hände und starb am 8. März 1403 in der Haft. Das türkische Reich lag für den Augenblick zerschmettert zu den Füßen des Chans von Samarkand; befreit atmete die Christenheit auf, als sich Timur von Brusa und dem im Dezember 1402 zerstörten Smyrna aus im Frühjahr 1403 wieder rückwärts wandte und den Hellespont nicht überschritt, da er außer 22 trapezuntischen Fahrzeugen keine Schiffe besaß; die erst von Murad, dann von Bayezid unterjochten seldjukischen Fürsten von Mentesche, Kermian, Aidin und Karaman setzte er als seine Vasallen in ihre Herrschaften wieder ein.

c) Das Wiederaufleben des Osmanenreichs nach der mongolischen Zertrümmerung (1. Hälfte des 15. Jahrhunderts).

Bayezids dem Blutbad entronnene Söhne kämpften zuerst untereinander um den Thron, den sie in Brusa und Adrianopel wieder aufrichteten; Brusa und Aidin (Güzel Hissar, das alte Tralles) sollten fortan in Asien die Hochburgen echtesten Türkentums werden. Diesen unwiederbringlichen Augenblick osmanischer Ohnmacht hat das christliche Europa verpaßt, zu sehr mit innern Kämpfen beschäftigt; das Papsttum war durch das Schisma gelähmt. Ehe noch Kaiser Manuel von Paris, wo er die Nachricht von der Vernichtung Bayezids erhalten hatte, heimgekehrt war, hatte sich schon des Gestürzten ältester Sohn Suleimân (Soliman I.) zum Emir in Adrianopel ausrufen lassen. Die griechischen Fürsten beeilten sich, ihr altes Lehnsverhältnis zur hohen Pforte herzustellen. Antonio Acciajuoli begab sich persönlich zu Suleiman, um ihn gegen Venedig um Hilfe im Streit um Athen anzurufen. Die Venezianer mußten unterm 31. März 1405 Antonio im Besitze von Athen belassen; er bequemte sich nur, sich ihren Vasallen zu nennen. Und doch geschah ihr Rückzug aus Attika zu einer Zeit, wo ihr Dominium in der Levante wieder im Steigen und ihr Übergewicht zur See noch unbestritten war. Während ihre Nebenbuhlerin, Genua, fast schon dem Untergange nahe war, stand die Beherrscherin der Adria unter ihren Dogen Michele Steno (1401—13) und Tommaso Mocenigo (1414—23) noch auf dem Gipfel ihrer Macht. Als sie daher jetzt mit den Mächten des Abendlands den Zeitpunkt versäumte, Nikopoli zu rächen, da erlahmte gar bald ihre Widerstandskraft vor den neugestärkt vordringenden Osmanen; unter dem Dogen Francesco Foscari (1423—57) suchte die vorsichtige Republik in dem Erwerbe der italienischen Terra ferma festere Grundlagen ihrer schwindenden und stets bestrittnen Macht zu gewinnen.

Die Kriege, welche die von Eifersucht und Haß gegeneinander entbrannten vier Söhne Bayezids um den Thron führten, haben ein Jahrzehnt gedauert. Es war ein Glück für das

Türkenreich, daß es zu keiner Teilung kam, sondern der Grundsatz des osmanischen Hauses, die dynastische Einheit, bestehen blieb. Suleiman (I.) wurde am 5. Juni 1410 auf der Flucht vor seinem Bruder Musa hinter Adrianopel umgebracht; diesem nahm sodann Mohammed I. (1413—21), der dritte und glücklichste der feindlichen Brüder, durch den Sieg auf der Ebene Tschamorlu, unweit Sofia (10. Juli), den Thron und das Leben. Mohammed, der mit Manuel eine feste Verbindung geschlossen hatte und mit ihm im besten Einvernehmen stand, gab ihm eine Anzahl durch Musa entrißner makedonischer und thessalischer Plätze, darunter das herrliche Thessalonike, zurück. Noch ein letztes Mal schienen etwas glücklichere Verhältnisse für die Rhomäer sich anzubahnen. Auch den übrigen Verbündeten der christlichen Liga: den Venezianern, Genuesen, Johannitern von Rhodos, dem Herzog Jacopo Crispo von Naxos, hatte der Emir erheblichen Zinserlaß, Handelserleichterungen und Gebietsabtretungen gewährt. Durch den Frieden mit den Osmanen gesichert, konnte der griechische Kaiser Manuel, dessen unruhiger Mitregent, Johannes VII., im Kloster gestorben war, die armseligen Trümmer seines Reichs besuchen. Den Winter von 1414 auf 1415 weilte er in Thessalonike, dem Besitztume seines Sohns Andronikos; dann half er seinem Sohne Theodor (II.), dem Despoten von Misithra, die widerspenstigen Barone und Toparchen der Peloponnes unterwerfen (1415). Zugleich betrieb er mit Eifer den Aufbau des Hexamilion, der Isthmosmauer, die, wie einst zu den Zeiten der Perser, ein Wall gegen die Barbaren werden sollte. Die zeitgenössischen Schriftsteller Georgios Phrantzes, Laonikos Chalkondyles, Gemistos Plethon und Manuel (oder Maximos) Mazaris staunten dieses Bollwerk an, als wäre es den berühmten Wällen Hadrians vergleichbar; doch sind sie bald belehrt worden, daß es für die Janitscharen nicht unersteiglich war. Als vollends 1417 der Kronprinz Johannes (VIII.) erschien, um von Misithra (Mistra) aus den rebellischen Genuesen Centurione Zaccaria von Achaja (1404—30/32) zu bändigen und dabei seine Albanesen auch gegen die venezianischen Besitzungen losließ, verdarb er es mit der Republik; sie nahm sich des Centurione an und entriß 1419 den Rhomäern das wichtige Monembasia, die Heimat des einst hochgeschätzten Malvasiers.

Mohammed, der in unermüdlicher Thätigkeit die Emire Kleinasiens sich aufs neue unterworfen hatte, war stets ein ehrlicher Verbündeter der Rhomäer gewesen. Es war daher sehr kurzsichtig von Manuel, daß er halb und halb für einen Aufrührer, der sich für den seit 1402 verschollenen Prinzen Mustafa ausgab, Partei ergriff und, als 1421 Mohammed gestorben war, durch seinen Sohn Johannes (VIII.) sich verführen ließ, den falschen Mustafa gegen den jugendlichen Thronfolger Murad II. (1421—51) auszuspielen. Mustafa wurde besiegt und Anfang 1422 zu Adrianopel erdrosselt. Murad rückte mit 50,000 Mann im Juni 1422 vor Konstantinopel. Doch noch einmal wurde die Hauptstadt gerettet, die sich mit Mustafa, einem abtrünnigen jüngern Bruder des Emirs, verbündet hatte; allein auch dieser wurde geschlagen und beseitigt. Nun konnte das Werk der Rache beginnen. Der kriegerische Murad sandte seinen Wezir Turachan zunächst nach Thessalonike, das nur durch venezianische Hilfe gerettet ward; Andronikos überließ es 1423 gegen einen Kaufpreis von 50,000 Dukaten an die Republik. Dann aber brach Turachan aus Thessalien auf, um Theodor (II.) von Misithra und die Venezianer, denen er noch Rache für Pietro Loredans Vernichtung der türkischen Flotte am 29. Mai 1416 bei Gallipoli schuldete, aus der Morea zu vertreiben. Die Isthmosmauer wurde von den Janitscharen im Sturme genommen und am 22. Mai 1423 zerstört. Der Sieger begnügte sich, die Peloponnesier in Eid und Zins zu nehmen. Durch einen Schlaganfall gelähmt, trat Manuel 1423 von der Herrschaft zurück und nahm 1424 das Ordenskleid. Sein

Sohn Johannes VIII. (1423—48) brachte mit Murad den Frieden zu stande, der ihn zur Zahlung von 30,000 Dukaten für die Morea verpflichtete und ihm die meisten Besitzungen in Makedonien und am Schwarzen Meer entriß.

Um so erfolgreicher dehnten die unternehmenden Brüder des Kaisers, Thomas und Konstantinos Palaiologos, ihre Herrschaft in der Peloponnes aus, wo sie 1428—30 die letzten Reste der Frankenherrschaft, mit Ausnahme der venezianischen Festungen, in ihren Händen vereinigten. Am 29. März 1430 bezwang dagegen Murad II. das feste Thessalonike, die alte Hauptstadt des Königreichs der Lombarden, von wo aus vor mehr als zwei Jahrhunderten Hellas durch die Franken erobert worden war; als „Selanik" (Salonik) wurde es fortan eine der ersten Handelsstädte und Flottenstationen der europäischen Türkei. Nach dem Falle Thessalonikes schickte der Emir seinen Pascha Sinan zur Unterjochung von Epirus aus. Dort war Antonios Schwager, Carlo I. Tocco, am 4. Juli 1429 zu Joannina (Janina) ohne leibliche Erben gestorben. Sein schönes Reich, das er sich seit 1381 aus Albanien und Akarnanien, Ithaka, Zakynthos, Kephallinia und Leukadia geschaffen hatte, kam an seinen Neffen Carlo II. (1429—48), den Sohn seines Bruders Leonardo. Die Türken aber verbündeten sich mit Memnone, einem ehrgeizigen Bastarde des Verstorbnen, und nach langer Belagerung zwangen sie Joannina am 9. Oktober 1430 zur Ergebung. Carlo II. Tocco wurde hierauf dem Emir für Epirus und Akarnanien tributpflichtig.

Indessen war der über den Verlust von Thessalonike verzweifelte Kaiser Johannes VIII. ins Abendland geeilt, um seine Rettung in der Unterwerfung unter die römische Kirche durch die Glaubensunion zu suchen. Zu Murads lebhaftem Zorne wandte er noch einmal seine hilfesuchenden Blicke nach Rom. H. Gelzer hat die Irrgänge der schismatischen Kirchenpolitik gebührend gebrandmarkt, W. Norden diese zahlreichen Anläufe zur Wiedervereinigung der beiden Mächte vom wahrhaft weltgeschichtlichen Standpunkt aus beleuchtet. Mit Eifer förderte Papst Eugen IV., der sich und den andern vortäuschte, der mäßigen Hilfe, die nur vorläufig und zeitweilig geleistet worden war, werde nunmehr die große dauernde Befreiung von der Türkengefahr folgen, die neuen Unionspläne. Diesmal, da ihnen das Wasser bis an den Mund ging, war es dem Kaiser und den meisten Prälaten, so dem ökumenischen Patriarchen Joseph und den spätern Kardinälen Basilios Bessarion und Isidoros von Kijew, mit der Einung (= Unterwerfung) bitterer Ernst. Und das Florentinum, das feierlich am 6. Juli 1439 in der Kathedrale von Florenz verlesne Unionsdekret, ist insofern von Bedeutung, als es die dogmatische Grundlage für die thatsächlichen Unionen der Ruthenen, Rumänen, Armenier, Jakobiten, Nestorianer und Maroniten geworden ist. Aber in Konstantinopel ging es anders. Mönche und Volk bestätigten den Vertrag nicht, den die kaiserliche Regierung und die hohe Geistlichkeit abgeschlossen hatten. Sie unterlagen in ungleichem Kampf einem Nationalwillen, der sich nach den Worten Ignaz von Döllingers, in allem übrigen impotent, in diesem einen Punkte des Lateinerhasses zäh und unbezwingbar erwies. Die Einigung von Florenz ward wieder zerrissen — die Sophienkirche mußte zur Moschee werden.

Die Türken verwüsteten im Frühjahre 1441 nicht nur Niederungarn bis zur Theiß, sondern auch Slawonien und den Landstrich zwischen Save und Drau. Es war ein Glück für die Christenheit, daß Johannes Hunyadi, zum Lohne treuer Dienste zum Grafen von Temesvár und 1441 zum Herzoge von Siebenbürgen ernannt, den Oberbefehl in den südlichen Grenzstädten übernahm; unter anderm schlug er den rumelischen Beglerbeg Kulle-Schahin im Frühjahr 1442 bei Vasap an der Jalomita. Papst Eugen hatte in beweglichen Briefen die Fürsten

des Abendlands zur Einigkeit und Abwehr aufgefordert, Anfang 1443 in einem allgemeinen Rundschreiben die Kirche mit einem Zehnten für den Türkenkrieg besteuert, den Kardinal Giuliano Cesarini nach Ungarn und den Bischof Christoph von Corona nach der Moldau, Walachei und Albanien für die Förderung der Rüstungen ausgesandt. In Venedig wurde die Mobilisierung der Flotte begonnen. Doch die Mehrzahl der abendländischen Fürsten blieb gleichgiltig; Ausnahmen machten Polen, die Walachei, und in Ungarn strömte das niedre Volk von allen Seiten zu den Waffen. Im Juli 1443 setzte sich das Kreuzheer unter König Wladislaw III. von Polen und Hunyadi, begleitet von dem Kardinale Cesarini und dem flüchtigen Serbenkönige Georg Branković, in Bewegung, drang durch Serbien vor, schlug die Türken bei Nisch am 3. November, erreichte Sofia und überschritt den Sattel zwischen dem Balkan und der Ichtimaner Sredna Gora bei Mirkowo, bis man nach Zlatitza gelangte. Die Niederlage der Türken am Kunowiza (24. Dezember 1443) hatte die Erhebung der Albanesen unter Georg Kastriota (Skanderbeg; vgl. Hauptabschnitt III) zur Folge, und trotz der Gegenvorstellungen des Kardinals schlossen die Ungarn Mitte 1444 mit Murad zu Szegedin einen zehnjährigen Frieden, kraft dessen die Walachei (unter Tribut an die Türkei) bei Ungarn, Bulgarien bei der Pforte blieb, Serbien an Branković zurückfiel; die Donau sollte fortan weder von den Türken noch von den Ungarn überschritten werden.

Aber unterdessen war die päpstliche Flotte unter Luigi Loredano und Francesco Condolmieri in den Gewässern der Levante erschienen; ihre Briefe beschworen die Ungarn, den günstigen Augenblick zu benutzen. Durch Cesarinis Beredsamkeit gewonnen, brachen die Ungarn den Frieden; Murad, der auf genuesischen Schiffen sein Heer über den Hellespont setzen ließ, trat ihnen an der Küste des Schwarzen Meers entgegen. Am 10. November 1444 kam es bei Varna (Warna; vgl. oben, S. 109, und s. die Geschichtskarte bei S. 163) zur Schlacht, die nach anfänglichem Erfolge mit einer schweren Niederlage der Christen endete: König Wladislaw fiel, aus Eifersucht auf Hunyadi unüberlegt gegen die Janitscharen ansprengend, Cesarini erlitt den Tod auf der Flucht; nur Hunyadi leitete den Rückzug der Seinen geordnet über die Donau. Die Christenheit des Abendlands war tief entmutigt. Kaiser Johann VIII. suchte den Emir durch Geschenke zu versöhnen; die Venezianer schlossen, auf ihren Handel bedacht, am 23. Februar 1446 mit den Türken einen Sonderfrieden.

Nur Konstantin von Misithra (S. 108 und 132) verharrte im Widerstand und drang sogar siegreich in Mittelgriechenland vor, da er auf Skanderbegs Hilfe hoffte. Allein dieser war durch einen Krieg mit Venedig in Anspruch genommen; wahrscheinlich war die Signoria dem von den Türken unter den albanesischen Häuptlingen erregten Aufstande nicht fremd, weil Skanderbeg enge Beziehungen zu König Alfonso von Neapel, dem Feinde der Venezianer, unterhielt. Als Murad so die Hände frei bekam, eilte er, von Nerio II. Acciajuoli und seinem in Mittelgriechenland stehenden Feldherrn Turachan gerufen, von Seres aus im Frühjahr 1446, den tapfern Palaiologen in der Peloponnes niederzuwerfen. Konstantin bot ihm das nördliche Hellas um den Preis von Morea. Murad ließ als Antwort die Abgesandten Konstantins, darunter den Geschichtschreiber Chalkondyles, ins Gefängnis werfen. Der Kampf begann, die letzte große Kraftanstrengung der Hellenen gegen das barbarische Asien, das, wie einst unter Xerxes, im Begriffe stand, sich auf die Pelopsinsel zu stürzen. Die Türken hatten sich bereits die furchtbarste Erfindung des Abendlands, die Artillerie, so dienstbar gemacht, daß die Mauern der griechischen Städte ihr keinen Widerstand mehr leisten konnten. Drei Tage hindurch rissen ihre Kugeln Breschen in die Schanzen des Hexamilion, und am 10. Dezember begann der Sturm

der Janitscharen und Serben auf das Bollwerk; am 14. Dezember 1446 fiel die letzte Schutzwand der griechischen Freiheit in ihre Hände. Die ganze Peloponnes lag offen da; unermeßliche Beute und 60,000 Kriegssklaven mit sich schleppend, kehrte Murad nach Theben zurück, wohin Konstantin und Thomas im Frühjahr 1447 ihre Bevollmächtigten geschickt hatten. Gegen eine Kopfsteuer erkauften sie den Fortbestand ihrer zweifelhaften Herrschaft in der Peloponnes. Ein Jahr nach diesem Frieden starb am 13. Oktober 1448 der byzantinische Kaiser Johannes VIII.; im Schlosse von Misithra (Mistra) über den Trümmern von Sparta empfing sein Sohn am 6. Januar 1449 die Abgeordneten der Hauptstadt, die ihm das Diadem und den Purpur überbrachten.

Mit der Erlaubnis des Emirs, zu dem er Anfang Dezember seinen Rat Phrantzes geschickt hatte, übernahm der letzte Nachfolger Konstantins des Großen, Konstantin XI. Dragases, die Dornenkrone der Rhomäer, während die Brüder Thomas und Demetrios sich in die Peloponnes teilten, und segelte dann auf katalanischen Schiffen am 12. März nach Byzanz. Mit großem Jubel wurde der Kaiser in seinem neuen Staate begrüßt, der sich wieder, wie in altgriechischer Zeit, auf den Burgfrieden beschränkte. Wenige Jahre nach dem Tage von Varna hatte der Emir dem edlen Hunyadi von Ungarn in der dreitägigen Schlacht auf dem Amselfelde von Kossowo (vgl. S. 128) am 17.—19. Oktober 1448 von neuem den Sieg entrissen. Diese Niederlage hatte den an sich furchtsamen Papst Nikolaus V. so erschreckt, daß er den Ungarn durch seinen Nunzius riet, sich innerhalb ihres Reichs zu halten; nicht mehr das griechische Reich, sondern Ungarn sei der Schild gegen die Türken. Zugleich aber bestärkte der Papst, von Hunyadi ermutigt, den Widerstand der Albanesen und Bosnier. König Stephan von Bosnien war schon 1444 unter Eugen IV. zur römischen Kirche zurückgekehrt; Nikolaus V. war es aber besonders darum zu thun, der mit den Türken verbündeten Sekte der Patarener entgegenzutreten. Welt- und Klostergeistliche versuchten, auf die Gunst des Emirs bauend, Hand an das bosnische Kirchengut zu legen; begeistert sind später ja gerade die bosnischen, d. h. slawischen Magnaten dem Islam zugefallen. Slawischen Stammes war aber auch der ruhmreiche Christenheld Georg Kastriota, der seine Kämpfe gegen die Türken mit dem Sieg in der Dibra 1444 begonnen hatte und 20 Jahre lang, unerschrocken und vom Papste vielfach unterstützt, in Albanien die Fahne der Freiheit aufpflanzte. Derselbe Papst verfolgte mit gespanntester Teilnahme und Aufopferung die Stufen des Kampfs um Rhodos und um die bald darauf von den Türken bedrohte Insel Cypern, deren König er die Hälfte der französischen Ablaßgelder zur Verfügung stellte. Um die Wende der Jahre 1454 und 1455 wurde mit den beweglichen Lettern der Mainzer Bibel von 1450 zum erstenmal ein deutsches Volksbüchlein gedruckt, „Eyn manung der cristenheit widder die durken“ (in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek), gegen die Türken zu Felde zu ziehen und sie bis auf den letzten auszurotten. Die Schrift steht in direktem Zusammenhange mit dem cyprischen Ablasse.

2. Das osmanische Reich auf der Höhe (1451—1566).

A. Die Zerstörung des byzantinischen Reichs.

Als Murad am 5. Februar 1451 starb, hinterließ er seinem gewaltigen Sohne Mohammed II. (1451—81; s. die Tafel bei S. 147), der 21 Jahre alt den Thron der Osmanen bestieg, eine kriegerische Erbschaft. In demselben Jahre wie Murad, starb auch Nerio II., der Herzog von Athen. Mohammed II. war nicht gesonnen, Attika in die Hände der Venezianer

kommen zu lassen, die im Sommer 1451 die Insel Ägina in Besitz genommen hatten. Einstweilen schickte er den Sohn Antonio Acciajuolis, Franko (Francesco II.), der am Hofe des Sultans lebte, nach Athen, wo er von der türkenfreundlichen orthodoxen Bevölkerung freudig aufgenommen wurde (1455).

Wie mit den andern Kleinfürsten, erneuerte Mohammed auch mit den Rhomäern feierlich Friede und Freundschaft. Während er aber in Asien mit der Niederwerfung des unbotmäßigen Emirs Ibrahim von Karaman beschäftigt war, kam der Kaiser Konstantin XI. Dragases auf den unseligen Gedanken, für den in Konstantinopel gefangen gehaltnen osmanischen Prinzen Urchan Verdoppelung der von den Türken geleisteten Zahlung zu verlangen. Der griechenfreundliche Großwezir Chalif Pascha erschrak über die thöricht anmaßende Forderung, welche die griechischen Gesandten ins Lager von Akschehir brachten. Mohammed schloß sofort Frieden mit dem Fürsten von Karaman und befriedigte die Janitscharen mit Geld, um, nach allen Seiten frei, seine ganze Kraft auf Konstantinopel zu werfen. Von Adrianopel aus sperrte er die Einkünfte am Strymon (jetzt Vardar), die für den Unterhalt Urchans bestimmt waren. Dann begann er im Frühling 1452 den Bau einer Festung an der Stelle, wo der Bosporos in einer Breite von 550 m am engsten ist und eine starke Strömung, von den Türken noch heute scheitan akyntysy („Teufelsstrom") genannt, die Schiffe von der asiatischen Seite nach der europäischen auf das Vorgebirge Hermaion treibt. Hier war einst Dareios auf der Schiffsbrücke des Mandrokles mit seinem Heer über den Bosporos gezogen; hierüber ist auch die feste Eisenbahnbrücke der künftigen Bagdadbahn von den deutschen Ingenieuren geplant. Anadoli Hissar gegenüber, das schon Bayezid erbaut hatte, erhob sich aus den Trümmern der byzantinischen Staatsgefängnisse, den „Türmen der Lethe", die Bastion mit ihren 25 Fuß dicken und 60 Fuß hohen Mauern, welche die Türken Boghaskessen, die Griechen Laimokopion, d. h. Halsabschneider, nannten. Als Herr der beiden Schlösser Rumili und Anadoli Hissar sperrte Mohammed auch die Verbindung der Genuesen und Venezianer mit ihren pontischen Pflanzstädten. Alle Vorstellungen und Beschwerden des Kaisers schlug der Emir in den Wind; den zweiten Gesandten ließ er, wie er es angedroht hatte, enthaupten, und im Juni 1452 erklärte er offen den Krieg.

Konstantin XI. zeigte sich jetzt wieder geneigt, die Union mit den Lateinern zu schließen; wenn es ihm auch Ernst damit gewesen sein mag, so fehlte ihm doch die Macht, bei seinem Volke seinen Willen durchzusetzen. Im Mai 1452 sandte der Papst den Kardinal Isidor (S. 132), einen für sein Vaterland begeisterten Griechen, als Legaten nach Byzanz und 200 Mann Hilfstruppen; in seiner Begleitung befand sich der Erzbischof Leonhard von Mitylene, von dem ein Bericht über die Belagerung der Stadt erhalten ist. Das Unionsfest, das am 12. Dezember 1452 in der Sophienkirche unter Gebeten sowohl für den Papst wie für den seit 1450 in der Verbannung lebenden Unionspatriarchen Gregor gefeiert wurde, war im Grunde nichts andres als eine Komödie. Die schismatischen Geistlichen rasten über den offnen Anschluß des Kaisers an die Union, der Pöbel fluchte auf die Unionisten, und die Hafenarbeiter tranken auf das Verderben des Papstes. Der „Großherzog" (Großadmiral und Haupt der Artillerie) Lukas Notaras, der oberste Beamte des ohnmächtigen Reichs, sprach echt orthodoxeinseitig: „Wir wollen lieber den türkischen Turban als Roms Tiara in der Stadt sehen." Außer dem Papst und dem — im letzten Grunde doch nur eigne Großpolitik treibenden — König Alfonso dem Großmütigen von Aragonien und Navarra, Neapel und Sizilien leisteten dem griechischen Kaiser von allen christlichen Mächten nur die beiden Republiken Genua und

Venedig wirklich Hilfe: unschätzbares Gemeinde- und Privateigentum lag für sie in Galata, Pera und den pontischen Kolonien. In Galata hatten die Genuesen noch kurz vorher die Befestigungen verstärkt und den altberühmten Turm erhöht; sie und ihre Pflanzstadt Chios sandten zwei Schiffe und 700 Krieger unter Giov. Gugl. Longo aus der Sippe der Giustiniani Die Venezianer hatten erst am 10. Sept. 1451 mit Mohammed ihre Handelsverträge erneuert; die Instruktion, die der Befehlshaber der Flotte, Jakopo Loredano, in die griechischen Gewässer mitbekam, lautete deshalb höchst zweideutig. Und die zehn päpstlichen Galeeren, die der Erzbischof von Ragusa, Jacopo Veniero, von Porto Recanati aus am 28. April als Legat begleitete, kamen nicht mehr zum Eingreifen.

a) Die Eroberung Konstantinopels.

Emir Mohammed war am 23. März 1453 von Adrianopel aufgebrochen und am 6. April bis auf eine halbe Meile mit seinem beutegierigen und glaubenseifrigen Heere von 165,000 Mann vor Konstantinopel (s. die beigeheftete Tafel „Konstantinopel kurz vor und kurz nach seiner Eroberung durch die Türken") gerückt. Der griechische Kaiser hatte dieser Übermacht im ganzen 4973 bewaffnete Griechen und gegen 2000 Fremde: Genuesen, Venezianer, Kreter, Römer und Spanier, gegenüberzustellen. Alsbald begann die Belagerung, deren Einzelheiten durch eine Reihe von Augenzeugen (Phrantzes, Sead ed-dtn u. a.) überliefert sind. 14 Batterien auf der Landseite und 12 große Geschütze an besondern Punkten warfen Tag und Nacht Steinkugeln bis zu 500 Pfund in die mutig verteidigte Stadt. Der tapferste dort waren der Kaiser selbst und Giustiniani mit seinen fremden Truppen, unablässig bestrebt, die Breschen wieder zu füllen. Noch zeugen die kolossalen Mauern mit ihren Thürmen und Breschen von der Größe der byzantinischen Befestigung, aber auch von der Furchtbarkeit des Kampfes, der hier getobt hat. Der Deutsche Johann Grant zwang sogar die Türken durch Gegenminen (am Thor Egrikapu), den Minenkrieg bei den Blachernen (s. die Tafel) im Mai ganz aufzugeben. Viele Griechen aber trösteten sich, statt am Kampfe teilzunehmen, mit Prophezeiungen ihrer Mönche, die Türken würden in die Stadt bis zur Säule des Konstantin vordringen, dann aber durch einen Engel vom Himmel nicht nur aus der Stadt hinaus, sondern bis an die Grenzen Persiens getrieben werden.

Das Schicksal der Stadt war besiegelt, als Mohammed den Angriff auch von der Seeseite begann, von der ihn eine Zeitlang das griechische Feuer abgehalten hatte. Mittels eines Diolkos zog er in der Nacht vom 21. zum 22. April die Schiffe auf einer Holzbahn von Top-hane am Bosporos über die Landenge nach Kassim Pascha. Einen letzten Vorschlag, die Stadt zu übergeben, wies Konstantin zurück. Um 2 Uhr in der Nacht begann Dinstag, den 29. Mai 1453, der riesige Sturmlauf. Sagan Pascha drang endlich mit seinen Janitscharen durch eine große Bresche ein; Giustiniani war verwundet und auf ein Schiff geflüchtet. Konstantin XI. fand unter einem Haufen von Leichen unter seinen Getreuen den Tod. Sein schöner Tod, sagt Gibbon, ist ruhmvoller als das lange glänzende Leben der Cäsaren von Byzanz. Als man endlich seinen blutbesudelten Leichnam fand, schnitt ihm ein Türke das Haupt ab und brachte es dem Emir. Mit grimmiger Freude ließ es dieser auf den Gipfel von Justinians Erzsäule aufpflanzen; später sandte er es seinen Statthaltern der asiatischen Provinzen zur Schau. Kardinal Isidor hatte die Geistesgegenwart gehabt, seinen Purpur mit der Kleidung einer Soldatenleiche zu vertauschen; er geriet in Gefangenschaft, entrann aber später nach Morea und Venedig, um die ersten Einzelheiten der weltgeschichtlichen Begebenheit im Abendlande zu berichten.

Erklärung zu den umstehenden Stadtplänen von Konstantinopel.

A. **Konstantinopel**, ein Menschenalter vor der Eroberung durch die Türken; aus dem „Liber insularum archipelagi", editus per presbyterum Christoferum de Bondelmontibus de Florentia, 1422. Der älteste erhaltne Plan.

Der alte Zeichner hat das Meer dunkelgrün, die Mauern der Stadt und der Häuser sepiabraun, die Türme rosa, die meisten Dächer rot und die Auskragungen blau gemalt.

(Auf Grund der nach der 28,5 : 21 cm messenden Handschrift in der Bibliothèque Nationale zu Paris gemachten photographischen Aufnahme in Faksimile gezeichnet von Franz Etzold.)

Schrifterklärung:

1. Porta lacherne = Porta Blachernarum.
2. Porta messe = *μέση*.
3. Porta piscaria (Handschrift: piscarie).
4. Porta iudaea (Handschrift: iudea).
5. Arsana = arsenal.
6. [Sanctus] Demetrius (Handschrift: Dimetrius). Darunter in der Handschrift: Oriens; diese Orientierung bedeutet die Himmelsrichtung der Karte.
7. S[anctus] Georgius de mangana (in manganis; monasterium).
8. Hodigitria = *ὁδηγητρία*.
9. Port[us] di[vi] palatii imp[er]ator[um (scil. Bucoleontis).
10. Receptac[u]l[u]m fustar[um], d[i]c[tu]m Condoscalae (Handschrift: candoscalli) = portus Heptascali.
11. Portus V(o)langa, vom neugriech. *αὔλακας* (in der Handschrift: porto valanga).
12. S[anctus] Joh[annes] de studio.
13. Porta a[n]tiq[ui]ssi[m]a pulc[h]ra = porta aurea, lapidea.
14. Hic thurci semper p[roe]liant[ur,] q[ui]a locus est debilior.
15. Apostoli (Apostelkirche; 1463—69 ersetzt durch die Moschee Mohammeds II. Fâtih).
16. S[ancta] Sophia (seit 1453 als Aja Sofia die Hauptmoschee Stambuls).

Außerdem am obern Rande: Pera; rechts seitlich oben: Scutari; links seitlich unten: Constantinopolis.

Vgl. J. Mordtmann, Esquisse topographique de Constantinople (Lille 1892); E. Legrand, Description des îles de l'Archipel par Chr. Buondelmonti, I (Paris 1897); E. Oberhummer, Artikel ‚Constantinopolis' in Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie des klassischen Altertums IV, Spalte 963—1013 (als Sonderdruck: Stuttgart, 1899).

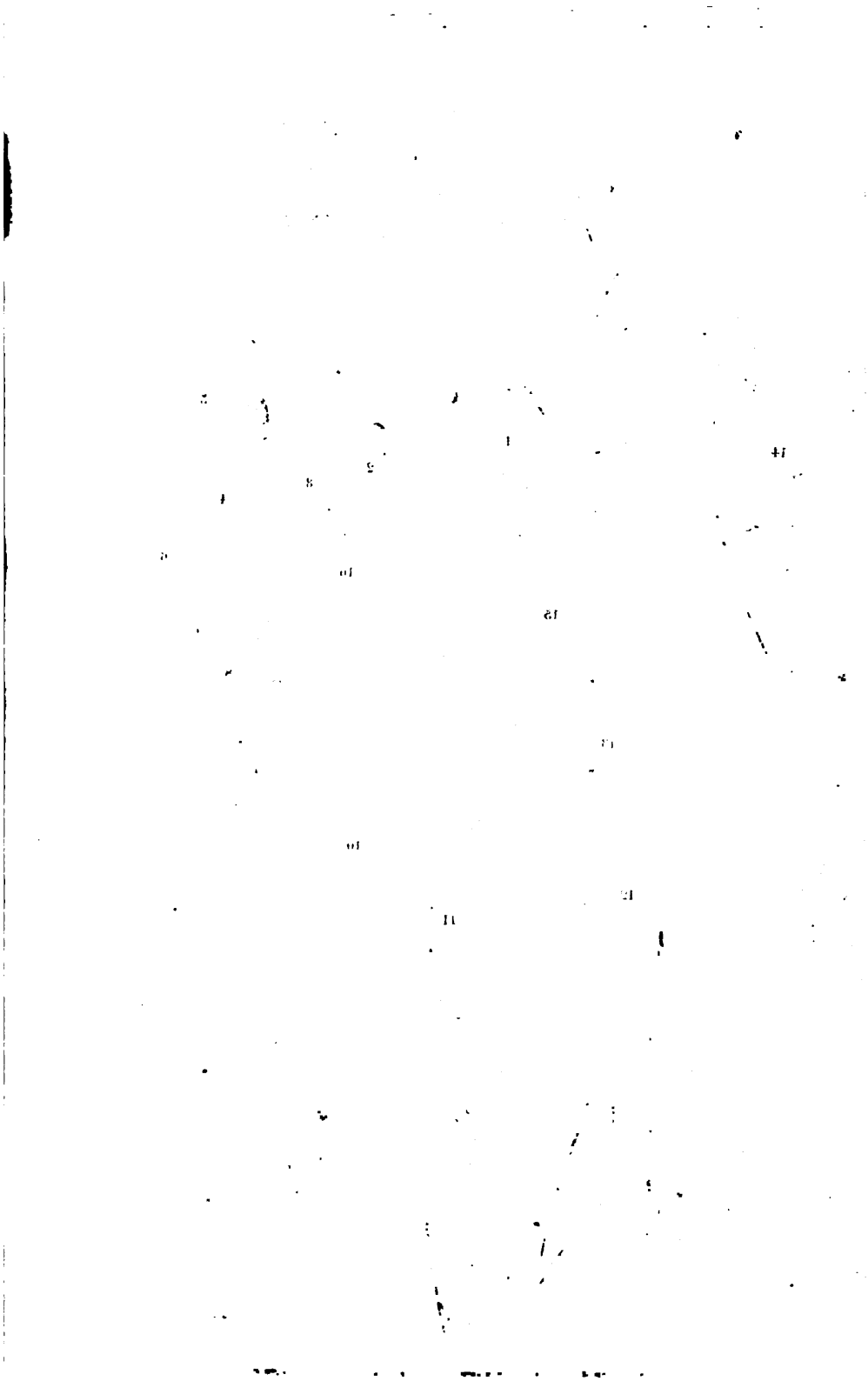
B. **Konstantinopel**, zwei Menschenalter nach der Eroberung; gezeichnet (und verlegt) von Giovanni Andrea Vavassore detto Vadagnino, Venedig 1520 (?).

(Auf Grund der nach dem 37 : 52 cm messenden Original im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg gemachten photographischen Aufnahme in Faksimile gezeichnet von Franz Etzold.)

Die Vorzüge des Vavassoreschen Plans, der Grundlage für die Pläne Balthasar Jenichens und Sebastian Münsters, springen in die Augen, wenn man ihn mit dem Plan in „Augerii Gislenii von Busbeck Vier Sendschreiben der Türkischen Bottschaft, welche von dem Roem. Keyser Ferdinand dem I. an Solimann, damaligen Türkischen Keyser ihm aufgetragen worden" (Deutsch; Nürnberg, 1664) vergleicht oder mit dem zwar über ½ m breiten, trotzdem aber künstlich zusammengedrängten Prospekt von Michael Wolgemut oder Wilhelm Pleydenwurff in Hartman Schedels „Buch der Croniken und Geschichten" (Nürnberg, Koberger, 1493), der die Hauptgebäude Konstantinopels vom (neuen) Arsenal bis zum Goldnen Horn aufweist. Es hätte keinen Zweck gehabt, diese beiden Ansichten denen aus Paris und Nürnberg gegenüberzustellen, da die Schedels nur als Holzschnitt einigen Liebhaber- und Kuriositätswert, die Busbecks überhaupt keinen besitzt; vgl. V. v. Loga: Die Städteansichten in Hartman Schedels Weltchronik (Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen IX, 194). Mehr Interesse vermag der Merianschе Prospekt in der Archontologia cosmica (Frankfurt a. M., 1695) zu erwecken.

Konstantinopel kurz vor und kurz

(Nach den Photographien der beiden Originalpläne



einer Eroberung durch die Türken.

und 1520 (?) in Faksimile gezeichnet von Franz Etzold.)

in Europa und Asien oft völlig fremd gegenüber. Diese kirchliche und weltliche Herrschaft der Griechen über Slawen, Rumänen und Araber hat allmählich viel Haß erzeugt und ist die Ursache der später so verworrnen sprachlichen und kirchlichen Verhältnisse geworden, die noch jetzt verwirrend und verbitternd in die nationalen Fragen und Kämpfe der Balkanstaaten hereinragen. Die griechische Geistlichkeit stand fortan fast überall lieber auf seiten der Osmanen, als daß sie sich der Bevormundung des Papstes gefügt hätte; die Herrschaft des Sultans galt schließlich für noch erträglicher und einträglicher als z. B. das verhaßte Regiment der Venezianer, die nicht nur die Körper, sondern auch die Geister in Fesseln schlagen wollten. Gerade diese Gesinnung muß (nach Heinrich Gelzer) als wesentlich in der Geschichte der Erweiterung und Befestigung des osmanischen Reichs in Europa besonders ins Auge gefaßt werden.

Mohammed berief auch den armenischen Erzbischof von Brusa nach Konstantinopel und ernannte ihn zum Patriarchen; seitdem strömten zahlreiche armenische Einwanderer nach der türkischen Hauptstadt, wo sie in den Stadtvierteln Pera, Pankaldi, Pewruz-Aga, Galata, Psamatio, Jedikulle, Kumkapu, Balat und Ejub sowie in Skutari und den Bosporosdörfern Rumili-hissar, Ortaköi, Kurutschesme und Emirghian wohnen.

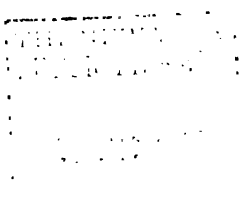
Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall und H. Gelzer haben gemeint, das türkische Reich sei nur groß geworden durch die Christen. Da seine genialen Großwezire, Kapudanpaschas und Statthalter nahezu ausnahmslos Griechen, Kroaten, Herzegowiner und Serben, Albanesen, Armenier, Georgier und Italiener gewesen seien, der regelmäßig geübte Knabenraub (vgl. oben S. 121) dem Reiche nicht nur seine tapfersten Generale, sondern auch seine bedeutendsten geistigen Kräfte geliefert habe, so sei das osmanische Reich zu Land und zur See nicht durch turkmenische Roheit, sondern durch griechische und slawische Feinheit und List, bosnische und kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch die allen Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit emporgestiegen; nachdem jedoch die Blutsteuer aufhören mußte, da habe das Reich die Wurzeln seiner Kraft verloren. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Mehrzahl dieser Renegaten vom zartesten Alter an als Janitscharenzöglinge oder Serailpagen nur mehr mohammedanische und osmanische Erziehung genossen haben; im übrigen verdanken, infolge des frühgeübten Frauenraubs und Frauenkaufs, wohl die meisten Osmanen ihren Ursprung christlichen Müttern oder den Müttern andrer Rassen als der mongolischen.

Die Nachricht von dem großen Siege der Türken über die „Christenhunde" gelangte rasch in alle Länder des Ostens. Emir Mohammed hatte jetzt den Erfolg für sich; und dieser hat von jeher im Oriente noch schwerer gewogen als im Occidente. Das Abendland aber brach in laute Klagen aus über den schweren Verlust, den die Christenheit erlitten hatte. Die Litteratur dieses Jahrhunderts tönt wider in den Threnoi oder Klagegesängen auf den Fall der ewigen Stadt (vgl. oben, S. 109). Mit 20,000 oder 30,000 Kriegern und einigen Schiffen hätte das christliche Europa die Rettung bringen können; jetzt neigte sich das Labarum, die Kreuzesfahne, vor dem Sandjak-Scherif, der heiligen Fahne Mohammeds. Die Vergeltung dafür ist nicht ausgeblieben. Durch zwei Jahrhunderte zitterte das Abendland vor den islamischen Herrschern am Bosporos. Die früheste Kunde von dem Sturz Ostroms und dem blutigen Ende des tapfersten Palaiologen erhielt Venedig am 19. Juni. Die Signoria teilte sie am 20. Juni dem Papste mit, der, auf das tiefste erschüttert, sofort Legaten an die sich selbst zerfleischenden italienischen Staaten abordnete, um diese für den Frieden zu gewinnen. Am 30. September erließ Nikolaus V. bereits eine große Kreuzzugsbulle, und der Reichstag von Ofen wählte 1454 Hunyadi zum Generalkapitän. Der Venezianer Bartolommeo Marcello

dagegen schloß am 18. April 1454 mit dem „Beherrscher der Gläubigen" einen Frieden, der die Grundlage aller fernern Beziehungen Venedigs zur Pforte geworden ist. Der erste Artikel dieses schmählichen Vertrags lautete: „Zwischen dem Emir Mohammed und der Signoria von Venedig besteht nach wie vor Friede und Freundschaft." Dabei hatte der Emir ihren Bailo (Pfleger, bajulus) in Konstantinopel hinrichten lassen und hielt 500 ihrer Unterthanen als Gefangne zurück. Aber die Rücksicht auf ihre kriegerischen Nachbarn in Italien, die steigende Finanznot und das alles beherrschende Handelsinteresse gaben den Ausschlag. Im Fondaco dei Turchi zu Venedig wurden die Osmanen heimisch. Auch Genua suchte mit dem Emir anzuknüpfen, und in Neapel, Florenz und Mailand freute man sich offen über die Verlegenheit der bedrängten Lagunenstadt. Das ganze übrige Abendland verhielt sich teilnahmslos. Freilich gestand dies niemand ein; amtlich versicherten im Gegenteil alle Fürsten ihre Bereitwilligkeit, sich an der Vertreibung der Türken zu beteiligen. Außer Ungarn zeigte nur Alfonso von Portugal Ernst; doch wurde er durch die nordafrikanischen Maurenfürsten von Fez und Ceuta mit seinem Hilfszug abgelenkt. Von Cypern und Rhodos liefen in Rom die Hiobsposten ein, daß eine türkische Flotte von 56 Segeln im Schwarzen Meere Moncastro angegriffen, Sebastopol überrumpelt, Kaffa, Sudak und Balaklawa heimgesucht und die Küstenlandschaft „Gothien" (Krim) verwüstet habe.

Nikolaus V. lud zu einem Friedenstage nach Rom. Am 30. August 1454 schlossen hier Venedig, Mailand und Florenz auf 25 Jahre eine Liga zur Sicherung ihrer Staaten. Mit diesem Frieden beginnt die eigentliche Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften in Italien. Nikolaus V. hatte mit seinen Kreuzzugspredigern zugleich eine Schar von Kundschaftern und Sendboten mit ansehnlichen Summen nach allen den Osmanen unterworfnen Ländern in Europa und Asien ausgeschickt, welche die aus Konstantinopel verschleppten Handschriften aufsuchen und um jeden Preis kaufen sollten. Das war zunächst das einzige greifbare Ergebnis, wenn auch nur einer litterarischen Expedition.

Weit schlimmer stand es mit der kriegerischen Aufgabe, besonders in Deutschland. Kaiser Friedrich III. hatte 1454 auf den Reichstagen von Regensburg, Frankfurt a. M., Wiener-Neustadt vergeblich die Hilfe des Reichs gegen die Türken angerufen. Was wollten, so bemerkt Ludw. Pastor in seiner Geschichte der Päpste, gegenüber dem Eigennutze, Mißtrauen und der Eifersucht der Herren und Stände die begeisterten Reden so edler Geister wie Enea Silvios de' Piccolomini und Johanns von Capistrano? Sie vergeudeten bei aller Redlichkeit der Gesinnung ihre besten Kräfte an die Idee eines allgemeinen Kreuzzugs. Man unterhandelte zu viel und handelte zu wenig. Und doch war die Lage äußerst gefährdet. Handel und Schiffahrt waren bedroht, Rhodos, Trapezunt (wo sich Kaiser Johannes IV. Kalojohannes notgedrungen der Oberhoheit der Pforte unterwarf) und die Kolonien des Pontos fast verloren. Papst Calixtus III. erließ 15. Mai 1455 eine neue Kreuzzugsbulle. Der Orden der Minoriten wirkte Wunder der Beredsamkeit als Kreuzzugsprediger; besonders Capistrano und Heinrich Kalteisen von Koblenz gelang es, die Massen des Volks zu entzünden und zu sammeln. Dagegen ließ Karl VII. von Frankreich die Sammlungen in seinem Lande geradezu verbieten, hielt die Kreuzzugsschiffe zurück und führte sie gegen England. Burgund behielt die Kreuzzugsgelder für sich, Alfons von Neapel mißbrauchte die päpstliche Flotte zu einem Zuge gegen Genua, und König Christian von Dänemark und Norwegen beraubte 1455 die Sakristei der Domkirche von Ro(e)skilde ihrer frommen „Türkenopfer". Vergebens rief das von Calixt anbefohlne Angelus-Läuten alle Christen um die Mittagsstunde zum Gebete gegen den Erbfeind.



Tausende hatten sich in die Hagia Sophia geflüchtet, in dieselbe Kirche, in der sie seit dem Unionsfeste vom Dezember ihr Seelenheil zu suchen verschmäht hatten. „Wäre", sagt der griechische Geschichtschreiber Johannes Dukas, „in diesem Augenblick ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte die Worte verkündet: Nehmet die Kirchenvereinigung an, sie hätten sich lieber den Türken als der römischen Kirche überliefert." Dem Gemetzel, das in der Stadt und in der Kirche entstand, that erst die Erwägung Einhalt, daß die Lebenden mehr Lösegeld einbrachten als die Toten. Nach einer Bemerkung im Tagebuche des Venezianers Barbaro betrug die Zahl der Gefangnen 60,000; die Beute betrug 300,000 Dukaten an Wert, und noch später sagte man sprichwörtlich von einem reichen Menschen, er sei gewiß bei der Eroberung von Konstantinopel gewesen. Als Mohammed am Morgen des 30. Mai in die verödeten Gemächer Konstantins eintritt, die viele hundert Jahre des Glanzes gesehen, so vielen Monarchen zum Prunkpalaste gedient hatten, da gedachte er der Verse des persischen Dichters: „Die Spinne webt ihr Netz im Hause der Kaiser, und die Eule weckt mit ihrem Leichenrufe den Widerhall in den königlichen Gemächern von Afrasiab (Samarkand)." Jeden Freitag steigt seitdem bis auf unsre Tage der Prediger (chatib) auf die Kanzel (mim ber) der Agia Sophia, um die Freitagspredigt (chutbe) zu halten. Dabei schwingt er ein blankes Schwert in der Hand zur Erinnerung an die Eroberung.

b) Die Folgen des Falls von Konstantinopel.

Der Schlüssel zum Schwarzen und zum Mittelmeere für den Osten war jetzt in Mohammeds II. Händen. Der neue Herr begnügte sich, den Unterworfnen die Kopfsteuer (karadj) aufzulegen, und suchte die griechische Priesterschaft in sein Netz zu ziehen, indem er sich auf die Seite der Unionsfeinde stellte und den Orthodoxen Gennadios (der einst als Georgios Scholarios auf dem Unionskonzil von 1438/39 eine bedeutende Rolle gespielt hatte) zum Patriarchen erhob. Der Emir wachte von nun an eifrig darüber, daß ihm alle Rechte, die den frühern Kaisern gehört hatten, namentlich die Bestätigung der Patriarchen, verblieben. Hier war kein Investiturstreit möglich. Der Patriarch mußte sich fortan seine hohe Würde von dem Emir und bald auch von den Großen des Reichs mit hohen Summen erkaufen. So sank durch türkische Willkür und griechische Verderbnis das ehrwürdige Patriarchat in Schmach. Mohammed der Eroberer verwandelte den Tempel der heiligen Weisheit in ein Bethaus der Diener Allahs. Der neue Patriarch erhielt die zweitschönste Kirche, die der Apostel (s. die Tafel), zum Patriarchion; doch schon nach zwei Jahren wurde sie niedergerissen, und an ihre Stelle trat später die Grabturbe des gewaltigen Reichsgründers. Erst 1606 erhielten die Christen im Phanar (Fanar), im Griechenviertel am Goldnen Horn, ihren religiösen Mittelpunkt in der bescheidnen Georgskirche. Die hier angesiedelten Familien aus Trapezunt, Kaffa, Amastris und andern Orten bildeten bald eine adlige Plutokratie; als Bankherren wurden sie der allzeit geldbedürftigen osmanischen Regierung unentbehrlich. Die Phanarioten erhielten die einträglichsten Posten; ihre Töchter gewannen Einfluß im Harem des Serails und der türkischen Großen. Die höhern geistlichen und weltlichen Schichten des Griechentums thaten sich in der Folge mit ihren islamischen Herren zu einem einträglichen Kompaniegeschäft zusammen, um die christliche Raja, die unterthänige Bevölkerung, nach Herzenslust auszuplündern. Griechen aus Konstantinopel, Smyrna, der Peloponnes und den Inseln besetzten immer regelmäßiger die Bischofsstühle im türkischen Reich und füllten die Klöster des Athos mit griechischen Mönchen. Die phanariotische Geistlichkeit, mit ihren Diözesanen durch kein nationales Band verbunden, stand ihren Gläubigen

in Europa und Asien oft völlig fremd gegenüber. Diese kirchliche und weltliche Herrschaft der Griechen über Slawen, Rumänen und Araber hat allmählich viel Haß erzeugt und ist die Ursache der später so verworrnen sprachlichen und kirchlichen Verhältnisse geworden, die noch jetzt verwirrend und verbitternd in die nationalen Fragen und Kämpfe der Balkanstaaten hereinragen. Die griechische Geistlichkeit stand fortan fast überall lieber auf seiten der Osmanen, als daß sie sich der Bevormundung des Papstes gefügt hätte; die Herrschaft des Sultans galt schließlich für noch erträglicher und einträglicher als z. B. das verhaßte Regiment der Venezianer, die nicht nur die Körper, sondern auch die Geister in Fesseln schlagen wollten. Gerade diese Gesinnung muß (nach Heinrich Gelzer) als wesentlich in der Geschichte der Erweiterung und Befestigung des osmanischen Reichs in Europa besonders ins Auge gefaßt werden.

Mohammed berief auch den armenischen Erzbischof von Brusa nach Konstantinopel und ernannte ihn zum Patriarchen; seitdem strömten zahlreiche armenische Einwanderer nach der türkischen Hauptstadt, wo sie in den Stadtvierteln Pera, Pankaldi, Pewruz-Aga, Galata, Psamatio, Jedikulle, Kumkapu, Balat und Ejub sowie in Skutari und den Bosporosdörfern Rumili-hissar, Ortaköi, Kurutschesme und Emirghian wohnen.

Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall und H. Gelzer haben gemeint, das türkische Reich sei nur groß geworden durch die Christen. Da seine genialen Großwezire, Kapudanpaschas und Statthalter nahezu ausnahmslos Griechen, Kroaten, Herzegowiner und Serben, Albanesen, Armenier, Georgier und Italiener gewesen seien, der regelmäßig geübte Knabenraub (vgl. oben S. 121) dem Reiche nicht nur seine tapfersten Generale, sondern auch seine bedeutendsten geistigen Kräfte geliefert habe, so sei das osmanische Reich zu Land und zur See nicht durch turkmenische Roheit, sondern durch griechische und slawische Feinheit und List, bosnische und kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch die allen Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit emporgestiegen; nachdem jedoch die Blutsteuer aufhören mußte, da habe das Reich die Wurzeln seiner Kraft verloren. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Mehrzahl dieser Renegaten vom zartesten Alter an als Janitscharenzöglinge oder Serailpagen nur mehr mohammedanische und osmanische Erziehung genossen haben; im übrigen verdanken, infolge des frühgeübten Frauenraubs und Frauenkaufs, wohl die meisten Osmanen ihren Ursprung christlichen Müttern oder den Müttern andrer Rassen als der mongolischen.

Die Nachricht von dem großen Siege der Türken über die „Christenhunde" gelangte rasch in alle Länder des Ostens. Emir Mohammed hatte jetzt den Erfolg für sich; und dieser hat von jeher im Oriente noch schwerer gewogen als im Occidente. Das Abendland aber brach in laute Klagen aus über den schweren Verlust, den die Christenheit erlitten hatte. Die Litteratur dieses Jahrhunderts tönt wider in den Threnoi oder Klagegesängen auf den Fall der ewigen Stadt (vgl. oben, S. 109). Mit 20,000 oder 30,000 Kriegern und einigen Schiffen hätte das christliche Europa die Rettung bringen können; jetzt neigte sich das Labarum, die Kreuzesfahne, vor dem Sandjak-Scherif, der heiligen Fahne Mohammeds. Die Vergeltung dafür ist nicht ausgeblieben. Durch zwei Jahrhunderte zitterte das Abendland vor den islamischen Herrschern am Bosporos. Die früheste Kunde von dem Sturz Ostroms und dem blutigen Ende des tapfersten Palaiologen erhielt Venedig am 19. Juni. Die Signoria teilte sie am 20. Juni dem Papste mit, der, auf das tiefste erschüttert, sofort Legaten an die sich selbst zerfleischenden italienischen Staaten abordnete, um diese für den Frieden zu gewinnen. Am 30. September erließ Nikolaus V. bereits eine große Kreuzzugsbulle, und der Reichstag von Ofen wählte 1454 Hunyadi zum Generalkapitän. Der Venezianer Bartolommeo Marcello

dagegen schloß am 18. April 1454 mit dem „Beherrscher der Gläubigen" einen Frieden, der die Grundlage aller fernern Beziehungen Venedigs zur Pforte geworden ist. Der erste Artikel dieses schmählichen Vertrags lautete: „Zwischen dem Emir Mohammed und der Signoria von Venedig besteht nach wie vor Friede und Freundschaft." Dabei hatte der Emir ihren Bailo (Pfleger, bajulus) in Konstantinopel hinrichten lassen und hielt 500 ihrer Unterthanen als Gefangne zurück. Aber die Rücksicht auf ihre kriegerischen Nachbarn in Italien, die steigende Finanznot und das alles beherrschende Handelsinteresse gaben den Ausschlag. Im Fondaco dei Turchi zu Venedig wurden die Osmanen heimisch. Auch Genua suchte mit dem Emir anzuknüpfen, und in Neapel, Florenz und Mailand freute man sich offen über die Verlegenheit der bedrängten Lagunenstadt. Das ganze übrige Abendland verhielt sich teilnahmslos. Freilich gestand dies niemand ein; amtlich versicherten im Gegenteil alle Fürsten ihre Bereitwilligkeit, sich an der Vertreibung der Türken zu beteiligen. Außer Ungarn zeigte nur Alfonso von Portugal Ernst; doch wurde er durch die nordafrikanischen Maurenfürsten von Fez und Ceuta mit seinem Hilfszug abgelenkt. Von Cypern und Rhodos liefen in Rom die Hiobsposten ein, daß eine türkische Flotte von 56 Segeln im Schwarzen Meere Moncastro angegriffen, Sebastopol überrumpelt, Kaffa, Sudak und Balaklawa heimgesucht und die Küstenlandschaft „Gothien" (Krim) verwüstet habe.

Nikolaus V. lud zu einem Friedenstage nach Rom. Am 30. August 1454 schlossen hier Venedig, Mailand und Florenz auf 25 Jahre eine Liga zur Sicherung ihrer Staaten. Mit diesem Frieden beginnt die eigentliche Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften in Italien. Nikolaus V. hatte mit seinen Kreuzzugspredigern zugleich eine Schar von Kundschaftern und Sendboten mit ansehnlichen Summen nach allen den Osmanen unterworfnen Ländern in Europa und Asien ausgeschickt, welche die aus Konstantinopel verschleppten Handschriften aufsuchen und um jeden Preis kaufen sollten. Das war zunächst das einzige greifbare Ergebnis, wenn auch nur einer litterarischen Expedition.

Weit schlimmer stand es mit der kriegerischen Aufgabe, besonders in Deutschland. Kaiser Friedrich III. hatte 1454 auf den Reichstagen von Regensburg, Frankfurt a. M., Wiener-Neustadt vergeblich die Hilfe des Reichs gegen die Türken angerufen. Was wollten, so bemerkt Ludw. Pastor in seiner Geschichte der Päpste, gegenüber dem Eigennutze, Mißtrauen und der Eifersucht der Herren und Stände die begeisterten Reden so edler Geister wie Enea Silvios de' Piccolomini und Johanns von Capistrano? Sie vergeudeten bei aller Redlichkeit der Gesinnung ihre besten Kräfte an die Idee eines allgemeinen Kreuzzugs. Man unterhandelte zu viel und handelte zu wenig. Und doch war die Lage äußerst gefährdet. Handel und Schiffahrt waren bedroht, Rhodos, Trapezunt (wo sich Kaiser Johannes IV. Kalojohannes notgedrungen der Oberhoheit der Pforte unterwarf) und die Kolonien des Pontos fast verloren. Papst Calixtus III. erließ 15. Mai 1455 eine neue Kreuzzugsbulle. Der Orden der Minoriten wirkte Wunder der Beredsamkeit als Kreuzzugsprediger; besonders Capistrano und Heinrich Kalteisen von Koblenz gelang es, die Massen des Volks zu entzünden und zu sammeln. Dagegen ließ Karl VII. von Frankreich die Sammlungen in seinem Lande geradezu verbieten, hielt die Kreuzzugsschiffe zurück und führte sie gegen England. Burgund behielt die Kreuzzugsgelder für sich, Alfons von Neapel mißbrauchte die päpstliche Flotte zu einem Zuge gegen Genua, und König Christian von Dänemark und Norwegen beraubte 1455 die Sakristei der Domkirche von Ro(e)skilde ihrer frommen „Türkenopfer". Vergebens rief das von Calixt anbefohlne Angelus-Läuten alle Christen um die Mittagsstunde zum Gebete gegen den Erbfeind.

B. Die letzten 25 Jahre Mohammeds II.

a) Bis zum Tode Hunyadis.

Die Erkenntnis von der Fruchtlosigkeit der Bemühungen des heiligen Vaters, die europäische Völkerfamilie zu einer gemeinsamen Abwehr des Islams zu bewegen, befestigte in Mohammed II. den Entschluß, seinerseits anzugreifen. Mit richtigem Blick erkannte er in Hunyadi und Skanderbeg seine gefährlichsten Gegner. Im Juli 1455 eroberte er die gut verschanzte serbische Minenstadt Novoberdo mit allen ihren Schätzen. In Kruschevatz an der westlichen Morawa legte er eine Stückgießerei an, in der seine Werkleute, Deutsche, Ungarn, Italiener und andre Christen, Tag und Nacht beschäftigt waren, das schwere Geschütz zur Belagerung von Belgrad zu gießen; eine solche Sorgfalt bei Kriegsrüstungen, die sich bis auf die kleinsten Dinge der nachhaltigsten Proviantierung erstreckte, war damals im Abendlande noch fast unerhört. Schon sank den seit Juni 1456 Belagerten der Mut, da nahten „die drei Johannes". Hunyadi, Capistrano und der päpstliche Legat Carvajal führten ein Kreuzheer, das freilich zum größten Teile nur aus schlecht bewaffneten Bürgern, Bauern, Mönchen, Eremiten und Studenten, zum geringsten Teil aus deutschen Landsknechten und 300 Polen bestand, am 14. Juli 1456 vor Griechisch-Weißenburg. Carvajal war es nicht gelungen, Kaiser Friedrich III. mit König Ladislaus Posthumus von Ungarn zu versöhnen; selbst der ungarische Adel hielt sich fern. Dennoch gelang es den von Capistranos hinreißender Redegewalt begeisterten Streitern, nach fünfstündigem mörderischen Kampfe die türkische Schiffsreihe in der Donau zu durchbrechen. Durch einen kühnen Ausfall machten die Belagerten sich Luft; der Emir selbst wurde verwundet. Belgrad, die Vormauer der Christenheit, war gerettet. Aber Serbien ging verloren. Denn eine fürchterliche Seuche raffte das Heer und am 11. August 1456 den heldenmütigen Hunyadi hinweg; ihm folgte am 23. Oktober in Illok (bucctium) an der Donau, der schönsten Stadt Syrmiens, der greise Capistrano im Tode.

b) Bis zum Tode Kastriotas.

Bei der völligen Lässigkeit der abendländischen Mächte wandte sich der Papst im Dezember 1456 sogar an den christlichen König von Äthiopien, an die Christen in Syrien, Georgien und Persien, ja selbst an Uzun Hasan, den Häuptling der Turkmenen vom Weißen Hammel (Bd. II, S. 182), um Hilfe gegen die Türken. Diese hatten nach dem Tode des Despoten Georg Branković (24. Dezember 1457) mit Leichtigkeit Serbien erobert; denn Helene, die Witwe seines schon Ende Januar 1458 verstorbnen Sohns Lazar, eine Tochter von Thomas Palaiologos, hatte in dem Glauben, dadurch ihr Land zu retten, es dem Papste zu Lehen gegeben. Das ganze Volk erhob sich gegen eine solche Zumutung; lieber wollte man sich gleich den Türken in die Arme werfen, als, den väterlichen Glauben verlierend, die höchst unsichere Hilfe des lateinischen Abendlands erkaufen. Albanien und Bosnien sollten bald dasselbe Schicksal teilen. In Bosnien wüteten Fehdelust, Sektenhaß und Zwietracht sowohl im romfreundlichen Herrscherhause wie unter den Magnaten und den romfeindlichen, türkisch gesinnten Patarenern. Der König Stephan Thomaschević büßte seine zweideutige Haltung gegenüber dem König Matthias von Ungarn (1458) vor Mohammed unter dem Beile des Henkers (1463); 30,000 junge Bosniaken wurden dem Korps der Janitscharen einverleibt. Was half es da, daß Stephans Mutter Katharina ihr verlornes Land dem apostolischen Stuhle vermachte? Auch Hunyadis Sohn Matthias Corvinus konnte trotz der Eroberung von Jaicze (1. Oktober 1463) das

Vordringen der Türken im Lande bis in die Gebirgspässe der „Herzegowina" (der 1459 erwürgte König Stephan Thomasch hatte für das Gebiet südlich von Bosnien vom deutschen Kaiser Friedrich III. den Herzogstitel erlangt) und Crnagora (Montenegro) und den Sieg des Islams 1464 nicht aufhalten. Die Franziskaner waren der einzige Schild und die Zuflucht jener Christen, die in Bosnien, geduldet durch Urkunde und Schutzbrief Mohammeds, zurückblieben.

In Albanien hatte Skanderbegs Heldengeist trotz der Verräterei eifersüchtiger Führer seines kriegerischen Bergvolks zähesten Widerstand geleistet und im Herbst 1457 in der Tomorniza den blutigsten Sieg über das Heer Isâbegs erfochten. Gleichzeitig hatte die päpstliche Flotte unter Lodovico Scarampi bei Metelino über die Türken einen Sieg errungen. Aber im Sommer des Jahrs 1458 wurden Morea und Attika von den wilden Truppen Mohammeds überschwemmt und verwüstet, und im Juni fiel Athen, am 6. August Korinth in die Hände der Osmanen. 1453 und 1454 hatte dort Turachan unter blutigen Kämpfen die Albanesen, die sich gegen die Despoten der Morea, Thomas und Demetrios Palaiologos, empört hatten, auf deren Hilferuf niedergeworfen; nun fühlten diese selbst die Faust des Eroberers. In dem Streite des Herzogs Franko II. Acciajuoli von Athen mit dem zweiten Gemahle der Witwe Nerios II., Chiara, dem nach Stambul geflüchteten Bartolommeo Contarini, beschloß der Emir, reinen Tisch zu machen; Omar Pascha, Turachans Sohn, rückte im Juni 1456 in Athen ein, während eine große Hungersnot das Land verheerte und ein Komet das Volk erschreckte; zwei Jahre darauf ergab sich, wie gesagt, auch die Akropolis. Der Emir selbst erschien nach der Ausmordung der Peloponnes auf die Einladung seines Paschas mit einem glänzenden Gefolge in der letzten Woche des Augusts in Athen. Er brachte ihm eine Knechtschaft von vier Jahrhunderten; er erwies sich jedoch barmherziger als einst Xerxes oder Mardonios. Er bewunderte die Bauten und die Lage der Stadt, wie sich sein schmeichlerischer Biograph Kritobulos ausdrückt. Aber die Griechen jubelten zu früh über den Abzug der römischen Geistlichen aus der lateinischen Kirche des Parthenons. Als Mohammed im Herbst 1460 zum zweitenmal in der Stadt erschien, verwandelte er, erzürnt über ihren wiederholten Abfall, den Tempel der Jungfrau in eine Moschee. Franko Acciajuoli war zwar 1458 begnadigt, aber schon das Jahr darauf in Theben wegen Verrats hingerichtet worden; seine Söhne verschwanden in der Leibwache der Janitscharen. Seine Witwe, eine Tochter des Dynasten Demetrios von Morea, wurde dem ehemaligen Protovestiarius Georg Amoirutzis, der 1461 den „Groß-Komnenen" David von Trapezunt (einen Bruder des 1458 verstorbnen Kaisers Johannes IV., S. 139) an den Sultan verraten hatte, zur Gemahlin gegeben. Athen schwand aus dem Gesichtskreis Europas. 1462 begannen die Osmanen die Unterwerfung der Walachei, deren tyrannischer Fürst, der christliche Woiwode Wlad (Wladislaw IV., mit dem Beinamen Drakul) den Sultan durch die hinterlistige Vernichtung eines türkischen Heereszugs unter Hamsa Zenevisi Pascha gereizt hatte. Mohammeds Rachezug führte ihn durch jenen grausenerregenden Eichenwald, worin man eine halbe Stunde lang auf 20,000 Pfählen noch die Leichen der 1461 von Wlad gespießten Türken und Bulgaren erblickte. Wlad Drakul war zu Matthias Corvinus geflüchtet, der ihn festhielt, weil er auch ihn an den Emir verraten wollte; sein Bruder, Radul, ein Geisel Mohammeds, erhielt die Walachei unter türkischer Oberhoheit.

Pius II. (vorher Enea Silvio de' Piccolomini) hatte während seines sechsjährigen Pontifikats (1458—64) unablässig für einen allgemeinen Kreuzzug gewirkt. Schon am 13. Oktober 1458 hatte er die christlichen Fürsten in einer schwungvollen Bulle zu einem Kriegsrate nach Mantua eingeladen; aber die französischen Kardinäle wirkten heimlich und offen dagegen. König

Ludwig XI. von Frankreich behielt nicht nur den Kreuzzugszehnten für sich, sondern hielt auch den Herzog Philipp von Burgund ab, dem Papste sein Versprechen einzulösen. Friedrich III. hatte sich 1459 von den Magnaten Ungarns die Krone des Matthias Corvinus übertragen lassen; vergebens wirkte der apostolische Legat, Kardinal Bessarion, auf dem Reichstage zu Nürnberg zur Beilegung des Zwistes zwischen dem Kaiser und Ungarn. Aber bald fielen die Niederlagen Schlag auf Schlag. Die Insel Lemnos, die der genuesischen Familie Gattilusio gehörte, war bereits Frühjahr 1456 durch den Verrat der Griechen an die osmanische Flotte verloren gegangen; im September 1462 fiel auch Lesbos in die Gewalt Mohammeds II. Am 7. März 1461 traf der entthronte Despot der Morea, Thomas, von Korfu her in Rom ein. Sein Bruder Demetrios hatte sich Ende Mai 1460 dem Emir unterworfen und ihm seine Tochter zur Frau gegeben; er ist 1470 zu Adrianopel als Mönch gestorben. Thomas' Tochter, Prinzessin Zoë, heiratete 1472 den Großfürsten Iwan III. Waßiljewitsch von Moskau und übertrug damit ihre Ansprüche auf Rußland; Iwan nahm als neues Wappen Rußlands den zweiköpfigen Adler an, den man noch heute im Kreml von Moskau sieht, und schickte sogar — natürlich erfolglos — einen Gesandten nach Stambul. Karl Roth hat nach den Forschungen des Russen Wladimir J. Savva über den moskowitischen Zaren und die byzantinischen Kaiser (1901) diese staats- und erbrechtlichen Folgen der Ehe Iwans mit Zoë Palaiologos, genannt Sophia, bestritten; begründeter waren vielleicht die Ansprüche, die der Jagellone Alexander I. von Polen als Gemahl Helenens, der Tochter Zoës, erbte. Dagegen verkaufte der 1465 vom Papste Paul II. als Titulardespot der Morea anerkannte Andreas, der stets an Geldmangel leidende, unwürdige Bruder Zoës und letzte männliche Sproß des Fürstenhauses der Palaiologen, im Jahre 1494 seine Rechte an den französischen König Karl VIII. und vermachte sie bei seinem Tode (7. April 1502) dem spanischen Königspaare Ferdinand und Isabella.

Im Sommer und Herbst 1461 waren auch das Fürstentum Sinope (Emir Ismael) und das Kaisertum Trapezunt (Kaiser David) eine Beute der Osmanen geworden; 1463 gingen Argos (3. April) und, wie schon erwähnt, ganz Bosnien (Sommer) verloren. Ragusa schwebte dadurch in größter Gefahr. Der Papst wagte und versuchte sogar bei dem Emir selbst einen Bekehrungsversuch und stellte ihm den Besitz des ganzen Ostens dafür in Aussicht. Endlich glückte es unterm 19. Juli 1463 dem Eifer des Papstes, die Versöhnung des Kaisers mit dem Könige von Ungarn, d. h. einen Vertrag in Wiener-Neustadt, herbeizuführen, durch den das lebenslängliche Königtum der Corvinen anerkannt, den Habsburgern aber die Erbfolge, im Falle Matthias kinderlos sterbe, zugesichert wurde. Um dieselbe Zeit schlossen Venedig und Ungarn ein Schutz- und Trutzbündnis, worauf Skanderbeg wieder in Albanien die Feindseligkeiten eröffnete. Schadenfroh standen die Sforza in Mailand und die Florentiner im Hintergrunde, sich der venezianischen Mißerfolge (Scheitern des Angriffs auf Korinth, Tod des Generals Bertoldo von Este u. a. m.) freuend; ein Florentiner Chronist berichtet sogar, daß seine Landsleute dem Emir aufgefangne Briefe der Venezianer in die Hand spielten. Vergebens zeigte der Papst den Florentinern einen großartigen Teilungsplan der Türkei, den ersten seiner Art, dem bis auf den heutigen Tag noch so viele Gegenstücke folgen sollten. Als vollends das Kreuzheer in Ancona, des Wartens müde, auseinanderlief, starb Pius II. im Angesichte der venezianischen Galeeren, ohne sein Ziel erreicht zu haben (14. August 1464).

Sein Nachfolger (der Venezianer Pietro Barbo) Paul II., nahm den Lieblingsgedanken seines Vorgängers mit Kraft wieder auf. Besonders galt es, den tapfern Skanderbeg in seiner Feste Kruja (Croja) zu entsetzen. Wirklich wurden die Türken 1466 und 1467 geschlagen, ihr

Führer Balaban fiel, Kruja war gerettet. Aber am 17. Januar 1468 erlag Iskanderbeg den Folgen eines Fiebers sechzigjährig zu Alessio. Seit dem Tode Hunyadis und Capistranos hatte die Christenheit keinen schwerern Verlust erlitten. „Sie hat ihr Schwert und ihren Schild verloren", jubelte Mohammed II. Nach der Versprengung des albanesischen Heers nahm der reichere und vornehmere Teil der albanesischen Bevölkerung den Islam an, während der andre Teil, die Vorfahren der heutigen katholischen G(h)egen, es vorzog, sich als Hirten und Klephthen in die unzugänglichen Gebirge zurückzuziehen.

c) Die siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts.

Die Venezianer hatten 1465—68 unter Sigismondo Malatesta (gest. 1468), Vettore Capello (gest. 1467) und Niccolo da Canale einige Erfolge in den griechischen Gewässern errungen. Aber das war für den thatkräftigen Emir nur ein Sporn, seine Flotte 1469 auf das stärkste zu vermehren. Die beste Bemannung lieferten ihm die tüchtigsten Seeleute jener Zeit, Juden und Griechen, besonders die sogenannten Stratioten, die damals in ganz Europa als Söldner dienten. Mohammed brach 1470 an der Spitze eines 100,000 Mann starken Heers nach Griechenland auf, während sein Admiral Mahmud Pascha mit 300 Segeln auslief. Am 12. Juli fiel Negroponte (Chalkis auf Euböa) nach verzweifelter Gegenwehr. Es war ein Glück für das Christentum, daß der Turkmenenfürst Uzun Hasan (S. 140) die Hauptmacht der türkischen Streitkräfte nach Asien abzog; denn schon schwärmten die osmanischen Reiter durch Kroatien bis nach Steiermark und Kärnten. Am 24. Juni 1471 war der berühmte „große Christentag" in Regensburg unter dem Vorsitze des Kaisers eröffnet worden. Schreckensbotschaften und Hilferufe schlugen eindringlicher als je an das kaiserliche Ohr. Vergebens drängte der päpstliche Legat zur Begleichung des wittelsbachischen Bruderzwistes, vergebens machten die venezianischen Gesandten glänzende Versprechungen, vergebens wurden Friedensgesandtschaften an Polen und Ungarn beschlossen: der selbstsüchtige Standpunkt, den der schläfrige Kaiser bei den Verhandlungen über die Türkenhilfe und die Reichsreform einnahm, war leider auch maßgebend für die Stellung der Reichsfürsten gewesen. Der Reichstag nahm gegenüber den großen Erwartungen, die an ihn geknüpft waren, ein beschämendes Ende (vgl. Bd. VII, S. 219).

Auch des Papstes Sixtus IV. (1471—84) Absicht war wieder ein Gesamtbündnis der europäischen Mächte, dessen Spitze ausschließlich gegen die Türken gerichtet sein sollte. Aber am 18. November 1472 starb der edle Bessarion, die Seele und treibende Kraft des Widerstands an der Kurie. Er und die übrigen hervorragenden Griechen: ein Chalkondyles, Laskaris, Argyropulos, Gaza, hatten ihres Teiles als Sendboten des Griechentums dazu gewirkt, die großen Geisteswerkstätten in Italien aufzurichten, woraus damals der Humanismus, Anfang des 19. Jahrhunderts der Philhellenismus und schließlich unsere moderne Bildung hervorgesprossen sind. Einstweilen aber erfolgte eine Niederlage nach der andern. Die Venezianer und der Kardinal-Admiral Carafa entzweiten sich, obwohl ihre vereinigte Flotte bei Satalia und Smyrna Siege erfochten hatte. Der löwenmutige Mohammed hatte am 26. Juli 1473 bei Terdjan den Perserbeherrscher Uzun Hasan bezwungen und drückte nun auf seine Feinde in Albanien, an der Adria und an der Donaugrenze. Was half es dem Woiwoden der Moldau, Stephan dem Großen, daß er dem überlegnen Feinde bei Racova am 4. Januar 1475 eine Niederlage beibrachte! Im Juni fiel die genuesische Kolonie Kaffa in der Krim; Mohammed II. ernannte 1478 den Tataren Mengli Giray zum Chan der Krim und der nördlichen Pontusküste, der kleinen Tatarei, unter türkischer Hoheit (Bd. II, S. 177). Lepanto und Leukas wurden

heftig bedrängt (Mai 1477). In Albanien fielen Kruja, die Hauptstadt (15. Juni 1478), Schabljak, Alessio und Drivasto in die Hand der Türken, die auch in die österreichischen Alpenländer ihre grauenhaften Einfälle wiederholten. Da faßte die Republik von San Marco, heimgesucht durch eine furchtbare Pest, den folgenschweren Entschluß, das blutige Ringen aufzugeben, Albanien (außer Durazzo und Antivari) und das Haus Tocco (in Westmittelgriechenland), Euböa und Lemnos preiszugeben, aber den Levantehandel zu retten. Um diesen Preis schloß Venedig durch Giovanni Dario am 25. Januar 1479 Frieden mit dem Sultan.

Doch der Eroberer stand nicht still. Leonardo III. Tocco wurde im Sommer 1479 aus Leukas vertrieben. Rhodos widerstand noch einmal (Mai bis 28. Juli 1480) unter dem Johanniter-Großmeister Pierre d'Aubusson. Aber am 11. August 1480 fiel Otranto in Apulien unter entsetzlichen Greueln in die Hände der Ungläubigen. Wie ein Donnerschlag fiel diese Kunde in die Christenheit. Doch mitten in die angstvoll betriebnen Gegenrüstungen kam die Nachricht von dem Tode Mohammeds II., des gewaltigen Eroberers, der ein ganzes Menschenalter Europa in Schrecken gehalten hatte. Er war am 3. Mai 1481 bei Ankyron, wo einst Konstantin d. Gr., der Gründer derselben Stadt, die er erobert, die Augen geschlossen hatte, zu Hunkiar Tschairi zwischen Gebse und Herake in Kleinasien gestorben. Und schon am 10. September war Otranto wieder durch den Kardinallegaten Fregoso und König Ferrante von Neapel befreit.

d) Die Bedeutung Mohammeds II.

Der Charakter Mohammeds II. und seine Bedeutung für die türkische Geschichte kann von abendländischer Seite nur schwer beurteilt werden. Als der Sultan in der Mitte seines Heers seinen Geist aufgab, hatte er noch nicht das 53. Jahr seines Lebens erreicht und 30 Jahre das osmanische Reich beherrscht. Alles, was über ihn von den Zeitgenossen geschrieben worden, ist fast nur der Ausdruck maßloser sklavischer Bewunderung oder des Hasses und Grauens über das Elend, das er namentlich über die christliche Welt gebracht hat. Unmöglich konnten ihm die Grausamkeiten seiner Truppen in Österreich genehm sein, die nur nutzlos seine Kräfte zersplitterten, und die Scheußlichkeiten in Otranto mißfielen ihm so sehr, daß er den daran schuldigen Pascha hinrichten ließ. Aber um sich den ruhigen Besitz seines Throns zu sichern, ermordete er seinen Bruder schon an der Mutterbrust und verfügte in der Gesetzsammlung Kanunnameh (S. 122) den Brudermord (vgl. S. 128), gestützt auf die Lehre des Korans: „Die Unordnung ist schädlicher als Mord."

Nach seinem Sieg errichtete er in Stambul die Moschee Ejjubs (Ayubs), des Standartenträgers des Propheten, in der fortan alle Sultane mit dem Schwert Omars umgürtet wurden. Zahllos sind seine Bauten, die er besonders durch den Architekten Christobulos ausführen ließ. Sein größtes Bauwerk, die Mehmedieh, zeigt im Innern in goldnen Buchstaben die Worte des Propheten: „Sie werden Konstantinopel erobern; glücklich der Fürst und das Heer, die es vollbringen werden." Moscheen, Imarete (Garküchen), Medressen (Lehranstalten), Hospitäler, Karawanseraien, Irrenhäuser, Bibliotheken, Brunnen und das alte Serai verdanken ihm ihren Ursprung. Unter dem Namen Auni, der Hilfreiche, schrieb er Gedichte (nach der Handschrift in Upsala 1904 von Georg Jacob herausgegeben). In der osmanischen Dichtkunst herrschte bis zur Eroberung Konstantinopels die mystische und religiös-didaktische Strömung vor. Mohammed I. eröffnet den Reigen der Herrscherpoeten; neben ihm erscheint der Augenarzt Scheichi mit einem romantischen Liebesepos „Chosrev und Schirin", eigentlich nur einer

Nachahmung aus dem Persischen. Murad II., der sich in die Beschaulichkeit nach Magnesia (Manissa) am Sipylos zurückgezogen hatte, versammelte zweimal wöchentlich „die Ritter vom Geiste", belohnte sie freigebig und versuchte sich selbst in Versen. Mit der Eroberung von Konstantinopel durch Mohammed II. gewinnt das Reich eine feste Gestalt und mit ihm die Dichterzunft. Ahmed Pascha, Nedjali, Chiali und Mesihi zählen zu den bedeutendsten osmanischen Musageten. Des Naturdichters Chusi epigrammatische Spitzen erinnern an die von Hans Sachs. Unter dem Schwarme von Dichtern, der den kunstsinnigen Sultan umgab, finden sich auch bereits zwei Dichterinnen, Zeineb und Mihri, die dem Sultan ihren Diwan (Sammlung von Gedichten) widmeten. Gründer zahlreicher Schulen, besoldete der Eroberer persische und indische Gelehrte, wie Chodja Djihan und Djami (Bd. III, S. 372). Dasselbe that dann Bayezid II. Er selbst war wie sein Bruder Djem und der gleichfalls tragisch endende Prinz Korkud künstlerisch und dichterisch thätig; die Bayezid- oder Tauben-Moschee in Stambul mit ihrem Vorhof ist noch heute ein Prachtstück osmanischer Baukunst. Vor der Schlacht von Jenischehir antwortete Bayezid dem vorher bei Brusa siegreichen Djem auf dessen Vorschlag, als Brüder das Reich zu teilen, durch den arabischen Vers: „Das Königsschwert trennt auch des Blutes Band, Der Sultan ist selbst Brüdern nicht verwandt." Selim I., Suleiman der Große und Selim II. traten in seine Fußstapfen, eroberten Königreiche und pflegten bei aller Grausamkeit die Musen. Der Scheik Wefasade verdient hier gleichfalls Erwähnung: seine hervorragende Persönlichkeit, wie sein altrömischer Charakter machen ihn zum Typus des Weisen jener osmanischen Glanzzeit unter Mohammed II. In seine Jahre fällt auch die erste Bestallung eines Hofdichters in der Person Satis, der den Auftrag erhielt, alljährlich drei Kassidé (Zweckgedichte) zu dichten, auf den Frühlingsanfang und die beiden Beiramsfeste. Freilich ist der osmanische Dichter in erster Reihe Versekünstler und Reimer. Die Form ist ihm wichtiger als der Gehalt, die Wendung höher als der Gedanke, das Bild mehr als die Empfindung; die Formen überkam er meist von den Arabern, dem Hauch und Hause der Wüste. Poesie heißt ja bei ihnen schür, härenes Zeug, wie bei uns Dichtung, Verdichtung, beït das Distichon und das Zelt.

C. Bayezid II. und Selim I.

a) Bayezid II.

Nach dem Tode Mohammeds II. war das türkische Reich von zwei Gefahren bedroht: der Meuterei der Janitscharen und dem Zerfall im Innern. Bayezid II. (1481—1512) wurde Herr über beide. Die Janitscharen beschenkte er reich. Freilich ist dann das Geschenk an diese Prätorianer bei jedem Thronwechsel zu einer Höhe gestiegen, die seine Abschaffung drei Jahrhunderte später zu einer finanziellen Notwendigkeit machte. Prinz Djem hingegen setzte den Sultan noch lange in den Händen seiner Feinde in Angst und Schrecken. Bei Jenischehir am 20. Juni 1481 geschlagen, floh er von Konia nach Kairo; mit Kasimbeg von Karaman im Frühjahr 1482 bei Konia besiegt, warf er sich 23. Juli den Rhodiserrittern in die Arme, die ihn gegen ein türkisches Jahresgehalt von 45,000 Dukaten zu Roussillon, einer Komturei des Ordens am Rhône, und seit Februar 1483 zu Le Puy in Gewahrsam hielten. Alle Fürsten Europas bemühten sich nacheinander, den „Großtürken" in ihre Gewalt zu bekommen. Am 13. März 1489 zog der (wie sein Bruder) auch als Dichter hervorragende Prinz in den Vatikan als ehrenvoller Gefangner ein, starb aber 24. Febr. 1495, nachdem ihm Alexander VI. an Karl VIII. von Frankreich (vgl. S. 142) hatte ausliefern müssen, in Neapel — angeblich durch Gift, das ihm der von Bayezid dafür beschenkte Papst noch in Rom hätte reichen lassen.

Schon war Bayezids Hof der Tummelplatz der Diplomaten Europas geworden, Vertrags- und Gesandtschaftswesen an die Stelle des Schwerts getreten. Hauptsächlich buhlten die sechs italienischen Mächte um die Gunst des Sultans und verschmähten es nicht, mit Hilfe der Ungläubigen gelegentlich den christlichen Gegner zu vernichten. Während Bayezid in der Moldau zwei wichtige Plätze, Kilia und Akjerman, eroberte, während Kaiser Friedrich III. mit Matthias Corvinus in Krieg verwickelt war und nach dem Tode des Ungarnkönigs (6. April 1490) neue Streitigkeiten über die Thronfolge ausbrachen, ward Spanien 1492 durch die Eroberung Granadas in den Stand gesetzt, selbständig in die Geschicke Europas einzugreifen. Noch kurz vorher hatte König Ferrante I. von Neapel die Mauren heimlich gegen die Spanier unterstützt; jetzt schloß er Frieden mit Spanien, aus dessen Hafen Palos der große Landsmann des Papstes, Kolumbus, zur Entdeckung einer neuen Welt ausgefahren war. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse schickte der Sultan dem Papste die heilige Lanze des Longinus als kostbarstes Geschenk. Aus Spanien wurden aber durch das Dekret des Großinquisitors Torquemada (Bd. IV, S. 524) vom 31. März 1492 an 300,000 Juden ausgetrieben — von Bayezid gastlich aufgenommen, siedelten sie sich in Konstantinopel, Saloniki, Smyrna und Aleppo an. Aus ihren großen Sicherheitsplätzen kamen die Spaniolen oder Sephardim zu großen Ehrenstellen und Reichtümern, sogar als Diplomaten in die Dienste der Pforte und wurden nur von Griechen, Armeniern und Levantinern darin übertroffen.

Am 31. März 1495 schlossen Venedig, Ferdinand und Isabella von Spanien, Maximilian I., Lodovico Moro und der Papst zum Schutze der Christenheit gegen die Türken eine heilige Liga (Bd. VII, S. 208 f.). Dennoch wurden schon 1496 mehrere Burgen der Ungarn in Bosnien erobert. 1497 drangen die Türken, Tataren und Walachen in Polen ein, das Land um Lemberg, Przemysl bis nach Banczug weit und breit verwüstend. Am 26. Aug. 1499 fiel Lepanto, der einzige Besitz, den Venedig noch am Meerbusen von Korinth hatte; und von Bosnien aus verwüsteten die Türken selbst das venezianische Festland bis in die Nähe von Vicenza. Die Küsten Süditaliens wurden geplündert; Modon, Navarin und Koron gingen im August 1500 den Venezianern in der Morea verloren. Vergebens schrieb Alexander VI. einen großen Jubiläumsablaß aus (ebenda, S. 226). Nur Ägina eroberte Benedetto Pesaro zurück, ebenso gegen Ende desselben Jahrs noch Kephallinia, 1501 Alessio und 1502 Santa Maura (Leukas); aber Durazzo ging 1501, Butrinto 1502 verloren. Venedig erntete die Früchte seiner lässigen Friedenspolitik: es mußte im Frieden vom 6. Oktober 1503 Santa Maura zurückgeben. Ungarn, das es zu weiter nichts als räuberischen Streifzügen auf türkisches Gebiet gebracht, hatte am 20. August einen siebenjährigen Waffenstillstand geschlossen. Das heilige römische Reich war nicht einmal im stande, den auf wiederholten Reichstagen beschloßnen „Gemeinen Pfennig“ (Bd. VII, S. 223) aufzubringen. Der Humanist Jakob Wimpheling von Straßburg klagte vergebens 1505 in seiner „Epitome rerum Germanicarum“ über den Verfall des Reichs, die Selbstsucht der Fürsten und das Vordringen der Türken. Schon 50 Jahre vor ihm hatte Hans Rosenblüt in „Des Türken Fastnachtsspiel“ beweglich gewarnt: „Unser Herr, der Türk, ist reich und mächtig und ist gegen seinen Gott gar andächtig, daß er ihm also beisteht, daß ihm alle seine Sach' glücklich geht. Was er noch je hat angefangen, das ist ihm alles nach seinem Willen gegangen.“

Die letzten Jahre Sultan Bayezids wurden durch Zwist im Innern und Empörung seiner Söhne getrübt. Dieselben Janitscharen, die ihn einst auf den Thron gesetzt hatten, zwangen ihn, am 25. April 1512 zu gunsten seines dritten Sohns, Selim, zu verzichten.

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

Oben rechts: **Mohammed II.** Bujuk (der Große), Ghazi (Besieger der Ungläubigen) oder Fatih (der Eroberer; 1451—81). Gemalt am 25. November 1480 von Gentile Bellini (1426—1507).

Innerhalb einer — hier nicht mit wiedergegebnen — Renaissance-Umrahmung, über deren Brüstung ein gestickter Teppich hängt. Auf der linken Tafel dieser Brüstung steht: Terrarum marisque victor ac domnator orbis . . . Sultan . . . inte . . . Mahometi resultat ars vera Gientilis militis aurati Belini naturae . . . qui cuncta reducit in propriam propria simulacra; auf der rechten Tafel: MCCCCLXXX Die XXV mensis Novembris. Das Bild stammt aus der Bildnissammlung des Paolo Giovio in Como und befindet sich in der Galerie des Sir H. Layard zu Venedig.

Oben links: **Suleiman II.** el Kenani (der Große oder Prächtige; 1520—66).

Aus einem (von Abdullah Frères in Konstantinopel photographisch vervielfältigten) Album von Sultansbildnissen, das Anfang des 19. Jahrhunderts von einem Italiener in Pastellfarben angefertigt, von Tewfik Pascha zusammengestellt und in einem Foliobande vereinigt worden ist, der in der Bibliothek des Bagdad-Kiosks im alten Serail ausliegt, aber nicht gezeigt wird.

Mitte rechts: **Selim III.** (1789—1807); der Begründer des neuern türkischen Heerwesens.

(Nach einem Gemälde.)

Mitte links: **Mahmud II.** (1808—39); der Berufer Moltkes, der Vernichter der Janitscharen.

(Nach einem Gemälde.)

Unten rechts: **Abd ul Medschid** (1839—61); seit 1856 (im Pariser Frieden) „Majestät" und „Kaiser".

(Nach einem Gemälde.)

Unten links: **Abd ul Aziz** (1861—76), der 32. Sultan der Osmanen.

(Nach einer Photographie.)

Sechs Sultane der Osmanen.

b) Selim I.

Selim I. (1512—20), gewaltthätig und kriegslustig, ließ die Pläne Mohammeds II. wieder aufleben, die Christenheit mit Tod und Untergang bedrohend. Nachdem er seinen Vater Bayezid, zwei Brüder und fünf Neffen hatte vergiften lassen, baute er eine gewaltige Flotte von 500 Schiffen, besiegte den Schah Ismail von Persien (Bd. III, S. 377) am 23. August 1514 bei Tschaldyran, nachdem er ihn durch Einsperrung und Ermordung von 40,000 Schiiten auf türkischem Boden zum Kriege gereizt hatte, eroberte Armenien, den Westen von Aserbeidjân, Kurdistan und Mesopotamien und warf das mächtige Reich der ägyptischen Mameluken, denen noch sein Vater 1485—91 unterlegen war, 1516 in Syrien und Palästina zu Boden (vgl. Bd. III, S. 689). Nach der Schlacht bei Heliopolis zog er am 26. Januar 1517 in Kairo ein; der letzte Burdjite Tûmân II. Bey wurde gefangen und am 13. April hingerichtet. Als der Eroberer noch in seinem Palaste bei dem Migjâs (dem Nilmesser) auf der Insel Rôda weilte, ließ er sich die Schattenspieler des „Karagoez" (S. 124) kommen, die ihm die Erhängung Tûmâns am Torzuwele mit zweimaligem Reißen des Stricks zu seinem größten Ergötzen vorführten. Selim ließ die schönsten Marmorsäulen aus der Zitadelle brechen und nach Stambul schaffen. Kairo sank zur Provinzialstadt herab. Die reichsten Kaufleute wanderten nach Konstantinopel aus. Selim zwang, von Mekka und Medina als Schirmherr anerkannt, den letzten Sprößling der abbasidischen Kalifen, Mutawakkil, ihm seine Hoheitsrechte zu übertragen, um dadurch selbst Kalif, d. h. höchstes geistliches und weltliches Oberhaupt aller Bekenner des Islams, zu werden. Freilich ist dieses Verhältnis von den persischen Schiiten (Bd. III, S. 376) so wenig wie von den fanatischen Arabern der heiligen Städte, die in ihrem Scherif ihr geistliches, mit dem Propheten verwandtes Haupt sahen, jemals anerkannt worden. Für damals aber bedeutete dieses Ereignis den höchsten Machtzuwachs im Orient.

Auch Algier war in türkische Hände gefallen (Bd. IV, S. 249); und schon wurden italienische Hafenstädte von landenden Türken (Korsaren) geplündert. In Ungarn war die Türkennot größer als je geworden; Krain, Steiermark, Kärnten und Österreich lagen als offne Beute da. Auf dem Friedenstage zu Cambrai wurde 1517 von Kaiser Maximilian I. ein förmlicher Teilungsplan der Türkei den Monarchen vorgelegt, durch den ihre Zwistigkeiten auf das Gewinnbringendste geschlichtet werden sollten. Auf dem Reichstage zu Augsburg ward 1518 der Kreuzzug Leos X. bestätigt. Aber es geschah nichts.

D. Suleimân II. der Prächtige.

Wenige Jahre darauf fielen am 29. August 1521 Belgrad und am 21. Dezember 1522 Rhodos, zwei Hauptbollwerke der Christenheit, in die Hände der Osmanen; jetzt war Selims Sohn, der glorreiche Suleiman (Soliman II., 1520—66; s. die beigeheftete Tafel „Sechs Sultane der Osmanen"), auf den Thron gekommen. Er baute seinem Vater zu Ehren auf dem fünften Hügel Stambuls die prächtige Selimijemoschee und setzte dem kriegsgewaltigen Herrscher die Grabschrift: „Hier ruht Selim, der Schrecken der Welt; doch ruht hier nur sein Leib, sein Herz ist noch im Streit." Er rächte die Niederlage, die 1480 der Eroberer von Byzanz vor Rhodos erlitten hatte, an den Johanniterrittern: nach heldenmütigster Verteidigung und halbjähriger Belagerung fiel die starke Inselfestung. Ein Sohn Djems, den Suleiman in Rhodos fand, wurde erdrosselt. Die Rhodiser wanderten 1527 nach dem verödeten Malta, das ihnen Karl V. schenkte, und in dessen Besitz sie der Papst 1530 bestätigte. Ebenso rächte

Suleiman vor Belgrad durch die Einnahme der Stadt die von Mohammed II. 1456 (S. 140) erlittne Schmach. Europa zitterte; schon sah man seine „Renner und Brenner" vor Wien. Ein deutsches Volkslied aus dem Jahre 1522 schildert uns den Schrecken, der damals das heilige römische Reich durchbebte: „Der wütend Türk hat große Macht neulich ins Ungarland gebracht, Griechisch Weißenburg erlangt, darum er nun in Hoffart prangt. Aus Ungarn ist er bald und schnell in Österreich bei Tages Hell', Bayern ist ihm gleich zur Hand, von dann er kummt in andre Land, dem Rhein mag er bald kommen zu, damit haben wir kein Zeit, kein Ruh'. Unser Unfleiß und Eigennutz, gegen den Nächsten stolzer Trutz, Haß, Neid und Arglist sinnen, die machen den Türken gewinnen."

a) Mohács und Wien.

In der That hatten die Türken 1522 bereits einen Teil Ungarns verwüstet und standen im Begriff, in Niederösterreich und Bayern einzubrechen. Mehemed Bey hatte die Walachei besetzt; im Mai verheerte er den ganzen Karst bis Friaul und lag vor Laibach. Die Venezianer rührten sich nicht, als Rhodos verloren ging — sie saßen fest in Kandia; Franz I., „der allerchristlichste König von Frankreich", suchte sogar ein Bündnis mit dem Sultan wider den Kaiser. Auch der Adelsoligarchie in Ungarn war es nicht unlieb, den Großtürken zu ihrem Herrscher zu erhalten; Johann Zápolya, Graf von Zips und Woiwoide von Siebenbürgen, suchte mit Hilfe des Sultans die ungarische Krone zu erlangen. Schon war Peterwardein an der Donau von dem Großwezir erobert. Da erfolgte am 29. August 1526 die entscheidende Schlacht in der Ebene von Mohács, wo das christliche Heer mit seinem Könige nach heldenmütigem Kampf unterlag; Ludwig II. selbst, der letzte Jagellone in Ungarn, fand auf der Flucht in einem Sumpfe den Tod. 2000 Köpfe staken auf Spießen vor dem Zelte des Großherrn, 4000 Gefangne wurden niedergemetzelt, Ofen ging in Flammen auf, bis gegen Raab und „die Etzelburg" Gran wurde das Land verheert. Zápolya, der eben dem Sultan knieend gehuldigt hatte, nahm die Krone von Ofen nach Stuhlweißenburg und ließ sich dort am 11. November krönen. König Ferdinand, der Schwager des gefallnen Ludwigs, wurde zu Preßburg am 16. Dezember zum Könige von Ungarn erwählt; damit ist der Tag von Mohács zum Geburtstage der österreichisch-ungarischen Monarchie geworden. Künftig standen alle Feinde Kaiser Karls V. und König Ferdinands auf seiten der Türken und Zápolyas. Selbst die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern unterhandelten wegen ihrer Ansprüche auf Böhmen im Geheimen mit dem Großtürken.

Der Sultan bedeutete alsbald dem Könige Ferdinand in einem offnen Schreiben: „Du sollst Dich, bei Verlierung Unserer Krone, gänzlich versehen, daß Wir Dich mit 13 Königreichen in kurzer Zeit mit Unserer Macht zu Wien suchen und alle Deine Helfer des allerelendigsten Todes, so Wir erdenken mögen, wollen richten lassen." Der Anzug der Türken und das Kreuzen einer türkischen Flotte bei Sizilien beschleunigte den Abschluß eines völligen Friedens des Kaisers Karl V. mit dem Papste zu Barcelona am 29. Juni 1529, zwei Monate nach dem Abschiede des Reichstags von Speyer. Auch Franz I. hatte zu Cambrai seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht, blieb aber insgeheim mit dem „Herrn aller Herrscher, dem Verteiler der Kronen an die Monarchen der Erde, dem Schatten Gottes über beide Welten", in Verbindung; Zápolya mußte 1528 Franzens Sohn Heinrich als Nachfolger für Ungarn adoptieren. Am 21. September erschienen die Türken vor Wien. In 16 Lagern bezog das türkische Heer, 250,000 Mann stark, 25,000 Gezelte. Graf Nikolaus Salm hatte die Vorstädte geräumt, verbrannt und

das Schloß auf dem Kahlenberge geschleift. Todesmutig schloß er sich mit 12,000 Mann Besatzung in die Stadt ein. Das Reichsheer, das der Speyerer Reichstag mit den protestierenden Ständen bewilligt hatte, war in der Stärke von 100 Reitern und 14 Fähnlein Fußvolk eingetroffen. Dennoch machte man häufig Ausfälle und schlug fünf starke Stürme ab. Suleiman hatte geschworen, nicht zu ruhen, bis das Gebet des Propheten vom Stephansturme gesprochen werde; trotzdem hob er am 15. Oktober, gezwungen durch Mangel an Nahrung, Unbill der Witterung und murrende Janitscharen die Belagerung auf.

An Wiens Wällen hatte sich die Hochflut der Osmanenmacht gebrochen. Aber Ungarn blieb dem Sultan, der damit Zápolya belehnt hatte (14. September). Die Venezianer beeilten sich, dem Sultan und dem Woiwoden, dem sie Spionendienste geleistet hatten, Glück zu wünschen. Gestützt auf die religiösen Wirren in Deutschland, zog Kasimbeg (S. 145) verheerend durch Österreich, Zápolya mit den Walachen nach Mähren und Schlesien. Das Reichsheer leistete Widerstand, vereinigt mit den Kaiserlichen zu einer Macht von 50,000 Mann. Clemens VII. schickte Hilfsgelder und seinen Neffen Hippolyt von Medici. Noch einmal brach sich der Ansturm Mohammeds vor dem von Niklas Jurischitz heldenmütig verteidigten Güns (9. bis 28. August 1532; Bd. VII, S. 261). Aber das Reichsheer ging wieder auseinander.

Als Ferdinands Gesandter dem Ibrahim Pascha die Macht des Kaisers rühmte, fiel ihm der Großwezir ins Wort: „Hat er mit Martin Luther Frieden gemacht?“ Merkwürdig ist die Stellung Luthers zur Türkennot. Luther warnte das Volk, Hilfe zu leisten wider die Türken, „sintemal der Türke zehnmal klüger und frummer ist, denn unsere Fürsten sind“. Während Hans Sachs, der begeisterte Dichter der Reformation, in wiederholten Sprüchen und Liedern die Siege über den Erzfeind preist (1529): „Wach' auf, Herz, Sinn und freier Mut, Hilf mir preisen die Landsknecht gut, Ihre ritterliche Thate, Begangen itzt in Österreich, Zu Wien wohl in der Stadte“, fand Luther in seinen Tischreden und 1529 in seiner „Heerpredigt wider den Türken“ oft Worte, die sich nur aus der tiefsten Verstimmung über die Uneinigkeit der Fürsten und die langsamen Fortschritte der evangelischen Bewegung erklären lassen. „Die Venediger“, sagt Luther, „haben nie nichts Treffliches gethan, sind nicht Kriegsleute, sondern nur Pfeffersäcke. Hätte Deutschland einen Herrn, so könnten wir dem Türken leichtlich Widerstand thun, aber die Papisten sind die ärgsten Feinde, wollen eher, daß Deutschland verwüstet werde. Die Papisten werden sagen, der Türke komme um meiner Lehre willen, damit Gott Deutschland strafe, weil man den Luther mit seiner Lehre nicht vertilget. Ich aber will schier lieber den Türken zum Feinde (so!) haben, denn die Spanier zu Schutzherrn. Wie der Papst bisher mit dem Namen des türkischen Kriegs und Ablaß das Geld aus deutschen Landen geraubt hat, also wollen die Fürsten auch dem päpstlichen Exempel nach itzt uns auch ums Geld narren. So helfe unser lieber Herr Jesus Christ und schlage beide, Türken und Papst zu Boden.“ Doch findet Luther auch patriotische Töne. Der Türke ist ihm populus irae Dei, ein Diener des Teufels; beweglich warnt er vor dem Abfalle zum Islam, ermuntert die Tapfern und tröstet die Gefangnen. Scharf zeichnet er den Gegensatz türkischer Zucht und deutscher Unbotmäßigkeit. Aber immer wieder kommt der christliche Hader zum Durchbruche: „Kommen wir zum Türken, so fahren wir zum Teufel; bleiben wir unter dem Papste, so fallen wir in die Hölle.“

b) Die Jahre 1533—1566.

Endlich im Sommer 1533 ward ein leidlicher Friede zwischen Sultan und Kaiser geschlossen. Diese Pause benutzte Suleiman, um, den Euphrat überschreitend, mit Persien

(Bd. III, S. 377) abzurechnen; er nahm Täbris (Tebriz, Tauris) und Bagdad und kehrte im Januar 1536 siegreich zurück. In das Jahr 1535 fallen die zwischen Franz I. und der Pforte abgeschloßnen „Kapitulationen", die allen spätern Verträgen derselben Art und mit andern Nationen unter ausdrücklicher Berufung auf Frankreich, die stets befreundete und meistbegünstigte Nation, zur Grundlage gedient haben. Sie regelten die Handelsfreiheit der Türken in Frankreich und für die „Franken" in allen türkischen Ländern. Sie bildeten den Ausgangspunkt der Konsulargerichtsbarkeit (vgl. S. 96), ordneten die große Frage der heiligen Orte und bedangen sich eine Art Schutzrecht über die lateinischen (katholischen) Unterthanen des Großherrn, auf das sich noch heute das französische „Protektorat" beruft.

Um das Los der Kriegsgefangnen zu lindern und dem gewaltigen Seeraube zu steuern, unternahm Karl V. 1535 seinen vielbesungnen Zug gegen Tunis. Goletta wurde erobert, viele Geschütze erbeutet, darunter Kanonen mit den französischen Lilien, 20,000 Christensklaven befreit und Muley Hasan mit Tunis als einem Lehen der spanischen Krone belehnt. Karl V. dachte schon an die Eroberung von Algier (das 1506 und 1509 Ferdinand der Katholische mit Oran und Bugia erobert, aber 1515 an Horuk Barbarossa verloren hatte), ja sogar an die von Konstantinopel (vgl. Band IV, S. 249). Aber während Suleiman nach dem Tode Zápolyas (21. Juli 1540) im September 1541 fast ganz Ungarn als türkische Provinz einzog, mißlang Karls Zug an der afrikanischen Küste, indem die Schiffe durch gewaltige Stürme zerstört wurden oder nur zerstreut die spanischen Häfen wieder erreichten. Franz I. äußerte laut seine Freude über das Unglück des Kaisers, gratulierte dem Sultan „wegen der Niederlage des gemeinsamen Feinds" und ließ Denkmünzen schlagen mit der Umschrift: „Non contra fidem, sed contra Carolum". Er und die Republik Venedig schickten dem Sultane Hilfsgelder in einer Höhe, daß dieser sich rühmte, der König von Frankreich leiste mehr als alle übrigen Tributzahlungen. Mit Thränen in den Augen beschwor Ferdinand in Regensburg die protestierenden Stände um Hilfe. Während Suleiman durch Ungarn heraufzog (1542), Valpo, Siclos, Fünfkirchen, Gran, Tata und Stuhlweißenburg erobernd, und ihm Ferdinand nur 4000 Mann entgegensetzen konnte, landete Chaireddin Barbarossa, der 1537 Korfu vergebens belagert, aber Naxos, Tinos und Seriphos, 1539 Castelnuovo in Dalmatien erobert und unterm 2. Oktober 1540 Venedig zur Abtretung von Malvasia, Napoli di Romania, Nadin und Urana gezwungen hatte, mit der türkischen Flotte bei Reggio in Kalabrien, verwüstete die Küste, vereinigte sich bei Toulon mit der französischen Flotte und eroberte am 20. August 1543 Nizza, den letzten Zufluchtsort des Herzogs von Savoyen. Unterdessen verbreitete Suleiman (Soliman) Pascha, der Statthalter von Ägypten, Schrecken bis in das Indische Meer, besiegte dort die Portugiesen, eroberte die Stadt Diu und unterwarf die arabischen Fürsten an den Küsten des Roten Meers. Das Jahr 1546 und 1547 sah den Tod von vier der mächtigsten Männer dieser Zeit: es starben Franz I., Heinrich VIII., Luther und Chaireddin Barbarossa. Dieser große Seeheld war selbst noch in seinem Grab auf dem rechten Ufer des Bosporos bei Beschik Tasch (Jasonion) das Vorbild und der Leitstern für seine Nachfolger. Seit dem Siege, den der greise Korsarenhäuptling 1538 über Andrea Doria bei Prevéza erfochten hatte, beherrschten die Türken in Krieg und Seeraub das Mittelmeer.

Während Moritz von Sachsen 1552 an Heinrich II. von Frankreich die Städte Metz, Toul und Verdun vergab, ging eine Gesandtschaft König Ferdinands zu Sultan Suleiman ins Kriegslager nach Amasia in Kleinasien. Von dem französischen Könige rühmte der damalige englische Gesandte Roger Ascham, er sei bereit, um dem Kaiser zu schaden, sich zu gleicher Zeit

feierlichst den Protestanten und den Papisten, dem Türken und dem Teufel zu verschreiben. Nicht mit diesem Geiste Machiavellis, aber mit der Wissenschaft der Renaissance wohl vertraut, ging der Gesandte Ferdinands, Augier Ghiselin von Busbeck, nach Amasia (1555). Von dort brachte er nicht nur die Urkunde eines Waffenstillstands mit dem „glorreichen, prächtigen" Sieger über Persien zurück, sondern an diese Gesandtschaft knüpft sich auch die Entdeckung des Monumentum Ancyranum, „der Königin der Inschriften" (Bd. IV, S. 401), durch Busbeck in Angora und damit der Aufschwung der Altertumsstudien, der Handschriftenkunde, Epigraphik und Numismatik im Abendlande. Derselbe Gesandte brachte auch die Tulpenzwiebel und den Flieder nach Europa. Außer den vier großen lateinischen Briefen, in denen er über seine Mission berichtet, hat er in einem Sendschreiben an den Kaiser einen „Ratschlag" gerichtet, „wie man wider den Erbfeind christlichen Namens und Bluts einen beharrlichen Krieg führen und die Fahnen im Feld ohne Erschrecken möchte fliegen lassen und den Sieg erhalten". Diese Schrift zeigt die türkische Kriegszucht im besten, die deutsche im trübsten Licht. Aber sie enthält zugleich zahlreiche Vorschläge zur Besserung. Es sollte noch gerade ein Jahrhundert anstehen, ehe dieser Same aufgehen konnte. Der römische Kaiser deutscher Nation schickte überhaupt als solcher keine Botschafter an die Pforte; denn in seinem Krönungseide schwor er, ewigen Krieg mit den Ungläubigen zu führen; nur als König von Ungarn war es ihm gestattet, Gesandtschaften abgehen zu lassen. Eine ständige deutsche Botschaft bestand in Konstantinopel ebensowenig wie eine deutsche Kolonie. Von Handelsbeziehungen war noch kaum die Rede; nur Venedig, Florenz und Genua trieben den Handel nach der Levante und dem Schwarzen Meere. Der Zwischenhandel auf der Balkanhalbinsel und in Ungarn lag fast ausschließlich in den Händen der Ragusaner, die besonders in Üsküb eine große Niederlassung hatten. Das selbst vom Islam geheiligte Recht der Unverletzlichkeit der Gesandten wurde von den Osmanen wiederholt durch das Vorgeben umgangen, daß die europäischen Gesandten nichts als Spione seien und höchstens als Geiseln betrachtet werden könnten.

Busbeck schildert ausführlich das Hofleben, den glänzenden Hofhalt, aber auch die gräßliche Familientragödie, die den kaiserlichen Purpur Suleimans mit Blut befleckte. Seiner russischen Gemahlin Roxelane, Churrem Sultana, zuliebe opferte der Großherr 1553 seinen Erstgebornen erster Ehe, Mustafa, und dessen Söhnchen Ibrahim; Djihangir hat sich auf der Leiche seines Bruders im Angesicht des grausamen Vaters entleibt. Da sich der jüngste Bruder, Bayezid, gegen Selim (II.), Roxelanens ältern Sohn, empörte, mußte er 1561 nach Persien flüchten, wo ihn selbst am Hofe des Schahs die Häscher des Sultans ereilten und samt seinen vier Söhnen erdrosselten.

Im Sommer 1565 schlug der Malteserorden einen gewaltigen Angriff der türkischen Flotte ab; und um fernerhin gesichert zu sein, legte der Großmeister Jean Parisot de La Valette 1566 den Grund zur Stadt La Valetta, die durch spätere Bauten eine Festung ersten Ranges geworden ist. Doch der Kriegszug, den Kaiser Maximilian II. mit 60,000 Mann versuchte, fand ein klägliches Ende. Vergebens opferte sich 1566 der tapfere Zrinyi (Bd. VII, S. 284) in Szigetvár; nach seinem Heldentod am 7. September fiel das Bollwerk, und auch Gyula, die Hauptstadt des Komitats Bekes, ging samt seinem Gebiete verloren.

c) Die Bedeutung Suleimans II.

Aber vor Szigetvár war auch der Löwe verschieden (5. Sept.), dessen Ruf so lange die Christenheit hatte erzittern machen. Suleiman II. hatte das osmanische Reich auf die höchste

Höhe seiner Macht und seines Glanzes gebracht. Zu derselben Zeit hat Ismail (S. 147) Persiens Kraft durch die Einigung des Staats hergestellt, Siegmund II. Polens Größe und Wohlfahrt noch einmal gesichert, Iwan IV. Waßiljewitsch „der Schreckliche" durch Astrachans Eroberung Rußlands Bedeutung gegründet: drei gefährliche Nachbarn und Zeitgenossen! Aber den hervorragendsten Rang als Kriegs- und Friedensfürst nahm zweifellos Suleiman der Prächtige ein. Unter ihm entstand das Sprichwort: „Schätze in Hindostan, Weisheit in Frankistan, Pracht im Haus Osman". Die beiden bedeutendsten Geschichtschreiber der Türken in deutscher Sprache, Hammer-Purgstall und Zinkeisen, werden nicht müde, seine Regierung zu preisen, die ihn größer als Konstantin, weiser als Salomo erscheinen lasse. Seine Bauten in der Hauptstadt und im Reiche, Schulen, Versorgungsanstalten für Arme (Imarete), Spitäler, Brunnen, Grabmäler, Brücken, Wasserleitungen, Festungswerke, Stiftungen in Mekka und Medina, die Schahsade-, Suleimanieh-Moschee in Stambul, die Selimije-Moschee in Adrianopel, die Bäder in Ofen preisen noch heute seinen Namen sowie die seines Baumeisters Sinan, seines Admirals Piali Pascha, des Eroberers von Chios, und des Beglerbegs und (seit Juni 1565) Großwezirs Mohammed Sokolli.

Unter diesem größten aller Sultane begann eine goldne Zeit für die türkischen Dichter und Gelehrten. Der Lyriker Baki erscheint. Fazli schreibt das allegorisch-mystische Epos „Rose und Nachtigall". Chalil ragt als Elegiker hervor. Djelili, Fikri, Sururi (gest. 1561) und insbesondre der fruchtbare Lamii übersetzen und erklären die Meisterwerke persischer Dichtkunst. Mit ihnen wetteifern Emri, Chiali und Yahia. Die Fabel und das Tierepos halten ihren Einzug, und die historischen Epiker Schahnamedji (Königsbuchschreiber) kommen in Mode; sie sind Ruhmesverkünder und Verteidiger. Scheich Ibrahim Halebi (gestorben 1549) verfaßt die zweite Gesetzessammlung, Mülteka ül Buhur („Verbindung der Meere"), ein religiöses, politisches und militärisches Zivil- und Kriminalgesetzbuch. In dem Humayun nameh (Kaiserbuch) bietet Ali Veissi (Ali i-Wasi) ein unübertroffnes Werk osmanischer Prosa. Firdewsi der Lange, nicht zu verwechseln mit seinem großen Namensvetter (Bd. III, S. 344), schreibt das Suleiman nameh, ein Sammelwerk morgenländischer Sagen und Legenden. Berühmt sind die Leistungen der Chattat, d. h. der Kalligraphen Pscherkef, Hasan Effendi und Karahissar. Sultan Suleiman selbst hinterläßt unter dem Namen Muhibbi, d. h. der Freundlichliebende, einen „Diwan". Schwert und Feder trocknen unter seinem Zepter nie. Siegesbotschaften wechseln mit Gesängen, und schöngeistiges Streben erglänzt über den Waffentrophäen. Es ist das augusteische Zeitalter im Leben der Osmanen.

Überall Größe, Macht und Glanz, von dem noch heute die Schätze im alten Serail und den Schlössern der Sultane zeugen, ein Glanz, der damals auch dem schärfsten Blicke zu sehen verwehrte, wie unter den überwuchernden Tropenblüten die Wurzeln des gedeihlichen Wachstums bereits zu faulen begannen. Wie im Schriftwesen die Schönschreibkunst, die Briefstellerei und die Musik auf arabischen Mustern beruhten, so war das Wesen der osmanischen Poesie formelhaft, vorbereitet, gesuchte und beabsichtigte Nachahmung. Sie begann mit religiös-mystischen und didaktischen Zierblüten und pflanzte sich als Hof- und Kanzleitreibhauspflanze fort. Selbst die Sprache, in der sie gepflegt wurde, war und blieb etwas Besondres, das der Masse des Volks unverständlich war und ist. Sie war das Spiegelbild des Zustands der Humanität im engen Rahmen der maßgebenden Gesellschaft, „der obern Zehntausend". Keiner der osmanischen Dichter ist aus dem Kreise der theologischen Anschauung in den weitern humanistischen hinausgetreten. Der Begriff Minne und Freiheit findet kein Verständnis: die Liebesempfindung

bleibt vorwiegend sinnlich; die Phantasie erwacht nicht aus der Wonne des Halbschlafs, den der Osmane Keif nennt. Der von allen Banden des Rechts und der Sitte befreite Despotismus, die grausame Vertilgung aller hervorragenden, aber deshalb gefährlichen Mitglieder der Dynastie und des Hofs, die Serail-Erziehung und strenge Abschließung der jungen Prinzen vom öffentlichen Leben, die Vielweiberei und die Sklaverei ertöteten die Freiheit des geistigen und politischen Lebens, vernichteten die Kraft des Herrschergeschlechts und der Regierung. Das tapfere Kriegervolk verweichlichte in den Genüssen des Friedens; die Soldatenbrut der Janitscharen wurde immer zügelloser und eine Gefahr statt eine Stütze des Reichs.

3. Der Verfall des Reichs (1566—1792).

A. Von Selim II. bis auf Murad IV. (1566—1640).

Der langwierige und kostspielige Krieg mit Suleiman dem Glorreichen hatte die kaiserlichen Finanzen Habsburgs bis auf den Grund erschöpft. Im Jahre 1568 mußte sich Maximilian II. zu einem jährlichen Tribut von 60,000 Dukaten an Selim II. (1566—74) verstehen. Trotzdem dauerten die verheerenden Einfälle der „Grenzwächter" in die österreichischen Länder fort, aus denen die Osmanen auch in Friedenszeiten Jahr für Jahr an 20,000 Christensklaven fortschleppten. Die Grenzhut in den kaiserlichen Erblanden verschlang im Umfange von 400 deutschen Meilen mit 21,000 Mann in 96 Ortschaften allein an Sold jährlich 1,400,000 Gulden, eine Summe, die sich in Kriegszeiten verdoppelte. Am 1. Februar 1570 schrieb Selim II. an die Signoria von Venedig: „Ich verlange von euch Cypern", und die Venezianer, den Mächten selbst als „christliche Türken" verdächtig, fanden nur den Papst als Helfer. Pius V. schrieb ein Jubiläum aus für den Türkenkrieg und rief den protestantischen Fürsten zu: „Weg mit den religiösen Streitigkeiten in der allgemeinen Gefahr!" unterstützte die Malteser, befestigte Italien und betrieb das Bündnis von Ungarn, Frankreich und Spanien. Aber Karl IX. von Frankreich hatte erst vor kurzem seinen Freundschafts- und Handelsvertrag mit dem Sultan erneuert und hielt selbst die englische Königin von der „Türkenhilfe" zurück. Schon lief in Rom die Nachricht von dem blutigen Falle Nikosias (Levkosias) auf Cypern am 9. September 1570 ein; Marcantonio Bragadino, der Famagusta bis zum 1. August 1571 heldenhaft verteidigte, wurde am 18. August auf Befehl Lala Mustafas lebendig geschunden. Dennoch war erst am 20. Mai 1571 die heilige Liga feierlich beschworen worden.

a) Lepanto.

Don Juan d'Austria (Kaiser Karls V. natürlicher Sohn) lief endlich mit einer Flotte von 208 Schiffen und 80,000 Kriegern aus Spanien, Venedig und dem Kirchenstaate Malta und Savoyen am 19. September 1571 von Messina aus, und im Golfe von Lepanto (Naupaktos, Epaktos) kam es bei den Curzolarischen Inseln am 7. Oktober zur Schlacht. Der Kapudan-Pascha Muezzin Sade (Munsinsade) Ali, der Beglerbeg von Algier, Uludj Ali, und der Beg von Negroponte, Mohammed Schaulak, befehligten die osmanische Flotte (277 Schiffe mit 120,000 Mann), die noch Chaireddins (S. 150) siegreiche Wimpel führte. Don Juan, Marcantonio Colonna, Agostino Barbarigo und Sebastiano Veniero, Gianandrea Doria und Alessandro Farnese leiteten die Schlacht auf der Seite der Christen, die Cervantes (Bd. VIII, S. 425) mit dem linken Arme bezahlte; „dieser unsterbliche Tag", sagt er im „Don Quijote",

„brach den Stolz der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche die turkische Flotte für unbesiegbar hielt."

Aber ein Befehl des Königs von Spanien und die Zwietracht der Verbündeten vereitelten jede Frucht des vernichtenden Siegs. Der Mann von Gott gesandt, Johannes, wie ihn der triumphierende Papst bezeichnete, mußte das von Karl V. 1535 eroberte Goletta nebst den von ihm 1573 gewonnenen Plätzen Tunis und Biserta 1574 an den türkischen Admiral Sinan Pascha verloren geben und starb, vom Mißtrauen seines königlichen Stiefbruders Philipp II. verfolgt, am 1. Oktober 1578 in Verbitterung. Noch erinnert auf der Piazza dell' Annunziata in Messina sein Bronzestandbild von Andr. Calamech an Juans ruhmreiche Rückkehr von Lepanto. Die Signoria von Venedig, die unter Aufgabe Cyperns am 7. März 1573 mit den Osmanen wieder einen Sonderfrieden geschlossen hatte, beglückwünschte, ihren Überlieferungen (von 1523, 1526, 1529, 1541, 1543, 1551 und 1560) getreu, den Sultan auch zu dem Erfolge von 1574; und der Großwezir Sokolli (S. 152), ein alter Waffengefährte Suleimans, die Stütze des Reichs unter Selim II., dankte dem Bailo von Venedig höhnisch mit den Worten: „Durch die Eroberung Cyperns haben wir Euch einen Arm abgeschnitten — durch die Vernichtung unsrer Flotte habt Ihr uns bloß den Bart geschoren."

Der rege diplomatische Verkehr der Pforte mit den Westmächten Europas fand in zahlreichen Handelsverträgen seinen Ausdruck; insbesondre buhlten England und Frankreich wetteifernd und eifersüchtig um die Gunst der Sultane, ohne ein Bündnis der Pforte gegen Spanien zu erreichen. Noch 1573—78 berichten die beiden kaiserlichen Oratores, David Ungnad Freiherr von Sterneck und Preuburg und ein Graf Sintzendorf, daß sie, zur Audienz geführt, zu der sie vorher dem Sultan die kostbarsten Verehrungen an Geld, Silbergeschirr und Uhrwerken durch Diener vorangeschickt hatten, von zwei Tschauschen (Hauptleuten) an den Armen gefaßt und vor dem Padischah niedergedrückt wurden, so daß sie in knieender Stellung den Ärmel des Großherrn küssen mußten. Nach der Rückkehr aus dem Serail in ihr festungsartiges Botschaftergefängnis auf der Höhe von Pera gerieten sie sogar in Gefahr, von den Janitscharen gesteinigt zu werden. Der Tag von Lepanto, an dem zum Schrecken der islamischen Welt die Decke der Moschee von Mekka herabgestürzt war, gab das Zeichen zur Befestigung der Dardanellen durch ein zweites Schloß: den „Schlüssel des Meers", Kilid ül Bahr.

b) Zsitva-Torok.

Selim überlebte die Niederlage seiner Flotte nur um drei Jahre und starb am 12. Dezember 1574, von Ausschweifungen und Trunksucht aufgerieben. Sein Sohn Murad III. (1574—95) sicherte den Thron durch die Ermordung seiner fünf Brüder. Vergebens bemühten sich die Päpste Gregor XIII. (1572—85) und Sixtus V., ein neues allgemeines Bündnis gegen den Christenfeind zu schaffen. Sixtus V. (1585—90), einer der größten Päpste und weitschauendsten Herrscher, dachte an eine Eroberung Ägyptens, Herstellung des Suezkanals und damit des alten Welthandels, die Befreiung des Heiligen Grabes, an ein Bündnis mit Persien, den Drusen, Rußland und Polen; aber die Mächtigsten der christlichen Herrscher Europas standen im Bunde mit dem Sultan. In den Gemächern des Diwans müssen wir den Gegenpol suchen zu dem von Rom: eine Art von Wiederholung des Verhältnisses zwischen Papsttum und Byzanz. Hier entwickelte sich vielfach das gemeinsame Vorgehen der protestantisch-mohammedanischen Welt gegen die katholische. Aber auch das „katholische" Frankreich stand wieder als Schleppträgerin der Pforte in den Reihen der Gegner des Hauses Habsburg, und die stolze

Siegerin über die spanische Armada, Elisabeth (Bd. VII, S. 282), wußte endlich den Sultan zum Seekriege gegen Spanien „als Rache für Lepanto" aufzustacheln. Auf Antrieb der jungfräulichen Königin wurden auf den türkischen Werften 200 Galeeren gebaut.

Der Kaiser Rudolf II. war den Türken zinspflichtig. 130,000 Gulden mußte er wie schon sein Vater mit unzähligem Silbergerät und Uhren dem Sultan, den Sultaninnen und den Großen der Pforte alljährlich zur Verehrung schicken. Dabei dauerten die Friedensverletzungen fort. Hinsichtlich der Streifereien in Ungarn wäre es jedoch verfehlt, wenn man glaubte, daß stets nur die Türken die Angreifer waren. In dem großen Heerlager, das Ungarn jahrzehntelang gebildet hat, standen Grenz- und Friedensverletzungen von beiden Seiten auf der Tagesordnung. Mit gleich wilder Wut und Verrohung stritt der kaiserliche Soldat wie der Türke: wir stehen am Vorabende des Dreißigjährigen Kriegs. Nach dem Siege die Köpfe Gefallner zu skalpieren, auf Stangen vor dem Lager aufzupflanzen, die Kopfhaut mit Heu anzufüllen oder mit Pulver zu bestreuen und anzuzünden, war ebenso gebräuchlich, wie Leichen zu plündern, Weiber zu schänden, wie Treubruch bei Übergabe von Festungen, verräterischer Überfall und Hinterlist jeder Art. Dabei dieselben Versicherungen von Gottesfurcht und Frömmigkeit auf beiden Seiten.

Auf den edeln und klugen Großwezir Sokolli war nach dessen Ermordung (11. Oktober 1579) der Albanese Sinan (1580) gefolgt, der schon als Statthalter von Ägypten durch Yemens Eroberung (1571) und Golettas (1574) sich ausgezeichnet hatte, aber durch die Meuterei der Janitscharen bereits zweimal das große Siegel an seine Feinde und Nebenbuhler Ferhad und Siawusch hatte abtreten müssen. Als er 1593 zum drittenmal zum Großwezirat erhoben wurde, veranlaßte er den friedliebenden Sultan endlich zum offnen Kampf und am 13. August zur Kriegserklärung an den Kaiser. Sinan dachte schon, während seine Wezire den Krieg von Bosnien aus begannen, an die Eroberung Böhmens. An der Spitze von 150,000 Mann hatte er Totis (Tata) genommen und 1594 das wichtige Raab erobert. Nach dem Tode Murads III. zog Mohammed III. (1595—1603), nachdem er 19 Brüder hatte erdrosseln lassen, in eigner Person in den „heiligen Krieg", erlitt zwar am 13. August 1595 bei Kalugareni eine vernichtende Niederlage durch Michael den Tapferen, den Nationalhelden der Walachei (vgl. den vierten Hauptabschnitt dieses Bands), eroberte aber, begleitet von seinem weisen Lehrer, dem Mufti von Stambul und Hofhistoriographen Sead ed-din (S. 126, 136 und 156), Erlau am 13. Oktober 1595. „Die Trunkenheit, dieses Hauptlaster der Deutschen", schrieb der lutherische Theolog Georg Mylius aus dem Lager, „ist uns gegen die nüchternen und wachsamen Türken unser größter Verräter." Am 20. Oktober sank Kanizsa, die Vormauer von Steiermark, in Trümmer. Siegmund Bathori, der, seit 1588 selbständiger Herr über Siebenbürgen, von 1592 ab die Loslösung vom türkischen Bündnis erstrebt hatte, legte 1597 und 1599 die Regierung nieder und wurde 1602 durch die Kaiserlichen ganz aus Siebenbürgen vertrieben. Den Bauern selbst erschien das Regiment der Türken leichter als die Tyrannei der Magnaten, und diese wollten das Joch des ultrakatholischen Hauses Habsburg aus religiösen Gründen abschütteln. 1604 schloß Stephan Bocskay mit den Türken ein Bündnis und wurde 1605 als Fürst von Ungarn und von Siebenbürgen anerkannt. Das hochthronende Gran war bereits 1604 wieder in die Hände der Türken gefallen.

Endlich am 23. Juni 1606 kam mit den Vertretern Bocskays zu Wien und am 11. November mit den Türken zu Zsitva-Torok (Sitwatorok bei Komorn) ein Friede zu stande. Aber unter welchen Bedingungen! Die Türken sollten alle bisherigen Eroberungen und ein

Jahresgeschenk von 200,000 Gulden erhalten; Bocskay wurde anerkannt für Siebenbürgen und in Ungarn in acht Komitaten auf Lebenszeit. Kaiser Rudolf II. erklärte in einer geheimen Verwahrung seine Unterschrift durch die Not erpreßt und für die Zukunft unverbindlich. Hierzu zwangen ihn die protestierenden Stände im Reich und in Ungarn, der Bruderkrieg im Hause Habsburg, Mißwachs und Preissteigerung überall, die Untüchtigkeit und Eifersüchtelei seiner Kriegsleute; denn noch nicht war jenes Heldengeschlecht herangewachsen, das aus der niederländischen Kriegsschule der Parma und Oranien hervorgehen sollte und gar bald mit meisterhaft feinen Manövern und einer den Türken überlegnen Kriegsbau- und Belagerungskunst auf dem ungarischen Kriegsschauplatz erscheinen sollte. Seit dem Frieden von Zsitva-Torok 1606 waren die Habsburger nicht mehr lange Tributfürsten der Sultane; seit diesem Frieden hat keine Gebietserweiterung des osmanischen Reichs mehr stattgefunden; seit diesem Frieden tritt Stillstand in der türkischen Machtentwicklung ein als Übergang zum beginnenden Verfalle: darin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung. Die Korrekturen der Friedensurkunde wurden erst 1616 durch den österreichischen Botschafter von Czernin beigelegt; er war der erste christliche Gesandte, der in Konstantinopel mit der Kreuzesfahne öffentlich und unter Musikbegleitung einzog.

c) Die Zeit der Thronwirren; die Militärgrenze.

Zweierlei hat das heilige römische Reich vor dem Untergange gerettet: die innern Wirren und Thronerschütterungen in der Türkei und die Erstarkung der Militärgrenze. 1603 nahmen die Perser dem Sultan Täbris (Tauris; S. 150) und Bagdad wieder ab und erschlugen mehr als 50,000 Mann in offner Feldschlacht. Der Halbmond neigte sich zum Niedergange. Wohl gebietet noch „die Wellenbrecherin morgen- und abendländischer Völkerwanderung am Goldnen Horn" über eine ganze Welt, von den Riffgestaden Marokkos bis zu Arabiens Meeren, von dem Golfe von Oman bis zum Don, vom Donauknie bei Waitzen bis Georgien. Aber deutlich sieht man, wie die Kraft der Pforte im Laufe des 15jährigen Kampfs (1591—1606) allmählich erlahmt, wie ihre Stützen in Asien wanken und die innern Feinde, gefährlicher als Perser und Ägypter, Heer und Marine samt der Herrschergewalt des theokratischen Sultanats untergraben. Diesem islamischen Reiche hat der nationale Halt gefehlt; der religiöse Gedanke des Islams überwucherte jede nationale Regung.

Datiert also von jenen Ausbrüchen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts: den Meutereien der Soldaten, dem häufigen Wechsel im Großwezirat und allen Oberbehörden des Reichs, eigentlich der Niedergang der osmanischen Macht her, so hat die Hauptschuld doch in der Person der Sultane selbst gelegen. Mit dem Kleinmute, der Furcht, Habgier, Wollust Murads III. hingen die Willkür der Großwezire, das Weiberregiment des Harems und das Aussaugungssystem der Beglerbegs, der „Schwämme des Sultans", innig zusammen. Seltsame Gegensätze paarten sich in seinem Charakter. Mit seinem Zeitgenossen Rudolf II. verband ihn außer der Friedensliebe Neigung zur Kunst und Wissenschaft. Zahlreiche Bauten, besonders unter Sinans Großwezirat, ein neues Serail in Skutari, die Moscheen in Adrianopel, Magnesia am Sipylos und auf Cypern, sowie die großen Befestigungswerke von Eriwan, Kars und Schamachi, die Ableitungsanlage in Mekka, zeugen von seinem Kunstsinn und seiner Bauluft. Selbst die feindlichsten Berichte loben ihn wegen seiner Vorliebe für Musik, Gesetzgebung und Geschichte. Aber wie bei Rudolf II., so nahm auch bei ihm die Günstlingswirtschaft auf alle Regierungshandlungen bestimmenden Einfluß. Alfred Löbl nennt uns vor allem den Dichter Schemsi, den Historiker Sead ed-din, den Defterdar Oweis und den Obersthofmeister Gasnefer — nicht zu

vergessen die herrschsüchtige Valide, die Venezianerin Nur Bassa, und andre Frauen, von denen Murad nicht weniger als 102 Kinder hatte.

Mit 33 Jahren war Mohammed III. (1595—1603) nur noch ein kranker und gebrechlicher Greis. Zum erstenmal seit der Gründung des Reichs sah man auf dem Thron einen Padischah, der schon bei dem bloßen Donner des Geschützes zitterte, während seine Vorgänger sich täglich den Truppen gezeigt und auf dem Okmeidan im Pfeilschießen und Djeridwerfen geübt hatten. Ahmed I. (1603—17) folgte dem Beispiele seines Vaters: er war wollüstig, ohne Fähigkeiten und von einem wahnsinnigen Stolz. Ahmed starb am 22. November 1617 nach einer unfruchtbaren Regierung von 14 Jahren. Ein großes und schönes Baudenkmal, die Ahmedmoschee mit ihren 6 Minarehs auf dem Atmeidan in Stambul, pflanzt seine Erinnerung fort; die riesige und doch feine, leichte, an ein Luftgebilde erinnernde Moschee stützt ihre Kuppel auf vier übergroße Marmorpilaster, deren Inneres vier kleine Moscheen bergen könnte. Da in der Sechszahl der Minarehs eine Beeinträchtigung der Würde des islamischen Hauptheiligtums, der Kaaba zu Mekka, erblickt wurde, mußte sich der Sultan dazu verstehen, durch Hinzufügung eines siebenten Gebetsturms am Haram der Kaaba, deren Rang wiederherzustellen und die Bedenken der orthodoxen Geistlichkeit zu beschwichtigen.

Ahmed hinterließ sieben Söhne, deren ältester, Osman, erst 12 Jahre alt war. Deshalb folgte Mustafa I. (1617—18), der Bruder des verstorbnen Sultans. Aber Mustafa war blödsinnig. So entschloß sich zum erstenmal die Körperschaft der Ulemas, Muftis und der Diwan, den Sultan abzusetzen und in einen Turm des alten Serais zu verweisen. Osman II. (1618 bis 1622) wurde trotz seiner Unmündigkeit auf den Thron gesetzt. Mit 14 Jahren schüttelte er die Vormundschaft seiner Wezire ab, ließ seinen jüngern, befähigten Bruder umbringen und unternahm einen Krieg gegen Polen in den Wäldern und Steppen von Chotin. Seine Janitscharen wurden besiegt, und als er sie bestrafen und vertilgen wollte, sperrten sie ihn ebenfalls in das Schloß der sieben Türme, wo ihn Daud Pascha im Mai 1622 erdrosselte. Unter dem blödsinnigen Mustafa, der aus seinem Kerker geholt wurde, gingen 1622 die Provinzen Georgien, Eriwan, Bagdad und Basra wieder an die Perser verloren.

Mustafa I. wurde zum zweitenmal abgesetzt und Murad IV. (1623 bis 9. Febr. 1640), ein jüngerer Bruder Osmans II., auf den Thron erhoben. Schon im Jahr 1620 hatte Gabriel Bethlen durch Franz Balassy, Stephan Korlath und sogar durch eine Gesandtschaft des „Winterkönigs" Friedrich V. von der Pfalz um seine Anerkennung als König von Ungarn unter reichen Geschenken bei der Pforte nachsuchen lassen. Der Preis dafür war Waitzen, das am 5. November 1621 in die Hände des Paschas von Ofen fiel. Die Zügel der Regierung führte für ihren unmündigen Enkel Murad IV. die Sultanin Valide Kassemu Mahpeiker, der Stambul die größte und schönste Karawanserai, den Valide Han, verdankt, während Mohammed Girai III., der Chan der Krimtataren (Bd. II, S. 177), die türkische Flotte vernichtete, die Kosaken Böjük-dere am Bosporos plünderten, Abasa, der Pascha von Erzerum, sich empörte und Wallenstein 1626 durch seinen Vormarsch gegen Mansfeld und Bethlen (Bd. VII, S. 293) die Türken zur Aufhebung der Belagerung Neograds zwang. Als 1634 Georg I. Rákóczy, der Nachfolger Bethlens (gestorben 15. November 1629), zögerte, mit dem Sultan gegen die Polen zu ziehen, wandte dieser seine Gunst einem Székely und Stephan Bethlen, dem Bruder Gabriels, zu, für die auch die Gesandten Frankreichs und Hollands eintraten. Unterdessen hatte 1634 der grausame Murad in gewaltigen Feldzügen Täbris und Eriwan erobert, seine Brüder Bayezid und Suleiman ermorden lassen und 1638 auch Bagdad wieder gewonnen.

Dem gegenüber tritt die christliche kaiserliche Regierung mit einer bemerkenswerten Thatkraft des Widerstands langsam, aber sicher mit der Errichtung der Militärgrenze hervor, die ihr endlich zum Siege verhelfen sollte. Nachdem schon Matthias Corvinus und Ferdinand I. dazu den Grund gelegt hatten, wurde sie, eine Befestigungslinie von Siebenbürgen bis Dalmatien, in einer Ausdehnung von etwa 200 deutschen Meilen doch erst unter Maximilian II. sicher hergestellt; Erzherzog Karl wurde als „immerwährender Statthalter der kroatischen und windischen Grenzländer" eingesetzt. Schon nach dem Falle Belgrads 1521 begann der Strom der „Uskoken", serbischer und bosnischer Flüchtlinge, auf österreichisches Gebiet überzufließen. Mit reichlichen Vorrechten und Steuerfreiheiten wurden sie schon 1535 von Ferdinand I. ausgestattet und in den Karstwüsten des Sichelburger Bezirks, dem heutigen Uskokengebirge, angesiedelt. Immer mehr folgten der Überläufer, die gern bereit waren, das Landesaufgebot zu Roß und zu Fuß zu übernehmen. Aus ihnen haben sich die Herrscher Österreichs jene Miliz als Wacht an der Donau und Save geschaffen, die durch zwei Jahrhunderte wie ein Damm dem Ansturme der Türkenflut getrotzt hat. Als tapferste aber unter ihnen und als Österreichs Türkengeißel galten die Zengger Uskoken der Meergrenze. Mehr als ein Jahrhundert haben diese, ein Schrecken der Adria, sowohl dem meerbeherrschenden Venedig als dem landgebietenden Osmanentume die empfindlichsten Schlappen zugefügt. Im ganzen Mittelländischen Meere trieben die Barbareskenstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, die Malteser, Sizilianer und Neapolitaner das Seeräuberhandwerk. Aber die Zengger Uskoken waren die Seeräuberkönige der Adria; von ihrer uneinnehmbaren Feste Zengg (Sign, Senj) am schützenden Quarnero, der Heimat der fürchterlichen Bora, dehnten sie ihre kühnen Züge bis an die Gestade von Persien aus; die Zeitungen brachten selbst Nachrichten von einem Seetreffen bei Lacoosson zwischen ihnen und den Persern.

B. Von Ibrahim I. bis auf Mahmud I. (1640—1754).

Auf Murad, den Nero der Osmanen, der, wie dieser, der Musik mit Leidenschaft ergeben war, folgte sein Bruder Ibrahim I. (1640—48), ihr Elagabal. Gegen seinen Übermut und seine drohenden Launen verbanden sich selbst die Rechts- und Schriftgelehrten, die Ulemas, mit den Janitscharen in ihrer Moschee Ortadjami. Ibrahim war der erste Sultan, der unter scheinbar rechtlichen Formen abgesetzt und ermordet wurde (18. August 1648).

a) Mohammed IV.

Sein Sohn Mohammed IV. (1648—87) bestieg den Thron in dem Jahr, in dem eben Deutschland sich aus dem Schutte des Dreißigjährigen Kriegs erhob. Es war ein Glück für das heilige römische Reich, daß während dieser Jahrzehnte eine Reihe schwacher Sultane, Kämpfe mit den Persern und innere Wirren die Kraft des Arms minderten, der sonst wiederholt zu dem vernichtenden Streich auf die Christenheit ausholte. Durch den Streit um die Vormundschaft über den zehn-, vielleicht gar nur siebenjährigen Sultan, wobei die Mutter dreier Sultane, die schöne Griechensklavin Tarchan (Terchan), 1651 zum Opfer fiel (große Bauten in Stambul erinnern noch an sie), wurde das Reich der Auflösung nahegebracht. Der Zerrüttung der Finanzen suchte man durch Verdreifachung der Staatsabgaben und Verschlechterung der Münzen abzuhelfen. Anfang 1656 kamen Scharen von Bauern aus Anatolien, um sich über den unerhörten Druck der Statthalter zu beklagen; der Name „Rundjiber", d. h. voll Qual, blieb ihnen fortan als Erbteil fortgesetzter Unterdrückung. Die Meutereien der Janitscharen und

Empörungen der Wezire mehrten sich; Mohammed IV. opferte den aufständischen Garden, die vor das Serail gezogen kamen, 30 Köpfe seiner Ratgeber, die an der berühmten Platane auf dem Etmeidan aufgehängt wurden. Francesco Morosini eroberte Lemnos und Tenedos, während Lorenzo Marcello am Eingange der Dardanellen 70 türkische Segler vernichtete.

a) Die beiden Köprülü.

Da nahte der Retter. **Mohammed Köprülü** ward im September 1656 Großwezir. Ein albanesischer Bauernknabe, war er nach Stambul gekommen und hatte sich, obwohl er weder lesen noch schreiben konnte, durch scharfen Verstand und eisernen Willen zur höchsten Stelle emporgeschwungen. Köprülü erstickte in dem Blute von 30,000 Opfern die Empörung: er nahm sich Murad IV. zum Muster, den Schüler Machiavellis. Er vernichtete die venezianische Flotte Lazzaro Mocenigos, nahm 1657 Lemnos und Tenedos wieder, eroberte die Dardanellenschlösser, schlug 1657/58 die Truppen des unabhängig gewordnen Georg II. Rákóczy und setzte Achatius Bárcsay als Fürsten ein, dessen Tribut er auf 40,000 Dukaten erhöhte. Die Kosaken warf er über den Dnjepr zurück; 30 Paschas von Kleinasien und Syrien ließ er Anfang 1659 in einem arglistigen Hinterhalte bei Aleppo niedermetzeln und ganze Wagenladungen von Köpfen auf den Mauern des Serais zur Warnung aufstecken. Selbst der wahnsinnigen Verschwendung des Serais und Harems wagte er zu steuern (1659); nur seine Unternehmung gegen Kreta kam ins Stocken, als Kardinal Mazarin den dort bedrängten Venezianern Hilfe schickte. Köprülü sandte deshalb kurzerhand 1658 den französischen Gesandten Jacques de la Haye in den Kerker und verachtete die Drohungen Ludwigs XIV.

Köprülü starb am 1. November 1661, 80 Jahre alt. Mohammed IV. besuchte ihn an seinem Sterbebett und versprach ihm die Nachfolge seines Sohnes **Ahmed Köprülü** im Großwezirat, ein Beispiel bisher fast ohnegleichen in der Geschichte dieses hohen Amts. Ahmed war hochgebildet, ein gründlicher Kenner des Korans, der Sunna und aller islamischen Wissenschaften; als Pascha von Erzerum und Damaskus wie als Kaim-makam von Stambul in die Geschäfte eingeführt, wurde er mit 27 Jahren Großwezir; der Sultan war 23 Jahre alt, dem Luxus, der Jagd und den Jünglingen, später auch den Frauen ergeben, residierte in Adrianopel. Die Truppen Leopolds hatten sich 1662 Serimvárs in Siebenbürgen bemächtigt, Ahmed brach im Frühjahr 1663 gegen sie auf; von dem geizigen Sultan mit wenig Sold unterstützt, eroberte er doch Neuhäusel (27. September), Ujvár, Serimvár und Gran.

Aber am 1. August 1664 wurde er bei **Sankt Gotthard, einem Kloster an der Raab**, geschlagen (Bd. VII, S. 474). Diese Schlacht bildet einen Wendepunkt in der türkischen Kriegsgeschichte. Mit den Österreichern und Ungarn hatten sich 6000 Franzosen unter dem Grafen Jean Coligny und dem François d'Aubusson Vicomte de la Feuillade mit der Blüte des französischen Adels vereinigt; der Großwezir hielt die gepuderten und parfümierten Franzosen mit ihren bunten Uniformen für Mädchen. Raimund Graf Montecuccoli, der österreichische Feldmarschall, führte das Heer. Vor der Schlacht entblößte der Reitergeneral Johann von Sporck das Haupt und betete: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst einen Spaß sehen!" Dann stürmten die Franzosen Colignys mit dem schrecklichen Rufe „Tue" in die feindlichen Reihen, und das Kleingewehrsalvenfeuer erlebte hier seinen ersten Triumph. Noch steht die Kapelle bei Sankt Gotthard, die die Vernichtung des türkischen Heeres meldet. Zwar verhinderten Mißtrauen und Eifersucht, wie gewöhnlich, die Frucht des christlichen Siegs:

im Frieden von Vasvár am 10. August 1664 erhielt die Pforte die Festungen Serimvár und Ujvár. Aber die moralische Wirkung war groß. Der am 13. August 1595 (S. 155) vergeblich enthüllte Sandjak-i-scherif (die Fahne des Propheten) hatte wieder eine Schmach erlitten.

Ahmed Köprülü mußte dafür Ersatz in der Eroberung Kretas suchen. Am 27. September 1669, zehn Uhr morgens, überreichte der Provveditore Morosini (S. 159) dem Großwezir die Schlüssel von Kandia, das die Venezianer 465 Jahre besessen hatten. Die Hilfe der Franzosen unter den Herzogen Anne Jules von Noailles und François von Vendôme war ebenso vergebens gewesen wie die der Flotte des Papstes Clemens IX. Naintel, der französische Botschafter, erneuerte am 3. Juni 1673 die Kapitulationen Franz' I. mit der Pforte (S. 150), laut deren dem französischen Gesandten, den französischen Waren, dem Handel nach Ostindien, den Katholiken in der Türkei, den Kirchenbauten, den Franzosen in Pera und Galata, den heiligen Orten besondre Rechte vorbehalten oder bestätigt wurden.

Kurz vor jener Zeit war es, daß sowohl Baco von Verulam wie Hermann Conring sich mit der Lösung der orientalischen Frage publizistisch beschäftigten. Diesen Gedanken nahm 1670 und 1671 G. W. Leibniz wieder auf in der umfassenden Denkschrift: „De propositione Egyptiaca", die er persönlich dem allerchristlichsten König in Paris vortrug. Sie versuchte nichts geringeres, als die Eroberung Ägyptens und die Durchstechung der Landenge von Suez ins Werk zu setzen. Ein französischer Diplomat schrieb ironisch darüber den Satz: „Mais vous savez que les projets d'une guerre sainte ont cessé d'être à la mode depuis Saint Louis".

An Stelle der bisher maßgebenden Mächte traten von nun an zwei neue, dem Halbmonde feindliche Staaten, Polen und Rußland. Die Pforte hatte den aufrührerischen Kosakenhetman der Ukraine, Doroscenko, als Sandjak-Bei oder Statthalter bestätigt, als ob es sich um eine türkische Provinz handele; als Polen mit Recht dagegen Einspruch erhob, kam es zum Kriege. Mohammed IV. und Ahmed Köprülü verheerten im Spätsommer 1672 mit 150,000 Mann Polen bis Kamenez', Lemberg und Lublin und zwangen den schwachen König Michael Koribut Wisniowiecki am 18. September 1672 im Frieden von Budziak (Bucsacs) zur Abtretung von Podolien und der Ukraine. Aber schon das Jahr darauf entriß der Kronfeldherr Johann Sobieski auf der Ebene von Chotin (Chocim; 10./11. November 1673) dem Großwezir und dem Seraskier Hussein Pascha den Sieg und die grüne Fahne, die noch heute im Sankt Peter zu Rom hängt. 1674/75 entsetzte der nunmehrige König Johann III. Sobieski die Städte Human und Lemberg und schlug den Schwager Köprülüs, Kara Mustafa, aufs Haupt. Doroscenko warf sich den Russen in die Arme. Zar Feodor III. von Moskau, dem der heilige Krieg erklärt wurde, blieb in drei aufeinanderfolgenden Feldzügen, 1677—79, Sieger; Ahmed Köprülü war schon Anfang November 1676 gestorben. In dem Frieden von Radyn (Radzyn) am 11. Februar 1681 erhielten die Polen Teile der Ukraine und Podoliens (die ihnen bereits im Frieden von Zurawna, geschlossen am 27. Oktober 1676 zwischen Sobieski und Ibrahim Sheitan, hatten wieder abgetreten werden müssen) nochmals die Russen mit der Überlassung der Laporoger Kosaken den Zugang zur Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere. Mit diesem Jahre beginnt die Totengräberarbeit der Russen im türkischen Reiche.

β) Wien und Ofen.

Den Weg dazu mußten freilich die Siege und das Blut Österreichs eröffnen und bahnen. Die Pforte hatte am 10. August 1683, aufgereizt von Ludwig XIV., den Empörer Grafen Emerich Tököly (Bd. VII, S. 487), bei dem der König von Frankreich den Herrn von Ferriol

als Gesandten hielt, auch für den Österreich gehörigen Teil als König von Ungarn bestätigt. Damit war der Kriegsfall gegeben. Prinz Eugen von Savoyen hat es später in seinen Memoiren offen ausgesprochen: „Ohne Ludwig XIV. wären die Moslemin und die empörten Ungarn niemals vor die Thore Wiens gekommen."

Der eitle und unwissende Kara Mustafa träumte als Seraskier und Serdar mit unumschränkter Macht von der Gründung eines zweiten türkischen Reichs, dessen Oberhaupt er selbst und dessen Hauptstadt Wien sein sollte. Kaiser Leopold I. flüchtete nach Linz. Papst Innozenz XI. erwirkte am 31. März 1683 ein Bündnis des Kaisers mit Polen. Karl von Lothringen hatte mit 40,000 Mann den Übergang der Türken über die Raab nicht hindern können und lagerte hinter dem Kahlenberge, sehnsüchtig die Hilfe des Reichs und der Polen erwartend, während Graf Rüdiger von Starhemberg sich mit 10,000 Mann in Wien einschloß. Am 14. Juli schlugen 200,000 Türken ihre Zelte vor der Stadt auf und umschlossen mit den Tataren unter dem Chan Selim Giray I. den ganzen Umkreis. Eine fürchterliche Belagerung begann, 45 Tage lang; die Türken haben 18mal gestürmt und die Belagerten 24 Ausfälle gemacht. Die glänzend verteidigte Stadt lag trotzdem in den letzten Zügen, als in der Nacht vom 6. auf den 7. September vom Kahlenberg und Leopoldsberge her Raketen aufstiegen, die Nähe des Entsatzheers verkündigend, das sich in Tulln an der Donau versammelt hatte. Mit Karl von Lothringen, Johann Georg III. von Sachsen, Max Emanuel von Bayern und Georg Friedrich von Waldeck vereinigte Johann III. von Polen sein Heer, und am 12. September vollendete er, vom Kahlenberg aus die Schlacht beginnend, mit seinen 70,000 Mann die vollständige Niederlage der Türken (vgl. Bd. VII., S. 488). Am 13. September hielt er seinen Einzug in Wien, als Befreier begrüßt. Erst als alle Gefahr vorüber war, kehrte der Kaiser heim.

Die Türken flohen, unermeßliche Schätze zurücklassend, für immer aus Deutschland. Sobieski verfolgte sie mit Karl von Lothringen, schlug sie bei Párkány und nahm Gran. Kara Mustafa floh nach Belgrad, wo er auf Befehl des Sultans am 25. Dezember erdrosselt ward. Zahlreiche zeitgenössische Flugschriften und Bilder illustrieren sein tragisches Ende. Es folgten die Siege der Kaiserlichen 1684 bei Wissegrad, Waitzen, Pest und Hamzsabég über Suleiman Pascha. Graf Leslie drang siegreich in Bosnien vor. Die Zeit der Triumphe war für das osmanische Reich vorüber. Am 19. August fiel Neuhäusel durch Sturm. Aber das größte Ereignis dieses Feldzugs war die Belagerung und der Fall Ofens am 2. September 1686. Ein Teil der Bibliothek der Corvinen wurde dabei gerettet. Der Feldherr des deutschen Kaisers, Karl von Lothringen, hat, unterstützt von einem deutschen Kurfürsten, Maximilian Emanuel, und von Truppen aller deutschen Stämme (Bayern, Sachsen, Brandenburger), das Bollwerk der Türken, die Hauptstadt der Länder der Stephanskrone und dann auch den Rest dieser Länder den Händen der Ungläubigen entrissen. Die Freiheit der Magyaren ist also keineswegs die Errungenschaft der Tapferkeit dieser stolzen und waffentüchtigen Nation. Am 12. August 1687 siegte der unermüdliche Lothringen auch in der Schlacht von Mohács (Bd. VII, S. 491) über Suleiman Paschas 60,000 Mann und rächte damit den Sieg Suleimans II. vom Jahre 1526.

Wie kühn die Erwartungen waren, welche die öffentliche Meinung an die Siege Österreichs und die gleichzeitigen Erfolge der Venezianer in Morea knüpfte, erfahren wir aus der Flugschrift vom Jahre 1687 „Triumphierender Reichsadler"; man sprach schon davon, daß der Sultan seine Residenz nach Kairo, Damaskus oder Aleppo verlegen müsse. 1688 unterwarf sich auch Siebenbürgen dem Kaiser und Könige von Ungarn und erhielt freie Religionsübung für die vier im Land anerkannten christlichen Religionsgemeinschaften. Das türkische

Reich litt gerade in diesem Jahr unter Hungersnot und Feuersbrünsten. Die Polen waren zwar 1685 bis Jassy vorgedrungen, aber bei Bojan geschlagen worden. Um so größer waren die Siege der Venezianer in Morea unter dem Verteidiger von Kandia, dem Generalkapitän Francesco Morosini. Sie vertrieben die Türken aus Dalmatien, eroberten Santa Maura, Prevéza, Arta, Korinth, Argos, Patras, Koron(i), Modon, Navarin, Napoli di Romania und Malvasia. Das Banner von San Marco wehte wieder in Griechenland; der dankbare Senat errichtete im Dogenpalaste „Morosini dem Peloponnesier" einen Triumphbogen. Freilich litt unter der Belagerung Athens durch die Venezianer der unsterbliche Parthenon. Die Pulverexplosion, die eine Bombe der Batterie des venezianischen Generals Otto Wilhelm Grafen von Königsmark im Parthenon veranlaßte, vollendete am 26. September 1687, abends 7 Uhr, die Vernichtung des uralten Heiligtums der Pallas Minerva, Madonna und Panagia. Die Befreiung Griechenlands, der unablässige Traum der Philhellenen Europas und die Sehnsucht der geknechteten Griechen war seit dem Falle Konstantinopels und Athens der Verwirklichung niemals so nahe gekommen wie damals. Allein der Freiheitsrausch der Athener währte nur bis zum 9. April 1689, wo Morosini, zum Dogen ernannt, das unhaltbare Athen wieder aufgab. Er entführte aus dem Porto Lione (Piräus) noch unversehrt die athenischen Löwen, die heute vor dem Arsenal Venedigs stehen, Denkmäler der verunglückten Befreiung und Plünderung der Kunstwerke Athens, Seitenstücke zu den ehernen Rossen über dem Portale von San Marco, den Beutestücken aus der Plünderung Konstantinopels im Jahre 1204. Drei Jahre blieb die Stadt der Pallas von ihren geflüchteten Bewohnern verlassen, bis der Sultan 1690 den Athenern die Rückkehr erlaubte. Aus dieser dreijährigen Verödung hat Philipp Fallmereyer, verführt durch die Fragmente aus dem Kloster Anärgyri, eine 400jährige Verlassenheit Athens vom 6. bis 10. Jahrhundert geschlossen (vgl. S. 47).

b) Karlowitz und Poscharewatz.

Die fortgesetzten Unglücksfälle führten zu einer Verschwörung der Janitscharen und Ulemas und zur Absetzung des Sultans, den sie im Serail einsperrten, wo er 5 Jahre später in Vergessenheit starb. Mit Übergehung der Söhne Muhameds IV., des 23jährigen Mustafa und des 14jährigen Ahmed erwählten sie seinen Bruder Suleiman III. (1687—91) zum Sultan. Die Deutschen setzten ihre Eroberungen fort. Unter Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden nahmen sie Lippa, Illok, Peterwardein und Erlau. Am 11. August 1688 wurde Belgrad von dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern mit 53,000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen eingeschlossen und am 6. September erstürmt, aber schon am 18. Oktober 1690 von dem Großwezir Mustafa Köprülü wieder zurückerobert. Karl von Lothringen kämpfte am Rhein; dieser Heeresfürst wäre wohl nach dem Falle Belgrads bis Konstantinopel vorgedrungen, getreu seinem Wahlspruche „aut nunc aut numquam!" Mustafa Köprülü, genannt Fazil, der Tugendhafte, war jetzt die Stütze des verfallenden Reichs. In einer neuen Verordnung „Nisam djedid" befahl er die Duldung der Christen, erneuerte 1690 die Kapitulationen von 1673 mit dem Gesandten Ludwigs XIV., Marquis de Châteauneuf, und begann nach dem Siege Toekelys bei Zernescht über die Generale Häusler und Doria von neuem siegreich den Krieg mit der Eroberung von Nissa, Widdin, Semendria und Belgrad.

Am 23. Juli 1691 starb Suleiman III., und sein Bruder Ahmed II. (1691—95) folgte ihm. Der Großwezir, in dessen Heere sich 300 französische Offiziere befanden, wurde am 19. August bei Slankamen, unweit Peterwardein, vom Markgrafen von Baden (dem „Türken-Louis")

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Reich litt gerade in diesem Jahr unter Hungersnot und Feuersbrünsten. Die Polen waren zwar 1685 bis Jassy vorgedrungen, aber bei Bojan geschlagen worden. Um so größer waren die Siege der Venezianer in Morea unter dem Verteidiger von Kandia, dem Generalkapitän Francesco Morosini. Sie vertrieben die Türken aus Dalmatien, eroberten Santa Maura, Prevéza, Arta, Korinth, Argos, Patras, Koron(i), Modon, Navarin, Napoli di Romania und Malvasia. Das Banner von San Marco wehte wieder in Griechenland; der dankbare Senat errichtete im Dogenpalaste „Morosini dem Peloponnesier" einen Triumphbogen. Freilich litt unter der Belagerung Athens durch die Venezianer der unsterbliche Parthenon. Die Pulverexplosion, die eine Bombe der Batterie des venezianischen Generals Otto Wilhelm Grafen von Königsmark im Parthenon veranlaßte, vollendete am 26. September 1687, abends 7 Uhr, die Vernichtung des uralten Heiligtums der Pallas Minerva, Madonna und Panagia. Die Befreiung Griechenlands, der unablässige Traum der Philhellenen Europas und die Sehnsucht der geknechteten Griechen war seit dem Falle Konstantinopels und Athens der Verwirklichung niemals so nahe gekommen wie damals. Allein der Freiheitsrausch der Athener währte nur bis zum 9. April 1689, wo Morosini, zum Dogen ernannt, das unhaltbare Athen wieder aufgab. Er entführte aus dem Porto Lione (Piräus) noch unversehrt die athenischen Löwen, die heute vor dem Arsenal Venedigs stehen, Denkmäler der verunglückten Befreiung und Plünderung der Kunstwerke Athens, Seitenstücke zu den ehernen Rossen über dem Portale von San Marco, den Beutestücken aus der Plünderung Konstantinopels im Jahre 1204. Drei Jahre blieb die Stadt der Pallas von ihren geflüchteten Bewohnern verlassen, bis der Sultan 1690 den Athenern die Rückkehr erlaubte. Aus dieser dreijährigen Verödung hat Philipp Fallmereyer, verführt durch die Fragmente aus dem Kloster Anärgyri, eine 400jährige Verlassenheit Athens vom 6. bis 10. Jahrhundert geschlossen (vgl. S. 47).

b) Karlowitz und Poscharewatz.

Die fortgesetzten Unglücksfälle führten zu einer Verschwörung der Janitscharen und Ulemas und zur Absetzung des Sultans, den sie im Serail einsperrten, wo er 5 Jahre später in Vergessenheit starb. Mit Übergehung der Söhne Muhameds IV., des 23jährigen Mustafa und des 14jährigen Ahmed erwählten sie seinen Bruder Suleiman III. (1687—91) zum Sultan. Die Deutschen setzten ihre Eroberungen fort. Unter Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden nahmen sie Lippa, Illok, Peterwardein und Erlau. Am 11. August 1688 wurde Belgrad von dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern mit 53,000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen eingeschlossen und am 6. September erstürmt, aber schon am 18. Oktober 1690 von dem Großwezir Mustafa Köprülü wieder zurückerobert. Karl von Lothringen kämpfte am Rhein; dieser Heeresfürst wäre wohl nach dem Falle Belgrads bis Konstantinopel vorgedrungen, getreu seinem Wahlspruche „aut nunc aut numquam!" Mustafa Köprülü, genannt Fazil, der Tugendhafte, war jetzt die Stütze des verfallenden Reichs. In einer neuen Verordnung „Nisam djedid" befahl er die Duldung der Christen, erneuerte 1690 die Kapitulationen von 1673 mit dem Gesandten Ludwigs XIV., Marquis de Châteauneuf, und begann nach dem Siege Toekoelys bei Zernescht über die Generale Häusler und Doria von neuem siegreich den Krieg mit der Eroberung von Nissa, Widdin, Semendria und Belgrad.

Am 23. Juli 1691 starb Suleiman III., und sein Bruder Ahmed II. (1691—95) folgte ihm. Der Großwezir, in dessen Heere sich 300 französische Offiziere befanden, wurde am 19. August bei Slankamen, unweit Peterwardein, vom Markgrafen von Baden (dem „Türken-Louis")

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und dem brandenburgischen General Hans Albrecht von Barfus (Bd. VII, S. 491) vollständig besiegt; mit ihm fielen 13 Paschas, viele Offiziere und an 20,000 Krieger. Auch die Deutschen erlitten große Verluste. Nach dem Tod Ahmeds II. am 6. Februar 1695 und der Thronbesteigung Mustafas II. (1695—1703) nahm der Kapudan Pascha Hussein Pascha „Mezzomorto" den Venezianern Chios wieder ab (18. Februar). Mustafa selbst schlug den tapfern Grafen Friedrich von Veterani-Mallentheim am 22. September bei Lugos und nahm Lippa weg, während Peter der Große von Rußland im Juli 1696 Asow zur Übergabe zwang.

Da erfolgte am 5. Juli 1697 die Ernennung des Prinzen Eugen von Savoyen zum Oberbefehlshaber des gesamten kaiserlichen Heeres. Schon am 24. Juli erschien der 34jährige Prinz, der sich vor den Wällen Wiens seine Sporen verdient hatte, und die Türken verließ von diesem Zeitpunkt an ihr altes Waffenglück. Nachdem er das aufständische Oberungarn beruhigt hatte, folgte er dem Sultan in Eilmärschen bis Zenta. Als die Sonne des 11. Septembers unterging, lagen 20,000 Türken auf dem Schlachtfelde, 10,000 in der Theiß; nur 2000 hatten sich gerettet. Der Sultan mußte der Vernichtung seines Heers vom jenseitigen Ufer zusehen, flüchtete sich nach Temesvár und zog sich über die Donau zurück. Von dieser schönsten Waffenthat der kaiserlichen Armee hat das derbe, deutsche Volkslied die Erinnerung aufbewahrt: „Türk, jetzt ist es dahin kommen, Daß du werdest ganz labet; Denn wir habens vorgenommen, Daß dein Reich zu Ende geht. Zwar der arge Schandfranzose, Der die Welt ausstänkeriert, Hilft dir heimlich und ganz lose, Meint, wir seind dann angeschmiert" .... Von Siebenbürgen aus hatte Graf Roger von Bussy-Rabutin in derselben Zeit mit 30,000 Reitern einen Einfall in das Banat unternommen und Uipalanka an der Donau weggenommen.

Aber die Erfolge des Friedens von Ryswyk (Bd. VII, S. 494) und der Schlacht bei Zenta konnten nicht ausgenützt werden, da der Kaiser auf vier Kriegsschauplätzen kämpfen mußte. Außerdem war die österreichische Kriegsverwaltung gänzlich erschlafft. Nach mehr als dreimonatigen Verhandlungen, bei denen der Widerstand Polens und Rußlands gegen die vermittelnden Seemächte Holland und England überwunden und der Einfluß des französischen Gesandten in Stambul gebrochen werden mußte, kam am 26. Januar 1699 der Friede von Karlowitz an der Donau (s. die beigeheftete „Karte zur Geschichte der europäischen Türkei") zu stande. Dem Kaiser brachte er Siebenbürgen und den größten Teil von Ungarn zu, dem polnischen Könige Kamenez; die Republik Venedig behielt Morea ohne Lepanto, während Ragusa dem türkischen Reich einverleibt ward. Vor allem aber ordnete der Friede die diplomatischen Beziehungen des Kaisers mit dem Sultan auf einer Grundlage, die der Würde des Kaisers entsprach. Nun wäre dieser in der Lage gewesen, das Verhältnis zu den Ländern der Stephanskrone zu festigen; leider reichte hierfür seine Regierungskunst nicht aus. Aufstände der Magnaten Franz II. Rákóczy, Anton Esterházy-Forchtenstein, Alexander Károlyi u. a. und der evangelischen Bevölkerung stellten die teuer erkaufte Provinz wiederholt in Frage.

Mustafa II. zog sich nach Adrianopel zurück. Der Großwezir Hussein Köprülü benutzte den Frieden von Karlowitz zu glücklichen Reformen; aber zu früh für das Reich starb er schon 1703. Sein Nachfolger Mustafa Daltaban zeigte große Grausamkeit gegen die katholischen Armenier. Er wurde nebst dem Großmufti Feisullah den Janitscharen geopfert. Diese entthronten dann auch den Sultan und setzten dessen Bruder Ahmed III. (1703—30) unter der Bedingung auf den Thron, daß er seine Residenz wieder nach Konstantinopel verlege; Mustafa II. wurde ins Serai gesperrt, wo er vier Monate nach seiner Absetzung an Gift starb. Wie seine Vorgänger, gehörte Ahmed zu den Sultanen, die persönlich die Dichtung pflegten. Das erste

wichtige Ereignis unter seiner Regierung war die Ankunft des bei Poltawa 1709 von den Russen geschlagnen Schwedenkönigs, des Wittelsbachers Karl XII. (eines Urenkels Johann Kasimirs von Pfalz-Zweibrücken), in Bender. Der Großwezir Ali Tschorli hatte ihm die Hülfe des Chans der Krimtataren versprochen und ihn dadurch bewogen, sich trotz der russischen Übermacht in die Ukraine zu wagen. Der Großwezir ward durch seine Absetzung an der Erfüllung des Versprechens gehindert. „Karl der Eisenkopf" (Demirbasch), wie ihn die Türken nannten, stellte bei Czernowitz an der Grenze der Moldau 1000 Mann zur Beobachtung gegen die Russen auf und veranlaßte mit seinem treuen Stanislaus Poniatowsky die Türken zur Kriegserklärung gegen Rußland (21. Nov. 1710), das schon mit den griechischen Unterthanen des Sultans geheime Verbindungen angeknüpft hatte. Der an Zahl dreifach überlegne Großwezir Baltadji Mohammed schloß den Zaren Peter mit seinen 30,000 Mann bei Kusch am Pruth vollständig ein; aber der nachmaligen Zarin Katharina gelang es, durch Bestechung Osman Agas und des Großwezirs am 22./21. Juli 1711 die Freiheit und günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Hiernach verzichtete der Zar wieder auf Asow und sein Gebiet. Der Schwedenkönig kehrte in einem abenteuerlichen Ritte durch Mitteleuropa im November 1714 von Demotika nach Stralsund zurück.

Mit Hülfe der verräterischen Griechen, die das osmanische Joch der katholischen Regierung vorzogen, ging durch den Großwezir Damad Ali 1715 Morea den Venezianern wieder verloren, die, erschlafft in dem Genußleben ihrer Paläste, nichts gethan hatten, den kostbaren Besitz zu festigen. Für Kaiser und Papst war der Bündnisfall durch den „heiligen Bund" von 1697 gegeben. Die vereinigte Flotte durchstreifte den Archipel unter päpstlicher Flagge; 1716 wurde Korfu durch die tapfere Verteidigung des venezianischen Feldherrn Johann Matthias Grafen von der Schulenburg von der türkischen Belagerung befreit (19. August; sein vom Senate Venedigs 1718 errichtetes Marmordenkmal auf Korfu hat die schöne Inschrift „Adhuc viventi"). Prinz Eugen drang auf die Erfüllung des casus foederis und sammelte sein Heer in Futak bei Peterwardein. Am 5. August gewann er mit Prinz Alexander von Württemberg die Schlacht bei Peterwardein, dem „ungarischen Gibraltar"; der Großwezir Ali Kamurdjitsch fiel. Papst Clemens XI. sandte dem Prinzen einen geweihten Degen und Hut. Das Banat eroberte Claudius Florimund Graf Mercy, und Temesvár fiel (13. Oktober; vgl. Bd. VII, S. 518). Eugen wies die Vermittlungsversuche der Seemächte entschieden zurück und wandte sich gegen Belgrad. Am 23. Juli begann die Beschießung der Wasserstadt, als das türkische Heer von Semendria heranrückte. Zu den kaiserlichen Truppen waren noch sechs kurbayerische Infanteriebataillone und ein Dragonerregiment gestoßen; auch die bayerischen Prinzen Karl Albrecht und Ferdinand befanden sich vor den Wällen, auf denen ihr Vater 1688 seine glänzendste Waffenthat verrichtet hatte (S. 162). Prinz Ferdinand Albrecht (II.) von Braunschweig-Bevern begann am 17. August den Sturm und die Schlacht; Belgrad ergab sich am Tage darauf mit 25,000 Mann Besatzung. Der Ruhm des „edlen Ritters" erscholl in allen Zungen.

Im Frühjahre 1717 begannen die Friedensverhandlungen zu Poscharewatz (Passarowitz) an der Donau. Dieselben christlichen Mächte, die sich einst in der Bekämpfung des Christenfeinds so lahm gezeigt hatten, bewiesen jetzt große Rührigkeit, die Macht des heiligen römischen Reichs zu mindern. Eugen entschloß sich zu einer kriegerischen Demonstration gegen Nisch und weit nach Bosnien hinein. Am 21. Juli kam der Vertrag zu stande. Die Pforte trat das Banat mit Temesvár, Belgrad und einem südlich von der Save laufenden Grenzstreifen ab; die Gerichtsbarkeit der kaiserlichen Konsuln über die Unterthanen des römischen Kaisers im türkischen Reiche wurde in einem Handelsvertrage bestätigt.

c) Der Friede von Belgrad.

Ein schwieriger Krieg der Osmanen mit den Sefewiden-Schahs Hosain und Thamasp von Persien (Bd. III, S. 379), woraus 1722—24 nur die Russen durch die Eroberung Daghestans und andrer Provinzen am Kaspischen Meere Nutzen zogen, führte am 30. September 1730 die **Entthronung Ahmeds III.** herbei, der vergebens den Janitscharen die geforderten Häupter des Großwezirs Damad Ibrahim, des Kapudan Paschas und des Kyaya-Begs (Ministers des Innern) geopfert hatte. Ahmed starb 1736 an Gift, als der Krieg wieder zwischen Rußland und der Türkei ausbrach. Er hat in der osmanischen **Baukunst** eine goldne Spur hinterlassen. Der bekannte Belletrist Edmondo de Amicis spricht noch 1877 von ihr in schwärmerischen Worten: „Fürwahr die Hände, die so Herrliches schufen, konnten keine Barbarenhände sein. Die berühmte Fontäne Ahmeds III. ist ein Wunder an Grazie, Reichtum und Geduld, das unter einer Glasglocke bewahrt werden müßte, ein Ding, das nicht allein für die Augen gemacht ist, das Duft auszuströmen scheint. Was mußte dieser riesige Juwel sein, als er sich vor 160 Jahren neu und strahlend den Augen enthüllte!"

Mahmud I. (1730—54), der Neffe Ahmeds, war ein gelehrter Fürst, der den Luxus, die Wissenschaften und die schönen Bauwerke liebte. Er bereicherte Stambul mit vier Bibliotheken, einer Moschee, mehreren Brunnen und acht Lusthäusern an den Ufern des Bosporos, beschränkte durch harte Strafen den Weingenuß und wurde so die Veranlassung, daß die Moslemin das Kristallglas mit der Kaffeetasse vertauschten. Nicht minder streng zeigte er sich gegen die Freiheit der Frauen: „Ihr nackter Körper erhielt als einziges Kleid das blaue Gewebe der Meereswellen", sagt der Geschichtschreiber Ssi (Izzi). Gegen die Bewegung des Reformators Mohammed Abd el-Wahhâb und der Wahhabiten in Arabien (1745) legte er einen regen Glaubenseifer an den Tag und stattete die Kaaba in Mekka mit verschwenderischer Pracht aus. Den Janitscharen räumte er einen ungemeßnen Einfluß auf alle Staatshandlungen ein.

Dennoch erhob sich unter ihm das Reich zu neuer Höhe. Der Feldzug der Türken gegen die Österreicher und Russen endete nach der für die Österreicher unglücklichen Schlacht bei Kroczka (Tricornium; 23. Juli 1739) am 18. September mit dem **Frieden von Belgrad.** Man fühlte es, Prinz Eugen (gest. 21. April 1736) lebte nicht mehr. Die kaiserlichen Generale Friedr. Heinr. von Seckendorf, Ludw. Andr. Graf von Khevenhüller, Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, Georg Olivier Graf von Wallis und Wilh. Reinh. Graf von Neipperg stellten durch gegenseitige Eifersucht alle Erfolge in Frage und mußten aus Serbien und Bosnien über die Save und Donau zurückweichen. So nahmen sie die von dem französischen Diplomaten de Villeneuve formulierten Anträge: die Abtretung von Belgrad, Orsowa, der kleinen Walachei und Bosnien, an. Hier fand Österreichs Orientpolitik bis auf lange hinaus seine Grenzen. Rußland aber, das seit dem Nordischen Krieg an der Ostsee Fuß gefaßt hatte (Bd. VII, S. 503), dachte daran, seine Erbschaft anzutreten; einstweilen mußte es wieder mit Asow am Schwarzen Meere vorlieb nehmen, das es am 1. Juli 1736 bei seiner ersten Verwüstung der Krim gewonnen hatte, während es die übrigen Eroberungen herausgeben mußte.

Nie bisher war die türkische Politik so eng mit der großen europäischen verknüpft gewesen als unter Mahmud I., dem Salomo am Goldnen Horn. Hier drängten sich die Diplomaten aller Länder und buhlten wetteifernd um die Gunst des Großherrn, seiner Wezire und den Abschluß günstiger Handelsverträge. Den größten Einfluß hatten die französischen Gesandten, wie Villeneuve, Castellane und Desailleurs, die 1740 die alten Kapitulationen (S. 150 und 162)

erneuerten und vermehrten. Der Erfolg der türkischen Heere in den Feldzügen 1737—39 war zum Teil den einsichtsvollen Ratschlägen des französischen Renegaten Claude Alexandre Grafen von Bonneval („Ahmed Paschas"; 1675—1747) zu verdanken; 1747 schickte Ludwig XV. dem Sultan unter vielen prächtigen Geschenken 22 Artilleristen zur Einübung der neuen Geschütze. Die hohe Pforte bot sich 1748 dem König als Vermittlerin bei dem Frieden zu Aachen an; der türkische Hochmut stand auf seinem Gipfelpunkte. Der osmanische Reichsgeschichtschreiber Ssi (S. 165) berichtete den Abschluß des Friedens mit den Worten: „Gott gab dem Hunde die Macht über das Schwein."

C. Von Osman III. bis zum Frieden von Jassy (1754—92).

Mahmuds I. (gest. 13. Dezember 1754) Bruder Osman III. (1754—57) war 54 Jahre alt, als er aus dem Kerker heraustrat, verbittert und verhärtet. Unter ihm wechselte das Großwezirat 15mal die Person. Der erstgeborne Sohn Ahmeds III., der hoffnungsvolle Prinz Mohammed Chan, ging ihm im Tode voraus. Deshalb folgte, als der Sultan starb, der zweite Sohn Ahmeds, Mustafa III. (1757—73). Seine Regierung war durch das Großwezirat Raghib Mohammeds ausgezeichnet, der dem Reiche wieder neuen Aufschwung gab und auch als Schriftsteller bedeutenden Ruhm erntete. 1747 hatte er die Mameluken-Beys in Kairo zu Paaren getrieben, und am 23. März 1761 schloß er mit Friedrich dem Großen von Preußen einen Schifffahrts-, Handels- und Freundschaftsvertrag, der nichts Geringeres bezweckte, als den Österreichern die Früchte von Karlowitz und Poscharewatz wieder zu entreißen.

Die polnische Frage veranlaßte einen neuen Krieg der Pforte mit Rußland. Am 6. Oktober 1769 ließ der Großwezir Hamsa den russischen Gesandten v. Obrjeskow in das Schloß der sieben Türme sperren. Der Chan der nogaischen Krim-Tataren, K(e)rim Giray, drang in die russischen Provinzen am Dnjepr und Dnjestr ein; doch sein Tod (März 1769) befreite Rußland von diesem Feinde. Mustafa III. hatte schon den Namen Ghazi (der Siegreiche) angenommen. Sowohl den Großwezir Mohammed Emin als auch den Woiwoden der Moldau, Kallimachi, ließ der Sultan wegen ihrer Mißerfolge am Pruth gegen die Russen unter Alex. M. Golizyn und Peter A. Rumjänzow (Romanzow) enthaupten. Chalil Pascha erlitt 1770 Niederlagen bei Giurgevo, Bukarest und Slatina. Unterdessen war eine russische Flotte unter Gregor Orlow, Spiridow und John Elphinstone aus der Ostsee nach dem Archipel gesegelt, bei Vitylo in Morea gelandet, und Alexij Orlow hatte die türkische Flotte am 6. Juli auf der Reede von Tschesme (Krini) bei Chios geschlagen und verbrannt. Daraufhin standen die christlichen Montenegriner, die Mainoten und übrigen Griechen von Morea (besonders in Kalamata) unter Führung russischer Offiziere in Massen auf. Aber die Stunde der Befreiung hatte noch nicht geschlagen. Die russische Flotte konnte die Einfahrt in die von dem ungarisch-französischen Baron Franz Tott (1733—93) befestigten Dardanellen nicht erzwingen; der Aufstand der Griechen wurde mit Hilfe der von der Pforte angeworbnen Albanesen auf das blutigste niedergeschlagen. Die Albanesen verwüsteten Griechenland furchtbar, bis die Pforte selbst Maßregeln gegen sie ergriff; aber erst 1779 wurden sie durch Hasan Pascha bei Tripolitsá fast vernichtet. Rumjänzow aber nahm Kartal, Bender und Braila. Der Sultan entschloß sich, dem Kaiser durch den Internuntius J. A. Franz de Paula von Thugut eine Teilung Polens vorzuschlagen, für das er eben noch die Waffen ergriffen hatte: er ahnte nicht, daß diese schon eine von den Nordmächten beschloßne Sache war. Indessen siegte General Weismann 1771 von neuem bei Giurgevo und Tuldscha an der Donau, Wassilij M. Dolgorukij in der

Krim („Krimskij"). Die Janitscharen murrten und verweigerten den Gehorsam. Nun trat der Friedenskongreß im August in Focşani zusammen. Rußland verbat sich ausdrücklich die angebotne Vermittlung Österreichs und Preußens. Unterdes ging der Krieg weiter. Die Russen erfochten neue Siege. Weismann fiel bei Kainardje (1. Juli 1773); Rumjänzow drang über Silistria bis Varna vor (10. Nov.). Unterstützt von dem Gelde der Russen, hatten sich in Syrien und Ägypten Ali Bey (Bd. III, S. 690) und Tahir empört. A. Orlow beschoß Beirut.

Da starb Mustafa III. am 24. Dezember 1773. Weil sein Sohn Selim (III.) damals erst 12 Jahre zählte, übernahm der Bruder Mustafas, Abdul Hamid I. (1774—89), den wankenden Thron. Am 21. Juli 1774 wurde in dem Flecken Kütschük-Kainardje, vier Stunden von Silistria, jener Friede abgeschlossen, den Thugut das Meisterstück der russischen Diplomatie genannt hat. Rußland erhielt eine Art von Schutzrecht über die Moldau, Walachei und die griechischen Christen in der Türkei — so wurde wenigstens später ein Artikel dieses Vertrags über eine Kirche in Pera und die Jerusalempilger von den Russen ausgelegt; dazu kamen einige Plätze der Krim und die freie Schifffahrt im Schwarzen und Ägäischen Meere.

Doch der Friede war nicht „auf ewige Zeiten" geschlossen. Schon 1783 fiel Grigorij A. Potemkin wieder in der Krim ein, bemächtigte sich der Halbinsel Taman, vertrieb den Tatarenchan Schahin Giray und verleibte diese mit den Kubanländern als Provinzen Taurien und Kaukasus dem russischen Reich ein. Joseph II. war im April 1780 mit der Zarin Katharina II. in Mohilew zusammengekommen und hatte durch seine Kriegsdrohung den Sultan zur Nachgiebigkeit gezwungen. Im Mai 1787 erfolgte dann die denkwürdige Zusammenkunft des Herrscherpaars in Cherson, wo Potemkin auf das Südthor der Theaterstadt die prahlerische Inschrift setzen ließ: „Weg nach Byzanz." Der Großwezir ließ, um einem Aufstande der Janitscharen zuvorzukommen, am 16. August den russischen Gesandten Bulgakow in das Schloß der sieben Türme (Jedikule) setzen. Alexander W. Ssuworow begann den zweiten Krieg am 12. Oktober (Kinburn). Österreich hatte noch nie so starke Heeresmassen gegen die Türkei geführt: 245,000 Mann Fußvolk, 37,000 Reiter und 900 Geschütze; aber es fehlte ein planmäßiges Zusammengehen mit den Russen. Prinz Josias von Sachsen-Koburg nahm 1788 Chotin, der gefeierte Laudon Novi und Dubicza in Bosnien; Potemkin eroberte Oczakow (17. Dezember 1788) und in der Krim die Burg Hadjibei, das spätere Odessa (Herbst 1789).

Am 1. April 1789 starb Abdul Hamid I., und der thatenlustige, einzige Sohn Mustafas III., Selim III. (1789—1807; s. die Tafel bei S. 147), der bis dahin im Serai seinen Studien obgelegen hatte, bestieg als erbitterter Feind Österreichs den Thron. Das erste wichtige Ereignis des fortgesetzten Kriegs waren die Siege Koburgs und Ssuworows bei Focşani (1. August; vgl. oben) und des Generals Karl Jos. Grafen Clerfait bei Mehadia an der Tscherna (Cerna) bei Orsowa; am 22. September folgte der Sieg Ssuworows und Koburgs bei Martinestie am Rimnik. Am 8. Oktober wurde Belgrad übergeben, und das kaiserliche Banner flatterte wieder auf den Zinnen der Festung. Aber das josephinische System erregte in den Niederlanden wie in Ungarn den heftigsten Widerstand. Österreich mußte sich zu Verhandlungen in Sistowa bequemen. Die Russen weigerten sich entschieden, den Kongreß zu beschicken und irgend welche Einmischung fremder Mächte zu dulden. Ssuworow hatte eben am 22. Dezember 1790 Ismail, die stärkste aller Festungen an der Donau, mit stürmender Hand genommen. Die Revolution in Frankreich zwang Österreich und Preußen zur Versöhnung (Bd. VIII, S. 14); die Frucht davon war am 4. August 1791 der Vertrag von Sistowa an der Donau. Die verbündeten Kaiserhöfe hatten ihr Ziel, die Teilung der europäischen Türkei, nicht erreicht. Leopold II.

(Kaiser seit 20. Februar 1790) mußte die fruchtbare Walachei, ja sogar die Errungenschaft Laudons, Belgrad, wieder aufgeben; das Flüßchen Tscherna sollte künftig die Grenzscheide bilden. Rußland führte durch den Fürsten Nikolai W. Repnin eigne Verhandlungen in Galaz, begnügte sich mit Oczakow und der Dnjestrgrenze, und nach dem Tode Potemkins (16. Oktober 1791) erfolgte der endliche Abschluß des Friedens durch General Alexander A. Grafen Besborodko am 9. Januar 1792 zu Jassy. Der Nordrand des Schwarzen Meers war russisch geworden.

4. Die Zeit der Reformversuche (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts).

A. Selims III. Ausgang.

Selim III. übernahm die schwierige Aufgabe, das bedrohte Reich nach allen Seiten zu verteidigen. Syrien, Ägypten und Rumelien: Djessar Pascha in Saint-Jean d'Acre, die Mameluken in Kairo und Passwan-Oglu in Widdin an der Donau (mit der ihm ergebnen Horde der Krdžalijen oder Kyrdjalis und ihrem Führer, dem viel besungnen Bulgaren Indje Voivoda), schüttelten fast gleichzeitig das Regiment der Pforte ab. Bonaparte bereitete 1797 der Republik Venedig ein Ende und erklärte dem Direktorium, daß Frankreich Korfu behalten müsse: „denn Korfu und Zante", schrieb er an Talleyrand, „machen uns zu Herren des Adriatischen Meers und des Orients. Vergeblich ist es, das Türkische Reich erhalten zu wollen". Schon vorher hatte Talleyrand auf Ägypten hingewiesen. Nun erhielt Bonaparte den Auftrag, sich Maltas und Ägyptens zu bemächtigen, die Engländer aus dem Roten Meere zu vertreiben und die Landenge von Sues zu durchstechen. Am 1. Juli 1798 bemächtigten sich 36,000 Franzosen Ägyptens. Talleyrand suchte den Sultan zu überzeugen, daß der Feldzug nur den Mameluken gelte. Die Einmischung in die orientalische Frage mußte auch Rußland gegen Frankreich aufbringen. Die Pforte erklärte am 1. September den Krieg an Frankreich, setzte den französischen Gesandten Ruffin in das Schloß der sieben Türme (Jedikule), trat auf einige Zeit der europäischen Koalition bei und ließ ihre Schiffe zu der russischen Flotte stoßen, die den Franzosen die Jonischen Inseln wegnahm. Aber nach dem Siege Bonapartes bei Abukir, 25. Juli 1799 (Bd. III, S. 692), nahm der Sultan seine Neutralitätspolitik wieder auf und schloß Frieden mit Frankreich; denn er hatte den gefährlichsten Feind im Innern, den Verfall der Finanzen, den Ungehorsam der Janitscharen und der Paschas von Janina (Ali; s. Fig. 2 der Tafel bei S. 184), Widdin, Syrien und der Wahhabiten Arabiens zu bewältigen.

1802 entschloß sich der Sultan zu einer „Neuen Ordnung" (Nisam Djedid) des Heers, die einem Staatsstreiche gleichkam. Das neue Truppenkorps, eine Miliz auf europäischem Fuße, sollte ein wirksames Gegengewicht gegen die Janitscharen bilden, und ein Hattischerif von 1805 zwang die Blüte der osmanischen Jugend, unter ihre Fahne zu treten.

1804 erfolgte bei Sibnitza, Deligrad, Stalatz, Nisch gegen die Willkür der Janitscharen eine gewaltsame Erhebung der Serben unter Georg Petrović, genannt Czerny oder Karadjordje; von den Hospodaren der Moldau und der Walachei, Konstantin Muruſis und Konstantin Ypsilantis, wurden sie infolge russischen Einflusses unterstützt. 1805 griff der Aufstand weiter um sich; 1806 schlugen die Serben bei Schabatz die Türken, eroberten — nach vorübergehender Zurückdrängung durch diese — im Dezember 1806 Belgrad, siegten 1807 unter Milos Obrenović bei Uschitze und setzten eine Volksvertretung (Skupschtina) ein. Das Abendland nahm dieses kriegerische Aufhetzen bereits als den Anfang einer allgemeinen Befreiung der christlichen „Rajah" (Herde) von der türkischen Herrschaft. Hierin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung.

Vorerst aber eröffnete sich das große Kriegstheater im Norden. Napoleon I. hatte nicht nur vom Sultan seine Anerkennung als Kaiser erlangt (1806), sondern auch durch seinen Marschall Guill. M. A. Brune, der 1803—05 französischer Gesandter in Konstantinopel gewesen war, erreicht, daß Selim gegen den Vertrag von Jassy (1792) die Woiwoden der Walachei absetzte, worauf der Zar sofort ein Heer unter Joh. Freih. von Michelson an die Donau sandte, während Englands Flotte nach Erzwingung der Durchfahrt durch die Dardanellen unter John Thomas Duckworth im Marmarameer erschien. Aber die Hauptstadt war durch den französischen Botschafter, den General Horace Franç. Grafen Sébastiani in Verteidigungszustand gesetzt und zwang die Flotte zum Abzug nach Ägypten. Dem Sultan schrieb Napoleon am 11. November 1806 aus Berlin, das Schicksal habe ihn zum Retter der Türkei ausersehen. Er suchte einen Vergleich zwischen der Pforte und Persien, dem Rußland erst 1803/4 Mingrelien, 1805 Karabagh und Schirwan entrissen hatte, herbeizuführen. Freilich im Frieden zu Tilsit (7. Juli 1807) verpflichteten sich Zar und Kaiser in einem geheimen Vertrage, der Türkei ihre europäischen Besitzungen bis auf Konstantinopel zu nehmen und unter sich zu teilen (Bd. VIII, S. 47); Konstantinopel, hatte der Korse erklärt, werde er niemals lassen: das sei die Herrschaft der Welt. Später äußerte sich Zar Alexander zum französischen Gesandten Grafen Arm. A. L. Caulaincourt Herzog von Vicenza: für Rußland werde Konstantinopel nichts als eine Provinzialstadt am äußersten Ende des Reichs sein; die Geographie selbst gäbe es ihm, und er müsse den Schlüssel zur Thür seines Hauses haben.

Unterdessen aber wurde die Türkei innerlich in ihren Grundfesten erschüttert. Selim III. wollte eine Anzahl Truppen zur Annahme der Uniform der Nisam Djedid zwingen — da brach am 29. Mai 1807 der Aufstand aus. Vergebens opferte der geängstigte Großherr die Köpfe seiner Räte, die man über die Mauern des Serails warf; vergebens versprach er die Auflösung der Nisam Djedid. Selim wurde durch ein Fetwa des Mufti abgesetzt (31. Mai 1807) und Mustafa IV. (1807—08) von den Ulemas auf den Thron erhoben. Vergebens erschien der siegreiche General Mustafa Bairaktar (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 184) von Rustschuk her in der Hauptstadt — er fand den abgesetzten Sultan bereits erwürgt. Vergebens ließ er den zu Tod erschrocknen Prinzen Mahmud aus seinem Versteck hervorholen, rief ihn, den zweiten Sohn Abd ul-Hamids I., zum Sultan aus (28. Juli 1808), richtete ein furchtbares Blutbad unter den Mördern Selims an, stellte die Nisam Djedid als „Seymen" wieder her, erwirkte die Hinrichtung Mustafas IV. von dem Sultan und ging daran, die Janitscharen zu vertilgen. Aber das sollte sein eigner Untergang sein. Das Volk stand mit den Janitscharen auf, und Bairaktar, hart belagert, sprengte sich am 14. November mit seinen Bedrängern in die Luft.

B. Mahmud II.

Mahmud II. (1808—39; s. die Tafel bei S. 147) erkannte am 18. November die Janitscharen in einem feierlichen Hattischerif als die festesten Stützen des Throns an; Volk und Heer jubelten dem einzigen überlebenden Sprossen des Hauses Osman zu, und das tausendstimmige „Tschok jascha Sultan Mahmud" erscholl in den Moscheen und auf den öffentlichen Plätzen. Die Dynastie Osmans war wie durch ein Wunder gerettet. Der 23jährige Sultan hatte mit zwei gefährlichen Gegnern zu kämpfen: den Serben und mit Rußland, das diesen wie den Montenegrinern gegen die Türken und die Franzosen in Dalmatien beistand. Doch wurde der Krieg an der Donau ohne Nachdruck geführt. Erst als Rußland im Frieden zu Frederikshamn, 17. September 1809, von Schweden Finnland erwarb und von Napoleon die

Zusicherung erhielt, daß Polen nicht wiederhergestellt werde, trat der türkische Krieg wieder in den Vordergrund der russischen Politik. An Stelle Peter J. Fürst Bagrations erhielt 1810 der junge Nikolai M. Graf Kamenskij den Oberbefehl über 80000 Mann. Dieser ging sofort über die Donau, nahm schon am 3. Juni Bazardjik und hierauf Silistria, Sistowa, Rustschuk, Giurgewo und Nikopoli ein. Die Furcht vor Napoleon und Polens Erhebung hemmte die weitern Unternehmungen. Nach Kamenskij Tode schlug der 65jährige Golenischtschew-Kutusow (Bd. VIII, S. 56) die Türken am 12. Oktober 1811 bei Slobodje und Rustschuk vollständig. Dieser Sieg entschied den Krieg. Die englische Flotte erschien drohend vor den Dardanellen, für den Fall, daß der Sultan sich der Kontinentalsperre Napoleons anschlösse. Der Friede von Bukarest bestätigte am 12. Mai 1812 von neuem die Verträge von Kütschük-Kainardje und Jassy, trat Bessarabien an Rußland ab, gab den Serben Amnestie, größere Unabhängigkeit und weitere Grenzen. Die Gebrüder Murusis, die fanariotischen Unterhändler des Sultans, wurden nach ihrer Heimkehr wegen ihres zu weiten Entgegenkommens gegen den Zaren hingerichtet.

a) Die Begründung des serbischen Fürstentums.

Die Russen hatten einen Einfluß in Serbien gewonnen, den Österreich zaghaft verschmäht hatte. Als daher im Mai 1813 die Russen an der Oder und Elbe standen, erschienen die türkischen Heere wieder in Serbien; Georg Petrović floh durch Österreich nach Rußland. Schwer lastete die Rache der Osmanen auf dem Lande. Da erschien am Palmsonntag (11. April) 1815 Miloš Obrenović mit der alten Woiwodenfahne; alles Volk fiel ihm zu. Nur die Festungen blieben den Türken. Am 6. November 1817 wurde Miloš von Bischof, Knesen und Volk als Woiwode anerkannt, Karadjordje dagegen, der wieder ins Land gekommen war, um sich mit der griechischen Hetärie zu verbinden, ermordet.

b) Der griechische Freiheitskampf.

In Griechenland war fast gleichzeitig mit der 1812 in Athen gegründeten Gesellschaft der Philomusen die geheime Verbrüderung der Philiker, φιλική ἑταιρία, entstanden, deren Wirken in der That nach einigen Jahren den offnen Kampf um die Freiheit hervorrufen sollte. Drei junge Griechen, Nik. Skuphas aus Arta, Ath. Tzakaloph aus Janina und Panag. Anagnostopulos aus Andritzena, gründeten Ende 1814 in Odessa die neue Hetärie und gelobten, „nur mit Feuer und Schwert zwischen sich und den Feinden des Vaterlands entscheiden zu lassen". Furchtbare Eide banden die immer zahlreicher werdenden Genossen aneinander. Dieser Freiheitssinn war aus dem Nährboden einer geistigen Wiedergeburt des Volks hervorgesprossen. Seit der Eroberung des Byzantinischen Reichs durch die Türken war den Griechen zwar die politische Freiheit geraubt. Aber unter dem geistlichen Schutz ihres Patriarchen im Fanar und in Klöstern (am Athos, zu Janina in Epirus und in der Theologenschule der Peloponnes zu Dimitzana) glomm der Funke der Bildung und der Freiheit unter der Asche fort und wurde in der Sprache der Kirche und des Evangeliums ununterbrochen gehegt. Wie den Armeniern und den Juden schafften den Griechen ihr Verstand und ihre Rührigkeit die höchsten Stellen in unmittelbarer Nähe des Padischah. Seitdem die Stelle des ersten Pfortendolmetschers ihnen zu teil wurde (Ende des 17. Jahrhunderts), gingen alle Verhandlungen der auswärtigen Politik durch ihre Hände; sie kamen vorzugsweise in den Besitz der Gesandtschaften an fremden Höfen, und aus ihnen wählte die Pforte seit dem 18. Jahrhundert regelmäßig die Hospodaren der Moldau und Walachei. Bekannt ist jenes von Goethe übersetzte Urteil eines englischen Diplomaten über

diese Fanarioten kurz vor Ausbruch der griechischen Revolution: „Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Drucke bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdauernder Sklaverei eine gewohnt-hinterlistige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim ersten Antritt auffällt." Dennoch blickten die Griechen trotz aller scheinbaren Bevorzugung von seiten der Pforte, seit im Frieden von Poscharewatz ganz Morea in den Besitz der Türken zurückgefallen war, mit Sehnsucht auf den russischen Freier und Befreier. In den Stürmen, die seit 1770 der Versuch Rußlands zur Befreiung Moreas über Griechenland brachte, wo die von den Türken herbeigerufnen Albanesen Hellas und die Peloponnes unmenschlich verwüstet hatten, waren Athen und die Inseln verschont geblieben; die Türken sahen sich 1779 selbst genötigt, durch Hasan Pascha die zügellosen Albanesen bei Tripolitza (Tripolitsá) zu vernichten. Im Frieden von Kütschük-Kainardje, 1774, hatte Rußland noch einmal die Griechen den Osmanen überlassen müssen; aber dieses Joch ward in dem Maße leichter, wie die Staatskraft der Pforte schwächer wurde. Die Hellenen bereicherten sich durch den Handel: die Segel der Kauffahrteischiffe, die ihre Inseln aussandten, bedeckten das Mittelmeer. Während der französischen Revolution kam fast der ganze levantinische Handel der Venezianer und der Franzosen in ihre Hände. Man schlug die Zahl der griechischen Matrosen auf 10,000 an. Im Kampfe mit den Seeräubern hatten ihre Schiffe das Gewand des Kriegs niemals abgelegt und erzogen, gleich den Armatolen, die in den Heeren Europas dienten, ein starkes, rauhes, genügsames und kriegerisches Geschlecht. In den Gebirgen der Maina, den Bergen Albaniens und Thessaliens barg sich der Freiheitssinn der schweifenden Hirten, der „Klephthen", die sich niemals dem Schwerte der Osmanen gebeugt hatten. Die Jugend der reichen Kaufleute, die Europas Küsten befuhren, studierte auf den Schulen des Abendlands und sog begierig die Freiheitsgedanken der amerikanischen Union und der französischen Revolution ein. Im Jahre 1796 entwarf Konstantinos Rhigas von Pherä (Velestino in Thessalien; Bd. VIII, S. 543) in Wien den Plan zu einem allgemeinen Aufstande seines Volks und gewann für seine Ziele, die er in feurigen Liedern besang, begeisterten Anhang. Im Begriffe, mit Bonaparte, in dem er den Helden der Freiheit sah, in Verbindung zu treten, wurde er 1798 in Triest verhaftet und mit fünf Gefährten von der österreichischen Polizei an den Pascha von Belgrad ausgeliefert, der ihn im Mai hinrichten ließ. Mit den Worten, „die Saat habe ich ausgestreut; mein Volk wird die süße Frucht ernten", starb er den Heldentod. In Paris wirkte Adamantios Korais (1748 bis 1833) aus Smyrna im Kreise seiner Gesinnungsgenossen noch vor Napoleons Fall für die geistige Wiedergeburt, die „Palingenesia" der Hellenen. Noch auf dem Wiener Kongresse hatte Graf Johann Kapo d'Istrias (Capodistrias) von Korfu die Hetärie der Philomusen begründet, die sich mit dem Gedanken trug, eine Akademie in Athen zu errichten. Es fehlte diesen Hetärien nur ein Führer gleich den Serben.

Dieser Führer kam endlich aus Rußland. Alexander Ypsilantis, einer angesehnen Familie des Fanars entstammend (geb. 12. Dez. 1792), ein Enkel eines gleichnamigen Hospodars der Walachei, der von den Türken als 80jähriger Greis 1805 zu Tode gemartert worden war, ein Sohn des Konstantin Ypsilantis, der als Hospodar der Walachei in demselben Jahr abgesetzt worden und geflohen war, hatte als Adjutant des Zaren schon während des Wiener Kongresses jenen für die Hetärie begeistert. Im Vertrauen auf die stillschweigende Zustimmung seines Gebieters ging er im September 1820 nach Kischinew in Bessarabien, um sich von hier mit den Führern des Bunds in den Donaufürstentümern und in Konstantinopel, auf den Inseln und

auf dem Festland in Verbindung zu setzen. Die Verwicklung der Pforte mit dem aufrührerischen Ali Pascha von Janina benutzend, setzte Alexander Ypsilantis, begleitet von seinem Bruder Konstantin und dem Fürsten Kantakuzenos, am 6. März 1821 über den Pruth, hielt seinen Einzug in Jassy, berichtete noch in derselben Nacht an den Zaren, der damals gerade auf dem Kongresse zu Laibach weilte (Bd. VIII, S. 114), und erließ dann einen Aufruf an die griechische Nation. Am 12. März brach er nach der Walachei auf; erst am 9. April erreichte er Bukarest mit 5000 Mann. Seitdem aber ging alles fehl. Der Zar, dem die Hände durch die Heilige Allianz und die „Legitimität" gebunden waren, erklärte die Griechen für Aufrührer; der russische Konsul in Jassy mißbilligte offen das Unternehmen der Fanarioten. Jetzt zeigte sich, wie wenig Liebe diese an der Donau gesät hatten. Die Bojaren widersetzten sich, die Bauern fielen ab, die Serben hielten zurück, der Verrat spielte im eignen Lager. Was nützte da aller Heldenmut der „Heiligen Schar" bei Dragaschani (in der Kleinen Walachei; 19. Juni 1821) gegen die Übermacht der Pascha von Silistria und Braila! Am 26. Juni rettete sich Ypsilantis auf österreichisches Gebiet, wo er in Munkács und Theresienstadt die schönsten Jahre seines Lebens im Gefängnisse vertrauerte, so daß der Tod den Siechen kurz nach seiner Befreiung, am 31. Januar 1828, ereilte. Das letzte Opfer der Heldenschar, Georgakis, der Sohn des Nikolaos, sprengte sich am 20. September im Kloster Sekko (Moldau) in die Luft. Der phantastische Gedanke eines auch die Donaustaaten umfassenden Großgriechenlands war damit beseitigt.

Allein die Flamme der Empörung loderte um so heller im Süden, in der von Truppen entblößten Morea (Kalamata) auf. Der Erzbischof Germanos von Patras erhob als der erste in Kalavrita die Fahne des Kreuzes und der Freiheit. Wie ein Lauffeuer ergriff der Aufstand das Festland und die Inseln; selbst die Mönche des Athos griffen zu den Waffen. In der Nacht vom 6. auf 7. Mai bemächtigten sich 2000 Bauern mit dem Rufe „Christ ist erstanden" der Unterstadt Athen. Die Inseln Hydra, Spetsä und Psara schickten schon am 3. Mai eine Flotte von 18 Segeln und Brandern aus.

Da erfolgte in der erschreckten Welt des Islams eine furchtbare Gegenbewegung. Die erbitterten Janitscharen und das Volk warfen sich in der Hauptstadt und in Smyrna auf die wehrlosen Griechen. Zahlreiche Hinrichtungen trafen die Fanarioten, unter ihnen den ersten Dolmetscher der Pforte, Konstantin Murusis, Alex. Maurokordatos, Theodor Rhizos u. a.; selbst der greise Patriarch Gregorios V. fiel der Volkswut zum Opfer. Der russische Gesandte erhob am 18. Juli gegen die Bestrafung von Unschuldigen Einspruch, verließ am 10. August Konstantinopel und traf am 13. in Weliki Luki bei Odessa mit dem Zaren zusammen; die Folge war eine Ansammlung russischer Truppen am Pruth.

In ganz Europa erwachte die Begeisterung für die Griechen. Die edelsten Geister ergriffen Partei für die Kämpfer, die aus ihrer ehrwürdigen Vergangenheit den Stolz eines unzerstörbaren Volkstums schöpften und das Kreuz gegen den Halbmond verteidigten. Seit der Besetzung Athens durch die Venezianer, 1688, waren die Augen des gebildeten Europa wieder auf die Stadt der Minerva gerichtet. Die venezianischen Ingenieure Vernada und Felice entwarfen damals einen genauen Plan der Akropolis und der Stadt, den Francesco Fanelli in seiner „Atene attica" (1707) veröffentlichte. Ch. Du Cange (Bd. VIII, S. 438) schrieb 1657 seine Geschichte des Reichs von Konstantinopel unter den fränkischen Kaisern, 1680 seine „Historia byzantina". Seit den Tagen des Herzogs George von Buckingham (1592—1628) und des Grafen Thomas von Arundel (1586—1646) war in England der Sinn für Sammlung hellenischer Kunstwerke erwacht: reiche Lords schickten ihre Agenten nach Griechenland und dem

Orient, oder sie unternahmen selbst Reisen dorthin, wie Lord Claremont, für den Richard Dalton 1749 Zeichnungen von athenischen Denkmälern und Bildwerken anfertigte. James Stuart und Nicholas Revett zeichneten von 1751 an die „Altertümer Athens" (erschienen 1762 und 1787). 1776 erschienen Rich. Chandlers „Reisen in Griechenland"; 1734 hatte sich die Gesellschaft der Dilettanten (Society of dilettanti) in London mit ausgesprochen philhellenischen Zwecken gegründet. 1764 erschien J. J. Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums", und 1787 vollendete Edw. Gibbon seine „History of the decline and fall of the Roman Empire". Seit 1812 riß Beethovens Festspiel „Die Ruinen von Athen" jeden Gefühlvollen in Furcht und Mitleid mit sich fort. Eine Welt voll hinreißender Bilder und Erinnerungen tauchte in Europa auf, das eben erst selbst die Knechtschaft des korsischen Eroberers abgeschüttelt hatte. Fast überall traten 1821 philhellenische Vereine zusammen, um die „Helden von Marathon und Salamis" mit Geld und Waffen zu unterstützen. Der Bankier Jean Gabr. Eynard in Genf, der württembergische General Normann (vgl. Bd. VIII, S. 116), der französische Graf Harcourt, Nordamerika, England, in Bayern der kunstbegeisterte König Ludwig I. und Maler-Major Karl Wilh. Heidegger (seit 1844 Freih. von Heydeck) sandten Geld, Waffen, Schiffe oder Freischaren. Die Griechenlieder Wilhelm Müllers, die Verse George Lord Byrons: „Die Berge sehen auf Marathon, und Marathon sieht auf die See" und sein Heldentod (19. April 1824 in Missolunghi) entflammten die Bürger Europas. Selbst der politisch kühle Dichterfürst Goethe, von der Glut der serbischen und griechischen Volkslieder mächtig ergriffen, hat sein gewichtiges Wort in die Wagschale der Menschlichkeit gelegt.

Nicht so die Kabinette. Vornehmlich hielt Wien, dessen überwiegender Einfluß sich noch eben in den Beschlüssen von Karlsbad, Troppau und Laibach (Bd. VIII, S. 106, 112) geoffenbart hatte, den Zaren zurück. Fürst Metternich hatte die Teilungspläne Frankreichs und Rußlands in Tilsit und Erfurt nicht vergessen; die Mächte drangen daher zwar nach seinem Vorschlag auf Nachgiebigkeit der Pforte gegen die Griechen, aber völlige Unterwerfung der Aufständischen unter ihren „legitimen Herrn". Günstig war für den ersten Vorschlag die politische Lage in hohem Grade. Die Perser standen in den asiatischen Grenzprovinzen, Kandia war in Aufruhr, Ali von Janina hielt sich gegen die Truppen des Sultans, Mehemed Alis Treue war verdächtig, die Sulioten unter Markos Botzaris brachten den Türken in der Ebene von Passaron eine empfindliche Niederlage bei. Wirklich gab der Sultan so weit nach, daß er seine Truppen von der Donau zurückzog und neue Hospodare ernannte. Bei den Griechen schwankte das Kriegsglück: an den Thermopylen, in Athen, in Vonizza (Akarnanien), Lepanto, Nauplia, Korinth und Patras, wo sich die Türken hielten. Die erste Nationalversammlung zu Argos, dann zu Piadha wählte im Dezember 1821 Alex. Maurokordatos zu ihrem Vorsitzenden („Proedros") und erklärte am 13. Januar 1822 ihre Unabhängigkeit. Aber trotz des „Organischen Gesetzes von Epidauros" fehlte ein zielbewußtes Vorgehen bei den Pallikaren und Seehelden, weil sich die Primaten und Kapitäne Th. Kolokotronis, Odysseus, P. Mauromichalis, Th. Negris, G. Karaiskakis, Diakos, G. Konduriotis ständig befehdeten. Da fiel Ali Pascha in Janina; sein Haupt und sein unermeßlicher Schatz kamen nach Stambul (5. Februar 1822): die türkische Besatzungsarmee wurde dadurch frei gegen die Griechen. Am 11. April begann die Ausmordung der Insel Chios. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Europa. Die Heldenthaten der kühnen Branderführer K. Kanaris, A. Pipinos (Pepinis), Theocharis, J. Tombazis, A. Miaulis vernichteten die türkische Flotte. Der tapfere Markos Botzaris fiel am 21. August 1823 mit seinen Sulioten bei einem Ausfall aus dem belagerten Missolunghi (vgl. die Geschichtskarte bei S. 163).

Nun rief der Sultan in der Not seinen gefürchtetsten Vasallen, Mehemed Ali von Ägypten, zu Hilfe. Dieser schickte mit seinen von französischen Offizieren eingeübten Truppen seinen Sohn Ibrahim zuerst nach Kandia zur Unterdrückung des Aufstands. Dann erschien dieser in Morea (22. Febr. 1825), wo ihm das Bajonett und seine Kavallerie eine große Überlegenheit über die tapfern, aber schlecht disziplinierten und bewaffneten Griechen verliehen. Trotzdem erhoben diese heftig Einspruch gegen das Friedensprotokoll der Mächte vom 24. August 1824, das ihnen die Unterwerfung unter die Pforte empfahl und die Verzeihung des Sultans versprach, nachdem noch am 4. Juli fast die ganze Bevölkerung der Felseninsel Psara niedergemacht worden war. Unter den Griechen selbst bildeten sich drei Parteien, von denen es Maurokordatos mit England, Kapo d'Istrias mit Rußland und der Pindoswlache Joannis Kolettis mit Frankreich hielt. Der englische Einfluß siegte. Da starb am 1. Dezember 1825 Zar Alexander zu Taganrog, und der jugendliche Nikolaus I. bestieg den Thron. Rasch unterdrückte er eine Militärrevolution in Sankt Petersburg und war entschlossen, Metternichs Einfluß zu brechen. Jetzt entsandte Canning den Herzog von Wellington nach Petersburg, und am 4. April 1826 unterzeichneten die beiden Großmächte ein Protokoll, wonach sie Griechenland gleich Serbien zum verhältnismäßig unabhängigen, aber tributpflichtigen Vasallenstaate der Pforte umschaffen wollten. Karl X. von Frankreich, ergriffen von der heldenmütigen Verteidigung Missolunghis, stimmte dem zu. Nur Österreich ermunterte heimlich den Sultan, den Aufstand der Griechen niederzuwerfen. In der That konnte auch die Hilfe, die Lord Thomas Cochrane und General Rich. Church, die Obersten Charles Nic. Baron Fabvier, Vautier und Heydeck damals den Griechen brachten, die Fortschritte der Türken nicht aufhalten. Am 5. Juni 1827 kapitulierte die schon eroberte Akropolis, und mit ihr ging ganz Hellas wieder für die Griechen verloren.

Doch erschütterte ein kühner Eingriff, wovon man sich gerade eine Festigung versprochen hatte, den Thron des Sultans. Am 28. Mai 1826 erließ Mahmud II. den Hattischerif über die Reform der Janitscharen. Als diese sich dagegen empörten, empfing sie der wohlgerüstete Kriegsherr, diesmal unterstützt von Ulemas und Volk, auf dem Etmeidan und ließ sie mit Kartätschen zusammenschießen. Sofort betrieb er die Bildung einer neuen Truppe nach europäischem Muster. Es war ein Ereignis von der weitgehendsten Bedeutung für das Reich, als Mahmud zum erstenmal im Überrock, engen Beinkleidern, Stiefeln und das rote Fez statt des Turbans auf dem Haupte sich den Gläubigen zeigte. Aber sein Triumph war verfrüht, sein Heer für den Augenblick geschwächt, die Reform nicht vollendet. Schon pochte wieder der Dränger an die Pforte des Reichs. Am 6. Oktober 1826 unterzeichneten seine Bevollmächtigten zu Akkerman eine Vereinbarung, die Rußlands Forderungen für Serbien und die Donaufürstentümer bewilligen sollte bis auf eine, die Freiheit der Griechen. Vergebens stellte er den Mächten schon am 10. Juni 1827 das Ultimatum zu, daß er allein das Recht habe, die griechische Frage zu lösen. Am 11. April 1827 war Kapo d'Istrias von Korfu unter russischem Einflusse Präsident des Freistaats geworden; und Rußland, England und Frankreich beschlossen am 6. Juli, ihre Flotten im griechischen Meere zu versammeln. So kam es am 20. Oktober zu einem der mörderischsten Seekämpfe aller Zeiten, zur Schlacht bei Navarino*, durch die in vier Stunden nahezu 120 türkische Kriegs- und Transportschiffe vernichtet wurden.

* Nav(w)arino heißen die Reste einer südwestlich von dem messenischen Küstenorte Neókastron an der südlichen Hafeneinfahrt gelegnen Befestigung, während die alte Festung an der Nordeinfahrt den Namen Palió Navarínon führt. Im Mai 1904 hat der griechische Generalmajor Staïkos die Erlaubnis erhalten, den dortigen Meeresboden durch Taucher absuchen zu lassen.

Dieses „unerwartete Ereignis" bedeutete einen weitern Triumph der russischen Politik, die eben erst in Asien Grusien, Imeretien (Kolchis, 1810), Gulistan (1813) erworben hatte und sich 1828 im Frieden von Turkmantschai mit dem Horte der armenischen Kirche, Etschmiadzin, den Rücken in Hocharmenien sicherte. Aber der Sultan war nach der Schlacht von Navarino ungebeugter als je. In einem feierlichen Hattischerif sprach er in allen Moscheen den festen Entschluß aus, seine Selbständigkeit durch einen Kampf mit Rußland zu wahren, „das seit 50—60 Jahren der hauptsächlichste Feind der Pforte sei". Freilich fehlten ihm fähige Offiziere, vor allem ein Heer, das er erst schaffen wollte, wenn man ihm Zeit dazu gelassen hätte. So lag die Hauptkraft der Pforte, wie immer und noch heute, in den unregelmäßigen Scharen Asiens, deren natürliche, ungezügelte Kraft den Mangel europäischer Zucht und taktischer Übung nicht zu ersetzen vermochte. „Nimm deinen ganzen Geist zusammen", schrieb daher Mahmud an den Großwezir ins Kriegslager; „denn die Gefahr ist groß." Am 7. Mai überschritten die Russen den Pruth in Europa, am 4. Juni den Arpatschai in Asien. Iwan F. Paskewitsch eroberte das Gebiet von Kars, Achalzich zwischen dem obern Kur und Araxes und verschaffte sich eine feste Operationsbasis gegen Erzerum. Langsamer kamen die Russen an der Donau vorwärts. Erst nach dem Falle von Braila am 17. Juni und dem von Varna am 11. Oktober 1828 wagten sich die Russen an die natürliche Festung des Balkans. Aber der hereinbrechende Winter machte dem Kampf ein Ende. „Bedenkt man die ungeheuern Opfer", sagt Helmuth v. Moltke in der klassischen Beschreibung dieses Kriegs (1845), „welche dieser Krieg den Russen gekostet, so ist es in der That schwer zu sagen, ob sie oder die Türken denselben gewonnen oder verloren."

So konnte die Entscheidung erst durch einen zweiten Feldzug kommen. In Ostrumelien bemächtigten sich am 15. Februar 1829 die Russen des Hafens von Sizebolu zur Verproviantierung des Heers. Schon am 24. Februar übernahm Diebitsch (Bd. VIII, S. 122) den Oberbefehl, überschritt im Mai die Donau und schlug am 11. Juni mit seiner überlegnen Artillerie bei Kulewtscha das Heer Reschid Mehemeds, des Großwezirs, in die Flucht. Danach ergab sich Silistria (26. Juni), und Diebitsch überschritt in dreizehn Tagen (14.—26. Juli) mit zwei Heeressäulen den Balkan. Am 7. Juli hatte Paskewitsch in Asien Erzerum besetzt. Die Überschreitung der für unbezwinglich gehaltnen Gebirgsschranke machte auf die Türken einen niederschmetternden Eindruck, da viele in den Erfolgen der Russen eine gerechte Strafe für die Reformen des Sultans erblickten. Diebitsch „Sabalkanskij" rückte bis Adrianopel vor. Aber schon zog Mustafa Pascha von Bosnien heran; furchtbare Krankheiten wüteten in dem Heere der Russen, das auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war. Dennoch stellte Diebitsch seine Verbindung mit Sizebolu am Schwarzen und mit Enos am Ägäischen Meere her, obwohl eine englische Flotte an den Dardanellen zum Schutze der Hauptstadt erschien, von der die Russen nur noch 30 Meilen trennten.

Beide Teile verlangten sehnlich nach Ruhe. Aber erst die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung der Altgläubigen erschütterte den Mut des Sultans. Der Friede von Adrianopel, den der preußische General Karl Freiherr von Müffling unterm 14. September vermittelte, war hart genug. Der Zar hatte in einem Manifeste vor dem Kriege versprochen, keine Eroberungen zu machen. Nun, im August 1828, verlangte er die Donauinseln, die asiatische Küste vom Kuban bis Nikolaja, die Festungen und Bezirke von Atzschur, Achalzich und Achalkalaki, neue Freiheiten und Grenzen für die Moldau, Walachei und die Serben. Im 10. Artikel bestätigte der Sultan notgedrungen die Londoner Vereinbarung vom 6. Juli 1827. Der Präsident Kapo d'Istrias erhielt von den Mächten nicht nur neue Hilfsgelder und Anleihen, sondern

am 19. Juli 1828 beschlossen diese in London eine Expedition nach Morea, deren Ausführung Frankreich übertragen wurde. Ibrahim zog ab, während General Nic. Jos. Maison die Halbinsel besetzte (7. Sept.). Die westeuropäisch bewaffneten Griechen, Palikaren und taktische Truppen mit Philhellenen siegten Ende 1828 bei Steveniko, Martini, Salona, Lutraki und Vonizza, nahmen bis Mai 1829 Lepanto, Missolunghi und Anatoliko. Auch auf Kandia hatte sich 1828 der Aufstand siegreich wieder erhoben. Am 23. Juli 1829 übertrug die Nationalversammlung, müde der innern Zwistigkeiten, die wiederholt bis zum Bürgerkriege geführt hatten, dem Präsidenten diktatorische Gewalt Am 3. Februar 1830 sprachen die Mächte die Unabhängigkeit Griechenlands aus, die der Sultan am 24. April anerkennen mußte.

c) Mahmuds Ausgang.

Da zerriß die Julirevolution in Paris wieder das Einvernehmen der Mächte. Außerdem hatte sich Frankreich Algeriens bemächtigt, das bis dahin unter der Oberhoheit des Sultans gestanden war; den Barbareskenstaaten wurde damit das Seeräuberhandwerk gelegt. Auch in der Türkei erhob jetzt eine Bewegung das Haupt, die wir später (S. 187 ff.) als die litterarische und politische Revolution der Jungtürken erkennen werden. Der unerschütterliche Mahmud nahm seine Bestrebungen für die Einheit des Reichs kräftig von neuem auf. Doch sollte er seinem Pascha von Ägypten unterliegen. Mehemed Ali, einer der bedeutendsten Herrscher, den der Orient seit langem hervorgebracht hat (geb. 1769 zu Kawala in Rumelien, gegenüber der Insel Thasos), war 1800 mit albanesischen Söldnern nach Ägypten gekommen und hatte sich dort im Kampfe mit den Franzosen, Engländern und Mameluken (1811; vgl. Bd. III, S. 695) zur höchsten Stelle emporgeschwungen, die Wahhabiten besiegt, Arabien und Nubien unterworfen und durch eine großartige Militärreform sich ein schlagfertiges Heer geschaffen. Als Mahmud II. seine weitgehenden Forderungen für die geleistete Griechen-Hilfe nicht erfüllte, fiel Ibrahim, Mehemeds Adoptivsohn, ein Feldherr ersten Ranges, 1831 in Syrien ein, schlug die Türken dreimal, eroberte 1832 Akka und drang 1833 bis K(i)utahia in Kleinasien vor. In seiner Bestürzung rief Mahmud Rußlands Hilfe herbei. Dieses warf sogleich 15,000 Mann an den Bosporos, während Frankreichs und Englands Flotten eifersüchtig die Dardanellen bewachten. Mehemed Ali wurde am 4. Mai 1833 zum Frieden gezwungen und hinter den Taurus zurückgedrängt. Das wichtigste aber war der Dank, zu dem sich der Sultan für die russische Hilfe bewegen ließ. Man hatte ihm Briefe des französischen Gesandten gezeigt, aus denen die Absicht des Tuilerienkabinetts hervorging, die Dynastie Osmans durch die seines Statthalters von Ägypten und Syrien zu ersetzen. Das führte am (26. Mai) 8. Juli 1833 zu dem Vertrage von Hunkyar-Skalessi (Kaisertreppe am Bosporos). Darin verpflichtete sich der geängstigte Sultan zusatzweise, die Dardanellen künftig jeder feindlichen Macht Rußlands zu verschließen. Die Westmächte waren, als der einseitige Vertrag, der dem internationalen Rechte Hohn sprach, bekannt wurde, empört darüber, und witzig nannte Fürst Metternich den Sultan „le sublime portier des Dardanelles au service du czar“. Die Seemächte zogen unter Einsprüchen gegen jene Klausel ihre Flotten aus den Dardanellen.

In Griechenland war am 9. Oktober 1831 der geschäftskundige Präsident Kapo d'Istrias von den Mainoten Konstantin und Georg Mavromichalis ermordet worden; vorher (13. August 1831) hatte der greise Miaulis als hydriotischer Partikularist die griechische Flotte im Hafen von Poros (Kalauria) verbrannt. Der zweite Präsident, Augustin Kapo d'Istrias, hielt sich nur kurze Zeit. Wie einst im alten Griechenland, zerfleischten sich jetzt die Primaten und Palikaren in

Partei- und Habsucht, Neid und Eifersucht. Im März 1832 war die Krone des souveränen Griechenlands dem bayerischen Prinzen Otto, dem zweiten Sohne Ludwigs I., angetragen worden. Am 15. April vermittelte der Philhellene und bayerische Hofrat Friedrich Thiersch eine Regierungskommission. Es schien Friede zu werden unter den Parteien, als König Otto I. am 7. Februar 1833 seinen feierlichen Einzug in Nauplia hielt. Sir Stratford Canning war an der Pforte wieder als Botschafter erschienen und nachdrücklich für die griechische Sache thätig gewesen. Die Meerbusen von Volo und Arta wurden als Nordgrenze des neuen Königreichs der Hellenen festgesetzt, Samos als unabhängiges, der Pforte tributäres Fürstentum erklärt. In demselben Jahre, wo die Pforte sich in den Besitz der Regentschaft Tripolis setzte, in Albanien, Bosnien, Mesopotamien und Kurdistan den Aufstand niederschlug (1834), zog König Otto am 1. Januar in die Stadt der Pallas ein, die er in Trümmern fand. Dem Phönix gleich sollte, dank dem Opfersinne reicher Griechen des In- und Auslands (Sina, Ursakis, Joh. Varvakis, Averof, Zappas, Syngros, Sturnaris, Tositza, Valtinos, Bernardakis u. a. m.), Athen aus Schutt und Asche sich in wenigen Jahrzehnten als das politische und geistige Haupt der Hellenen erheben, als die schönste Stadt des griechischen Orients. Das Reich wurde zwar durch die Mißgunst der Mächte und den Widerstand der Pforte geographisch karg bemessen; doch ist sein Umfang im Verhältnisse zu den Staaten des alten Griechenlands noch groß zu nennen.

Einstweilen herrschte — wie in Athen so in Stambul — der Wille des Zaren. Demzufolge verweigerte Mahmud den Österreichern die Felssprengungen in der Donau bei Orsowa und seinen Unterthanen die Benutzung der Schiffe des in Triest 1836 gegründeten Österreichisch-ungarischen Lloyd, der dennoch mit Glück die alten Handelsbeziehungen der Venezianer mit der Levante wieder aufnahm. Nur ungern sah der russische Botschafter die Wünsche des Großherrn und des Seraskiers, die sich bittend an den preußischen Gesandten Grafen Königsmark wandten um die Sendung preußischer Offiziere für die geplante Heeresordnung. Da sollte ein Zufall die Entscheidung bringen. Der eiserne Chosrew Pascha fand in den Gesprächen der preußischen Generalstabsoffiziere von Berg und Helmuth von Moltke, die sich damals gerade in Konstantinopel aufhielten, eine neue Welt militärischen Wissens, und auf seinen Antrag wandte sich der Sultan nach Berlin mit der Bitte, den Herrn von Moltke zu einem längern Aufenthalt in Konstantinopel zu beurlauben. Friedrich Wilhelm III., ebenso zurückhaltend mit seinen Diensten, wie die andern Mächte aufdringlich waren, bewilligte zunächst nur eine Urlaubsverlängerung von drei Monaten; dies führte jedoch zu dem denkwürdigen Einflusse der preußischen Heeresorganisation auf die türkische Armee, der noch heute fortdauert. Moltke begleitete 1837 als „Baron Bey" den Sultan auf seiner Reise durch die europäische Türkei, wo der großherrliche Reformator überall mit Jubel empfangen wurde, entwarf eine Denkschrift über die Anwendbarkeit des preußischen Landwehrsystems auf die osmanischen Verhältnisse, bereiste die wichtigsten Reichsfestungen und die Dardanellen, verfertigte von der Höhe des von Mahmud erbauten Seraskierturms aus einen großen Plan von Konstantinopel und Umgebung. Mit den Hauptleuten Heinrich von Mühlbach, Karl Freih. von Vincke-Olbendorf und Friedrich Leopold Fischer begleitete er den General Mehmed Hafiz Pascha während des Sommers 1837, als dieser das von Reschid Pascha angefangne Werk der Beruhigung Kurdistans vollendete. Diese Expedition wie die darauffolgende gegen Mehemed Ali hat uns Moltke schlicht und klar in seinen „Briefen" (1841) unvergänglich geschildert.

1837 ward die erste Brücke über das Goldne Horn zwischen Unkapau und Asabkapusi erbaut; erst 1845 und 1877 ist dann die neue Brücke gefolgt, nach der Mutter Abd ul-Medjids

Valide genannt. Am 16. August 1838 wurde durch den englischen Botschafter Ponsonby zu Balta-Liman am Bosporos, im Hause Reschid Paschas, jener Zoll- und Handelsvertrag unterzeichnet, der für alle nachfolgenden Muster geblieben ist. Die englische Flotte begleitete aus Dank hiefür die türkische auf allen ihren Bewegungen im Mittelmeere bis zu deren Abfall an Mehemed Ali. Diesem erklärte Sultan Mahmud im Mai 1839 den Krieg, als die Drusen im Hauran gegen den syrischen Machthaber aufgestanden waren. Doch starb der Sultan am 1. Juli, noch ehe er die Kunde von der völligen Niederlage seines Heers bei Nisib (24. Juni) und dem Abfalle der Flotte in Alexandria (14. Juli) erhalten konnte. Moltke hat später die Tüchtigkeit Hafiz Paschas gegenüber dem zuchtlosen Heere nach seiner Rückkehr bei der Hohen Pforte verteidigt, obwohl der Seraskier die Ratschläge der preußischen Offiziere verschmäht hatte. Ibrahim verfolgte die Truppen seines Herrn nicht, da ihm die Erschöpfung seiner eignen Soldaten dies nicht gestattet hätte.

Mahmud II. ist als Märtyrer seiner Gedanken und Pläne gestorben: selbst die wichtigsten Reformen blieben im Kleinzustande. Dennoch lebt sein Werk weiter; er ist der Begründer einer neuen Zeit für die Türkei, wie Peter der Große für Rußland, mit dem er sich zu vergleichen liebte. In der Ungunst der politischen Verhältnisse, den Regierungssünden seiner Vorfahren, der Knechtschaft der Hausgesetze und der Hofetikette lagen die Hindernisse begründet, die oft sein Gemüt so sehr verdüsterten, daß er Trost im Trunke suchte, seine Kräfte mutwillig zerstörend.

C. Die erste Hälfte von Abd ul-Medjids Regierung (1839—50).

Abd ul-Medjid (1839—61; s. die Tafel bei S. 147), der 16jährige Sohn Mahmuds, übernahm die Regierung eines Staatswesens, das unrettbar dem ägyptischen Pascha anheimgefallen wäre, hätte nicht die am 15. Juli 1840 geschloßne Quadrupelallianz (England, Rußland, Österreich und Preußen) die ehrgeizigen Pläne Frankreichs durchkreuzt. Ihr Einschreiten zwang den siegreichen Pascha Mehemed Ali zur Räumung Syriens; nach dem Friedensschluß erhielt dieser die Insel Thasos, die Wiege seiner Familie, vom Sultan als Apanage für die Vizekönige von Ägypten, in deren Besitz sie noch heute ist. Einen gewaltigen Fortschritt bedeutete der Hattischerif von Gülhane (3. November 1839), der die Grundsätze feststellte, aus denen mehrere Sondergesetze als Tansimati hairije (heilsame Organisation) fließen sollten. Die Reform verkündete als Gesetz, was eigentlich längst Gewohnheitsrecht war, nämlich die theoretische Gleichstellung aller Unterthanen jeder Nation, Rasse und Religion vor dem Gesetze. Freilich, mit der Ausführung dieser löblichen Grundsätze hatte es in der Praxis seine Schwierigkeiten. Dem Schöpfer des „Hat", Reschid Pascha, war es auch nicht aufrichtig um die Reformen zu thun, sondern zunächst darum, sich hiemit die christlichen Großmächte zu gewinnen. Schon im Jahr 1830 war beispielsweise eine Volkszählung vorgenommen worden, die erste im ganzen türkischen Reiche — ohne jeden Erfolg. Denn kein Beamter durfte das Innere eines moslemischen Hauses betreten, in dem die Frauen und Kinder wohnen. Ferner lag es im Vorteile des Steuerbeamten, die Zahl der Häuser und Familien seines Bezirks niedriger anzugeben, um aus dem Überschusse der Schätzung seine Tasche zu füllen. Moltke hat deshalb gerade in jener Zeit (1841) einen schwerwiegenden Gedanken ausgesprochen, der auch heute noch bedingt Geltung hat. Die Pforte, die nicht im stande war, die Syrer durch eine kräftige Regierung, wie der Militärdespotismus Ibrahims war, in Gehorsam zu halten, konnte auch das Land nicht durch Gerechtigkeit und gute Verwaltung für sich gewinnen, weil ihr hierzu die Vorbedingung: redliche Beamte, völlig abging. Weder der Hat von Gülhane noch der 1856

folgende Hatti-Humayun, sondern die zur Rettung des Halbmonds herbeigeeilten europäischen Waffen sind es gewesen, die fortan das bleibende Losungswort „A la franca" ausgaben und die türkische Welt zur genauern Kenntnis des Westens, zur Erlernung europäischer Sprachen und Wissenschaften, zur Einführung abendländischer Einrichtungen anspornten. Darin liegt die umwälzende Kraft der „Heilsamen Organisation".

Auch die Litteratur hatte diesen Umschwung der Geister zu verspüren. Ende des 18. Jahrhunderts waren noch ein Dichter von altorientalischer Begabung in Ghalib und ein Sultansdichter in dem unglücklichen Selim III. erschienen. Auch Heibet ullah Sultane, die Schwester Sultan Mahmuds II., sowie die Tante des Reformministers Fuad errangen noch eine gewisse Volkstümlichkeit. Aber den Niedergang der alten Formen oder besser: die Morgenröte der neuern Zeit, der türkischen „Moderne", konnten sie nicht aufhalten. Das Studium der Kultursprachen des Orients trat immer mehr hinter die Notwendigkeit, sich die abendländische anzueignen. Das neue Geschlecht wird vertrauter mit Lafontaine, Montesquieu und Victor Hugo als mit Baki (gest. 1599), dem Osmanen, Hafis (gest. 1389), dem Perser, oder Motenebbi (Mutanabbi; gest. 965), dem Araber. Die praktische Richtung der Reform rückt ihr den Ehrgeiz, für die Redaktion einer diplomatischen Note Anerkennung zu finden, näher als für die Verfassung eines Kassidet oder Zweckgedichts. Auch der Orient verliert seine mittelalterliche Poesie.

Freilich hat dieses neue Geschlecht, das mit den Grundsätzen des Abendlands heranwuchs, nicht zugleich die Ehrbarkeit des europäischen Beamtentums angenommen. An Stelle der vernichteten Janitscharenmiliz erhob sich jetzt eine Beamtenherrschaft, die mit gleicher Allmacht wie eine geschloßne Schlachtreihe den Staatshaushalt wie ein Monopol an sich riß. Diese Aristokratie der Stambuler Effendis, vergleichbar dem Amtsadel der niedergehenden römischen Republik, stellte förmlich den Grundsatz auf, daß der Sohn eines Staatsbeamten wieder Staatsbeamter werden müsse; jeder andre Geschäftsbetrieb, er mochte heißen, wie er wollte, galt ihr als aïb (Schande). Sie stellte sich zwischen Sultan und Volk, Sultan und Ausland, wie eine niedergelaßne Schranke, allezeit bereit, die Kassen des Staats zu leeren und die Unterthanen, gleichviel welches Bekenntnisses, auszuplündern. Das waren die unheilvollen Folgen der „Heilsamen Organisation".

In dem am 13. Juli 1841 in London mit den Großmächten abgeschloßnen Dardanellenvertrage verpflichtete sich die Pforte, die Dardanellenstraße und den Bosporos für fremde Kriegsschiffe in Friedenszeiten verschlossen zu halten. Damit leistete sie den Vormachtgelüsten Rußlands auf dem Schwarzen Meere den erwünschten Vorschub. Im gleichen Jahre mußte sie einen Aufstand auf Kreta und in Bulgarien unterdrücken. Die von den albanesischen Truppen dabei verübten Greuel bilden eine grelle Beleuchtung der Grundsätze des Hat von Gülhane. Auch mit Persien drohte infolge der Übergriffe Mehmeb Schahs nach dem arabischen Irak, nach Suleimanieh, Bagdad, Kerbela und Armenien (Wan) ein Krieg auszubrechen, der nur mit Mühe durch eine nach Erzerum berufne Friedenskommission beigelegt wurde. In den Donaufürstentümern gerieten die Souveränetätsrechte der Pforte mit dem Schutzrechte Rußlands wiederholt in Streit. In Serbien wurde Alexander Karadjordjević am 14. November 1842 von der Pforte feierlich zum Baschbeg, Großfürst von Serbien, ausgerufen; Rußland setzte es jedoch durch, daß Alexander freiwillig von der Fürstenwürde zurücktrat: erst 1843 ist er nach seiner Neuwahl in Toptschider bei Belgrad von Rußland bestätigt worden. Die römisch-katholischen (unierten) Armenier, die schon 1828 eine grausame Verfolgung auf Betreiben ihrer gregorianischen Glaubensbrüder erduldet hatten, erhielten erst 1835 Duldung als

selbständige Kirche (Millet) und einen eignen Vertreter (Vekil). Dieselbe Feindseligkeit, von Etschmiadsin aus durch Rußland unterstützt, brach 1845 auch gegen die protestantischen Armenier aus. Erst im November 1850 gelang dem thatkräftigen Botschafter Sir Stratford Canning ihre Befreiung, und 1853 wurden sie endgiltig als Millet anerkannt.

Gefährlicher war der diplomatische Bruch der Pforte mit Griechenland (1847). Dieser junge Staat, verhätschelt durch die Gunst und Eifersucht Europas, hatte zur Zeit des Regierungsantritts Abd ul-Medjids, gestützt auf die russische Partei, die die Kammer beherrschte, von der damaligen Ohnmacht der Pforte gegenüber Mehemed Ali Gebrauch gemacht, den Kretern Hilfe gesandt und an der epirotisch-thessalischen Grenze durch Raubzüge der Klephthen das Osmanentum wiederholt empfindlich verletzt. Auf der Tribüne des Parlaments verlangte der Ministerpräsident Kolettis (1844—47; vgl. S. 174) wiederholt die Einigung aller Griechen. Selbst Moltke hatte noch 1842 den Grundsatz vertreten: „Unsrer Meinung nach ist die einzig naturgemäße, die einzig mögliche Lösung des orientalischen Problems die Schöpfung eines christlich-byzantinischen Reichs zu Konstantinopel, dessen Wiederherstellung auf Hellas durch den Willen Europas ja schon begonnen hat." Dabei hatte sich der scharfsinnige Militärschriftsteller entschieden gegen eine Teilung der Türkei unter die Mächte ausgesprochen, denen er warnend das Beispiel Polens vor Augen stellte. „Mit der Teilung der Türkei verhält es sich", rief er aus, „wie mit der Teilung eines Brillantrings: wer würde Konstantinopel, den kostbaren Solitär, besitzen?" Kurz, fortgesetzte Reizungen arteten endlich 1846 zu einem Zusammenstoße des türkischen Gesandten mit dem griechischen Könige, zum Abbruche der diplomatischen Beziehungen und zu rachsüchtigen Vergeltungen der Pforte an den griechischen Unterthanen aus, was beinahe zu einem Kriege zwischen Griechenland und der Türkei, England und Frankreich geführt hätte. Erst im Dezember 1847 wurde durch das Dazwischentreten des Zaren, den König Otto persönlich angerufen hatte, das Einvernehmen der beiden Nachbarn wiederhergestellt.

5. Der Krimkrieg und seine Folgen für die Türkei (drittes Viertel des 19. Jahrhunderts).

a) Die Vorboten des Kampfs (1848—53).

Das Westeuropa durchrüttelnde Revolutionsjahr 1848 mit seinen Freiheitsgedanken war an der Türkei fast spurlos vorübergegangen. Schekib Effendi hatte im Auftrage des Sultans, der das französische Protektorat über die Katholiken im Oriente gern der Kurie überlassen hätte, den Papst Pius IX. feierlich in Rom begrüßt (1848) und der heilige Vater den Erzbischof Ferrieri mit einer Ansprache an die orientalischen Konfessionen entsandt, die aber den von der Pforte und dem heiligen Stuhl gedachten Erfolg einer Union verfehlte. Ein Aufstand der Bojaren und polnischer Flüchtlinge in der Moldau und Walachei führte auf kurze Zeit zu einer Befestigung des Hospodaren Mich. Sturdza und zur Ersetzung Gg. Dem. Bibeskos durch Kantakuzen. Die von der Pforte auf die ungarische Schilderhebung gesetzten Hoffnungen zur Schwächung Österreichs wurden durch die Kapitulation von Vilagos (Bd. VIII, S. 201) zerstört. Dagegen verweigerte der Sultan, ermutigt von einer in den Dardanellen ankernden englischen Flotte, die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge.

Dafür rächten sich Österreich und Rußland in einer von Frankreich eingebrachten Reklamation. Um die heiligen Stätten in Palästina stritten sich zwei Parteien, die Katholiken

und die Griechen. Schutzmacht der erstern war immer Frankreich oder der Papst, der letztern seit 1720 Rußland gewesen. Um diese Stätten, wo der Erlöser gewandelt und gestorben war, den Händen der Moslemin zu entreißen, waren die Kreuzzüge geführt worden. Saladin (Bd. III, S. 359) hatte 1187 den lateinischen Geistlichen den Gottesdienst in der Kirche des heiligen Grabes gestattet, Robert von Anjou 1342 die heiligen Stätten vom Kalifen (ebenda, S. 686) zurückgekauft. Nach der Eroberung der heiligen Stadt durch Sultan Selim (1517) erhielten die Georgier einen Teil von Golgatha; alle übrigen heiligen Stätten blieben 1558 ausdrücklich den Lateinern. Namentlich die Kapitulationen Frankreichs mit den Sultanen (1535, 1621, 1690 und 1740; vgl. oben, S. 165) bestätigten diese Rechtstitel. Über diese Vergünstigungen, vor allem den Besitz des heiligen Grabes, kam es zwischen den Armeniern, Griechen und Katholiken zu den häßlichsten Auftritten. 1808 zertrümmerten die Griechen, nachdem ein Brand die Kirche des heiligen Grabes zerstört hatte, eigenhändig die Gräber Gottfrieds von Bouillon und Balduins. Die Griechen bauten mit russischem Gelde die Grabeskirche wieder auf; schließlich besaßen die Lateiner, da auch der Eifer Frankreichs mälig nachließ, 1820 nur noch zwei Kapellen.

Im Jahre 1850 wandten sich der Papst und der katholische Patriarch von Jerusalem um Schutz gegen die Griechen zunächst an Frankreich und mit diesem an die Pforte. Diese entschied aus Furcht vor Rußland fast durchgängig zu gunsten der Griechen und gestand den Katholiken nur die Mitbenutzung einer Kirchenthür in Bethlehem zu. Gestützt auf den 33. Artikel der schon 1740 abgeschloßnen Vereinbarung, erklärte Kaiser Nikolaus, der erst kurz vorher (1. Mai 1849) durch den Vertrag von Balta-Liman hinsichtlich der Donaufürstentümer und der Dardanellen politische Siege davongetragen hatte, daß hierdurch das religiöse Gefühl der orthodoxen Russen auf das äußerste verletzt werde. Zugleich mit Rußland forderte und erwirkte das beleidigte Österreich am 14. Februar 1853 durch den Grafen Christian Leiningen-Westerburg in Stambul die Zurückziehung der türkischen Truppen aus dem aufständischen Montenegro und die augenblickliche Erfüllung einiger privatrechtlichen Forderungen seiner Unterthanen. Als Kaiser Nikolaus Bürgschaften für die unbedingte Vorherrschaft der griechischen Kirche an den heiligen Stätten durch den Fürsten Alexander S. Menschikow verlangte und damit abgewiesen wurde, erklärte er der Türkei den Krieg in einem Manifeste vom 20. Oktober (1. November) 1853, worin es heißt: „Es bleibt uns nichts andres übrig, als zur Gewalt der Waffen unsre Zuflucht zu nehmen, um die ottomanische Regierung zur Beobachtung der Verträge zu zwingen und um Genugthuung für die Beleidigungen zu erhalten, durch die sie auf unsre so überaus gemäßigten Forderungen und auf unsre legitime Sorge für die Verteidigung des orthodoxen Glaubens im Orient, den das russische Volk ebenmäßig bekennt, geantwortet hat.“ Der Sultan siedelte damals von der Serailspitze nach dem 1853 erbauten großherrlichen Palaste von Dolma Bagtsche über; seit jener Zeit bezeichnet man die in Stambul liegenden Gebäude als das alte Serail. Damit war wieder mit einer ehrwürdigen Überlieferung gebrochen; die folgenden Sultane haben alle an den Ufern des Bosporos residiert.

b) Die Kriegsereignisse; der Pariser Kongreß; der Hat von 1856.

Schon am 2. Juli 1853 waren unter Michael A. Gortschakow 40,000 Mann in die Donaufürstentümer eingerückt. Daraufhin hatte auch der Sultan, gedrängt durch die gereizte Stimmung der mohammedanischen Bevölkerung, den Krieg erklärt; am 4. November schlug Omer Pascha (s. Fig. 3 der Tafel bei S. 184) die Russen bei Oltenitza. Die vereinigte

französische und englische Flotte war aus der Besikabai durch die Dardanellen in den Bosporos eingelaufen, und nachdem die türkische Flotte von der russischen am 30. November bei Sinope vernichtet worden war und Zar Nikolaus die Friedensvorschläge der Wiener Konferenz zurückgewiesen hatte, ließen die Westmächte ihre Flotte ins Schwarze Meer segeln, riefen ihre Gesandten aus Sankt Petersburg ab und schlossen am 12. März 1854 ein Bündnis mit dem „Erbfeinde der Christenheit" gegen das heilige Rußland. So hatten sich die Zeiten geändert! Niemand stand den Russen bei. Serbien, Moldau, Walachei und die Bulgaren blieben ruhig; nur am Meerbusen von Arta brach ein Aufstand aus. Österreich und Preußen forderten die Räumung der Donaufürstentümer und drohten mit Krieg, falls die Russen den Balkan überschritten. Die Russen gingen über die Donau zurück, als die Westmächte eine große Flotte in die Ostsee schickten. Nur in Armenien nahm der Krieg einen für Rußland günstigen Verlauf. Die Franzosen unter Saint-Arnaud (vgl. Bd. VIII, S. 213) und die Engländer unter Fitzroy Baron Raglan 60,000 Mann stark, entschlossen sich, die Krim zu erobern. Bald drehte sich das Augenmerk Europas 11 Monate lang um die Belagerung von Sebastopol. Die Verbündeten wie die Russen erhielten namhafte Verstärkungen; im Mai 1855 schickte auch Sardinien seinen Kriegsminister, den General Alfonso Ferrero Cavaliere del Lamarmora, mit 15,000 Mann nach der Krim (ebenda, S. 239). Erst am 11. September besetzten die siegreichen Heere den rauchenden Trümmerhaufen der Stadt, nachdem bereits am 2. März Kaiser Nikolaus gestorben war. Die Verluste an Mannschaften, namentlich auf Seiten des britischen Heers, dessen Verwaltung jammervoll im argen lag, waren bedeutend im Verhältnisse zu der musterhaft geordneten Kriegsleitung der Franzosen.

Im Februar 1856 trat auf Österreichs Anregung in Paris der Friedenskongreß zusammen, zu dem trotz Englands Sträuben auch Preußen zugelassen wurde (s. die Tafel „Der Pariser Kongreß" bei S. 239 des VIII. Bands). Rußland mußte die Donaumündungen und einen Teil von Bessarabien und Kars wieder abtreten, auf das einseitige Schutzrecht der Donaufürstentümer verzichten; die Schifffahrt auf der Donau wurde für frei erklärt, die europäische Donaukommission in Galatz und Sulina errichtet, das Schwarze Meer neutralisiert und Rußland untersagt, mehr Kriegsschiffe darauf zu halten als die Türkei (1871 von Rußland auf der Londoner Konferenz wieder aufgehoben; Bd. VIII, S. 340). Vorläufig war die Türkei vor der Eroberungsgier Rußlands gerettet und dessen militärischer Glanz zerstoben. Napoleon III. war der mächtigste Mann Europas geworden, dessen Bündnis viel umworben wurde. Die 1851 in Marseille gegründete Gesellschaft „Messageries Maritimes" erhielt den Löwenanteil der neuen Handelsbeziehungen mit der Levante.

Die Türkei, von nun an in das europäische Konzert aufgenommen, versprach neue Reformen in dem Hatti-Humayun vom 18. Februar 1856, der die bürgerliche Gleichstellung aller Unterthanen von neuem gewährleistete. Der Hat wurde von den Osmanen und Christen mit gleichem Unwillen aufgenommen; erst seit 1867 haben Fremde Grund und Boden in der Türkei erwerben können. Wenn überhaupt ein Fortschritt aus den papiernen Freiheiten erfolgt ist, so geschah es nicht durch den großherrlichen Ferman, sondern durch den zunehmenden Völkerverkehr, der das Licht der Bildung bis in das Innerste Asiens trug. 1851 war schon die erste Eisenbahn von Alexandria über Kairo nach Sues gebaut worden; bald wurde der Sueskanal in Angriff genommen. In der Türkei selbst wurden neue Heeresstraßen erbaut, Häfen angelegt, die Post besser eingerichtet und — namentlich seit den Ereignissen in Djidda und im Libanon (1858 und 1860) — Telegraphenlinien gezogen.

c) Abd ul-Medjids Ausgang.

Die Kehrseite dieser Fortschritte bildete die Zerrüttung der Finanzen. Etwa seit dem Jahr 1848 fingen die finanziellen Verlegenheiten der Pforte an, sich fühlbar zu machen. Zwar gab es damals noch keine auswärtigen Staatsschulden, aber 200 Millionen geringhaltige (Billon-) Münze mit einem Effektivgehalte von 23½ Prozent, dann unkontrollierte und unkontrollierbare Massen Papiergeld ohne metallne Deckung, dazu eine Menge rückständiger Gehalte und Militärgagen. Während des Krimkriegs war neben einer bedeutenden schwebenden Schuld im Inland eine Anleihe von 140 Millionen Mark in England aufgenommen worden. Dieser folgten 1858, 1860 und 1861 drei weitere Anleihen. Die Ausgaben stiegen infolge der hohen Zinsen auf 280 Millionen Mark jährlich, während die Einnahmen nur 180 Millionen betrugen. 1861 brach wegen der Finanznot eine Handelskrise aus, der man durch Ausgabe von 1250 Millionen Piaster Papiergeld mit Zwangskurs zu begegnen hoffte. Während Oberbeamte, Bankherren und Unternehmer, wie Andr. „Graf" Langrand-Dumonceau, Eugène Bontoux und Moritz (Baron) Hirsch reich wurden, verarmten die Provinzen durch den Steuerdruck und die nutzlose Härte der Steuereintreibung. Das europäische „Konzert" hatte nach dem Krimkriege die Bürgschaft für das erste Staatsanlehen übernommen, dafür aber eine Vertretung in einem gemischten Finanzaufsichtsausschuß erhalten. Daraus ist 1882 die internationale Verwaltung der türkischen Staatsschulden entstanden: der ursprüngliche Rechtsgrund für die westeuropäische Bevormundung der türkischen Verhältnisse überhaupt, die später für Armenien und Kreta beansprucht wurde.

So konnte die Pforte nicht hindern, daß 1859 auf Betreiben Frankreichs in der Moldau (29. Januar) und in der Walachei (17. Februar) der Oberst Alexander Johann Cusa zum Fürsten gewählt und damit eine Personalunion hergestellt wurde, die 1861 zur Realunion der beiden Vasallenstaaten führen sollte unter dem Namen Rumänien. Als am 22. Februar 1866 das Willkürregiment Cusas gestürzt worden war, nahm das Land unter dem neugewählten Fürsten Karl von Hohenzollern einen mächtigen Aufschwung, wenn es auch bei der politischen Unreife des Volks, der zügellosen Freiheit der Verfassung und dem Sittenverderbnis der höhern Klassen zu keiner rechten Ruhe kommen konnte. In Serbien wurde der dem Sultan ergebne Alexander Karadjordjević (S. 179) am 21./22. Dezember 1858 zur Abdankung gezwungen, die Familie Obrenović zurückgerufen und nach dem Tode des 80jährigen Miloš (26. September 1860) Michael Obrenović II. von der Pforte bestätigt. Unter der revolutionären und litterarischen Herrschaft der „Omladina" („Jugend") wurde Serbien der Herd panslawistischer und ungarfeindlicher Bewegungen, die sich auf den Boden Bosniens und der Herzegowina verpflanzten und sogar dem Absolutismus Michaels gefährlich wurden. Am 6. März 1867 verließen — auf Grund gütlicher Abmachungen vom 4. September 1862 und 3. März 1867 — die letzten türkischen Truppen den serbischen Boden. Nach der Ermordung des Fürsten am 10. Juni 1868 ernannte die Skupschtina den einzigen noch lebenden Obrenović, den 14jährigen Milan, zum Fürsten und beschloß unterm 29. Juni 1869 eine neue Verfassung.

Dazu kam, daß die Türkei auch wieder mit ihren westlichen Schutzmächten in Zwist geriet: 1858 durch die Ermordung der englischen und französischen Konsuln zu Djidda in Arabien und 1860 durch Greuelthaten der Drusen gegen die Christen im Libanon und in Damaskus (Bd. III, S. 387). Um einem Einschreiten der Mächte zuvorzukommen, wurde der Großwezir Fuad Pascha, wohl einer der größten Staatsmänner, die das türkische Reich im

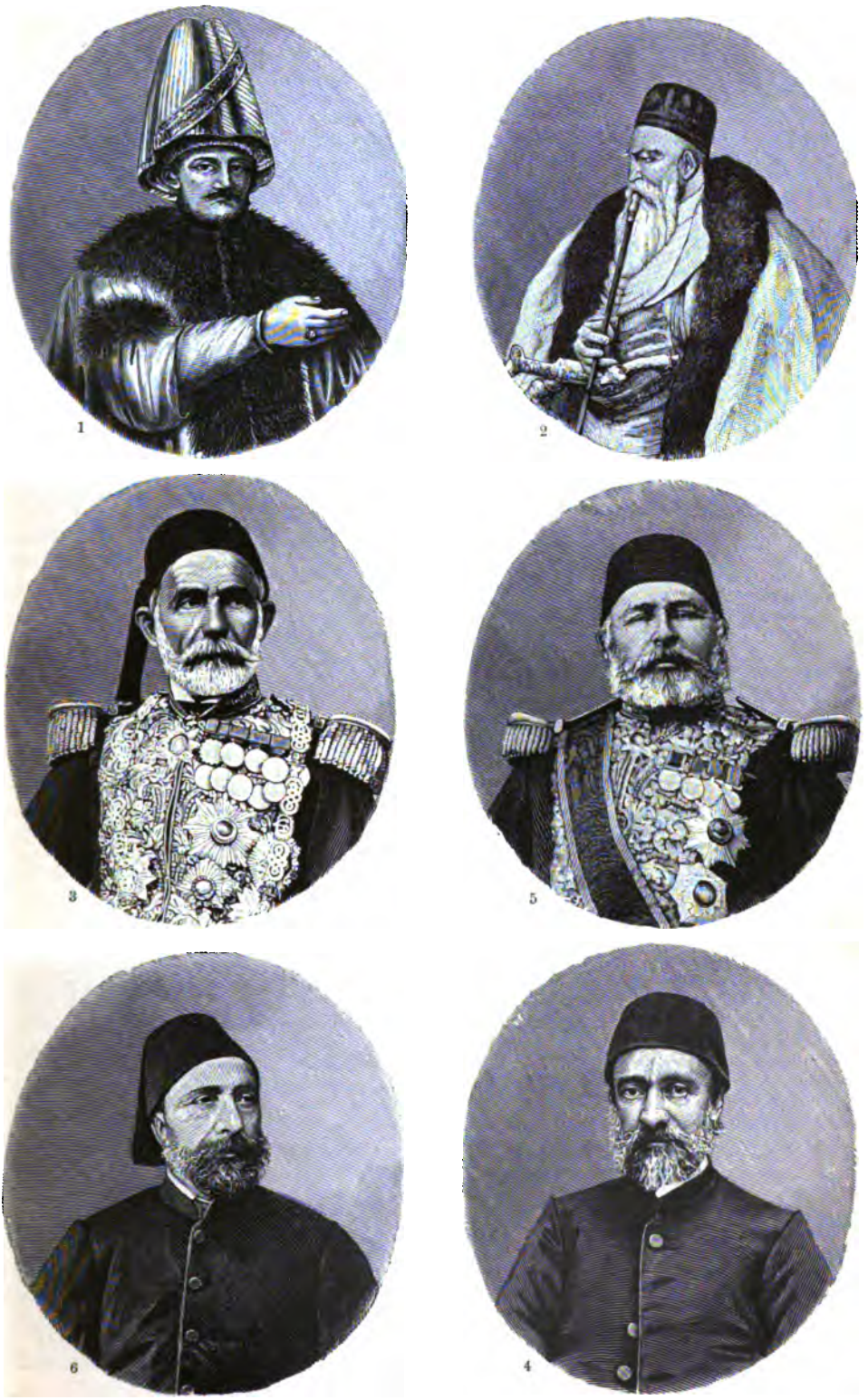
19. Jahrhundert hervorgebracht hat, mit unbedingter Vollmacht an Ort und Stelle geschickt; doch erst als ein französisches Besatzungsheer erschien, wurden auch die hochgestellten Rädelsführer zur Strafe gezogen und die Provinz „Libanon" unter einem christlichen Statthalter errichtet. Fuads Hauptverdienst war damals vor allem die Wilajetverfassung, die Einteilung des osmanischen Reichs in Sandjaks und Kasas, wodurch er schon in der Donauprovinz Hervorragendes geleistet hatte. Hätte ihm nicht die ganze Gesellschaft der Alttürken, der Imame, Mollas, Mütewelis, Hodjas, Derwische und Softas in Moscheen, Schulen, Klöstern und — Kaffeehäusern geschlossen gegenübergestanden, ihm wäre es vielleicht gelungen, den großen Augeiasstall asiatischer Trägheit auszuräumen.

d) Abd ul-Aziz (1861—76).

Als am 26. Juni 1861 Abd ul-Medjid starb, da lagen dem neuen Herrscher, seinem Bruder Abd ul-Aziz (Asis; 1861—76; s. die Tafel bei S. 147), schwere Aufgaben auf den Schultern. Waren diese im stande, die Last zu tragen? Der gutmütige Abd ul-Medjid hatte im großen und ganzen seine Großwezire für sich regieren lassen, war aber schon seit 1858, wo sich die großherrliche Schatulle als bankrott erklärt hatte, völlig in Untätigkeit und schlaffe Sinnlichkeit verfallen. Sein Bruder und Nachfolger Abd ul-Aziz versprach, trotz der Zerrüttung des Reichs im Innern, eine Herrschaft des Friedens, der Sparsamkeit und der Reform. Dem Fernerstehenden erschien er von erprobter Charakterstärke, in den rüstigsten Jahren und von Begeisterung für seinen hohen Beruf erfüllt. Aber alle diese Vorzüge wurden lahmgelegt durch eine sträflich vernachlässigte Erziehung. Der Herrscher von beinahe 40 Millionen Unterthanen war damals kaum im stande, zwei Zeilen in seiner Muttersprache zu schreiben. So kam es, daß schon seine ersten Anläufe zur Ordnung der Verwaltung und Finanzen fehlschlugen, was ihn auf das tiefste entmutigte. Obwohl er sich von zwei so ausgezeichneten Männern, wie Fuad und A(a)li Pascha (s. Fig. 4 der beigehefteten Tafel „Sechs einflußreiche Würdenträger der Türkei im 19. Jahrhundert"), bis zum Jahr 1871 leiten ließ, führten ihn doch sein Mangel an Festigkeit und Einsicht, seine oft bis zur Unzurechnungsfähigkeit gesteigerte nervöse Aufregung, seine zunehmende wahnsinnige Verschwendung nicht nur ganz in die Arme Ignatjews, „des Vaters der Lüge", sondern auch in sein eignes Verderben.

In den Handelsverträgen von 1861 und 1862 wurden Schießpulver, Salz und Tabak von der allgemeinen Freiheit ausgenommen. Die bald darauf ins Leben gerufne Salzsteuer war ein beklagenswerter Irrtum. Die Schafzucht litt furchtbar darunter: das den Schafherden entzogne Salz verursachte jedes Jahr neue Epidemien, zerrüttete den Wollhandel und die Teppichfabrikation. Ebenso litten Ölkultur und Tabakbau unter der neuen Auflage. Zollplackereien aller Art unterbanden den Verkehr im Inlande.

Dazu kamen militärische und politische Verwicklungen. Besonders gefährlich wurde der Aufstand auf Kreta (Frühjahr 1866), weil Griechenland, das erst 1863 nach der Vertreibung des bayerischen Prinzen einen neuen König, Georg I. (vorher: Prinz Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gewählt und 1864 von England die sieben Jonischen Inseln erhalten hatte, trotz seiner kläglichen Finanzen den Aufstand seiner kretischen Stammes- und Glaubensbrüder mit Geld, Waffen, Truppen und Schiffen unterstützte. Erst als Griechenland ein Ultimatum erhalten hatte, gelang es der Pforte, unter dem Druck einer Konferenz der Mächte 1869 den opfervollen Aufstand zu bewältigen. Inzwischen hatte Ismail Pascha von Ägypten das direkte Thronfolgerecht (1866) und 1867 den Titel „Chedive" bewilligt erhalten



Sechs einflussreiche Würdenträger der Türkei im 19. Jahrhundert.

Erklärung der umstehenden Bildnisse einflußreicher Türken des 19. Jahrhunderts.

Links oben: 1. **Mustafa Bairaktar** (oder Alemdar = der Träger der grünen Fahne des Propheten), geboren 1755, 1806 Pascha von Rustschuk, wollte 1808 den von den Janitscharen abgesetzten Sultan Selim III. wieder auf den Thron bringen, verhaftete den neuen Sultan Mustafa IV., den Mörder Selims, rief 28. Juli 1808 Mustafas Bruder Mahmud II. zum Sultan aus, ward dessen Großwezir, fand aber bei einem Aufstande des Pöbels, der Ulemas und der Janitscharen seinen Tod, indem er sich selbst mit seinen Verfolgern in die Luft sprengte.

(Nach einer alten Lithographie.)

Rechts oben: 2. **Ali**, Pascha von Janina, geboren 1741 zu Tepeleni in Albanien aus der zum Stamme der Tosken gehörigen Familie der Hissas, 1766 Herr von Tepeleni, 1787 Pascha von Trikkala in Thessalien, bemächtigte sich 1788 der Stadt Janina und 1789 eines großen Teils von Arta, nach der Unterwerfung der Sulioten 1803 Oberstatthalter von Rumelien, seit 1807 Herrscher über Albanien, Epirus, Thessalien und Südmakedonien, brachte zwischen 1815—20 sein Heer auf die Zahl von 100,000 Mann in zahlreichen Kastellen, im Juli 1820 durch Sultan Mahmud geächtet, kapituliert, durch Churschid Pascha in Janina eingeschlossen, am 10. Januar 1822, hinterlistig ermordet am 5. Februar 1822.

(Nach einem 1819 von L. Dupré gemalten Bildnisse.)

Mitte links: 3. **Omer** Pascha, geboren als Michael Latas 24. November 1806 zu Plasky im kroatischen Militärgrenzlande, Kadett im Oguliner Grenzregimente, desertiert 1828, geht zu Widdin in die Dienste des Wezirs Hussein Pascha, tritt zum Islam über und wird Erzieher der Kinder Husseins, 1834 als Omer Effendi Schreiber im Kriegsministerium zu Konstantinopel, Schreiblehrer des Prinzen und spätern Sultans Abd ul Medschid, Jüz Baschi (= Kapitän) im türkischen Heere, schlägt als Oberst 1839 Ibrahim Pascha bei Bekfaya in Syrien, 1842 Militärgouverneur im Libanon, nimmt 1843 in Albanien den Empörer Dschuleka gefangen und unterwirft 1846 die aufständischen Kurden, 1848 bis April 1850 Militärgouverneur in Bukarest, siegt am 4. November 1853 bei Oltenitza über die Russen, entsetzt 1854 Silistria und an der Spitze von 30,000 Türken vor Sewastopol, dann Gouverneur in Bagdad, 1859 nach Kurfput verbannt, 1861 zurückgerufen, unterdrückt 1862 den Aufstand in der Herzegowina, 1864 Muschir (= Feldmarschall) und Befehlshaber des 3. Armeekorps in Monastir, 1867 in Kreta ohne Erfolg, 1868—69 Kriegsminister, gestorben als Serdar Ekrem (= Generalissimus) am 18. April 1871.

Unten rechts: 4. Mehemed Emin **Aali** Pascha, geboren 1815 in Konstantinopel, 1835 zweiter Gesandtschaftssekretär in Wien, 1838 Gesandtschaftsrat, 1840—44 Gesandter in London, 1846—52 Minister des Auswärtigen, 1852 Großwezir, Oktober 1852 Statthalter in Brussa, März 1855 in diplomatischen Angelegenheiten zu Wien, Juli 1855 Großwezir (Hattihumajun vom 18. Februar 1856), 1. November 1856 Minister ohne Portefeuille, Januar 1858 zum dritten Male Großwezir, zum vierten Male vom August bis November 1861, dann wieder Minister des Auswärtigen, Februar 1867 zum fünften Male Großwezir, Sommer 1867 Reichsverweser; die Seele der im Bereiche des Ausführbaren liegenden Reformthätigkeit der türkischen Regierung, gestorben 6. September 1871 zu Erenkeni in Kleinasien.

Mitte rechts: 5. **Hussein Avni** Pascha, geboren 1819 in dem Dorfe Dost-Köj bei Isparta in Kleinasien, 1845 Hilfslehrer an der Kriegsschule (Harbije-Mekdeb), 1850 Major, 1853 Oberstleutnant, 1855 Generalstabschef Omer Paschas in Armenien (Kars), 1856 Direktor der Kriegsschule und Chef des Generalstabs, 1864 Muschir (= kommandierender General) des Gardekorps, unterdrückte 1869 den kretischen Aufstand, hierauf Seraskier (= Kriegsminister), 1871 nach Isparta verbannt, 1872 Generalgouverneur von Smyrna, 13. Februar 1874 Großwezir, 25. April 1875 entlassen, August 1875 wieder Kriegsminister, 2. Oktober 1875 wieder entlassen, zettelt im Mai 1876 mit Midhat Pascha und andern Gegnern Mahmud Paschas die Verschwörung gegen Abd ul Aziz an, geleitete in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1876 Murad nach Dolma-Baghtsche und ließ Abd ul Aziz töten, in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1876 als Kriegsminister in Midhats Hause durch den Offizier Hassan Bey ermordet.

Unten links: 6. **Midhat** Pascha, geboren 1825 in Bulgarien von türkischen, der islamischen Sekte der Bektasch angehörigen Eltern, 1840 Schreiber (Kiatib) in Rustschuk, durch des Großwezirs Fuad Gunst 1865 Wali des neuen Donauwilajets, 1867 Präsident des Staatsrats im Ministerium, 1869 Wali von Irak Arabi in Bagdad, nach Mahmud Nedim Paschas Sturz 1. August 1872 Großwezir, 19. Oktober 1872 entlassen, August 1875 Justizminister, stürzt 11. Mai 1876 Mahmud Nedim von neuem, entthront 30. Mai 1876 mit Hussein Avni den Sultan Abd ul Aziz, 22. Dezember 1876 Großwezir, verkündet am 23. Dezember 1876 eine konstitutionelle Verfassung nach dem Entwurfe vom 1. Juni, lehnt 18. Januar 1877 die Vorschläge der Konferenz der Großmächte ab (Krieg mit Rußland die Folge), 5. Februar 1877 von Abd ul Hamid verbannt, 1878 Generalgouverneur von Syrien, 1880 Wali von Smyrna, 1881 zum Tode verurteilt, aber nach Taif in Arabien lebenslänglich verbannt, gestorben 8. Mai 1884 in Taif.

(3—6 nach Photographien aus Pera.)

(Bd. III, S. 696). Unbekümmert um die Ränke Englands führte der „Vizekönig" die Absichten seiner Vorgänger fort, vor allem den von Lesseps geleiteten Bau des Sueskanals, vergrößerte das Heer, baute Panzerschiffe, erwählte sich in dem Armenier Nubar Pascha einen eignen Minister des Äußern, bereiste Europa und lud 1869 die Höfe der Staaten zur glanzvollen Eröffnung des Kanalwerks ein; durch einen persönlichen Besuch in Konstantinopel, große Geschenke und Erhöhung des Tributs sicherte er sich 1873 seine angemaßten Souveränetätsrechte.

Im Sommer 1867 erschien der Sultan in Begleitung Fuads in Westeuropa: das erste Beispiel in der osmanischen Geschichte, daß ein Sultan die Grenzen seines Reichs überschritt, nicht um Eroberungen zu machen, sondern die Gunst seiner Verbündeten zu vermehren. 1863 hatte er schon den Chedive in Ägypten besucht. Nun sah ihn die Weltausstellung zu Paris, der Juni 1867 in London; am 24. Juli begrüßte er das preußische Königspaar in Koblenz und kehrte über Wien am 7. August nach Konstantinopel zurück. Daß Fuad Pascha den Großherrn zu diesem Schritte bewegen konnte, war ein Meisterstück seiner Diplomatie und Vaterlandsliebe — leider ist die Reise, die Riesensummen verschlungen hatte, ohne den gehofften Nutzen geblieben. Als am 11. Februar 1869 Fuad starb und ihm sein würdiger Freund und Nebenbuhler A(a)li am 6. September 1871 im Tode folgte, da sank, gleichzeitig mit dem Sturze des zweiten Kaiserreichs, eine politische Richtung osmanischer Politik ins Grab, die vor den Wällen Sebastopols begonnen, bei Sedan geendet hat. An Stelle des Einflusses der Westmächte erschienen fortan Rußlands und Preußens Adler siegreich am Bosporos. Sterbend hatte Fuad noch am 3. Januar 1869 aus Nizza an Sultan Abd ul-Aziz geschrieben: „Der reißende Fortschritt unserer Nachbarn und die unbegreiflichen Fehler unserer Vorfahren haben uns in eine bedenkliche Lage gebracht; um den drohenden Zusammenbruch zu verhindern, müssen Eure Majestät mit der Vergangenheit brechen und Ihr Volk neuen Geschicken entgegenführen". Ein Beamtenausschuß, der 1864 die Provinzen des Reichs bereiste, hatte diese Gedanken noch schroffer zum Ausdrucke gebracht: „Die Beamten mästen sich an den Abgaben, während das Volk leidet und wie ein Neger unter der Peitsche arbeitet. Der Ertrag der Steuern aber wird zwischen den Beamten geteilt, anstatt in die Staatskasse zu fließen".

Eine Frucht der Auslandreise des Sultans war die Inangriffnahme des Baus der Eisenbahnen im türkischen Reiche. Die Eisenbahnen von Tschernawoda nach Küstendje (1857), Smyrna–Aidin (1858), Rustschuk–Warna (1861), unter englischem Druck entstanden, waren Rümpfe geblieben, die nur das Vordringen des englischen Handels bezweckten. Auf Empfehlung der österreichischen Regierung wurde der Belgier Langrand-Dumonceau (S. 183) im Jahr 1868 von der Pforte zum Konzessionär der türkischen Eisenbahnen bestimmt. Als dieser die Erwartungen schmählich enttäuschte, übernahm 1869 Baron Hirsch die Bahnbauten, führte sie auch zum Teil aus; doch begann er sie da, wo die Herstellungskosten billiger waren: am Meer, in Konstantinopel, Dedeagatsch und Saloniki, und dachte gar nicht daran, auf die berechtigten oder nur geheuchelten Forderungen Österreich-Ungarns, d. h. den Anschluß der türkischen Bahnen an die des Kaiserstaats Rücksicht zu nehmen. Dadurch wurden Österreich-Ungarn und in zweiter Linie Deutschland in ihren natürlichen Handelsinteressen nachhaltiger geschädigt, als dies durch die feindseligste Handelspolitik türkischerseits jemals hätte geschehen können; denn englische Schiffe beherrschten fortan die türkischen Häfen und mit den Stichbahnen, die Hirsch von der Küste ins Innere baute, den Handel. Ebenso fuhren ausschließlich britische Schiffe die Donau aufwärts bis Widdin, so lange nicht das Eiserne Thor endgiltig reguliert war (1896). Der Anschluß der berüchtigten „Ligne principale" an das ungarische Eisenbahnnetz

Erklärung der umstehenden Bildnisse einflußreicher Türken des 19. Jahrhunderts.

Links oben: 1. **Mustafa Bairaktar** (oder Alemdar = der Träger der grünen Fahne des Propheten), geboren 1755, 1806 Pascha von Rustschuk, wollte 1808 den von den Janitscharen abgesetzten Sultan Selim III. wieder auf den Thron bringen, verhaftete den neuen Sultan Mustafa IV., den Mörder Selims, rief 28. Juli 1808 Mustafas Bruder Mahmud II. zum Sultan aus, ward dessen Großwezir, fand aber bei einem Aufstande des Pöbels, der Ulemas und der Janitscharen seinen Tod, indem er sich selbst mit seinen Verfolgern in die Luft sprengte.

(Nach einer alten Lithographie.)

Rechts oben: 2. **Ali**, Pascha von Janina, geboren 1741 zu Tepeleni in Albanien aus der zum Stamme der Tosken gehörigen Familie der Hissas, 1766 Herr von Tepeleni, 1787 Pascha von Trikkala in Thessalien, bemächtigte sich 1788 der Stadt Janina und 1789 eines großen Teils von Arta, nach der Unterwerfung der Sulioten 1803 Oberstatthalter von Rumelien, seit 1807 Herrscher über Albanien, Epirus, Thessalien und Südmakedonien, brachte zwischen 1815—20 sein Heer auf die Zahl von 100,000 Mann in zahlreichen Kastellen, im Juli 1820 durch Sultan Mahmud geächtet, kapituliert, durch Churschid Pascha in Janina eingeschlossen, am 10. Januar 1822, hinterlistig ermordet am 5. Februar 1822.

(Nach einem 1819 von L. Dupré gemalten Bildnisse.)

Mitte links: 3. **Omer** Pascha, geboren als Michael Latas 24. November 1806 zu Plasky im kroatischen Militärgrenzlande, Kadett im Oguliner Grenzregimente, desertiert 1828, geht zu Widdin in die Dienste des Wezirs Hussein Pascha, tritt zum Islam über und wird Erzieher der Kinder Husseins, 1834 als Omer Effendi Schreiber im Kriegsministerium zu Konstantinopel, Schreiblehrer des Prinzen und spätern Sultans Abd ul Medschid, Jüz Baschi (= Kapitän) im türkischen Heere, schlägt als Oberst 1839 Ibrahim Pascha bei Bekfaya in Syrien, 1842 Militärgouverneur im Libanon, nimmt 1843 in Albanien den Empörer Dschuleka gefangen und unterwirft 1846 die aufständischen Kurden, 1848 bis April 1850 Militärgouverneur in Bukarest, siegt am 4. November 1853 bei Oltenitza über die Russen, entsetzt 1854 Silistria und an der Spitze von 30,000 Türken vor Sewastopol, dann Gouverneur in Bagdad, 1859 nach Kursput verbannt, 1861 zurückgerufen, unterdrückt 1862 den Aufstand in der Herzegowina, 1864 Muschir (= Feldmarschall) und Befehlshaber des 3. Armeekorps in Monastir, 1867 in Kreta ohne Erfolg, 1868—69 Kriegsminister, gestorben als Serdar Ekrem (= Generalissimus) am 18. April 1871.

Unten rechts: 4. **Mehemed Emin Ali** Pascha, geboren 1815 in Konstantinopel, 1835 zweiter Gesandtschaftssekretär in Wien, 1838 Gesandtschaftsrat, 1840—44 Gesandter in London, 1846—52 Minister des Auswärtigen, 1852 Großwezir, Oktober 1852 Statthalter in Brussa, März 1855 in diplomatischen Angelegenheiten zu Wien, Juli 1855 Großwezir (Hattihumajun vom 18. Februar 1856), 1. November 1856 Minister ohne Portefeuille, Januar 1858 zum dritten Male Großwezir, zum vierten Male vom August bis November 1861, dann wieder Minister des Auswärtigen, Februar 1867 zum fünften Male Großwezir, Sommer 1867 Reichsverweser; die Seele der im Bereiche des Ausführbaren liegenden Reformthätigkeit der türkischen Regierung, gestorben 6. September 1871 zu Erenkeni in Kleinasien.

Mitte rechts: 5. **Hussein Avni** Pascha, geboren 1819 in dem Dorfe Dost-Köj bei Isparta in Kleinasien, 1845 Hilfslehrer an der Kriegsschule (Harbije-Mekdeb), 1850 Major, 1853 Oberstleutnant, 1855 Generalstabschef Omer Paschas in Armenien (Kars), 1856 Direktor der Kriegsschule und Chef des Generalstabs, 1864 Muschir (= kommandierender General) des Gardekorps, unterdrückte 1869 den kretischen Aufstand, hierauf Seraskier (= Kriegsminister), 1871 nach Isparta verbannt, 1872 Generalgouverneur von Smyrna, 13. Februar 1874 Großwezir, 25. April 1875 entlassen, August 1875 wieder Kriegsminister, 2. Oktober 1875 wieder entlassen, zettelt im Mai 1876 mit Midhat Pascha und andern Gegnern Mahmud Paschas die Verschwörung gegen Abd ul Aziz an, geleitete in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1876 Murad nach Dolma-Baghtsche und ließ Abd ul Aziz töten, in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1876 als Kriegsminister in Midhats Hause durch den Offizier Hassan Bey ermordet.

Unten links: 6. **Midhat** Pascha, geboren 1825 in Bulgarien von türkischen, der islamischen Sekte der Bektasch angehörigen Eltern, 1840 Schreiber (Kiatib) in Rustschuk, durch des Großwezirs Fuad Gunst 1865 Wali des neuen Donauwilajets, 1867 Präsident des Staatsrats im Ministerium, 1869 Wali von Irak Arabi in Bagdad, nach Mahmud Nedim Paschas Sturz 1. August 1872 Großwezir, 19. Oktober 1872 entlassen, August 1875 Justizminister, stürzt 11. Mai 1876 Mahmud Nedim von neuem, entthront 30. Mai 1876 mit Hussein Avni den Sultan Abd ul Aziz, 22. Dezember 1876 Großwezir, verkündet am 23. Dezember 1876 eine konstitutionelle Verfassung nach dem Entwurfe vom 1. Juni, lehnt 18. Januar 1877 die Vorschläge der Konferenz der Großmächte ab (Krieg mit Rußland die Folge), 5. Februar 1877 von Abd ul Hamid verbannt, 1878 Generalgouverneur von Syrien, 1880 Wali von Smyrna, 1881 zum Tode verurteilt, aber nach Taif in Arabien lebenslänglich verbannt, gestorben 8. Mai 1884 in Taif.

(3—6 nach Photographien aus Pera.)

(Bd. III, S. 696). Unbekümmert um die Ränke Englands führte der „Vizekönig" die Absichten seiner Vorgänger fort, vor allem den von Lesseps geleiteten Bau des Sueskanals, vergrößerte das Heer, baute Panzerschiffe, erwählte sich in dem Armenier Nubar Pascha einen eignen Minister des Äußern, bereiste Europa und lud 1869 die Höfe der Staaten zur glanzvollen Eröffnung des Kanalwerks ein; durch einen persönlichen Besuch in Konstantinopel, große Geschenke und Erhöhung des Tributs sicherte er sich 1873 seine angemaßten Souveränetätsrechte.

Im Sommer 1867 erschien der Sultan in Begleitung Fuads in Westeuropa: das erste Beispiel in der osmanischen Geschichte, daß ein Sultan die Grenzen seines Reichs überschritt, nicht um Eroberungen zu machen, sondern die Gunst seiner Verbündeten zu vermehren. 1863 hatte er schon den Chedive in Ägypten besucht. Nun sah ihn die Weltausstellung zu Paris, der Juni 1867 in London; am 24. Juli begrüßte er das preußische Königspaar in Koblenz und kehrte über Wien am 7. August nach Konstantinopel zurück. Daß Fuad Pascha den Großherrn zu diesem Schritte bewegen konnte, war ein Meisterstück seiner Diplomatie und Vaterlandsliebe — leider ist die Reise, die Riesensummen verschlungen hatte, ohne den gehofften Nutzen geblieben. Als am 11. Februar 1869 Fuad starb und ihm sein würdiger Freund und Nebenbuhler A(a)li am 6. September 1871 im Tode folgte, da sank, gleichzeitig mit dem Sturze des zweiten Kaiserreichs, eine politische Richtung osmanischer Politik ins Grab, die vor den Wällen Sebastopols begonnen, bei Sedan geendet hat. An Stelle des Einflusses der Westmächte erschienen fortan Rußlands und Preußens Adler siegreich am Bosporos. Sterbend hatte Fuad noch am 3. Januar 1869 aus Nizza an Sultan Abd ul-Aziz geschrieben: „Der reißende Fortschritt unserer Nachbarn und die unbegreiflichen Fehler unserer Vorfahren haben uns in eine bedenkliche Lage gebracht; um den drohenden Zusammenbruch zu verhindern, müssen Eure Majestät mit der Vergangenheit brechen und Ihr Volk neuen Geschicken entgegenführen". Ein Beamtenausschuß, der 1864 die Provinzen des Reichs bereiste, hatte diese Gedanken noch schroffer zum Ausdrucke gebracht: „Die Beamten mästen sich an den Abgaben, während das Volk leidet und wie ein Neger unter der Peitsche arbeitet. Der Ertrag der Steuern aber wird zwischen den Beamten geteilt, anstatt in die Staatskasse zu fließen".

Eine Frucht der Auslandreise des Sultans war die Inangriffnahme des Baus der Eisenbahnen im türkischen Reiche. Die Eisenbahnen von Tschernawoda nach Küstendje (1857), Smyrna–Aidin (1858), Rustschuk–Warna (1861), unter englischem Druck entstanden, waren Rümpfe geblieben, die nur das Vordringen des englischen Handels bezweckten. Auf Empfehlung der österreichischen Regierung wurde der Belgier Langrand-Dumonceau (S. 183) im Jahr 1868 von der Pforte zum Konzessionär der türkischen Eisenbahnen bestimmt. Als dieser die Erwartungen schmählich enttäuschte, übernahm 1869 Baron Hirsch die Bahnbauten, führte sie auch zum Teil aus; doch begann er sie da, wo die Herstellungskosten billiger waren: am Meer, in Konstantinopel, Dedeagatsch und Saloniki, und dachte gar nicht daran, auf die berechtigten oder nur geheuchelten Forderungen Österreich-Ungarns, d. h. den Anschluß der türkischen Bahnen an die des Kaiserstaats Rücksicht zu nehmen. Dadurch wurden Österreich-Ungarn und in zweiter Linie Deutschland in ihren natürlichen Handelsinteressen nachhaltiger geschädigt, als dies durch die feindseligste Handelspolitik türkischerseits jemals hätte geschehen können; denn englische Schiffe beherrschten fortan die türkischen Häfen und mit den Stichbahnen, die Hirsch von der Küste ins Innere baute, den Handel. Ebenso fuhren ausschließlich britische Schiffe die Donau aufwärts bis Widdin, so lange nicht das Eiserne Thor endgiltig reguliert war (1896). Der Anschluß der berüchtigten „Ligne principale" an das ungarische Eisenbahnnetz

ist auch erst 1888 zu stande gekommen. Es war im Frühjahr 1870, als die „Türkenlose" unter marktschreierischen Anpreisungen der Wiener und Pariser Presse zuerst auf den Geldmarkt geworfen wurden. Unter den Fittigen Österreichs ermöglichte Baron Hirsch der Türkei eine Anleihe von nahezu 800 Millionen Franken, obwohl die Unternehmer die mißliche Lage der Türkei, ihren 1875 erfolgten finanziellen Zusammenbruch, die Aufhebung der Zinsen- und Prämienzahlung kannten und damit die erhebliche Entwertung auch des neuen Papiers voraussehen mußten. Der Gesamtverlust betrug 1882 für die Türkenlosbesitzer 306,900,000 Franken, wovon zur Hälfte das österreichische, zur andern Hälfte das deutsche und das französische Nationalvermögen betroffen worden sind.

Als das Dekret des Großwezirs Mahmud Pascha vom 6. Oktober 1875 den Staatsbankbruch verkündete, säumte England, das mindestens 2 Milliarden türkischer Staatsschuldscheine besaß, nicht mit dem Ankaufe der Sueskanalaktien (177,602 Stück im Werte von 70 Millionen Mark) und der Besetzung der Insel Sokotra am Eingange des Arabischen Golfs: das Vorspiel der Wegnahme Cyperns (1878) und Ägyptens (1882). Der Sultan, der immer mehr einer wahnsinnigen Verschwendung frönte und die Staatskasse durch Prachtbauten, die Ausrüstung des Heers und der Flotte erschöpfte, behielt bei der Wahl seiner Räte nur noch den einen Gedanken im Auge, die Thronfolgeordnung zu ändern und durch Einführung des Rechts der Erstgeburt seinen Sohn Yusuf Izz ed-dtn zum Nachfolger zu bestimmen. Mit diesem Aufgeben der alten Senioratsordnung (S. 122) fand er bei den rechtgläubigen Alttürken, den Ulemas und der mohammedanischen Geistlichkeit den heftigsten Widerstand, desto mehr Entgegenkommen aber bei dem russischen Botschafter Ignatjew, der dem Sultan mit dem Versprechen schmeichelte, daß nötigenfalls eine russische Flotte und Armee die Thronfolge schützen werde.

Rußland hatte unaufhörlich und mit wachsendem Erfolge daran gearbeitet, seine durch den Krimkrieg verlorne Stellung im Orient wieder zu gewinnen. Da Ignatjew an Griechenland nicht mehr einen ohnmächtigen Schützling, sondern einen gefährlichen Nebenbuhler fand, erweiterte er den Gedanken von dem Schutz über die christlichen Glaubensbrüder zu einer Beschützung der slawischen Unterthanen der Türkei. An den Bulgaren waren die Freiheitsbewegungen der christlichen Balkanvölker nicht spurlos vorübergegangen. Schon 1762 hatte der Proigumene Paysij im Kloster Chilandar am Athos eine slowenisch-bulgarische Geschichte zusammengestellt, die man als den Ausgangspunkt der bulgarischen geistigen Erhebung betrachten darf. Die 1806 herausgegebnen bulgarischen Predigten des Bischofs Sofronij von Vraca (Sophronios von Wratza oder Wratscha) waren das erste in neubulgarischer Sprache gedruckte Buch. Am griechischen Befreiungskampfe von 1821 wie am russischen Feldzuge von 1829 beteiligten sich Bulgaren, die in dem Kloster Tschernpitsch den Herd der Freiheit hatten. Die Fibel des Berović (1824), die Grammatik, das Wörterbuch und die übrigen Schriften Jurij J. Wenelins (Venelins; 1802—39) sind unter ihnen klassisch geworden. 1835 wurde in Gabrowo die erste bulgarische Schule, 1839 die erste nationale Buchdruckerei errichtet; schon 1872 zählte die Exarchie Philippopel 305 Primär-, 16 Haupt- und 24 Mädchenschulen mit 393 Lehrern, Lehrerinnen und 14,665 Schülern. 1844 erschien die erste bulgarische Zeitschrift, der „Ljuboslovie" Fotinows in Smyrna; 1846 begann Bogarow in Leipzig das erste politische Blatt herauszugeben. Das erstarkende nationale Bewußtsein wollte sich die Ausbeutung durch die griechisch-fanariotische Geistlichkeit nicht mehr gefallen lassen. Es kam zu den hitzigsten (in der „makedonischen Frage" noch heute fortlebenden) Kämpfen, die damals entweder in der Vertreibung der griechischen Popen und Bischöfe oder in blutiger Unterdrückung durch die

türkischen Baschibozuks gipfelten. Vergebens hatte 1854 Frankreich und der Papst versucht, die bulgarische Bewegung der Union mit Rom dienstbar zu machen. Da schlug im März 1870 die Stunde der kirchlichen Befreiung für die Bulgaren (Loslösung vom griechischen Patriarchat, Errichtung eines eignen bulgarischen Exarchats in Stambul) — die Befreier waren, unter dem Fluche des griechischen Patriarchen, der Großwezir Aali und Ignatjew.

Unterstützt von Bismarck, hatte Rußland während des deutsch-französischen Kriegs auf einer Konferenz zu London die Aufhebung des 1856 durch den Pariser Frieden (§§ 11 und 13) auferlegten Verbots, auf dem Schwarzen Meere Kriegsschiffe zu halten, durchzusetzen (vgl. oben, S. 182). Der Pforte, die eben eine bedeutende Truppenmacht nach Yemen in Arabien hatte schicken müssen und auch aus Syrien, von der persischen Grenze, aus Serbien und Bulgarien beunruhigende Nachrichten erhielt, blieb nichts übrig, als gleich den übrigen Mächten am 13. März 1871 in das Verlangen Rußlands zu willigen und gleichzeitig über die Donauregulierung bestimmte Punkte festzusetzen. 1873 gestaltete Rußland nach dem Muster der deutschen Heeresverfassung die Armee durch Kriegsminister Miljutin um, führte die allgemeine Wehrpflicht ein und vermehrte die Truppenkörper wie die Zahl der Soldaten für den Kriegsfall beträchtlich. Daraufhin wurde von der panslawistischen Partei die orientalische Frage wieder in Gang gebracht. Dank ihrer Agitation brach 1875 in der Herzegowina ein Aufstand aus, den die Pforte nicht sofort bewältigte. Als auch eine Konsularkommission der Mächte und österreichische Vermittlung nichts erreichten, ging die Pforte entschlossen vor und hätte sowohl in Montenegro wie in der Herzegowina und in Serbien mit überlegner Macht die Ruhe wiederhergestellt, wenn nicht Ignatjew gegen eine Bedrohung Montenegros aufgetreten wäre. Zum Unglück für die Pforte kam noch die Ermordung des deutschen und französischen Konsuls bei einem Aufruhr am 6. Mai 1876 in Saloniki hinzu, die ihr schwere Opfer kosteten. Kaum hatte ein Memorandum Gortschakows einen zweimonatigen Waffenstillstand für die Aufständischen erwirkt, da waren auch die Bulgaren in Drenova, Panagiurischte, Koprivschzitza, Gabrovo und in der Srednagora aufgestanden und wurden durch die fanatische Bevölkerung unter entsetzlichen Greueln, den berüchtigten „bulgarian atrocities" Gladstones und der englischen Presse, niedergeworfen.

e) Murad V.; die Jungtürken (1876).

Am 10. Mai 1876 bewaffneten sich die Softas, die theologischen Studenten, in der Hauptstadt und verlangten gebieterisch vom Sultan, dem man blinde Ergebenheit gegen Rußland zutraute, die Entlassung des Großwezirs Mahmud Nedim Pascha, die Entfernung Ignatjews und Krieg gegen Montenegro. Vergebens suchte Abd ul-Aziz den Sturm zu beschwören durch die Berufung Mehemed Rüschdis — das Maß war voll. Am 29. Mai schon erklärten der neue Großwezir, der Kriegsminister Hussein Avni und Midhat Pascha den Sultan für abgesetzt und erhoben Murad V., den ältesten Sohn Abd ul-Medjids, auf den Thron. Abd ul-Aziz wurde in seinen märchenhaft prunkvollen Palast Tschiragan gebracht und dort (nach dem Ergebnisse der Untersuchung vom Jahr 1882) ermordet; einige Tage darauf fiel auch Hussein Pascha im Hause Midhats mit mehreren Ministern unter den Dolchen der Rächer. Noch vor der Reise des Sultans Abd ul-Aziz nach Europa, im Frühling 1867, war eine Verschwörung entdeckt worden, die hauptsächlich gegen den damaligen Großwezir A(a)li Pascha gerichtet war. Ihre Häupter nannten sich Jungtürken, la Jeune Turquie, im Gegensatze zu dem, was wir unter „Jung-Deutschland" oder la Giovine Italia verstehen. Die Absichten dieser

Verschwörung waren: die Herstellung alttürkischer Zustände, die Wiederaufrichtung des Türkenreichs, gänzliche Unterdrückung der Nichtmohammedaner; als nächstes Mittel predigten sie die Bewaffnung des islamischen Volks, die Ermordung des freisinnigen Aali und als Endziel den Krieg gegen Westeuropa. Als dann das Jahr 1876 die Demonstration der Softas, den Sturz Mahmud Nedim Paschas, die Absetzung des Sultans und das klägliche Scheitern der Diplomatie der Großmächte brachte, erhob auch der Chauvinismus wieder sein Haupt. Schon im Oktober 1875 hatte die türkische Staatszeitung „Bassiret" einen zur Empörung aufreizenden Aufruf zu einem Kreuzzuge des Islams gegen die Ungläubigen erlassen. Namentlich waren Algier, Ostindien, Java, Sumatra, Krim und Kaukasus gemeint. 1876 drohte der „Sabah" (Morgen) mit einem Massenaufgebote von 300 Millionen Mohammedanern, die zunächst England und Rußland, dann Frankreich und Österreich erobern und in Wüsteneien verwandeln sollten, während Deutschland geschont werde, wenn es sich neutral verhalte.

Die Hauptpersonen, die bei der Absetzung des Sultans Abd ul-Aziz und der Erhebung des Sultans Murad V. beteiligt waren, sind Midhat, Hussein Avni Müterdjim (s. Fig. 5 und 6 der Tafel bei S. 184), Mehemed Rüschdi und Zia Bey, von denen der erste und der letzte Jungtürken, die andern beiden Alttürken waren, wenn überhaupt diese Unterscheidung zutreffend ist. Außerdem setzten vornehmlich die Mitglieder der Jungen Türkei auf den Prinzen Murad (Effendi) ihre Hoffnung, indem sie von ihm die Erteilung eines Staatsgrundgesetzes erwarteten. Dieser verkündete auch wirklich als Sultan am 15. Juli 1876 seine Absicht, eine Verfassung zu erteilen; aber schon damals war sein Geist umnachtet, und das Geschick wollte es anders. Midhat Pascha war die Seele der konstitutionellen Bewegung. Im Winter 1876 entwarf er eine Denkschrift, die er den Mächten zustellen ließ. Die Ursachen des Verfalls des türkischen Reichs fand er nicht in dem Widerstreite der Religionen und Rassen, sondern in der ungerechten Verwaltung und den ausschweifenden Launen des Sultans Abd ul-Aziz.

Midhat Pascha bediente sich vorzugsweise zweier hervorragenden Schriftsteller, Kemal und Zia Bey. Diese waren zugleich die Führer der „Jungtürken" (vgl. die Erklärung zu der beigehefteten Tafel). Doch ihre Ziele waren nicht nur politisch, sondern sogar vorwiegend litterarisch. Und auf diesem Gebiete liegt ihr bleibendes Verdienst. Dadurch, daß sie sich von dem Formenvirtuosentume der klassischen Poesie, von dem Kurialstile der Prosa entschieden abwandten, fanden sie ihre Muster entweder in dem unerschöpflichen Born osmanischer Volksdichtung und Sprache oder für die „Moderne" in der französischen Litteratur. Das Verständnis der türkischen Volkslitteratur, das sich vorher meist mit einem Hinweis auf die Schwänke des Hodja Nasr ed-din begnügte, hat erst in neuester Zeit seinen Aufschwung durch Kenner wie Wilh. Radloff, Herm. Vambéry, J. Kunos und G. Jacob erhalten. Der Reichtum von Poesie und sittlicher Kraft, vor allem aber reiner, unverfälschter osmanischer Sprache, der in den Märchen, Schwänken, Gaunergeschichten, Erzählungen, Volksbüchern, Ritter- und Sängerromanen, Volksliedern, Schattenspielen, Rätseln und Sprichwörtern des Türkenvolks lag, wartete nur auf die Schatzgräber, die ihn heben sollten. Insofern bedeuten die Bestrebungen der Jungtürken eher eine Gesundung osmanischer Kultur, wenn sie auch ihr jugendliches Streben nach Reformation oder Revolution weit über die Grenzen des Erlaubten und Möglichen hinausführte.

Aali Soavi (Ali Suavi) Effendi war ein Mittelding zwischen einem Peter von Amiens und Mazzini; aber er stand ganz auf dem Grunde des Korans. Zia Bey (Pascha; s. die beigeheftete Tafel) hatte schon im Jahre 1859 unter dem Titel Andalus Tarichi eine Geschichte

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

Oben rechts: Ibrahim **Schinassi Effendi**, geboren 1826 (1242 der Hidschra) zu Konstantinopel, Journalist und Dichter, ging nach Paris, suchte, von dort zurückgekehrt, an die Stelle des bisher ausnahmslos geübten bombastischen, dem großen Publikum unverständlichen Stils die einfache, ungeschminkte türkische Sprache zu setzen, schuf 1859 (1276 der Hidschra) die Zeitung Terdschüman-i-ahwal („Der Staat"), siedelte 1864 (1281 d. H.) zum zweiten Male nach Paris über und wurde der Begründer der neuern türkischen Litteratur, gestorben am 13. September 1871 (am 5. Redscheb 1288 d. H.).

Oben links: **Kemâl Bey**, geboren 21. Dezember 1840 (26. Schewwal 1256) zu Gallipoli oder im Gebirge Tekfur (Rodosto), studierte in Sofia, seit 1857/58 (1274 d. H.) der Schüler von Schinassi Effendi, der bedeutendste türkische Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, gestorben am 2. Dezember 1888 (28. Rebü'l awwel 1306) auf Chios.

Unten rechts: Prinz **Fazil Mustafa Pascha** aus Ägypten, der Bruder des 1895 verstorbnen Khedive Ismail Pascha und Begründer der jungtürkischen Reformpartei, kam 1846 (1262 d. H.) nach Konstantinopel, 1851 (1267) Ula erster Klasse, 1857/58 (1274) Wezir, 1861 (1278) Minister ohne Portefeuille, 1862 (1279) Unterrichtsminister, 13. November 1862 (21. Redscheb 1279) als Finanzminister kalt gestellt, 1865 (1282) Präsident des Finanzrats zur Verwaltung des Schatzes, 1869 (1286) zum zweiten Male Minister ohne Portefeuille, 1875 (1292) im Auslande gestorben. — Die Tochter Fazil Mustafa Paschas, die in Kairo wohnende Prinzessin Nazli Hanum, unterhält ebenfalls enge Beziehungen zur jungtürkischen Partei.

Unten links: Abd ul Hamid **Zia Pascha**, Dichter und Publizist, geboren zu Konstantinopel 1825 (1241 d. H.), 1855 (1271 d. H.) Sekretär im kaiserlichen Palast, übersetzte spanische und namentlich französische Werke (Rousseaus „Émile"), unter Abd ul Aziz Gouverneur von Cypern, durch Abd ul Hamid nach Syrien, Konia und endlich nach Adana geschickt, wo er 1881 (1298 d. H.) gestorben ist.

Die spätern, mit Ausnahme der unter Nr. 4—6 Genannten, noch lebenden Hauptvertreter der jungtürkischen Bewegung, die sich die Wiedereinführung der von (dem ihr selbst nicht angehörigen) Midhat Pascha, dem Schöpfer der ottomanischen Verfassung von 1876, geplanten Umwandlung der Türkei in einen konstitutionellen Staat zum Ziele gesetzt hat, sind: 1) Ahmed Riza Bey, der Herausgeber der in Paris erscheinenden revolutionären Zeitung „Meschweret" (Beratung); 2) Murad Bey, der Präsident des „Comité Ottoman d'Union et de Progrès" (des Ottomanischen Komitees Einigkeit und Fortschritt), der eine Zeitlang in Kairo die Journale „Zemân" (Zeit) und „Mizân" (Wage) herausgegeben hat und jetzt mit Ahmed Riza Bey die zweimal monatlich zu Genf in türkischer Sprache erscheinende Zeitung „Osmanli", das Organ des Comité Ottoman, leitet; 3) Halil Ganem, ein syrischer Christ aus Beirut, der in Paris lebende Mitarbeiter des „Journal des Débats" und einstige Abgeordnete für Syrien im türkischen Parlament, jetzt Präsident des Comité Turco-Syrien, das in Paris die Zeitung „La jeune Turquie" (Die junge Türkei) herausgibt; 4—6) Zia Bey, Ali Suavi Effendi und Aghiah Effendi, die in den Jahren 1867/68 zu London die türkische Zeitung „Muchbir" (Bote) herausgegeben haben; 7) Wassif Effendi, der jetzt in Paris lebende ehemalige Sekretär Midhat Paschas; 8) Mahmud Djelaleddin Pascha, der 1899 nach Paris geflüchtete Gemahl Senihas, der Schwester des gegenwärtigen Sultans Abd ul Hamid; 9) Tewfik Ebusia, der Freund und Verleger Kemâl Beys, gegenwärtig zu Konia in Verbannung, ein geistreicher Dichter und Schriftsteller.

Einer der beliebtesten und angenehmsten Dichter der Gegenwart ist der Stambuliner Schemsi Bey, der namentlich durch seine Kriegslieder Aufsehen erregt hat. Ferner sind noch zu nennen: Ahmed Midhat, der sich in Romanen und Novellen besonders gegen die mohammedanische Eheschließung wendet, Muallim Nadschi, Sami Bey, Sezâji, Mahmud Kemâl, Mustafa Reschid, Hussâm ed din und Mehmed Rifat; sie alle haben der Bildung Westeuropas bei ihren Landsleuten Eingang verschafft und thun es noch.

Die Begründer der jungtürkischen Bewegung.
(Nach zeitgenössischen Photographien.)

der arabischen Herrschaft auf der iberischen Halbinsel erscheinen lassen, die, gestützt auf das seichte Buch Louis Viardots, eine Verherrlichung der moslimischen Kulturwelt und eine feindselige Gesinnung gegen Europa und das Christentum zur Schau trug. Kemâl Bey, ein treuer Schüler seines großen Lehrers und Vorbilds Schinassi Effendi (s. Fig. 1 und 2 der beigehefteten Tafel „Die Begründer der jungtürkischen Bewegung"), des Schöpfers der neuen osmanischen Litteratur und Sprache, wurde der bedeutendste aller türkischen Dichter der neuern Zeit. Unter dem Titel „Ibret" (Muster) gab er eine Zeitschrift heraus, in der er selbst die Pariser Kommune verteidigte. Sein bedeutendstes Drama war „Silistria" oder „Vatan", das Vaterland. Ist auch der Stoff von der heldenmütigen Verteidigung der Donaufestung im Jahr 1854 unhistorisch, so schafften ihm der zum erstenmal kräftig angeschlagne Ton der Liebe zum „Vaterland", ein Begriff, den der Islam sonst nicht kennt, und der volkstümliche Stil einen durchschlagenden Erfolg, der dem Verfasser nach der Aufführung des Stücks 1873 in Konstantinopel die Verbannung eintrug. Im Vereine mit Mehemed Bey, dem Neffen des Großwezirs Mahmud Redim Pascha, gründete er die türkische Zeitschrift „Muchbir", d. h. den Berichterstatter. Das Blatt wurde unterdrückt, der Prozeß gegen die Jeune Turquie eingeleitet; die Verschwornen brachten sich nach Paris in Sicherheit. Dort trafen sie Fazil Mustafa (Mustafa Fasyl) Pascha (s. die beigeheftete Tafel), den Bruder des Chediwen Ismail, der ihn wegen seines Einspruchs gegen die ägyptische Erbfolge verbannt hatte. Von Paris und London aus wurde der „Muchbir" fortgesetzt und in Tausenden von Abzügen nach der Türkei eingeschmuggelt; einzelne Nummern erschienen auch französisch. Aber für das europäische Publikum setzten sie die Maske der Duldung auf und verbargen ihre fanatisch-moslemischen Grundsätze hinter der Miene des Freisinns. Unter Mahmud Pascha amnestiert und zurückberufen, belehrten vor allem Zia und Riza Bey, ehemals Gesandter in Teheran und Sankt Petersburg, den Großwezir über die verwickelte bulgarische und katholisch-armenische Frage.

Seit dieser Zeit gab es auch ein türkisches Theater in Stambul mit einem Repertoire von 40—50 Stücken, teils Originalen, teils Übersetzungen Molières von Ahmed Vefik, Schillers von Ahmed Midhat Effendi, dem Redakteur der türkischen Staatszeitung; Vefik ließ auch einige Landkarten mit türkischer Schrift zum Gebrauche der Schulen anfertigen und beteiligte sich an der Anlage eines großen Wörterbuchs. Münif Effendi übersetzte einen Teil von Voltaires „Entretiens et dialogues philosophiques" und beantragte nach dem Vorgange Fuads eine Regelung und Erweiterung der krummen und engen Straßen Stambuls. Öffentliche Bibliotheken wurden eingerichtet; Abd ul-Aziz legte einen Tierpark an, in der Medizinalschule von Galata Serai ward ein Naturalienkabinett zugänglich gemacht. Als verunglückt muß die Gründung der „Universität" von Konstantinopel bezeichnet werden. Seltsamerweise haben sich einige Jahrzehnte später auch in der Frauenemanzipation, die 1895 in der Zeitschrift Tahir Effendis, „Chanimlara machsus gazeta", ihren Ausdruck fand, Mitarbeiterinnen wie Fatima Alija, Nigiar Chamin, Hamijeti Zehra, Fahr-en-Nisa, Makbule Lemian, Emine Wahide und Renesie trotz ihrer gründlichen Kenntnis orientalischer wie europäischer Sprachen und Sitten entschieden im Sinne der Jungtürken für die Stärkung und Beibehaltung des islamischen Wesens und Abwendung von der europäischen Kultur für die Jugenderziehung ausgesprochen. Dennoch verspricht sich Vambéry gerade von dieser Frauenbewegung eine Annäherung an die Sitten des Abendlands und den Anfang einer gedeihlichen Reform der Gesellschaft und des Staats.

Im ganzen ein klares Bild von den Gedanken und Zielen der heutigen Jungtürken zu gewinnen, ist schwer. Der erste offizielle Führer der Jungtürken war der tscherkessische General

Hussein Pascha. Ihm schlossen sich zahlreiche Männer an, die sich Fedayidji, Verschwörer oder auch Märtyrer, nannten. Schon damals (1860) erstrebte dieser freie Bund der Osmanen: eine Reform der Türkei durch die Türken, ohne Unterschied des Glaubens, nicht durch Europa, die Beseitigung des Despotentums, ein verantwortliches Ministerium aus ehrlichen Staatsmännern und eine Kammer aus Mitgliedern aller Rassen und Religionen des osmanischen Reichs (Bernhard Stern). Chair ed-din Pascha, Chalil Scherif Pascha verfolgten unter Abd ul-Aziz dasselbe Ziel; ihnen zur Seite standen die bereits genannten Zia Bey und Kemal Bey mit Schrift und Wort, Aali und Fuad in der Regierung. Sie entwarfen große Pläne und setzten mehrere davon wirklich bei dem tyrannischen Sultan durch, der sogar einen armenischen Christen, Agathon Effendi, ins Ministerium berief. Midhats Programm entwickelte 1876 im allgemeinen abendländische Grundsätze: Herrschaft der Gesetze, Gleichheit für alle, Stärkung der Macht des Diwans gegenüber dem Serai, Freiheit der Presse, Unabhängigkeit der Justiz, Reorganisation der Staatsverwaltung unter Beobachtung der islamischen Gesetze, aber nach den Erfahrungen des Abendlands, Ordnung im Palast, Änderung der orientalischen Thronfolge, europäische Erziehung der Prinzen, Verheiratung der Prinzen mit europäischen Prinzessinnen und dadurch Aufhebung der Sklaverei, Vielweiberei, der Nebenfrauen- und Eunuchenwirtschaft. Mit Fazil und Server Pascha verteidigte Midhat seine Schöpfungen: die Verfassung, das Parlament und den Senat in seinem „Iftihad". Er verlangte eine vollständige Trennung von Kalifat und Sultanat, eine Beseitigung des theokratischen Regiments; damit kränkte er die starke kirchliche Partei der Ulemas auf das tiefste. Er mußte darüber unter dem nächsten Sultan stürzen, und die Erben seiner Gedanken, die Reformtürken oder Liberalen, wie sie sich lieber nennen, ein Ahmed Riza, der Herausgeber des „Meschweret", das politische Chamäleon Murad Bey, Redakteur des „Misan", Theodor Kassope, der glänzende Journalist des „Haial", Ismail Kemal Bey, Wassilaki Bey, Mehemed Ubeidullah, Said Bey, Zia Bey und Ferdi Bey, selbst des Sultans Schwager Mahmud Damad (gest. 18. Januar 1903 in Brüssel) kämpften bis in die letzte Zeit (noch im Mai 1904 beschäftigte ein Gerücht von der Verhaftung hochgestellter Jungtürken die öffentliche Aufmerksamkeit) vergebens für die Befreiung des Sultans Abd ul-Hamid II. und ihres Volks aus den Händen der Hofkamarilla.

6. Abd ul-Hamid II. (seit 1876).

Wehmütig gedenkt das türkische Volkslied der Entthronung des „geliebten Herrschers Abd ul-Aziz". Aber noch schwebte das Schicksal mit schwarzen Schwingen über dem Thron Osmans; denn am 31. August 1876 wurde Murad V., die Hoffnung der Jungtürken, als wahnsinnig abgesetzt und eingesperrt (gest. 29. August 1904).

Ihm folgte sein Bruder Abd ul-Hamid II. (geboren 21. September 1842) als der 34. Suverän aus dem Hause Osman und der 28. seit der Eroberung von Konstantinopel. Die Reform der Schule, der Verfassung, des Heeres, die Beförderung des Handels und wirtschaftlichen Lebens durch eine großartige Erweiterung des Eisenbahnnetzes waren die Ziele, die sich der hochbegabte Monarch mit kräftigem Willem selbst vor Augen stellte, um „das Volk der Gentlemen", wie Bismarck die Osmanen hieß, auf die Höhe der Zivilisation zu bringen. Vergebens hatte der Serdar Abd ul-Kerim die Serben bei Alexinatz (1. September 1876) ins Thal der Morawa zurückgeworfen (am 1. November streiften seine Baschibozuks über Djunis und Stolatz hinaus schon bis gegen Belgrad) — da erzwang das Telegramm des Zaren Alexander II.

aus Livadia am 31. Oktober gebieterisch die Einstellung der Feindseligkeiten. Vergebens entschloß sich der diplomatisch friedliche Sultan zur äußersten Nachgiebigkeit in dem Friedensschlusse vom 28. Februar 1877.

Dem Verlangen der Mächte nach einer Selbstverwaltung Bulgariens setzte Midhat Pascha, seit 22. Dezember 1876 Großwezir, als Schachzug eine Verfassung gegenüber, die der Sultan am 23. Dezember seinem Reich aufzwang. Diese Volksvertretung von 200 Moslims und 60 Christen lehnte die Vorschläge der Mächtekonferenz ab. Da bereiste Ignatjew die Höfe Europas und erzielte das „Londoner Protokoll", das der hohen Pforte noch einmal die Errichtung der zwei autonomen Provinzen Bulgarien und Ostrumelien mit christlichen Gouverneuren anempfahl. Allein Midhat war am 5. Februar 1877 durch eine Palastrevolution gestürzt worden, und Edhem Pascha, sein Nachfolger, bewog den Sultan zur schroffsten Ablehnung der russischen Vorschläge am 9. April. Schon am 23. April erklärte Zar Alexander II. in Kischinew seinen Truppen, der **Krieg** sei erklärt. In der Nacht zum 24. überschritten die Kosaken den Pruth, und das ganze Heer rückte in Rumänien ein, diesmal nicht wie früher zur „Befreiung der Christen", sondern der „slawischen Brüder". **Rumänien** hatte am 16. April mit Rußland einen Durchzugsvertrag abgeschlossen, den die Pforte auch für jenen Staat als Kriegsfall betrachtete. Darauf rief die Kammer in Bukarest die **Unabhängigkeit** aus. Die Türken standen mit 180,000 Mann längs der Donau; in Asien standen ihrer 80,000. Rußland war der wohlwollenden Neutralität Deutschlands gewiß und hatte mit Österreich im Januar 1877 die Verabredung von Reichstadt abgeschlossen, die Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina für den Fall der Nichteinmischung zusicherte. Am 3. Mai erklärten die Türken die Küsten des Schwarzen Meers in Blockadezustand. Am 6. Mai nahm der Sultan den Titel „Verteidiger des Glaubens" an und verkündigte den heiligen Krieg.

Gleich zu Anfang wurde das türkische Panzerschiff „Seifi" unterhalb Matschin auf der Donau durch russische Torpedoboote angegriffen und zum Sinken gebracht; am 11. Mai sprengte von Braila aus eine russische Batterie den türkischen Monitor „Lutfi Djalil" durch Granatschüsse mit seiner Besatzung in die Luft. Die russisch-kaukasische Armee erstürmte am 17. Mai unter Großfürst Michael Ardachan und schloß Kars ein. Doch durch den Sieg Mukhtar Paschas über Loris Melikow mußten die Russen Mitte Juli auf ihr Gebiet zurückweichen; die türkische Flotte beschoß, unterstützt durch einen Aufstand der Tscherkessen im Kaukasus, die russischen Forts an der abchasischen Küste und nahm Suchum Kaleh, das freilich im August wieder geräumt wurde. Denn die Russen hatten Kars wiedergewonnen und waren siegreich bis Erzerum vorgerückt. Mukhtar Pascha übernahm die Verteidigung Konstantinopels. Zwar hatten die Russen erst am 27. Juni wegen der Überschwemmungen die Donau bei Sistova und Zimnitza überschritten; aber bereits am 7. Juli erreichten sie Trnowo, und General Joseph Wl. Gurko überschritt am 13. Juli (Schipkapaß) den Balkan. General Schilder-Schuldner wurde bei **Plewna** von Osman Nuri Pascha zurückgeschlagen und die Rückzugslinie der Russen bedroht. Wären die türkischen Befehlshaber einig gewesen und hätten sie die Russen entschlossen angegriffen, so hätten sich diese kaum auf das linke Donauufer retten können. Indessen zogen die Russen ihre Verstärkungen und das jetzt hochwillkommne rumänische Heer heran, um den „Löwen von Plewna" zu fangen, den noch heute das türkische Volkslied feiert (gestorben 5. April 1900). Am 11. September, dem Namenstage des russischen Kaisers, begann nach ungeheuern Vorbereitungen der große Sturmangriff auf die Schanzen Osmans, die größte Niederlage der Russen während des ganzen Feldzugs: 16,000 Tote und Verwundete deckten auf seiten der Angreifer

die Walstatt um den Preis der einzigen Schanze von Grivitza. Endlich am 10. Dezember mußte sich der verwundete Osman, dem Munition und Proviant ausgegangen waren, mit 40,000 Mann, 2000 Offizieren und 77 Kanonen der dreifachen Übermacht ergeben.

Der Fall von Plewna ermutigte auch die Serben bei Nisch 11. Januar 1878 und die Montenegriner zu Eroberungen an der Küste der Adria 19. Januar 1878; die Griechen überschritten am 2. Februar die thessalische Grenze. In Bulgarien hatte Gurko Ende Dezember 1877 unter unsäglichen Strapazen den Etropol-Balkan bezwungen und sich in Philippopel mit der Lomarmee vereinigt. Am 29. Januar 1878 erreichten die Russen, denen die Gefangennahme des Schipkaheers, die Vernichtung des Korps Suleimans und die Besetzung Adrianopels gelungen war, das Marmarameer bei Rodosto. Schon war am 31. Januar der Waffenstillstand geschlossen, da fuhr die englische Flotte in das Marmarameer ein. Nun rückten die Russen bis dicht vor Konstantinopel und diktierten am 3. März den **Frieden von Santo Stefano**, der nicht nur die völlige Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens, Montenegros, ein selbständiges Bulgarien, die Abtretung Armeniens an Rußland und der Dobrudscha an Rumänien verlangte, sondern auch durch die Errichtung von Rumelien und Makedonien die europäische Türkei in zwei Teile zerschnitten hätte. Daraufhin drohte England mit Krieg, zog indische Truppen nach Malta und verlangte zusammen mit Österreich einen Kongreß. Abd ul-Hamid hatte am 14. Februar die Kammern aufgelöst und niemals wieder berufen, am 20. Mai eine von Aali Soavi zu gunsten Murads angezettelte Verschwörung blutig unterdrückt und am 25. Mai Mehemed Rüschdi Pascha zum Großwezir ernannt. Dieser schloß am 4. Juni mit **England** einen geheimen Vertrag, das den Schutz der asiatischen Türkei übernahm und dafür **Cypern** besetzte. Aber schon am 4. Juni wurde er durch Safvet Pascha ersetzt.

Die Forderungen des Friedens von Santo Stefano wurden im **Berliner Kongreß** (13. Juni bis 13. Juli 1878) bedeutend eingeschränkt; vor allem wurde Ostrumelien unter türkischer Oberhoheit belassen (s. die Geschichtskarte bei S. 163). Aber Österreich wurde mit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina und der Aufstellung eines Beobachtungskorps im Sandjak Novibazar unter der Oberhoheit des Sultans betraut. Rumänien erhielt schlechten Dank für die kostbaren Dienste, die es Rußland geleistet hatte, da ihm für das an Rußland abgetretne Bessarabien die unfruchtbare Dobrudscha zugewiesen wurde. Griechenland erlangte das Recht einer Grenzverbesserung im Norden; doch erst 1880 kam es in den Besitz von Thessalien und des epirotischen Bezirks von Arta. Die Kriegsentschädigung der Pforte an Rußland betrug 802 Millionen Franken. 1882 erhielt auch Bosnien, das erst von den österreichischen Truppen unter Jos. Philippovich Freiherrn von Philippsberg Schritt für Schritt erobert werden mußte, eine Zivilverwaltung, bei der das fruchtbare Land zusehends gedeiht. Der Berliner Vertrag war von den Vertretern aller Mächte unterzeichnet worden, aber keiner verhehlte sich, daß er nur den Keim barg zu neuen Verwickelungen. Fürst Bismarck hat es in seinen „Gedanken und Erinnerungen" als eine „unehrliche Fiktion" bezeichnet, wenn die panslawistische Partei in Rußland die Schuld an dem ungünstigen Ergebnisse des Berliner Kongresses der „Untreue des deutschen Freunds" aufgebürdet hat. Rußland fühlte sich vielmehr militärisch nicht stark genug, um es auf einen Krieg mit Österreich und England ankommen zu lassen, nachdem die rechtzeitige Besetzung Konstantinopels einmal versäumt war. Für die Mißgriffe der russischen Politik teilt Fürst Gortschakow ohne Zweifel mit jüngern Gesinnungsgenossen die Verantwortlichkeit; aber frei davon ist er nicht.

Als daher der große deutsche Kanzler am 7. Oktober 1879 das Bündnis mit Österreich und bald darauf (1883) den Dreibund schloß, da erkannte auch der scharfsinnige Sultan, daß

ihm nur in der Anlehnung an diesen mächtigsten Friedenshort Europas das Heil seiner Staaten erblühe. Zwar hatte er 1879 bei der Absetzung Ismails die alte Oberhoheit der Pforte nicht herstellen können: das Nilland fiel 1882 in die Hände von Großbritannien (Bd. III, S. 697), das sogar den Sudân zurückeroberte; zwar errichtete Frankreich 12. Mai 1881 und 8. Juni 1883 sein Protektorat über Tunis (Bd. IV, S. 251). Aber er hielt loyal an den Bestimmungen des Berliner Kongresses fest und suchte durch eine Reihe von Einrichtungen die Wohlfahrt seines Reichs zu heben. So zwang er 1880 die Albanische Liga mit Gewalt zur Unterwerfung und zur Abtretung Dulcignos an Montenegro. Die bisher straflos gebliebnen Staatsmänner Midhat, Mahmud Damad und Nuri Pascha wurden am 29. Juni 1881 zum Tode verurteilt und nach Arabien verbannt. Mit Hilfe deutscher Beamter erzielte der Sultan 1881 eine Einigung mit den Gläubigern und eine für das Reich wohlthätige Finanzreform. Um die Einnahmen zu vermehren, wurde 1883 die Tabaksregie eingeführt. Die größte Kraft aber verlieh er dem Staate durch die Berufung deutscher Offiziere zur Durchführung einer Verbesserung des Heerwesens (1880) und der Ausarbeitung eines Militärgesetzes, das 1887 in Kraft trat. Seit 1887 werden alle diensttauglichen Mannschaften mit ihrer Volljährigkeit sogleich einer Klasse der Waffenmacht zugeteilt, unter Kontrolle genommen und zur Ausbildung in die Linientruppen eingestellt. In der Offiziersschule, die Colmar Freiherr von der Goltz 1883—95 in Konstantinopel leitete, stieg die Zahl der Zöglinge von 4000 auf 14,000. 1880 wurde in den Gärten des Serais (Tschinili Kiosk) das alte, 1891 das neue Antikenmuseum erbaut, 1889 nebenan von Hamdi Bey die Kunstschule (école des beaux arts) begründet, wo entgegen dem Koran, der die Darstellung des menschlichen Antlitzes verbietet, dauernd mehr als 130 junge Türken in der Malerei, Bildhauerei und architektonischem Zeichnen unterrichtet werden.

Noch größere Weisheit bewies der Sultan durch die Zurückhaltung gegenüber den Wirren der Balkanstaaten, so sehr ihm auch durch das mit seinen slawischen Schützlingen unzufriedne Rußland ein kriegerisches Einschreiten nahegelegt und so sehr ihm auch diese „Schwäche" von den Jungtürken verübelt wurde. Rumänien war am 26. März 1881, Serbien am 6. März 1882 als Königreich proklamiert worden. Am 29. April 1879 hatte die bulgarische Sobranje den Prinzen Alexander von Battenberg zum Fürsten erwählt. Dieser beseitigte den 9. Mai 1881 die radikale Regierung und den Einfluß der großbulgarischen Agitatoren in Ostrumelien und Makedonien durch einen Staatsstreich, stellte aber schon am 19. September 1883 die Verfassung von Trnowo wieder her und übernahm am 20. September 1885, sehr gegen den Willen Rußlands, die Regierung Ostrumeliens. Daraufhin erklärte das eifersüchtige Serbien an Bulgarien den Krieg (13. November). König Milan wurde aber nach einem kurzen Erfolg am Dragomanpasse schon am 18. und 19. November von Fürst Alexander bei Slivnitza und Pirot besiegt, auf Tzaribrod zurückgeworfen und nur um Österreichs Willen im Frieden von Bukarest (3. März 1886) geschont. Die leichtsinnige Finanzwirtschaft der rasch sich ablösenden Minister Garaschanin, Ristić, Gru(j)ić, Christić, Tauschanović, Simić u. a., die Wühlarbeit der Radikalen, der Zwist im Königshause, die Ehescheidung (1888) und die Abdankung des Königs Milan zu gunsten seines Sohns Alexander I. (1889), dessen Staatsstreich (1893) und Ehe mit Draga Maschin (1900) haben auch in der Folge in dem unglücklichen Lande keine Ruhe und Gerechtigkeit aufkommen lassen. Die Erhebung und Einigung Bulgariens mit Ostrumelien, 5. Oktober 1886, erweckten die Eifersucht und den Zorn des Zaren und der Panslawisten. In der Nacht des 21. Augusts wurde Fürst Alexander in seinem Konak

überfallen, zur Abdankung gezwungen und, als es ihm nach seiner Rückkehr nicht gelang, den Zaren zu versöhnen, am 7. September 1886 endgiltig des Landes verwiesen (gest. am 17. November 1893). Die Sobranje wählte nach der kurzen Regentschaft Stambulows und dem empörenden Auftreten des russischen Generals Nik. Barons Kaulbars am 7. Juli 1887 den Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohárý zum Fürsten, der sich trotz der Zurückhaltung des Sultans, dem Zorne des Zaren und der panslawistischen Mordthaten im Lande behauptete, sich 1893 mit der Prinzessin Marie Louise von Parma vermählte und seinen Sohn Boris seit 1896 im Glauben der orthodoxen Kirche erziehen ließ. Nach der Ermordung Stambulows erfolgte sogar die Versöhnung des Fürsten mit dem Zaren, die Anerkennung durch den Sultan, und selbst in Makedonien erlangte er die Einsetzung bulgarischer Bischöfe. Zum Danke dafür blieb Bulgarien 1897 neutral. Doch konnte das fruchtbare Land infolge seiner Überzahl von ehrgeizigen Parlamentariern und Berufspolitikern nicht zur Ruhe kommen; nur in der makedonischen Frage haben die Bulgaren, dank der Zwietracht der Serben und Griechen, entschieden das Übergewicht. Desto kriegerischer zeigten sich Serbien und Hellas und zwangen dadurch die Pforte zu Gegenrüstungen und belastenden Anleihen bei der Ottomanischen Bank. 1889 gingen die türkischen Eisenbahnen durch Schiedsspruch aus den Händen des Barons Hirsch (S. 183) in den Besitz der Pforte über. Auch begann unter deutscher Anregung der Bau der anatolischen Eisenbahnen, die 1896 schon bis Angora und Konia reichten und für die Zukunft in ihrer Fortführung bis an den Persischen Golf die größte strategische, handelspolitische und volkswirtschaftliche Stärkung der Türkei bedeuten. Nachdem die rastlosen Bemühungen des 1881 gegründeten deutschen Handelsvereins mit dem Orient gescheitert waren, hat die 1889 in Hamburg ins Leben gerufne Dampfschifffahrtsaktiengesellschaft der „Deutschen Levantelinie" durch Herstellung kombinierter Eisenbahn- und Seerechttarife den Verkehr mit dem Morgenland erfolgreich aufgenommen.

Vorerst sollte das morsche Reich, noch ehe es von den eisernen Klammern dieser über Bagdad hinausreichenden Schienenwege umschlossen wurde, durch zwei schwere Ereignisse, den Armenieraufstand und den thessalischen Krieg, in seinen Tiefen erschüttert werden. Paragraph 61 des Berliner Vertrags hatte für das schwerbedrückte Volk der handels- und arbeitslustigen Armenier Reformen in der Verwaltung und Schutz vor räuberischen Beamten, Kurden und Tscherkessen verlangt. Als diese dank der Gleichgiltigkeit und Bestechlichkeit der Behörden nur lässig eingeführt wurden, brachen 1894 Unruhen in Sassun aus, die, grausam unterdrückt, sofort das Auflodern der Flamme des Aufruhrs in Trapezunt, Gümischhane, Samsun, Agbja Gune und in den armenischen Wilajeten überhaupt bewirkten und unter Beihilfe von Behörden, türkischen Soldaten und Kurden blutig niedergeschlagen wurden. Die in den Bergen Kilikiens zu Zeitün verschanzten Armenier hielten lange eine regelrechte Belagerung aus, und armenische Agenten trugen von London, Athen, Paris, Genf und Tiflis aus die Drachensaat des Aufruhrs in das unglückliche Bergland Hocharmeniens und des Taurus. Genau dieselben Städte Westeuropas dienten sowohl den von England begünstigten armenischen Agenten als auch ihren Todfeinden, den Jungtürken, als Asyle, die von Frankreich zeitweise zu Drucken auf die Pforte benutzt wurden. Am 30. September 1895 versammelten sich Armenier vor der Hohen Pforte mit der Forderung von Reformen, am 26. August 1896 überfielen diese armenischen Verschwörer die Ottomanische Bank, worauf nach ihrer Befreiung ein (anscheinend von Soldaten und Polizisten geleitetes) Gemetzel unter den Armeniern der Hauptstadt losbrach. Als endlich die Mächte sich gegen diese Aderlasse wandten, wurden zwar die Schlächtereien eingestellt und

Reformen versprochen; aber die armenische Frage blieb eine Schachfigur auf dem Brette der hohen Politik, und diese wurde alsbald durch Verwicklungen in Nordamerika, Ostasien und Südafrika abgelenkt. Glücklicher für den sonst so milden Sultan, nicht für die Christen, verlief der griechische Feldzug. Vollends der zweimalige Besuch des deutschen Kaisers erhöhte und stützte das Ansehen Abd ul-Hamids II. und schob den deutschen Einfluß bei der Pforte an die erste Stelle.

Auf Kreta hatte der unversöhnliche Gegensatz der Christen und Türken trotz ihrer Stammesverwandtschaft infolge des Bruchs des Vertrags von Halepa (1878) und der Aufzwingung einer beschränkenden Verfassung (1889) zu blutigen Auftritten geführt, die in der Hoffnung auf eine Einverleibung der Insel durch das Mutterland trotz der Blockade der griechischen Häfen durch die Mächte schon 1886 immer größern Umfang annahmen. Als es 1896/97 zu neuen Feindseligkeiten kam, besetzte der griechische Oberst Vassos mit 2000 Mann am 15. Februar 1897 Platania auf Kreta und nahm die Insel im Namen des Königs Georg in Besitz. Der Gouverneur Georg Berowitsch Pascha verließ Kreta; die Mächte erhoben gegen diese Verletzung des Völkerrechts Einspruch, beschossen von ihren Schiffen aus die Aufständischen und blockierten die Insel. Als Griechenland auch gegen ein Ultimatum der Mächte seine Truppen nicht zurückzog, erklärte die Pforte am 17. April 1897 den Krieg. Das türkische Heer rückte unter Edhem Pascha in Thessalien ein und besiegte das mangelhaft disziplinierte und organisierte griechische Heer unter dem griechischen Kronprinzen Konstantin bei Turnawos, Larissa, Pharsala (Pharsalos), Domokos und in Epirus. Am 19. Mai kam durch Vermittlung der Mächte ein Waffenstillstand und am 18. September 1897 der Friede zu Konstantinopel zu stande, wonach Hellas einige Grenzbezirke im Norden Thessaliens verlor und eine Kriegsentschädigung von 4 Millionen Pfund türkisch = 75 Millionen Mark zu zahlen versprach. Als schwerste Strafe wurde ihm auf Deutschlands Vorschlag die Kontrolle seiner Finanzen auferlegt, durch deren Krisis Deutsche die meiste Einbuße erlitten hatten. Von Kreta zog Hellas seine Truppen zurück. Die Insel erhielt vollständige Selbstverwaltung unter der Suveränetät des Sultans und dem griechischen Prinzen Georg als Statthalter. Griechenland, das erst im Jahre 1893 den Durchstich der Landenge von Korinth vollendet und sein Eisenbahnnetz noch nicht bis zum Anschluß an die reicher gegliederten Linien der Balkanstaaten geführt hat, geht jetzt einer gedeihlichern Entwicklung entgegen.

In dem kurzen Feldzuge hatte sich gezeigt, daß die Bemühungen der deutschen Lehrer um die Organisation, Ausbildung, Mobilisierung, Führung und Haltung der türkischen Truppen gute Früchte getragen hatten. So war die Türkei an die Wende des Jahrhunderts gekommen. Vambéry, Adolf Wahrmund und von der Goltz haben dem osmanischen Staate bedingt neues Leben und neue Kraft zugebilligt. Sie versprechen sich von dem geistigen Aufschwunge der Besten der Nation auch eine Wiederbelebung der im Boden des Landes schlummernden Kräfte und eine Überwindung der asiatischen Weltanschauung durch die europäische, eine Versöhnung des Islams mit dem Christentum, ein friedliches Nebeneinanderwohnen beider Weltreligionen. Bei dem schier unerschöpflichen und teilweise recht guten Menschenmaterial Asiens ist der Schutz des auf seine natürlichen Grenzen beschränkten Reichs durch den Ausbau des Kriegswesens, der Eisenbahnen und Telegraphen verbürgt. Seine Achillesferse ist der nach der Landseite unverteidigte Bosporos, während die Dardanellen stark genug befestigt sind. Die Wurzeln aller Übel liegen in den Schäden der Verwaltung, der ausgebreiteten Spionage, die kein Vertrauen aufkommen läßt, dem ungeregelten Staatshaushalte, dem beständigen und durch Zwangsanleihen

und Gehaltsentziehungen der Beamten gedeckten Fehlbetrage, der ganz im argen liegenden Bevölkerungsstatistik und der daraus entspringenden unehrlichen Besteuerung, vor allem aber in der Alleinregierung des Sultans, die unklugerweise das Großwezirat zu einem Schatten herabgedrückt hat. Das arabische Kalifat muß einen Ausgleich finden mit dem osmanischen Sultanate. Der Schwerpunkt des Reichs braucht nicht notwendig in dem Hauptwaffenplatze Konstantinopel zu ruhen: er ruht in einem verlässigen Rate der Krone und einem tüchtigen Beamtenkörper. Erst wenn der Beherrscher aller Gläubigen sich dazu versteht, auf die Seraiwirtschaft seiner Höflinge zu verzichten, tüchtige Europäer zusammen mit befähigten türkischen Beamten walten zu lassen, dann ist der Pessimismus der Jungtürken unberechtigt. Der im Geheimbunde der S(e)nussi (Bd. IV, S. 252) verkörperte Panislamismus, dessen Feuergedanken die Völker Afrikas und Asiens durchzucken, ist ungefährlich, wenn es die christlichen Missionen verstehen, ausschließlich mit den dem Moslem allein imponierenden Werken der Barmherzigkeit dagegen zu wirken. Dann gilt nicht der Vers der 3. Sure des Korans: „Ihr Gläubigen, schließt keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu Eurer Religion gehören!", sondern der Vers der 2. Sure: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident. Er führet, wen er will, den rechten Pfad."

7. Armenien.

„Ach, sag' mir, Mutterstrom Araxes,
Warum fehlt dir die Heiterkeit?
Warum bist du, wie ich, in Trauer
Selbst zu des Lenzes Wonnezeit?"
Rafael Patkanian.

Die jüngsten Freiheitsbestrebungen der Armenier in der Türkei, in Rußland und Persien, die in Blut und Thränen erstickt worden sind, können nur historisch verstanden werden. Erst die Wut des mohammedanischen Volks und die Übergriffe räuberischer Kurden haben die Aufmerksamkeit Europas wieder auf die Bedeutung dieses merkwürdigen Zweigs der indogermanischen Völkerfamilie und des christlichen Glaubens gelenkt. Und doch blickt gerade dieses Volk (jetzt ungefähr 3 Millionen Seelen) gleich den Griechen auf eine große Litteratur und Geschichte zurück. Die späte Erkenntnis dieser ruhmreichen Vergangenheit hat gerade den Besten der armenischen Nation die Augen geöffnet über die Unwürdigkeit des bürgerlichen Zustands, worin sie sich seit Jahrhunderten befand. Während aber bei den Griechen im 19. Jahrhunderte der Befreiungskrieg der sittlichen und geistigen Wiedergeburt vorausgegangen und erst nach der Entstehung des freien Königreichs Hellas ein ersichtlicher Aufschwung auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften erfolgt ist, können sich die Armenier keiner nennenswerten politischen Freiheit rühmen; es ist auch nicht abzusehen, daß sie irgendwelche staatliche Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit auch für ein noch so abgegrenztes Gebiet jemals erringen werden, da sie über viel zu weite Strecken Asiens und Europas zerstreut sind (s. die Karte bei S. 198). Dennoch ist bei ihnen schon dank dem Wiedererwachen der Erinnerung an ihre einstige politische, litterarische und vor allem religiöse Einheit eine geistige Festigung erzielt, die den Geschichtsforscher gerade wegen des Mangels einer scharfumrißnen geographischen Grundlage fesseln muß. Die Armenier sind sich in ihren gebildeten Kreisen eigentlich erst im ausgehenden 18. Jahrhundert wieder bewußt geworden, daß sie ein Recht auf ein menschenwürdiges Dasein haben, das dem staatlichen Leben der übrigen Völker Europas ungefähr entspricht. Sie sind zum Schluß auf drei Dinge stolz geworden, die ihnen nicht mehr abgestritten werden können: erstens auf die

ruhmreiche Geschichte eines einst geeinten Königreichs, zweitens auf die großartige kirchliche und theologische Entwicklung des christlichen Gedankens, der das einmal erfaßte monophysitische Dogma (S. 43; vgl. auch Bd. IV, S. 206) zäh festhielt und verteidigte, drittens auf den leiblichen und geistigen Zusammenhang mit der Bildung Westeuropas.

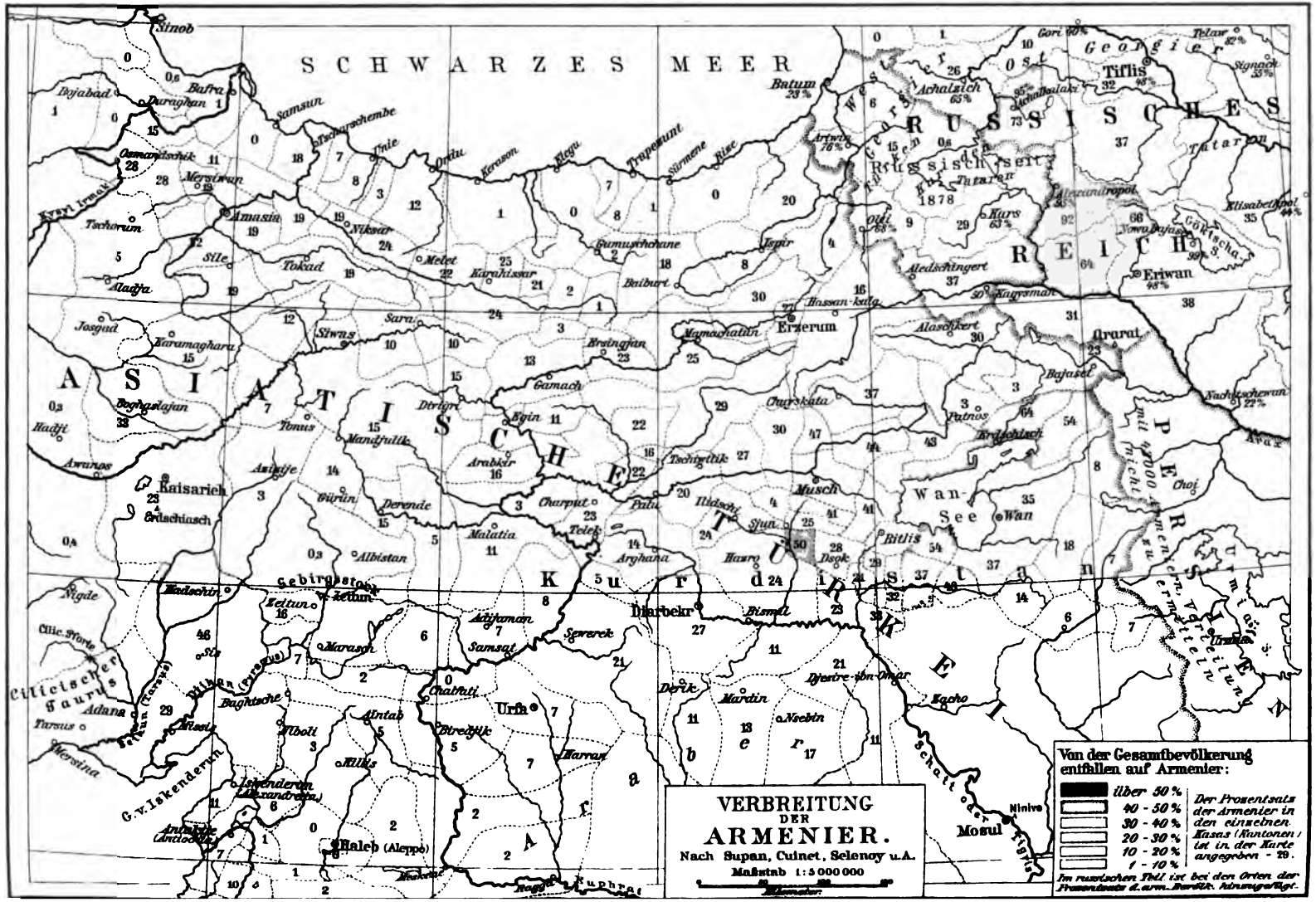
Der Schauplatz, auf dem sich diese Ruhmes- und Leidensgeschichte abgespielt hat, läßt sich in die Namen Groß-, Klein- und kilikisches (cilicisches) Armenien zusammenfassen. Dazu kommt noch die bedeutende Diaspora, die sich seit alten Zeiten über Kleinasien, Persien, den Kaukasus, Rußland, Syrien, Ägypten, den Balkan, ja bis nach Polen, Galizien, Ungarn und Italien erstreckt hat. Ihr Ur- und Hochsitz ist aber zu allen Zeiten das eigentliche Armenien gewesen, das an den Quellen des Euphrat und Tigris, des Rion, Kur und Araxes in einem rauhen, aber fruchtbaren Wald-, Wiesen-, Garten- und Weinlande seinen Lebensunterhalt, in den himmelanstrebenden Bergen des Ararat und Alagoez(s) seinen Mittelpunkt, in den Seen von Wan (Van) und Urmia, dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer und dem Kaukasus seine Grenzen fand. „Niemals wird man den Eindruck vergessen", schreibt Max Friederichsen, „den der riesigste der Vulkanberge des armenischen Hochlands, der Doppelkegel des Ararat, auf den Wanderer macht, welcher seiner zum erstenmal im Purpur der sinkenden Abendsonne ansichtig wird." Was den Eindruck des ganzen Systems von Vulkanen ungemein hebt, ist ihre Vereinzelung und der große Höhenunterschied zwischen der 800 m hohen Araxesniederung und dem 5211 m hohen Gipfel des Großen Ararat. Eine solche relative Erhebung von 4400 m hat, außer in Ostafrika, auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen und mag wesentlich dazu beigetragen haben, dem Archenberge sein biblisches Ansehen zu verleihen. Hier, an der Grenze dreier Reiche, der Türkei, Persiens und Rußlands, erhebt sich auch das Nationalheiligtum der Armenier, Etschmiadsin (westlich von Eriwan).

Die assyrischen Keilschriften von Wan haben uns erst durch die Forschungen von Wald. Belck und Friedr. Lehmann (1891 und 1898) genauere Kunde gebracht von dem vorarmenischen Reich Urart(h)u, den Alarodiern Herodots, dem turanischen Volke der Chalder, die sich im Kampfe mit den Assyriern in der Gartenstadt Wan-Thuspa ihre Hauptstadt und Unabhängigkeit schufen, bis sie nach dem Einbruche der Kimmerier und der sakischen Skythen und Skoloten im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. von den eigentlichen Armeniern verdrängt, unterjocht und aufgesogen wurden (vgl. Bd. III, S. 125—129). Über den Ursprung dieses neuen Volks, den sein größter Geschichtschreiber, Moses von Chorene, in seiner Geographie Armeniens (440 n. Chr.) für die Söhne Hayks aus dem Lande „Thessalia" herleitet, ist die Wissenschaft sich noch nicht klar geworden. Seien sie mit dem großen Kulturvolke der Hethiter verwandt, deren Denkmäler noch jetzt das Staunen der Reisenden in Kleinasien und Syrien erregen, oder seien sie thrakisch-phrygischen Stamms — so viel ist nach H. Hübschmanns Untersuchungen gewiß, daß ihre Sprache trotz der starken Mischung des Altarmenischen mit persischen, syrischen und griechischen Bestandteilen und des Neuarmenischen mit türkischen und slawischen Lehnwörtern, ein selbständiger Zweig des indogermanischen Baums ist. Anthropologisch sind sie nach Felix von Luschan als die kaum veränderten Nachkommen einer alten Urbevölkerung Kleinasiens aufzufassen. Darauf weist ihre Schädelform hin, die bei dem reinen Typus, gleich den Drusen und Maroniten, durch ein steil abfallendes Hinterhaupt charakterisiert erscheint. Heller von Hautfarbe als die Perser, etwa im Farbentone dunkler Südeuropäer, sind sie mit vorwiegend tiefschwarzem, üppigem Haupt- und Barthaar ausgestattet; scharfgebogne Nasen und fleischige Lippen verleihen ihnen ein stark semitisches Gepräge.

A. Die Heldenzeit.

Nachdem die Armenier sich in ihren historischen Wohnsitzen festgesetzt hatten, standen sie erst unter medischer, dann persischer und parthischer Oberhoheit. Mit dem Hofe wie den Großen des Reichs teilten sie Religion, Sippe und Sitte, bis Tigranes I. sich von der Herrschaft der Parther losriß und das armenische Großreich gründete, das aber 69 v. Chr. der Kriegskunst des Lucullus und Pompeius erlag (Bd. III, S. 294). Bis auf diesen großen „König der Könige" von Armenien, Pontus und Syrien gehen die nationalarmenischen „Gesänge der Alten" zurück, worüber Moses von Chorene wiederholt rühmende Kunde bringt. In die Zeit des Sturzes der parthischen Arsakiden und die Errichtung des Sasanidenreichs in Persien, 226 n. Chr., fällt der Übertritt von Volk und König zum Christentum (ebenda, S. 295; ferner oben, S. 29, und Bd. IV, S. 215). König Trdat (Tiridat; gest. 341) wird 294 von dem Apostel der Armenier, Grigor Lûsarović (Gregor dem Erleuchter), der zu Cäsarea-Mazaka in Kappadokien griechische Bildung genossen hatte, getauft und zwingt Adel und Volk, den heidnisch-persischen Mazdaismus (Bd. III, S. 285) aufzugeben. Die byzantinische Kirche, griechische und syrische Sprache und Sitte halten ihren Einzug in Armenien (oben, S. 58). Doch nicht lange. Der Katholikos Šahak (gest. 439) und sein Freund Mesrôb (gest. 441) schaffen mit der Erfindung eines armenischen Alphabets eine armenische Schriftsprache, Bibelübersetzung und eine nationale Litteratur, die sich freilich vielfach auf griechische und syrische Vorbilder stützt. Aber als das Konzil des Katholikos Babken in Walarschapat (Valarsapat; 491) mit den Syrern und Ägyptern nur die streng monophysitische Lehrmeinung als rechtgläubig anerkannte und das Konzil von Chalkedon (451) feierlich verdammte, da wurde der Riß der schon seit 367 autokephalen Kirche von der griechischen vollkommen. Nach dem Untergange des Sasanidenreichs (651; Bd. III, S. 300) kamen die Armenier unter die Herrschaft der Araber und sind seitdem mit kurzen Unterbrechungen Unterthanen mohammedanischer Fürsten, der Araber, Seldjuken, Mongolen, Tataren, Perser und Osmanen geblieben, ohne sich dem Islam zu unterwerfen. Der Islam duldete ihre Religion und machte sie frei von Ostrom, dem sie bis in das späte Mittelalter einen Haß entgegenbrachten (oben, S. 59 und 88), der wie ein blutroter Faden trotz aller vorübergehenden Unionsbestrebungen auf beiden Seiten die ganze theologische Litteratur durchzieht.

Wie weit es aber den Armeniern im Laufe der Parther- und Sasanidenzeit gelungen war, die Völker „Großarmeniens" wirklich zu armenisieren, das ist bisher noch nicht genügend untersucht worden. Doch bemerkt H. Kiepert, daß in der Thalebene des obern Tigris und im obern Euphratthal noch im ersten christlichen Jahrtausend nach ausdrücklichen Zeugnissen armenischer und syrischer Schriftsteller und nach der Sprache der Ortsnamen aramäische, syrische und (im östlichen Hochgebirge) kurdische Bevölkerung vorgeherrscht und daß in den nördlichen Landschaften bis nach Basean (Phasiane) das herrschende armenische Volk die entschiedne Minderheit gegen stammfremde, meist zu den Iberern, Georgiern gehörende Bevölkerungen gebildet hat, wie noch heute (s. die beigeheftete Karte „Verbreitung der Armenier"). Dementsprechend hat H. Hübschmann auf Grund der von Indschidschean gesammelten Ortsnamen vermutet, daß eine dichtere armenische Bevölkerung nur in Hocharmenien: im Land Ararat, Turuberan und Vaspurakan, gesessen hat. Nach Wilhelm Tomaschek ist in den Kantonen Saffun und Choi noch im 10. Jahrhundert ein unarmenisches Volk mit unarmenischer Sprache vorhanden gewesen. Bei der Wiederherstellung der alten byzantinischen Reichsgrenzen in


SCHWARZES MEER
ASIATISCHE TÜRKEI
RUSSISCHES REICH
Russisch seit 1878
Georgien
Tiflis
Batum 23%
Achalzich 65%
Achalkalaki 95%
Gori 60%
Telav 82%
Signach 33%
Artwin 76%
Olti 68%
Kars 63%
Alexandropol
Elisabethpol 44%
Nowa Bajasid 66%
Gökscha 39%
Eriwan 48%
Kagyzman 30%
Hassan-kala
Erzerum
Alaschkert 30%
Ararat
Bajasid
Nachitschewan 22%
Patnos
Choi
Wan See
Wan
Bitlis
Musch
Mamachatun
Chorskata
Tschigiltik
Arabkir
Malatia
Albistan
Arghana
Hasro
Dsok
Sjun
Ilidschi
Charput
Egin
Dersim
Gamach
Erzingjan
Baiburt
Gumuschchane
Ispir
Aledschingert
Tokad
Sile
Amasia
Niksar
Tschorum
Osmandschik
Merzifun
Samsun
Tschangschembe
Ordu
Kerason
Trapezunt
Rize
Batum
Artwin
Bafra
Boja-bad
Kuraghan
Kawa Irmak
Jasgad
Karamaghara
Siwas
Sara
Tonus
Mandjulik
Boghasla-jan
Hadji
Awanos
Kaisarieh
Ortachisar
Bürün
Derende
Antitje
Adjaman
Samsat
Sewerek
Diarbekr
Bismil
Marasch
Gebirgsstock Kurd
Kelkun
Kelkun
Nigde
Cilic. Pforte
Cilicischer Taurus
Adana
Tarsus
Mersina
Sis
Bagtsche
Thoprak
Tibolt
Missis
Alintab
Urfa
Chalfati
Birejik
Harran
Mardin
Nsebin
Dsirire-ibn-Omar
Dersk
Hatscho
Schatt el Arab
Mosul
Ninive
Tigris
Euphrat
Aleppo
Haleb
Antiochia
Iskenderun
Alexandrette
G. v. Iskenderun
Kilis
Mabug
Von der Gesammtbevölkerung entfallen auf Armenier:
über 50%
40 - 50%
30 - 40%
20 - 30%
10 - 20%
1 - 10%
Der Prozentsatz der Armenier in den einzelnen Kasas (Kantonen) ist in der Karte angegeben - 29.
Im russischen Theil ist bei den Orten der Prozentsatz d. arm. Bevölk. hinzugefügt.
VERBREITUNG DER ARMENIER.
Nach Supan, Cuinet, Selenoy u.A.
Maßstab 1:5 000 000
Kilometer

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Thrakien nach Untergang des oſtbulgariſchen Reichs (970 n. Chr.; S. 86) war es umgekehrt nicht ſo ſehr das Hellenentum, das den Aufſchwung herbeigeführt, als vielmehr das armeniſche Volkstum, das dem Reiche von Byzanz zwiſchen 867 (Baſileios I.) und 1025 (Baſileios II.) ſeine beſten Kaiſer und Feldherren gegeben hat (vgl. S. 49). Zur Befeſtigung des neu eroberten Philippopolis ſiedelte der Armenier Johann I. Tzimiskes, wie einſt Konſtantin V. (S. 71), zahlreiche Landsleute in der Umgebung an.

Seinen höchſten Aufſchwung aber gewann das Reich unter dem jüdiſchen Geſchlechte der Bagratiden, die 859—1045 unter neun Königen den mächtigen Pufferſtaat zwiſchen den Weltreichen der arabiſchen Kalifen und der oſtrömiſchen Kaiſer faſt unabhängig beherrſchten. Damals blühte die feſte Königsſtadt Ani am Arpatſchai und Aladjadjai wie ein zweites Ilion voll von Burgen, Paläſten und Kirchen, deren Trümmer noch heute das Staunen des Wanderers im Weſten des Alagoez erregen. Tſchoruk im Kaukaſus war der Stammſitz der Bagratiden, die nach ihrer Bekehrung das Königtum ſowohl in Gruſien als auch in Armenien erlangten und wie ihr großer Ahnherr Tigranes ſich dauernd judenfreundlich erwieſen. Zahlreiche Kolonien der Israeliten ſiedelten ſich deshalb in Erewantaſchad, Wan, Nachitſchewan und Artaxata an. Doch aus Angſt vor den einbrechenden Seldjuken traten 1021 Senekherim, der letzte Artsruner, und 1045 Gagik, der Bagratuner, ihre Reiche an die Oſtrömer ab — was die grauſige Verwüſtung dieſer Gebiete durch die Seldjuken- und Mongolenſtürme natürlich nicht verhindern konnte.

Nach der Zerſtörung von Ani (S. 89) waren zahlreiche Flüchtlinge in den Kaukaſus und das pontiſche Gebirge, nach Trapezunt, in das byzantiniſche Reich, ja bis nach Rußland, in die Krim, nach Polen und Galizien geflüchtet. Eine große Menge ſiedelte ſich jenſeit des Taurus im reichen Kilikien an. Hier zu Tarſos und Sis haben Armenier noch einmal ein einheimiſches Königreich („Kleinarmenien") gegründet, das ſeit 1080 unter dem Bagratiden Rhupen (Ruben; Bd. III, S. 351) und ſeinen Nachfolgern, wiederholt im Kampfe mit Byzanz, Freundſchaft mit den Kreuzfahrerſtaaten pflegte und eine Union ſogar mit Rom ſuchte, die oft geſchloſſen, immer wieder gebrochen wurde, weil die Armenier zäh an ihrer nationalen Liturgie feſthielten.

Als jedoch im Jahre 1375 der letzte König, Leon VI. aus dem Hauſe der Luſignans (vgl. S. 104), ſeine letzte Burg den ägyptiſchen Mameluken übergeben mußte, da lebte die Nation nur noch kirchlich fort in den Patriarchenſitzen von Sis und Etſchmiadſin. Aber wie das Feuer unter der Aſche glommen Sprache, Poeſie und Litteratur fort, gehegt in zahlloſen Klöſtern Vorderaſiens und Südeuropas, während die arbeitſame Bevölkerung in den Schluchten des Tauros wie auf den Bergen Hocharmeniens als Hirten und Ackerbauer lebte, die findigen Städter aber in der Diaſpora von Byzanz, Smyrna, Damaskus und Alexandria den Grund zu ihren Reichtümern legten. Der glänzendſte Vertreter ihrer damals ſo reichen Litteratur war Nerſes Klajetſi, genannt Snorhali (der Anmutige), Katholikos 1066—1173. Viele Hymnen und Lieder wurden in den Scharakan, das armeniſche Kirchenbuch, aufgenommen und werden noch heute geſungen, während Volksſänger, „Aſchugen und Saſandaren", deren Namen verſchollen ſind, den unverſieglichen Quell des Volksgeſangs hüteten und in Zünfte vereint, unter dem Schutz ihres Patrons, des Surb Karapet (des heiligen Johannes), in ſeinem Heiligtume zu Muſch alljährlich Wettkämpfe veranſtalteten.

Als im 14. Jahrhunderte die Armenier im Süden wie im Norden den Osmanen anheimfielen, war das Türkenjoch nicht ſo drückend, daß ſie nicht ihren eignen Patriarchen bald nach der Eroberung Konſtantinopels erhielten, 1463, und ſich an der Hohen Pforte ſelbſt zu Vertrauen

und Reichtum emporschwangen. Freilich in Persien hatten sie noch eine schlimme Leidenszeit durchzukosten, als Schah Abbas I. den besten Teil der armenischen Nation unter Greueln nach Ispahan (Vorstadt Djulfa) verpflanzte (Bd. III, S. 378) und sogar 1614 das Nationalheiligtum nach Persien verlegte, das mit den Reliquien des heiligen Gregor erst 1638 wieder nach Etschmiadsin zurückkehrte.

B. Die armenische Renaissance der Mechitaristen.

Während der persischen Verfolgungen hatten sich die Armenier weit nach Westen, bis nach Italien und Frankreich verstreut. Namentlich in dem polnischen Lemberg war eine größere Kolonie entstanden, die sich bald mit ihrem Bischof 1625 unter dem Einflusse der Jesuiten die römische Union annahm. Das war der Anfang der großen geistigen Bewegung, die bald ganz Armenien erfassen sollte. Von Etschmiadsin aus wurden Geistliche zur Gründung von armenischen Druckereien ausgesandt. Solche entstanden 1616 in Lemberg, 1640 in Djulfa und Livorno, 1660 zu Amsterdam (1672 nach Marseille verlegt), 1677 zu Konstantinopel und an andern Orten. „Das unvergängliche Verdienst aber", sagt H. Gelzer, „die Armenier der europäischen Kultur wiedergewonnen zu haben, ist das ruhmwürdige Werk Mechitars und seines Ordens, der Mechitaristen, welche seit 1717 auf der Insel San Lazzaro bei Venedig ansässig, neben der Mission unter den katholischen Armeniern, vor allem durch ihre schriftstellerische Thätigkeit und ihre großartige Druckerei einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der neuarmenischen Litteratur und die Hebung der Wissenschaften bei ihrem Volke ausübten." Mechitar (Tröster) da Pietro war am 7. Februar 1676 in Sebaste (Siwas) geboren und hatte nach langen Verfolgungen von seiten seiner Landsleute 1701 in Konstantinopel die Kongregation armenischer Christen gestiftet, die gar bald dem Patriarchen wegen ihrer Hinneigung zur lateinischen Kirche verdächtig wurde. Mechitar siedelte deshalb 1703 nach Methoni (Modon) in Morea über, wo er von der Republik Venedig die Erlaubnis erhielt, Kloster und Kirche zu erbauen. Nach ihrem Übertritte zu den mit der römischen Kirche unierten Armeniern erhielt die Kongregation 1712 vom Papst Clemens XI. die Bestätigung und eine dem Benediktinerorden entlehnte Regel. Der 1714 zwischen den Türken und Venezianern ausgebrochne Krieg nötigte sie zur Übersiedlung nach Venedig, wo sie 1717 vom Senate die Insel San Lazzaro erhielten, auf der sich ihr stattliches Kloster erhob. Mechitar starb dort am 27. April 1749.

Die Mechitaristen behielten ihren eignen Ritus beim Kultus bei und widmeten sich namentlich seit 1789, wo die erste Druckerei entstand, der Herausgabe klassischer Werke in armenischer Sprache. Die berühmtesten sind die Bibelwerke, die verbesserte Ausgabe Mechitars (1733), die 1805 nach der Vergleichung von neun Handschriften erschien. Der Katalog der Druckerei von 1716—1898 zählt an 1000 Büchertitel, meist in armenischer Sprache, die die Wissenschaft des Abendlands und die Geschichte des armenischen Orients aus Handschriften den Volksgenossen unmittelbar mitteilte. Wohl war schon vorher in Europa Armenisch geschrieben worden von den Italienern Rivola, Firomalli und Clemente Galanus im 17. Jahrhundert, wie von den Franzosen Villotte, La Croze und Villefroye im 18.; die Brüder William und George Whiston übersetzten 1736 die Geschichte und Geographie des Moses von Chorene, und unvergänglich wertvoll ist der Thesaurus der armenischen Sprache von J. J. Schröder (Amsterdam 1711 und 1733). Aber ihre Verdienste blieben vereinzelt und zerstreut, während die vereinten Kräfte der zielbewußten Brüder Mechitars für Armenien das Zeitalter der Wiedergeburt heraufführten und für die armenische Philologie in Europa den Grund legten.

Seit 1810 besitzen die Mechitaristen auch in Wien ein großes Kloster, das Mechitaristenkolleg, eine eigne Druckerei und Buchhandlung. Nach dem Tode Mechitars waren nämlich 21 Priester von San Lazzaro nach Triest übergesiedelt, wo sie am 19. Mai 1773, unterstützt durch den Bischof der Stadt und die Statthalterei die Triester Mechitaristenkongregation gründeten. Kaiserin Maria Theresia sagte der Kongregation bedeutende Vorrechte zu und übergab ihr am 30. März 1775 ein Privileg, wodurch sie als geistlicher Orden auch staatlich anerkannt und ihnen ein Landstück überwiesen wurde. Daraufhin wurde 1776 die Mechitaristendruckerei in Triest eröffnet. Aber die französische Verwaltung des Jahrs 1810 veranlaßte den Untergang des Klosters und der Druckerei, die schon viel armenische, deutsche, lateinische, alt- und neugriechische, italienische und französische Bücher hergestellt hatte. Die aus Triest ausgewiesnen Mechitaristen kamen als Pilger, des Notwendigsten entbehrend, nach Wien. Auch hier vom Kaiser Franz gastfreundlich aufgenommen, gründeten sie 1811 eine neue größere Druckerei, die trotz mancher Schwierigkeiten (1848) eine hohe Blüte erreichte, indem sie besonders die lateinischen und armenischen Kirchenväter und Kirchenbücher, Rituale, Choralbücher und Breviere druckte; unterstützt durch den Verein Aramian, wirkt sie weit in den Orient hinein (vgl. Kalemkiars Rechenschaftsbericht, 1898). Ein Zweigverein besteht in Moskau.

Die Bibliothek auf San Lazzaro gehört hinsichtlich des Reichtums an orientalischen Handschriften zu den bedeutendsten Europas. 1816 nahm die Kongregation den Titel Akademie an und ernannte auch Nichtkatholiken zu Ehrenmitgliedern. Die Mechitaristen, bei denen fortan die Besten der armenischen Jugend studierten, leisteten nicht nur ihrer eignen Nation große Dienste, indem sie die verborgnen litterarischen Schätze ihres Volks eröffneten, wie Michael Tschamtschian (Tschamtschan), Arsen Bagratuni, Leonces Alischan, die in lebhaften Schilderungen und Gedichten die Heldenzeit ihres Volks feierten, sondern sie kamen damit auch den Orientalisten Westeuropas entgegen, die ihrerseits wieder der armenischen Sprache und Geschichte westeuropäische Methodik zu teil werden ließen. Ein besonderes Verdienst erwarben sich die frommen Väter, daß sie nicht bloß das kirchliche Leben der Nation befruchteten, sondern unter dem Hauche des italischen Himmels die Künste und Wissenschaften des Abendlands in gediegnen Übersetzungen klassischer Schriftsteller ihren Landsleuten vermittelten. Sie übersetzten die Dichtungen des Homer, Vergil und Milton, die Schriften des Herodot, Thukydides, Xenophon, Plutarch, Demosthenes und Tacitus, die Werke Byrons, Schillers, Alfieris, Corneilles, Racines, Dantes und Tassos ins Neuarmenische.

Die Schüler, die aus den Hochschulen der Mechitaristen in Wien und Venedig hervorgingen, wandten sich meist nach Konstantinopel und Smyrna und schufen sich in der türkischen Hauptstadt ein Heim, wo die Notabeln der Nation um ihr Patriarchat geschart und an der Pforte mit verhältnismäßig großem Vertrauen behandelt, sogar im Serai verwandt und zu den angesehensten Stellen der osmanischen Verwaltung berufen, den Handel, die Finanzen und selbst die Industrie der Türkei beherrschten. Neben den Griechen und Juden bedeutete die armenische Bevölkerung im Türkischen Reiche während der drei letzten Jahrhunderte unter der lässigen Hand milder Sultane den Fortschrittstrieb in Bildung und Steuerkraft des Lands. Der Armenier war der öffentliche Sänger und Musiker, ja er hat in gewissem Sinne die türkische Musik geschaffen und ausgebildet, er war Schauspieler und Komiker in dem, was türkisches Theater heißt, war Baumeister und Kunsthandwerker; die hauptsächlichsten Paläste und Moscheen Konstantinopels sind von armenischen Architekten entworfen, von armenischen Handwerkern aufgeführt worden. Diese aufgeweckte Bevölkerung von Künstlern, Kaufleuten,

Steuerpachtern, Zwischenhändlern, Wechslern, Krämern, Handwerkern und Lastträgern oder auch Priestern, Gelehrten und Lehrern war also wohl vorbereitet, das plötzlich einströmende Licht der Freiheit und Aufklärung in ihren Schoß aufzunehmen. Freilich erzeugten ihr zunehmender Reichtum und die Überlegenheit ihrer Erwerbsfähigkeit, wie die der Juden sonst in Europa, auf allen Seiten Haß und Neid.

Vorerst entsproß der Saat eine überall aufsprossende jungarmenische Litteratur, nicht in der alten, schwer verständlichen Kirchensprache, sondern in der Zunge des Volks, die, gleich der neugriechischen, sich wesentlich von der Sprache des Altertums unterschied. Dichter wie Dzerentz, Chorene Narbey, ein Freund Victor Hugos und Lamartines, Beschiktaschian, Tersian, Turian, Osganian, Russignan, Odian brachten die Dramatiker des Abendlands auf die armenische Bühne, und durchtränkt von dem Geiste des Jahrs 1848, spiegelten sie die Gedanken der französisch-romantischen Schule wider, einen Geist, der sie bereits mit den „Amiras", den Notabeln und Kirchlichgesinnten, in Zwiespalt brachte. Am meisten aufregend wirkten auf die Nation die Übersetzungen der „Misérables" von Victor Hugo und des „Juif errant" von Eugen Sue durch Mamurian, Gestalten, in denen sie ihr eignes Abbild erkannten. Es erschienen beißende Pamphlete aus der Feder Baronians, feurige Reden Demirdschibaschians, Berberians und Tscheras, die in Tausenden von Flugblättern und Zeitungen die Anschauungen Schopenhauers, Leopardis und Baudelaires verbreiteten, durch Madame Dussap die Emanzipation der Frau predigten und mit Arpiar Arpiarian die soziale Frage eröffneten, während Gelehrte wie Karakaschian und der Wartapet (Vartabed) Elisé Turian die kritische Geschichte Armeniens begannen. Diese geistig revolutionäre Thätigkeit führte zur Gründung einer Reihe von Volks- und Mittelschulen in Konstantinopel und allen Provinzen der drei Reiche, wo Armenier wohnen. Ihre Führer in Asien waren der Katholikos Khrimian, der Bischof Sirvantziantz und andre in den Klöstern von Etschmiadsin, Varak in Wan und St. Jakob in Jerusalem. Im Kaukasus wurde besonders Tiflis eine Hochburg für die Fahne der Freiheit, wo Abowian, der Freund Friedrich Bodenstedts, und Rafael Patkanian (vgl. S. 196) unter dem Einflusse der deutschen Romantik den Schlummer des Volks aufrüttelten. Das Volks- und Heldenlied hatte nicht nur im Kaukasus in dem „Aschugen" oder „Sasandaren" Sajatnova von Tiflis (1712—95) einen gefeierten Vertreter gefunden, sondern war besonders innig zu Zeitun in Kilikien, diesem Hort armenischer Freiheit, wo die erste Flamme auflohte, und in Sassun, dem Herde des Aufruhrs des Jahrs 1895, gepflegt worden.

C. Das Verhältnis zu Rußland.

Recht ermutigend waren die Werbungen Rußlands um die Gunst der Armenier gewesen, die seit 1555 den Osmanen und den Persern gehorchten. Im Jahre 1768 teilte die Kaiserin Katharina II. dem Katholikos Simon mit, daß schon ihre Vorgänger auf dem Throne, Peter der Große und Katharina I., in den Jahren 1724 und 1726 durch eigenhändige Schreiben an den Katholikos die armenische Nation ihrer besondern Huld versichert hätten. Neue Zuschriften des Zaren Paul I. in den Jahren 1798 und 1800 stellten ihren Führern und Geistlichen die werkthätigste Unterstützung ihrer Bestrebungen durch Rußland in Aussicht, für den Fall, daß Armenien sich dem Protektorate des Zarenreichs unterwerfen werde. Da auch die persischen Herrscher den Patriarchen ähnliche Versprechungen machten, schloß Katharina II. 1768, um sich den „Schutz" Armeniens nicht entwinden zu lassen, einen förmlichen Vertrag mit dem Erzbischof Arguthianz, dem spätern Patriarchen, worin den Armeniern nichts Geringeres als

die Wiederherstellung ihres alten, selbständigen, christlichen Königreichs versprochen wurde. Hierdurch berauscht, leisteten die Armenier den Russen in allen ihren Feldzügen gegen die Osmanen und Perser wichtige Dienste. Die zahlreichen Auswanderer waren feurige Apostel des heiligen Rußlands, des Beschützers der gregorianischen Kirche. Rußland erwarb, Schritt für Schritt zielbewußt über den Kaukasus vordringend, 1802 Georgien; der Friedensschluß von Turkmantschai (10. Febr. 1828; S. 175) und der von Adrianopel (1829) brachten ihm von Persien das wichtigste Stück Hocharmeniens, von der Pforte die Landstriche um Achalzich und Achalkalaki, der Krieg 1853—55 einen weitern Teil Türkisch-Armeniens (S. 182); der Berliner Vertrag von 1878 (S. 192) hat die Grenzen Rußlands in Kleinasien abermals ins armenische Gebiet vorgeschoben. Eisenbahnen laufen von Tiflis bis Baku und Batum, von Tiflis bis Kars, d. h. bis fast an die Thore von Erzerum, dem türkischen Belfort. Heute ist das ehemalige „selbständige" armenische Reich ein zweites Polen, dreigeteilt unter türkische, persische und russische Herrschaft. Die russische Interessensphäre reicht nach dem letzten Vertrage mit der Pforte (1900) bis nach Angora, und Persisch-Aserbeidjan gleicht einem russischen Gouvernement.

Die drei alten Klöster Etschmiadsin, Haghpad und Sanahine liegen seit 1828 auf russischem Boden. In diesem Jahre trug die armenische Nation mit der Leiche ihres großen Patriarchen Arguthianz ihre Hoffnungen zu Grabe. Noch 1827 hatte der General Sibiatschin eine Proklamation an die Armenier erlassen: „Armenier, Eure Dienste werden belohnt werden, unter eigner Fahne werdet Ihr fortan kämpfen, und der Kaiser von Rußland wird Euch Waffen geben, Euer Vaterland zu verteidigen und zu schützen." Aber als Rußland 1828 den persischen Krieg siegreich beendigt hatte, verwies General Paskewitsch den Patriarchen Nerses, der durch Anlage von Getreidemagazinen und Ausrüstung von armenischen Freikorps große Opfer gebracht hatte, kurzerhand an den Zaren. Seiner Bestätigung bedarf seitdem die Wahl des Patriarchen. Es ist von kundigen Reisenden oft als eine Wohlthat bezeichnet worden, daß Rußland unter den verschiednen transkaukasischen Duodezherrschern aufgeräumt und uralte Fehden erstickt hat; namentlich gilt dies von den letzten Königen Mingreliens, den „Dadianen", nahen Verwandten des apchasischen Geschlechts der Sarwasidze. Aber die Armenier waren und blieben getäuscht. Ihre Hoffnungen vereinigten sich jetzt um den Riesenkegel des Ararat, den „Hochaltar der Welt", der in dem Kloster von Etschmiadzin den östlichen Pfeiler der Bildung aufrichtete und sich mit dem Pfeiler des Westens, San Lazzaro in den Lagunen, brüderlich begegnete. Allein Nerses (gest. 1857) verbrauchte seine Kraft in papierenen Einsprüchen gegen die Vergewaltigung seiner von Rußland einst anerkannten Vorrechte, besonders gegen die berüchtigte Poloshenie von 1836, welche die Russifizierung Armeniens einleitete, die Elementarschulen schloß, den Unterricht in der armenischen Sprache an den staatlichen Anstalten verbot und die Armenier der russischen Wehrpflicht in russischen Truppenkörpern unterwarf.

Da ließ einer ihrer feurigsten Freiheitsapostel, Raffi, in seinem Romane Djelalledin (Henker) die Klage ertönen: „O Väter und Ahnen, ich segne nicht Euer Andenken. Wenn an Stelle der Klöster, die unser Land überschwemmen, Ihr Festungen gebaut, wenn Ihr an Stelle der Kreuze und heiligen Gefäße Waffen gekauft, wenn Ihr dem Weihrauch, der unsre Kirchen durchzieht, den Pulverdampf vorgezogen hättet, wäre unser Land jetzt glücklich. In der That segne ich Euer Andenken nicht, Ihr heiligen Schriften und Wissenschaften, weil Ihr uns nicht das gegeben habt, was das Leben fordert, was die Welt verlangt. Ihr habt unser Gehirn mit eiteln, abstrakten Hirngespinsten gefüllt, uns zu Leichnamen gemacht, in denen jedes ritterliche Gefühl erstorben ist. Ihr habt uns Ketten aufgezwungen und uns an ein ehrloses Joch der

Knechtschaft gewöhnt." Ähnliche Töne schlug Krikor Artsruni in Tiflis an (1879): „Vielleicht ist es noch den Armeniern gegönnt, durch ihr friedliches Dulden jenen modernen, sittlichen Grundsatz umzustoßen, der noch in unserm aufgeklärten Jahrhundert in Europa herrscht und Leitgedanke der zivilisierten Welt ist: ‚Je m'insurge, donc je suis.' Man müßte fast denken, daß die Armenier bisher sagten: ‚Ich arbeite, ich leide, folglich bin ich'. Sollten die Armenier mit diesen Tugenden nicht den Sieg erringen, sollten sie vernichtet werden oder auswandern müssen aus ihrer uralten Heimat, dann wäre dies ein Schandfleck für Europa, das ihnen nicht geholfen hat, das Prinzip der Kultur der Zukunft zu verwirklichen, d. h. friedliche Revolution, mit einem Worte die Reform! Wenn der Armenier in der Türkei, der so oft für den christlichen Glauben gestritten und gelitten hat, nur deswegen seine Zuflucht zu den Waffen nimmt, in dem Augenblicke [1879], wo Zeitun sein Blut vergießt, um gegen den Tyrannen sich zu verteidigen, nicht um anzugreifen, wenn der Armenier mit der einen Hand den Hammer, den Pflug oder die Schaufel hält und mit der andern das Gewehr — so möchte das vielleicht das einzige Mittel werden für ihr nationales Leben." Solche Worte konnten nicht ungehört verhallen; der nötige Resonanzboden war ja da. Die allgemeine Volksstimmung hatte schon 1878 zu der Absendung einer Abordnung des Patriarchen geführt, die dem Berliner Kongreß ihre Klagen vorlegte. Vorher hatte bereits eine Reihe armenischer Schriftsteller und Dichter (Arparian, Schahnazar, Paschalian, Zohrab, Sevadjian, Hrant) in Konstantinopel wie in Genf, Paris, London, Athen und Tiflis durch Bildung von Ausschüssen und Zeitungen den Zündstoff nationaler Begeisterung in die gebildeten Kreise Armeniens getragen, während das bedrückte Volk der Hirten, Handwerker und Bauern noch stumpfsinnig den Raub und die Quälereien der Lasen, Kurden und Tscherkessen ertrug. Und doch hatte schon 1840 Abovian in einem Romane „Die Wunden Armeniens" realistisch bloßgelegt, Nalbandian seiner Nation das Freiheitslied gedichtet, das, ähnlich der griechischen Hymne, das Volk bis ins Innerste erschütterte: „Laß über meinem Haupte brüllen, Pulver, Feuer, Eisen, dem Feinde will ich Mut beweisen." Erst Artsruni gab diesem Liede Flügel in seiner Zeitschrift „Mschak", während Aghaian, Kamarkatiba, Kerope, Raffi, Pyatkanian und Emin das Evangelium der Gewalt verkündigten.

D. Die Kämpfe der Gregorianer mit den Unierten und den Protestanten.

Außerdem regte eine geistig-politische Bewegung das armenische Volk in seinen Tiefen auf und brachte es durch Streit und Kampf zur Einigkeit, zum Bewußtsein seiner nationalen Geschlossenheit gegenüber seiner kirchlichen Spaltung. Es waren dies die Kämpfe der gregorianischen Kirche, vor allem des Patriarchats von Konstantinopel mit den Römisch-Unierten und den Protestanten unter ihren eignen Landsleuten.

a) Die unierten Armenier.

Die mit dem römischen Stuhl unierten Armenier hatten sich seit der Zeit der Kreuzzüge und der Unitoren erhalten und allmählich, wenn auch nicht stark, vermehrt. 1562 ließ Papst Pius IV. in Rom für sie eine Druckerei mit armenischen Lettern errichten, in der 1567 zuerst die Psalmen und andre Werke gedruckt wurden. Pius V. schenkte ihnen die Kirche zur heiligen Maria Aegyptiaca, das Hospital und die angrenzenden Gebäude. Seit Urban VIII. wurden die armenischen Zöglinge dem großen Kollegium der „Propaganda" überwiesen. Fast gleichzeitig mit dem Aufschwunge des Mechitaristentums (S. 200) wurde auch ein wirklich mit Rom in Gemeinschaft stehender Katholikat errichtet. Abraham, seit 1710 katholisch-armenischer

Bischof von Aleppo, gründete im Libanon das Kloster Kerem, dem er die Regel des heiligen Antonius gab. 1740 wurde er von seinen Anhängern zum Patriarchen von Sis geweiht und erhielt 1742 von Papst Benedikt XIV. das Pallium. Da er sich aber in Kilikien gegenüber den Verfolgungen der Gregorianer und dem altgläubigen (orthodoxen) Katholikos von Sis nicht halten konnte, verlegte er seine Residenz in den Libanon und starb dort 1749. Damals wanderten viele katholische Armenier nach Livorno aus und stellten sich mit ihrer Kirche unter den Schutz des Großherzogs von Toscana, „des Erben und Nachkommen der Rhupeniden und der cyprischen Lusignans". Von 1740—1866 haben dann acht Patriarchen den Titularthron von Sis mit der Residenz Bezumar im Libanon innegehabt. Ihre Obedienz erstreckte sich auf Kilikien und Syrien.

Dagegen standen die unierten Armenier von Konstantinopel und Kleinasien unter einem römisch-apostolischen Delegaten in der Hauptstadt; in weltlicher Beziehung waren sie dem altgläubigen Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet. Das führte zu Unzuträglichkeiten und 1828 zu einer harten Verfolgung der katholischen Armenier in Konstantinopel. Schon Anfang Januar 1828 waren einige unierte Sarafs, Bankiers, aus Stambul ausgewiesen worden. Einige Zeit später, mitten in einem ungewöhnlich harten Winter, wurde plötzlich ein Hattischerif veröffentlicht, wonach alle dieser Konfession angehörigen, von Angora und den benachbarten Dörfern stammenden Leute binnen 12 Tagen in ihre Heimat zurückkehren sollten. Gegen 12,000 Seelen, darunter 42 Geistliche, wurden aus Konstantinopel vertrieben; an 400 Kinder sollen auf dem Wege nach Angora dem Hunger und der Kälte erlegen sein. Viele traten zum Islam über, um sich der grausamen Maßregel zu entziehen. Pertew Effendi, ein echter Türke, war durch Bestechung des Patriarchats gewonnen worden und hatte die Zustimmung des Sultans Mahmud II. durch einen Bericht zu erlangen gewußt, der die verhaßten Nebenbuhler der rechtgläubigen Sarafs des Hochverrats und des Bündnisses mit einem „auswärtigen Suverän", dem Papste, beschuldigte. Als aber der monophysitische Patriarch die Not seiner Landsleute für seine Konfession auszubeuten suchte, verbot ihm der Kriegs- und Polizeiminister Chosrew Pascha jede Proselytenmacherei und erklärte ihm, daß, wenn der Pforte an der Bekehrung der Katholiken gelegen wäre, sie zum Islam und nicht von einer schlechten Religion zu einer andern ebenso schlechten übertreten müßten. Erst nach dem russisch-türkischen Krieg und durch das Eintreten Frankreichs 1831 erhielten die „Dissidenten" trotz Rußlands Widerspruch ihre Selbständigkeit als Millet (Nation) und einen Mohammedaner zum Vekil (Vertreter; S. 180 oben), 1835 sogar einen Patriarchen in der Person des Bischofs Agopos Tschukurian mit der Rechtsprechung auch über die Melchiten und Chaldäer, die unierten Griechen Syriens und Nestorianer Mesopotamiens. Die geistliche Gewalt erhielt ein Primas, der vom Papst abhing, während der Patriarch mit der weltlichen Gewalt Unterthan des Sultans blieb.

Infolge dieser staatsrechtlichen Zwitterstellung konnte eine Verwicklung um so weniger ausbleiben, als die katholisch-armenische Kirche durch zahlreiche Bekehrungen in Urfa, Biredjik, Marasch, Malatia immer mehr erstarkte. Als Pius IX. 1867 auf Wunsch der katholischen Armenier in der Bulle „Reversurus" auch den Sitz des Primats vom Libanon nach Konstantinopel verlegte, erkannte eine Synode der Unierten den Patriarchen des Papstes, Hassun, nicht an, weil er die bisherigen Freiheiten der Union beschränkte; und 1870, anläßlich des vatikanischen Konzils, sagten sie sich völlig von Rom los. Es kam zu Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten in Konstantinopel mit Hilfe türkischer Soldaten. Die geistig hervorragendsten Männer, alle Antonianer, die meisten Mechitaristen von Venedig, standen auf dieser Seite. Erst

1888 erfolgte die Versöhnung, nachdem sich schon 1879 Kupelian, ihr Patriarch, dem Papst unterworfen hatte. Ihren Forderungen, besonders der Erhaltung der armenischen Sprache und Liturgie, stimmte Leo XIII. feierlich zu. Die Gesamtzahl der unierten Armenier beträgt nach den Listen der Propaganda 103,000 Seelen; darin sind aber die unierten Armenier in Ungarn, Rußland und Persien nicht mitgezählt.

b) Der Protestantismus in Armenien.

Die Geschichte des armenischen Protestantentums ist zugleich auch seine Leidensgeschichte. Schon 1760 hatte der Priester Debaschi in Konstantinopel die Geißel schonungslos über die Priester und Bischöfe seines Volks geschwungen, ihren Widerspruch zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben aufgedeckt, dem Volke seinen sinnlosen Aberglauben und äußerlichen Gottesdienst vorgeworfen. Aber die Bildung evangelischer Gemeinden ist erst eine Frucht der neusten Zeit, hervorgegangen zunächst (1813) aus der Verbreitung der altarmenischen Bibelübersetzung durch die russische (1815) und englische (1817) Bibelgesellschaft. Während dadurch auf die Geistlichkeit eingewirkt wurde, hat die englische Bibelgesellschaft 1823 durch neuarmenische und türkische Übersetzungen auch den Laien die heilige Schrift zugänglich zu machen gesucht, fand aber dadurch den heftigsten Widerstand bei der gregorianischen Kirche. In demselben Jahre, wo die amerikanische Missionsgesellschaft der Kongregationalisten zum erstenmal durch Missionar Porson Jerusalem besuchen ließ, wurden die ersten deutschen Missionare von Basel nach Armenien geschickt. Zwei Grundsätze, die bis auf den heutigen Tag die Leitgedanken ihrer segensreichen Thätigkeit geblieben sind, wurden ihnen besonders eingeprägt: nicht die eigentliche Missionsarbeit, die „Bekehrung", sondern die Wiederbelebung der erstorbnen frühchristlichen Kirche durch Gottes Wort sei ihre Aufgabe, also auch nicht deren Überführung zu einer der bereits bestehenden Kirchen des Abendlands; die Übersetzung, Erklärung und Einführung in das Verständnis der Bibel seien die Mittel, wodurch man mündlich und schriftlich, in der Schule und bei der Predigt, wirken müsse. In Schulscha arbeitete 1822—35 die Basler Mission unter ihren Pionieren Dittrich, Zaremba, Hohenacker, Wöhr, Pfander, Haas, Judt, Sprömberg, Hörnle, Schneider und Kreis, bis die russische Regierung und der Katholikos sie verboten. Ebenso segensreich wirkten Amerikaner und Schweden in Schamachi, Karakala, Tiflis, Baku, Lenkoran bis in die neuste Zeit, obwohl sie unter den Schwierigkeiten und der Unduldsamkeit der russischen Regierung wie der armenischen Geistlichkeit zeitweise viel auszustehen hatten. Seit 1831 wirkten die Abgesandten des amerikanischen Boards erst in der Hauptstadt, wo von den Armeniern selbst eine theologische Schule, dann von den Amerikanern 1840—62 das theologische Seminar in Bebek gestiftet wurde, das 1862 nach Mersiwan verlegt und durch den Amerikaner Robert glänzend ausgestattet wurde; ihr wohlthätiger Einfluß breitete sich bald unter Eli Smith, Dwight und Goodell in zahlreichen Schulen und Spitälern über die drei Reiche aus. Besonders nahe traten sie dem heilbedürftigen Volke dadurch, daß sie es in seiner Sprache belehrten. Ihre Hilfe in Krankheit, Sorge und Hungersnot hat keinen Unterschied der Rassen und Konfessionen gekannt. Tausende von Armeniern, Griechen, Syrern, Jakobiten und andern Christen haben, da die Mohammedaner durch ihre Behörden behindert waren, ihre Erziehung in protestantischen Schulen erhalten, ohne ihre Verbindung mit ihrer Kirche aufzugeben.

Der große Einfluß, den die Protestanten sowohl mittelbar wie unmittelbar ausübten, kam recht deutlich zum Ausdruck in dem von ihnen eingeleiteten Hilfswerk, als nach dem Berliner Kongresse die Verfolgung über Armenien hereinbrach. Noch 1883 hatte eine Untersuchungsreise

des amerikanischen Boards in den Stationen seiner Mission die Thatsache ergeben, daß im Grund alle Armenier nur den Glauben bekennen wollten, den Gregor der Erleuchter verkündet hatte. Bei den Armeniern sind Religion und Nation unauflöslich miteinander verquickt. Deshalb gerieten die Amerikaner schon 1839 mit der hohen Geistlichkeit in Streit, und 1844 schleuderte der Patriarch Mattheos von Konstantinopel auf Verlangen des Patriarchen von Etschmiadsin, der russischen Regierung und des Sultans einen furchtbaren Fluch gegen die neue Sekte, die allen dreien gefährlich zu werden schien. Es erfolgten darauf Verfolgung, Einkerkerung, Abführung ins Irrenhaus, Verbannung, Angriffe des Pöbels. Haß und Verachtung, Schließung ihrer Schulen wurde den Märtyrern des Evangeliums von ihren Volksgenossen zu teil, bis der englische Botschafter Sir Stratford Canning sich warm der arg Bedrückten annahm, 1846 ihre Duldung und im November 1850 ihre vollständige Loslösung als religiöse Körperschaft (= Millet) unter einem Vekil (S. 180 und 205) und 1853 ihre völlige Gleichstellung mit den übrigen Millets durchsetzte. Die Pforte hatte vor allem deshalb mit ihrer Anerkennung so lange gezögert, weil sie fürchtete, das den Rajahvölkern von Mohammed II. 1453 verliehene Priesterregiment zu gefährden, das ihr die unterworfnen Rajah im Schlummer sklavischen Gehorsams zu erhalten half.

E. Die armenische Frage.

Aber nun kam die letzte furchtbare Erschütterung über das Türkische Reich. Die Russen standen 1876 siegreich in Erzerum und vor den Mauern von Stambul. Im 16. Artikel des Friedens von Santo Stefano las man 1877 den folgenschweren Satz: „Da die Räumung des Gebiets, das die russischen Truppen in Armenien besetzt halten, und das den Türken wieder zurückgegeben werden soll, Streitigkeiten und Verwicklungen herbeiführen könnte, die für das Bestehen der guten Beziehungen beider Länder verhängnisvoll werden könnten, so verpflichtet sich die Hohe Pforte, ohne weitern Verzug die Verbesserungen und Reformen, wie sie durch die örtlichen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen geboten sind, in Kraft treten zu lassen und deren Sicherheit gegen die Kurden und Tscherkessen zu verbürgen."

Die englische Regierung (Lord Beaconsfield) machte gegen diesen Vertrag Einwendungen, da er die Türkei von der Gnade Rußlands abhängig mache und in Widerspruch stehe mit den Abmachungen früherer Verträge, wonach die Türkei unter den Einfluß der Großmächte gestellt war. Auf ihre Veranlassung tagte im Sommer 1878 der Berliner Kongreß, auf dem alle Großmächte vertreten waren. Am 13. Juli desselben Jahrs wurde der Berliner Vertrag zwischen Rußland, England, Österreich, Frankreich, Deutschland, Italien und der Türkei unterzeichnet, wodurch der von Santo Stefano aufgehoben wurde. Der Berliner Vertrag erkannte die geforderte Gebietsabtretung in Asien an, ausgenommen die des Thals von Alaschgerd und des Bezirks von Bajasid, und traf zu gunsten der Armenier — anstatt der eben angeführten — im 61. Artikel folgende Bestimmung: „Die hohe Pforte übernimmt es, ohne weitern Verzug die Verbesserungen und Reformen, wie sie durch die örtlichen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen Erzerum, Wan, Bitlis, Diarbekir, Mamuret el-Asis und Siwas (s. die Karte bei S. 198) geboten sind, durchzuführen und deren Sicherheit gegen die Tscherkessen und Kurden zu verbürgen. Sie wird von Zeit zu Zeit den sechs Signatarmächten, die deren Ausführung überwachen werden, die Schritte bekannt geben, die sie in dieser Hinsicht unternommen hat." Durch diesen Artikel 61, der durch Lord Salisbury, damals Staatssekretär des Auswärtigen (vgl. Bd. VIII, S. 367), in Vorschlag gebracht war, wurde die Verpflichtung, welche

die Türkei hinsichtlich des Schutzes der Armenier Rußland gegenüber eingehen sollte, durch eine Verpflichtung der Türkei den sechs Mächten gegenüber ersetzt: die Armenier, die nach Santo Stefano ermutigt waren, auf Rußland als ihren Freund zu sehen, wurden nun veranlaßt, auf jene ihren Blick zu richten. Der armenische Patriarch Nerses, dessen Bitten die Einfügung des 16. Artikels in den Frieden von Santo Stefano zu danken war, hatte das harte Los seines Volks vor dem Berliner Kongreß dargelegt; einer seiner Abgeordneten war Erzbischof Khrimian, Katholikos von Etschmiadsin. Obwohl die Armenier als Unterthanen des Sultans bei dem Kongresse nicht mitzureden hatten, so war doch der 61. Artikel thatsächlich eine Antwort auf ihre Bitten.

Am 4. Juni 1878 wurde von der englischen Regierung und der Türkei im Geheimen ein andres Schriftstück unterzeichnet, das kurz darauf, noch ehe der Berliner Vertrag unterfertigt war, veröffentlicht wurde. Die „Cyprische Konvention" sicherte der Türkei das Bündnis Englands zu, falls Rußland noch mehr armenisches Gebiet behalten sollte, versprach Reformen für die Armenier und erlaubte England die Besetzung der Insel Cypern (S. 192). Englands Politiker wußten so gut wie alle Kenner des Orients, daß es der Türkei gegenüber ihren eignen mohammedanischen Unterthanen, besonders den fast unabhängigen Kurden und Tscherkessen, nicht möglich sein werde, die geforderten Reformen durchzuführen, wenn sie nicht durch einen Zwang, d. h. die noch in Türkisch-Armenien stehenden russischen Truppen unterstützt wurde. Dadurch aber, daß der britische Minister des Auswärtigen die Zurückziehung dieser Truppen vor Einführung der Reformen erzwang, gab er die Armenier ihren Henkern, den Kurden und Tscherkessen, wieder preis. Die Kurzsichtigkeit vollends, von Cypern aus eine Verteidigung der asiatischen Grenze der Türkei unternehmen zu wollen, wurde noch von der Einfalt übertrumpft, von dem Sultan freiwillig Reformen zu erwarten, die ihm im Osten des Reichs ein zweites Bulgarien und Ostrumelien geschaffen hätten. Treffend urteilte damals (zwei Jahrzehnte vor dem Ausbruche des Burenkriegs) George Herzog von Argyle: „In keinem Weltteil ist unsere nationale Politik von so unsittlichen und sinnlosen Beweggründen diktiert worden." Gleichwohl verfolgte die englische Regierung ihre Politik unbeirrt weiter. Im Jahr 1879 errichtete sie militärische Konsulate in acht wichtigen Mittelpunkten der Türkei und drängte die Pforte, sogleich die verlangten Reformen in der Verwaltung einzuführen. Es geschah jedoch nichts. Die Militärkonsulate erregten bei der armenischen Bevölkerung den Wahn, daß ihre Selbstverwaltung nahe sei, und sie wandte sich in Bitt- und Klageschriften nicht mehr an die türkischen Beamten, sondern direkt an die Konsuln.

Das Ministerium Gladstone erwirkte am 11. Juni 1880 eine identische Note der Mächte, welche die „vollständige und sofortige" Ausführung des 61. Artikels des Berliner Vertrags von der Pforte verlangte, und am 7. September 1880 eine Kollektivnote, welche die Forderungen einzeln durchging und als dringlich bezeichnete. Ein Satz darin sollte sich als prophetisch erweisen, daß der Grad von Gesetzlosigkeit, der in den armenischen Provinzen herrsche, aller Wahrscheinlichkeit nach die Vernichtung der christlichen Bevölkerung in diesen Gebieten zur Folge haben werde. Als aber England 1882 Ägypten besetzte, da hatte es das Vertrauen der Pforte verscherzt. Nun trat ein völliger Umschlag in der Behandlung der armenischen Frage bei den Mächten ein. Deutschland zog sich offen zurück. England behielt nur seine Militärkonsulate in Wan, Diarbekir und Erzerum bei. Auch Rußland wechselte seine Haltung, was mit dem Wechsel der Politik unmittelbar nach dem Tod Alexanders II. zusammenhing. Jetzt begannen Russifizierung und gesteigertes Mißtrauen gegenüber volkstümlichen und freiheitlichen Regungen. Seit 1884 verstand man in Konstantinopel vollständig, daß man von Rußland,

das sich mit weitausgreifenden Plänen in Mittel- und Ostasien trug, in der armenischen Frage wahrscheinlich nichts zu fürchten habe.

F. Die Aufstände und ihre Unterdrückung.

Aber in Armenien standen die Ereignisse nicht still. Dort hatten die Schutz- und Rechtlosigkeit, die Bedrückungen der Steuerpächter, die Räubereien der Kurden und Tscherkessen unter der aufgeklärten Stadtbevölkerung wie unter dem geduldigen Volke der Bauern, dank der Anwesenheit der englischen Militärkonsuln und auswärtiger armenischer Agenten allmählich jene Gewitterschwüle erzeugt, die dem Sturme vorangeht. Die Tscherkessen waren in den Zeiten, da Rußland den Kaukasus eroberte, in die Türkei eingewandert und hatten ihr Herrenrecht des Raubs in Hocharmenien und im Tauros regelrecht beibehalten. Die Kurden, die von ihrem Hauptsitze Bitlis am Wansee bis an den Euphrat und Halys schweiften, erhoben, von der Pforte niemals gänzlich unterworfen, von den armenischen Dörfern Tribut (Khafir). Gleich dem Wilde des Hochgebirgs wechselten diese Nomaden beständig ihr Operationsfeld dies- und jenseit unzugänglicher Pässe Kurdistans und Persiens, indem sie durch Raub, Mord und Schändung der Schrecken bald des einen, bald des andern Thals wurden. Zum Unglücke kam 1891 der Sultan auf den Gedanken, diese zügellosen Gesellen in Kavallerieregimenter (Hamidieh) zusammenzufassen und mit modernen Gewehren zu bewaffnen, um ihre Kriegslust in eine bessere Bahn zu leiten. Hatte sich aber ihre Taktik und Zucht schon im russischen Krieg in keiner Weise bewährt, so wurden sie im Frieden eine Geißel des Lands, von Türken und Christen in gleicher Weise verflucht. Freilich standen bei der Unsicherheit jener Gegenden und der dadurch bedingten Straflosigkeit selbst unter den Armeniern kühne Palikaren und Klephthen nach Art der griechischen Freiheitshelden auf, die, begünstigt durch die furchtsame Landbevölkerung und die absichtlich schlecht behütete russische und persische Grenze, im Dienste der rächenden Gerechtigkeit ein Raub- und Mordhandwerk trieben, das schwer auf dem Lande lastete und den Gerechten wie den Ungerechten leiden, den Schuldigen mit dem Unschuldigen büßen ließ. So beunruhigte der Räuberhauptmann Serop mit seiner wohlbewaffneten Bande von Flüchtlingen („Fedai"), die beständig aus Rußland und Persien Zuzug erhielt, jahrelang das Vilajet Bitlis.

Die Flamme des Aufruhrs sollte aber nicht zuerst in Hocharmenien, sondern im kilikischen Tauros, nordwestlich von Tarsos und Iskanderun, hell zum Himmel schlagen. In dem Gebirgsstocke von Zeitun, bei Sis, Marasch und Andrun, lebte seit dem Sturze des Rhupenidenreichs (S. 199) eine wehrhafte, wohlhabende und arbeitsame Bevölkerung von Hirten, Bergleuten und Bauern, die sich den Türken und Turkmenen gegenüber fast unabhängig hielten. Die Familien der „Prinzen von Zeitun" zahlten wohl Tribut an die Pforte, waren aber sonst, wie beispielsweise heute noch die Albanesen und Kurden, unabhängig. Ihre Volkssänger, die Aschugen, verherrlichten die Siege über die Türken (1819, 1849, 1857 und 1862) und hielten den Vaterlandsgedanken wach. Am 15. Juni 1876 war es während des russisch-türkischen Kriegs zu neuen Kämpfen gekommen. Im Jahr 1878 wollte eine türkische Kommission den Artikel 61 des Berliner Vertrags einführen. Die Zeitunioten unterwarfen sich, bewogen durch die Versprechungen des englischen Konsuls von Aleppo, und erlaubten den Bau einer türkischen Kaserne. Aber 1884 führte ein blutiger Widerstand gegen die harte Steuereintreibung türkischer Soldaten wieder zum Aufstand, und die geheime Gesellschaft der Siragan (der Liebenden) trug den Kleinkrieg von Ort zu Ort. Von Paris und London eilten gebildete Armenier, wie Garabed Nischan, ihren Landsleuten zu Hilfe. Die vier „Barone" von Zeitun: Mleh, Hratschia,

Abah und Aghassi, organisierten den Widerstand bis aufs Messer, den ihr Haupt, Garabed Gir Panossian, genannt Djellad (Henker), leitete; gleich den griechischen und albanesischen Palikaren oder den Helden der Crnagora, schuf er aus dem Tauros ein kleines Montenegro. Als die Türken ein Franziskanerkloster zerstörten und den Pater Salvadore ermordeten, da eilten die Armenier den Katholiken zu Hilfe. Es zeigte sich, daß die Spaltung, welche die verschiednen Missionen in die armenische Kirche gebracht hatte, längst der höhern „Einheit in Christo" gewichen war. Bis 1896 widerstanden sie mit ihren tapfern Frauen den Türken, die zuletzt unter Chemsi und Edhem Pascha, bis 40,000 Mann stark, Zeitun umschlossen. Endlich unterwarfen sie sich einer europäischen Einmischung, erhielten Verzeihung, einen christlichen Kaimakam und eigne Gensd'armerie. Nun begann das Liebeswerk der Europäer und Amerikaner, da Hungersnot und Seuchen wüteten.

Der Widerstand Zeituns und sein Erfolg hatten aber auch in den Gebirgen Hocharmeniens den Geist der Unabhängigkeit geweckt. Noch 1887 hatte in Rußland der hauptsächliche Vertreter des armenisch-nationalen Gedankens, der Armenier und russische General Michael J. Tainow Graf Loris-Melikow sich mit seinen ägyptischen Landsleuten, den Ministern und Staatsmännern Nubar, Tigranes und Boghos, vereinigt und die Association anglo-arméniénne gegründet, die es sich zur Aufgabe setzte, die Wiederherstellung des alten Armeniens auf diplomatischem Wege zu betreiben. Aber das damalige Rußland (S. 208 unten) hatte nicht mehr die Stimmung, im Osten der Türkei sich ein neues „undankbares Bulgarien" zu schaffen. Armenien war vielmehr für die russische Politik die Frucht geworden, die reifen sollte, um ihr von selbst in den Schoß zu fallen. Wie in Polen, Ungarn, Persien und Ägypten spielten reiche und gescheute Armenier seit langem in Rußland eine Rolle. Die Generale Dergugasso, Lazarew, Bebutow, Argantinsky, Madatow und der Künstler Adamian waren Armenier.

Doch vorerst sollte ihr Einfluß mächtigern Kräften weichen. In London und Paris bildeten sich gleichzeitig 1887 unter Hampuntzun, Daniel, Garo und Danabian die Geheimbünde Hintschak (Glocke) und Droschak (Fahne), die gegenüber der Erklärung eines türkischen Ministers: „um die armenische Frage aus der Welt zu schaffen, gebe es nur den Weg, die Armenier aus der Welt zu schaffen", zur That schritten. Möglich, daß in den Revolutionsausschüssen, die von Tiflis, Odessa, Athen und Genf ausgingen, Anarchisten und Nihilisten vertreten gewesen sind; jedenfalls hatten die Hilfsvereine, die sich, als die Schlächterei begann, in Ostindien, Amerika und Europa unter den Gebildeten aller Stände und Konfessionen bildeten, nicht das mindeste mit ihnen zu schaffen. Vollends das Landvolk und die Geistlichkeit in Armenien, ebenso wie die amerikanischen Missionen, standen solchen Plänen schon wegen ihrer Aussichtslosigkeit schroff gegenüber.

Südlich von der fruchtbaren Hochebene von Musch und diese von dem nördlichen Teile der großen mesopotamischen Ebene trennend, liegt eine wilde, aber in den Thälern fruchtbare Gegend, 2—3000 m über dem Meere, nur von Bergpfaden durchkreuzt und an vielen Orten mit Wald bewachsen. Hier saßen Armenier und Kurden dicht bei einander, die einen den andern den üblichen Tribut (Khafir) entrichtend. Im Jahr 1893 wurden einige dieser Räuber angestiftet, die armenischen Dörfer im Bezirke von Talori anzugreifen. Die Kurden, zurückgeschlagen, beklagten sich bei den Behörden gegen die „Empörer", und türkische Truppen halfen ihnen, die „Steuern einzutreiben". So kam es zu den Blutbädern von Sassun, denen 900 bis 1500 Menschen zum Opfer fielen. Auf die Vorstellungen der Mächte wurde am 26. Januar 1895 eine türkische Kommission abgesandt, um die „verbrecherischen Handlungen armenischer

Räuber zu untersuchen". Endlich begaben sich die Konsularabordnungen selbst in das Gebiet von Sassun und Musch und stellten die Schuldlosigkeit der armenischen Bevölkerung fest. Die Mächte verlangten unterm 11. Mai 1895 eine dauernde Aufsichtsbehörde mit einem Obmanne. Die türkische Regierung antwortete mit dem Gegenvorschlag eines ausführlichen Reformplans in 16 Artikeln und bewilligte eine weitgehende Amnestie für alle verdächtigten Armenier.

Am 30. September 1895 wünschten die Armenier Konstantinopels, dem Drängen der Mächte auf Einlösung der Versprechungen des Berliner Vertrags dadurch Nachdruck zu geben, daß sie dem Großwezir eine Bittschrift überreichten, in der die Klagen und Forderungen ihres Volks niederlegt waren. Ein Zug von 2000 Armeniern bewegte sich durch die Straßen von Stambul auf die hohe Pforte zu. Es kam zu einer Schlägerei mit den Softas; Schüsse wurden gewechselt, bei denen ein Major erschossen wurde, und die Polizei jagte die Demonstranten auseinander; einige, vom Pöbel niedergeworfen, wurden von Gensd'armen erschossen, Verhaftete im Polizeigebäude mit Bajonetten erstochen, armenische Chans (Herbergen) in der Nacht erstürmt. 500 Armenier wurden nachträglich festgenommen. Eine allgemeine Angst trieb die übrigen in die armenischen Kirchen, aus denen sie erst durch das Einschreiten der Botschafter befreit wurden. Dieses unheilvolle Ereignis war das Zeichen für Hunderte von Metzeleien, die, Schlag auf Schlag mit Trompetengeschmetter eingeleitet und beschlossen, in allen sechs Provinzen, die mit Reformen beglückt werden sollten, und über diese hinaus in weitern vier Provinzen die christliche Bevölkerung furchtbar trafen und die Überlebenden dem Hungertod oder dem Glaubenswechsel überlieferten. Von Konstantinopel wälzte sich die Vernichtung nach Akhissar, Trapezunt, Erzinghian, Baiburt, Bitlis, Erzerum, Arabkir, Diarbekir, Malatia, Charput, Siwas, Amasia, Aintab, Mersiwan, Marasch, Kaisarieh, Urfa. Nach dem Botschafterberichte vom 4. Februar 1896 an den Sultan ist anzunehmen, daß zwischen August 1895 und Februar 1896 an 70—90,000 Menschen hingeschlachtet worden und daß noch mehr durch Hunger und Kälte umgekommen sind. Besonders in England, im Deutschen Reich und in der Schweiz waren die Besten der Nation am Werke, Hilfe zu senden. Johannes Lepsius in Berlin setzte durch seine Flugschrift „Armenien und Europa" wie durch seine Zeitschrift „Der christliche Orient" Hunderttausende in Bewegung. Amirchanjanz, Awataranian und Garabed Thoumajan wirkten in Schrift und Wort für die Linderung des Elends ihrer Glaubensbrüder.

Doch auch die Revolution des „Hintschak" war nicht unthätig. Angereizt durch den Aufstand der Griechen auf Kreta hatte sie Aufrufe an die Botschafter und an die türkische Regierung um Einführung der Reformen entsandt und drohte mit Unruhen, falls die Verfolgungen, Einkerkerungen und Foltern nicht aufhörten. Diese Drohungen wurden im August 1896 wiederholt. Am 26. August machten 26 Armenier der revolutionären Partei aus Rußland einen plötzlichen Angriff auf die ottomanische Bank in Konstantinopel; sie erklärten, daß sie diese besetzt halten und in die Luft sprengen würden, falls der Sultan ihre Forderungen abschlage, wurden jedoch durch den russischen Dragoman unter Zusicherung freien Abzugs überredet, sie wieder zu verlassen. Inzwischen hatte aber die erregte Stadt unter Führung von Kurden und Lasen einen Gegenschlag bereitet, der 7000 Menschen das Leben kostete. Am 27. drohte der englische Geschäftsträger, Matrosen ans Land zu bringen, wenn das allgemeine Schlachten nicht eingestellt werde. Die Depesche der Botschafter an den Sultan lautete: „Bedauern Ereignisse sehr, müssen sofort aufhören oder stellen Bestand der Türkei und ihrer Dynastie in Frage." Die Kollektivnote vom 31. August betonte, daß es sich keineswegs um zufällige Ansammlungen einer fanatischen Menge gehandelt habe, sondern alle Anzeichen einer besondern Organisation

vorlägen, die gewissen Agenten der Behörden bekannt, wenn nicht geradezu von ihnen geleitet war. Mit den Reformen hatte es trotzdem sein Bewenden: es blieb bei den papiernen Einsprüchen der Großmächte.

Armenien hatte sich bei dem gewaltigen Aderlasse verblutet; die armenische Frage fing an, zu versumpfen — was natürlich örtlich beschränkte Wiederholungen der frühern Gemetzel als Folge von Selbsthilfe und Unbotmäßigkeit einzelner armenischer Banden (so der Antraniks zwischen Musch und Sassun, November 1901 bis Mai 1904) durchaus nicht ausschließt. Die Eifersucht Rußlands (das im Januar 1904 den gregorianischen Erzbischof Georgiens, Kework Surenian, wegen seines Widerstands gegen eine weitere Russifizierung der Finanzverwaltung der Eparchie seines Amts enthob) und die Englands hatten seit einem halben Jahrhundert jedes thatkräftige Einschreiten verhindert; die Augen Europas wandten sich wichtigern Ereignissen zu: den Kriegsschauplätzen in China, auf Cuba, den Philippinen und in Südafrika. Schon am 20. Februar 1894 hatte der französische Botschafter Pierre Paul Cambon an Casimir-Périer geschrieben: „Es gibt keine Lösung für die armenische Frage". Die armenische Frage ist eben nur ein Teil der orientalischen Frage und diese selbst nur eine Figur im Schachbrette der hohen Politik. Die politischen Ziele der Armenier sind nicht die Errichtung ihres alten Königreichs, was bei der Durchsetzung ihres Verbreitungsgebiets mit fremden Völkerbestandteilen (s. die Karte bei S. 198) ein Ding der Unmöglichkeit wäre, sondern die Erhaltung der Nation, Kirche und Sprache, verbunden mit der Hebung ihres sozialen und sittlichen Zustands. Was hierfür ersehnt wird, das ist Bewegungsfreiheit durch eine Verwaltungsreform. Reformation der Geistlichkeit und der Bistumsverwaltungen, Beschaffung von Mitteln zur Hebung der christlichen und nationalen Volkserziehung und Einstellung der Auswanderung, so lautete das Ideal des jüngst verstorbnen Katholikus von Etschmiadsin. Paul Rohrbach hat mit Recht hervorgehoben, jedes Urteil über die Armenier sei von vornherein verkehrt, wenn es nicht davon ausgehe, daß das Volk nach Geburt, Erziehung und Lebensanschauung orientalisch ist. Wenn ihre Fehler auf der einen Schale gewogen werden, so darf die armenische Nation ihre Leiden in die andre werfen.

III. Die Albaneſen.

Von

† Prof. Dr. Karl Pauli.

Überarbeitet und ergänzt

von

Dr. Hans F. Helmolt.

1. Die Landschaft Albanien.

Zwischen dem 39. und 43. Grade nördlicher Breite liegt auf der Balkanhalbinsel ein 100 Stunden langes und durchschnittlich 30 Stunden breites Küstenland, das von einem eigenartigen Volksstamme bewohnt ist, den wir Albanesen nennen. Das Land ist wenig durchforscht; eigentlich sind es nur zwei Männer, die sich um seine Kenntnis Verdienste erworben haben. Der eine ist Johann Georg von Hahn, der als österreichischer Generalkonsul vor einem halben Jahrhundert das Land und seine Bewohner sorgfältig durchforschte und eine Fülle wertvollen Stoffs darüber beigebracht hat; der andre ist Gustav Meyer, dem wir die wissenschaftliche Durchforschung des Albanesischen verdanken. Das Volk der Albanesen wird von den Serben als Arbanassi, von den Griechen als Arvanitis, von den Türken und Bulgaren als Arnaut bezeichnet, während sie selbst in ihrer eignen Sprache sich Schkjipetaren nennen. Der erstere dieser Namen kommt von der Landschaft Arberi, wie sie im toskischen, oder Arbeni, wie sie im geg(h)ischen Dialekt heißt, dem Gebiete der akrokeraunischen Berge, und ist dann auf das ganze Volk übertragen worden (wie es unter anderm Tacitus vom Namen der Germanen berichtet). Der Name Schkjipetar dagegen bedeutet „der Verstehende" und bezeichnet die, die eben die Landessprache verstehen. Doch darf dies nicht für völlig sicher gelten. Wenn bloß die Formen škjipóig, „ich verstehe", das vom lateinischen excipere abgeleitet sein soll, und škjipëtár vorlägen, so ließe sich kaum etwas dagegen einwenden. Allein es gibt eine einfachere Form škjip, die ein Adverbium ist und „albanesisch" bedeutet; davon kommt zunächst das Adjektivum škjipe, „die albanesische (Sprache)". Aber ein Adverb škjip kann kaum vom lateinischen excipere herkommen. Schon v. Hahn macht auf diese Schwierigkeit aufmerksam, wenn er sagt: „da das Zeitwort (škipóig) seiner Form nach als ein abgeleitetes erscheint, so fragt es sich, ob es nicht .... ursprünglich die Bedeutung von ‚albanesisch verstehen' gehabt habe, welche dann später generalisiert wurde". Als Grundbedeutung von škjip läßt sich immerhin „klar, verständlich" vermuten.

Die Albanesen bewohnen nicht die ganze oben bezeichnete Landschaft. Nur der Norden ist rein albanesisch, während der Südosten rein griechisch ist, der Südwesten hingegen beide Stämme so gemischt enthält, daß die Kinder gleichzeitig beide Sprachen lernen. Außerdem wohnen am Pindos Rumänen, in den entsprechenden Grenzstrichen auch Bulgaren und Serben. Anderseits findet sich der Volksstamm der Albanesen auch weit über seine Landesgrenzen hinaus verbreitet. Am Schardagh hat er den ganzen Westen des türkischen Serbiens inne, reicht nach Bosnien hinein und bewohnt die westlich und südwestlich von Nowi Bazar gelegnen Bergstriche. In großen Scharen wohnen Albanesen ferner im Königreiche Griechenland, wo fast ganz Attika außer Athen und dem Peiraieus, Megara außer der Stadt, Böotien und die Inseln Hydra und Spetsä (Spezzia), aber auch noch manche andre Gebiete von ihnen bewohnt sind. Doch ist hier überall im Laufe des 19. Jahrhunderts das Albanesentum äußerlich dadurch stark zurückgegangen, daß viele albanesischen Familien, weil die Griechen als die vornehmere Nation

galten, griechische Familiensprache und griechische Sitten angenommen haben. In Italien sind etwa 80,000 Albanesen angesiedelt, die sich auf die ehemaligen Provinzen Calabria ulteriore und citeriore, Basilicata, Capitanata, Terra d'Otranto, Abruzzo ulteriore und Sizilien verteilen. Die ersten sind um 1460 von Ferdinand I. von Neapel herübergeholt worden. Ihre Zahl war wohl ursprünglich bedeutender; doch sind auch von ihnen viele in Sprache, Kleidung und Sitten vollständig italianisiert worden. Drei kleine albanesische Kolonien befinden sich endlich auf österreichischem Boden: eine an der Save zwischen Schabatz und Mitrowitza, eine bei Zara und eine bei Pola.

2. Die Bewohnerschaft Albaniens.

Die Albanesen teilen sich in zwei Hauptstämme, die auch sprachlich voneinander verschieden sind, die Tosken und Geg(h)en. Jene bewohnen den Süden, diese die Mitte und den Norden des Landes. Die Mundarten beider sind so verschieden, daß sie sich nur notdürftig gegenseitig verstehen, sich erst nach und nach an die Sprechweise des andern Stammes gewöhnen müssen. Zwischen beiden Stämmen besteht übrigens von alters her starke Abneigung. Man hat die Verschiedenheit der Dialekte darauf zurückführen wollen, daß die Bewohner des Nordens im Altertum Illyrier, die des Südens dagegen Ep(e)iroten gewesen seien. Diese Annahme ist schwerlich haltbar. Abgesehen davon, daß wir über die Ethnographie der alten Epiroten selbst keineswegs völlig im klaren sind, so wird auch weiterhin dargethan werden, daß die Vorfahren der Albanesen überhaupt keine Illyrier, sondern Thraker gewesen sind. Man wird sagen dürfen, das Gegische ist das Thrakische in illyrischem Munde, das Toskische in griechischem, daß also ein Unterschied vorliegt etwa wie zwischen lombardischem und toskanischem Italienisch, d. h. Lateinisch in gallischem und Lateinisch in etruskischem Munde.

Auch hinsichtlich der Religionsverhältnisse bildet das Land keine Einheit. Während der Norden vorwiegend römisch-katholisch ist, überwiegt im Süden die griechisch-katholische Kirche. Außerdem aber ist der Islam fast über das ganze Land verbreitet, und die Zahl seiner Bekenner soll ungefähr der der Christen gleichkommen. Die vornehmen Familien, besonders in den Städten, sind Mohammedaner; daneben gibt es aber auch einzelne geschloßne ländliche Bezirke, die mohammedanisch sind. Selbstverständlich waren auch diese dereinst sämtlich Christen und sind nur, dem in den verschiedensten Formen sich äußernden Drucke der Türken nachgebend, zu sehr verschiednen Zeiten, bis in unser Jahrhundert hinein, zum Islam übergetreten. Nur der Stamm der Miriditen im Norden ist rein katholisch geblieben, weil jedes Glied, das vom Glauben abfällt, sofort das Land verlassen muß. Außerdem gibt es auch Bezirke, die den Islam nur zum Schein angenommen haben, insgeheim aber nach wie vor sich zum Christentume bekennen.

Obgleich demnach die Albanesen räumlich, religiös und sprachlich geschieden sind, so bilden sie dennoch eine einzige Nation mit scharf ausgeprägtem Volkscharakter; der italienische Albanese Vincenzo Dorsa hatte vollkommen recht, wenn er sein Buch über die Albanesen 1848 „Alla mia nazione divisa e dispersa ma una“ widmete. Diese Einheitlichkeit ihres Volkscharakters liegt vor allen Dingen in dem ihr ganzes Volksleben beherrschenden Familiengedanken. Aus der Geschlossenheit der Familie erklärt sich das zähe Festhalten an den uralten Bräuchen, von denen alles, was das häusliche Leben betrifft: Geburt, Verlobung, Hochzeit, Tod, umgeben ist, aus ihr die furchtbare Geißel des Volks, die Blutrache, aus ihr die politische Ohnmacht des Lands trotz der großen Tapferkeit seiner Bewohner.

A. Die Reste eines volkstümlichen Glaubens aus heidnischer Zeit.

Der ausgeprägt konservative Zug, der in allem diesem liegt, hat neben den verschiednen Religionen, zu denen die einzelnen sich amtlich bekennen, auch noch für die Erhaltung zahlreicher Reste eines ältern heidnischen Volksglaubens Sorge getragen. Als solche Überbleibsel führt v. Hahn die Elfen, einen Hausgeist, drei Ungetüme, Kutschedra, Sükjenneſa und Ljubia genannt, die Ore, die Mauthi, die Fatilen, die Diwe, die Fljamea, die Kukudi, die Wurwulak (bei den Gegen Ljuwgat und Karkantscholi genannt), die Schtrigea, die Dramgua, die geschwänzten Menschen an. Freilich brauchen diese dämonischen Wesen keine Reste alten, echt albaneſischen Volksglaubens zu sein: wahrscheinlich liegen teilweise auch Niederschläge altgriechischen, römischen, slawischen, türkischen und vielleicht zigeunerischen Volksglaubens vor. Woher die einzelnen Bestandteile dieses Volksglaubens stammen, ist allerdings schwer festzustellen. Man könnte zunächst, an die Benennungen der einzelnen Wesen sich haltend, annehmen, daß sie von demselben Volke stammten, aus dessen Sprache sie benannt sind. Doch dies wäre trügerisch: der Wortschatz des Albaneſischen ist ja auf allen Gebieten des Lebens ein so buntes Gemisch aus allen möglichen Sprachen, daß sehr wohl auch in der Mythologie fremde Namen für einheimische Gestaltungen vorliegen könnten.

Die Elfen, als die Glücklichen oder die Bräute des Bergs bezeichnet, haben viel Ähnlichkeit mit den gleichnamigen Gestalten der deutschen Mythologie. Sie sind meist weiblich, etwa von der Größe zwölfjähriger Kinder, von großer Schönheit, weiß gekleidet und duftig. Sie kommen des Nachts von den Bergen zu den Wohnungen der Menschen und holen sich schöne Kinder zum Tanze, nehmen auch manchmal kleine Kinder aus den Wiegen, um mit ihnen auf den Dächern zu spielen, bringen sie aber unbeschädigt zurück. Verwandter Art ist die Mauthi, wie sie in Elbaſſan heißt, womit die südalbanische „Schöne der Erde" wohl eins ist. Auch sie ist eine Fee, in Gold gekleidet und mit edelsteinbesetztem Fes. „Wer ihr dies raubt, der ist glücklich sein lebelang." Schicksalsgöttinnen sind die Ore und die Fatilen. Jene geht im Lande umher und erfüllt alle Segnungen und Verwünschungen, die sie hört, auf der Stelle. Die Fatilen sind genau die altgriechischen Moiren. Bei den attischen Albaneſen ist es nur eine, die noch den alten Namen Moira trägt; allein alle Gaben, die ihr bei einer Geburt im Hause dargebracht werden, sind dreifach. Scheußliche Dämonen sind die menschenfressenden weiblichen Ungetüme Kutschedra, Sükjenneſa und Ljubia. Ihnen verwandt ist die Fljamea (in Elbaſſan), ein gleichfalls weiblicher Dämon, der die fallende Sucht hervorruft. Der Dif oder in der Mehrzahl die Diwe sind Riesen von übermenschlicher Stärke, während der Hausgeist, die Wittore, als kleine bunte Schlange gedacht wird, die in der Hausmauer wohnt und, wenn einer der Hausbewohner sie erblickt, von diesem mit Ehrfurcht und unter Segenswünschen begrüßt wird. Die Wurwulak, hier und da auch Wampiri genannt, zeigen ihre Natur schon in diesem zweiten Namen. Ähnlicher Art sind die Ljuwgat, „türkische Leichen mit ungeheuern Nägeln, welche, in ihre Sterbetücher gehüllt, umgehen, was sie finden, verzehren und Menschen erdrosseln", sowie die Karkantscholjen oder Kukuden: Zigeunerleichen, deren Hauch tödlich ist.

B. Die Litteratur der Albaneſen.

Litterarisch ist das Volk wenig hervorgetreten. Was man ihre Litteratur nennen könnte, beschränkt sich auf Übersetzungen der Bibel und sonstige Schriften für kirchliche Zwecke, auf Volkslieder und auf wenige Versuche einer Kunstdichtung sowohl bei den italieniſchen Albaneſen wie in Albanien selbst. Unter den erstern ist Girolamo de Rada (1870) zu nennen, der Stoffe

aus der Heldenzeit ſeines Volks, d. h. aus den Kämpfen Skanderbegs (S. 221), behandelt hat. Der bei ſeinen Volksgenoſſen berühmteſte Dichter des eigentlichen Albaniens iſt Neſim (Nezim) Bey aus Premet. Da er ein gelehrter Mann war, der die arabiſche und perſiſche Litteratur wohl kannte, ſo ſind ſeine Lieder unter dem Einfluſſe dieſer orientaliſchen Litteratur geſchrieben, was ſich ſchon äußerlich an der ſtarken Beimiſchung arabiſcher und perſiſcher Wörter zeigt. Aber auch der Geiſt iſt durchaus orientaliſch und die Ähnlichkeit z. B. mit Hafiz unverkennbar. Die Volkslieder entbehren nicht einer uns etwas fremdartig anmutenden Schönheit.

Um eine wirkliche Litteratur ſich geſtalten zu laſſen, müßte erſt noch eine Vorbedingung erfüllt werden: die Schöpfung eines einheitlichen Alphabets. Die bisherigen Veröffentlichungen ſind teils in griechiſcher, teils in lateiniſcher Schrift erfolgt. Da aber das Albaneſiſche ſehr reich an Lauten iſt, ſo reichten beide Alphabete nicht aus, und man mußte durch diakritiſche Zeichen, Punkte, Striche und dergleichen, nachhelfen. Das beſte der bisher angewandten Alphabete iſt wohl das des Konſt. Kriſtoforidis aus Elbaſſan: hier wird das lateiniſche Alphabet durch eine Anzahl vernünftiger diakritiſcher Zeichen erweitert. Außerdem gibt es (in Elbaſſan und Berat) ein aus 52 Zeichen beſtehendes „nationales“ Alphabet, das nach Guſtav Meyer gegen Ende des 18. Jahrhunderts von dem griechiſchen Schulmeiſter Theodor in Elbaſſan erfunden worden iſt.

3. Die Schickſale der Albaneſen.

A. Ihre Herkunft.

Über die Herkunft der Albaneſen und ihre ethnographiſche Zugehörigkeit ſind wir nicht im klaren. Man nimmt im allgemeinen an, daß ſie die Nachkommen der alten Epiroten ſeien, von denen viele meinen, daß ſie keine Griechen waren; man nimmt ferner an, daß dieſe Epiroten Illyrier geweſen ſeien, und dieſe Illyrier werden dann von einzelnen ſchließlich für eins gehalten mit den Pelasgern (über dieſe vgl. Bd. IV, S. 258). Andre wieder haben eine Einwanderung der Albaneſen vom Kaukaſus her angenommen, wo ſich ein Volk ähnlichen Namens befindet (Bd. III, S. 295); weder Geſchichte noch Sprachwiſſenſchaft laſſen das begründet erſcheinen. Aber alle jene andern Annahmen ſtehen ebenfalls auf ſchwachen Füßen.

Das jetzige Albaneſiſch iſt eine Miſchſprache, wie es vielleicht wenig andre gibt: lateiniſche, italieniſche, rumäniſche, griechiſche, türkiſche, ſlawiſche Wörter aus verſchiednen Dialekten haben ſich mit den echt albaneſiſchen Wörtern vermengt. Allein das ſteht jetzt doch völlig ſicher, daß es eine indogermaniſche Sprache iſt. Dadurch wird das Zuſammenbringen mit den Illyriern an ſich möglich; denn die Illyrier waren Indogermanen. Freilich ſtimmen gerade die entſcheidenden Lautgeſetze des Albaneſiſchen mit den entſprechenden illyriſchen nicht überein. Genügende Reſte des Altillyriſchen ſind uns in den Eigennamen der römiſchen Inſchriften aus den verſchiednen Provinzen illyriſcher Zunge ſowie in den meſſatiſchen und venetiſchen Inſchriften erhalten. Aus dieſen Quellen ergibt ſich, daß die indogermaniſchen Palatalen bei den Illyriern zu c und g (χ), bei den Albaneſen hingegen zu s und z, die indogermaniſchen aſpirierten Medien bei den Illyriern zu Spiranten, bei den Albaneſen aber zu reinen Medien werden; endlich wird indogermaniſches s zwiſchen Vokalen im Illyriſchen wahrſcheinlich zu h, bei den Albaneſen dagegen zu š. Dieſe lautlichen Unterſchiede trennen die Albaneſen endgiltig von den Illyriern und weiſen auf eine ganz andere Gruppe der Indogermanen.

Dann bleibt nach Lage der Sache nur noch eins übrig: daß die Albaneſen Thraker waren. Mit dem Thrakiſchen ſtimmen die oben angegebnen Lautgeſetze durchaus überein.

Außerdem hat Gustav Meyer darauf hingewiesen, daß die Umformung des lateinischen Bestandteils im Albanesischen fast ganz übereinstimme mit der gleichen Umformung im Rumänischen. Mit Recht schließt er daraus auf dieselbe ethnologische Unterlage für beide Sprachen. Allein er irrt, wenn er annimmt, daß entweder die vorrömischen Rumänen eine dem Illyrischen verwandte Sprache geredet hätten, oder daß beide Völker vor ihrer Romanisierung ein stammfremdes, nicht indogermanisches Etwas aufgesogen hätten. Daß der vorrömische Bestandteil der Rumänen die Daker gewesen seien, ist kaum zu bestreiten; diese aber waren, sowohl nach den Nachrichten der Alten wie nach den allerdings geringen Sprachresten, thrakischen Stamms. Daraus folgt, daß auch die Grundlage der Albanesen Thraker gewesen sind. Überdies wissen wir von dem Vorhandensein eines nicht-indogermanischen Splitters in jenen Gegenden sonst nichts; die Bulgaren gehören ja einer sehr viel spätern Zeit an.

Auch von geographischer Seite stößt die Annahme, daß die Stammväter der Albanesen Thraker gewesen seien, auf keine Schwierigkeiten. Thraker wohnten einst bis nach Makedonien hinein, und von dort lag die Straße nach Illyrien und Epeiros völlig offen durch das Thal des Haliakmon (jetzt Grammo), von dessen Quelle aus man ohne weiteres das Thal des Eordaicus (jetzt Dewol) hinabsteigen kann. Dadurch gelangt man in das Gebiet von Elbassan. Obgleich nun diese Stadt das von Ptolemaios erwähnte Albanopolis, die Hauptstadt der Albanoi, nicht ist (Elbassan heißt im Altertume Skampa), so liegt anderseits doch das Gebiet jener Albaner gerade in dieser Gegend; denn sie werden neben Taulantiern, Eordaiern und Dassareten genannt, und auch die heutige Landschaft Arberi, von der oben der Name der Albanesen hergeleitet wurde, liegt nur wenig weiter südlich.

B. Die Geschichte albanesischer Selbständigkeit bis auf Skanderbeg.

Über die eigentliche Geschichte der Albanesen sind wir großenteils nur mangelhaft unterrichtet. Irgendwelche einheimischen Quellen gibt es nicht; wir sind bloß auf die Erwähnung bei den Völkern angewiesen, die zu den Albanesen in Beziehung getreten sind. Vorwiegend sind das byzantinische Chronisten, „die sich selten genug um diese entfernte Provinz gekümmert haben". Die frühsten direkten Nachrichten stammen erst aus dem Jahre 1042, wo nach Niederwerfung des Aufstands der Bulgaren Michael Paphlago, der Statthalter von Dyrrhachion, aus seiner Provinz ein Heer von 60,000 Mann sammelte und damit gegen die Serben auszog. Auf die Eroberungszüge der Normannen (1081—1101; S. 90) folgt die Herrschaft der Despoten von Epeiros aus dem Hause der Komnenen (bis 1318; vgl. 106). Alsdann gelangt das Land wieder in die Hände der byzantinischen Kaiser; aber das unruhige Volk erhob sich wiederholt, und selbst grausame Bestrafung machte keinen sichern Besitz daraus. Als im Jahre 1343 neue Wirren entstanden waren, benutzte sie der Serbenkönig Stephan Dušan zur Eroberung von ganz Albanien, Thessalien und Makedonien und nimmt den entsprechenden Titel als Kaiser dieser Länder an (S. 106 f.). Als nach seinem Tod im serbischen Reiche Wirren entstanden, suchte Nikephoros, der Sohn des letzten Despoten, sich der Herrschaft in Albanien zu bemächtigen, ward aber (1357/58) von den Albanesen geschlagen und selber in der Schlacht getötet. Albanien fiel nun wieder zum Teil in die Hände des serbischen Despoten Simon. Da er sich aber um das Land wenig kümmerte, so gründeten die Albanesen zwei thatsächlich selbständige Herrschaften, eine südliche unter Gjinos Wajas, und eine nördliche unter Petros Ljoschas. Damals begann die Zeit der albanesischen Wanderung, während deren von Durazzo aus große Teile von Makedonien, Thessalien, Ätolien und Akarnanien besetzt werden.

Von da aus ergießen sich die Albanesen weiter nach Livadia, Böotien, Attika, Südeuböa und der Peloponnes (vgl. oben, S. 215). Nach dem Tode Peter Ljoschas (1374) bemächtigt sich Johann Spata der Stadt Arta. Unter seiner Führung gab es lange Kämpfe mit verschiednen Gegnern, die fast bis zu seinem Tode (1400) dauern. Um diese Zeit eroberte Carlo I. Tocco (gest. 4. Juli 1429) die meisten Stücke; von ihm erbte sie sein Neffe Carlo II. Tocco von Kephallenia (S. 132), der jedoch die Stadt Janina 1430 an Murad II. abtreten und dessen Lehnshoheit anerkennen mußte. Damit setzte die Mohammedanisierung des Lands ein, die bis in unser Jahrhundert Fortschritte gemacht hat. Besonders die vornehmen Familien sind es, die zum Islam übertreten, und eben dadurch konnten sich eingeborne Dynasten herausbilden, die teilweise sogar zu erblicher Herrschaft gelangten. Am bekanntesten unter diesen einheimischen Paschas von Janina ist Ali geworden, 1741 zu Tepeleni geboren und am 5. Febr. 1822 in einem Landhaus im See von Janina durch Churschid Pascha ermordet (s. Fig. 2 der Tafel bei S. 184).

Nordalbanien, das eine serbische Provinz geworden war, hat eine Geschichte für sich gehabt. Um das Jahr 1250 fand sein Übertritt zur katholischen Kirche statt, wie aus Briefen von Papst Innocenz IV. hervorgeht. Eine Erinnerung an die Thatsache selbst hat sich auch in der Familiensage des Mireditenhaupts erhalten. Die Losreißung von Serbien, bei der insbesondere die edle Familie der Balzen hervortritt, fand nach dem Tode Stephan Dušans (1355) um 1368 statt.

Mit dem Jahr 1383 beginnen die Einfälle der Osmanen in das Land, gegen die sich die Albanesen mit Hilfe der Venezianer wehren. Unter diesen türkisch-albanesischen Kämpfen nehmen die des Skanderbeg einen hervorragenden Platz ein. Kurz nach 1403, als der Sohn des Yban Kastriotis (Johann Kastriota), des Dynasten von Mat, und Voisava, einer serbischen Prinzessin von Polog, geboren*, wurde Georg Kastriota 1423 vom Emir Murad II.

---

* Branilo, Serbe, Kapitän des serbischen Fürsten Alex. Giorić von Ballona zu Kanina (um 1356)

Nachkommen, verschwägert mit Albanesen (Thopia u. a.)

Johannes Kastriota, Graf von Mat, seit 1410 Vasall des Osmanenemirs
G. Voisava, Tochter des serbischen Herrn von Polog

Staniša G. Türkin	2 andre Söhne	Georg (Skanderbeg), * nach 1403, † 1478 G. Andronike, Tochter des Arianites Komnenos	Tochter G. Stefan Tschernojević von Montenegro (1419—56)	Tochter G. Bruder des Arianites Komnenos	Tochter G. ein Thopia	2 andre Töchter
Hamsa (Branas Kastriota)					Musachi Thopia, † 1455	
		Johann, Herr von Soleto bei Neapel und Herzog von San Pietro in Galatina G. Irene von Serbien			Tochter	
Baron Fossacena zu Neapel (1900)		Marchese Auletta Kastriota zu Neapel		[um 1900]	„Prinz" Juan d'Aladro Kastriota, * in Spanien, diplomatischer Agent Spaniens im Haag, seit Febr. 1902 albanesischer Prätendent.	

bei einem Einfall in Südalbanien, wie seine drei Brüder, als Geisel für die Vasallentreue des Vaters weggeschleppt und zu Diensten im großherrlichen Serai verwandt. Dort wurde er als Mohammedaner erzogen und erhielt den Namen Skander (Iskander = Alexander) Beg. Da er durch Schönheit und Klugheit hervorragte, so erhielt er alsbald einen höhern Verwaltungsposten. Als im Jahr 1442 sein Vater Yban starb, wurde sein Fürstentum vom Emir besetzt und seine Brüder getötet; die von Arianites Komnenos (gest. 1461), Depas (Thopia) und Zenempissa geleiteten Aufstände wurden von den Osmanen niedergeschlagen. Kastriota verheimlichte seinen Rachedurst und blieb in türkischen Diensten, als ob nichts vorgefallen sei. Als aber Ende 1443 die Ungarn siegreich gegen die Türken stritten (S. 133), entfloh Georg mit 300 Albanesen aus dem Türkenlager und besetzte durch List Kruja (Kroja, Croja). Nachdem er zum Christentume zurückgetreten war und seine Landsleute zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit entflammt hatte, besetzte er in einem Monate das ganze Gebiet. Alle Häuptlinge stellten sich unter seinen Oberbefehl und zahlten ihm zur Führung des Aufstands Tribut. Nun setzte Skanderbeg den Krieg kräftig fort und schlug 1444 mit nur 15,000 Mann in der Landschaft Dibra (Diwra; am Schwarzen Drim) das 40,000 Mann starke Türkenheer unter Ali Pascha, sowie noch andre Osmanenführer. Im Jahr 1449 griff ihn Murad selbst mit 100,000 Mann an, ward aber geschlagen und mußte auch von Kruja, das er belagerte, abziehen. Auch nach dem 1451 erfolgten Tode Murads II. blieb er, trotz der Uneinigkeit der Häuptlinge und etlicher Niederlagen, die er erlitt, im ganzen siegreich (S. 141); im 10jährigen Waffenstillstande vom Mai 1461 wurde ihm Albanien förmlich überlassen. Er erwies sich nun auch als geschickten Organisator und machte das Land zu einer Burg des Christentums, für das er so kräftig eintrat, daß Papst Pius II. ihn im Jahre 1464 für einen Kreuzzug, den er vorhatte (S. 142), zum Feldherrn bestimmte. Infolgedessen brach der Krieg von neuem aus, und wieder wurden die Türken geschlagen. Allein am 17. Januar 1468 starb Skanderbeg zu Alessio (Ljesch, nahe der Drinmündung). Da sein Sohn noch unmündig war, wurden nun die Türken siegreich. Doch erst nach einem Jahrzehnt des Kampfs ist es ihnen gelungen, Kruja am 15. Juni 1478 wiederzuerobern und — unterstützt durch Venedigs Zurückweichen (S. 144) — 1479 das Land unter ihre Botmäßigkeit zurückzubringen. Seitdem sind aus Nordalbanien große Scharen ausgewandert; aus jenen Zeiten rührt die Mehrzahl der albanesischen Kolonien in Italien (vgl. oben, S. 216) her. Ein andrer Teil der unterworfnen Albanesen nahm, lieber auf der Scholle sitzen bleibend, den Islam an, ein dritter flüchtete in die Schluchten der Berge.

C. Albanien im 19. Jahrhundert.

Als 40jähriger Kampf zur Befestigung seiner Despotie (S. 173 und 220) hatte das wilde Volk so sehr an das Kriegsleben gewöhnt, daß, als mit und nach des Despoten Sturz (Übergabe Janinas am 10. Jan. 1822) die griechische Revolution ausbrach, es die neue Gelegenheit zu Raub und Plünderung mit Eifer ergriff. Die mohammedanischen Albanesen traten auf die Seite der Türken, die christlichen, besonders die in den südlichen Gebirgen wohnenden Armatolen und Klephthen (namentlich die Sulioten), auf die der Griechen. In diesem langen Kampfe mit ihren mohammedanischen Brüdern gingen die christlichen Albanesen größtenteils zu Grunde. Nach der Schlacht bei Navarin (1827) wendete sich die Thatenlust der Albanesen gegen die Türken. Unter Arslan Bei und Mustafa Pascha von Skutari erhoben sie sich, begünstigt durch den Krieg der Pforte mit Rußland, den gleichzeitigen Aufstand Daud Paschas

in Bagdad und die Unbotmäßigkeit Mehemed Alis von Ägypten. Da erschien Reschid Pascha nach Abschluß des Friedens von Adrianopel 1829 mit dem ganzen türkischen Heer. 1831 flammte die Empörung noch einmal auf; als Mustafa aber von Reschid Pascha bei Perlape geschlagen war, mußten sich die Albanesen wieder unterwerfen. Ein abermaliger Aufstand der mohammedanischen Bevölkerung dehnte sich seit 1843 in Albanien infolge der angeordneten Truppenaushebung über die Gebirgsgegenden von Rumelien bis nach der Bulgarei aus. Omer Pascha aber schlug die Albanesen 1844 bei Kaplanly und bei Kalkandelen und eroberte Prischtina. Ein neuer Aufstand im Sommer 1847 wurde bald unterdrückt.

Im Jahr 1879 widersetzten sich die nördlichen Stämme der Albanesen den durch den Berliner Frieden festgesetzten Abtretungen von Teilen Albaniens an Serbien und Montenegro, wurden aber 1880 und, nach abermaliger Erhebung, 1881 von Derwisch Pascha unterworfen. 1887 fanden aus Anlaß der neuen Grundsteuer Unruhen in Albanien statt. Solche wiederholten sich aus Gründen der Blutrache, Grenzstreitereien u. s. w. von Jahr zu Jahr: noch Anfang 1902 stellte Chemsi Pascha zu Diakovo nur mit Mühe die Ruhe wieder her; doch 1904 gab es erneute Aufstände. Bezeichnend ist es, daß sich ein Führer der jungtürkischen Bewegung, Ismail Kemâl Bei (S. 190), von Brüssel aus lebhaft mit der Lösung der „albanesischen Frage" beschäftigt. Und national-albanesische Tendenzen verfolgte im Frühjahr 1902 Aladro Kastriota, ein angeblicher Nachkomme Skanderbegs (s. den Stammbaum auf S. 220) — vorderhand freilich ohne jeden Erfolg.

IV. Böhmen, Mähren und Schlesien

bis zu ihrer Vereinigung mit Österreich im Jahre 1526.

Von

Dr. Berthold Bretholz.

1. Geographische Vorbemerkungen.

Der Einheitsbegriff Sudetenländer, womit man Böhmen, Mähren und Schlesien bezeichnet, findet in geographischer Beziehung nur teilweise seine Begründung. Sie bilden allerdings gegenüber den benachbarten Alpen- und Karpathenländern ein gemeinsames Gebiet, dessen einzelne Teile durch keine mächtigen Gebirgsgrenzen voneinander geschieden sind, vielmehr durch gemeinsame Höhenzüge gegen die Nachbarländer abgesondert werden; allein anderseits bekunden alle drei Länder schon durch ihre gegenseitige hydrographische Selbständigkeit und durch ihre Zugehörigkeit zu verschiednen Stromgebieten ihre Unabhängigkeit voneinander. Böhmens gesamtes Flußnetz vereinigt sich in der Elbe und fließt der Nordsee zu, Mährens Gewässer führt die March zur Donau, während Schlesiens Hauptstrom, die Oder, sich mit den Nebenflüssen in die Ostsee ergießt. Aber auch in ihrer Bodengestaltung sondern sich zwei von ihnen von den angrenzenden Ländergebieten nicht merklich ab. Nur Böhmen stellt ein durch natürliche Grenzen von allen Seiten geschloßnes Land dar; Mähren dagegen steht an seinem südlichen Rande gegen Österreich vollkommen offen, während seine Grenze gegen Böhmen durch das „böhmisch-mährische Hügelland" gekennzeichnet wird; und Schlesien zeigt eigentlich nur gegen Süden und Südwesten natürliche Grenzen, also gegen Böhmen und Mähren, nicht aber nach Norden und Osten hin.

Drei mächtige selbständige Gebirgsketten scheiden Böhmen von seinen außerösterreichischen Nachbarländern: der Böhmerwald von Bayern, das Erzgebirge von Sachsen, von Schlesien das Riesengebirge und die Sudeten, die zugleich die Nordostgrenze von Mähren bilden. Die mährisch-ungarische Grenze erfüllen die westlichen Ausläufer der Karpathen, die dann in einzelnen Erhebungen im Lande selbst die Verbindungsbrücke zwischen Karpathen und Alpen herstellen. Alle diese Höhenzüge tragen allerdings bloß den Charakter von Mittelgebirgen (die höchsten Erhebungen im Riesengebirge erreichen die Höhe von rund 1600 m), zeichnen sich aber durch Waldreichtum, wildromantische Gestaltung, das Erzgebirge durch vulkanischen Grundcharakter, der sich in zahlreichen alten, historisch berühmten Thermen und Heilquellen Böhmens kennzeichnet, aus.

Das hydrographische Netz Böhmens stellt sich als ein einziger Wasserstrang dar, der die Mitte des Lands von Süden nach Norden durchläuft und von Westen und Osten alle Gewässer in sich aufnimmt. Der Lauf der Moldau, die im Böhmerwald entspringt und erst nördlich von Prag, bei Melnik, in die vom Riesengebirge zuerst in südlicher, dann in nordwestlicher Richtung ziehende Elbe mündet und an sie den Namen abgibt, zeigt südnördliche, ebenso wie der Lauf der Nebenflüsse — links Wottawa, Beraun, Eger, rechts Luschnitz, Sazawa — eine Abdachung des Lands von den Rändern gegen die Mitte hin. Mähren dagegen hat eine Abdachung gegen Süden, wie der Lauf der March beweist; sie vereinigt in sich ebenso die Abflüsse vom böhmisch-mährischen Hügelland im Westen, die Zwittawa, Schwarzawa, Oslawa, Iglawa und Thaya, wie die von den Sudeten und Karpathen ihr zufließenden Theß, Bistritza, Beciwa und Olsawa. Die Oder gehört bloß in ihrem Oberlauf in unser Gebiet; sie entspringt

noch auf mährischem Boden, bildet teilweise die Grenze zwischen Mähren und Schlesien und nimmt sowohl von den Sudeten (die Oppa) als auch von den Beskiden (Ostrawitza, Olsa) Nebenflüsse auf. Der natürliche, verhältnismäßig recht leichte Übergang von der Oder zur March bei der „Mährischen Pforte" machte das Thal dieser beiden Flüsse schon in frühster Zeit zu einem der wichtigsten Verkehrswege, dessen Hauptbedeutung durch die Bezeichnung „Bernsteinstraße" hinlänglich charakterisiert ist, und dessen Bestimmung darin lag, die Ostseeküste unmittelbar mit der Donau zu verbinden, aus dem römischen Weltreich in die germanischen Lande einen Weg zu bahnen. Für eine Zeit, wo wir noch aller geschriebner Geschichtsquellen entbehren, belehrt uns die Bodengestaltung über die wichtige Rolle, die wenigstens zwei dieser Gebiete für den Welthandel gespielt haben.

Nach Böhmen ermöglichten außer der Elbestraße eine Anzahl von Gebirgspässen seit alters den Eintritt; hier bilden sich die frühsten Handelswege, die dann trotz Kultur- und Völkerwandel auf immer mit zum Grundstocke des topographischen Landesbilds gehören. Vor allem zwang das Bedürfnis nach Salz, dessen die Sudetenländer entbehren, frühzeitig, nach allen Weltgegenden hin, von Böhmen nach den sächsischen Ländern (Halle), von Böhmen und Mähren nach dem Donaugebiete (Salzkammergut), von Mähren und Schlesien nach Ungarn und Polen Zugänge zu eröffnen. Außerdem ist in karolingischer Zeit die Rede von der Einfuhr von Eisen und Metallen in diese slawischen Länder sowie von der Ausfuhr von Pelzwerk, Wachs, Pferden und — Sklaven aus ihnen. Prag, im 10. Jahrhundert ein bedeutender Handelsplatz, wohin nach dem Zeugnisse des jüdischen Reisenden Ibrahim ibn-Yakub Russen und Slawen aus Krakau, Moslems und Juden Handelsreisen unternahmen, stand mit Passau und Regensburg durch die Straßen über den Böhmerwald, mit Erfurt und Halle durch die Pässe des Erzgebirgs, mit Meißen durch den beschwerlichen „Serbensteig" in Verbindung. Das Riesengebirge durchschneidet ein nach Thietmars Zeugnis früh bekannter mühsamer Weg, der seine Richtung nach Iglau hin, also an die böhmisch-mährische Grenze, nimmt und hier mit den uralten Verbindungsstraßen zusammentrifft, die aus dem Innern Böhmens über Mähren einerseits nach Polen, anderseits nach Ungarn ziehen. Die Verbindung Mährens mit Österreich wurde durch Brücken über den Thayafluß leicht hergestellt.

Und wie die Durchgangsströme und die von außen ins Land einbrechenden Pfade, die sich dann hier fortsetzten, die ersten Wegweiser für Siedlung und Niederlassung bildeten, so auch im Innern des Lands das reiche Netz der kleinern Flüsse. Sehen wir von der geographisch nicht genau bestimmbaren frühsten germanischen Kultur in den ersten christlichen Jahrhunderten ab, so läßt sich feststellen, daß die slawischen Einwanderer den Grenzwald überstiegen und von den Thälern und Ebenen Besitz ergriffen haben. Hier legten sie ihre kleinen Dörfer in Form von Rundlingen, häufiger noch mit oblongem Grundrisse zu beiden Seiten einer mitten hindurchziehenden Straße an; hier errichteten die Vornehmern oft in Sumpfgründen und auf Flußinseln ihre „Burgen". Jener Ibrahim beschreibt uns noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts den Weg nach Prag: „Der Weg geht über Berge und durch Wildnisse; am Ende des Walds ist ein Sumpf von ungefähr zwei Meilen, über den eine Brücke geschlagen ist bis an die Stadt Prag." Von der mährischen Burg Podiwin heißt es bei Kosmas, daß sie mitten in dem Flusse Zuratka (Schwarzawa) liege.

Das topographische Bild erfuhr danach eine gewaltige Umwandlung durch die deutsche Kolonisation. In Schlesien haben die Slawen in mehr denn sechs Jahrhunderten kaum ein Drittel des Ganzen in anbaufähigen Boden verwandelt; und wenn wir sehn, welch ungeheure

Gebiete im Osten und Norden Mährens erst von den Deutschen kolonisiert worden sind, so können wir uns daraus eine allgemeine Vorstellung von der kulturellen Entwicklung der Sudetenländer seit dem 12. und 13. Jahrhundert machen. Die Fürsten, die die Deutschen ins slawische Land riefen, kannten die günstige Bodenbeschaffenheit ihrer Gebiete gut und wußten, daß sie für alle jene Zweige wirtschaftlicher Thätigkeit, die im westlichen Deutschland längst geübt wurden, ein neues fruchtbares Arbeitsfeld darzubieten versprachen. Die Anwendung des schweren deutschen Eisenpflugs an Stelle der leichten slawischen Hacke machte den Boden in ganz andrer Weise als bisher ertragskräftig. Neue Kulturen, vor allem der Weinbau, haben, durch die Kolonisten eingeführt, lange Jahrhunderte hindurch eine sehr wichtige Rolle im Haushalte der Städte und Klöster gespielt. Die Rodung des Walds, die Entwaldung des Lands hält gleichen Schritt mit dem Vordringen der Kolonisation. Eine in slawischer Zeit ungeahnte Quelle des Reichtums und segensreicher Thätigkeit eröffnen die Deutschen durch den Bergbau; eine Anzahl von Städten (Kuttenberg in Böhmen, Iglau in Mähren, Benischau in Schlesien u. a.) verdanken der Schürfung von Erzen ihre Entstehung und Entwicklung. An der Spitze dieser Kulturmission standen anfangs die von den Fürsten und dem Adel in großer Zahl begründeten und geförderten Klöster, namentlich die des Cistercienser- und Prämonstratenserordens, deren Wirksamkeit sich besonders in Mähren und Schlesien klar verfolgen läßt. Beide Länder, bis ins 12. Jahrhundert arm an Klöstern und Stiftern, erhalten im Verlaufe dieses und des nächsten Jahrhunderts eine Reihe solcher Mittelpunkte für das geistige und wirtschaftliche Leben, die sich in kürzester Frist zu Großgrundherrschaften ausbilden. Neben ihnen entwickeln sich die Städte und Dörfer auf Grund des deutschen Rechts zu selbständigen Wirtschaftskörpern teils im Anschluß an kleinere ältere Niederlassungen, zahlreich aber auch in bisher unbewohntem Gebiete durch Neuaussetzung (Lokation). Vervollständigt wird nun dieses neuartige Bild, wie es sich seit dem 12. Jahrhundert ausgestaltet und lange Zeit hindurch fortdauert, durch die zahlreichen Burgen der größern und kleinern Landesherren, des höhern und niedern Adels, die, meist auf Anhöhen, Bergkuppen und an steilen Abhängen und Felsvorsprüngen errichtet, das ihnen zugehörige Gelände, die an ihnen vorbeiziehenden Land- und Wasserstraßen beherrschen; die größere Zahl von ihnen wuchs schon im 14. Jahrhundert zu den berüchtigten Ritter- und Raubburgen aus, die ein fortwährender Gegenstand der Klage und des Jammers vornehmlich der städtischen Bevölkerung waren, und deren romantische Ruinen uns als der letzte Rest ihrer einstigen politischen und wirtschaftlichen Gewalt erhalten geblieben sind.

Diesem historischen Entwicklungsgang entspricht im allgemeinen die nationale Gruppierung, wenn diese auch im Einzelnen in den verschiednen Zeitläuften mannigfache Veränderungen erfahren hat. Bis heute wohnt in Böhmen die slawische Bevölkerung in den Ebenen, nimmt die Mitte und den an Mähren grenzenden Osten ein, während die Deutschen sie in einem ziemlich zusammenhängenden Gürtel vom Norden, Westen und Süden her einschließen. Außerdem verteilen sich ins Innere einzelne größere und kleinere deutsche Sprachinseln. Schließlich hat der deutsche Stamm starken Anteil an der Bevölkerung aller größern Städte; ist ja doch Ausgangspunkt und älteste Siedlung des Deutschtums in Böhmen die schon im 11. Jahrhundert nachweisliche Kolonie der Deutschen in Prag. Weniger scharf voneinander abgegrenzt sind die nationalen Verhältnisse in Mähren; doch findet sich auch hier das größte zusammenhängende deutsche Gebiet im gebirgigen Norden und an der niederösterreichischen Grenze. Deutlicher als in Böhmen sticht in Mähren der ursprünglich durchaus deutsche Charakter aller größern Städte hervor; an sie schließen sich dann auch hier mehr oder minder große

Sprachinseln: bei Iglau, Brünn, Wischau, Neutitschein und sonst. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Schlesien.

Über die Bevölkerungszahlen der mittelalterlichen Städte Böhmens, Mährens und Schlesiens sind unmittelbare Nachrichten überhaupt kaum irgendwo erhalten und Berechnungen nur für sehr wenige Orte durchgeführt. So heißt es, daß Eger im Jahre 1390: 7155, im Jahre 1446: 7340 und im Jahre 1500: 5525 Einwohner gehabt habe. Die aus unzuverlässiger Quelle stammenden Nachrichten über die Stadt Olmütz (im Jahre 1060: 10,000, im Jahre 1415: 29,000 Einwohner) widersprechen allen sonstigen Erfahrungen. Dagegen erscheint die einer päpstlichen Urkunde vom Jahre 1466 entnommne Angabe, daß in Brünn damals rund 12,000 Kommunikanten gezählt worden seien, nicht unglaublich.

Aus der natürlichen Lage der Sudetenländer als eines Bindeglieds zwischen dem Osten und Westen, dem Norden und Süden Europas, aus dem großen Reichtum und der Fruchtbarkeit ihres Bodens erklärt sich die hervorragende Stellung, die sie von jeher eingenommen haben. Denn zu verschiednen Malen ist versucht worden, sie zum Mittelpunkt eines großen Reichs zu machen, so zur Zeit Samos, unter den mährischen Moimiriden, dann nicht minder von Böhmen aus während der Herrschaftszeit der Přemysliden und schließlich durch die luxemburgischen Könige. Daß trotzdem diese Bestrebungen nach längerer oder kürzerer Dauer immer wieder gescheitert sind, mag nicht zum mindesten daran liegen, daß der Zusammenhang dieser drei Länder untereinander geringer ist als die auch in der Bodengestaltung angedeutete Neigung Schlesiens nach den nördlichen, Mährens nach den südlichen Nachbargebieten.

2. Vorgeschichtliches.

Die Urteile der Forscher über die vorgeschichtliche Zeit Böhmens, Mährens und Schlesiens gehen weit auseinander. Vertritt auch die Mehrzahl von ihnen die Ansicht, daß, wie in andern Länderstrichen Mitteleuropas, so auch hier Kelten, Germanen und Slawen aufeinander gefolgt seien, so finden sich doch auch Forscher, die von der Autochthonie der Slawen in diesen Gebieten sprechen. Zwischen beiden Anschauungen stehen dann scheinbar vermittelnd Annahmen, daß die herkynischen Bojer gar keine Stammverwandten der keltischen Bojer gewesen seien, daß das markomannische Reich seinen Mittelpunkt auf bayerischem Boden gehabt habe, oder daß sowohl die keltischen als auch später die germanischen Völker nur sehr beschränkte Teile Böhmens und Mährens in Besitz genommen hätten. Bei aller Unsicherheit würde es aber wie ein Rätsel anmuten, wollten wir annehmen, daß im Herzen Europas weite Ländergebiete gleich einer einsamen Insel im bewegten Ozeane jahrhundertelang unberührt geblieben, daß die gewaltigen, sicher bezeugten Flutungen der keltischen und germanischen Völkerscharen an den Grenzgebirgen Böhmens und seiner östlichen Nachbarländer abgeprallt seien. Vielmehr wird schon eine der frühsten germanischen Völkerwellen, durch welche die Kimbern und Teutonen um das Jahr 115 v. Chr. nach dem Süden getrieben worden sind, auch den böhmisch-mährischen Boden bespült haben. Man darf Poseidonios' Nachricht, daß die Kimbern auf ihrem Marsche die Bojer im Herkynischen Wald angegriffen haben und, von diesen zurückgeworfen, gegen den Ister hinabgezogen seien, dahin deuten, daß die Kimbern vom Norden her über das Erzgebirge in Böhmen eingebrochen, nach einem ungünstigen Kampfe mit den Bojern seitwärts in die Marchebene ausgewichen und von da zur Donau, nach Pannonien und weiter bis zu den Skordiskern an der Sau gelangt sind.

Etwa zwei Menschenalter nach diesen Ereignissen, um das Jahr 60 v. Chr., haben die Bojer das Land, dem sie ihren so dauerhaften Namen — Boiohaemum, Boiahaim, Boehmen — gegeben haben, zum größten Teile geräumt und sind nach Pannonien oder Noricum abgezogen. In C. Julius Caesars Zeiten nennt man als Anwohner des Herkynischen Waldgebirgs den keltischen Stamm der Volcae Tectosages; allein sie wurden von den nachrückenden Markomannen, die früher am Maine gesessen hatten, unter Mar(o)bods Führung um das Jahr 12 v. Chr. verdrängt oder unterjocht. Ziemlich gleichzeitig fanden die den Markomannen nächstverwandten Quaden in Mähren Platz. Der Name dieses Lands in seiner ältesten Form Mar-aha, Mar-awa zeigt eine Zusammensetzung aus zwei altdeutschen Wörtern, von denen eines die Quelle, das andre Wasser an sich bedeutet: in der That deckt sich hier der Name des Gebiets mit dem des Hauptflusses, der March. Nicht minder sichern Anhaltspunkt wie für Böhmen und Mähren besitzen wir für die frühgermanische Besiedlung Schlesiens, dessen Namensform abgeleitet ist von dem germanischen Stamme der wandilischen Silingi, die auch nach Ptolemaios gerade in dieser Gegend wohnten. Die uns bekannte Geschichte der Markomannen und Quaden in Böhmen und Mähren beschränkt sich auf die Kenntnis der kriegerischen Zusammenstöße mit den Römern, deren gewaltigster sich unter Kaiser Mark Aurel in den Jahren 165—180 n. Chr. abspielte. Die Triumphsäule, die er sich zur Erinnerung an seinen Sieg über diese Völkerschaften in Rom hat setzen lassen, bewahrt bis heute die großartigste Schilderung dieser Kämpfe mit manch wertvollem Einzelbild aus dem Leben der Quaden im alten Mährenlande.

So verhängnisvoll auch der Ausgang des Kriegs für diese Völker war, ihr Name erhielt sich hier dennoch durch weitere drei Jahrhunderte, bis Attilas Zug nach dem Westen wie so viele germanische Stämme auch den Hauptteil der Markomannen und Quaden aus ihrer Heimat trieb. Die verlaßnen Gebiete sollen dann im 5. und 6. Jahrhundert noch manch andern deutschen Stamm beherbergt haben, Heruler, Rugier, Langobarden; doch fehlt uns jede nähere Kunde: der Schwerpunkt der Geschichte lag damals bereits ausschließlich im europäischen Westen und Süden, wo eine Anzahl germanischer Stämme auf römischen Trümmern neue Reiche zu begründen versuchten.

In diese Jahrhunderte nun, wo sich um die Geschichte Mitteleuropas wieder ein dichter Schleier schlingt, gehört die stetige Einwanderung der Slawen in die weiten Landstrecken zwischen Elbe und Weichsel und südlich bis an die Donau, die durch den massenhaften Abfluß der Germanen auf römisches Gebiet zu Ödland geworden waren. Völlig klar ist es freilich nicht, ob jener Strom lediglich aus den obern Weichselgegenden dahergeflossen ist, oder ob nicht auch starke Zuflüsse nach Mähren und dem nördlichen Ungarn aus den südlichen Slawenreichen entsprungen sind.

Allein bevor sich noch die Slawenstämme in ihren neuen Wohnsitzen politisch organisiert hatten, erlagen sie den um die Mitte des 6. Jahrhunderts von der südlichen Donau gegen Westen und Norden bis nach Thüringen vordringenden Awaren. Mehr als ein halbes Jahrhundert scheint diese Knechtschaft gewährt zu haben, bevor es den slawischen Völkerschaften an der mittlern Donau gelang, unter der Anführerschaft Samos, dessen fränkische Abstammung nicht bestritten werden kann, das awarische Joch wieder abzuschütteln. Die Folge davon war die Begründung eines weit ausgedehnten slawischen Reichs, dessen Kern im heutigen Mähren und Böhmen gelegen haben mag. Nur hatte es keinen selbständigen Halt; nachdem Samo gestorben war (658), ist es zerfallen.

3. Das mährische Reich der Moimiriden.

Eine breite Lücke von mehr als anderthalb Jahrhunderten in unsrer Überlieferung verhüllt uns den weitern Vorgang der slawischen Ansiedlung, Ausbreitung und staatlichen Festigung. Nur die böhmische Sage, wie sie Kosmas im Beginne des 12. Jahrhunderts aufgezeichnet hat, von Krok, Libuscha und von Přemysl, dem Ackersmanne von Stadic, der, vom Pfluge weg auf den Fürstenstuhl erhoben, der Ahnherr des ersten böhmischen Fürsten- und Königsgeschlechts wurde, läßt auf eine bedeutsame innere Entwicklung schließen.

Um vieles rascher und kräftiger dürfte sich in demselben Zeitraume das politische und soziale Leben in Mähren entfaltet haben; denn bevor noch Böhmen aus dem Schatten der Mythe in das volle geschichtliche Licht tritt, erhebt sich auf mährischem Boden nüchtern, ohne sagenhafte Vorgeschichte, ein einheitliches Fürstentum, das nach dem Begründer der Dynastie, Moimir (Mojmir), das mährische Reich der Moimiriden genannt wird. Noch nicht in der kriegerischen Zeit Karls des Großen, erst während der friedlichen Regierung Ludwigs des Frommen tritt es machtvoll hervor. Während Moimir dem deutschen Kaiser huldigt und Geschenke darbietet, erweitert er seine Macht nach Osten hin, indem er den benachbarten Slawenfürsten, der zu Neitra seinen Sitz hatte, aus seinem Lande treibt. Die fränkischen Grafen in der Ostmark und in Pannonien konnten wohl das Wachstum des ihnen benachbarten Mährenreichs verfolgen, und der Umstand, daß der vertriebne Slawenfürst bei ihnen Zuflucht und Unterstützung fand, spricht dafür, daß Moimirs Bestrebungen von dieser Seite keine Billigung erfuhren. Allein ein ernstes Einschreiten gegen die an den Grenzen des Reichs sich erhebenden Gewalten lag nicht im Rahmen der Politik Ludwigs des Frommen.

Erst als seit dem Verduner Vertrage (843) Ludwig der Deutsche mit seinem Länderteil im Osten die Aufgabe übernahm, die einst durch Kaiser Karl begründete Oberhoheit des Reichs über die benachbarten Slawen zu bewahren, da konnte es nicht ausbleiben, daß sich zwischen beiden Staaten ein Kampf erhob, wie ihn die Franken von dieser Seite wohl kaum erwartet hatten. Selbst aus den lückenhaften Schilderungen, die uns hierüber erhalten sind, leuchtet die Heftigkeit und Großartigkeit dieses Ringens hervor, worin der schwächere Teil, das moimiridische Fürstentum, trotz wiederholten Mißgeschicks immer wieder heldenhaft ausdauernd auf dem Plan erscheint. Moimir selbst rettete sich vor dem ersten kriegerischen Angriffe, mit dem ihn der deutsche König im Jahre 846 überzog, in seine festen Burgen. Allein eine innere Verschwörung, an deren Spitze sein eigner Neffe Rastiz (Rastislaw) stand, machte seiner Herrschaft ein Ende; aus den Händen der Franken übernahm dann der zweite Moimiride das Erbe seines Oheims, um gleichsam unter deren Oberhoheit das Land zu verwalten. Doch bald erneuerte sich der Kampf, weil auch Rastislaw in die Fußstapfen seines Vorgängers trat und nach vollständiger Unabhängigkeit vom Frankenreiche trachtete. Zu wiederholten Malen, in den Jahren 855, 864, 866 und 869, zogen deutsche Heere nach Mähren. Doch nie kam es zu einem Entscheidungskampfe; bald durch scheinbare Unterwerfung, bald durch Flucht in seine unüberwindlichen Burgen zwang Rastislaw die Franken immer wieder zum Frieden oder zur Rückkehr aus dem unwirtlichen Land. Und abermals war es Verrat im eignen Hause, was den Mährenfürsten in die Gewalt Ludwigs des Deutschen lieferte (870); der Verräter Rastislaws aber, sein Neffe Swatopluk (Zwentibold), erlangte unter dem Schutze des Frankenreichs die Herrschaft über ganz Mähren, während über jenen Blendung und Verweisung in ein fränkisches Kloster als harte Strafe verhängt wurde.

Den politischen Kampf um die Begründung eines mächtigen Slawenreichs begleitete von Anbeginn der ernste Versuch, auch auf kirchlichem Gebiete die engen Bande, die diese Länder an Deutschland knüpften, zu lösen. Der offenkundige Nachteil, den die gleichzeitige Wirksamkeit von deutschen, italienischen und griechischen Priestern im Land ausübte, bot dem Fürsten Rastiz den äußern Anlaß, zunächst an den römischen Papst Nikolaus I. mit der Bitte heranzutreten, darüber zu entscheiden, welche Geistlichen fortan in Mähren allein berechtigt sein sollten, zu lehren und zu predigen. Als der Papst aber, wie es heißt, das Ansuchen ablehnte oder vielleicht nicht im Sinne des Mährenfürsten entschied, erbat sich dieser 863 vom griechischen Kaiser Michael III. neue Lehrer, die dem Volke der Mährer in dessen eigner Sprache den wahren Glauben verkündigen sollten. Die Mission fiel den Brüdern Konstantin (Kyrillos, Cyrillus) und Method aus Thessalonike (S. 76) zu. Der Beginn ihrer geistlichen Thätigkeit in Mähren gehört in das Jahr 864; doch beschränkte sie sich, da die Griechen keine höhern Weihen besaßen, zunächst nur auf die Heranbildung von Jüngern. Um aber den Zweck ihrer Botschaft, die Einführung des Gottesdiensts in slawischer Sprache wie in Mähren so auch in dem benachbarten slawischen Reiche des pannonischen Fürsten Kozel, erfüllen zu können, begaben sich die Brüder, begleitet von den trefflichsten ihrer Schüler, 867 nach Rom, um vom Papste die Zustimmung zum Gebrauche der slawischen Liturgie zu erreichen. Papst Hadrian II. soll auch 868 den Wunsch der Mährer erfüllt haben. Allein im Vorgefühle seines nahen Tods entschloß sich Konstantin, nicht mehr nach Mähren zurückzukehren; er trat zu Rom in ein Kloster, nahm als Mönch den Namen Kyrill an und starb bald danach am 14. Februar 869. Die Fortführung seiner apostolischen Arbeit ward seinem Bruder Methodios übertragen, der in Rom die bischöfliche Würde erlangt hatte. Kaum war aber Method nach Mähren heimgekehrt, um den mit Erfolg begonnenen Kampf gegen die deutsche Geistlichkeit wieder aufzunehmen, da erfolgte hier jener Umsturz, der Rastislaw Thron und Freiheit kostete und Mähren fast in eine fränkische Mark verwandelte. Da unterlag auch Method seinen Gegnern; zwei und ein halbes Jahr — es war dies in den ersten Regierungsjahren Swatopluks in Mähren — verbrachte er in einem deutschen Kloster als Gefangner.

Allein das anfänglich so freundschaftliche Verhältnis zwischen dem neuen Mährenfürsten und dem deutschen Nachbarreich, insbesondere Karlmann, dem Grafen der Ostmark, bestand nur kurze Zeit. Beim ersten Verdachte, den Karlmann an Swatopluks Treue hegte, bemächtigte er sich auch schon seiner und behielt ihn an seinem Hof in freier Haft in dem Glauben, nach dessen Entfernung die fränkische Herrschaft in Mähren um so leichter sichern zu können. Da erhob sich aber aus dem Innern des bedrängten Mährenvolks ein verzweifelter Freiheitssturm. Karlmann glaubte niemand dessen Bekämpfung besser anvertrauen zu können, als Swatopluk; so vollkommen hatte der Slawe den Deutschen für sich gewonnen. Doch kaum sah sich Swatopluk inmitten der Seinen, da brach der verhaltne Groll in ihm los, und mit einem Schlage vernichtete er nicht nur das ihm zu seiner Unterstützung mitgegebne Heer, sondern die fränkische Herrschaft in Mähren überhaupt. Karlmann vermochte auch in den beiden folgenden Jahren (872 und 873) nicht, Swatopluks Widerstand zu brechen. Erst aus dem Jahr 874 erhalten wir die unvermittelte Nachricht, daß zu Forchheim ein Friede geschlossen wurde, wobei Swatopluk Treue, Gehorsam und auch den üblichen jährlichen Tribut versprach. Eine achtjährige Friedenszeit ist dieser Aussöhnung gefolgt.

In der Zeit ihrer nationalen Erhebung erinnerten sich die Mähren auch des in der Fremde gefangnen Methodios; ihre Beschwerden in Rom hatten endlich die Wirkung, daß Papst

Johann VIII. den bayerischen Bischöfen die Freigebung des mährischen Apostels befahl. Method ging zunächst (etwa zu Beginn des Jahrs 873) in das pannonische Fürstentum zu Kozel, bald aber auch nach Mähren, wo er jetzt mit Ehrerbietung von Volk und Fürst aufgenommen wurde. Doch Swatopluk fehlte das Verständnis für die Förderung, die seine politischen Pläne durch die Festigung der slawischen Kirche im Lande hätten gewinnen können. In den dogmatischen Streitigkeiten zwischen Method und den bayerischen Geistlichen blieb er neutral; ja er wünschte, daß jener seine Rechtgläubigkeit in Rom vor dem päpstlichen Stuhl erprobe. So mußte denn Method zum zweiten Male die Reise dahin antreten, um dann im Jahre 880 unter dem vollen päpstlichen Schutz und in seinen Würden von neuem anerkannt in seine Diözese zurückzukehren. Allein der ganze Sieg über seine Gegner in Mähren war ihm auch jetzt nicht beschieden: der bayerische Klerus behauptete seine Stellung im Land und schränkte Methods Wirksamkeit ein. Erst in seinen letzten Lebensjahren (er starb am 6. April 885) war ihm ein ruhiges Dasein in Mähren vergönnt.

In diese Zeit fallen nämlich heftige politische Kämpfe zwischen Swatopluk und den fränkischen Nachbargebieten (882—884). Der Mährenfürst erhob sich damals als Schützer des einen Teils zweier um die Grafenwürde im Traungau und in der Ostmark streitenden Familien, während Arnulf (Arnolf), Karlmanns Sohn, der die Marken Karantanien und Pannonien verwaltete, die Gegenpartei unterstützte. Im Jahr 882 begann der Kampf. 883 wütete Swatopluk „nach Art eines Wolfs" in Pannonien, und im folgenden Jahr erneuerten sich die Feindseligkeiten. Erst das Erscheinen Kaiser Karls III. im Herbst 884 in der Ostmark dämpfte die beiderseitige Kriegswut. 885 erfolgte der Friedensschluß zwischen Swatopluk und Arnulf und bald danach eine so vollständige Aussöhnung, daß, als sich Arnulf im Jahre 887 die deutsche Königskrone in Frankfurt holte, Swatopluk ihn eifrig unterstützte.

Unter solchen Verhältnissen konnte Kyrills und Methods Werk in Mähren nicht gedeihen, besonders da es nach des letztern Tode den schwachen Händen eines seiner Schüler anvertraut war. Noch im Sterbejahre Methods (es ist das Jahr der Aussöhnung Swatopluks mit den Franken) begann eine allgemeine Verfolgung der Jünger Methods in Mähren; nur wenige durften mit Swatopluks Erlaubnis Mähren verlassen. In den südslawischen Ländern fanden dann die slawischen Priester Zuflucht und die slawische Liturgie ein ungeahnt fruchtbares Feld (S. 77).

Wie in kirchlicher Hinsicht, so stand Mähren auch politisch bis zum Jahre 890 in friedlicher Abhängigkeit vom Frankenreiche. Hierauf entsprangen aber aus der verschiednen Auffassung über das Verhältnis des Mährenfürsten zum deutschen Könige neue Gegensätze, die nur durch einen abermaligen Kampf zu lösen waren. Schon im ersten Waffengang, 892, besonders aber im folgenden Jahre behauptete der Mähre das Feld; als aber im Jahr 895 die dritte Probe auf die Widerstandskraft des slawischen Reichs erfolgen sollte, da starb Swatopluk plötzlich eines natürlichen Tods. Mit ihm versank unverzüglich der ganze Glanz des Mährenreichs. Ein heftiger Bruderkrieg zwischen den Erben Swatopluks beschleunigte den Niedergang; der Abfall böhmischer und schlesischer Landesteile, über die der kriegstüchtige Swatopluk seine Herrschaft ausgebreitet hatte, verringerte seine äußere Kraft. In diesem Zustande konnte es dem furchtbaren Angriffe der mit barbarischer Wildheit daherbrausenden Magyaren unmöglich lange widerstehen. Im Jahre 906 ist Mähren diesem Feinde, den kennen, geschweige fürchten zu lernen es kaum Zeit gehabt hatte, erlegen, nachdem es mit seinem größern Gegner, den Franken, noch im Jahre 901 einen seine staatliche Selbständigkeit nicht im geringsten beschränkenden

Frieden geschlossen hatte. Die Moimiriden sahen nur die Schranken, die sich ihrer nationalen Entfaltung im Westen vorlegten, nicht aber die Gefahren, die ihren offnen Ostgrenzen drohten; das brachte ihren künstlichen Bau zu Falle.

4. Das Reich der Přemysliden.

A. Die Kämpfe der ersten Entfaltung (bis 1140).

Der Untergang des altmährischen Reichs schuf Raum für das Emporsteigen andrer slawischen Staatswesen, die zur Zeit der höchsten Macht des Moimiridenreichs unter dessen Schutz und Herrschaft gestanden hatten: das des böhmischen Herzogtums im Westen, des polnischen im Nordosten Mährens. Besonders die Schicksale Böhmens waren im 9. Jahrhundert oft an die des bedeutendern Nachbarn im Osten geknüpft. Die Züge der Franken richteten sich zu verschiednen Malen gegen beide Länder. Die Wirksamkeit der slawischen Apostel in Mähren scheint in Böhmen nicht unbeachtet geblieben zu sein: es findet sich die Nachricht, daß der Böhmenherzog Bořiwoi von Method getauft worden ist. Im einzelnen lassen sich aber die Beziehungen der beiden Länder zu einander in politischer und kultureller Beziehung um so weniger klären, als die Geschichte Böhmens bis tief ins 9. Jahrhundert einen durchaus sagenhaften Charakter aufweist. Bořiwoi, ein Zeitgenosse Swatopluks, ist nach einer langen Reihe mythischer Regentennamen, die uns überliefert werden, die erste historisch sichere Fürstengestalt in Böhmen.

Die Begründung eines einheitlichen Reichs jedoch und die Sicherung des christlichen Glaubens in Böhmen gehört erst in die Regierungszeit der Söhne Bořiwois, Spitignews (Spitihnews) und Wratislaws, und die seiner Enkel, Wenzels des Heiligen und Boleslaws I. Schon unter Wenzel (Wenceslaus; s. Fig. 1 und 2 der Tafel bei S. 244) erfolgte aber auch der erste unausweichliche Zusammenstoß dieser während der für Deutschland so verhängnisvollen Ungarnkriege aufgekommnen Slawenmacht mit dem seit König Heinrich I. neu gekräftigten Deutschen Reiche. Wenzel war ein friedliebender Fürst, mehr auf das kirchliche Heil denn auf zeitlichen Gewinn bedacht: er erkannte willig die Oberhoheit des deutschen Königs an und verpflichtete sich zum alten Tribut, als Heinrich I. im Jahre 928 vor Prag erschien. Doch als infolge innerer Wirren Wenzel im Jahre 935 durch die Hand seines Bruders und dessen Verbündete sein Leben verlor und Boleslaw I., „der Brudermörder", Herzog ward, erhob sich von neuem der Krieg mit den Deutschen. Lange widerstand der Böhmenfürst in seinem durch Grenzwälle und Verhaue geschützten Lande dem damals von vielen Feinden bedrängten König Otto I.; schließlich erlahmte doch Boleslaws Kraft: 950 unterwarf er sich unter denselben Bedingungen, unter denen sein Bruder und dessen Vorgänger die deutsche Herrschaft getragen hatten. In der Lechfeldschlacht des Jahrs 955 kämpfte bereits ein böhmisches Hilfsheer mitten unter den Schlachtreihen der vereinigten deutschen Stämme; Boleslaw, der die Grenzen seines Lands gegen die ungestümen Magyaren schützte, verfolgte die besiegten Feinde und fügte ihnen eine neue Niederlage bei.

Dem aufstrebenden přemyslidischen Fürstentum erstand um diese Zeit ein gefährlicher Nebenbuhler, das polnische Reich. Erst kurz nach der Mitte des 10. Jahrhunderts, um 963, lernen wir diese neue Macht in den Niederungen zwischen der Oder und Warthe kennen; in Gnesen hatte es seinen politischen Mittelpunkt, und südwestlich erstreckte es sich bis in das heutige Schlesien, wo es dem böhmischen Reich unmittelbar benachbart war. Anfangs traten die zwei slawischen Fürstentümer in freundschaftliche Beziehungen: der Polenherzog Mesko I. (Mieczyslaw, Mscislaw, Miseco; gest. 992) heiratete Dubrawa, die Tochter Boleslaws I. von

Böhmen. Sie war es, die den Gatten sowie das Volk dem Christentume gewann; schon im Jahre 968 wurde in Posen ein Bistum für Polen errichtet, während jenes in Prag nicht vor dem Jahre 973 (wohl 975) erstanden ist. Böhmische Hilfstruppen unterstützten Mesko in seinen Kämpfen gegen nordische Nachbarn; der Polen- und der Böhmenfürst — es war dies bereits Boleslaws I. gleichnamiger Sohn — verbanden sich und unterstützten gemeinsam den Bayernherzog Heinrich gegen die Kaiser Otto II. und Otto III. in den Jahren 976 und 983—985. Dann riß aber das Freundschaftsband zwischen den beiden Schwägern — Dubrawa war 977 gestorben —; zum Jahre 990 berichten die Quellen „von der grimmigen Feindschaft", die zwischen beiden herrschte, weil der Pole dem Böhmen ein größeres Gebiet (regnum) entrissen hatte und im folgenden Kampfe zu behaupten verstand. Nähere topographische Angaben fehlen, und nur aus der Erwähnung des Ortes Niemtsch (Nemci) schließt man, daß der Schauplatz des Kriegs Schlesien gewesen sei. Nun folgte eine lange Zeit heftiger Kämpfe zwischen den beiden Nachbarstaaten, wodurch die Dauerhaftigkeit des přemyslidischen Reichs auf eine harte Probe gestellt wurde.

Böhmen war damals nach einer etwa hundertjährigen Entwicklung vor einem Wendepunkt angelangt, der sich einerseits in dem Rückgange seiner politischen Machtstellung, anderseits in heftigen innern Erschütterungen kennzeichnete. Es kam jene Zeit, wo Adalbert, der zweite Bischof von Prag, „das blinde und freiwillig zu Grunde gehende Volk" preisgebend, Amt und Heimat verließ und sich lieber im Missionswerke bei den wilden Preußen opferte (997); jene Zeit, wo ein edles einheimisches Geschlecht, die Slawnikinger, dem auch Adalbert entsprossen war, vom Herzoge Boleslaw II. und dem Adel grausam ausgerottet wurde. Bald ergriff die innere Zersetzung auch das přemyslidische Fürstenhaus, und Böhmen ward von Herzogen regiert, denen die Chronisten Beinamen wie „Basilisk" oder „giftige Natter" beilegen.

Boleslaw III., Boleslaws II. erstgeborner Sohn, machte, kaum daß er im Jahre 999 die Regierung angetreten hatte, den Versuch, sich seiner beiden jüngern Brüder, Jaromir und Udalrich, gewaltsam zu entledigen, und als sein Vorhaben mißlang, verwies er sie samt der Mutter des Lands; in Deutschland am Kaiserhofe fanden sie Zuflucht und Unterstützung. Solche Zustände ermöglichten es dem kriegstüchtigen Polenherzoge Boleslaw I. Chabri (Chrobry oder Chrabry; 992—1025), nachdem er schon vorher deutsche Grenzgebiete zwischen der Oder und Elbe, dann auch Mähren erobert hatte, zu Beginn des Jahrs 1003 mit Hilfe unzufriedner böhmischer Adligen in den Besitz Böhmens zu kommen. Da er sich aber weigerte, für seine neue Herrschaft die Belehnung vom deutschen Kaiser entgegenzunehmen, entschloß sich Heinrich II., dem Polen seine jüngsten Eroberungen wieder zu entreißen. Böhmen ward beim ersten Angriffe (1004) zurückgewonnen und der Prinz Jaromir auf den böhmischen Herzogsstuhl erhoben. Um die übrigen Eroberungen des Polen entspann sich ein langwieriger Krieg zwischen dem von den Böhmen unterstützten deutschen Kaiser und Boleslaw Chabri, der fast die ganze Regierungszeit dieses Fürsten ausfüllte.

Im Wettkampfe zwischen der böhmischen und polnischen Macht wandte sich der Sieg nun wieder auf die Seite der erstern, besonders als nach Boleslaw Chabris Tod (1025) für Polen eine Zeit innerer Wirren anbrach, während in Böhmen nach Jaromirs kurzer Herrschaft dessen Bruder Udalrich, unterstützt von seinem mutigen Sohne Břetislaw, die Zügel der Regierung ergriff. Břetislaw ist es insbesondere zuzuschreiben, daß 1029 den Polen die letzte ihrer großen Eroberungen aus der Zeit Boleslaw Chabris, das Land Mähren, entrissen wurde, dessen Vereinigung mit Böhmen das Ansehen und die Stärke des přemyslidischen Hauses erheblich vergrößerte.

Als dann Břetislaw nach dem Tode seines Vaters Udalrich 1034 die Herrschaft allein überkommen hatte, unternahm er 1039 mit einem großen Heer einen Zug nach Polen und drang unter Plünderungen und Verwüstungen aller Art siegreich bis Gnesen vor. Dort, wo der Leichnam des Prager Bischofs Adalbert nach dessen Märtyrertode bei den Preußen (997) seine Ruhestätte gefunden hatte, sühnte er den Undank seiner Vorfahren gegen diesen edeln Mann, indem er an dessen Grabe sein böhmisch-mährisches Volk in Waffen eine Reihe alteingewurzelter heidnischer Sitten, an denen schon Adalbert Anstoß genommen hatte, abschwören ließ, worauf die „heilige Last", die Gebeine des Märtyrers, in die Heimat zurückgebracht wurde. Doch die Eroberung einzelner Landesteile Polens schwand wieder dahin, als Kaiser Heinrich III. dagegen Einspruch erhob. Denn wie früher Heinrich II. dem Polenfürsten gegenüber, so war dessen Sohn entschlossen, Břetislaw von Böhmen die Errichtung eines über die ursprünglichen Grenzen hinausreichenden großen Slawenreichs im Osten Deutschlands zu wehren. Břetislaw nahm allerdings zunächst den Kampf auf und erzielte sogar im ersten Kriegsjahre (1040) einen gewaltigen Erfolg. Allein der Feldzug im nächsten Jahre verlief, nicht zum mindesten durch den treulosen Übertritt einzelner Großen zum Kaiser, so unglücklich für den Böhmen, daß er um Frieden bitten mußte, wobei ihm von seinen polnischen Eroberungen nur zwei schlesische Gebiete gelassen wurden, die er nicht lange danach dem Polenfürsten gegen einen Jahrestribut zurückerstatten mußte. Fortan entsagte Břetislaw allen gegen das Deutsche Reich gerichteten kriegerischen Unternehmungen; vielmehr unterstützte er den Kaiser bei seinen Kriegszügen, vornehmlich nach Ungarn. Seinen Ländern sicherte er Frieden und Ruhe zu kultureller und wirtschaftlicher Entfaltung; während seiner Regierung in Böhmen und Mähren sind mehrere bedeutende Klöster begründet worden. Im Innern seines ausgedehnten Reichs glaubte er durch eine Erbteilung auch über seinen Tod hinaus dauernde Ordnung herstellen zu können. Er übertrug seinem Erstgebornen, Spitigněw, nebst einem oberherrlichen Rechte die Regierung in Böhmen; Mähren teilte er unter seine drei jüngern Söhne Wratislaw, Konrad und Otto; ein fünfter, Jaromir, war für den geistlichen Stand bestimmt.

Allein Břetislaw hatte seine Verfügungen so ungenügend gesichert, daß unmittelbar nach seinem Tode (1055) die Reaktion eintrat. Spitigněw entsetzte seine mährischen Brüder ihrer Herrschaft, vernichtete den Adel Mährens, der ihm in seinen gewaltsamen Maßregeln Widerstand zu bieten versuchte, und vertrieb schließlich aus unbekannten Ursachen die Deutschen aus Böhmen, die während der Regierung seines Vaters größern Einfluß gewonnen hatten, mit ihnen auch seine Mutter Judith von Schweinfurt, die erste deutsche Fürstentochter auf dem přemyslidischen Throne. Doch währte Spitigněws Regiment kaum sechs Jahre (1055—61).

Sein Bruder und Nachfolger, Herzog Wratislaw II., lenkte, sowohl was die Verwaltung des Nebenlands Mähren als auch was das Verhältnis zum Deutschen Reich anlangt, durchaus wieder in die Bahnen des Vaters zurück. Hatte Břetislaw dem Lande Mähren das erste Kloster in Raigern gegeben (1048), so begründete Wratislaw trotz der großen Schwierigkeiten, die ihm hierbei sein Bruder, der Prager Bischof Jaromir-Gebhard, bereitete, 1062 das Olmützer Bistum, fortan das kirchliche Zentrum Mährens. Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für Böhmen wie für das Deutsche Reich sind die innigen Beziehungen, die Herzog Wratislaw mit Kaiser Heinrich IV. verbanden; trotz des allgemeinen Abfalls der Fürsten vom Kaiser und trotz der Mahnungen Papst Gregors VII. haben sie während der ganzen Regierung beider Fürsten unverändert fortbestanden. Der Böhmenherzog erwarb für solche persönliche Treue und für mannigfache kriegerische Hilfe, die er dem Kaiser durch seine überall gefürchteten

Scharen zukommen ließ, zeitweilig benachbarte Ländergebiete, die er freilich auf die Dauer nicht behaupten konnte, sodann im Jahre 1086, allerdings nur für seine eigne Person, die Königswürde. So groß war das Ansehen, das Wratislaw in Deutschland besaß, daß der Erzbischof Wezilo von Mainz die Meldung von der Erhebung des Böhmenherzogs zum König an den Papst mit den Worten begleitete: „Darin stimmen alle überein, daß er auch höherer Gunst vollauf würdig gewesen wäre, wenn man sie ihm hätte erteilen können." Nur in seinem eignen Hause war Wratislaw kein Friede beschert. Fast ununterbrochen herrschten Zwistigkeiten bald mit seinem Bruder, dem Bischofe von Prag, bald mit den übrigen Brüdern, den mährischen Fürsten, ja auch mit seinem Sohn und seinen Neffen. Öfters kam es zu Unruhen im Lande, selbst zu kriegerischen Unternehmungen gegen seine Widersacher. Die Ursache dieser Streitigkeiten unter den Přemysliden, die von da an fast anderthalb Jahrhunderte fortdauern sollten, lag in jener Erbfolgeordnung, jener „iustitia Bohemorum", die Herzog Břetislaw auf dem Totenbette festgesetzt haben soll, wonach dem Ältesten des Hauses die Herrschaft gebühre.

Insbesondere waren es die mährischen Teilfürsten, die sich oft gegen die Macht der böhmischen Herzoge erhoben und ihr Anrecht auf den böhmischen Thron erkämpfen wollten. Während der Regierung der beiden Nachfolger Wratislaws (gestorben 1092), seiner Söhne Břetislaw II. und Bořiwoi, ist es der Kampf mit Udalrich von Brünn und Lutold von Znaim (1101), einige Jahre später (1105 und 1107) der mit Herzog Swatopluk von Olmütz, wodurch gewaltige Wirren hervorgerufen wurden. Gleichzeitig war das přemyslidische Reich auch nach außen hin in zahlreiche kriegerische Unternehmungen verwickelt, bald gegen Ungarn, bald gegen Polen, bald aus eignem Antriebe, bald in Gefolgschaft der deutschen Könige. Denn die Beziehungen zum Reiche wurden durch diese Verhältnisse nicht nur nicht getrübt: vielmehr galt der Kaiser oft als der berufne Schiedsrichter. Den Höhepunkt erreichte dieser immer dramatischer sich steigernde Kampf im Jahre 1125. Herzog Wladislaw, gleichfalls ein Sohn König Wratislaws II., war gestorben, und dessen jüngster Bruder, Soběslaw, war ihm in der Regierung gefolgt. Gegen diesen erhob sich sein Vetter, der Olmützer Fürst Otto, der an König Lothar von Süpplingenburg einen mächtigen Helfer fand. Während aber bisher die deutschen Könige nicht unmittelbar in die Kämpfe der böhmischen Nebenbuhler eingegriffen hatten, führte Lothar das Hilfsheer für seinen Schützling Otto selber nach Böhmen. So kam es zur furchtbaren Schlacht bei Kulm am 18. Februar 1126, in der nicht nur die deutschen Ritter in des Königs Gefolge völlig besiegt wurden, sondern auch der mährische Fürst seinen Tod fand.

Beendigt waren die Erbfolgekämpfe damit nicht. Während Soběslaws Regierung (1125—40) gärte es fast ununterbrochen im Innern. Doch streng warf der Herzog eine Verschwörung nach der andern nieder und schuf sich auf diesem Wege Ruhe für seine mannigfachen auswärtigen Kriege: vorzüglich gegen Polen, das er wiederholt plündernd heimsuchte (1132—35), dann im Dienste König Lothars, mit dem er sich unmittelbar nach der Schlacht bei Kulm ausgesöhnt hatte, in Deutschland, in Italien, in Ungarn.

B. Wladislaw II. und seine Nachfolger bis zum Abkommen von 1197.

Unter Soběslaws Nachfolger, seinem Neffen Wladislaw II., loderte das glimmende Feuer hell auf. Eine Anzahl böhmischer Přemyslidenprinzen, die mährischen Fürsten von Brünn, Olmütz und Znaim, ein Teil des böhmischen Adels standen mit einem Mal in Waffen dem jungen Böhmenherzoge gegenüber. Aber Dank seiner eignen Entschlossenheit, der Treue seines Anhangs (darunter seines Bruders Thebald und des Olmützer Bischofs Heinrich Zdik) sowie

der kräftigen Unterstützung, die ihm Kaiser Konrad III., ein Halbbruder seiner Gemahlin Gertrude, zusandte, zwang er die Verbündeten zum Rückzuge.

Jahrelang noch zogen sich die Kämpfe des Böhmenherzogs mit den mährischen Přemysliden, namentlich mit Konrad von Znaim, hin, bis endlich die Kräfte der letztern erschöpft waren und anderseits der weltbewegende Gedanke des zweiten Kreuzzugs auch hier die Gemüter von den ermüdenden heimischen Zwistigkeiten ablenkte. Die innigen Beziehungen Böhmens zum Deutschen Reich in der damaligen Zeit sowie die Wirksamkeit des Bischofs Heinrich von Olmütz brachten es mit sich, daß die politischen Wogen von drüben auch mächtig herüberschlugen und sowohl der Aufruf zu einer Kreuzfahrt nach Palästina (1147) als auch die gleichzeitige Unternehmung gegen die heidnischen Wenden (an der untern Elbe und Weichsel) in Böhmen und Mähren begeisterte Aufnahme fand. Unter der Führung Bischof Heinrichs und einiger Přemyslidenprinzen zogen die einen mit dem nordischen Kreuzheere, während Herzog Wladislaw mit nicht minder stattlichen Scharen sich Konrad III. und den Orientfahrern anschloß, selber aber wegen der allzu großen Mühsalen in Konstantinopel oder Nikaia umkehrte.

Wenige Jahre danach, am 25. Juni 1150, verlor der Herzog seinen treuen Berater Bischof Heinrich von Olmütz durch den Tod. Es war eine Persönlichkeit, deren kirchliche, besonders aber politische Bedeutung sehr hoch angeschlagen werden muß. Von deutschem Wesen und deutscher Bildung ganz durchdrungen, war er ebenso von Kaiser Konrad wie von Papst Eugen III. geachtet und von ihnen für wichtige diplomatische Unterhandlungen, z. B. für die vom Papste geplante Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, ausersehn. Es ist nicht als bloße Redensart zu betrachten, wenn der Papst einmal mit Beziehung auf diesen Bischof dem Kaiser schreibt: „Obgleich wir diesen frommen und gottgefälligen Mann sehr gern einige Zeit in großer Ehre und Liebe bei uns behalten hätten, senden wir ihn Deiner Hoheit zurück, weil wir erkannt haben, wie nötig er Dir ist.“ In den Jahren 1142—47 können wir ihn alljährlich mindestens einmal am deutschen Hof und in Kaiser Konrads Umgebung nachweisen. Die Worte des Kaisers in einer seiner Urkunden: er habe sich den Bischof von Olmütz ob dessen makellosen Glaubens zum Lehrer gleichsam und zum Vermittler in allen Dingen, die sich auf den Dienst Gottes beziehen, vor allen Bischöfen des Reichs auserkoren, belegen, welche Stellung er im Reich eingenommen haben muß. Seine Thätigkeit für Böhmen und Mähren wurde durch die endlosen Zerwürfnisse der Přemysliden untereinander zwar bedeutend gelähmt und gehemmt. Allein es ist schon von Bedeutung, daß er zufolge seiner Verbindungen mit Deutschland dem Eindringen deutschrechtlicher Anschauungen in die přemyslidischen Länder, zunächst nach Mähren, die erste Brücke gebaut hat: er erwarb nämlich für die Olmützer Kirche ganz nach deutschem Vorbilde die Immunität, ein Vorrecht, das, bisher diesen Gebieten fremd, bald für die Rechtsentwicklung in Böhmen und Mähren große Wichtigkeit erlangen sollte.

Wladislaws Regierung währte noch lange über Bischof Heinrichs Tod hinaus und verlief bis auf die letzten Lebensjahre glücklich, ja ruhmvoll. Die Gefahr von Mähren her war durch Einführung böhmischer Přemysliden in die Teilfürstentümer zunächst beseitigt, und wenn auch in der Fremde manch ein vertriebner Přemyslidenprinz lebte, der nur auf den Augenblick wartete, da Wladislaws Thron zu wanken beginnen werde, so gelang es diesem doch, seine Herrschaft lange vor jeder ernstern Erschütterung zu bewahren. Entscheidend war hierbei allerdings, daß Wladislaw gegenüber Kaiser Friedrich I. Rotbart, der im Jahre 1152 den deutschen Thron bestieg, rechtzeitig und nicht ohne die kluge Vermittlung des Bischofs Daniel von Prag in die überlieferten Bahnen der Treue gegen Kaiser und Reich einlenkte. Im Juni 1156 ward

das Band zwischen beiden Fürsten noch inniger geknüpft, indem Friedrich dem Böhmenherzoge gegen die Verpflichtung, seine Völker für die großen kriegerischen Unternehmungen des Kaisers zur Verfügung zu stellen, neben kleinern territorialen Vergünstigungen die Auszeichnung der königlichen Würde verlieh, die vor genau 70 Jahren Kaiser Heinrich IV. Wladislaws Großvater, Wratislaw II., geschenkt hatte.

Nun brachen für die Böhmen kampflustige Zeiten an. Zunächst nahmen sie teil an Friedrich Barbarossas polnischem Feldzug im Jahre 1157 und bahnten, die Oder überschreitend, dem kaiserlichen Heere bis tief ins fremde Land den Weg. Die Unternehmung hatte für Böhmen selbst keine Bedeutung, um so größere dagegen für die Entstehung des politisch selbständigen schlesischen Fürstentums. Denn dieser Kriegszug und seine Wiederholung im Jahr 1163 hatten zur Folge, daß der Polenherzog Boleslaw IV. Kendzierzawy die Söhne seines Bruders Wladislaw II., den er im Jahr 1146 vom Throne gestürzt und zur Flucht zu dem ihm halb verschwägerten Kaiser Konrad III.* nach Deutschland gezwungen hatte (gestorben um die Jahreswende von 1162 auf 1163), nunmehr zurückberief und ihnen das Erbteil ihres Vaters: Breslau, Glogau und Oppeln, wieder erstattete. Zwar ist die polnische Oberhoheit über diese Landesteile noch längere Zeit aufrecht geblieben. Allein die drei Fürsten Boleslaw, Mesko (Mieczyslaw, Mściślaw) und Konrad, die ihre ganze Jugend in Deutschland verbracht hatten, waren die ersten, die Schlesien in den Kreis der westlichen Kultur gezogen haben. Es ist von großer historischer Bedeutung, daß an dem ersten Versuche, Schlesien von Polen loszulösen und dem Deutschen Reiche näher zu bringen, der böhmische König mitgewirkt hat.

Ein Jahr nach dem Polenkrieg erging an die Böhmen der Ruf zum Zuge gegen Mailand. Mit Begeisterung wurde er von den jungen böhmischen Rittern aufgenommen, während der ältere Adel mißmutig die neue Politik beargwöhnte: denn Wladislaw hatte ohne den Rat der Großen am 11. Januar 1158 auf einem Reichstag in Regensburg vom Kaiser den königlichen Kronreif aufgesetzt erhalten, und ohne ihre Zustimmung war er auf die Bedingungen Friedrichs eingegangen. Allein ihr Widerstand war ohne Belang. Die böhmischen Krieger erleichterten durch Mut und Tapferkeit dem Kaiser sowohl in diesem Jahr als auch bei den spätern Zügen und Kämpfen in Italien (1161, 1162 und 1167) den Sieg; allerdings erwarben sie sich auch durch ihre Raubsucht in Freundes- und Feindesland einen verhaßten Namen. Vom Glücke begünstigt war auch ein Kriegszug, den König Wladislaw 1164 nach Ungarn ausführte, um in den dortigen Thronstreitigkeiten seinem Schützlinge Stephan III. das Übergewicht über Stephan IV., der vom byzantinischen Kaiser unterstützt wurde, zu verschaffen; reich war die Beute aus den Schätzen des griechischen Lagers.

---

* Kaiser Heinrich IV., † 1106

Agnes — Kaiser Heinrich V., † 1125

1. G. Friedrich (I.) von Schwaben, † 1105
2. G. Leopold III. der Heilige von Österreich, † 1136

1) Friedrich (II.) der Einäugige von Schwaben, † 1147 G. Judith, Schwester Heinrichs des Stolzen	Kaiser Konrad III., † 1152	2) Leopold IV., † 1141	Heinrich II. Jasomirgott, † 1177	Otto v. Freising, † 1158	Agnes G. Wladislaw II. v. Polen, † Ende 1162 oder Anfang 1163
Kaiser Friedrich I. Rotbart, † 1190	Boleslaw I. der Lange von Breslau (s. Fig. 9 der Tafel bei S. 244)		Mesko von Ratibor		Konrad von Glogau (s. Fig. 10 der Tafel bei S. 244)

Gegen Ende ſeiner Regierung verdüſterten ſich aus mannigfachen Urſachen die Beziehungen zu Friedrich Rotbart. Und als er ſich entſchloß, die Herrſchaft in Böhmen ohne deſſen Zuſtimmung ſeinem Sohne Friedrich zu übertragen, da widerſetzte ſich der deutſche Kaiſer dem eigenmächtigen Vorgehen des böhmiſchen Königs und erhob an Friedrichs Statt deſſen Vetter Soběſlaw II. zum Herzoge von Böhmen. Langwierige Thronkämpfe waren die unmittelbare Folge. Zuerſt mußte Friedrich das Feld räumen. Später aber erwarb er die kaiſerliche Gunſt von neuem und eroberte die Herrſchaft von Soběſlaw zurück (1179).

Unterſtützt wurde er in dieſem Kampf einesteils von Deutſchland, andernteils beſonders von dem mähriſchen Fürſten Konrad Otto, der, aller Wahrſcheinlichkeit nach einer Nebenlinie der böhmiſchen Přemyſliden entſproſſen, noch unter König Wladiſlaw II. im Znaimer Fürſtentume nach dem Erlöſchen der einheimiſchen Linie zur Herrſchaft gelangt war. Brünn und Olmütz verwalteten ſeit Soběſlaws Regierungsantritt deſſen jüngere Brüder Udalrich und Wenzel, ſo daß ſchon um das Jahr 1174 die mähriſchen Zweige der Přemyſliden vollkommen abgeſtorben waren. Allein der Kampf zwiſchen Böhmen und Mähren erhob ſich nochmals. Friedrichs, des „unerfahrnen Fuhrmanns“, wie ihn ein gleichzeitiger Chroniſt nennt, zweite Regierung währte ebenfalls nur kurz: ein Volksaufruhr zwang ihn zur Flucht; er wandte ſich an den Kaiſer. Der böhmiſche Herzogsſtuhl ſchien dem mähriſchen Fürſten Konrad Otto, der damals bereits alle drei Teilreiche Mährens in ſeiner Hand vereinigte, zufallen zu ſollen. Doch Friedrich Barbaroſſa berief die beiden Přemyſliden vor ſeinen Richterſtuhl nach Regensburg und gebot am 29. September 1182: daß Friedrich wie bisher in Böhmen herrſchen, Konrad Otto aber Mähren fortan als reichsunmittelbare Markgrafſchaft allein und unabhängig von Böhmen verwalten ſolle — eine Entſcheidung von großer Tragweite für die innere Entwicklung des Přemyſlidenreichs, wenn ſie ſich in ihrer Urſprünglichkeit behauptet hätte. Dem war aber nicht ſo; das Intereſſe Kaiſer Rotbarts und ſeines Nachfolgers wurde durch die Ereigniſſe im Reiche von den Dingen im Südoſten ganz abgelenkt, und ohne Rückhalt war es kaum denkbar, das ſchwächere Mähren von Böhmen unabhängig zu erhalten. Die Kaiſer haben auf die Reichsunmittelbarkeit Mährens in jener Zeit allerdings nicht verzichtet; allein ſie wehrten es auch den böhmiſch-mähriſchen Fürſten nicht, ihre Beziehungen zu einander nach ihrem Gutdünken zu regeln. Wahrſcheinlich um den Preis der Nachfolge in Böhmen verzichtete bereits Konrad Otto nach einem kriegeriſchen Zuſammenſtoße, der aber ohne Entſcheidung blieb, im Jahre 1186 auf die Unabhängigkeit Mährens von Böhmen. Thatſächlich wurde er ſchon 1189 Herzog von Böhmen und vereinigte ſomit beide Länder in einer Hand.

Nach ſeinem Tode, der ihn, fern von der Heimat, im Gefolge Heinrichs VI. in Sizilien ereilte (9. September 1191), wiederholte ſich noch einmal der Kampf zwiſchen den beiden Linien der Soběſlawiden und Wladiſlawiden um die Herrſchaft in Böhmen und Mähren. Der Kaiſer entſchied endlich zu gunſten der letztern, indem er zwei jüngern Brüdern des (1189 verſtorbnen) Herzogs Friedrich, Přemyſl Ottokar und Wladiſlaw Heinrich, jenem Böhmen, dieſem Mähren verlieh (1192). Doch auch damit war der Friede noch nicht hergeſtellt: ſchon im folgenden Jahre verdrängte ſie ihr Vetter Heinrich Břetiſlaw, der gleichzeitig Biſchof von Prag war, und herrſchte über beide Länder bis zum Jahr 1197. Sein Tod ſchien der Anlaß zu einem neuen Thronſtreite zwiſchen den beiden Brüdern Přemyſl Ottokar und Wladiſlaw Heinrich werden zu ſollen. Doch der friedfertige Sinn des letztern fand einen Ausweg aus den Wirren, indem er angeſichts der kampfbereiten Heere mit ſeinem Bruder am 6. Dezember 1197 ein Übereinkommen auf Teilung des Reichs traf in dem Geiſte, daß Přemyſl Ottokar in

Böhmen, Wladislaw Heinrich in Mähren das Zepter führen, beiden aber „wie ein Sinn so auch eine Herrschaft eigen sein solle". Wie wenig auch diese Vereinbarung der vollsten Gleichberechtigung der wirklichen spätern Entwicklung entsprechen mag, so viel ist sicher, daß mit diesem Vertrag ein neues Zeitalter in der Geschichte des Přemyslidenreichs anhebt.

C. Die Blütezeit des Přemyslidenreichs.

Das brüderliche Abkommen von 1197 beschloß fast unerwartet einen wenig fruchtbaren Abschnitt der böhmischen Geschichte, in dem anhaltende Thronstreitigkeiten die innere Politik des Landes beherrscht, die wirtschaftliche und kulturelle Entfaltung gewaltsam zurückgehalten und nur die zügellose Kriegslust im Volke großgezogen hatten. Mit der Wende des 12. Jahrhunderts jedoch tritt das Kriegerische in der Geschichte der böhmischen Länder in den Hintergrund, während das Kulturelle die Oberhand gewinnt. Zwist und Streit im Herrscherhause verschwinden, brüderliche Liebe und Eintracht fördern die kühnen Pläne, die das Oberhaupt der Familie, der böhmische Herzog, für die Machtvergrößerung seines Reichs und seines Geschlechts ersinnt. Der deutsche König ordnet nicht mehr nach seinem Gutdünken die Zustände in Böhmen, sondern der Böhmenfürst selbst zieht aus den Wirren und Kämpfen im Deutschen Reiche Nutzen.

Von seinem mährischen Bruder, dem Markgrafen Wladislaw Heinrich (gestorben 1222), sowohl bei diplomatischen als auch kriegerischen Unternehmungen selbstlos unterstützt, gelang es dem neuen Böhmenherzoge durch kluge Ausnutzung des Thronstreits zwischen den deutschen Königen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig, zuerst von jenem, dann nach seinem Übertritte zur andern Partei auch von diesem, sowie schließlich von Papst Innocenz III. für sich und seine Nachfolger die Anerkennung der böhmischen Königswürde zu erlangen (1204). Und kaum erschien der jugendliche Staufer Friedrich II. auf der politischen Bildfläche, so verschaffte er sich auch von ihm zuerst im Jahre 1212 die Bestätigung der königlichen Krone, später (1216) nebst andern Vorrechten die Anerkennung seines Erstgebornen als Nachfolgers in Böhmen. Es war der endliche Durchbruch der Primogenitur-Erbfolge gegen das bisher geltende Senioratsrecht. Den politischen Aufschwung begleiteten großartige Veränderungen im Innern der Länder, indem unter diesen beiden Fürsten Přemysl Ottokar und Wladislaw Heinrich Böhmen und noch mehr das kulturell etwas zurückgebliebne Mähren sich den wirtschaftlichen Zuständen des deutschen Westens anzupassen suchten.

Die deutsche Kolonisation brachte den slawischen Ländern vom politischen Gesichtspunkt eine neue Dorf- und Stadtverfassung, in sozialer Beziehung einen bisher völlig unbekannten freien Bauern- und Bürgerstand. Wirtschaftlich lehrte sie die gründlichere Bebauung des Bodens, die Ausnutzung von Wald und Sumpf, die Hebung und Bearbeitung der Erze aus den Tiefen der Berge. Sie belebte den Handel, entwickelte und förderte Handwerk und Kunst. Sie hat im Gefolge eine Umwälzung aller Lebensverhältnisse, die einzig dasteht im ganzen weitern Verlaufe der Geschichte dieser Länder, eine Aufnahmefähigkeit für fremde Einrichtungen, Gewohnheiten und Sitten, die bei dem sonst so nationalbewußten Volk überraschend ist.

Diese ersten glücklichen Anfänge der deutschen Kolonisation fanden unter König Wenzel I. (1230—53) gedeihliche Fortsetzung trotz mancherlei kriegerischer Verwicklungen, worein Böhmen damals hauptsächlich Österreich gegenüber geriet, und trotz der furchtbaren Gefahr, die ihr von dem Mongoleneinfall des Jahrs 1241 drohte. Doch Böhmen blieb auch jetzt verschont.

Nur Mähren und vorzüglich Schlesien hatten von den Barbaren schwer zu leiden. Die Jahre 1157 und 1163 (S. 238) waren in politischer wie in kultureller Hinsicht ein wichtiger

Einschnitt für die Geschichte Schlesiens gewesen, denn die Regierung der drei schlesischen Fürsten bedeutete auch hier den Beginn einer großartigen Germanisation. Besonders zeichneten sich in dieser Hinsicht aus: Herzog Boleslaw I. der Lange (1157—1202), sein Sohn Heinrich I. der Bärtige (1202—38), der sich durch seine Teilnahme an der Begründung des deutschen Ordensstaats in Preußen bekannt gemacht hat, und dessen Sprosse Heinrich II. (1238—41). Des letztern Machtbesitz reichte über die drei ursprünglichen schlesischen Fürstentümer weit hinaus: er beherrschte Krakau und einen Teil Großpolens, den schon der Vater im steten Kampfe gegen seine polnischen Vettern erobert hatte. Allein diese glänzende Entfaltung des schlesischen Fürstentums erfuhr eine furchtbare Erschütterung, als im März 1241 eben jene Mongolen heranstürmten, Polen im Fluge in eine Wüstenei verwandelten und den Herzog von Schlesien zwangen, sich ihnen entgegenzustellen, wenn er nicht die mühsame Kulturarbeit eines Jahrhunderts unverteidigt zerstört sehen wollte. Der blutige Kampf auf der „Wahlstatt" bei Liegnitz (9. April 1241) kostete Heinrich und zahlreichen Rittern seines Gefolgs das Leben. Aber das dem Westen Europas drohende Unwetter hatte sich entladen. Die Tataren änderten die Richtung, wichen dem Heere, das unter König Wenzels Anführung an der böhmisch-schlesischen Grenze bei Zittau zum Kampfe gerüstet aufgestellt war, aus und rückten eilends zu ihrer Hauptmacht nach Ungarn ab. Nur Mähren erlitt dabei in seinem östlichen Teil arge Verwüstungen. Der weitere Verlauf des Mongolensturms, der noch bis in das Frühjahr 1242 währte und die Nachbarländer Österreich und Mähren in Atem hielt, hat sich auf ungarischem Boden abgespielt (vgl. Bd. II, S. 171).

Das nächste für die Geschichte Böhmens wichtige Ereignis war der Tod des österreichischen Herzogs Friedrich II., der am 15. Juni 1246 in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn als letzter männlicher Sprosse des Hauses Babenberg fiel. Die Ehe zwischen seiner Nichte Gertrude und dem böhmischen Prinzen, nunmehr auch mährischen Markgrafen Wladislaw, die, schon vor Jahren beschlossen, jetzt erst zur Ausführung kam, schien das Babenbergische Erbe in die Hände der Přemysliden bringen zu sollen. Der gefährlichste Gegner der böhmischen Ansprüche war Kaiser Friedrich II., der die österreichischen Länder als erledigtes Reichslehen einziehen wollte. Allein der Kampf um das Erbe Herzog Friedrichs nahm bald eine jähe Wendung, als im Jahre 1247 Markgraf Wladislaw und 1250 der Kaiser starben. Erb- und Rechtsansprüche traten nun in den Hintergrund — die größere Macht, das größere diplomatische Geschick der miteinander um die Beute ringenden Nachbarfürsten von Böhmen-Mähren, von Ungarn und von Bayern mußten den Ausschlag geben. Der neue mährische Markgraf, Přemysl Ottokar, König Wenzels I. zweiter Sohn, gewann schon nach kurzem Kampf in Ober- und Niederösterreich den Sieg über den Bayernherzog Otto; noch im Jahre 1251 wurde er vom Adel und von den Städten dort als Herzog anerkannt und sicherte sich überdies seine Eroberungen durch seine Verbindung mit Margareta, der Schwester des letzten Babenbergers und Witwe König Heinrichs (VII.), die er im Februar 1252 zu seiner Gemahlin nahm, wiewohl sie bedeutend älter war als er.

Nur um den Besitz der Steiermark erhob sich ein längerer Kampf zwischen Přemysl Ottokar II., der im Jahre 1253 nach dem Tode seines Vaters auch die königliche Würde in Böhmen erbte (s. Fig. 17 der Tafel bei S. 244), und König Béla IV. von Ungarn. Anfangs neigte sich der Streit hauptsächlich zufolge der Gunst des Papstes auf die Seite des Magyaren (1254); schließlich siegte aber auch hier der Böhmenkönig ob, nachdem er im Juli 1260 die Schlacht bei Kroissenbrunn (in der Nähe von Marchegg) gewonnen hatte. Die Lösung seiner

Ehe mit der alternden Margareta, seine Vermählung mit der jugendlichen Enkelin des Ungarnkönigs, Kunigunde (1261), die Belehnung mit den beiden Herzogtümern Österreich und Steiermark durch den deutschen König Richard (1262) besiegelten das von seltnem Glücke begleitete erste Regierungsdrittel König Přemysl Ottokars II.

Auch das folgende Jahrzehnt (bis 1273) brachte dem Böhmenkönige Ruhm und Sieg in vielen seiner kriegerischen Unternehmungen und neuen Länderzuwachs durch die Erwerbung von Kärnten und Krain sowie durch die Erlangung einer gewissen Schutzhoheit über Eger und dessen Landgebiet. Přemysl Ottokar II. hatte damals den Gipfelpunkt seiner Macht erreicht. Im Innern bedeutete seine Regierung ebenfalls eine Fortführung und Steigerung jener germanisatorischen Kolonisationsarbeit, die Vater und Großvater im Přemyslidenreich eingeleitet hatten. Hierin fand er an dem Bischof Bruno von Olmütz, der dem gräflichen Hause der holsteinischen Schaumburge entstammte und von 1245—81 das mährische Bistum verwaltete, einen eifrigen Helfer, der ihm auch in allen diplomatischen und politischen Unternehmungen der beste Ratgeber war. Bischof Bruno bildet mit Bischof Heinrich Zdik von Olmütz und Bischof Adalbert von Prag das geistliche Dreigestirn in der přemyslidischen Geschichte, das in religiöser, kultureller und politischer Hinsicht weit über die Grenzen der engern Heimat geleuchtet hat.

Das deutsche Stadtrecht eroberte damals in Böhmen und Mähren weitern Boden; die Ansiedlungen Deutscher in Dorf und Stadt, ihre Bethätigung im Handel und Gewerbe, besonders im Bergbau, nahmen gewaltig zu. Diese kulturellen Errungenschaften bilden das Bleibende von Přemysl Ottokars II. umfassender großer Thätigkeit, während das politische Riesengebäude einer böhmisch-österreichischen Monarchie, das er scheinbar mit so viel Geschick errichtete, in dieser Form nicht zu halten war: allzusehr beruhte es auf einer Ohnmacht des Deutschen Reichs, auf der Schwäche und Hilflosigkeit deutscher Schattenkönige. Für Přemysl Ottokar bedeutete daher die Wahl Rudolfs von Habsburg zum römisch-deutschen Könige (1. Oktober 1273) den Beginn des Niedergangs der böhmischen Macht. Rasch vollzog sich diese Wendung. Da Přemysl Ottokar sich weigerte, den neuen deutschen König als Lehnsherrn anzuerkennen, forderte er ihn und das Reich zum Kriege heraus. Fast zwei Jahre vermochte der Böhmenkönig den ihm drohenden Abfall der Steiermark und Österreichs hintanzuhalten, da Rudolf nicht nur anderweitig stark in Anspruch genommen war, sondern auch keine Mittel besaß, um seine offnen und geheimen Anhänger in diesen Ländern kräftig zu unterstützen. Als er aber im Herbste 1276 das Reichsheer durch Österreich bis vor die Mauern Wiens führte und Ottokar nicht bloß von den österreichischen, sondern auch von einigen mächtigen böhmischen Adligen im Stiche gelassen wurde, da kam es nicht einmal zum Kampfe zwischen den beiden Gegnern: der Böhme zog für dieses Mal die Unterwerfung dem für ihn höchst zweifelhaften Waffengange vor. Der Wiener Friede vom 21. November 1276 kostete Přemysl Ottokar II. seine Großmachtstellung: Österreich, Steiermark, Kärnten und andre eroberte, nicht ererbte Gebiete mußte er ausliefern, Böhmen und Mähren als Lehen vom deutschen König entgegennehmen.

Allein der demütigende Vertrag konnte für den stolzen Fürsten unmöglich die Grundlage für sein weiteres Verhalten bilden. Über das nunmehrige Verhältnis Böhmens zum Reich, über einige wichtige Vertragspunkte des Wiener Friedens, insbesondre die Einbeziehung der böhmischen Herren, die Přemysl Ottokar im Stiche gelassen hatten, in das Abkommen, ferner wegen der gegenseitigen Heirat je eines Sohns und einer Tochter der beiden Fürsten kam es zu Mißhelligkeiten, die bald zu dem vom Böhmenkönige gewünschten neuen Kriege mit Rudolf führten. In der Schlacht bei Dürnkrut (auf dem Marchfeld) am 26. August 1278 wurde Přemysl

Ottokar II. nach heldenmütigem Kampf in erschöpftem Zustande gefangen und von einigen Rittern, die an ihm persönliche Rache nehmen wollten, ermordet.

Die přemyslidischen Länder unterwarfen sich nun fast widerstandslos dem deutschen Könige, dem die deutschen Städte, ein Teil des Adels und nicht als letzter Bischof Bruno viel Zuneigung entgegenbrachten. Allein die vormundschaftliche Regierung des Markgrafen Otto von Brandenburg über Přemysl Ottokars erst siebenjährigen Sohn Wenzel, die Rudolf von Habsburg in Böhmen einrichtete, während er Mähren ganz in seine Pfandschaft nahm und vom Bischof Bruno verwalten ließ, verursachte ernste Unruhen und Adelsempörungen; hierzu traten Hungersnot und zufolge der vieljährigen Kriegswirtschaft allgemeines Elend. Die ersten Jahre nach dem Tode des großen Königs waren also für Böhmen unglücklich. Dann aber, als Wenzel II., als Schwiegersohn des deutschen Königs von diesem unterstützt, im Jahre 1283 zur Herrschaft gelangte (s. Fig. 18 der Tafel bei S. 244), schien dem Přemyslidenhaus ein Nachsommer zu erblühen. Der Reichtum des Lands, besonders der Ertrag der Silberbergwerke, erleichterte unter einem friedlichen und ernsten Regimente den Umschwung zum Guten. Der lebhafte Sinn des jungen Königs für Kunst und Wissenschaft verschaffte dem böhmischen Hof einen großen Ruf und machte ihn zu einem ersehnten Zielpunkt von Künstlern und Gelehrten.

Mit diesem innern Aufschwung ging eine glückliche auswärtige Politik Hand in Hand. Die Geschichte Schlesiens nimmt nach dem welthistorisch bedeutungsvollen Mongolenkampfe des Jahres 1241 wieder eine durchaus örtliche Färbung an; noch ist das Land in lauter kleine Fürstentümer zersplittert, von denen einige in ewiger Feindschaft gegen Polen stehen und daher den Anschluß an das kulturell und national ihnen verwandte Přemyslidenreich suchen. In der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde sind die Herzoge von Breslau, Glogau (s. Fig. 10 der Tafel „Böhmische, mährische und schlesische Fürsten" bei S. 244) und Oppeln freie Verbündete des Böhmenkönigs. Zu größerer Macht schwang sich unter den schlesischen Fürsten damals Heinrich IV. von Breslau (1273—90; s. Fig. 12 derselben Tafel) auf, der noch einmal, wie sein Großvater, Heinrich II., das Großfürstentum von Krakau und damit die Oberherrschaft über das gesamte polnische Reich erwarb. Doch nach seinem kinderlosen Tode begannen die Wirren in Polen und Schlesien nur um so heftiger loszubrechen. In deren Verlaufe gelang es König Wenzel von Böhmen, mit Unterstützung mehrerer schlesischer Herzoge, die ihn bereits als ihren Lehnsherrn anerkannten, Krakau im Jahre 1291 zu erobern und 1300 sich in Gnesen die polnische Königskrone aufsetzen zu lassen, das Erbe der Piasten mit der Herrschaft der Přemysliden in einer Hand vereinigend.

Ja noch mehr. Als im folgenden Jahre (1301) der Mannesstamm des árpádischen Königsgeschlechts in Ungarn erlosch, wurde dem Böhmenkönige von einer Partei im Land auch diese Krone angeboten, die er zwar nicht selber annahm, aber seinem Sohne Wenzel III. übertrug, der in Stuhlweißenburg zum ungarischen Könige gekrönt wurde. Dieser glänzende Glückstraum der Přemysliden währte jedoch nur kurze Zeit. Der ungarische Thron ließ sich gegenüber den Ansprüchen des Hauses Anjou nicht behaupten — im Jahre 1304 verließ Wenzel III. Ungarn. Gleichzeitig geriet Wenzel II. in Krieg mit dem deutschen König Albrecht. Doch noch während dessen starb er 1305 im Alter von 34 Jahren. Und als sein Erbe im nächsten Jahre (1306) nach Polen ziehen wollte, um das Andringen des polnischen Kronprätendenten Wladislaw Lokietek gegen die böhmischen Statthalter zurückzuwerfen, wurde er in der Olmützer Burg von einem Meuchelmörder ermordet, siebzehnjährig, zwar vermählt, aber ohne Nachkommenschaft, der letzte männliche Sprosse des Přemyslidengeschlechts.

5. Die Luxemburger.

A. König Johann.

Auf das böhmische Erbe wurden von zwei Seiten Ansprüche geltend gemacht: Herzog Heinrich von Kärnten stützte sich auf das Erbrecht seiner Gemahlin Anna, König Wenzels III. ältester Schwester; der deutsche König Albrecht hingegen betrachtete Böhmen und Mähren als erledigte Reichslehen und belehnte damit seinen Erstgebornen, Herzog Rudolf von Österreich. Erst nach dessen frühzeitigem Tod im Jahre 1307 gelang es Heinrich von Kärnten, die Mehrheit der Stimmen des böhmischen Adels auf sich zu vereinigen, und nur in Mähren vermochte König Albrecht seinem zweiten Sohne, Friedrich, Anerkennung zu verschaffen. Als aber Albrecht schon im folgenden Jahre (1308) dem Mordanschlage seines Neffen Johannes („Parricida") erlag, mußte Herzog Friedrich nicht nur von jedem Versuche, den Kampf gegen Heinrich in Böhmen fortzusetzen, abstehen, sondern auch Mähren bis auf einige Städte, die ihm wegen Rückerstattung der Kriegskosten verpfändet blieben, freigeben.

Heinrich von Kärnten war jedoch den schwierigen Parteiverhältnissen in Böhmen nicht gewachsen. Adel und König, Adel und Städte standen einander fortwährend feindlich gegenüber; es kam zu Unruhen und Gewaltsamkeiten, bei denen Heinrich sein Ansehen im Land einbüßte. Es erwuchs eine neue Partei, an deren Spitze der Abt Konrad von Königssaal stand, die sich durch die Hand der jüngsten Tochter König Wenzels II., Elisabeth, einen neuen Landesherrn zu verschaffen suchte. Die Wahl fiel auf den jungen Sohn des neuen deutschen Königs Heinrichs VII. von Luxemburg, Johann (s. Fig. 3 und 4 auf der beigehefteten Tafel „Böhmische, mährische und schlesische Fürsten des ausgehenden Mittelalters"). In Speier wurde am 1. September 1310 die Hochzeit des 14jährigen deutschen Prinzen mit der 18jährigen böhmischen Prinzessin gefeiert, nachdem der deutsche König schon im Juli vorher zu Frankfurt die Böhmen ihrer Eide gegen den Kärntner losgesprochen und seinen Sohn mit den erledigten Reichslehen Böhmen und Mähren belehnt hatte. Die Eroberung des Lands währte nicht lange, da König Heinrich, die Aussichtslosigkeit eines Widerstands erkennend, bald auf Unterhandlungen einging und freiwillig das Land verließ. Die Besitznahme Mährens stieß ebensowenig auf Schwierigkeiten. Selbst den Titel eines Königs von Polen führte Johann zum Zeichen, daß er die Ansprüche seiner přemyslidischen Vorgänger auf diese Krone aufrecht zu erhalten gesonnen sei.

Seine Regierung gestaltete sich aber bald recht unruhig, zunächst infolge des Gegensatzes zwischen dem hohen böhmischen Landadel und den deutschen Räten, an deren Spitze Erzbischof Peter von Mainz stand, die König Heinrich seinem unerfahrnen Sohne mitgegeben hatte. Johann mußte sich, besonders als ihm mit dem Tode seines kaiserlichen Vaters im Jahre 1313 der sichere Rückhalt am Deutschen Reiche verloren ging, zur Entfernung der Deutschen aus Böhmen entschließen und Heinrich von Lipa, dem mächtigsten der böhmischen Barone, das Regiment im Land abtreten. Die Ruhe war jedoch damit keineswegs gesichert. Finanzielle Auseinandersetzungen zwischen dem König und seinem obersten Ratgeber, das auffallende Verhältnis zwischen Lipa und der Königin-Witwe Elisabeth, der einstmaligen Gattin Wenzels II. und Herzog Rudolfs, die in Königingrätz residierte und den Hof der eigentlichen Königin in Schatten stellte, dies und andre Umstände führten zur gewaltsamen Entfernung Lipas (1315), worauf wieder Erzbischof Peter die Statthalterwürde übernahm. Aber nochmals mußte er schon

Erklärung der umstehenden Doppeltafel.

1 und 2. Herzog Wenzel der Heilige († 935).

1. Linkes Drittel des Triptychons des Thomas von Modena: Madonna mit dem Kinde zwischen dem heiligen Wenzel und dem heiligen Palmatius. Bis 1780 an der Hochaltarwand der Karlsteiner Kreuzkapelle, jetzt im Wiener Hofmuseum. (Nach Josef Neuwirth: Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen.)
2. Standbild des 14. Jahrhunderts mit dem Werkzeichen des Peter Parler, vom Prager Dome.

3. König Johann (1311—46) und

4. Königin Elisabeth von Böhmen.

Aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek. (Nach Josef Neuwirth, Der Bilderzyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein.)

5 und 6. Karl IV. (1346—78).

5. als Markgraf von Mähren oder Kronprinz.
6. als Kaiser.

7. Wenzeslaus IV., als deutscher König: Wenzel (1378—1419).

8. Jobst Markgraf von Mähren (1375—1411).

(5—8 nach den Miniaturen der Iglauer Bergrechts-Handschrift im Stadtarchive zu Iglau.)

9—15. Siegel schlesischer Fürsten.

9. Boleslaw der Lange (1162—1201), einzig echtes Siegel von einer Urkunde, datiert Leubus 1175. Umschrift: Bolezlaus dux Zle[sie].
10. Conrad I. (—1266) von Glogau; erstes Herzogssiegel, das mit einem Rücksiegel gestempelt ist, von einer Urkunde, datiert Leubus 1253. Vorn: Conradus dei gra[tia] dux Zlesie et Polonie; hinten: S[igillum] ducis Conradi.
11. Heinrich III. (1241—66), im Maschenpanzer und Waffenrock, mit Schwert und Adlerschild, barhäuptig unter Burg- oder Stadtthor; von einer Urkunde, datiert Breslau 1266.
12. Heinrich IV. (1266—90), mit wenig verwischten Gesichtszügen, barhäuptig, in der Figur auffallend übereinstimmend mit der auf dem Grabdenkmal in der Breslauer Kreuzkirche; technisch vortreffliches Hauptsiegel von einer Urkunde, datiert Breslau 1288. Äußere Umschrift: Sigil[lum] Henrici quarti dei gra[tia] ducis Slesie; innere: et domini Wratizlavie.
13. Konrad I. von Öls; von einer Urkunde, datiert Trebnitz 1341.
14. Wenzel I. von Brieg; von einer Urkunde, datiert Breslau 1353.
15. Ladislaus von Oppeln, von einer Urkunde, datiert Breslau 1386.

(9 und 10 nach Alwin Schultz, Die schlesischen Siegel bis 1250; 11 und 12 nach Paul Pfotenhauer, Die schlesischen Siegel von 1250—1300; 13—15 nach dem 26. Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens.)

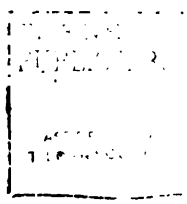
16—24. Siegel böhmischer Könige.

16. Wenceslaus I. (1230—53); von einer Urkunde, datiert 1232. Vorderseite.
17. Přemysl Ottokar II. (1253—78). Vorderseite.
18. Wenceslaus II. (1283—1305), der vorletzte Přemyslide. Vorderseite.
19. Sigismund (1419—37).
20. Ladislaus Postumus (1452—57); Majestätssiegel.
21. Georg Podiebrad (1458—71).
22. Wladislaw (1471—1516).
23. Matthias Corvinus (1479—90).
24. Ludwig (1516—26).

(16—24 nach den Originalen in dem mährischen Landesarchive zu Brünn.)

1
2
3
4
9
10
11
12
13
14
15

Böhmische, mährische und schlesische Fürsten des ausgehenden Mittelalters nach Miniaturen, Standbildern und Siegeln.



nach zweijähriger Regentschaft der mächtigen Adelspartei weichen (1317), und da König Johann, der heimischen Wirren überdrüssig, sein Augenmerk den auswärtigen Verhältnissen, besonders dem Kampfe Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich um die deutsche Krone zuwandte, übernahm in Böhmen seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, die Regierung und damit auch den Kampf gegen den Adel, hierin von ihrem Gemahl nur ungenügend unterstützt. Es kam zu einem allgemeinen Aufstande gegen den König (1318), den dieser niederzuwerfen nicht die Macht besaß, so daß er durch Vermittlung König Ludwigs des Bayern endlich zu Tauß mit den aufständischen Baronen einen unschönen Vergleich schließen mußte: der König mußte sich mit Titel, Machtstellung und den reichen Einkünften seines Lands begnügen.

König Johann, eine unruhige, lebensfrohe, fast ausschweifende, dabei aber hochbegabte ritterliche Natur, erwarb für Böhmen bei den zahlreichen Unternehmungen und Geschäften, in die er fortwährend verwickelt war, ungeahnten Länderreichtum. Nach dem Tode des Markgrafen Waldemar von Brandenburg fiel ihm die Oberlausitz zu (1319). Die Stadt Eger mit ihrem Gebiet erhielt er 1322 von Ludwig dem Bayern als Pfandschaft; sie blieb seither für immer bei Böhmen. Mähren befreite er endgiltig von allen Ansprüchen und Forderungen, die die Habsburger auf dieses Land noch erheben konnten. Für wenige Jahre (1331—33) gelangte er sogar in den Besitz eines Teils der Lombardei, deren Regentschaft er seinem Erstgebornen, Karl, übertrug; und seinem jüngern Sohne, Johann Heinrich, verschaffte er mit der Hand der Margareta Maultasch 1330 Tirol, das dieser freilich gleichfalls nicht auf die Dauer (nur bis 1441) zu behaupten vermochte.

Die bedeutsamste Erwerbung König Johanns, wodurch Böhmen thatsächlich einen gewaltigen Zuwachs an Macht und Größe erfuhr, war die Schlesiens. Der Anschluß der schlesischen Fürsten (s. Fig. 13—15 der beigehefteten Tafel) an Böhmen, der schon unter den letzten Přemysliden begonnen hatte, durch das Aussterben dieses Geschlechts aber wieder aufgelöst worden war, fand unter der Regierung König Johanns seine endgiltige Sicherung. Schon im Jahre 1327 im Zusammenhange mit einem Kriegszuge Johanns gegen Polen erfolgte die Huldigung der oberschlesischen Herzoge, derer von Teschen, Falkenberg, Auschwitz, Ratibor und schließlich auch von Oppeln. Noch im selben Jahr erkannte Breslau den Böhmenkönig als Oberlehnsherrn an; 1329 trat die Mehrzahl der niederschlesischen Herzogtümer, Liegnitz, Brieg, Sagan, Öls, in dasselbe Verhältnis; Glogau wurde im Jahre 1331 von Johann durch Kriegsandrohung zur Huldigung gezwungen. Dadurch, daß König Johann überdies in einem Vertrage (1335) mit dem polnischen Könige Kasimir, dem Sohne Wladislaw Lokieteks (S. 243), gegen die Verzichtleistung auf den polnischen Königstitel, den er als Erbe der Přemysliden bislang beansprucht hatte, das Zugeständnis der Abtretung der schlesischen Gebiete von Polen erlangte, wurde die Erwerbung nur um so mehr gesichert.

B. König Karl IV.

Bei Johanns Tod — er fiel, „die Krone der Ritterschaft", am 26. August, dem Todestage Přemysl Ottokars II., 1346 in der Schlacht bei Crecy-en-Ponthieu — war Böhmen durch seine planlose, verschwenderische Regierung allerdings im Innern schwer zerrüttet. Doch durch seine glückliche auswärtige und kriegerische Politik hatte er seinem Sohn und Erben, Karl, eine Stellung hinterlassen, die jene Schäden bedeutend aufwog; denn der böhmische König war jetzt im Besitz einer Ländermacht, wie sie außer Přemysl Ottokar II. noch nie einer seiner Vorfahren in seinen Händen vereinigt hatte. Hierzu kam nun noch die Würde eines deutschen Königs,

die ihm, nunmehr „Karl IV.", dank der vieljährigen diplomatischen Verhandlungen seines Vaters, nach Absetzung Kaiser Ludwigs des Bayern am 11. Juli 1346 übertragen wurde.

Karl hatte beim Tode seines Vaters das dreißigste Lebensjahr überschritten und eine erfahrungsreiche Jugend hinter sich (s. Fig. 5 und 6 der Tafel bei S. 244). Der Vater hatte ihn zu seiner Ausbildung frühzeitig an den französischen Hof geschickt; seine geistige Reife ermöglichte es aber auch, ihn bald in die Regierungsgeschäfte einzuweihen. Schon mit 15 Jahren mußte er von Parma aus die neuen Eroberungen seines Vaters in Italien verwalten, leiten, verteidigen. Bei San Felice im Jahre 1332 trug der Sechzehnjährige einen glänzenden Sieg über seinen mächtigen Widersacher davon. Doch erwies sich der italienische Besitz auf die Dauer als unhaltbar und wurde vom König Johann schon im nächsten Jahre preisgegeben. Seit 1333 übernahm Karl mit dem Titel eines Markgrafen von Mähren die Regentschaft in den beiden Erbländern. Fest ordnete er hier das zerrüttete Finanzwesen des Königreichs. Adelsränke verursachten zwar zeitweilig ernste Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1336 und 1337 erreichten, da Karl die Verwaltung Böhmens niederlegen mußte; allein schon 1338 erfolgte die vollständige Aussöhnung, und König Johann setzte 1341 selber durch, daß Karl noch bei seinen Lebzeiten als sein Nachfolger im böhmischen Königtum anerkannt wurde. Eine außerordentliche Bedeutung hatte für Karl das Jahr 1342, wo sein einstmaliger Lehrer und väterlicher Freund am französischen Hofe, der Erzbischof Peter Roger von Rouen, als Klemens VI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Schon während ihres Verkehrs in Paris sollen sich die beiden hochbegabten Männer gegenseitig ihre Zukunft vorausgesagt haben. Der Unterstützung des Papstes verdankte Karl vorerst im Jahre 1344 die Erhebung des Prager Bistums, das bisher zur Mainzer Metropole gehört hatte, zum selbständigen Erzbistume, dem das Bistum Olmütz in Mähren und das neugegründete Bistum Leitomischl in Böhmen untergeordnet wurden; sodann wirkte Klemens VI. bei der Erhebung des zukünftigen Böhmenkönigs auf den deutschen Thron redlich mit. Der Kampf mit dem unterm 11. Juli 1346 abgesetzten Kaiser Ludwig dem Bayern blieb Karl erspart: eben als er mit Heeresmacht gegen ihn ausziehen wollte, erhielt er die Nachricht von seinem Tode (1347).

Mit um so größerm Eifer konnte sich Karl nunmehr der schwierigen Aufgabe der Führung der Reichsgeschäfte hingeben. Für die Verwaltung der Erblande fand er eine willkommne Stütze an seinem Bruder Johann Heinrich, dem er am 26. Dezember 1349 die Markgrafschaft Mähren als erbliches Lehen übergab. Zeit seines Lebens hing dieser in brüderlicher Liebe und Freundschaft an Karl und unterstützte ihn in kriegerischen wie diplomatischen Unterhandlungen eifrig und uneigennützig: ein Verhältnis, vergleichbar jenem zwischen König Přemysl Ottokar I. und Wladislaw Heinrich (S. 240). Gleichzeitig mit der Errichtung der luxemburgischen Sekundogenitur in Mähren wurden das Gebiet des Olmützer Bistums und das Troppauer Land als selbständige, von der Markgrafschaft Mähren unabhängige Lehen der Krone Böhmens erklärt. Das Herzogtum Troppau, zu dem schon König Přemysl Ottokar II. den Grund gelegt, indem er es seinem unehelichen Sohne Nikolaus I. zum Unterhalt überwiesen hatte, war auch schon von König Johann dem gleichnamigen Sohne dieses Nikolaus im Jahre 1318 als Lehen übertragen worden, so daß sich Karls Verfügung nur als Bestätigung einer Einrichtung seines Vaters darstellt. Das übrige Schlesien hatte Karl IV. bereits im Jahre 1348 als deutscher König der böhmischen Krone einverleibt.

Kaiser Maximilians Ausspruch, Karl IV. sei des Reichs Erzstiefvater, dagegen Böhmens Erzvater gewesen, wird, was den zweiten Teil anlangt, als zutreffend anerkannt. Karls ganze

politische Thätigkeit durchzieht der Gedanke, seinem Haus und seinem Land eine Großmachtstellung zu sichern. Von Anbeginn seiner selbständigen Regierung bis an sein Lebensende hat er nicht aufgehört, Böhmen kulturell und geistig den fortgeschrittensten aller Länder gleich zu machen. Besonders war es die Hauptstadt Prag, zu deren großartiger Ausgestaltung er den Grund legte, deren Weichbild er vergrößerte, die er durch Schöpfungen, wie den Sankt Veits-Dom, die Hradschiner Burg, die Teynkirche, die Moldaubrücke, verschönerte. Künstler von bedeutender Leistungsfähigkeit, zumeist Deutsche und Italiener, Baumeister und Maler, Erzgießer und Bildhauer, Goldschmiede und sonstige Kleinkünstler berief er dahin. Seinem lebhaften Interesse für Wissenschaft — er versuchte sich selbst als Historiker und theologischer Schriftsteller — verdankt die Prager Universität ihre Entstehung zu einer Zeit, da diesseits der Alpen, mit Ausnahme Frankreichs, solche Schulen noch fremd waren (1348; Bd. VII, S. 150); Bologna und Paris boten die Muster für ihre innere Einrichtung. Außergewöhnliches Interesse brachte Karl der Rechtspflege entgegen. Wie er die Zustände im Reiche durch Landfriedensordnungen, durch die Goldne Bulle (1356; ebenda, S. 180) und andre Satzungen zu regeln verstand, so gedachte er auch für Böhmen und Mähren in der „Majestas Carolina“ ein einheitliches Gesetzbuch zu schaffen; doch scheiterte seine Absicht an dem Widerstreben des heimischen Adels. Dagegen entstanden während seiner Regierungszeit in Schlesien bedeutsame gesetzgeberische Arbeiten: das Landbuch für das Herzogtum Breslau, „eine großartige Arbeit, welche allen späteren Kataströrierungen zur Grundlage gedient hat“, das schlesische Landrecht, eine Bearbeitung des „Sachsenspiegels“ mit eigentümlichen Abweichungen, und schließlich auch ein eignes Breslauer Stadtrecht. Mit gleichem Eifer sorgte Karl für den materiellen Aufschwung in seinem Erbreiche. Der Bergbau, die Pflege von Wald, Feld und Garten stiegen damals zur höchsten Ertragsfähigkeit. Prag wurde, nächst Breslau, dem er nicht minder Berücksichtigung schenkte, einer der bedeutendsten Handelsplätze Mitteleuropas, ein Knotenpunkt für den Verkehr vom Süden nach Norden, vom Westen nach Osten.

Diese in ihren Hauptzügen gezeichnete schöpferische Thätigkeit Karls IV. auf dem Gebiete der geistigen und stofflichen Kultur verdient um so mehr Anerkennung, als in die ersten Jahre seiner Herrschaft furchtbare Volkskrankheiten fielen: der Schwarze Tod, der Judenschlag, die Geißlerfahrten (s. die farbige Tafel zu S. 179 des VII. Bands), die, wenn sie auch in Karls Erbländern nicht ebenso verheerend wirkten wie anderwärts, immerhin Handel und Verkehr, Bildung und Kunst hemmend beeinflußten.

Auch darf nicht übersehen werden, daß der Kaiser, durch politische Geschäfte, Kriegszüge und Fahrten ins Reich vielfach in Anspruch genommen, oft monatelang seinen Erblanden ferngeblieben ist. Das Ergebnis dieser Arbeit, die Karl IV. in seiner dreißigjährigen Regierung geleistet hat, schien vor allem dem luxemburgischen Hause, das damals reich an männlichen Sprossen war, eine glückliche Zukunft zu sichern. Er drängte den Einfluß der bislang so mächtigen Wittelsbacher teils durch mutiges Entgegentreten, teils durch kluge Verhandlungen zurück und erwarb von ihnen schließlich (1373; ebenda, S. 182) die wichtige Mark Brandenburg für sein eignes Haus. Zu Beginn seiner Regierung stand ihm der König von Polen feindselig gegenüber und mit diesem der Herzog Bolko von Schweidnitz-Jauer, der letzte von Böhmen noch unabhängige Fürst in Schlesien. Mit jenem schloß aber der Böhmenkönig schon im Jahre 1348 ein Schutz- und Trutzbündnis, und den andern wußte er so für sich zu gewinnen, daß Bolko im Jahre 1364 einen Erbfolgevertrag mit Böhmen einging, durch den Karl, der sich 1353 mit Anna, der Tochter des Schweidnitzers, in dritter Ehe vermählt hatte, begründete

Aussichten auf die Erwerbung dieses Fürstentums erwarb. Bolkos Tod im Jahre 1368 verwirklichte diese Hoffnung nach wenigen Jahren.

Einen schwierigen Stand hatte Karl gegenüber seinem Schwiegersohne, Herzog Rudolf IV. von Österreich, der, von einem unbesiegbaren Drange nach Glanz und Macht erfüllt, seinem Reich eine Ausnahmestellung unter den deutschen Fürstentümern verschaffen wollte, und als Karl dessen ehrsüchtige Bestrebungen ablehnte, kein Mittel zu ihrer Erreichung scheute. Er brachte gefälschte Urkunden vor, verband sich, was noch gefährlicher war, mit fremden Fürsten gegen den Kaiser und unterstützte vornehmlich König Ludwig von Ungarn, der mehr als einmal Karl IV. ernste Ungelegenheiten bereitete. Allein dem diplomatischen Geschicke des Luxemburgers gelang es stets, solche Gefahren allmählich zu beseitigen und schließlich zu seinem Wohle zu wenden: als Herzog Rudolf IV. seit dem Jahre 1363 durch die Erwerbung Tirols in Anspruch genommen wurde und hierzu der kaiserlichen Unterstützung bedurfte, bestimmte er ihn im Februar 1364 auf einem Hoftage zu Brünn zum Abschlusse des bedeutungsvollen Erbvertrags, durch den sich die Luxemburger und Habsburger für den Fall des Erlöschens eines der beiden Häuser in männlicher und weiblicher Linie ihre Länder gegenseitig vererbten.

Karl suchte aber noch auf andre Weise seinem Hause, dem er übrigens durch Käufe und andersartige Erwerbungen, vornehmlich in der Oberpfalz und in der Lausitz, mehrfache Bereicherung verschafft hatte, Aussicht auf nachbarliche Throne zu erwerben, nämlich durch wohlüberlegte Familienverbindungen. Wie Rudolf IV., war auch dessen Bruder Herzog Albrecht III., der ihm im Jahre 1365 im österreichischen Herzogtume nachfolgte, mit einer Tochter Karls IV. vermählt. Seinen und Annas Sohn Wenzel (geboren 1361) verlobte er anfangs mit der Nichte und damaligen Erbin König Ludwigs von Ungarn. Als aber dieser in spätern Jahren eigne Töchter erhielt, wurde das Verlöbnis gelöst, und Wenzel heiratete 1371 (!) Johanna, eine Tochter des Bayernherzogs Albrecht; die ältere Tochter und Haupterbin Ludwigs von Ungarn, Maria, suchte Karl IV. seinem zweiten Sohne Siegmund (Sigismund) als Gemahlin zu verschaffen.

Als Karl IV. am 29. November 1378 im Alter von 63 Jahren starb, hatte er sein Haus wohl bestellt. Wenzel war schon 1376 von den Kurfürsten zum deutschen Könige gewählt worden und besaß dazu Böhmen und Schlesien. Der zweite Sohn, Siegmund, erhielt die Mark Brandenburg, der jüngste, Johann, Teile der Lausitz. In der Markgrafschaft Mähren, über die ebenso wie über das Herzogtum Luxemburg, wo ein Bruder Karls IV., Wenzel, bis 1383 regierte, der böhmische König das Oberlehnsrecht ausübte, war nach dem Tode des Markgrafen Johann im Jahre 1375 eine Teilung der Länder unter dessen drei Söhne Jo(b)st (Jodok), Prokop und Johann Sobëslaw eingetreten.

C. König Wenzel; das Aufkommen des Hussitentums.

Selten wird man zwischen Großvater, Vater und Enkel so tiefgreifende Verschiedenheiten in Wesen und Charakter wahrzunehmen in der Lage sein, wie zwischen Johann, Karl und Wenzel. Von dem diplomatischen Talente König Johanns, das sich bei Karl in hohe staatsmännische Geschäftsklugheit umwandelt, ist bei Wenzel kaum noch ein bescheidner Rest politischen Verständnisses wahrzunehmen; die Verschwendungssucht des Großvaters weicht beim Sohn einer bewundernswerten Wirtschaftlichkeit und setzt sich beim Enkel in Geiz um. Johann stellen wir uns vor als eine feurige Erscheinung von ungebundner Ritterlichkeit, die ihren Tod im Schlachtengetümmel sucht und findet; Karl ist eine mehr patriarchalische Natur ohne Vorliebe für Krieg, aber auch keineswegs feig; bei Wenzel tritt mit den Jahren immer deutlicher

eine in Unmäßigkeit, ja Roheit ausartende Genußsucht, Feigheit neben Grausamkeit, Trägheit neben Unentschlossenheit hervor.

Einem Fürsten mit so geringer Eignung für den Herrscherberuf (s. Fig. 7 auf der Tafel bei S. 244) fiel nun die Aufgabe zu, nicht bloß eine der größten Hausmachten zu verwalten, sondern daneben das weite Deutsche Reich mit seinen verschiedenartigen Interessen zu regieren in einer Zeit, die des Zündstoffs in politischer und sozialer Hinsicht so viel angesammelt hatte. Kurz bevor Karl IV. gestorben, war ein Ereignis eingetreten, das die Schwierigkeit der allgemeinen Lage grell beleuchtete: man besaß gleichzeitig zwei Päpste, die einander befehdeten, von denen jeder seinen Anhang unter den Fürsten und bei der Geistlichkeit besaß: Urban VI., der in Rom, und Klemens VII., der in Avignon residierte. Wenzel, der als deutscher König in erster Linie berufen gewesen wäre, das Schisma in der Kirche beizulegen, sah ruhig zu, wie sich das Übel in alle Verhältnisse einwurzelte. Eine andre schwierige Aufgabe bot ihm die Stellung seines Bruders Siegmund in Ungarn. Mit der Hand Mariens, der ältern Tochter des söhnelosen Königs Ludwigs I., der nicht nur die ungarische, sondern seit 1370 auch die polnische Königskrone besaß, erbte der luxemburgische Prinz die Ansprüche auf das polnisch-ungarische Reich, als der Schwiegervater 1382 starb. Die Erwerbung Polens mißglückte jedoch vollständig, während die Ungarns heiße Kämpfe kostete, die auch Wenzel über seine Kräfte in Anspruch nahmen. Im Reiche wiederum bedrückte den König der Krieg zwischen Fürsten und Städten. Seine anfängliche Parteinahme für die letztern, seine spätere Unentschlossenheit, als die Städte trotz seiner Unterstützung nicht zum Siege kommen konnten, schließlich sein erschlaffendes Interesse an den Vorgängen in Deutschland überhaupt entfremdeten ihn allen Parteien.

Diese mannigfachen auswärtigen Verwicklungen, zu deren glücklicher Lösung es Wenzel an Urteil, Willen und Ausdauer fehlte, wurden weit gefährlicher, als sich auch in seinen Erbländern politische, soziale und religiöse Schwierigkeiten erhoben, deren Bewältigung er nicht gewachsen war. Die Anfänge seiner Regierung in Böhmen ließen allerdings die drohenden Gefahren nicht sofort ahnen. Noch wirkte eine Zeitlang die von Karl IV. geschaffne Ordnung wohlthuend nach, und Wenzel war nicht der Mann, aus Eignem in neue Bahnen einzulenken. Er führte die von seinem Vater begonnenen großen Bauten fort; die Universität erweiterte er; die litterarische Thätigkeit vorzüglich in tschechischer Sprache fand auch unter ihm eifrige Teilnehmer: war es doch damals, daß Hus die böhmische Rechtschreibung änderte und vereinfachte.

Allein die Gegensätze im öffentlichen Leben Böhmens verschärften sich zusehends. Vor allem war es die Prager Universität, von wo die Spaltung ausging. Seitdem sich das Zahlenverhältnis der böhmischen gegenüber den drei andern Nationen, der bayrischen, sächsischen und polnischen, zu gunsten der ersten verschoben hatte, forderte diese eine entsprechende Änderung des Stimmenverhältnisses in den einzelnen Kollegien und Körperschaften. Bald auch sonderte sich die böhmische Nationalität von den andern drei in den religiösen Fragen, die seit Karls IV. Zeiten die Geistlichkeit erfüllten. Damals wirkte der deutsche Prediger Konrad Waldhauser, den Karl aus Österreich nach Prag berufen hatte, neben dem tschechischen Milicz von Kremsier in gleicher Weise gegen die Sittenlosigkeit bei Laien und Klerikern. Als sie aber beide noch während Karls Regierung gestorben waren, geriet die Thätigkeit ihrer Nachfolger immer mehr ins nationale Getriebe und richtete ihre Spitze einerseits gegen die deutschen Bettelmönche, die Dominikaner und Augustiner, anderseits gegen den hohen Klerus, den Prager Erzbischof und das Kapitel. Auch Wenzel wurde in diesen Streit hineingezogen und wandte sich allzu scharf gegen

den Prager Erzbischof Johann von Jenstein und dessen Beamte. Im Verlaufe des Kampfs wurden sie gefangen genommen, peinlich verhört und schwer gestraft, und einer von ihnen, Doktor Johann von Pomuk, genannt Nepomuk, den die schweren Mißhandlungen so sehr geschädigt hatten, daß auf sein Aufkommen nicht mehr zu hoffen war, wurde auf königlichen Befehl in der Moldau ertränkt. Das geschah im Jahre 1393.

Schon im nächsten Jahre sollte der König erfahren, auf welch schwankem Grunde seine Herrschaft, die er so gewaltthätig ausübte, in Böhmen ruhte. Die angesehensten Adelsgeschlechter schlossen einen Herrenbund zum Sturze der bisherigen Ratgeber des Königs und der Wiedererlangung ihrer einstmaligen Rechte auf die Verwaltung.

Ihr Unternehmen wurde für Wenzel besonders gefährlich, als sie sich zu ihrer Stärkung mit des Königs Vetter, dem mährischen Markgrafen Jost (Jobst, Jodokus), verbanden. Jost, dessen Persönlichkeit von diesem Zeitpunkt an in der Lebensgeschichte Wenzels eine hervorragende Rolle spielt, war seit dem Tode seines Vaters Johann (1375) Markgraf und oberster Herr in Mähren (s. Fig. 8 auf der Tafel bei S. 244). Seine beiden Brüder waren testamentarisch mit bedeutenden Gütern ausgestattet, aber von Jost abhängig. Doch herrschte von Anbeginn zwischen ihnen keine Eintracht; namentlich artete das feindliche Verhältnis zwischen Jost und Prokop in einen heftigen Bruderkrieg in Mähren aus, unter dem die ganze Markgrafschaft, vor allem das Olmützer Bistum, lange und schwer litt. Jost, ein ehrgeiziger, kluger Kopf, verstand es, das Vertrauen des unselbständigen Königs von Böhmen zu gewinnen und für guten Lohn einen Teil von dessen Regentenpflichten auf sich zu nehmen. Zuerst wurde er (1383) zum Reichsvikar für Italien ernannt, indem Wenzel hoffte, der Vetter würde ihm jenen schwierigen Boden für eine Romfahrt ebnen. Für kriegerische und klingende Hilfe, die er Wenzel und Siegmund für den ungarischen Kampf darbot, erhielt er 1388 die Mark Brandenburg in Pfandbesitz, bald danach auch Luxemburg und die Landvogtei im Elsaß. Als Wenzel zum erstenmal (etwa 1387) sich mit dem Gedanken trug, der deutschen Königskrone zu entsagen, war sein Plan, sie auf den mährischen Vetter übertragen zu lassen; und wie ernst dessen Hoffnungen auf diese Würde in jener Zeit waren, beweist der Umstand, daß er im Jahre 1389 mit Herzog Albrecht III. Abmachungen und Verträge schloß — „für den Fall, als er deutscher König werde". Doch der Plan verwirklichte sich nicht. Als Jost im Jahre 1390 abermals zum Reichsvikar für Italien ernannt wurde, um die Papstfrage und die Kaiserkrönung Wenzels ernster ins Auge zu fassen, da hielten den Markgrafen die in Böhmen ausbrechenden Wirren zurück, und er trat selber an die Spitze des gegen den König gerichteten Herrenbunds, dem er auch die Unterstützung König Siegmunds von Ungarn, Herzog Albrechts von Österreich und Markgraf Wilhelms von Meißen sicherte.

Wenzel konnte sich bloß auf die bescheidne Hilfe seines Vetters Prokop von Mähren und seines jüngsten Bruders, Johann von Görlitz, stützen. Bevor es aber zu offnen Feindseligkeiten kam, gelang es dem Herrenbunde, den König gefangen zu nehmen (8. Mai 1394). Ein Versuch seiner beiden Bundesgenossen, ihn zu befreien, hatte bloß den Erfolg, daß Wenzel zuerst auf ein böhmisches, später auf ein österreichisches Schloß in Gewahrsam gebracht wurde. Jost wurde mittlerweile Verweser in Böhmen. Als von Deutschland her Drohungen gegen die Verschwörer ergingen, ließ man den König zwar frei; aber nun loderte auch ein Kampf in Böhmen und Mähren auf, der bei der Unbeständigkeit Wenzels und der gegenseitigen Unfreundlichkeit der einzelnen Mitglieder der königlichen Familie nicht so bald zu Ende kommen sollte. Zuerst schlug der ungarische König Siegmund seinen Vetter Jost aus dem Felde, indem er sich

insgeheim mit seinem Bruder Wenzel versöhnte und sich gleichsam als Anwartschaft auf die deutsche Königskrone schon jetzt (März 1396) das Generalvikariat in Deutschland zusprechen ließ. Kaum ein Jahr danach (Februar 1397) schloß jedoch Wenzel bereits wieder mit Jost Frieden und ließ ihn in Prag neben sich eine Art Mitregierung führen.

Plötzlich aber verwies er Jost und berief im Jahre 1398 Prokop zu seinem beständigen Ratgeber, zu einem Zeitpunkte, da die Stimmung der deutschen Kurfürsten ob des schwächlichen Regiments Wenzels einen bedrohlichen Charakter annahm. Während sich Wenzel nach Deutschland begab, einen Reichstag in Frankfurt abhielt (1398) und von da zu König Karl VI. von Frankreich reiste, um mit ihm die schwierige Frage der Behebung des päpstlichen Schismas zu besprechen, begann in Böhmen der Kampf des von Jost und Siegmund unterstützten Herrenbunds gegen Wenzel und Prokop von neuem und währte noch fort, als Ende August 1400 die Nachricht von König *Wenzels Absetzung* und der Wahl Ruprechts von der Pfalz zum deutschen König eintraf. Wenzel wütete natürlich ob der ihm angethanen Schmach. Doch zu einem sofortigen Kampf um die verlorne Würde konnte er sich nicht aufraffen. Er suchte sich zwar mit Siegmund wieder zu versöhnen; aber bei der Frage, unter welchen Bedingungen der Ungarnkönig für Wenzel gegen das Reich rüsten sollte, zerfielen die beiden Brüder von neuem miteinander, und Siegmund zog sich unwillig nach Ungarn zurück. Diese Lage nützte Jost zu einem entscheidenden Schritt aus. Im Bunde mit den böhmischen Baronen, dem Prager Erzbischof und dem Markgrafen von Meißen drängte er Wenzel auch für Böhmen einen Regentschaftsrat auf und ließ sich den Besitz der Lausitz und der brandenburgischen Mark von neuem verschreiben (August 1401).

Um sich von dieser Vormundschaft zu befreien, trat Wenzel Anfang 1402 nochmals mit *Siegmund* in Verbindung, machte ihn zum Verweser oder Mitregenten in Böhmen und übertrug ihm die Würde eines Reichsvikars für Deutschland. Der Ungarnkönig dankte dem Bruder das Vertrauen, indem er zuerst (März 1402) ihn selbst und bald auch dessen treusten Helfer, den Markgrafen Prokop, *gefangen* nahm; er trat in engste Verbindung mit den österreichischen Herzogen, übergab ihnen im August desselben Jahrs den Böhmenkönig zur Überwachung und schloß mit ihnen bedeutsame Erbverträge, nicht zum mindesten auch auf Kosten Josts von Mähren, über dessen Mark Brandenburg er frei verfügte. Erst eine Empörung in Ungarn, die Siegmund zwang, Böhmen zu verlassen, und Wenzels *Flucht* aus Österreich in sein Heimatland (November 1403), wo er nach dem verhaßten Regimente der Ungarn diesmal freudiger begrüßt wurde, brachte einen völligen *Umschwung* der Verhältnisse mit sich. Jost kam bei Wenzel wieder zu Gnaden, besonders da sein Bruder Prokop, mit dem er in fortwährender Feindschaft gelebt hatte, im Jahre 1405 gestorben war, und wehrte die Angriffe Siegmunds und der Habsburger gegen den Böhmenkönig mit Erfolg ab. Südböhmen, Mähren und Österreich erlitten in den Jahren 1404—06 furchtbare Verwüstungen durch die Kriege der Fürsten sowohl als auch durch das Treiben der gefährlichen Raubritterbanden, die sich in dieser Zeit zu einer schweren Landplage gestaltet hatten.

Nicht weniger traurig als für Böhmen und Mähren gestaltete sich auch für *Schlesien* die Regierung König Wenzels. Nahm er gleich zu Beginn seiner Regierung in einem heftigen Streite Breslaus gegen das dortige Kapitel (1381) unter gewaltthätiger Maßregelung des letztern Partei für die Stadt, so gab er nicht lange danach selbst die Ursache, daß dieser wichtige Handelsmittelpunkt (S. 247) wegen einer hohen Bürgschaft für den geldbedürftigen König in eine langwierige Fehde mit den Oppelner Herzogen geriet, in deren Verlaufe besonders die

reisenden Breslauer Kaufleute an Hab und Gut schwer geschädigt wurden. Einige der schlesischen Fürsten, insbesondere die von Teschen, standen zwar treu zu Wenzel und erlangten am böhmischen Hofe hohe Würden; andre aber lösten das Lehensband, das sie an Böhmen knüpfte, und traten in engere Beziehungen zu dem damaligen Polenkönige Wladislaw Jagello.

Vielleicht wären dennoch diese mannigfachen Anzeichen von Rückgang und Verfall in den luxemburgischen Erbländern gefahrloser dahingezogen, hätte nicht gleichzeitig die religiöse und nationale Bewegung im böhmischen Volk ihren Höhepunkt erlangt und mit erschreckender Entschlossenheit den Kampf wie gegen die katholische Kirche so gegen alles Deutschtum angekündigt. In Johann Hus, der seit dem Jahre 1396 unter den Lehrern der Universität eine der ersten Stellungen einnahm und als Prediger in der Bethlehemskapelle zu Prag einen ungeahnten Zulauf aus allen Schichten des Volks hatte, erhielt die reformatorische Richtung der böhmischen Geistlichkeit ihren bekanntesten Vertreter. Er und seine Anhänger eiferten in böhmischer Sprache gegen die Sittenverderbtheit bei Geistlichen und Weltlichen, besonders gegen die Käuflichkeit der Kirchenämter (Simonie), wodurch der geistliche Stand mit unwürdigen Personen thatsächlich überschwemmt wurde. Das Pfründen- und Benefizienwesen nahm auch in Böhmen und Mähren derart überhand, daß selbst an kleinen Kirchen zahlreiche Priester ohne genügende Beschäftigung lebten. Diese und andre Übelstände waren ja eine weitverbreitete Zeitkrankheit, wogegen schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts ebenso wie in Böhmen Waldhauser und Milicz (S. 249), in Deutschland Heinrich von Herford, in England John Wiclif geeifert hatten. Aber nirgends fielen diese Streitigkeiten der Geistlichen auf einen so fruchtbaren Boden nationaler Gegensätze, wie in Böhmen. Eben an der Beurteilung der Schriften Wiclifs, die hier Eingang gefunden hatten und von der reformatorischen Geistlichkeit mit Begeisterung aufgenommen wurden, entzündete sich der Kampf. Die Forderung des Domkapitels an die Universität, gegen die Verbreitung der Bücher und Lehrsätze Wiclifs einzuschreiten, stieß bei der böhmischen Nation, als deren Führer schon damals (1403) Hus galt, auf Widerspruch; der bestehende nationale Gegensatz an der Universität und im Volke verschärfte sich.

Dieselbe Spaltung trat ein, als es sich einige Jahre später um die Beilegung des päpstlichen Schismas handelte. Das Pisaner Konzil (1409) forderte bis zur endgiltigen Entscheidung des Streits die kirchliche Neutralität, beiden Päpsten die Obedienz zu verweigern. In der Prager Universität war es aber bloß die böhmische Nation, die diesen Gedanken freudig begrüßte — die andern drei Nationalitäten im Bunde mit der hohen Geistlichkeit hielten an dem römischen Papste Gregor XII. fest. Da aber auch König Wenzel im Gegensatze zu Ruprecht sich für die kirchliche Neutralität aussprach, so setzte es die böhmische Nation bei ihm durch, daß er jenen verhängnisvollen Erlaß verkünden ließ, laut dessen fortan der einen böhmischen Nation trotz ihrer Minderheit in allen Beratungen und Entschließungen der Universität drei, den drei nicht böhmischen Nationen zusammen aber bloß eine Stimme zufallen sollte: eine gewaltsame Unterdrückung der Deutschen und Fremden. Diesen blieb nichts andres übrig, als die Auswanderung an andre Universitäten Deutschlands — die Leipziger hohe Schule verdankt diesem Umstand ihre Begründung (Ende 1409).

Seiner Gegner an der Universität hatte sich Hus, dem die Initiative bei dieser verhängnisvollen That zuzuschreiben ist, mit seltnem Erfolg entledigt. Um so kühner trat er in den Kampf mit der hohen Geistlichkeit, besonders mit dem Erzbischof Zbynek von Prag. Dieser hatte nicht nur die wiclifitischen Bücher, die er den Geistlichen gewaltsam entreißen ließ, dem Scheiterhaufen übergeben, sondern war auch gegen das übereifrige Predigen allerorten eingeschritten,

das er auf die Pfarrkirchen beschränken wollte. Als sich Hus diesen Verordnungen nicht fügte und in der Bethlehemskapelle sein reformatorisches Lehren fortsetzte, wurde über ihn der Kirchenbann verhängt. Allein die große Masse des Volks, die Universität, der Hof, die Königin Sophie (seit 1389 Wenzels zweite Gemahlin) und selbst der König standen auf Husens Seite, während der Erzbischof nur an seiner Geistlichkeit und dem neuen Papste Johann XXIII. Unterstützung fand.

Auf den Fortgang dieser Wirren gewannen die allgemeinen politischen Ereignisse großen Einfluß. König Ruprecht war im Jahre 1410 gestorben. Die Doppelwahl der beiden Luxemburger, Josts von Mähren und Siegmunds von Ungarn, bedeutete nur eine vorüberziehende Gefahr, da der erstere bereits im Januar 1411 starb (Bd. VII, S. 193). Es blieben von dem einst so sprossenreichen Luxemburger Hause nur noch die beiden Brüder König Wenzel von Böhmen und König Siegmund von Ungarn übrig, von denen keiner männliche Nachkommenschaft besaß. Ohne Schwierigkeiten teilten sie sich in das Erbe ihres mährischen Vetters und ließen auch sonst alle bisherige Feindschaft ruhen. Siegmund übernahm die Mark Brandenburg, die er sogleich dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg verpfändete; Mähren und die Lausitz verband Wenzel unmittelbar mit Böhmen. Siegmund wurde nun einstimmig zum deutschen König erhoben — Wenzel behielt sich die Erwerbung der Kaiserwürde vor.

Das Schisma in der Kirche suchten sie in gleicher Weise beizulegen, indem sie von den drei Päpsten, die Anspruch auf die Tiara erhoben, nur den in Rom residierenden Johann XXIII. anerkennen wollten. Die Hoffnung auf allgemeine Anerkennung veranlaßte den Papst, seine Haltung gegen Hus zu ändern und von dessen Vorladung nach Rom abzustehen, was um so leichter möglich schien, als Husens Hauptgegner, der Erzbischof Zbynek, ebenfalls im Jahre 1411 starb und sein greiser Nachfolger ein willenloses Werkzeug in den Händen König Wenzels war. Doch Hus ließ in seinem Eifer, gegen die Mißbräuche in der Kirche zu predigen und das Volk zu belehren, um so weniger nach, als Johann XXIII. durch den Vertrieb von Ablaßbriefen, die ihm Geld zum Kampfe gegen seine Gegner bringen sollten, neue Ursache zu ernsten Klagen darbot. Wiederum hatten Hus und seine Schüler und Freunde das Volk auf ihrer Seite. Trotzdem entschloß sich König Wenzel, diesmal aus politischen Rücksichten der Opposition im böhmischen Volke mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Es kam einerseits zur Gefangennahme und Hinrichtung einiger Leute, die offen den päpstlichen Kommissaren widersprachen, anderseits zur neuerlichen Anklage Husens in Rom und zu seiner Bannung durch den Papst (1412). Hus wich zwar aus Prag, wirkte aber nur um so eifriger im Lande, wo immer er sich aufhielt, während in der Hauptstadt selbst der Streit der Parteien nicht im mindesten nachließ.

Da glaubte Siegmund, den die böhmischen Erbländer, Böhmen und ebenso auch schon Mähren, bis ins Innerste aufregenden Religionsstreitigkeiten ein Ende bereiten zu können, wenn er Hus vor das Konzil zu Konstanz bringe, wo sich das politische und kirchliche Europa in seinen bedeutendsten Vertretern eingefunden hatte, um das Schisma zu beseitigen und eine allgemeine Reform der Kirche durchzuführen. Vierzehn Tage vor der ersten Sitzung des Konzils, am 3. November 1414, war Hus dort eingetroffen, begleitet von mehreren böhmischen Edelleuten unter dem Schutz und Schirm des deutschen Königs Siegmund. Das hinderte aber das Konzil nicht, Hus schon am 28. November in Haft zu thun; und König Siegmund sowohl wie Wenzel ließen es trotz ihrer bestimmten Zusagen, für seine sichere Hinfahrt und Rückkehr Sorge zu tragen, dabei bewenden. Obwohl der Adel Böhmens und Mährens dringend und dringender für Hus eintrat und an den König und das Konzil warnende Bittschreiben richtete, wurde

Hus nach mehr als sechsmonatiger qualvoller Haft am 6. Juli 1415 als Erzketzer von dem Konzile seines geistlichen Amts entsetzt, worauf die weltliche Gewalt an ihm die Strafe des Feuertods vollzog (s. die beigeheftete Tafel „Die Verbrennung von Johann Hus durch das Konstanzer Konzil am 6. Juli 1415“).

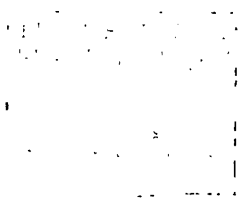
Hus starb als wahrer Märtyrer seines Glaubenseifers, bewies vor allem vor seinen Konstanzer Richtern eine Standhaftigkeit und Festigkeit, eine Wahrheitsliebe und Todesverachtung, die seinen mächtigen Anhang in Böhmen und Mähren nur zu um so festerm Ausharren bei seiner Lehre anspornen mußte. Kurze Zeit vor Husens Tode war einer seiner Schüler, Jacobellus von Mies, gestützt auf die Gebote der Heiligen Schrift, mit der Forderung aufgetreten, das heil. Abendmahl künftighin unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) des Leibes und Blutes Christi zu erteilen, und da sich Hus ihr nicht widersetzt hatte, so fanden seine Anhänger hierin ein erwünschtes sinnenfälliges Merkmal ihrer Abweichung von der katholischen Kirche, das, fortan zum Symbole des Husitentums erhoben, seinen Anhängern den Namen Utraquisten gegeben hat. Man duldete keine Priester, die das Abendmahl nicht unter beiderlei Gestalt reichten, und da das Konstanzer Konzil auch diese Neuerung als dem bisherigen Gebrauche der Kirche entgegenstehend verwarf, war der Anlaß zur Vertreibung der katholischen Geistlichen allerorten gegeben. Bald schlossen sich Herren und Ritter, der Sitte der Zeit entsprechend, zu einem Bunde zusammen, um die Kommunion unter beiderlei Gestalt und die freie Predigt im Lande zu schützen, und einigten sich dahin, bis zur Wahl eines neuen Papstes nicht das Konzil, sondern nur die Prager Universität als oberste kirchliche Behörde anzuerkennen.

Strenge Maßregeln gegen die Abtrünnigen, Bann und Interdikt, mit denen die Konzilsväter nicht säumten, die Verbrennung husitischer Jünger in Olmütz, als sie dort die neue Lehre zu verbreiten suchten, sowie die eines zweiten Prager Magisters, Hieronymus, in Konstanz am 30. Mai 1416, die Ernennung des Bischofs Johann von Leitomischl, den man neben Siegmund am meisten für die Verurteilung Husens verantwortlich machte, zum Bischof von Olmütz und dessen Eifer für die völlige Ausrottung der Häresie — all dies verschärfte die Gegensätze nach Husens Tode von Jahr zu Jahr und machte den Bruch binnen kurzem unheilbar. Auch der neue Papst Martin V. wußte kein andres Mittel als Bann und Fluch, was um so weniger wirksam war, als sich unter den Husiten schon Sekten und Parteien zu bilden begannen, die über die Lehren der Prager Magister weit hinausgingen. Die bedeutendste und in der Folgezeit wichtigste war die der Taboriten, die ihren Namen von dem Berge Tabor führten, wo sie ihre Versammlungen ursprünglich abhielten. Sie gaben vor, in religiöser Hinsicht zu den Zuständen des Urchristentums zurückzukehren und sich nur an das Wort der Bibel zu halten; dabei waren sie in ihren politisch-sozialen Ansichten und Plänen sehr radikal. Ihnen gegenüber hießen die Gemäßigtern unter den Husiten oder Utraquisten nach ihrem Symbole Kalixtiner (Kelchner) oder nannten sich auch Prager, weil ihr geistiger Mittelpunkt die Prager Schule war.

Angesichts der bereits überaus gefährlichen und immer weitere Kreise erfassenden revolutionären Bewegung glaubte nun auch König Wenzel, der seit Husens Verurteilung dessen Anhänger begünstigt hatte, durch seinen Bruder König Siegmund und den Papst angespornt, ernsthaft einschreiten zu sollen. Er erneuerte zu Beginn des Jahres 1419 den husitischen Rat der Prager Neustadt durch Katholiken und rief vertriebne Priester wieder zurück. Allein der gegenseitige Haß war bereits so weit gestiegen, daß die Husiten, bei einer Prozession von den Katholiken gestört oder gar gehöhnt, am 30. Juli 1419 unter ihrem Anführer Zizka das Rathaus in der Neustadt stürmten und einige der katholischen Ratsherren aus den Fenstern stürzten,

Die Verbrennung von Johann Hus durch das Konstanzer Konzil
am 6. Juli 1415.

(Aus einem im 16. Jahrhundert geschriebenen Cancionale des Böhmischen Museums in Prag.)



worauf sie die aufgeregte Volksmenge zu Tode schlug und stach. Die gewaltige Aufregung in der Stadt und im Lande steigerte sich noch, als wenige Wochen danach, am 19. August 1419, König Wenzel in furchtbarer Aufwallung über den Ausbruch der Revolution plötzlich starb.

D. König Siegmund; die Hussitenkriege.

Siegmund, der letzte Luxemburger (s. Fig. 19 der Tafel bei S. 244), stand vor der schweren Aufgabe, das Erbe seines Bruders, die Regierung in Böhmen, Mähren und Schlesien, anzutreten. In jedem der drei Länder lagen die politischen Verhältnisse anders, war die Aussicht auf seine Anerkennung verschieden. In Böhmen mußte er den schärfsten Widerstand gewärtigen, solange er sich als Gegner des Hussitentums bekannte. In Mähren hatte diese Bewegung allerdings auch tiefe Wurzel bei Adel und Landvolk gefaßt. Doch wirkten hier einerseits das Olmützer Bistum und seine zahlreiche Lehensmannschaft unter der Leitung Bischof Johanns „des Eisernen" kräftig für die Niederwerfung der Häresie; auch waren die wichtigsten Städte, Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau und andre, in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Bevölkerung katholisch und deutsch geblieben, und weder sie noch der Adel gedachten das Erbrecht des Luxemburgers anzutasten. Voller Zuneigung endlich konnte Siegmund in dem völlig germanisierten Schlesien sicher sein, wo man den in Böhmen herrschenden Kampf in erster Linie vom nationalen Gesichtspunkte, nach seiner deutschfeindlichen Richtung beurteilte. Darum ging Siegmund nicht nach Böhmen, sondern übertrug dessen Regierung der Königin-Witwe Sophie (S. 253) und einigen Räten aus der gemäßigten Adelspartei und erschien im Dezember 1419 in Brünn, wohin er einen Landtag einberief. Auch aus Böhmen kam eine Gesandtschaft, die den König um die Anerkennung der vier Glaubensartikel bitten sollte, die kurz zuvor auf einem Prager Landtage von den hussitischen Parteien beschlossen worden waren: 1) wegen der freien Predigt, 2) des Abendmahls unter beiderlei Gestalten, 3) der apostolischen Armut der Geistlichen und 4) wegen Abstellung und Bestrafung der Todsünden. Siegmund vermied jedwede Erklärung und vertröstete die Abgeordneten auf seine Ankunft in Böhmen selbst.

Doch begab er sich nicht dahin, sondern eilte von Brünn unverzüglich nach Breslau, wo er am 5. Januar 1420 seinen feierlichen Einzug hielt. Und hier offenbarte er seine wahre Gesinnung gegen die Hussiten als religiöse und politische Widersacher. In der letzten Regierungszeit Wenzels hatten hier zu Breslau die Handwerker einen Aufruhr gegen den patrizischen Rat und die ganze königliche Verwaltung verursacht, ebenso wie die Hussiten in Prag Ratsherren getötet und sich die Macht und Herrschaft angeeignet. Siegmund zögerte nicht, die Aufständischen vor sein Gericht zu stellen, einen Teil von ihnen (23) am 4. März 1420 auf öffentlichem Platze hinrichten, die zahlreichen Flüchtlinge in contumaciam zum Tode verurteilen zu lassen, sie ihrer Güter und Rechte verlustig zu erklären, die Zünfte insgesamt in ihren Freiheiten und Gerechtsamen aufs äußerste zu beschränken. Er wollte damit ein Quos ego! an die Böhmen richten, das noch deutlicher herüberscholl, als er am 15. März 1420 einen Prager Bürger, der es in Breslau gewagt hatte, sich öffentlich über Hussens Verurteilung zu äußern und seine hussitische Gesinnung offen zu bekunden, als Ketzer verbrennen ließ. Zwei Tage danach ließ er die Kreuzbulle Papst Martins V. gegen die Hussiten von den Kanzeln der Breslauer Kirchen verkünden. Kein Wunder, daß die Prager Gesandtschaft, die auch hierher gekommen war, um mit dem Könige zu verhandeln, enttäuscht Breslau verließ, nach Prag zurückgekehrt klug für die Vereinigung der gemäßigten Kalixtiner mit den radikalen Taboriten eintrat und zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, den Luxemburger, mahnte.

Wenige Wochen danach rückte Siegmund mit einem starken, vorzüglich aus Deutschen und Schlesiern gebildeten Heer in Böhmen ein, wo er auf die Unterstützung von so mancher katholisch und deutsch gebliebnen Stadt (z. B. Kuttenbergs) und auf den Rückhalt, den ihm der Besitz der beiden Prag beherrschenden Festen, des Hradschin und des Wyschehrad, boten, rechnen konnte. Allein die Belagerung Prags (Mai bis Juni 1420) mißlang; der Versuch, die Verteidiger des Wyschehrad zu entsetzen, schlug fehl, und in der mörderischen Schlacht am 1. November 1420 unterlag das Heer des Königs, darunter ein großer Teil des katholischen Adels aus Mähren, der ihm zugezogen war. Als Siegmund im Februar 1421 noch einmal sein Kriegsglück gegen die Böhmen erprobte, mußte er sich fluchtartig über Mähren nach Ungarn zurückziehen. Das unerschrockne Taboritenheer hatte alle drei Male unter seinem Žižka das Feld behauptet. Im Bewußtsein seiner Stärke ging es nun zum Angriff über und eroberte in den folgenden Monaten eine Anzahl Städte und Adlige, die katholisch geblieben waren. Hand in Hand damit ging, soweit dies nicht bereits die frühern Ereignisse herbeigeführt hatten, die Tschechisierung der deutschen Städte in Böhmen; nur wenige erwehrten sich mit Erfolg dieser gewaltsamen Umwandlung. Den König aber hatte man bereits auf dem Časlauer Landtag im Juni 1421 als „Todfeind der böhmischen Nation" seiner Krone verlustig erklärt; die provisorische Landesregierung trug dem Polenkönige den Thron in Böhmen an.

Siegmund, eine Natur, die in ihrer Unerschrockenheit, Rastlosigkeit und noch in manchem andern vorteilhaften wie ungünstigen Zug an den Großvater, König Johann, erinnert, nahm den Kampf auf, wiewohl er, auch in Ungarn von Gefahren bedroht, ohne fremde Hilfe an die Fortsetzung des Kriegs in Böhmen nicht denken konnte. In Deutschland rüstete man allerdings auf seinen Mahnruf hin ein Kreuzheer aus, das durch Zuzüge aus Meißen und Schlesien, wie es heißt, bis auf 200,000 Mann verstärkt wurde; allein kaum war es im September 1421 in Böhmen eingerückt, als es auch schon unter großen Verlusten vor dem ungestümen Andrange der hussitischen Scharen über die Grenzen zurückweichen mußte. Mehrere Jahre vergingen, bevor vom Reich eine neue große kriegerische Unternehmung nach Böhmen ausgeführt wurde.

Am bedeutungsvollsten war jedenfalls für Siegmund die Unterstützung und Kampfgefolgschaft, die ihm Herzog Albrecht V. von Österreich vom ersten Anbeginne bis zum Ende des Kriegs leistete. Der Preis hierfür war allerdings groß genug: Siegmund gab ihm nicht nur die Hand seiner einzigen Tochter und mutmaßlichen Erbin Elisabeth, sondern trat ihm zuerst einige Städte und Burgen, später die Statthalterschaft und schließlich durch die Verträge vom 1. bis 4. Oktober 1423 den vollen Besitz der Markgrafschaft Mähren ab. Albrecht verstand es, im Bunde mit dem Olmützer Bischofe dieses Land immer mehr dem hussitischen Einflusse zu entziehen, die hussitischen Barone niederzuwerfen und Mähren zum Stützpunkte der Operationen gegen Böhmen zu machen.

Diese Verhältnisse veranlaßten denn auch Žižka im Jahre 1424, sein Augenmerk dem Nachbarlande zuzuwenden; doch gleich zu Beginn des Feldzugs erlag der gewaltige Feldherr zu Přibislau, einem Städtchen an der böhmisch-mährischen Grenze, einer pestartigen Krankheit am 11. Oktober 1424. Schon vor seinem Tode hatten sich zwischen den einzelnen Parteien der Hussiten arge Kämpfe abgespielt, die jedoch durch die Tatkraft des gewaltigen Feldherrn immer wieder beigelegt wurden. Nach seinem Hinscheiden vollzog sich aber unverzüglich die Spaltung, indem sein getreuster Anhang sich unter dem Namen der „Waisen" von den Taboriten absonderte; der letztern Führung übernahm Prokop Holy (der Geschorne), der in den folgenden Kriegsjahren die hervorragendste Stellung im gesamten hussitischen Heerlager gewann. Er war es

hauptsächlich, der die Böhmen seit dem Jahre 1424 zu kriegerischen Unternehmungen nach allen Nachbarländern veranlaßte und den Hussitenkrieg nach Österreich und Ungarn, nach Schlesien und den Lausitzen, nach Sachsen und Brandenburg, in die Pfalz und nach Franken verpflanzte. Alljährlich wiederholten sich bald dahin, bald dorthin die Züge der Hussiten und brachten furchtbares Elend über ganz Mitteleuropa. In manchen Ländern, hauptsächlich in Schlesien, begnügten sich die Hussiten nicht mit Raubzügen, sondern ließen in den eroberten Städten und Burgen dauernde Besatzungen, durch die die Gebiete ununterbrochen gepeinigt und ausgeraubt wurden. Die Steigerung der Gefahr bestimmte die Fürsten des Reichs im Sommer 1427, während König Siegmund in Türkenkriege verwickelt war, zu einem zweiten Kreuzzuge gegen Böhmen — wieder endete die Unternehmung mit einer fluchtartigen Panik des deutschen Heers, als sich ihm am 2. August die sieggewohnten Hussiten bei Tachau entgegenstellten. Es schien — und die Kriegsthaten der Hussiten in den folgenden Jahren konnten die Meinung nur bestärken — fast ausgeschlossen, diese Feinde im Felde zu bezwingen.

Da begann mit dem Anfange des Jahrs 1431 der letzte Akt dieses gewaltigen Trauerspiels aus der Geschichte Böhmens. Auf ganz neuen Grundlagen versuchte Siegmund die Lösung um jeden Preis herbeizuführen: durch ein Konzil war der Kampf hervorgerufen worden, durch ein Konzil sollte er beendet werden. Papst Martin V., den er endlich für diesen Gedanken gewann, berief nach Basel eine allgemeine Kirchenversammlung und erteilte dem Kardinal Giuliano Cesarini den Auftrag, sie zu leiten und die Bewältigung des Hussitentums in den Kreis ihrer Obliegenheiten zu ziehen. Zuerst allerdings sollte und wollte auch der Kardinal es versuchen, ob ein Kreuzheer unter seiner geistigen Leitung nicht am schnellsten zum Ziele käme. Als aber dieser Zug nach Böhmen ebenfalls mit einer furchtbaren Niederlage der Deutschen bei Taus am 14. August 1431 endete, wurde der Weg der Verhandlungen angetreten, zu denen sich die gemäßigtern Parteien in Böhmen schon seit längerer Zeit geneigt gezeigt hatten. Während die hussitischen Heere in den Jahren 1432 und 1433 raubend und mordend durch Österreich, Nordungarn, Schlesien, Sachsen und Brandenburg bis an die See hinaufzogen, erschien in den ersten Monaten 1433 eine Gesandtschaft aus Prag in Basel. Als man hier zu keinem Ziele kommen konnte, begaben sich Gesandte des Konzils nach Prag und vereinbarten endlich am 30. November 1433 die Prager Kompaktaten, deren wesentlichen Inhalt und Grundlage die (wenn auch bedingte und unvollständige) Anerkennung der vier Prager Artikel des Jahrs 1419 bildete, zu deren Billigung oder Verwerfung König Siegmund, damals in Brünn, keine bindende Stellung eingenommen hatte.

Für die weitere Entwicklung entscheidend war dann der Zwiespalt zwischen den gemäßigten Kalixtinern, denen insbesondere die Mehrzahl des Adels in Böhmen angehörte, einerseits, den Taboriten und Waisen anderseits, der schließlich am 30. Mai 1434 bei Lipan in Böhmen zu einem kriegerischen Zusammenstoße beider Parteien führte, wobei die Radikalen eine schwere Niederlage erlitten. Nunmehr war der Boden für den Frieden geebnet, der denn auch am 5. Juli 1436 durch öffentliche Verlautbarung der Kompaktaten auf dem Iglauer Landtage beschlossen wurde. Alsbald folgte der Aussöhnung der Böhmen mit der Kirche die mit dem Könige Siegmund, der gegen verschiedentliche politische und nationale Zugeständnisse die Anerkennung als böhmischer König erreichte. Nur anderthalb Jahr erfreute er sich des ruhigern Besitzes dieser Krone; am 9. Dezember 1437 starb er, als sich zufolge mannigfacher Mißverständnisse und Nichteinhaltung der Verträge unter den Hussiten bereits eine starke Gärung gegen ihn geltend zu machen begann.

6. Die beiden Habsburger: König Albrecht und Ladislaus.

Noch auf dem Sterbebett empfahl Siegmund den ihn umgebenden Adligen aus Böhmen seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht V. von Österreich zu seinem Nachfolger. Der Anspruch Albrechts (II.), der auch die deutsche und ungarische Königskrone von Siegmund erbte, auf die Herrschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien beruhte auf dem luxemburgischen Hausgesetz über die Thronfolge aus der Zeit Kaiser Karls IV. nicht minder als auf den verschiednen Erbverträgen und Verbrüderungen zwischen Luxemburgern und Habsburgern. Allein der aus den Hussitenkriegen in Böhmen wohlbekannte Fürst konnte nur bei zwei der damals im Lande herrschenden Parteien Anerkennung finden: den Katholiken, an deren Spitze Baron Ulrich von Rosenberg stand, und den Kalixtinern, deren Wortführer Meinhard von Neuhaus war. Die Taboriten, als deren Haupt damals Heinrich Ptaček von Pirkstein galt, boten die Krone von Böhmen einem slawischen Fürsten, Kasimir, dem Bruder des polnischen Königs Wladislaw, an und verursachten hierdurch nicht nur einen Bürgerkrieg in Böhmen selbst, sondern auch einen Einfall der Polen in dieses Land sowie nach Schlesien, das Albrecht bereits gehuldigt hatte.

Die Kämpfe hatten noch zu keinerlei Entscheidung geführt, als Albrecht am 27. Oktober 1439 plötzlich vom Tode dahingerafft wurde, ohne einen männlichen Nachkommen zu hinterlassen; erst im Februar 1440 genas die Witwe Elisabeth eines Sohns, der den Namen Ladislaus (Wladislaw IV.) Postumus (s. Fig. 20 auf der Tafel bei S. 244) führt. So wenig es auch einem Zweifel unterliegen konnte, daß diesem die berechtigten Ansprüche auf das Erbe seines Vaters zukamen, so setzte sich dennoch auch jetzt die Partei Ptačeks von Pirkstein über die habsburgischen Erbansprüche hinweg und erreichte auf einem Prager Landtage die fast einhellige Wahl des bayerischen Herzogs Albrecht zum böhmischen Könige, der aber, den geheimen Warnungen des Führers der Katholiken, Ulrichs von Rosenberg, Gehör leistend, die Würde ablehnte. Die Taboriten versuchten dann, Kaiser Friedrich, Ladislaus' Oheim und Vormund, zur Annahme der Krone Böhmens zu bestimmen, und als auch dieser Plan scheiterte, wollten sie sogar Ladislaus anerkennen, wenn er in Böhmen erzogen würde. Jedenfalls behielt in diesen endlosen Parteikämpfen Ulrich von Rosenberg die Oberhand. Als der mächtigste Herr in Böhmen zog er aus den wirren Verhältnissen in der königslosen Zeit den größten Nutzen. In seiner und der mit ihm verbundnen Kalixtiner Gewalt befanden sich der größte Teil des Lands und die Hauptstadt Prag; die Taboriten waren damals auf bloß vier von den dreizehn Kreisen Böhmens beschränkt.

Dieses Verhältnis änderte sich erst, als nach Ptačeks von Pirkstein Tod im Jahre 1444 der jugendliche Georg von Podiebrad und Kunstadt die Leitung der streng hussitischen Partei übernahm. Im Jahre 1448 bemächtigte er sich Prags durch einen kühnen Überfall und verhalf dort seiner Partei zum vollen Siege. Zwei Jahre herrschte von neuem ein heftiger Bürgerkrieg in Böhmen, bis man sich endlich auf einem Prager Landtag an der Wende des Jahrs 1450 dahin einigte, den Kaiser nochmals wegen der Übergabe des jungen Königs anzugehen. Diesmal verständigte sich Friedrich III. mit Umgehung der übrigen Parteiführer unmittelbar mit Georg Podiebrad, indem er ihm im Jahre 1451 die Regentschaft in Böhmen für die Zeit der Minderjährigkeit Ladislaus' übertrug. Die böhmischen Stände billigten diese Entscheidung auf dem am 27. April 1452 abgehaltnen Landtage. Podiebrad behielt diese Stellung aber auch bei, als im folgenden Jahr infolge einer revolutionären Erhebung des österreichischen Adels

gegen den Kaiser der 13jährige Ladislaus aus der Vormundschaft entlassen wurde und in Österreich, Ungarn und Böhmen die Regierung wenigstens dem Namen nach antrat. Er kam im Oktober 1453 — es ist das denkwürdige Jahr der Eroberung Konstantinopels durch die Türken — nach Prag, wurde zum böhmischen Könige gekrönt, nachdem er schon früher auf seinem Durchzuge durch Mähren zum nicht geringen Verdrusse der Böhmen die Huldigung der Stände dieses Landes entgegengenommen hatte. In Böhmen geriet der junge Fürst vollkommen in die Abhängigkeit Georg Podiebrads; dieser war nicht nur sein Minister und politischer Berater, sondern auch, wie er sich nannte, sein „Hofmeister", der den Jüngling nicht aus dem Auge ließ. Er behielt ihn mehr als ein Jahr in Böhmen und begleitete ihn dann nach Breslau und Wien. Hier erst trennte sich der böhmische Gubernator von Ladislaus, um wieder in seine Heimat zurückzukehren und die Regierung in Böhmen im Namen des Königs weiterzuführen. Trotzdem Georg Podiebrad es wohl verstanden hatte, die Gunst des jugendlichen Fürsten nach Kräften für sich selbst auszunutzen und mit Pfandgütern aus dem königlichen Besitz überreich beschenkt worden war, gilt die Zeit seiner Statthalterschaft in Böhmen (1451—57) doch als ein glücklicher Zeitabschnitt. Er verstand es, den innern Frieden zu erhalten, allgemeine Sicherheit und Ordnung herzustellen, den Handel und das Gewerbe zu heben. Da erlag der König im Alter von knapp achtzehn Jahren zu Prag am 23. November 1457 plötzlich einer pestartigen Krankheit, eben als man sich rüstete, seine Vermählung mit der Tochter König Karls VII. von Frankreich festlich zu begehen.

7. König Georg Podiebrad.

So vorzüglich hatte Georg von Podiebrad (s. Fig. 21 der Tafel bei S. 244) vorgebaut, daß er schon wenige Monate nach Ladislaus' Tod, am 2. März 1458, seine Erhebung auf den böhmischen Königsstuhl durchsetzen konnte. Die Nebenländer Mähren, Schlesien, vor allem das mächtige Breslau, und die Lausitz verweigerten ihm allerdings zunächst Gehorsam und Anerkennung. In Mähren waren es aber schließlich nur die katholischen Städte Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau und andre, die sich dem hussitischen Könige nicht unterwerfen wollten, und als Georg mit Heeresmacht ins Land einrückte, blieb bloß Iglau, unterstützt von Erzherzog Albrecht VI. von Österreich, einem Bruder Kaiser Friedrichs III., standhaft, bis es seinen Widerstand durch blutige Bestrafung büßte. In Schlesien und der Lausitz erfolgte der Umschwung zu gunsten Georgs, als es ihm zufolge mancherlei politischer Verwicklungen gelang, den dortigen Thronprätendenten, Herzog Albrecht (III., den Beherzten) von Sachsen, auf seine Seite zu ziehen. Viel zur Befestigung seiner Stellung trug der Umstand bei, daß er noch vor seiner Krönung in Böhmen merkwürdigerweise Gehorsam gegen die katholische Kirche gelobt hatte und hierdurch die mächtige Unterstützung des Papstes erlangte, der in der sichern Erwartung, Georg Podiebrad werde ganz Böhmen zur römischen Obedienz zurückführen, den Katholiken in Böhmen, Mähren und Schlesien gebot, dem neuen Könige Huldigung zu leisten. Selbst Breslau konnte, nunmehr vereinsamt, in seiner feindlichen Haltung gegen Georg nicht beharren, als Papst Pius II. (Äneas Sylvius) seine Legaten im Jahre 1459 dahin entsandte, um eine Versöhnung mit dem Böhmenkönige zu erreichen; am 13. Januar 1460 wurden durch Vermittlung des Breslauer Stadtschreibers und Chronisten Peter Eschenloer die bedeutungsvollen Verträge vereinbart, wonach die Breslauer König Georg Gehorsam versprachen, die eigentliche Huldigung aber noch auf drei Jahre hinausschoben.

Seiner Herrschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien sicher, mit allen Nachbarfürsten und dem deutschen König in bestem Einvernehmen, von dem päpstlichen Stuhl als „geliebtester Sohn" bezeichnet, konnte Georg sein Augenmerk auf ein höheres Ziel richten. Die Aussicht auf den ungarischen Königsthron als Gegenkönig des Matthias Corvinus (Bd. VII, S. 212) hatte sich ihm (oder seinem Sohne Heinrich) schon im Jahre 1459 dargeboten; doch hatte er angesichts der unklaren Lage in Ungarn mit der Entscheidung gezögert und schließlich die Krone abgelehnt, die dann König Friedrich III. zufiel. Dafür hatte er die Genugthuung, daß die beiden miteinander um den ungarischen Thron kämpfenden Fürsten nunmehr seine Bundesgenossenschaft suchten. Schon im August 1459 erteilte ihm der Kaiser nicht nur die Belehnung mit den böhmischen Ländern, sondern machte ihm überdies wichtige Versprechungen; gleichzeitig warb Matthias nicht ohne Erfolg um die Freundschaft des Böhmenkönigs. Und während Georg hier die Feindschaft zweier Fürsten für sich auszunutzen verstand, faßte er bereits den Plan, mit den Gegnern des Kaisers im Reich in Beziehungen zu treten und sich ohne fremde Vermittlung den Weg zum deutschen Königsthrone zu bahnen. Es war hauptsächlich die Gegenarbeit des brandenburgischen Markgrafen Albrecht Achilles, die diese Pläne des Böhmenkönigs im Keim erstickt hat.

Nicht lange währte es, da vollzog sich auch der für Georg so verhängnisvolle Bruch mit dem Papste — nach einer kurzen Zeit siegreichen Aufsteigens fast ein Jahrzehnt mühevoller, fruchtloser Kämpfe. Pius II. bestand dem Böhmenkönige gegenüber auf der aus dem Königseide Georgs sich ergebenden Forderung strengen Vorgehens gegen die Utraquisten und entsandte, als Verhandlungen zu keinem Abschlusse führten, im Sommer 1462 seinen Legaten nach Prag. Hier kam es am 14. August zu jener heftigen Szene, wo König Georg das Begehren des Papstes mit dem offnen Bekenntnisse beantwortete, von den Kompaktaten, die Pius II. schon früher als ungültig erklärt hatte, nicht ablassen zu wollen; den Legaten, der den König in öffentlicher Versammlung des Wortbruchs beschuldigte, mit geistlichen und weltlichen Strafen bedrohte, ließ er in Haft bringen. Zwischen dem Papst und dem Böhmenkönige war damit jedes Band zerschnitten. Der Kampf beschränkte sich jedoch zunächst bloß auf den Versuch, die Katholiken in Böhmen, Mähren und Schlesien zum Abfalle vom Könige zu veranlassen; nur in Breslau hatten die Ermahnungen einen wirklichen Erfolg. Die Fürsten, die Papst Pius gegen Georg Podiebrad aufrief, waren teils aus verwandtschaftlichen Rücksichten, wie sein Schwiegersohn Matthias Corvinus von Ungarn, teils aus politischen Gründen, wie der Polenkönig und insbesondere der in den Jahren 1462 und 1463 vielbedrängte Kaiser Friedrich III. (Bd. VII, S. 213), für keinen Kriegszug zu gewinnen; ja der Kaiser trat damals sogar beim Papst als Fürbitter für Georg Podiebrad auf.

Allein die Lage änderte sich, als im Jahre 1464 an Stelle Pius' II. der weit entschiednere Paul II. den päpstlichen Stuhl bestieg, und der Tod von Katherina, der Tochter Georg Podiebrads, ihrem Gemahl Matthias Corvinus freie Hand gegenüber seinem frühern Schwiegervater gab. Papst Paul hatte Georg im Jahre 1466 als Ketzer gebannt, in Breslau und in Mähren den Kampf gegen ihn entfacht, der durch den katholischen Herrenbund bald auch nach Böhmen übertragen wurde. Trotzdem behielt der König, solange die Fürsten der Nachbarreiche sich ruhig verhielten, gegen seine Widersacher im eignen Lande die Oberhand. Erst als sich im Jahre 1468 Matthias von Ungarn entschloß, dem päpstlichen Mahnrufe zum Kreuzzuge gegen den Böhmenkönig Folge zu leisten, gingen Georg fast ganz Mähren und Teile Schlesiens verloren. Bald aber glückte es ihm, den allzu kühn in Böhmen eindringenden Ungarnkönig bei Wilimow (Februar 1469) mit seinem Heere zu umzingeln, so daß dieser einen Waffenstillstand behufs weiterer Friedensverhandlungen eingehen mußte. Zu einem Friedensschlusse kam es

jedoch nicht; denn der päpstliche Legat und die böhmischen Barone wußten einen solchen durch Forderungen, die für Georg unannehmbar waren, zu vereiteln. Ja sie veranlaßten sogar Matthias Corvinus, sich am 3. Mai 1469 zum Könige von Böhmen ausrufen und sich wenigstens in Mähren, Schlesien und der Lausitz huldigen zu lassen.

Das bedeutete naturgemäß die Fortsetzung des Kriegs. Georg, von Polen um den Preis der Anerkennung des polnischen Prinzen Wladislaw als seines Nachfolgers unterstützt, kämpfte nicht ohne Erfolg, erlebte aber keinen Abschluß, da er mitten im Streit am 22. März 1471 einer Krankheit erlag. Mit ihm starb eine der eigenartigsten Gestalten auf dem böhmischen Königsthrone; nie vor noch nach ihm hat das Land einen Fürsten so geringer Abkunft gehabt, der sich vom einfachen Parteiführer zuerst zum allgewaltigen Reichsverweser und dann zum König aufgeschwungen hätte. Er besaß bedeutende Herrschergaben und fand unter seinen Zeitgenossen bewundernde Anerkenner und treue Freunde. Seine Länder befanden sich während seiner Regierung zwar in fortwährendem Kriegszustande; doch die Verwaltung lag in starken Händen. Die religiöse Frage, ein Erbteil aus den Hussitenzeiten, nagte allein an seinen Erfolgen, bis sie sein ganzes Streben untergrub.

8. Die polnischen Jagellonen auf dem böhmischen Thron.

A. König Wladislaw (1471—1516).

Von völlig andrer Art als Georg war dessen Nachfolger auf dem böhmischen Throne: der Pole Wladislaw, nach seiner ihn vollauf charakterisierenden Lieblingsredensart König „Schon gut" geheißen (s. Fig. 22 der Tafel bei S. 244). Acht Jahre währte noch der Krieg gegen König Matthias, teils auf böhmisch-mährischem Boden, teils in Schlesien (Breslau), teils in Ungarn. Das Kampfesglück neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite; Geldverlegenheiten der beiden Fürsten und Parteien, die immer näher heranrückende Türkengefahr (S. 143/4) bildeten die Brücke zu zeitweiligen Waffenstillständen und nach langwierigen Verhandlungen schließlich auch zum Friedensschlusse von Olmütz am 21. Juli 1479. Es wurde vereinbart, daß Wladislaw im Besitze des Titels und des Königreichs Böhmen verbleiben, daß aber auch Matthias Corvinus für Lebenszeit den Namen eines böhmischen Königs tragen (s. Fig. 23 der Tafel bei S. 244), daneben Mähren, Schlesien und die Lausitz besitzen solle; nach seinem Tode sollten sie um den für jene Zeit unerschwinglichen Preis von 400,000 Dukaten von Wladislaw zurückgelöst werden können.

Die Frage der religiösen Einigung, der Rückführung der Utraquisten zur katholischen Kirche, um derentwillen dieser Kampf von Rom hervorgerufen worden war, wurde nicht berührt: König Wladislaw hatte sich noch vor seiner Thronbesteigung zur Aufrechterhaltung der Kompaktaten verpflichtet. So konnte und mußte denn nach Beendigung des äußern Kriegs der Parteienkampf zwischen Katholiken und Utraquisten in Böhmen von neuem beginnen. Besonders im Herbst 1483 artete er zu furchtbaren Wirren aus. Ermordung und Fenstersturz der Ratsherren, Beraubungen von Kirchen und Klöstern, Verfolgungen und Plünderungen der Deutschen und Juden waren an der Tagesordnung. Merkwürdigerweise führte aber gerade dieser ungestüme Ausbruch der Leidenschaften nach kaum zwei Jahren (1485) zu einer Einigung der beiden Religionsparteien, und zwar auf der Grundlage der Anerkennung der Kompaktaten und der vollen Gleichberechtigung der Utraquisten mit den Katholiken.

Von da an ist der Einfluß der utraquistischen Sekte in Böhmen gesunken. Sie hat um so mehr an Bedeutung eingebüßt, als die (ihr wenigstens in den Anfängen nicht allzu fern stehende) „Brüderunität" sich eben damals gewaltig auszubreiten begann. Daß der Stamm des Hussitentums noch in so später Zeit einen so kräftigen Zweig einer neuen Glaubenslehre zu treiben vermocht hat, beweist, wie tief sich die hussitischen Gedanken in das Volk eingewurzelt hatten; vergeblich waren deshalb die vielen Einigungsversuche, die von Rom aus zwischen Utraquisten und Katholiken in Böhmen gemacht wurden, trotzdem daß Männer von der geistigen Bedeutung eines Nikolaus Cusanus (Bd. VII, S. 152), eines Johann von Capistrano (oben, S. 139) und eines Äneas Sylvius ihre Kraft daran erprobten. Ungemein zahlreich waren die Sekten, die im Verlaufe des 15. Jahrhunderts neben den Hauptrichtungen in Böhmen und Mähren emportauchten und wieder verschwanden. Dauernde Bedeutung erlangte eben bloß jener „Brüderbund", der von der Vereinigung einiger von der utraquistischen Glaubenslehre unbefriedigten Männer seinen Anfang nahm und in Rumwald, einem böhmischen, dem Könige Georg Podiebrad gehörigen Dorf, im Jahre 1457 seine erste Niederlassung hatte. Verfolgung und Märtyrertum blieben der Verbindung nicht erspart; ein Verwandter des Gründers Gregor, der utraquistische Magister Johann von Rokitzan (Johann Rokycana), und der König selbst waren ihre eifrigsten Widersacher. Gleichwohl besaßen und erwarben sie auch schon in dieser Zeit einen ausgedehnten Anhang wie in Böhmen so in Mähren. Der Tod jener beiden mächtigen Bedränger im Jahre 1471 befreite die Brüder vor allem in Böhmen von einem schweren Drucke. Weder durch innere Wirren und Spaltungen noch durch die allgemeine Landesverweisung aus Mähren (1480) hat die Ausbreitung dieser Sekte ernstlich aufgehalten werden können.

Die ungleiche Behandlung der Brüderunität in Böhmen und in Mähren lag begründet in der Loslösung des letztern Lands sowie Schlesiens von der böhmischen Krone und in der völlig verschiednen Politik, die Wladislaw in Böhmen, Matthias in Mähren und Schlesien eröffnete. Jener ließ sich in seiner Schwäche und Gutmütigkeit die Herrschaft von den Adelsparteien entreißen; dieser dagegen betonte von allem Anfang an seine königliche Macht gegenüber den ständischen Ansprüchen. Mehr noch als in Mähren, wo Matthias das Regiment dem geistesstarken Landeshauptmanne Ctibor von Cimburg überließ, der schon seit dem Jahre 1469 diese höchste Landeswürde innehatte und noch lange über Matthias' Tod hinaus, bis 1494, behalten sollte, äußerte sich diese zielbewußte Regierungsthätigkeit des Corvinen in Schlesien. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die fast seit einem Jahrhunderte geltend gemachten Versuche, die zersplitterten Fürstentümer staatlich zu einen, durch eine bestimmte Verwaltungsorganisation auf eine feste Grundlage gestellt wurden. Die Einrichtung der Fürstentage, die Schöpfung der „Oberlandeshauptmannschaft" gehören in Matthias' Zeit und sind sein Werk. Wenn gleichwohl sich seine Regierung nicht im besten Andenken erhalten hat, so erklärt sich das aus den ungeheuern Forderungen an Steuern und Abgaben, die er bei seiner unaufhörlichen Geldnot an seine Unterthanen stellte, wobei ihn vorzüglich in Schlesien sein dortiger Statthalter, Georg von Stein, nebst einigen andern getreuen Dienern in unverantwortlicher Weise auf Kosten des Volks unterstützte.

Als aber Matthias ohne echte Erben am 6. April 1490 starb und der Böhmenkönig Wladislaw auf den ungarischen Thron erhoben wurde, da fielen gemäß der frühern Abmachungen auch Mähren und Schlesien in seinen Besitz, obwohl er die Bedingung der Auslösung dieser Länder um die Summe von 400,000 Dukaten nie erfüllte, so daß die damalige Zugehörigkeit dieser beiden Gebiete zur böhmischen Krone nicht ohne Grund bestritten wurde

Die Regierungszeit König Wladislaws II. gehört mit zu den unerquicklichsten Geschichtsabschnitten dieser Länder. Die gewaltigen wirtschaftlichen und religiösen Umwälzungen, die Europa am Ende des 15. Jahrhunderts in ein neues Zeitalter hinüberführten, trafen Böhmen und Mähren in einem Zustande tiefeingreifender ständischer Kämpfe. Das erbliche Königtum erwies sich infolge der Ereignisse seit den Hussitenkriegen als eine geschwächte Einrichtung, durch den Verlust des einstmals so großen Kronvermögens machtlos und ohne nachhaltigen Einfluß. Der Adel war wirtschaftlich und politisch zur ersten Macht emporgestiegen, allein von einer grenzenlosen Herrschsucht erfüllt, maßlos in der Schwächung der königlichen Gewalt, in der Bekämpfung der städtischen Vorrechte und Freiheiten sowie in der Herabdrückung des niedern Volks in den Zustand der Unfreiheit und Leibeigenschaft. Die obersten Landesstellen befanden sich ausschließlich im Besitze des Herren- und Ritterstands; uneingeschränkt schaltete er auf den Landtagen und stellte sich in der „Wladislawschen Landesordnung" ein Gesetzbuch zusammen (1500), durch das seine Herrschaft im Land ein für allemal gesichert wurde. Der König willigte in die größern und kleinern Einschränkungen, die der Adel der Macht der Krone zufügte. Allein der Bürgerstand war entschlossen, sich diesen Gewaltthätigkeiten auf rechtlichem Gebiete um so thatkräftiger zu widersetzen, als er auch in materieller Hinsicht durch die Eigenmächtigkeit der Adligen schwer geschädigt wurde. Diese verletzten das Monopol der städtischen Braugerechtigkeit, verwehrten den Städten die Erwerbung von Landgütern, beschränkten die freie Marktzufuhr und andres mehr. Die Folge hiervon waren Klagen, die die Städte beim König erhoben. Doch fielen solche wenig ins Gewicht, weil Wladislaw seit seiner Erhebung auf den ungarischen Thron seine Residenz von Prag nach Ofen verlegt hatte und jahrelang den böhmischen Ländern fernblieb. Außerdem gab es ununterbrochen Feindseligkeiten zwischen Bürger- und Adelsstand, die sich gegenseitig zu Bünden vereinigten und befehdeten. Auch der kurze Aufenthalt Wladislaws zu Prag im Jahre 1502 änderte an diesen Verhältnissen nichts, da der König sich zuerst auf die Seite des Adels stellte und den Streit zu ungunsten der Städte entschied, später seinen Spruch wohl zurücknahm, ohne aber den Adel zu vermögen, sich mit dieser Änderung zufrieden zu geben. Fehden und Gewaltthaten, bald von dieser, bald von jener Partei begangen, machten den Kampf immer erbitterter und verschärften die Lage von Jahr zu Jahr; der König aber weilte vom Jahre 1502—1509 in Ungarn und ließ den Verhältnissen in Böhmen und Mähren ihren Lauf.

Für die Geschichte Schlesiens wurde die Regierung Wladislaws insofern von Bedeutung, als der in Erteilung von Gnaden wenig zurückhaltende Fürst den schlesischen Ständen unterm 28. November 1498 ein wichtiges Staatsgrundgesetz erteilte. Es ist im wesentlichen eine Bestätigung aller frühern Freiheitsbriefe mit einigen neuen Zugeständnissen: der Oberhauptmann, d. h. der Statthalter und höchste Beamte des Königs in Schlesien, sollte fortan stets ein schlesischer Fürst sein; die Stände erhielten das Recht der Steuerbewilligung, Erleichterungen in der Kriegsfolge und einen obersten Gerichtshof mit Namen „Fürstenrecht", der sich aus den Landesfürsten zusammensetzte und als höchste Instanz für alle Stände galt. Auf dieser Grundlage hat die weitere Ausbildung der schlesischen Gesamtstaatsverwaltung von statten gehen können. Im übrigen bot aber auch in Schlesien die schwächliche, von Ofen aus geleitete Regierung König Wladislaws Gelegenheit zu Fehden aller Art. Das Breslauer Bistum hatte wegen einer mißliebigen Wahl eines bischöflichen Koadjutors und andrer Dinge bis 1504 einen mehrjährigen Streit mit der Stadt Breslau und einigen schlesischen Fürsten zu führen. Einige Jahre zuvor (1497) hatte der Herzog Nikolaus von Oppeln infolge einer Gewaltthat

gegen den Oberlandeshauptmann Herzog Kasimir von Teschen auf dem Schafott geendet. Die Stadt Breslau stand bald mit diesem, bald jenem Fürsten in Feindschaft; gegenseitige Raub- und Verwüstungszüge waren an der Tagesordnung. Die Landfriedensordnungen und Strafandrohungen des Königs hatten hier ebensowenig Wirkung wie in den übrigen Ländern.

Wladislaws Ansehn war gering — wenn er nicht persönlich erschien und durch neue Vorrechte Gegendienste erwarb. Als ihn daher im Jahre 1509 der Wunsch erfüllte, seinen Sohn, den im Jahre 1506 gebornen Ludwig (bereits König von Ungarn), noch bei seinen Lebzeiten auch als König von Böhmen gekrönt zu sehen, mußte er sich entschließen, nach einer siebenjährigen Pause wieder in seine übrigen Länder zu reisen, um das Geschäft persönlich zur glücklichen Durchführung zu bringen. Der Hauptzweck wurde denn auch bald erreicht: am 17. Februar 1509 hielt Wladislaw mit seinen Kindern und dem Hofstaate den Einzug in Prag; am 11. März — durch eine Krankheit des königlichen Kindes verzögert — fand die Krönung Ludwigs statt. Die andern Angelegenheiten, vornehmlich der Streit zwischen Adel und Städten, wurden auf einer Reihe von Landtagen verhandelt, aber zu keinem Abschlusse gebracht. Im Februar 1510 verließ Wladislaw Böhmen, begab sich zunächst nach Olmütz, woselbst die mährischen Stände Ludwig nach Empfang der üblichen Privilegien huldigten, von hier nach Ungarn, um sich dann im Winter von 1510 auf 1511 abermals mit dem jugendlichen König und der übrigen Familie nach Schlesien zu begeben, wo er gleichfalls von den Fürsten und Ständen die Anerkennung seines Sohns als Nachfolgers erwirkte. Es ist bezeichnend für die Unklarheit der rechtlichen Verhältnisse unter König Wladislaw, daß er die Huldigung der Schlesier nicht als König von Böhmen, sondern als König von Ungarn entgegennahm, wiewohl er in einem den Böhmen während seines Prager Aufenthalts erteilten Majestätsbriefe (11. Januar 1510) die Zugehörigkeit Schlesiens und Mährens zur Krone Böhmens ausdrücklich betont hatte.

Kaum war aber der König nach Ungarn heimgekehrt, beschäftigte ihn schon wieder der böhmisch-mährische Ständestreit, der um so gefährlicher wurde, als die Städte fest entschlossen schienen, nicht nachzugeben; sie verbanden sich untereinander und gingen am 20. Juni 1513 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Herzog Bartholomäus von Münsterberg ein, einem Enkel König Georgs Podiebrad, der ihre Partei am Hofe König Wladislaws vertreten sollte. Ihm gelang es in der That, den König und dessen Ratgeber von dem schädlichen Wirken der herrschenden Adelspartei in Böhmen zu überzeugen: schon gegen Ende 1513 neigte sich Wladislaw einer günstigern Beurteilung der städtischen Forderungen zu als bisher. Allein seine Unentschlossenheit und Zweideutigkeit verzögerten eine endgiltige Entscheidung, trotzdem nach dem Tode des Fürsten Bartholomäus dessen Vetter Karl von Münsterberg das Mittleramt zwischen Adel und Städten nicht ohne Glück und Geschick weiterführte. Der Streit bestand ungeklärt fort, als Wladislaw II. am 13. März 1516 starb, nur wenige Monate nachdem er im Juli 1515 mit dem Kaiser Maximilian I. den bedeutungsvollen Ehevertrag zwischen seinen beiden Kindern, Ludwig und Anna, und den Enkeln des Kaisers, Ferdinand und Maria, nebst einem Bündnis, in das auch König Sigismund (Siegmund) von Polen eingerechnet war, abgeschlossen hatte.

B. König Ludwig I. (1516—26).

Wladislaws Sohn, König Ludwig I. (II. für Ungarn), stand, obwohl bereits gekrönt, noch im Kindesalter. Man mußte sich daher zunächst über eine vormundschaftliche Regierung einigen, die nach längern Verhandlungen von den Ständen in Böhmen, Mähren und Schlesien dem deutschen Kaiser und dem polnischen Könige zuerkannt wurde, ebenso wie in Ungarn. Diese

Vormünder besaßen aber keinerlei unmittelbaren Einfluß auf die Erbländer Ludwigs: die Adelsherrschaft (S. 263) stieg nur noch an Bedeutung. In Böhmen und Mähren nahmen die ständischen Zwistigkeiten ihren Fortgang: Unterdrückung der Städte durch den Adel, Überfälle von Raubrittern auf reisende Kaufleute und Bürger, Selbsthilfe der Städte gegen Adlige und deren Genossen, die sie oft ohne Umschweife hinrichten ließen; auch von vereinzelten Bauernaufständen in Böhmen erzählen die Chroniken. Der „Sankt-Wenzels-Vertrag" vom 28. September 1517, worin durch den mährischen Baron Wilhelm von Pernstein teilweise eine Einigung der Stände erreicht wurde, zeigt, wie dringend ihr Bedürfnis nach einer wenn auch mäßigen Ausgleichung war: man einigte sich besonders über die Abgrenzung der Kompetenz einerseits des Landrechts, anderseits der Stadtgerichte; Streitsachen wirtschaftlicher Natur u. a. m. vertagte man auf später. Ein voller Friede war dadurch freilich nicht hergestellt; bei der Schwäche der königlichen Gewalt mußte sich der Kampf nach einigen Jahren von neuem erheben. Aber schon lenkte andres die Aufmerksamkeit ab: die Pest, die 1520 Prag, 1521 das ganze Land erfaßte, das Luthertum, die Türkengefahr.

Im Jahre 1522 kam König Ludwig zum erstenmal als selbständiger Fürst in sein böhmisches Königreich (s. Fig. 24 der Tafel bei S. 244), um dem willkürlichen Adelsregimente, wie es seit Jahren der Prager Oberstburggraf Zdenek Lew von Rozmital mit einer kleinen Partei zu ihrem Nutzen führte, ein Ende zu bereiten (die eigentliche Triebkraft bei dieser Reise bildete der unaufschiebbare Zwang, sich auch außerhalb Ungarns Hilfe gegen die Türken zu suchen; vgl. S. 148). Der Weg führte ihn zunächst nach Brünn, wo er die Huldigung der mährischen Stände entgegennahm und deren Rechte bestätigte, auch eine Reihe von ständischen Zwistigkeiten beizulegen versuchte, und von dort an die böhmische Grenze, wo ihm die böhmischen Gesandtschaften entgegenkamen. Nach kurzem Aufenthalt in einzelnen größern Städten Böhmens kam er am 28. März 1522 in feierlichem Einzuge mit seiner jungen Gemahlin und seinem Freund und Erzieher, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, nach Prag. Alsbald begannen die schwierigen Verhandlungen mit den Ständen wegen der Neubesetzung der Stelle eines obersten Kanzlers von Böhmen und wegen der vom König auf die Landesverfassung zu sprechenden Eidesformel, die, nachdem man sich über den entsprechenden Wortlaut endlich geeinigt hatte, für Jahrhunderte in Böhmen zu Recht bestehen bleiben sollte. Auch die andern Angelegenheiten: die Krönung der Königin, die Tilgung der großen Schulden aus König Wladislaws Zeit, die Ausrüstung eines Hilfsheers gegen die Türken, gingen nur langsam von statten. Im Sommer 1522 kamen starke Unruhen in Schlesien, besonders in der Stadt Schweidnitz, hinzu. Und schließlich gestaltete sich gegen Ende des Jahrs das Verhältnis König Ludwigs zur herrschenden böhmischen Adelspartei so feindselig, daß der König auf dem Landtag am 5. Februar 1523 den Rücktritt aller bisherigen Landesbeamten, vor allem Lews von Rozmital, durchsetzte und eine Änderung der Landesverfassung anbahnte, wodurch vor allem die königliche Macht wieder zu ihren Rechten gelangen sollte. Eine einflußreiche Stellung erlangte jetzt in Böhmen der schlesische Fürst Karl von Münsterberg, der die beiden Ämter eines Obersthofmeisters und obersten Hauptmanns oder Verwesers des Königreichs Böhmen nebst andern Würden übernahm. Fast ein Jahr nach seiner Ankunft verließ König Ludwig am 16. März 1523 Prag und begab sich über Mähren, wo es wieder wie auf der Herreise zu langen Verhandlungen mit den Ständen kam, nach Ungarn. Die Ordnung der böhmischen Verhältnisse bewährte sich nicht: binnen kurzem brach sich die Reaktion Bahn. Ständische und religiöse Unruhen — zufolge des Eindringens und der gewaltigen Ausbreitung der lutherischen Lehre — traten von neuem hervor.

Von Ungarn und dem Könige konnte trotz der zahlreichen Gesandtschaften und Aufforderungen keine Hilfe kommen; denn zu den dortigen innern Wirren kam die Türkengefahr. Als Sultan Suleiman I. mit einem Riesenheer im April 1526 von Konstantinopel gegen Ungarn aufbrach, entschloß sich der jugendliche König, sich ihm entgegenzustellen. Sein Heer, bei dem sich auch böhmische, mährische und schlesische Söldner befanden, verschwand gegenüber den Haufen der Türken. In der Schlacht bei Mohács am 29. August 1526 wurde es nach kurzem Kampfe fast vollständig vernichtet; den König traf das Unglück, auf der Flucht in einem Donausumpfe zu ertrinken. Der Tod des zwanzigjährigen, kinderlosen letzten Jagellonen auf den Thronen Böhmens und Ungarns bildet insofern ein weltgeschichtliches Ereignis, weil es den äußern Anlaß zur Begründung der österreichischen Monarchie unter dem Zepter der Habsburger bietet.

Böhmen, das im Mittelpunkte der Ländergruppe steht, deren historische Entwicklung in kurzen Zügen verfolgt worden ist, darf man 1526 ein tausendjähriges Reich nennen, wenn wir seine Geschichte mit der Festsetzung der Slawen in diesen Gebieten nach der germanischen Auswanderung beginnen lassen. Der Zeitraum zeigt uns ein reiches Bild völkergeschichtlichen Schaffens und Werdens. Böhmen hat aus sich selbst heraus, auf Grundlagen, die in seiner Urgeschichte verborgen liegen, ein Staatswesen hervorgebracht, das sich unter den mitteleuropäischen Gebilden eine Stellung eroberte und sie zu behaupten verstand. Es erzeugte aus heimischem Boden ein Fürstengeschlecht, die Přemysliden, so stolz und kräftig, daß es von allen Herrscherhäusern Mitteleuropas als ebenbürtig angesehen wurde. Seine territoriale Macht erweiterte sich. Freilich, der nationalen Dynastie waren auch bestimmte Grenzen gesteckt; der Plan Ottokars II., seine Macht über deutsche Gebiete auszudehnen, scheiterte in verhängnisvoller Weise. Mit dem Aussterben der einheimischen Fürstenfamilie zu Beginn des 14. Jahrhunderts, mit der Aufnahme von Fremden auf den böhmischen Königsthron wandelten sich diese Verhältnisse gewaltig. Den böhmischen Königen aus deutschem Stamme stand kein Hindernis entgegen, zur höchsten staatlichen Würde im weiten Deutschen Reich emporzusteigen; aber das Volk wehrte sich gegen eine Entwicklung Böhmens zum bedeutendsten deutschen Fürstentum auf Kosten der slawischen Nationalität. Das nationale Bewußtsein des Slawentums erhob sich mit reaktionärer Gewalt und errang bald den Sieg. Der Versuch aber, nun auch aus seinem Innern ein nationales Fürstentum zu erzeugen, ist mißlungen. Wie früher in die Hände deutscher Könige, so mußte Böhmen jetzt sein Schicksal polnischen Fürsten anvertrauen, die nicht zögerten, dieses Land in den Hintergrund zu rücken, als sich ihnen der Besitz der ungarischen Krone darbot.

Unter solchen Verhältnissen, da die staatsrechtliche Selbständigkeit und durch die mehrfache Abtrennung der zugehörigen Länder, besonders Mährens, auch die Erhaltung der böhmischen Krone seit längerer Zeit schon in Frage gestellt schien, war es ein Glück für das Land, daß es nach Ludwigs Tode dem mächtigen habsburgischen Hause zufiel. Was der Přemyslide Ottokar II. vorübergehend und unvollständig erlangt, was Karls IV. diplomatischer Scharfblick als Endziel der böhmischen Politik vorausgesehen hatte, was dann unter Ladislaus Postumus wenigstens dem Namen nach erreicht worden war, hat das Jahr 1526 zum dauernden Ereignis ausgestaltet: die Vereinigung der drei mächtigen Staatswesen Böhmen, Ungarn und Österreich zu einer gewaltigen Monarchie im Südosten Europas.

V. Der ſloweniſche und der ſerbo-kroatiſche Stamm.

Von

Profeſſor Dr. **Wladimir Milkowicz.**

1. Die ältesten Nachrichten über die Südslawen.

Wie die Geschichte der germanischen Stämme erst durch die Berührung mit Griechen und Römern am Rhein, an der Donau und in den Ländern des Mittelländischen Meers aus ihrem Dunkel hervortritt, so verdanken auch die slawischen Stämme die ersten Nachrichten über ihre Geschichte der griechisch-römischen Welt, die nach und nach alle Völker wie durch einen Zauberschlag aus der Finsternis an das Licht zog und zu neuem Leben erweckte. Sind die Germanen durch die Lage ihrer Wohnsitze hauptsächlich mit den Römern in Berührung gekommen, so traten die Slawen mehr in den Bannkreis der griechischen Welt, freilich auch durch die Vermittlung des Römischen Reichs. An die römische knüpft also auch die slawische Geschichte an. Dort, wo die Slawen unmittelbare Nachbarn der Römer waren, reicht ihre Geschichte bis zum Beginn unsrer Zeitrechnung hinauf, während die nördlich wohnenden slawischen Stämme erst um ein halbes Jahrtausend später auf die geschichtliche Bühne treten. An der Adria und im Stromgebiete der mittlern und untern Donau kamen die Slawen mit dem Römischen Reiche zuerst in Berührung: an der Adria und auf dem klassischen, von der griechisch-römischen Kultur durchtränkten Boden der Balkanhalbinsel beginnt somit die älteste beglaubigte slawische Geschichte.

Die Stämme, welche die Gebiete an und südlich von der Donau bis zur Peloponnesos hin bewohnten, sind heute unter den Namen: Slowenen, Serben, Kroaten, Bulgaren bekannt und bilden zusammen die südslawische Gruppe. Wie ihr Anfang dunkel, so ist auch ihre Geschichte verworren; sie verliert sich in vielen Provinzen und Ländern, die verschiednen Staaten angehörten, verschiedne Namen führten und noch führen; sie erzählt von Stämmen, die im Laufe der Zeiten durch abweichende Lebensbedingungen sich voneinander in Sprache, Schrift, Sitte, Religion, Geschichte unterscheiden und sich sogar — politisch — feindlich gegenüberstehen.

Von ihrer ältesten Geschichte wissen wir wenig. Die Slawen haben nicht das Glück gehabt wie die Germanen, die schon im ersten Jahrhundert in Tacitus einen Historiographen fanden. Die neueste Forschung stimmt mit dem slawischen Altertumsforscher Jos. Šafařik darin überein, daß die Slawen mit den übrigen europäischen Hauptvölkern, den Kelten, Griechen, Römern, Germanen, vor Zeiten in Europa erschienen sind und sich in Osteuropa niedergelassen haben, dort ungefähr, wo sie noch heute als Autochthonen zu finden sind. Plinius (79 n. Chr.), Tacitus (100 n. Chr.), Ptolemaios (175 n. Chr.) kennen schon die Slawen und ihre Sitze. Ausführlicher berichten über sie der Historiograph der Goten, Jordanes, und der Byzantiner Prokopios, beide im 6. Jahrhundert. Von der Zeit an mehren sich die Mitteilungen über die slawischen Völker. Diese führen verschiedne Namen. Die griechischen und römischen Schriftsteller nennen sie Veneti, während sie von den Germanen Winden (Wenden, Windi oder auch Indi) genannt wurden. Mit dieser Namensform wird auch der Name Anten (Dynasten?)

zusammenhangen (vgl. S. 323). Prokop berichtet auch, die Anten hießen vor alters Sporen, was man mit dem Namen Serben in Verbindung bringt. Der zweite Name für einen Angehörigen dieser Völkerschaften war Slavus (Slavinus, Stlavus, Sclavus, Slovanus ꝛc.), besonders den Byzantinern geläufig. Jene Stämme, die in den alten römischen Provinzen Pannonien, Noricum, Raetien, Vindelicien angesiedelt waren, wurden gemeiniglich Slawen oder Slowenen genannt. Wir hören von ihnen, daß sie im 6. Jahrhundert politisch ziemlich stark auftreten und bereits mit dem bayerischen Stamme Krieg führen. Es ist wahrscheinlich, daß im heutigen Ungarn, Slawonien, Kroatien, Kärnten, Steiermark, Krain, Görz, Gradiska und Küstenland im 6. Jahrhundert mehrere slawische Reiche bestanden haben.

Von dieser slawischen Völkermasse zu beiden Seiten der mittlern Donau, an der Drawe und Sawe, gingen seit dem 5. oder seit dem 6. Jahrhundert viele nach dem Süden und siedelten sich in den Ländern der Balkanhalbinsel an. Sind sie dort die ersten slawischen Kolonisten gewesen, oder haben sie im Balkanlande schon eine alte slawische Bevölkerung vorgefunden, die nur unter andern Namen bekannt war? Nur so kann die Frage der Slawisierung der Balkanhalbinsel gestellt werden. Dabei sind die Slawen aus diesen Gegenden nicht die einzigen gewesen, die nach den Balkanländern gingen: wir finden Spuren davon, daß vom Osten und vom Norden Europas slawische Scharen hingezogen sind. Früher war man der Meinung, daß die Einwanderung der Slawen in die Balkanländer in der Zeit vom 5.—7. Jahrhundert erfolgt sei. Jetzt will man hier sichere Spuren von ihnen viel früher entdeckt haben. Dafür sprechen die ältern slawischen Ortsnamen. Auch läßt sich die neue Ansicht mit den ältesten historischen Zeugnissen in Einklang bringen und erklärt auf natürliche Weise die Erscheinung, wieso die Slawen in diesen Ländern plötzlich in solchen Massen erscheinen, daß sogar die byzantinischen Kaiser sich genötigt sahen, gegen die Slawisierung Griechenlands (vgl. oben, S. 47) Gegenmaßregeln zu ergreifen, während die Geschichte von einer gewaltsamen Einwanderung und Besitzergreifung dieser Länder durch Slawen in historischer Zeit nichts erzählt; nur dann und wann berichtet sie von der Ansiedlung neuer Scharen slawischer Kolonisten durch die Kaiser. Solange wir aber die Nationalität mancher in der römischen Zeit hier wohnenden Völker, wie der Thraker, Skordisker, Daker, Illyrer u. a., nicht mit Sicherheit bestimmen können, solange wird auch jene Frage in der Schwebe bleiben. Ob man sie also als „Eingewanderte" oder gewissermaßen als „Autochthonen" betrachten soll, wobei es sich doch nur um ein „Früher" oder „Später" handelt, müßte erst entschieden werden. Zeigen doch die Bewohner Bosniens noch heute gewisse ethnologische Eigentümlichkeiten, die uns römische Schriftsteller von Thrakern und Dakern bezeugen. So erzählt Plinius: apud Dacos mares quoque corpora inscribunt (bei den Dakern bemalen auch die Männer ihren Körper) — die Tättowierung ist noch heute bei dem bosnischen Volke gebräuchlich. Auch andre Volkseigentümlichkeiten bezeugen eine Verwandtschaft.

Wie dem auch sei, wir erfahren von den Slawen sowohl im Donaugebiet als auch auf der Balkanhalbinsel durch die Römer und Griechen erst, als sie dort ihre Herrschaft begründeten. Nach Verfall des Römischen Reichs traten die Slawen hier die Erbschaft der römischen Kultur an. Das Land war von Städten, Handelsniederlassungen und Festungen bedeckt. Vortreffliche Militärstraßen durchzogen diese Länder. In Thrakien finden wir Straßen schon unter Nero, der an ihnen Herbergen und Gasthäuser (tabernas et praetoria) errichten ließ. Alle Kaiser haben ihre besondere Sorgfalt der Balkanhalbinsel zugewendet, weil sich aus ihr die tüchtigsten Legionen rekrutierten. Kein römischer Kaiser hat aber mit seinem Ruhme die Länder zu beiden Seiten des Balkans so erfüllt, wie der Eroberer Dakiens, der große Flavier Trajan. Die

Erinnerung an ihn lebte und lebt noch immer fort unter den Slawen; sein Name wurde sogar den slawischen Göttern beigezählt. Bulgarische Lieder, erzählt Jos. Konstantin Jireček, besingen noch heute den „Zaren Trojan". An vielen Orten wiederholt sich noch jetzt sein Name. Bald findet man eine Trajansbrücke, eine Trajansstraße, bald ein Trajansthor, eine Trajansburg u. s. w. Der Eigenname Trajan ist hier allgemein gebräuchlich. Dies spricht dafür, daß Trajan selbst mit den Slawen in Berührung gekommen sein muß.

Noch im 4. Jahrhundert hatten die Provinzen der Halbinsel nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Eunapios eine dichte und reiche Bevölkerung. Eine schlimme Zeit brach für diese Länder an, als im 4. und 5. Jahrhundert die Goten und Hunnen auf ihren Plünderungszügen auch sie heimsuchten und wiederholt verwüsteten; vielleicht haben sich darunter auch slawische Scharen befunden. Von jetzt an begannen sich nämlich auch die Slawen jenseit der Donau zu regen, namentlich im alten Dakien, und überfluteten die ganze Balkanhalbinsel bis zur Peloponnes; noch im 15. Jahrhundert sprach man am Taygetos slawisch. Selbst die byzantinischen Kaiser sahen sich in ihrer glänzenden Hauptstadt am Bosporos bedroht. Kaiser Anastasios (S. 36) erbaute 512 von der Seite Thrakiens her eine große Mauer, 280 Stadien lang, von der Propontis bis zum Pontos reichend. Das Werk der Verteidigung der Halbinsel wurde immer dringender. Justinian ließ längs des Donauufers 80 Kastelle und Wachtürme und außerdem an allen Orten etwa 600 befestigte Plätze erbauen. Das byzantinische Reich hat aber damals größere Sorgen und wichtigere Aufgaben gehabt, als die Verteidigung der Balkanländer vor den nördlichen Barbaren, die man noch immer geringschätzte: die Front war vielmehr von der Gründung Konstantinopels an gegen Osten gekehrt. So konnte es geschehen, daß die Slawen trotz der wiederholten empfindlichen Niederlagen (S. 42 unten) sich immer weiter ausbreiteten. Noch schlimmer ward es nach dem Tode des großen Justinian. Johannes von Ephesos, ein syrischer Chronist aus dem 6. Jahrhundert, erzählt folgendes: „Im dritten Jahre nach dem Tode des Kaisers Justinian und nach der Thronbesteigung Tiberius' des Siegreichen trat das fluchwürdige Volk der Slawen auf und überfiel ganz Hellas, die Umgebung von Thessalonich und ganz Thrakien. Sie eroberten viele Städte und Festungen, verheerten, plünderten, brandschatzten das Land und hausten darin frei, wie in ihrer Heimat . . ." (vgl. S. 47).

Im Jahre 575 begannen die Awaren (S. 46 und 229), ein von den Byzantinern einst zu Hilfe gerufnes Steppenvolk, ihre Einfälle in das byzantinische Reich und durchzogen plündernd die Balkanländer allein oder auch im Bunde mit Slawen. Bald regten sich die Slawen in Illyricum und den Alpenländern. In Dalmatien, wohin sie schon unter Justinian Einfälle machten, begannen sie um 600 nachdrücklicher aufzutreten und drängten das von den Awaren bereits stark verringerte Romanentum in die Küstenstädte, auf die Berge und die Inseln zurück. Die griechisch-römischen Städte des Binnenlands verödeten größtenteils. Durch die flüchtigen Romanen wurden neue Städte, wie Spalato und Ragusa, gegründet. Aber bald erlernten die slawischen Einwanderer auch die Schifffahrt. Schon bei der Belagerung Konstantinopels von 626, die sie im Bunde mit den Awaren unternahmen, führten sie den Sturm von der Seeseite auf kleinen Kähnen aus (vgl. S. 64 f.). Im Jahre 641 landeten Slawen, wahrscheinlich die aus Epeiros, an der italischen Küste und plünderten Apulien. Slawische Piraten befuhren das Jonische und das Ägäische Meer; selbst die Kykladen und die Gestade Kleinasiens suchten sie auf. Al-Achtal, ein arabischer Schriftsteller des 7. Jahrhunderts, erwähnt der blondhaarigen Slawen als eines seinen Lesern wohlbekannten Volks. Wie früher die persische, so begünstigte jetzt die arabische Not, in der sich das byzantinische Reich befand, die Unternehmungen der

Slawen. Ihren Hauptangriff richteten sie um 609 gegen Thessalonich, die zweitgrößte Stadt des byzantinischen Reichs. Zu wiederholten Malen haben sie diese zu Wasser und zu Lande eingeschlossen; einmal lagerten sie zwei Jahre vor ihren Thoren. Aber immer wieder gelang es den byzantinischen Machthabern, dieses Bollwerk zu retten. Im 7. Jahrhundert war die slawische Kolonisation der Balkanhalbinsel vollendet; kein Winkel blieb von ihr verschont. Die byzantinischen Schriftsteller jener Zeit nannten das Balkanland schlechtweg Sklavinia.

2. Historisch-geographische Übersicht.

Inwieweit der neue heimatliche Boden auf die politische und kulturelle Entwicklung der slawischen Ankömmlinge Einfluß ausgeübt hat, können wir zwar nur vermuten und mehr im allgemeinen erraten als im einzelnen nachweisen, aber im großen und ganzen ist der Zusammenhang zwischen Boden und Geschichte auch hier unverkennbar. Schon die Lage der Balkanhalbinsel, welche die Südslawen der griechisch-römischen Welt so nahe brachte, wie es bei andern Slawen nicht der Fall war, bewirkte eine größere Beeinflussung. Im Lauf ihrer geschichtlichen Entwicklung schwanken die südslawischen Stämme zwischen Italien und Byzanz lange hin und her, bis sich schließlich der westliche Teil der römischen, der östliche der byzantinischen Welt kulturell und politisch angliedert. Aber auch andre Erscheinungen im Leben der Südslawen haben ihre tiefere, in der Bodenbeschaffenheit selbst wurzelnde Ursache. Betrachten wir die Hämushalbinsel in hydro- und orographischer Beziehung, so werden wir sofort wahrnehmen, daß ihre Bodengestaltung die Geschicke der Einwohner bestimmt hat. Wie der ganze Erdteil in der Richtung von West nach Ost durch eine Wasserscheide getrennt ist, welche die Wässer teils zum Baltischen Meere, teils in die Donau entsendet, so besitzt auch seine südöstliche Halbinsel ihre Wasserscheide, welche die Flüsse gegen Norden, teils gegen Süden lenkt. Hat der nördliche, die Gewässer scheidende Bergrücken auch die Völker, die zu beiden Seiten dieser Scheidelinie wohnen, historisch getrennt, so läßt sich dasselbe vom Balkan behaupten. Der nördliche und der südliche Teil der Halbinsel haben sich verschieden entwickelt und abweichende Schicksale gehabt. Der Gebirgszug des bis zu 3374 m hohen Balkans ist trotz seiner 13 Pässe schwer übersteigbar; oft haben die Nord- und Südbalkanstämme in diesen Gebirgssatteln gekämpft. Allerdings gibt es auch Ethnographen, die gerade aus den orographischen Verhältnissen andre Schlüsse gezogen haben (vgl. Manojlo Smiljanić in der Ratzel-Gedächtnisschrift, 1904).

Außerdem ist die ganze Halbinsel durch Gebirgszüge, die in allen Richtungen sich hinziehen, in Landschaften geteilt, deren jede so lange, wie es gerade ging, sich unabhängig von andern entwickeln konnte, ähnlich wie es mit Westeuropa der Fall ist. Dies hat im alten Hellas die Entfaltung so vieler von einander unabhängigen Territorien begünstigt; in der slawischen Zeit hat es hier die Entstehung mehrerer Reiche ermöglicht. Insofern sollte man die Balkanhalbinsel strenggenommen nicht zu Osteuropa zählen, insofern sollte man sie keine osteuropäische Halbinsel nennen. Die Balkanländer tragen in allem mehr westeuropäischen, zum Teil alpinen Charakter. So konnten hier die eingewanderten Slawen ihr Sonderleben leicht weiterführen, was ihren Anschauungen ganz entsprach. Daher ist das Südslawentum so mannigfaltig; daher war es auch verschieden gearteten Einflüssen leichter zugänglich. Die Mannigfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit hat natürlich auch die Abweichungen im Kulturgrade bedingt: während einige Landstriche an der großen Straße liegen, sind andre, wegen ihres gebirgigen Charakters schwerer zugänglich, in der Kultur beträchtlich zurückgeblieben.

Auch die Natur ist hier anders als dort. Nördlich vom Gebirgskamm, im Wassergebiete der Donau, ist das Klima noch rauh, der Winter lang und streng, wie auf dem Festlande; die Donau selbst friert manchmal ganz zu. Überschreitet man aber den Balkan und steigt in die thrakische Ebene hinab, so findet man ein warmes Klima, wo selbst die Baumwollstaude gedeiht. Die Pflanzendecke trägt hier mittelländische Züge, während sie nördlich vom Balkan mitteleuropäischen, ja, im östlichen Teile den Steppencharakter hat; bemerkenswert ist hier das Vorkommen des Kirschlorbeers, der in Kleinasien und Persien verbreitet ist. Vorwiegend ist überall die Eiche, was zu allen Zeiten dort die Schweinezucht begünstigte. Auch die Tierwelt ist anders. Die wichtigsten Haustiere sind der Esel und der Büffel. Die Pferde dienen nur als Reit- oder Tragtiere. Die Türken brachten Kamele in diese Länder; in den Kriegszeiten wurden an den Straßen große Kameleinkehrhäuser errichtet. Jetzt verschwindet mit den Türken auch das Kamel. Wie reich die Balkanländer an Raubtieren, z. B. an Wildschweinen, Bären, Wölfen u. a., wie auch an Raubvögeln (Stein-, Königsadlern, Geiern u. a.) waren, beweist der Umstand, daß man z. B. in Bosnien allein noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts jährlich 12—15,000 Stücke großen Wilds erlegte, und daß überall am Balkan noch heute Bären, Wölfe, Schweine, zum Teil sogar Geier und Adler eine Landplage sind.

Im großen und ganzen ist die herrliche Lage der Balkanländer am Mittelländischen Meere der Entfaltung der Bewohnerschaft zu allen Zeiten günstig gewesen. Schon der Umstand, daß die Slawen hier in Berührung mit dem Meere kamen, schuf für sie neue Lebensbedingungen und neue Bedürfnisse. Sie wurden mit der Schifffahrt bekannt und wuchsen zu Handelsnationen heran. Die Südslawen weisen einen andern Typus auf als die große Masse der slawischen Völkerfamilie. Land und Nachbarschaft haben sie zu einer besondern Völkerpersönlichkeit ausgebildet.

3. Die Ansiedlungen der Südslawen, ihre Verfassung und Religion.

Zahlreich waren die slawischen Stämme, die auf der Balkanhalbinsel ihre Wohnsitze fanden. Man kennt verschiedne Namen, wie Sewerane, Vrsjaken (Berzeten), Smoljáner, Sagulaten (vgl. S. 47 unten), Welesiči, Dragoviči, Milinci (Milenzer), Ezeriten (Jeserzer) u. a. m. Zur Bestimmung der Nationalität sind aber diese Namen von geringer Bedeutung. Denn abgesehen davon, daß sie uns oft verderbt überliefert sind, haben sie auch nur einen topographischen, keineswegs einen ethnographischen Wert. Sie sind gleichlautend mit den Namen der Seen, der Flüsse, der Berge, um die sich die Stämme niederließen. Und es ist die Frage: haben die Stämme jenen Bergen und Flüssen ihren Namen gegeben oder, was wahrscheinlicher ist, sind sie selbst nach den alten Namen jener Flüsse u. s. w. benannt worden? So ist es mit den Namen Timok = Timočane, Morawa = Morawane, Narenta = Narentane u. a. m. Richtig scheint die Ansicht des bulgarischen Gelehrten Marin St. Drinov zu sein, daß zu verschiednen Zeiten verschiedenartige Stämme der Nord- und Westslawen oder richtiger ihre Bruchstücke sich hier angesiedelt hatten; schon die abweichenden Dialekte der bulgarischen Sprache beweisen dies.

Wenn nun die Geschichtschreiber weiter erzählen, daß von den Slawen der westlichen Hälfte der Balkanländer die Serben und Kroaten die zahlreichsten waren und neben dem bulgarischen Staate nur sie eigne Reiche gründeten, so lernen wir in ethnographischer Beziehung daraus ebenfalls nichts. Wie es in Böhmen, in Polen und Rußland und anderwärts war, daß ein kleiner Stamm infolge günstiger Verhältnisse mehrere Stämme nach und nach unterjochte, ihnen seinen Namen gab, selbst aber vielleicht von den Eroberten entnationalisiert wurde,

so konnte es hier mit Serben und Kroaten sein, wie es ja auch mit den Bulgaren war. Das ganze, zur staatlichen Einheit zusammengeschmolzne Volk bekam dann einen nichtssagenden Namen, der möglicherweise von dem Flusse, vom Berge, vom See, von der Burg des Lands, von dem Führer u. s. w. genommen wurde oder aus einer ganz andern Sprache stammte. So werden wir bloß sagen: neben Bulgarien im Osten der Halbinsel haben sich im Westen später zwei größere Reiche gebildet: das serbische und kroatische, deren jedes ebenso wie Bulgarien mehrere Stämme umfaßte, nur daß beide die nicht näher zu erklärenden Namen Kroatien und Serbien führten. Vergleicht man die Namen der slawischen Niederlassungen mit denen im Norden Europas, an der Elbe, an der Weichsel, am Pruth, Dnjepr u. s. w., so findet man zahlreiche gleichnamige, so daß man thatsächlich nach Drinov sagen kann: die Balkanhalbinsel enthielt die Vertreter aller slawischen Stämme, sie stellte das Slawentum im kleinen dar.

Zunächst hatten also die vielen Stämme verschiedne Namen geführt. Aus ihrer Mitte treten dann drei hervor: Bulgarien, Kroatien, Serbien, unter die alle andern gerechnet werden. Doch die Griechen nannten sie sämtlich gern mit einem Namen: Slaweni, und das ganze Land Slawinia. Das oströmische Reich wurde von den Slawen Romania genannt. Damit bezeichneten sie dann vor allem die thrakische Ebene (Romanja; daher der türkische Name Rumili, Rumelien). Noch heute nennen die angrenzenden Bergbewohner den Einwohner der thrakischen Ebene Romanec und die Frau Romanka, obwohl alles bis in die Nähe von Konstantinopel slawisiert worden ist.

Die Slawen standen damals, wie die meisten Völker Europas, auf einer Kulturstufe, die man als Halbnomadentum bezeichnen könnte. Neben Viehhaltung und Jagd als eigentlichen Nahrungsquellen wurde Ackerbau getrieben, und zwar, wie bei den Germanen, den Frauen und Hörigen obliegend; ein Geschichtschreiber berichtet, daß die Awaren die slawischen Frauen zur Landwirtschaft und statt der Zugtiere verwendeten, wodurch sie keineswegs etwas Neues einführten. Der Ackerbau wechselte noch nomadisch den Standort.

Die Grundlage des sozialen und damit auch des staatlichen Lebens bildete bei den Balkanslawen (vermutlich bei allen Slawen) die Familiengenossenschaft oder Hauskommunion (die sadruga), die sich dort, wie auch in Litauen und Rußland, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so daß sie nicht erst infolge des byzantinischen oder türkischen Steuersystems entstanden sein kann; Reste einer Hauskommunion sind auch bei den Germanen jener Zeit nachgewiesen. Die verheirateten Kinder verließen das Elternhaus nicht, sondern blieben beisammen unter der Leitung des Vaters oder des Ältesten. Alle Mitglieder einer solchen Sippe führten auch den Namen des Familienoberhaupts; so hießen die Nachkommen Radovans und der von ihnen bewohnte Ort Radovanići. Vermehrte sich die Sippe derart, daß ein Zusammenleben unmöglich wurde, so schied ein Teil aus dem Familienverband, gründete eine neue Ansiedlung, erhielt einen neuen Namen und bildete eine neue sadruga, die jedoch mit der Muttersippe in Verbindung blieb, besonders dasselbe Heiligtum verehrte, das mithin für mehrere Zweiganfiedlungen gemeinschaftlich blieb. Eine sadruga zählte bis 50—60 Köpfe. Ihr Oberhaupt hieß bald starosta oder starješina, bald gospodar, bald wladyka, bald djedo oder domakin.

Aus mehreren Familienverbänden entstand ein Volksstamm. Die Familiensenioren verwalteten das Familienvermögen, verteilten die Arbeit, verrichteten in der Heidenzeit den Gottesdienst und vertraten die Familie nach außen. Das Gemeineigentum machte eine Armut des Einzelnen zur Unmöglichkeit. Nur die aus dem Familienverbande Verstoßnen wurden preisgegeben. Die Versammlung der Ältesten beriet die Angelegenheiten des ganzen Stamms. Die

von einem Stamme bewohnte Landschaft hieß župa; ihr Mittelpunkt, wo in der Heidenzeit auch das Heiligtum sich befand, war eine Burg (grad). Zur Leitung einer župa wurde einer von den Familienältesten gewählt, der dann župan, bei den Kroaten ban hieß.

Auf diese gesellschaftliche Einrichtung, die sich bei den Slawen länger als bei den Germanen erhalten hat, sind alle Mängel und Vorzüge der slawischen Stämme zurückzuführen. Die Familien trennten sich nicht leicht voneinander, sondern wuchsen bald zu Stämmen aus. Infolgedessen mußten bei den Slawen Viehzucht und Feldwirtschaft bei gemeinschaftlicher Arbeit in größerm Umfange betrieben werden und besser gedeihen. Darum konnten sie auch unermeßliche Ländereien leicht kolonisieren und dauernd behaupten. Während andre Eroberervölker, wie Goten, Hunnen, wie ein Sturmwind nur Verheerungsspuren nach sich hinterließen und dann verschwanden, blieben die Slawen in dem von ihnen besetzten Lande sitzen. Eine weitere Folge war, daß die Slawen zur Wirtschaft keiner fremden Hände bedurften, weshalb bei ihnen die Sklavenwirtschaft nie so Wurzeln fassen konnte wie bei den Germanen. Sklaven wurden bei ihnen meist in die Hausgenossenschaft aufgenommen, wovon auch Kaiser Maurikios erzählt. Ferner konnten die Slawen dadurch die Feldkultur und Gewerbe eher ausbilden. Durch langes Zusammenleben und strenge Familienzucht wurden sie schließlich gesitteter. Auch begünstigte dies ihre Vermehrung. Dagegen widmeten sich die Germanen, bei denen die Wirtschaft die Sklaven besorgten, bloß der Jagd und dem Kriegsleben.

Anderseits erklärt sich aus der Einrichtung der Hauskommunion, warum die Slawen keine Staatengründer waren. Das Zusammenleben in der Familie erzeugte bei den Slawen trotz der Hochachtung gegen das Oberhaupt einen demokratischen Geist, der jeder strammen Staatsform abhold war. Keine Familie wollte der andern unterthan werden: alle Familien wollten gleich sein; eine verteidigte die Freiheit der andern. Kein Familienoberhaupt wollte die Herrschaft eines andern über sich anerkennen. Kein Wunder, daß auf diesem Grund auch die Blutrache blühte. So kam es bei den Slawen, daß es einem außerhalb der Familienverbände Stehenden leichter war, die Herrschaft über eine Anzahl Familien oder Stämme an sich zu reißen, als einem Mitgliede der Familien. Es ist daher kein Zufall, daß bei den Slawen erst fremde, oft eingeladne Stämme größere Reiche gründen konnten. Diese Eigenschaften der Slawen fielen den Byzantinern auf. „Sie haben Überfluß an Vieh und Getreide, zumeist Hirse und Roggen", erzählt Kaiser Maurikios; „aber Herrscher vertragen sie nicht", sagt er an einer andern Stelle, „und leben untereinander in Uneinigkeit. Unabhängigkeit lieben sie vor allem und lassen sich in Unterthänigkeit nicht bringen." Auch Prokopios erzählt im 6. Jahrhundert, daß die Slawen unter der Herrschaft keines Mannes stehen wollen, sondern ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zusammen beraten. Der Stolz, die Ehre der einzelnen Familie ging ihnen über alles. Die Not mußte am höchsten sein, ehe sich die slawischen Stämme zusammenschlossen und einen gemeinschaftlichen Führer wählten; deswegen herrschten die Fremden über die Slawen so leicht.

Über die Religion der Südslawen fließen die Quellen spärlich, sie war polytheistisch. Vor allem glaubte man an den Himmel und die Himmelskörper. Von dem nordslawischen Swantowit und Perun finden sich keine Spuren. Die Götter beteten sie an in Hainen, auf Bergen und Felsen. Die Opfer wurden unter Gesang dargebracht. Neben Göttern verehrten sie andre Wesen, so die Vilen oder Samovilen (in Thrakien samodivy), Budenice, Rojenice, Judi, Vijulici, Geister und Zauberinnen (brodnice). Doch ist die Forschung hierüber noch nicht abgeschlossen; wird doch selbst mancher heidnische Gott in Frage gestellt.

4. Die Sitze und die politische Stellung der Südslawen.

Die Gebiete südlich von der Donau und nördlich von der Adria unterstanden dem byzantinischen Reich, obwohl dieses selten imstande war, hier seine Herrschaft thatsächlich zur Geltung zu bringen. Die eingewanderten Stämme haben auch dann und wann die Eigentumsrechte der byzantinischen Kaiser auf diese Länder dem Namen nach anerkannt, kümmerten sich aber nicht weiter darum. Wir müssen sogar bezweifeln, ob die eingewanderten Stämme immer die Bewilligung der Kaiser zur Ansiedelung auf dem römischen Territorium eingeholt haben, wie es die byzantinischen Schriftsteller aus begreiflichen Gründen zu berichten lieben. Die Völker kamen her, weil sie keinen Widerstand fanden, und bequemten sich vielleicht zur Anerkennung einer lockern Oberhoheit um so leichter, als sie keine Staatenbildner waren.

Weniger ihren Waffen, als vielmehr ihrer diplomatischen Kunst und ihrem Golde wie auch der Ratlosigkeit der Slawen selbst haben die Byzantiner zu verdanken gehabt, daß ihre Oberhoheit über diese Länder durch viele Schreckensstürme wenigstens der Form nach erhalten blieb. Trotz der ungeheuern Erfolge der slawischen Kolonisation ist es den Slawen nämlich doch nicht gelungen, in den Balkanländern einen unabhängigen Staat zu gründen — hierin waren ihnen (und den Germanen) die türkisch-tatarischen Stämme weit überlegen (vgl. auch oben, S. 112). Abgesehen davon, daß diese durch Einführung des Reiterdienstes mit Benutzung der Steigbügel ein vollendeteres Kriegswesen besaßen und dadurch große kriegerische Erfolge erzielten, waren sie auch dadurch im Vorteile, daß sie dem Leitgedanken eines starken Staats, wenn auch in rohster Form, huldigten. Dies hatten sie von den alten Kulturvölkern Asiens gelernt. In Europa wird schon ihr Erscheinen nicht ohne Einfluß auf das Kriegswesen und die Staatsform der germanisch-slawischen Welt (zunächst der Goten) gewesen sein: dies beweist schon die hierdurch veranlaßte Völkerwanderung. Erst jetzt schlossen sich Germanen und Slawen zu größern Gruppen, also Staaten, zusammen. So war es kein Zufall, daß erst diese Völker in den von Slawen bewohnten Gebieten Reiche gegründet haben. Es waren Hunnen, Awaren, Bulgaren, Chazaren, Magyaren, Petschenegen, Polowzen, Tataren und Osmanen.

A. Die Awarenherrschaft.

Von den Beziehungen der Slawen zu dem hunnischen Staate wissen wir fast nichts. Dafür erfahren wir ziemlich viel von dem politischen Leben der Slawen, als das zweite türkische Volk der Awaren im 6. Jahrhundert in den von Slawen besetzten Gebieten ein großes Reich gründete. Über das ganze Gebiet des heutigen Ungarns, über Böhmen und Mähren, über ganz Innerösterreich, die Gebiete nördlich bis zur Elbe und Saale und auch südlich von der Donau über das heutige Dalmatien und Serbien scheint sich die Herrschaft der Awaren erstreckt zu haben. Weil es ein Riesenvolk war, wurde es von den Nachbarn einfach Awaren (= Riesen) genannt. Es verhielt sich somit mit dem Namen Awaren nicht so, wie einst Franz von Miklosich behauptete, daß manche slawischen Stämme dann jeden riesengroßen Menschen einen Awaren nannten, sondern folgendermaßen: die Byzantiner bezeichneten dieses Volk einfach als Ὄβριμοι, Ὄμβριμοι (d. h. Riesen). Daraus sind erst das slawische Obri (Avari) und das polnische Wort olbrzym (Riese) entstanden. Ihre Herrschaft war äußerst drückend. An allen Zügen der Awaren, so erzählt die Chronik Fredegars im 7. Jahrhundert, mußten die Slawen teilnehmen, und während die Awaren sich vor dem Lager aufstellten, mußten sie kämpfen. Das Feld bebauten nur die Slawen; selbst statt der Zug- und Lasttiere wurden sie verwandt,

erzählen andre Quellen. Es ist das erste fremde Volk, dessen dauernde Herrschaft über die Slawen von der Geschichte schon für das 6. Jahrhundert beglaubigt ist.

Anfang des 7. Jahrhunderts verbesserte sich die Lage der Slawen, als um das Jahr 626 die Awaren eine große Niederlage erlitten. Der awarische Chan hatte (wahrscheinlich schon 623) einen Beutezug in das byzantinische Reich unternommen und belagerte Konstantinopel gerade, als Kaiser Herakleios den Krieg gegen die Perser eröffnete; der Feldzug muß einige Jahre gedauert haben. In dieser Zeit (um das Jahr 623) war es, als sich die Slawen an der Donau, in den Gegenden Böhmens und Mährens erhoben und unter der Führung eines gewissen Samo ein unabhängiges Reich gründeten (S. 229). Als nun die awarischen Scharen vor Konstantinopel 626 vernichtet wurden, war das awarische Reich ein ganzes Menschenalter hindurch sehr geschwächt. So treten die bis dahin unterjochten slawischen Stämme immer mehr in den Vordergrund. Sie schlossen sich Samo an und wählten ihn um 627 zum König, um sich leichter der Angriffe der Langobarden, Bayern und Awaren zu erwehren. So wurde das erste größere, unabhängige Slawenreich gegründet, das die Geschichte kennt; es lag im Gebiete der westlichen Teile der heutigen österreichischen Monarchie. Samo behauptete sich bis 662 (nach Andern: bis 658), also drei bis dreieinhalb Jahrzehnte. Nach seinem Tode verschwindet sein Reich von der Bühne der Geschichte. Wenn wir noch später von den Karantanen hören, daß sie mit Bayern Krieg führten und endlich unter bayerische Hoheit kamen, wenn wir im 8. Jahrhundert von einem slowenischen Reich in Mähren und einem solchen in Pannonien hören, so ist zu vermuten, daß das Reich Samos wieder in seine Bestandteile zerfallen war.

B. Das Auftreten der Kroaten und Serben.

Die Gründung des awarischen Reichs ist aber noch aus einem andern Grunde für die slawische Geschichte wichtig geworden. Das drückende Joch bewirkte nämlich, daß die Slawen massenhaft ihre Heimat verließen, nach Norden oder Süden gingen und dort neue Gebiete besetzten. Damals also begann die Auswanderung der Slawen nach den Balkanländern in stärkerm Maß. Auch sonst konnten die Slawen jetzt stärker auftreten. Die Niederlage der Awaren im Jahre 626 war dann für die Slawen wie für die Byzantiner entscheidend. Ganze Provinzen lösten sich von den Awaren los und wurden von Slawen besetzt. Es wird doch kein Zufall sein, daß zu derselben Zeit zwei zahlreiche slawische Stämme im Nordwesten der Balkanhalbinsel erscheinen. Wir hören, daß die Kroaten, die nach dem Zeugnis des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos vom Norden gekommen sein sollen, um das Jahr 626 die Awaren schlugen und als unabhängige Bewohner des von ihnen besetzten Lands erscheinen. Ihre Grenze bildeten im Norden die Save und von dieser eine parallel mit der Unna bis zum Meere laufende Linie, im Westen das Adriatische Meer, im Süden die Mündung des Cettinaflusses und weiter der See von Imoschi, im Südosten von diesem See bis zur Vrbasquelle das Gebirge und endlich im Osten der Vrbasfluß selbst. Ihre Hauptorte waren Biograd (heute Zara-Vecchia) und Bihać. Diese Grenzen bestehen noch heute, freilich nur ethnographisch. Es muß aber in Erinnerung gebracht werden, daß das ganze, jetzt von den Kroaten besetzte und nach ihnen benannte Land früher den Slowenen gehörte und Slowenia hieß. Mit der Zeit verschmolzen die slowenischen mit den kroatischen Stämmen. Heut erinnert nur noch der Name Slawonien, den ein Teil des kroatischen Königreichs führt, und der des slowakischen Stamms in Ungarn an die alten Besitzer und das alte pannonisch-slowenische Reich. Die Kroaten nahmen also den Nordwesten von Bosnien und Dalmatien bis Spalato ein.

Den Kroaten folgten bald die Serben über die Save und verlangten nach dem Berichte der byzantinischen Chronisten Wohnsitze vom Kaiser, was ihnen auch gewährt wurde. Sie besetzten das heutige Bosnien mit Ausnahme des kroatischen Teils, der noch jetzt Türkisch-Kroatien genannt wird, dann das größte Stück der Herzegowina, das südliche Dalmatien, Nordalbanien, Montenegro, Altserbien (Novi-Bazar), die nördlichen Kreise des Prizrender Paschaliks und das heutige Serbien. Auf diesem Territorium finden wir die Serben noch heute. Hier bildeten sie mehrere größere und kleinere unabhängige Fürstentümer, Županate genannt. Um mit dem südlichsten zu beginnen, waren dies zunächst Zeta (Ceta) oder Duklja (von Dioklea, dem Geburtsorte des Kaisers Diokletian so genannt). Von hier stammte das Herrschergeschlecht der Nemanjiden (vgl. S. 95), unter deren Alleinherrschaft Serbien später auf der Höhe seiner Macht stand. Dieses Gebiet war immer der Zufluchtsort der serbischen Unabhängigkeit. Hier entwickelte sich Montenegro, das bis auf unsere Tage seine Freiheit zu behaupten gewußt hat; selbst in der Blütezeit der türkischen Herrschaft war seine Abhängigkeit nur locker. Von Cattaro bis Ragusa breitete sich Travunien oder Konawlien aus, ungefähr in der Gegend des heutigen Trebinje in der Herzegowina. Von Ragusa bis zum Golfe von Stagno und landeinwärts bis zur Narenta erstreckte sich Zachlumien, umfaßte also auch ein Stück der Herzegowina, um Gatzko und Newesinje. Vom Golfe von Stagno bis zur Mündung der Cettina breitete sich Neretwa oder Paganien aus. Die Bewohner, Neretschaner oder Paganen genannt, weil sie lange das Christentum nicht annehmen wollten, waren gefürchtete Seeräuber und kämpften oft siegreich gegen Venedig. Ostwärts von Zeta, Travunien und Zachlumien lag das eigentliche Serbien, die von allen ausgedehnteste Provinz, etwa dem heutigen Serbien entsprechend, nur daß es noch Bosnien umfaßte. Mit der Zeit sonderte sich Bosnien ab. Unter den zu Serbien gehörigen Županaten war besonders das von Rascha oder Rassa (heute Novi-Bazar), in den mittelalterlichen Quellen Westeuropas als Rascien bekannt (s. die Karte bei S. 163).

Dieses Kroaten- und Serben-Land: das heutige Istrien, Bosnien, Serbien, Dalmatien, Montenegro, Albanien, Herzegowina (rund ein Drittel der Balkanhalbinsel), hatte in der römischen Kaiserzeit die Provinz Dalmatia mit dem Verwaltungsmittelpunkte Salona gebildet; in der byzantinischen Zeit hatte das betreffende Thema (S. 64) denselben Namen geführt. Zwar verbreiteten sich die Slawen von hier aus über die ganze Halbinsel, wurden aber dort zum Teil entnationalisiert. Nur noch in Makedonien behaupteten sie sich, obwohl wieder hier der bulgarische Stamm vorherrschend geblieben ist. Die kroatischen und serbischen Stammfürstentümer des Nordwestens, deren Häuptlinge Župane hießen, vereinigten sich nur im Fall einer großen Gefahr unter einem Großžupan. Nach langen Kämpfen wurde die Großžupanatswürde ständig, wodurch die Grundlage zu einem größern Reiche gelegt war. Genauere Nachrichten jedoch über die kroatischen und serbischen Stämme fließen erst seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts und noch mehr seit der endgiltigen Vernichtung des Awarenreichs durch Karl den Großen.

C. Die Einwanderung der Bulgaren.

Als sich die Awarenherrschaft ihrem Verfalle näherte, überschritt ein andres finnisch-ugrisches Volk, das der Bulgaren, die Donau, trat unter den Slawen der Halbinsel erobernd auf und bedrohte selbst Konstantinopel. Ihre Einwanderung ist für die Geschichte der Balkanslawen und des byzantinischen Reichs außerordentlich wichtig (S. 65 und 324). Weder die Byzantiner noch die Slawen vermochten ihnen Widerstand zu leisten. Die Slawen, untereinander uneinig, ergaben sich rasch. Schon Ende des 7. Jahrhunderts wurde im Nordosten der

Halbinsel der bulgarische Staat gegründet, der sich nicht nur gegen die Griechen behauptete, sondern sogar die alte Kaiserstadt selbst ernstlich bedrohte. War für Byzanz bis 627 die persische und dann bis um 750 die arabische Gefahr die größte, so rückte in der Reihenfolge der Feinde jetzt das junge Bulgarenreich an die erste Stelle.

Rasch erweiterten sich die Grenzen des neuen Staatswesens, in dessen Verband nach und nach der größte Teil der Balkanslawen trat. Die Slawenstämme verschmolzen allmählich unter bulgarischer Führung zu Einem Volke. Die höhere slawische Kultur bewirkte aber, daß die Bulgaren, geringer an Zahl (mit Weib und Kind höchstens 30—50,000), bald ganz slawisiert wurden; nur gaben die kriegstüchtigen Eroberer dem Staat und Volk ihren Namen. Nach ein paar Jahrhunderten gab es nicht mehr Slawen und Bulgaren, sondern bloß noch Bulgaren mit slawischer Sprache. Von der ursprünglichen bulgarischen Sprache haben sich nur spärliche Überreste erhalten, unter anderm ein Verzeichnis der Bulgarenfürsten von der Urzeit bis 765, das zwar auch schon slawisch, aber mit Worten durchsetzt ist, die dem türkischen Sprachschatz angehören (vgl. S. 71 und 323).

Um die Zeit der Einwanderung der Bulgaren, womit die Völkerwanderung südlich von der Donau vorderhand zum Abschlusse gelangte, zeigte die Balkanhalbinsel das bunteste Völkergemisch. Neben den Römern und den Griechen, die sich mit Stolz auch *Ῥωμαῖοι* nannten, haben sich unter den Slawen, welche die Mehrzahl bildeten, noch längere Zeit Reste der alten Einwohner, der Thraker, erhalten, als deren (oder der Illyrer) Nachkommen die Albanesen gelten (S. 219). Ferner fanden sich dort Überbleibsel der Goten und Gepiden, in Kroatien Reste der Awaren, wozu im 7. Jahrhundert also der finnisch-türkische Stamm der Bulgaren kam. Die Verschmelzung begann. Manche Stämme gingen in den andern auf; daneben entstanden auch neue Völker, wie die Rumänen. Durch die Gründung des bulgarischen Staats und die Slawisierung der Bulgaren waren die Slawen politisch und ethnographisch im Vorteile. Hatten früher die einzelnen Stämme in einer nur losen Abhängigkeit von Byzanz gelebt, wobei sie ihre Nationalität leichter bewahrten, so mußte jetzt, wer sich im slawischen Bulgarenreich aufhielt, früher oder später im Slawentum aufgehen.

Während das awarische Volk den südslawischen Stämmen Unheil gebracht hatte, erreichten diese durch die Einwanderung der Bulgaren wieder die herrschende Stellung auf der Halbinsel. Das politische Leben der Balkanslawen gruppierte sich nunmehr um drei Mittelpunkte: im Osten um das Bulgarenreich, im Innern um die serbischen, im Westen um die kroatischen Fürstentümer. Die byzantinische Oberherrlichkeit wurde kaum gespürt: bloß ein kleiner Tribut wurde nach Byzanz entrichtet; nur wenn ein gewaltiger Herrscher auf dem Throne von Konstantinopel saß, wurden die Zügel strammer angezogen oder loderte die Kriegsflamme auf. Später hörte jede Abhängigkeit von Byzanz auf.

Nicht ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse des nordwestlichen Teils der Balkanhalbinsel ist das Auftreten Karls des Großen geblieben, der 788 wegen byzantinischer Besitzungen in Italien mit dem Ostreich einen Krieg führte. Nicht bloß Istrien eroberte er, sondern auch Dalmatien, und die Slowenen zwischen der Drawe und der Sawe zahlten ihm Tribut, bis er 812 in dem Frieden mit Byzanz (S. 73) auf die Gebiete bis zur Drau verzichtete. Noch heute befinden sich im Agramer Museum Denkmäler aus der Zeit der Herrschaft Karls über jene Länder.

5. Die Christianisierung der Südslawen.

Die Lage der Wohnsitze der südslawischen Stämme hat es mit sich gebracht, daß das Christentum von drei Seiten zu ihnen gedrungen ist: auf der einen Seite von Aquileja durch italienische Priester, auf der nördlichen Seite von Salzburg durch deutsche, schließlich von Byzanz durch griechische Missionare, von andern Einzelversuchen abgesehn.

Die Anfänge der Verbreitung der christlichen Lehre liegen freilich hier wie anderwärts im Dunkel. Aus dem fränkischen Reiche kamen einige Missionare. So soll Kolumban, wie sein Biograph Jonas erzählt, nachdem er um 610 aus Burgund durch den König Theodorich vertrieben worden war, den Plan gefaßt haben, den Slawen in Noricum das Evangelium zu predigen. Um 630 kam Bischof Amandus von Utrecht in Samos Reich, entschlossen, hier die Märtyrerpalme sich zu verdienen. Ihm folgte um 650 der hl. Emmeram mit einem der slawischen Sprache kundigen Priester, Vitalis. Nachhaltiger wirkte die Thätigkeit des Bischofs Rupert von Worms, der in dem norischen Juvavia (Salzburg) ein Bistum und Kloster gründete. Von nun an übernahm die Diözese Salzburg die Bekehrung der Alpenslawen, natürlich unter dem Schutze der bayerischen Herzoge. Besondere Verdienste erwarb sich Bischof Virgilius, der zwischen 745—785 auf dem Salzburger Stuhle saß. Er schickte nach Karantanien tüchtige Missionare und baute dort Kirchen (Maria Saal, Lurnfeld, Undrima). Selbst die karantanischen Fürsten sahen die Notwendigkeit der Annahme des christlichen Glaubens ein: Chotimir lud den Bischof Virgilius zu sich, allerdings vergeblich. Kräftig förderte die Mission Herzog Tassilo II. (748—788) von Bayern, der erste, der über Karantanien regierte. Weil er sich mit dem Gedanken trug, das fränkische Joch abzuschütteln, suchte er seine Stütze in Karantanien, wozu ihm die Verbreitung des Christentums das beste Mittel zu sein schien. Er gründete Klöster oder erteilte die Erlaubnis, solche zu gründen, mit der ausdrücklichen Verpflichtung der Mission (so Innichen und Kremsmünster). Nach Tassilos Unterwerfung durch die Franken 788 wurde die Bekehrung unter Bischof Arno vollendet. Dieser erhielt vom Kaiser und Papst die nötigen Vollmachten und vollendete die Kirchenorganisation, indem er dort einen Bischof, namens Theodorich, einsetzte. Wieder war es ein windischer Fürst (Ingo), der ihn dabei kräftig unterstützte.

Auf einmal erhob der Patriarch von Aquileja dagegen Einspruch, weil er jene Gebiete als zu seinem Kirchensprengel gehörig betrachtete. Von einer dortigen Missionsthätigkeit Aquilejas wissen wir zwar nichts. Aber es muß doch etwas von dieser Seite geschehen sein; denn der Streit ist 810 durch Karl den Großen dahin geschlichtet worden, daß die Drau zur Grenze bestimmt wurde. So waren von nun an die Slawen unter zwei Diözesen verteilt.

Die ganze Sachlage änderte sich, als im Laufe des 9. Jahrhunderts von Byzanz aus Bekehrungsversuche mit allem Ernst eröffnet wurden. Den ersten christlichen Missionen hatte sich das slawische Volk lange widersetzt, weil seine Fürsten diese unterstützten; nun aber, als sie merkten, daß sie durch die Annahme des Christentums ihre Freiheit verloren hatten, wurden sie andern Sinns. Mußte das Christentum durchaus angenommen werden, so sollte es wenigstens von der Seite kommen, von der keine Gefahr einer Unterjochung drohte. Dies war nur möglich, wenn man sich der griechischen Kirche anschloß. Das oströmische Reich hatte mit der Zeit zum alten Rom in Gegnerschaft treten müssen; dies geschah auch auf dem kirchlichen Gebiete. Zu dem Entschluß, entscheidende Schritte gegen den Westen zu thun, war Byzanz im 9. Jahrhundert gekommen. Seitdem erstarkte seine Kultur und ergoß sich im breiten Strom über die

Balkanhalbinsel. Griechische Sprache, Schrift und Münzen, griechische Kunst und Litteratur, griechisches Recht und Kriegswesen fanden bei den slawischen Stämmen Verbreitung. Von noch größerer Tragweite ward die Missionsthätigkeit der oströmischen Kirche.

Bestimmend für die Geschicke der Balkanslawen wie für das Slawentum überhaupt, ja für die östliche Hälfte Europas war jener Zeitpunkt, als auf dem Patriarchenstuhle von Konstantinopel Photios saß, einer der größten Gelehrten, die das byzantinische Volk hervorgebracht hat. Abgesehen davon, daß er die Renaissance des griechischen Altertums mit aller Kraft zu fördern begann und kulturell Byzanz auf die Höhe brachte, nahm er auf dem kirchlichen Gebiete Stellung gegen die Vorherrschaft des römischen Stuhls und leitete die Trennung der byzantinischen Kirche von Rom offiziell ein (S. 74. 78f.). Der byzantinischen Kirche hat er viele Völker und unermeßliche Ländereien gewonnen. War in der Kaiserzeit das Römische Reich nur politisch in Orient und Occident geschieden gewesen, so trat jetzt an dessen Stelle die kirchliche Teilung. Der ganze Osten mit dem großen, von Slawen besetzten nordischen Hinterland erkannte später den Vorrang der byzantinischen Kirche an und hat in dem nun eröffneten großen Kampf auf seiten Konstantinopels gestanden. Welche Bewegung das Auftreten Photios' damals und auf Jahrhunderte hinaus in Europa hervorgerufen hat, können wir uns heute nicht völlig vorstellen, weil die Quellen darüber spärlich fließen. Ein beispielloser Wettkampf zweier Welten entbrannte auf der ganzen Linie. Vor allem handelte es sich darum, welcher Kirche es gelingen werde, die noch heidnischen Slawen für sich zu gewinnen. Und nur dem Wirken ihres großen Patriarchen hat die byzantinische Kirche zu verdanken gehabt, daß es ihr gelang, der römischen hier den Rang abzulaufen. Vergeblich machte Rom die größten Anstrengungen, um das Feld zu behaupten; Erfolge konnte es nur dort erzielen, wo ihm die deutschen Waffen zur Verfügung standen. Noch heute werden die Deutschen von den Slawen beschuldigt, unter dem Deckmantel der christlichen Religion es auf ihre Unterjochung abgesehen zu haben. Doch waren die deutschen Kaiser und Fürsten nur Figuren auf dem großen Schachbrett, bewegt von unsichtbarer Hand, von Rom. Später sind die deutschen Fürsten gen Osten gezogen, nicht der Bekehrung, sondern der Eroberung halber.

Fast zu derselben Zeit schickten zwei slawische Fürsten Boten nach Byzanz und baten um die Einleitung der Bekehrung: der mährische Fürst Rastislaw (Rastiz; vgl. S. 76. 230f.) und der bulgarische Fürst Boris (S. 78). Vielleicht zwei Jahre vorher hatte dasselbe der Fürst der Chazaren gethan (S. 77). Geschickt leitete Photios das Werk der Bekehrung. Zwei Brüder aus Thessalonik, der slawischen Sprache mächtig und im Missionswerke bereits erfahren, wurden dazu ausersehen, den Slawen das Evangelium zu predigen. Um aber ein für allemal die für die griechische Kirche gewonnenen Völkerschaften von Rom abwendig zu machen, wurde von Byzanz, entgegen der römischen Übung, welche die Liturgie nur in lateinischer Sprache erlaubte, der Grundsatz aufgestellt, jedem Volke die Liturgie in seiner Sprache zu bewilligen. Dadurch wurde neben den drei heiligen Sprachen: Hebräisch, Griechisch, Römisch, auch die slawische als ebenbürtig anerkannt, wie früher die syrische, die koptische und die armenische.

Konstantin (Kyrill, Cyryl) und Method, die beiden Slawenapostel, gingen 863 an ihren Bestimmungsort, nach Mähren. Sie erfanden für die Slawen eine eigne Schrift: einige sagen: die, welche heute Glagolitik genannt wird (s. die Tafel bei S. 283); sie übersetzten die heiligen Bücher ins Slawische und wurden so die Gründer der slawischen Litteratur. Sie organisierten die slawische Kirche, gründeten Schulen, ließen Kirchen bauen und durchwanderten das ganze Land, überallhin das Licht der Kultur und der neuen Religion tragend. „Und voll

Wonne waren die Slawen, daß sie die Wunder Gottes in eigner Sprache hörten", sagt die alte slawische Method-Legende. Als nun bald nachher in den Kirchen Mährens und Pannoniens der Gottesdienst in slawischer Sprache erklang, fuhr Schrecken in die Glieder der römisch-deutschen Geistlichen, die nun den Osten, das Feld ihrer künftigen Missionsthätigkeit, für sich verloren sahen. Sofort wurden Rom und der deutsche Kaiser bestürmt und auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die beiden Mächten von dieser Seite erstehen könne. Um ihr Werk nicht im Keim ersticken zu lassen, gingen die beiden Apostel nach Rom, um Aufklärung zu geben und um Bestätigung zu bitten. Auf der Hinreise kamen sie in das Pannonische Reich am Plattensee, wo Kozel (Kocel; vgl. S. 231) herrschte. Die zwei Brüder wußten den Fürsten für das Evangelium so einzunehmen, daß er die slawischen Bücher zu lernen begann und mehreren Jünglingen dasselbe zu thun befahl. Als dann die Slawenapostel den Papst für ihre Sache gewannen und Methodios zum Bischofe Mährens erhoben wurde, schickte Kozel eine Gesandtschaft nach Rom, mit der Bitte, der Papst möge auch sein Fürstentum dem neuen Bischof unterordnen; der Papst erhob daraufhin, an die alte Diözese Syrmien anknüpfend, Method zum Erzbischofe mit dem Sitz in Syrmium. Diesem pannonischen Erzbistum wurde auch Kroatien an der Sawe unterstellt. Die slawische Liturgie verbreitete sich ungemein rasch; das Ansehen der bayerischen Geistlichkeit sank so tief, daß deren Erzpriester bereits 870 nach Salzburg zurückkehren mußte.

Ob auch der bulgarische Fürst Boris aus denselben staatspolitischen Gründen wie Rastislaw: um seine Unabhängigkeit von Deutschland zu behaupten, nach langem Schwanken zwischen Rom und Byzanz sich schließlich für Byzanz entschieden hat, ist zweifelhaft. Ausschlaggebend wird außer dem Vorteile der slawischen Liturgie der Umstand gewesen sein, daß unter seinem Volke sich schon so viele Christen griechischer Kirche befunden haben, daß die Annahme griechischer Religion nicht mehr zu umgehen war. Schließlich mag das auch im Interesse der hochfliegenden bulgarischen Politik gelegen haben, die auf eine Eroberung Konstantinopels hinzielte. Bei der Bekehrung der Bulgaren wird man den Rat beider Missionare eingeholt haben. Zu derselben Zeit nahmen die Kroaten das Christentum ebenfalls nach slawischer Art an. Nun konnten sich auch die serbischen Stämme dem nicht entziehen; nur wissen wir nicht, wann das geschah. Einige sollen schon im 7. Jahrhundert unter Kaiser Herakleios das Christentum angenommen haben; doch erst durch neuen Zuzug der Gelehrten und Priester aus Pannonien wurde hier das slawische Kirchentum entwickelungsfähig. Nach dem Tode Methods 885 konnte sich nämlich die slawische Kirche in Pannonien nicht behaupten: Rastislaws Nachfolger Swatopluk vertrieb die Jünger Methods und ordnete sein Land der deutschen Kirche unter (S. 232). Die aus Mähren vertriebnen slawischen Geistlichen fanden gastliche Aufnahme in Bulgarien, und durch ihre Thätigkeit wurde eine bulgarisch-slawische Litteratur geschaffen. Auf dem bulgarischen Throne saß damals Boris' Sohn Symeon (893—927; vgl. S. 83), der die Dienste und das Wissen der Ankömmlinge auszunutzen verstand. Er hat zunächst die griechischen Schriftsteller, sowohl die kirchlichen als auch die weltlichen, ins Bulgarische übertragen lassen. So hat ein Mönch Gregor (Grigori) die Chronik des Johannes Malalas übersetzt und ihr die alttestamentliche Geschichte und eine Alexandreis beigefügt; das griechische Original ist uns nur noch in Bruchstücken erhalten, während die bulgarische Übersetzung das ganze Werk enthält. Die Chronik des Georgios Hamartolos, im Oriente damals eine Hauptquelle geschichtlicher Kenntnisse, wurde gleichfalls übersetzt und diente dann slawischen Chronisten zum Vorbild. Auch andre byzantinische Schriftsteller, wie Kyrill (Cyryl) von Jerusalem, Gregor von Nazianz,

Erklärung der umstehenden Schrifttafel.

Umschrift:	Übersetzung:
Ewangjelie otъ Luky.	Evangelium nach Lukas.
Poneże ubo mnozi načęšç činiti powêstъ o izwê stьnychъ wъ nasъ weštechъ, jakože predaše namъ bywъ šei iskoni samowidъci i sluhy slowesi, izwo lise i mьnê choždъšju i sprьwa po wsechъ wъ isti ną po redu psati tebê slawьny Teofile, da ra zumêeši, o nichъže nau čil sę esi slowesochъ, utwrъždenъe. Bystъ wъ dьni Iroda carja ijudejska	Weil eben Viele über die uns bekannten Dinge Geſchichten zu ſchreiben begannen, wie ſie von alters her von den Augenzeugen und den Dienern des Evangeliums uns überliefert worden ſind, ſo bekam auch ich Luſt, wie ich es früher wollte, alles wahrheitsgetreu und der Ordnung nach für Dich, geehrter Theophilos, niederzuſchreiben, damit Du weißt, wie die Lehre, in der Du unterrichtet biſt, gegründet wurde. Es war zur Zeit Herodes', des Königs von Judäa, . . .

Die cyrilliſchen Randgloſſen:

Načalnъi držawьnik	Oberſter Statthalter
Na začatie Ioana K[restytelja]	Empfängnis des Johannes
Byst wo dny . . .	Es war in den Tagen . . .

Die cyrilliſche Schlußzeile:

Na roždenie Ioana krestytela, ot Luky hlawa a	Am Tage der Geburt Johannes des Täufers, nach Lukas Kap. 1.

(Die cyrilliſchen Randbemerkungen ſind von einem Schreiber, der ſie nicht verſtand, abgeſchrieben, alſo an ſich wertloſe Zitate.)

Der Anfang des Lukasevangeliums in glagolitischer Schrift, mit cyrillischen Randbemerkungen.

(Nach der seit 1860 in Sankt Petersburg aufbewahrten Evangelien-Handschrift Quattuor evangeliorum codex Glagoliticus Zographensis.)

Ephräm der Syrer, Johannes Klimakteros, wurden übertragen. Symeons Freund, Johannes der Exarch, übersetzte die Dogmatik des Johannes Damaskenos und schrieb das berühmte Werk „Hexaëmeron" (Šestodnev), wo er nach dem Vorbilde des heiligen Basileios in schöner Sprache die Schöpfung der Welt schildert; außerdem verfaßte er Fasttagsreden. Ein Schüler Methods, Konstantin, übersetzte die Schriften des Athanasios von Alexandrien gegen die Arianer u. a. und schrieb Festreden. Ein Mönch, der unter dem Namen Chrabr bekannt ist, handelte über slowenische Buchstaben. Symeon selbst war litterarisch thätig. Er veranstaltete eine Sammlung von 135 Reden des Johannes Chrysostomos unter dem Titel „Zlatostruja" und ein Nachschlagewerk („Sbornik") der byzantinischen Gelehrsamkeit, das theologische, philosophische, rhetorische, historische und andere Abhandlungen aus zwanzig griechischen Schriftstellern umfaßt. So wurde Symeon zum Schöpfer einer bulgarischen Litteratur, die dann von andern Slawen übernommen wurde; seine Zeitgenossen verglichen ihn mit König Ptolemaios von Ägypten.

Das Vorhandensein einer slawischen Litteratur, der bedeutendsten im damaligen Europa nach der griechisch-römischen, gewann der byzantinischen Kirche das ganze Slawentum und erleichterte seine Bekehrung. Jetzt schlossen sich die übrigen Balkanslawen der bulgarischen Litteratur an; ja Bulgarien wurde zum Vermittler der Kultur zwischen Konstantinopel und dem slawischen Norden. Die Balkanslawen wurden für die übrigen Glieder ihrer großen Völkerfamilie tonangebend. Der Anschluß des Slawentums an die griechische Zivilisation wurde dadurch besiegelt, daß der eben genannte Konstantin, Bischof von Welica, (oder Bischof Clemens von Drenovica; vgl. S. 77) statt der ungelenken Glagolitik (S. 281) die griechische Schrift dem Slawischen anpaßte und durch einige neue, für die slawische Sprache notwendige Lautzeichen vermehrte: die kyrillische (cyrylische) Schrift. S. die beigeheftete Tafel „Der Anfang des Lukasevangeliums in glagolitischer Schrift, mit cyrillischen Randbemerkungen."

Gemeinsamkeit in Litteratur, Kultur und Kirche näherte einander die Griechen und Slawen immer mehr, bis sie eine in sich geschloßne, vom Westen getrennte Welt bildeten (vgl. S. 77 oben). Diese Ereignisse waren von bestimmendem Einfluß auf die Zukunft des ganzen Slawentums. Besonders die Südslawen erbten alle Vorzüge und alle Fehler des griechischen Wesens; nicht nur politisch teilten sie die Geschicke des byzantinischen Reichs. Die der griechischen Kirche anhaftende Trägheit, Gleichgiltigkeit, Versumpfung und andre Untugenden spiegeln sich demzufolge in allen sozialen und kulturellen Verhältnissen der Slawen wider. Der Mangel an organisatorischem Geist und an Zucht in der griechischen Kirche beeinflußte fortan auch das politische Leben der Slawen. Da sie, selbst eines leitenden Staatsgedankens bar, an den Grundfesten des mählich niedergehenden byzantinischen Reichs rüttelten, mußten sie, getrennt in viele Stämme, die jedem Einigungsgedanken abhold waren, früher oder später zur Beute eines starken Eroberers werden.

6. Die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die Kroaten.

Das Christentum und die griechisch-slawische Kultur bildeten das einzige Band um die slawischen Balkanstämme — sonst trennten sich ihre Wege. Während das mächtig aufstrebende Bulgarenreich in gewaltigen Vorstößen den Thoren von Byzanz sich näherte und erstarkte, bis es in gewaltigem Ringen einmal vom Kaiser Johannes Tzimiskes 971 (S. 86) und dann 1018 von Basileios II. (S. 87) erobert wurde, hebt sich die Geschichte der kroatischen und serbischen Stämme vom geschichtlichen Hintergrunde des Nordwestens nur allmählich ab; die

serbischen und kroatischen Župane spielen eine geringe Rolle. Um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, schwanken sie zwischen Bulgarien und Byzanz und stellen sich einmal auf diese, einmal auf jene Seite. Manche serbische und kroatische Županate wurden von den Bulgaren unterworfen. Nach der Eroberung Bulgariens mußten sie sich der byzantinischen Herrschaft fügen, und gegen diese suchten sie wieder einen Rückhalt an Rom.

Früher als die serbische beginnt die Geschichte Kroatiens, namentlich des von Kroaten besetzten Küstenlands, das von den Italienern ebenfalls Slavonia genannt wurde. Man setzt die Einwanderung der Kroaten ins Jahr 634. Sie wurden von den Franken unterjocht, und nach Zerfall des Karolingischen Reichs unterwarfen sie sich um 877 dem griechischen Kaiser Basileios II. Um das Jahr 900 machten sie sich jedoch wieder unabhängig, wozu der Fürst Muntimir den Grund gelegt haben soll. In Küstenkroatien finden wir schon im 9. Jahrhundert einen selbständigen Fürsten, namens Borna, der den Titel führte: Dux Liburniae et Dalmatiae. Der Schwerpunkt dieses Herzogtums lag im Norden um Klis, Nona, Zara Vecchia, Knin. Im 9. Jahrhundert wurde hier das Christentum mit slawischer Liturgie und glagolitischer Schrift eingeführt, 879 zu Nona von Herzog Branimir ein Bistum gegründet. Die glagolitische Schrift wurde zwar von der römischen Geistlichkeit auf der Synode zu Spalato 924 verworfen, aber später von Innocenz IV. 1248 wieder bewilligt und ist noch heute in den dortigen Kirchen gebräuchlich (1898 ist vom Papste Leo XIII. der Gebrauch der Glagolitik und der slawischen Liturgie in Dalmatien und im Küstenlande von neuem geregelt worden).

Während es dem serbischen Häuptling Michael erst im 11. Jahrhundert gelang, von Gregor VII. den Königstitel zu bekommen, führte der kroatische Häuptling Timislaw schon 926 den Königstitel, ebenfalls von Rom her. Im übrigen verschob sich immer das Machtverhältnis zwischen Kroaten und Serben an der Grenzlinie; das eine Mal unterlagen serbische Stämme den Kroaten, das andre Mal wurden kroatische Bezirke von den Serben unterworfen.

Im 10. Jahrhundert nahm Kroatien eine gefürchtete Stellung ein. Nicht nur die noch von romanischer Bevölkerung besetzten Inseln und Küstenstädte entrichteten mit Zustimmung des oströmischen Kaisers dem kroatischen Fürsten jährlichen Tribut, um in ihrem Handel vor seinen Angriffen geschützt zu sein — auch die Venezianer zahlten aus demselben Grunde den Kroaten noch Ende des 10. Jahrhunderts Jahrgelder. Nach Konstantin Porphyrogennetos (gegen 950) konnten die Kroaten unter den Nachfolgern Timislaws, den Fürsten Krjesmir (Kresimir, Kreszimir; vgl. S. 86) und Miroslaw, 100,000 Fußgänger und 60,000 Reiter ins Feld schicken und besaßen 180 Kriegsschiffe. Bald aber erstarkte Venedig so sehr, daß schon der Doge Peter II. Orseolo den Tribut verweigerte; ja im Jahre 1000 besiegte er die Kroaten und Narentaner und nahm den Titel eines Herzogs von Dalmatien an: das erste Mal, daß Venedig von der dalmatinischen Küste Besitz ergriff. Um ihren Thron zu retten, schloß sich die kroatische Herrscherfamilie der Handelsrepublik an. Der herzogliche Sohn Kresimir heiratete Hicela, die Tochter des Dogen, und führte seit dem Jahre 1059 wieder den Titel eines Königs von Kroatien und Dalmatien.

Diese Vorgänge erweckten Neid und Besorgnis am ungarischen Hofe, der in seinem Bestreben, am Adriatischen Meere Fuß zu fassen und die dalmatinische Küste zu erobern, sich enttäuscht sah und in der venezianischen Republik einen gefährlichen Nebenbuhler erkannte. Den Árpáden gelang es, die Schwester des Königs Geisa I. mit dem kroatischen Herzog Swonimir zu vermählen, der gerade damals (1076) von den Legaten Gregors VII. zum Könige gekrönt wurde und sich dafür als Vasallen des päpstlichen Stuhls bekannte. Nach dem kinderlosen Tode

Swonimirs 1088 soll seine Witwe ihren Bruder Ladislaus gerufen haben. Dieser eroberte 1091 das binnenländische Kroatien, konnte aber nicht bis zum Meere vordringen, weil Ungarn selbst damals von Kumanen bedroht wurde. Die Regierung des eroberten Lands übertrug er seinem Neffen Almus; Kroatien wurde damit zu einer Sekundogenitur des ungarischen Reichs, dessen Geschicke es fortan geteilt hat. Dadurch trat Ungarn notwendigerweise in eine feindliche Stellung zu Venedig, dessen damaligen Besitz, die dalmatinische Küste, es zu erobern trachten mußte. Von nun an hat, jahrhundertelang, das an der See gelegne Kroatien (Dalmatien) den Zankapfel zwischen Ungarn und Venedig gebildet. Wollte Byzanz seine Rechte jetzt geltend machen, so mußte es also mit Ungarn und Venedig den Streit austragen.

7. Serbien, Montenegro und Bosnien bis zur Türkenherrschaft.

A. Serbien.

Nach der Besiegung Bulgariens durch Byzanz und der wechselnden Besitznahme Kroatiens durch Ungarn und Venedig blieben die serbischen Stämme die einzigen ziemlich unabhängigen Slawen auf dem Balkan, obwohl sie noch immer keinen einheitlichen Staat bildeten. Immer und überall haben sich kleine Völker zu Staatswesen erst dann vereinigt, wenn ihnen von außen eine Gefahr drohte; so sind der russische und der litauische Staat entstanden, so alle westeuropäischen Staaten, so auch Serbien. Unter dem großen Zaren Symeon verwüsteten die Bulgaren die serbischen Gebiete derart, daß sie erst durch heimkehrende Flüchtlinge wieder besiedelt werden konnten; ein Teil der serbischen Stämme mußte sich unter bulgarische Oberhoheit beugen. Da gelang es im 10. Jahrhundert dem Župan Ceslaw das erste Mal, mehrere serbische Stämme zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Bulgaren zu vereinigen. Nach der Vernichtung des bulgarischen Reichs durch Basileios II. (S. 87) erstarkte die byzantinische Herrschaft über die ganze Halbinsel wieder derart, wie es nur zur Zeit Justinians I. der Fall gewesen war; und dies dauerte an unter der Dynastie der Komnenen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Der maßlose Druck erzeugte aber oft Aufstände der Serben. Großžupan Michael (S. 284) suchte Stütze an Rom, empfing von dort den Königstitel und behauptete eine Zeitlang seine Unabhängigkeit von Byzanz. Auch die Hilfe der Ungarn wurde nicht verschmäht.

a) Die Nemanjiden.

In den Vordergrund tritt um 1120 Uroš oder Bela Uroš, der Župan von Rassa, aus Zeta stammend, der mit Ungarn freundschaftliche Beziehungen anknüpfte, seine Tochter an Béla II. verheiratete und den Magyaren zur Besitzergreifung von Bosnien verhalf. Von Rama, dem Nebenflusse der Narenta an der Südgrenze Bosniens, nahmen jetzt die Árpáden den Titel „König von Rama" an.

Einschneidend wichtig für die serbische Geschichte ist jedoch erst die Herrschaft des Sohns von Uroš, des berühmten Stefan I. Nemanja. Dieser war auch in Zeta, dem Stammlande seines Hauses, geboren. Obwohl der jüngste von seinen Brüdern, trachtete er doch nach dem Županat Rassa und somit nach der Oberherrschaft, was ihm auch mit Hilfe der Byzantiner gelang. Obwohl nach römischer Art getauft, ließ er sich, in Rassa angekommen, von neuem nach der orientalischen taufen, um so die Geistlichkeit und das Volk für sich zu gewinnen. Im Jahre 1165 bestätigte ihn Kaiser Manuel I. in seiner Großžupanswürde und gab ihm ein Stück Land, wofür Nemanja ihm Treue gelobte. Im Jahre 1173 schlug Nemanja seine Verwandten

und unterwarf sich alle widerspenstigen Župane. So gründete er einen einheitlichen, erblichen, selbstherrlichen Staat. Es vollzog sich hier dasselbe, was um diese Zeit auch in Böhmen, Polen, Rußland vor sich ging; auch in diesen Staaten regierten sich die Stämme zunächst nach dem Senioratsgesetze, d. h. der älteste der herrschenden Familie übte eine Oberhoheit über alle andern, bis der Übergang zur erblichen Monarchie geschehen war. Die bisher gleichberechtigten Mitglieder der fürstlichen Familie wurden nun zu Beamten der einen fürstlichen Gewalt; in Serbien geschah dies viel früher als in andern slawischen Ländern.

Nemanja nahm auch die Organisation der serbischen Kirche in Angriff. Zum griechischen Glauben bekehrt, baute er Klöster und Kirchen, unterdrückte den römischen Glauben und war grausam gegen die damals stark verbreitete bulgarische Sekte der Bogumilen, um so den jungen Staat auf eine einheitliche Religion zu gründen. Die orientalische Kirche wurde dadurch zur serbischen Staatskirche, der orientalische Gottesdienst zum nationalen erhoben, so daß Religion und Nationalität zu einem Begriffe verschmolzen. In frühern Zeiten waren die serbische Kirche und die Bistümer dem römischen Erzbischofe von Spalato, dann dem von Antivari untergeordnet gewesen. Jetzt wurden orientalische Bistümer und ein Erzbistum für Serbien gegründet. Sein jüngster Sohn, Rastka, wurde 1221 auf der Synode zu Nikaia unter dem Namen Sawa (Sabbas) zum ersten orientalischen Erzbischof in Serbien erhoben. Er teilte das Land in zwölf Bistümer ein und ließ nur Serben zu Bischöfen wählen. In Žica sollten die serbischen Erzbischöfe residieren; dorthin ließ später Sawa die sterblichen Überreste seines Vaters Nemanja vom Berge Athos überführen: hier sollten künftig die serbischen Könige gekrönt werden (so geschehen noch am 9. Oktober 1904 an Peter I.). Auch Klöster gründete Sawa in Serbien, alle nach der Regel des heiligen Basilios, wie er sie auf Athos vorgefunden hatte. Er genoß hohes Ansehen und wird als erster serbischer Nationalheiliger hoch gefeiert. Im Jahre 1235 wurde die serbische Kirche als selbständig von den Griechen anerkannt.

Der kirchliche Anschluß hinderte jedoch Nemanja nicht, gegen Byzanz aufzutreten, wenn es sich um den Vorteil seines Staats handelte. Gleich nach dem Tode Kaiser Manuels, 1180, eroberte er im Bunde mit dem ungarischen Könige Béla III. die serbischen Bezirke, die unter Oberhoheit von Byzanz gekommen waren. Dann stellte er wieder freundschaftliche Beziehungen zum Kaiser her und gewann sogar für seinen Sohn Stefan die Nichte des Kaisers, Eudoxia, zur Gemahlin, was seinem Hause Legitimität und besondern Glanz verlieh. Es scheint, daß der ehrgeizige Nemanja seine Herrschaft auch über Byzanz hat ausdehnen wollen. Die Umstände waren dazu günstig. Serbien war der einzige unabhängige Staat auf der Balkanhalbinsel, Byzanz durch Thronstreitigkeiten geschwächt. Nur fühlte sich Nemanja allein doch noch zu schwach dazu. Da kam auf seinem Kreuzzuge Kaiser Friedrich I. Rotbart nach Nisch. Der Serbenfürst erschien vor ihm, und ein Chronist versichert: Nemanja wollte sein Land von Barbarossa zu Lehen nehmen — nur ging der Kaiser, der die Griechen in keiner Weise reizen wollte, darauf nicht ein.

Im Jahre 1195 hat Nemanja, wahrscheinlich um seinem Hause die Herrschaft zu sichern, seinem ältesten Sohne Stefan (II. Nemanja), dem er schon früher den byzantinischen Titel Despot verliehen hatte, die Krone abgetreten. Sein zweiter Sohn, Wukan (Vlk), erhielt das Stammgebiet Zeta. Nemanja selbst zog sich in das von ihm gegründete Kloster Studenitza als Mönch Symeon zurück; danach ging er auf den Berg Athos und starb 1200 in dem ebenfalls von ihm gestifteten Kloster Chilandar. Zwischen seinen Söhnen entbrannte der Kampf um die Krone. Wukan suchte Stütze in Ungarn und vor allem in Rom. Dorthin wandte sich aber auch Stefan und wurde 1217

durch den päpstlichen Legaten gekrönt; er nahm den Titel „König von Serbien, Diokletien, Travunien, Dalmatien und Chlum" an. Dieser Schritt brachte ihn jedoch um die ganze Beliebtheit im Lande. Wiederholt hatte Erzbischof Sawa zwischen seinen streitenden Brüdern vermittelt; auch jetzt bat Stefan darum. Sawa krönte ihn nun 1222 mit einer vom byzantinischen Kaiser gesandten Krone auf einer großen Volksversammlung noch einmal, wobei er ihm die Glaubensartikel der orientalischen Kirche vorlas. Diese Thronkämpfe hatte der ungarische König Emerich benutzt, um Serbien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er besetzte 1202 Serbien und nahm den Titel Rex Rasciae an; doch der Streit mit seinem Bruder Andreas zwang ihn, Serbien zu verlassen. Stefan behauptete sich bis zu seinem Tode, 1224. Seitdem hat kein serbischer Herrscher mehr gewagt, von der orientalischen Kirche sich abzuwenden, obgleich noch manche mit Rom in Verbindung getreten sind.

Von Nemanjas Nachkommenschaft trat Milutin (= Stephan IV. Uroš II.; 1275 [oder 1281]—1320) rücksichtslos als Eroberer auf, wobei er seine Pläne durch wiederholte Heiraten mit byzantinischen, ungarischen, bulgarischen Prinzessinnen nach entsprechenden Scheidungen zu fördern sich nicht scheute. Er nahm griechische Provinzen weg und behauptete sie auch nach dem Tode des Kaisers Michael VIII. Palaiologos (1282). Er drang bis zum Athos vor. Ohne Schwertstreich erhielt er von Ungarn Bosnien als Mitgift seiner ersten Gemahlin. Er gewann auch die Gunst des Papstes, den er mit leeren Versprechungen hinzuhalten verstand. Weil er keine echten männlichen Erben hatte, faßte er den Gedanken, sein Reich mit dem byzantinischen zu vereinigen, wobei ihn Kaiserin Irene, seit 1299 seine zweite Schwiegermutter, unterstützte. Natürlich wäre er und kein andrer Kaiser geworden. Nach ihm sollten die Kinder der Irene folgen. Unter ihm und unter seinem Sohne Stefan V. (IV., wenn man die Reihe der Stefans-Könige erst mit 1222 beginnt) Uroš III., der den Beinamen Dečanski führte, erwarb sich Serbien einen Namen nicht nur in den Balkanländern, sondern auch in Westeuropa.

Mittlerweile hatte sich aber auch Bulgarien Ende des 12. Jahrhunderts von seinem Untergang erholt und führte glückliche Kriege mit Byzanz. Seiner weitern Entfaltung stand jetzt das starke Serbenreich im Wege. Der Kampf zwischen Beiden um die Führerschaft konnte nur noch eine Frage der Zeit sein. Im Jahre 1323 wählten die bulgarischen Bojaren den Despoten Michael von Bdyn zu ihrem Zaren; mit ihm beginnt die Herrschaft der Šišmaniden von Bdyn, der letzten Dynastie von Trnowo. Der neue Zar suchte Freundschaft mit Serbien und heiratete die Tochter Milutins, Anna, um gegen Byzanz und andre Feinde kräftig auftreten zu können. Bald änderte sich aber die Lage. Michael verstieß (um 1325) Anna und heiratete die Schwester Andronikos (III.) des Jüngern von Byzanz. Nur durch Vermittlung des serbischen Bischofs (und Chronisten) Daniel wurde diesmal der Kampf mit Serbien vermieden — 1330 kam es doch zum Kriege. Michael brachte einen großen Bund zwischen Byzantinern, Bulgaren, Rumänen, Tataren und Bessarabiern zustande. In Eilmärschen zog der serbische König gegen die Verbündeten und griff sie plötzlich am 28. Juni bei Velbužd (Welbuschd oder Küstendil; vgl. S. 106) an. In seinem Heere befanden sich 300 gepanzerte deutsche Söldner; an der Spitze einer auserlesnen Schar kämpfte Dušan, Stefans Sohn. Die Bulgaren wurden in die Flucht geschlagen, ihr Lager erbeutet. Stefan begnügte sich damit, Stefan, den Sohn seiner von Michael verstoßnen Schwester Anna, als Šišman II. zum Zaren zu erheben, und verließ Bulgarien. Serbien übernahm jetzt die leitende Rolle am Balkan.

Ein trauriges Los hatte Stefan, der Sieger von Velbužd. Von seinem Vater Milutin einst geblendet, fand er nun ein fürchterliches Ende. Seine Bojaren empörten sich, Dušan

an der Spitze, und erdrosselten den Sechzigjährigen, der kurz zuvor seinen undankbaren Sohn zum „jüngern König" ernannt hatte. So bestieg am 8. September 1331 der 19jährige Stefan Dušan den Thron. Tollkühn auf dem Schlachtfelde, besaß Dušan doch alle Eigenschaften eines Staatsmanns. Hatte Milutin bloß an eine Vereinigung des byzantinischen und serbischen Reichs gedacht, so träumte Dušan von einem Großserbien, das alle Balkanländer umfassen sollte. Die Schwächen des byzantinischen und des bulgarischen Reichs ausnützend, eroberte er 1336—40 und 1345 Albanien, Makedonien, Thessalien und Epeiros (s. das Kärtchen bei S. 163); selbst die Griechen, der Bürgerkriege überdrüssig, sollen sich seine Herrschaft gewünscht haben. 1346 nahm er den Titel eines Zaren an und ließ den jungen Uroš zum Könige krönen, indem er ihm zugleich das eigentliche Serbien zur Verwaltung überließ. In seinen Urkunden begegnen wir dem Titel: Stefan, Zar und Alleinherrscher der Serben und Griechen, der Bulgaren und Albanesen. Sein Kaisertitel mußte auch der serbischen Kirche zu gute kommen, da die bisher abhängige Stellung des Erzbistums Serbien von dem byzantinischen Patriarchen mit einem Kaisertum Serbien nicht recht vereinbar war. So ließ er 1346 auf einer Synode den serbischen Erzbischof trotz des Bannspruchs der byzantinischen Kirche zum Patriarchen erheben. Und 1352 wurde die serbische Kirche vom byzantinischen Patriarchate völlig getrennt. Unter dem serbischen Patriarchen standen fortan 20 Metropoliten und Bischöfe. Serbien befand sich auf der Höhe der Macht. Da Dušan mit den Höfen von Bessarabien und Bulgarien verschwägert war*, so bildete sich zugleich ein Bund dieser drei Reiche, dessen Spitze gegen Ungarn und Byzanz gekehrt war.

Dušans Regierung war das goldne Zeitalter Serbiens hauptsächlich auch um deswillen, weil er ihm eine bessere Verwaltung und Gerichtsbarkeit gab, für die Hebung der Kultur und für den Wohlstand des Volks sorgte. Das Gesetzbuch (sakonik oder zakonik), das er hinterließ, ein Rechtsdenkmal von großer Wichtigkeit, wird den Ruhm Dušans auf immer verkünden. Seine Verträge mit Byzanz, Ragusa, Venedig beweisen, daß er auch den Handel nicht unbeachtet ließ. Der Bergbau, der unter Nemanja seinen Anfang genommen hatte, erhob sich

* Ivanko Basarab, wlach. („rumän.") Häuptling in **Bessarabien** — Tochter (1. Ehe)

N. N. Šišman, bulgar. Despot zu Bdyn (Vidin) G. Kumanin — N. N. Asên — Johannes Alexander Asên, 1331—65 Zar von **Bulgarien** (in 2. Ehe mit Jüdin Theodora vermählt) — Michael 1337 G. Maria, T. des Kaisers Andronikos III. — Johannes Strasimir zu Bdyn (S. 341)

Michael von Bdyn, † 28. Juni 1330 (bis 1325) — Helene — Johannes Šišman III., 1365 Zar von Bulgarien, † um 1393 — Maria Kyratza, 1355 verlobt mit Andronikos Palaiologos — Thamar, 1366 in Murads Harem

Stefan (= Šišman II. 1330/31 zu Trnowo) (um 1332) — Stefan Dušan, *1313, Alleinherrscher über **Serbien** 8. September 1331, † 26. Dezember 1355 — Stefan Uroš IV., *1336, König 1346, Alleinherrscher üb. Serbien 1355—67

Milutin Uroš II. von Serbien, † 29. Okt. 1320 — Anna — Stefan V. (IV.) Uroš III. † 1331

Symeon Uroš in Ätolien und Akarnanien, 1358 in Thessal., 1359 „Kaiser der Serben u. Griechen", † 1371 — Johannes Uroš, 1371—91 König von Thessalien, † 1410 (letzter Nemanjide)

Tochter, 1353 von Joh. V. Palaiologos erbeten — Tochter G. Thomas, S. des serb. „Cäsars" Gregor Preliubović von Thessalien; † 1367 zu Janina

unter Dušan so, daß es fünf Gold- und fünf Silberbergwerke gab, meist von Sachsen betrieben, die zuerst von dem Fürsten Wladimir ins Land geholt worden sein sollen. Wenn man Dušan einen politischen Fehler vorwerfen wollte, so wäre es nur der, daß er nicht mit aller Kraft den Besitz Bosniens angestrebt hat, wo eine rein serbische Bevölkerung lebte. Weil nie ganz Bosnien mit Serbien vereinigt gewesen ist, hat sich dort der partikularistische Sinn ausgebildet, der bald nach Dušans Tode zur Gründung des bosnischen Königreichs unter dem Ban Twrtko führte (vgl. unten, S. 292).

Das Hauptziel Dušans war die Eroberung von Byzanz; dreizehn Kriegszüge verzeichnen die Chronisten. Als er 1355 gegen die Kaiserstadt zog, starb er plötzlich. Hätte sein Sohn Stefan Uroš IV. (s. Fig. 6 u. 7 der Tafel bei S. 295) außer dem Reich auch des Vaters Eigenschaften geerbt, so hätte sich der große serbische Staat befestigen können. Aber Uroš war ein schwacher, gutherziger und frommer Herrscher, dem das Volk den Beinamen Nejaki gab, d. h. soviel wie: Es ist nichts an ihm. Bald brach ein Aufstand aus. Selbst der erste Ratgeber des Zaren, der tüchtige Wukašin, den Dušan noch seinem Sohne zur Seite gestellt hatte, streckte die Hand nach der Krone aus — Uroš wurde 1367 ermordet. Mit ihm erlosch der Hauptast des Hauses Nemanja, das nahezu 200 Jahre über Serbien regiert hatte.

b) Der Niedergang des Serbenreichs.

In dem nun folgenden Bürgerkrieg erhob der serbische Adel 1376 Lazar Grbljanović, einen tapfern und wahrheitsliebenden Mann, auf den Thron. Der neue Herrscher nannte sich jedoch bloß einfach knes, Fürst. Gewaltig hatte sich inzwischen die politische Lage auf dem Balkan geändert. Die von Dušan einst eroberten Provinzen waren abgefallen. Serbien allein war zu klein und kulturell zu wenig entwickelt, um als Kern eines größern Reichs dienen zu können, zumal da die Verwaltung manches zu wünschen übrigließ.

Hierzu trat eine große Gefahr von außen. Lange hatten Bulgaren und Serben gegen das byzantinische Reich gestürmt, um sich auf seine Kosten zu vergrößern, ohne zu ahnen, daß sie den Ast, auf dem sie saßen, selbst absägen halfen. Unaufhaltsam rückten in Asien die Türken gegen das byzantinische Reich vor. Im 14. Jahrhundert war ihr kriegerischer Ruhm schon so fest begründet, daß die byzantinischen Kaiser sie gegen die Bulgaren und Serben zu Hilfe riefen. Doch bald zeigte sich, daß ihnen allen von seiten der Osmanen eine sehr ernste Gefahr drohe. Im Jahre 1361 besetzte Murad I. Adrianopel und machte es zu seiner Residenz (S. 126); Thrakien wurde türkische Provinz. Ratlos waren die Byzantiner. Gleich darauf (1366) wurde der bulgarische Zar, Šišman, türkischer Vasall; seine Schwester Thamar wanderte in den Harem Murads. Im Jahre 1371 zog der serbische Usurpator Wukašin gegen die Türken, wurde aber in der Nacht vom 25. zum 26. September geschlagen und fand samt seinem Bruder Johannes Uglješa den Tod; das Schlachtfeld wird Ssirb-sündighi, d. h. der Serbentod, genannt. Doch war Serbien damit noch nicht unterworfen. Erst 1386 wurde Lazar notgedrungen türkischer Vasall: der türkische Schrecken lastete auf allen Gemütern. Um seines Volkes Ehre zu retten, rüstete Lazar zum Kampfe, verband sich mit Bulgarien, Albanien und Bosnien und schlug bei Pločnik den türkischen Statthalter zur Zeit, als Murad in Asien weilte. Zornentbrannt rüstete dieser ein ganzes Jahr in Asien und Europa und zog 1389 über Philippopel gegen Serbien. Am Sankt-Veits-Tage (15. Juni) kam es auf dem Felde Kossowo (Amselfelde; vgl. S. 128) zu jener denkwürdigen Schlacht, die nicht nur über das Schicksal Serbiens, sondern auch der übrigen Balkanhalbinsel, ja ganz Südosteuropas entschieden hat.

Zu dem serbischen Heere Lazars waren der kroatische Ban Iwan Horvat, die Bosnier unter ihrem Woiwoden Wladko Hranić, Hilfstruppen aus Rumänien, dann zahlreiche Bulgaren und Albanesen gestoßen. In der Morgendämmerung wurde Emir Murad in seinem Zelt ermordet, nach der serbischen Überlieferung von Miloš Obilić, der dadurch den Verdacht des Verrats von sich abwenden wollte und dafür auf grauenhafte Art ermordet wurde. Murads Sohn Bayezid I. übernahm sofort den Oberbefehl. Die Serben wurden aufs Haupt geschlagen; Lazar selbst fiel in Gefangenschaft und wurde mit vielen andern an der Leiche Murads enthauptet. An diesem Tage wurde Serbiens Zukunft vernichtet.

Sagen und Lieder beweinen die Kossowoschlacht. Nicht die Übermacht der Osmanen, heißt es, führte die schreckliche Niederlage herbei, sondern der Verrat eines serbischen Anführers, des gottlosen Wuk Branković. Auch kämpfte im osmanischen Heere der serbische Despot „Königssohn" Marko (Wukašins Sohn) von Prilјep, ein Mann von Riesenkraft. Diese verschuldeten den herben Schlag; die Serben kämpften wie Helden. Noch heute bilden diese herrlichen Epen eine Zierde der slawischen wie der gesamten Weltlitteratur; selbst Grimm und Goethe haben sie bewundert. Blinde, Greise und Bettler singen noch heute auf den Jahrmärkten und an den Wegen die beliebten alten Heldenlieder in Begleitung der Gusle und werden vom Volke, das darin einen trostreichen Ersatz für die entschwundene Herrlichkeit findet, dafür reichlich beschenkt.

Wie die Tataren ihren Fuß auf den Nacken der Russen, so haben die Türken ihn auf den Nacken der Südslawen gesetzt. Jahrhundertelang haben die slawischen Stämme von der Barbarei der Osmanen unsäglich zu leiden gehabt. Sie mußten verkümmern und in der Kultur zurückbleiben, während sie doch zugleich durch ihren Rücken die Völker Westeuropas deckten. Deshalb sollte man ihnen nicht — wie es oft genug geschehen ist und worüber schon der kroatische Dichter Iwan Mažuranić bitter geklagt hat — ihre Halbbarbarei in unsanfter Art immer wieder vorwerfen.

Noch setzte Bayezid, der in Asien sehr beschäftigt war, den Sohn Lazars, Stefan, als Despoten auf den serbischen Thron. Dieser mußte Tribut zahlen und persönlich an der Spitze seines Heers an den türkischen Kriegszügen teilnehmen; bei Angora (1402; S. 130) bewunderte selbst Timur die Tapferkeit der Serben. Die Hoffnung auf Wiedergewinnung der alten Freiheit war unter diesen nie erloschen. Stefan suchte eine Stütze an Ungarn und wurde ungarischer Vasall so, wie andre Donaustaaten jetzt ihren Rückhalt ebenfalls dort oder in Polen fanden. Nach seinem Tode (1427) folgte Georg Branković, ein Sohn jenes Branković, dessen Verrat die Niederlage von 1389 zugeschrieben wurde. Er residierte in Semendria an der Donau. Indessen hatten sich alle Staaten des Balkans nach blutigen Niederlagen unter das türkische Joch beugen müssen, so 1393 Bulgarien, dann das Zartum Bdyn, die Moldau; 1453 fiel Byzanz selbst. Branković, der am 24. Dez. 1457 starb, folgte sein schwacher Sohn Lazar, der bereits Ende Januar 1458 vom Tode hinweggerafft wurde.

Und schon 1459 nahm Mohammed II. Serbien als türkische Provinz in unmittelbaren Besitz und teilte es in Paschaliks. Viele der angesehensten Familien wurden ausgerottet und an 200,000 Menschen in die Sklaverei abgeführt. So verschwand der serbische Staat von der Bildfläche. Wie einst nach ihrer Einwanderung, so wurden auch jetzt die Serben von Konstantinopel aus bezwungen; hier am Bosporos wird das Schicksal der Balkanländer entschieden. Die türkische Flut ergoß sich immer weiter. Den Kampf gegen sie mußten jetzt Ungarn und Polen übernehmen, bis die Reihe an Österreich kam. An diese Staaten lehnten sich nun die Balkanvölker an. Ausgenommen das nördliche, von Kroaten bewohnte Dalmatien,

das abwechselnd unter Venedig oder Ungarn stand, unterjochten die Osmanen die ganze Balkanhalbinsel; drückend war ihre Herrschaft. Weil sie sich aber bloß um die finanzielle Aussaugung der unterjochten Völker kümmerten, nicht aber um ihre Religion und ihre Nationalität, war es den Balkanslawen möglich, ihre Eigenart zu bewahren bis zur Stunde ihrer Befreiung.

B. Montenegro.

Glücklicher war das ehemalige Stammgebiet der Nemanjiden, das kleine Zeta. Dieses Gebirgsländchen, welches von dem Flusse Ceta oder Cetina seinen Namen bekam, bildete einst einen Teil der römischen Provinz Dalmatia. Kaiser Diokletian hat aus Süddalmatien eine besondere Provinz, Praevalis, mit Dioclea als Mittelpunkt, gebildet, von dem dann auch die ganze Provinz Dioclitia oder Dioclea genannt wurde. In der slawisch-serbischen Zeit jedoch hieß sie Zeta und galt als Stammland und Familiengut der Nemanjiden. Der heilige Sawa (S. 286) gründete für Zeta ein Bistum im Kloster Sankt Michael bei Cattaro. Jeder Thronfolger erhielt zuerst zur Verwaltung Zeta. Als aber Dušan seinen Sohn Uroš zum König erhob und ihm das eigentliche Serbien zur Verwaltung übergab, mußte für Zeta ein anderer Statthalter ernannt werden; es war einer aus dem Geschlechte Balš.

Nach Dušans Tode herrschte demnach in Zeta das Geschlecht der Balšicen (1360—1421), gegen das dann das in der obern Zeta angesehne Geschlecht der Černojević oder Jurašević ankämpfte. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts begannen sich hier die Venezianer anzusiedeln, bis schließlich dieses Küstenserbien zur Beute Venedigs wurde, trotz vielfacher Kämpfe von serbischer Seite. Das Geschlecht Černojević, das auf Seiten Venedigs stand, gelangte hier um 1455 zur Herrschaft; Iwan Černojević wurde Vasall Venedigs und bezog von dort Jahrgelder. Er residierte in Zabljak und gründete (1478 oder) 1485 das Kloster Cetinje. Sein Sohn Georg residierte in Rjeka und Obod; unter ihm sind in Obod 1493—95 die ersten kirchenslawischen Bücher gedruckt worden. Damals (zuerst 1435) kommt für dieses Land der Name Crnagora oder Montenegro auf.

Nach dem Falle des Geschlechts der Černojević (1528; eigentlich schon 1516) regierten das Land die Bischöfe (Wladiken) von Cetinje jahrhundertelang. Der Bischof und Klostervorsteher in Cetinje war zugleich der Landesfürst. Daß die Türken über Montenegro nie geherrscht hätten, sondern das Volk in heldenmütigem Kampfe seine Freiheit zu behaupten vermocht habe, ist nicht richtig; allerdings ist die osmanische Herrschaft in diesem gebirgigen Lande nur dem Namen nach ausgeübt worden, zumal da sie von den armen Bewohnern nicht viel Nutzen ziehen konnte. Aber daß Montenegro dem Sandschak von Skodra untergeordnet war und dorthin Tribut zahlen mußte, erfahren wir aus der italienischen Beschreibung Mariano Bolizzas aus dem Jahre 1611; damals zählte Montenegro 90 Ansiedelungen und 8027 Wehrfähige.

C. Bosnien.

Nach dem Tode Dušans war eine Provinz nach der andern, zunächst Thessalien, Epeiros, dann Makedonien und Albanien, vom Serbenreich abgefallen. Selbst die serbischen Stämme, die sich bis 1355 um den Thron der Nemanjiden freiwillig oder unfreiwillig geschart hatten, verfolgten jetzt partikularistische Ziele. Noch mehr gilt das von dem stammverwandten Bosnien, das ja nie ganz zu Serbien gehört hatte. Zwar war ehemals Bosnien wie Serbien und Ragusa dem römischen Erzbistum von Spalato untergeordnet gewesen; zwar hatten sich die spätern bosnischen Herrscher ausdrücklich als Serben und Nachkommen der Nemanjiden erklärt.

Nichtsdestoweniger gingen sie ihre eignen Wege. Ihr erster weitbekannter Fürst (Ban) war Kulin (1180—1204). Begreiflicherweise wetteiferten Ungarn und Serben um den Besitz Bosniens, das seinerseits diesen Umstand benutzte, um seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Dennoch erlangte das kleine Ländchen nur einmal ein größeres Ansehn: unter dem Ban Twrtko (Twartko, Twrdko), der sich für den Abkömmling des Nemanja hielt, obwohl seine Familie aus dem Geschlechte Kotromanowić stammte. Günstige politische Verhältnisse erlaubten ihm 1376, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen; seitdem führte Bosnien den Königstitel. Dieses Sonderleben hatte zur Folge, daß sich in Bosnien eine von der serbischen teilweise abweichende Kultur entwickelte, was nicht nur in dem Überhandnehmen des römischen Kirchenwesens, sondern auch in der Litteratur, ja selbst in der Schrift zum Vorschein kam. Unter König Twrtko erstarkte sogar die aus Bulgarien verpflanzte Lehre der Bogumilen (vgl. S. 107 und 329) so sehr, daß er sie zur Staatsreligion erhob. So bildete Bosnien auch in dieser Beziehung eine Eigentümlichkeit.

Das alles hat es dann mit sich gebracht, daß unter der türkischen Herrschaft der Adel, der an religiöse Gleichgiltigkeit gewöhnt war, massenhaft zum Mohammedanismus übertrat, um sich die Standesvorteile zu sichern. War auch die Besitzergreifung der Balkanhalbinsel durch die Osmanen 1453 infolge der Eroberung Konstantinopels besiegelt, so ist Bosnien doch erst 1463 dem türkischen Staat einverleibt worden; manche Burgen, deren es in Bosnien viele gab, haben sich sogar bis 1526 gehalten (s. die Karte bei S. 163).

8. Die türkische Herrschaft.

Unter der türkischen Herrschaft sind die Völker der Balkanhalbinsel politisch abgestorben und national verkümmert; nur ein Funke der Erinnerung an die bessere Vergangenheit glomm schüchtern fort. Gleich nach Eroberung einer Provinz wurde die osmanische Verwaltung eingeführt, das Land in Provinzen (Paschaliks) und diese in Kreise (Nahien) eingeteilt. An der Spitze eines Paschaliks stand ein Pascha oder Wezir mit drei Roßschweifen; an der Spitze einer Nahie stand ein Kadi. Es gab Paschaliks von Serbien, Bosnien, Rumelien, Skutari, Widdin u. s. w.; freilich ist die Einteilung der Provinzen oft geändert worden. Die Aufgabe der türkischen Staatsbeamten war: Organisierung oder Aufrechthaltung des Militärdienstes, Einhebung der Steuern und in etwas auch die Rechtspflege.

Neben den türkischen Beamten war die Einrichtung der Spahi (Sipahi; S. 121) von großer Bedeutung. Nach osmanischem Grundsatze war der gesamte Boden Eigentum des Sultans, der das ganze eroberte Land unter Leute verteilte, die dieses als Erbe (ziam) oder auf Lebenszeit (timar; vgl. S. 113) erhielten und dafür zum Militärdienste verpflichtet waren; diese hießen spahi (Reiter). So wurde z. B. das Paschalik Serbien unter rund 900 Spahi geteilt, die damit Herren vom Boden und von Leuten waren. Viele christliche Adelsfamilien wurden durch Annahme des Islams erbliche Spahi: um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab es in Rumelien, also außer Bosnien, 1294 Spahi, ehemals christliche Bulgaren, Serben, Albanesen und Griechen.

Neben der staatlichen bestand auch eine Art von Selbstverwaltung, die der Bevölkerung belassen wurde. So wählte jedes Dorf seine Richter und Vorsteher (seoski-knes und kmet), welche die Dorfangelegenheiten erledigten und das Recht nach dem Herkommen sprachen, freilich nur denen, die es wünschten und sich ihrem Urteil unterwarfen. Gewalt zur Vollstreckung

besaßen sie nicht. Unzufriedne wandten sich an die türkischen Behörden. Einem Bezirke stand wieder der Obor Knes (Oberknes) vor, anfangs vom Sultan ernannt. Weiter hinauf ging die Selbstverwaltung nicht. Meist unterwarf sich das Volk dem Urteile seiner eignen Richter und ging selten zu den osmanischen Obrigkeiten, zumal da die Knesen und Oberknesen als Vermittler zwischen ihm und den türkischen Machthabern die Menge schützten. Waren doch besonders die Oberknesen später erblich und genossen so großes Ansehen, daß auch die Türken mit ihnen rechnen mußten.

Außerdem bestand noch die autonome serbische Kirche unter dem Patriarchen von Ipek. Freilich war die höhere Geistlichkeit damals meist griechischer Abkunft, und es plante das Patriarchat von Konstantinopel, die Slawen durch die Kirche zu gräzisieren. Im 17. Jahrhundert wurde die Selbständigkeit des serbischen Patriarchats aufgehoben und dies dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt, wie es vor 1346 gewesen war. Im Jahre 1766 wurde sogar das Patriarchat ganz abgeschafft und 1767 das bulgarische Patriarchat von Ochrida aufgehoben; die Bischöfe wurden nur von Stambul geschickt. Nur der untere Klerus blieb gut national, hielt und litt mit dem Volke.

Das waren die Gewalten, die das Dasein des unterjochten Volks bestimmten. Und das Leben der rechtlosen Rajah, wie die unterjochten Völker genannt wurden, war in jeder Beziehung elend. Vor allem war die Steuerlast sehr drückend. An erster Stelle stand die Sultans- oder Staatssteuer. Zunächst mußte die männliche Bevölkerung für jeden Kopf vom 7.—60. Lebensjahr einen Tribut (haradj) von 3 Piastern und 2 Para an die Staatskasse zahlen; selbst die Geistlichen und Klöster waren von dieser Steuer nicht befreit. Dreimal jährlich erschienen die türkischen Beamten in den Dörfern, schlugen ihr Zelt auf und hoben den Harabj ein. Zur bessern Kontrolle wurde ein Verzeichnis von Knaben und Männern angelegt. Ferner zahlten die verheirateten Männer zweimal jährlich, am Sankt-Georgs- und Sankt-Demeter-Tag, eine nicht näher bestimmte Steuer, Pores genannt, zur Deckung der Verwaltungsauslagen. Im Hauptorte der Nahie versammelten sich die Knesen und nahmen die Jahresrechnung für die Verwaltung entgegen, die sie dann einzeln den Bewohnern auferlegten; selbstverständlich war die Rechnung jedes Jahr anders. Außerdem bezog die Staatskasse von den Kaufleuten für die Kaufläden und von den Tabakspflanzern eine Abgabe, dann Grenzzölle, Pachtschilling von der Fischerei, von Flußfähren u. s. w. Neben den Staatsabgaben hatte die Rajah noch ihre Grundherren, die Spahi, zu befriedigen. Zunächst zahlte jeder Verheiratete 1 Piaster Kopfgeld, 2 Piaster Heiratstaxe, 2 Piaster Hutweidentaxe (kotar) für die Benutzung der Weide, 1 Piaster Mahltaxe für den Kopf, 2 Piaster Kesseltaxe von jedem Branntweinkessel, 4—10 Para Eicheltaxe für jedes Stück Schwein, schließlich einen Zehnten von Feld- und Gartenfrüchten und leisteten Frondienste. Sogar der Weltklerus mußte an die Spahi diese Abgaben entrichten. Natürlich mußte die Bevölkerung auch für ihre Knesen, Oberknesen und Geistlichen aufkommen. Der Bischof nahm z. B. in Serbien von jedem Hause 12 Piaster und forderte bei der Bereisung der Diözese nebst der Verpflegung noch 5 Piaster — weil sie für ihre Würde nach Konstantinopel zahlen mußten, so waren sie bestrebt, dies wieder einzubringen. Die Priester erhielten ordentliche Naturalabgaben und gelegentlich Zahlungen für Kirchendienste.

Noch drückender als die verschiednen Abgaben war für das Volk die Rechtspflege. In jeder Nahie war ein Kadi der Richter, dem als Vollstrecker der richterlichen Gewalt ein Musselim beigegeben wurde. Über den Kadi stand der Oberrichter (Mollah) einer ganzen Provinz vor. Alle diese Beamten erhielten sich nur von Gerichtsgebühren und -Bußen. Weil sie ihre Ämter,

erzählt Benjamin von Kállay, nur durch Bestechung erlangen konnten, so läßt sich denken, wie sie ihr Amt auszunutzen suchten. Das türkische Gesetz kannte keine andre Strafe als Geldbußen, ausgenommen für politische Verbrechen; selbst für Mord wurden nur Bluttaxen erhoben. Meist verfolgten die Beamten nur ihr Interesse; häufig litten unschuldige Leute. Besonders gefürchtet waren die Mussselims, weil sie mit dem Volke fortwährend in Berührung standen, mit den Verhältnissen vertraut waren und auf diese Weise den Gegenstand ihrer Gelüste oder ihrer Rache leicht fassen konnten. Weil überdies das Zeugnis von Christen vor Gericht ungiltig war, so gestaltete sich die osmanische Rechtspflege zu einer wahren Menschenpein, der man sich nur durch die Flucht entziehen konnte.

Eine andre Plage für die christliche Rajah waren die regulären türkischen Fußtruppen, die Janitscharen. Diese erhielten zwar anfangs keinen Grundbesitz, nur Sold, haben aber dann, als sie von Konstantinopel in die Provinzen verteilt wurden und die Macht im Reich an sich rissen, auch nach Grundbesitz gestrebt, wie ihn die Spahi hatten, und sich gewaltsam angeeignet, was ihnen gefiel. Die arme Rajah war nie ihrer Habe sicher; sie konnte sich mit den Worten Vergils trösten: „So baut ihr Nester, Vögel, nicht für euch; so tragt ihr Wolle, Schafe, nicht für euch; so sammelt ihr Honig, Bienen, nicht für euch; so zieht ihr Pflüge, Ochsen, nicht für euch!“ Besonders grausam war die alle fünf Jahre stattfindende Aushebung der männlichen, damit dem Islam verfallnen Jugend für das Janitscharenkorps (vgl. S. 121). Nur die Städte kauften sich durch große Summen los.

Weit erniedrigender und unerträglicher als alle diese Lasten war die Behandlung, die der Rajah von den Mohammedanern zu teil wurde. Da erst kam der Unterschied zwischen Eroberern und Unterjochten so recht zu Tage. Schon äußerlich, erzählt Kállay, wurde ihm Ausdruck gegeben. Die Kleidung der Rajah mußte einfacher sein. Sie durften keinen Kaftan und keine gold- oder silbergestickten Kleider tragen, keine schönern Häuser besitzen, keine bessern Pferde halten. Das Tragen des Säbels war ihnen verboten. In die Stadt durfte die Rajah nur zu Fuße gehen. Erschien der Christ vor einem Osmanen, so mußte er die Pistolen verbergen; begegnete er ihm auf dem Wege, so mußte er vom Pferde herabsteigen, und wenn er saß, vor ihm aufstehen. Außerdem konnte der Türke jeden Christen von der Straße herbeirufen und ihn Wasser tragen, Pferde hüten oder eine andre Arbeit verrichten lassen. Rücksichtslos waren die christlichen Weiber den Mohammedanern ausgeliefert, wenn sie ihnen nur gefielen; bei Hochzeiten wurde die Braut im Keller verborgen, ihr Haupt in Tücher eingehüllt.

Darum flüchteten die Christen in die unzugänglichen Berge und Wälder und übten von dort aus Rache an ihren Bedrückern. Ihre Zahl wuchs immer mehr. In slawischen Provinzen nannte man sie Hajduken, in Griechenland Klephthen. Es waren Räuber, die auch die Christen manchmal ausraubten. Aber in ihnen lebte der Freiheitssinn fort, und als Rächer des Volkes und Vorkämpfer der Freiheit wurden sie vom Volke geachtet, vor verfolgenden Türken geschützt und als Helden in Liedern gefeiert. Da die Christen sonst nicht wehrpflichtig waren, blieben sie die einzigen wehrhaften Leute.

In seinem Elende fand das Volk Trost bei seinen Knesen und Oberknesen, bei den Spahi, die es gewöhnlich milde behandelten, vor allem aber bei der Kirche. Nicht so sehr die Weltgeistlichen, vielmehr die Mönche waren beliebt. Die Klöster waren damals der Brennpunkt des nationalen Lebens. Sie genossen vom Staate Vorrechte und waren von den osmanischen Behörden weniger abhängig. Die Mönche allein durften Beichte und Kommunion abhalten, waren die einzigen Schriftgelehrten und erhielten den Rest der slawischen Kultur. Aus den

Erklärung der umstehenden Tafel.

1. Tättowierungen bei den Katholiken Mittel-Bosniens: Kreuze einfacher und zusammengesetzter Form, Kreise (der „Kolo"), Halbkreise (die „Ograda": Zaun oder Hegemauer; auf der obern Handfläche), Bänder (die „Narukvica": Armband; auf dem Handgelenke), Zweige („Jelica", als Aufsatz auf dem Kolo), Ähre (der „Klas"; auf der Unterseite des Unterarmes), Mond („Mjesec") und Sonne („Sunce"; auf dem Handrücken).

2 und 3. Bosnische Kursivschrift (Bosančica) aus dem 18. Jahrhundert:

2. aus einer herzegowinischen Handschrift;

3. auf einem Steindenkmal aus der Nähe von Fojnica.

Umschrift:

2. Od nas sirjaka (siromaka) Gaćana: Mostaj begu Pašinu i Muhamed begu Kapetanoviću i Ibrahim begu Bašagiću Ruku i nogu vi lubimo i u pet vakti namaza sa svijem našijem famelijama Vam dovu činimo i molimo Vas, a more biti i da vi je poznato od ulazka Austorije kao što je postavijo . . .

3. Pera mater Fra Šimunova koja zaspa u gospodinu na 1719.

Übersetzung:

2. Von uns armen Gackanern: An Mustaj-beg des Paschas Sohn und Muhamed-beg Kapitanović und Ibrahim-beg Bašagić. Wir küssen Euch die Hände und Füße und huldigen Euch zu allen fünf Zeiten der Waschungen mit allen unsern Familien und bitten Euch, und vielleicht ist Euch bekannt, wie es seit dem Einmarsch Österreichs festgesetzt wurde ...

3. Pera, die Mutter des Fra Šimun, welche in dem Herrn entschlafen ist im Jahre 1719.

4. Der Steinsessel (Gerichtsstuhl) des Jvaniš Pavlović, Sohnes von Paul Radinović, aus Bukovica in Bosnien; 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf der Stuhllehne in flachem Relief ein mit Blüten und Früchten behangner Baum. An der rechten Seite der Lehne eine männliche Gestalt mit einem Hut auf dem Kopfe, in beiden Händen den Knauf eines Schwertes haltend; an der linken Seite der Lehne eine Frauengestalt mit bekröntem Kopfe, in den Händen einen runden Gegenstand haltend. Auf der rechten obern Schrägfläche der Rücklehne das Wappen der Pavloviće; auf der linken obern Schrägfläche die Inschrift: Si [j]e stô Pavlovića Ivana (d. h. Das ist der Stuhl des Pavlović Jvan).

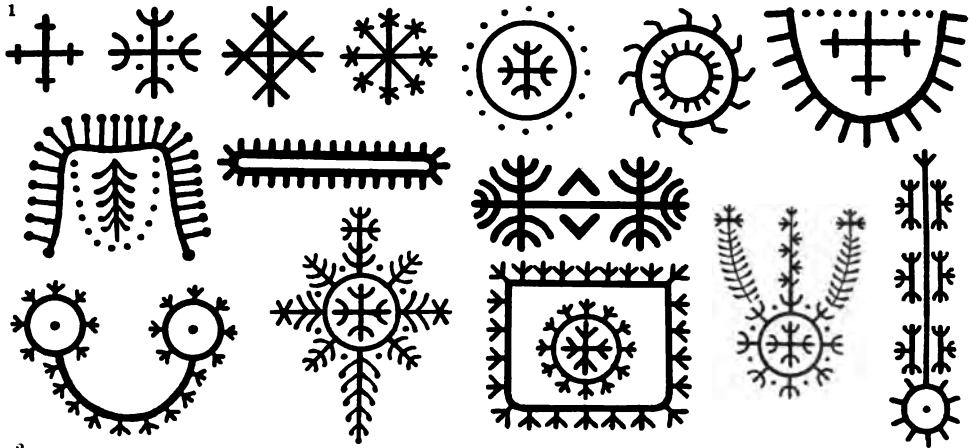
5. Der einer phrygischen Mütze ähnliche, hornförmige Bestandteil der Roga (Hornkappe), eines von Weibern im bosnischen Bezirke Srebrnica nur noch selten getragenen Kopfputzes. Das Horn ist aus getrockneten Leinsprößlingen geflochten, die gedrehte Spitze aus einem Wulste getrockneter Basilikum-Halme gedreht. Zu dieser phrygischen Mütze gehören: ein armdicker, aus Tüchern gedrehter und mit einem dunkeln Stoff überzogener Wulst, der bogenförmig die Stirne umrahmt, und ein etwa 10 cm breites, 40 cm langes rotes, an den Enden mit Glasperlenstickerei verziertes und mit dichten, langen Fransen aus roter Seide oder Baumwolle versehnes Band, das über die gekrümmte Spitze der Mütze gezogen wird und auf die Schultern herabhängt.

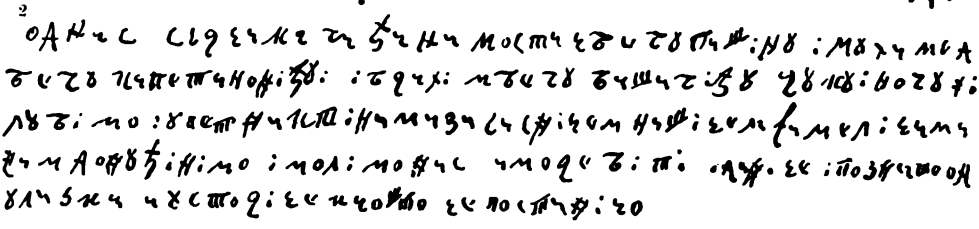
6 und 7. Eine Bronzemünze des serbischen Kaisers Stefan Uroš IV. (1355—1367). Vorderseite: Der Kaiser aufrecht, mit Krone, Zepter und Reichsapfel; zur Linken ein schreitender Löwe (der Löwe zur Rechten ist verwischt). Inschrift: VRO[S]IVS. Rückseite: Die Madonna mit betend emporgehobenen Händen (Ursprungsort vielleicht Dulcigno, dessen Schutzheilige die Madonna war). Inschrift: S[AN]C[TA MA]RIA.

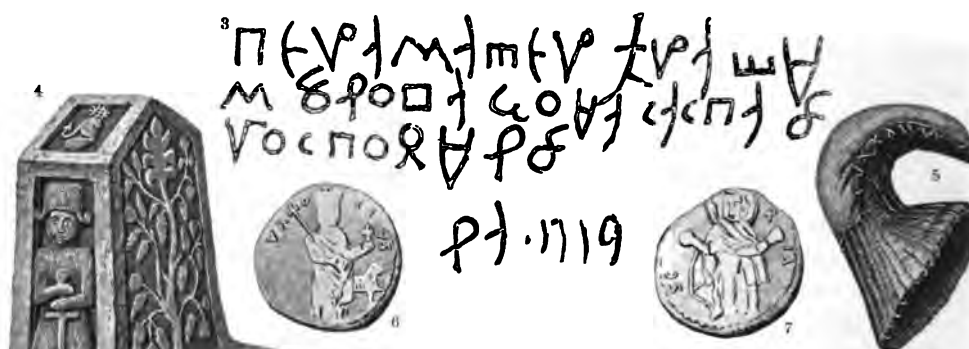
8. Kolo und Hirschjagd auf einem Grabdenkmal in Gacko: ein reitender Jäger jagt mit der Lanze einen Hirsch; darüber die Jugend paarweise im Reigen, daneben der Reigenführer. Um 1400.

9. Kolo auf einem Grabdenkmal in Nekuk bei Stolac: eine aus 3 Männern, 5 Frauen und 2 ganz kleinen Kindern (am Rande) bestehende Familie im Reigen, den der Reigenführer leitet. Um 1400.

(Nach dem II., III. und IV. Bande der Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, herausgegeben vom Bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigiert von Dr. Moriz Hoernes; Wien 1894—1896.)







Serbisch-bosnische Kultur.

fernſten Gegenden ſtrömte das Volk zu den Klöſtern; an Kirchweihfeſten entfaltete ſich hier ein reges Leben. Die Kaufleute boten ihre Ware feil; Lämmer und Schweine wurden am Spieße gebraten, und bei den Tönen der Hirtenpfeife oder des Dudelſacks tanzte die ſerbiſche Jugend den Nationaltanz Kolo (ſ. Fig. 8 und 9 der beigehefteten Tafel „Serbiſch-bosniſche Kultur"), der auch in Bulgarien bekannt war. Und Greiſe ſangen dazu die nationalen Heldenlieder.

9. Kroatien, Dalmatien und Raguſa; die kroatiſche Militärgrenze.

A. Kroatien und Dalmatien bis zum 16. Jahrhundert.

Während der ſerbiſche Staat ſeine Unabhängigkeit bis 1389 zu behaupten vermochte, iſt das rührige, kriegstüchtige und hochbegabte kroatiſche Volk ſchon Ende des 11. Jahrhunderts von ſeinen Nachbarn tributär gemacht worden; hatte ſich Serbien auf Koſten der zerfallenden Reiche von Byzanz und Bulgarien leicht bereichern können, ſo hatte Kroatien mit dem aufblühenden ungariſchen Staat und mit Venedig, damals der erſten Handelsmacht von Europa, zu thun gehabt. Trotzdem wäre Kroatien vielleicht nicht unterlegen, wenn es nicht innere Zwiſtigkeiten geſchwächt hätten. Während das binnenländiſche Kroatien mit Ungarn vereinigt blieb, kämpften um die Herrſchaft über das maritime Kroatien (Dalmatien) Venedig und Ungarn miteinander lange Zeit und mit wechſelndem Glücke. Vorübergehend hat ſich im 14. Jahrhundert der bosniſche König Twrtko (S. 292) Dalmatiens bemächtigt und den Titel: „Rex Croatiae et Dalmatiae" angenommen; auch nach ſeinem Tode (1391) behielt Bosnien einen Teil des ſüdlichen Dalmatien, der fortan den Namen Herzegowina führte. Im 14. Jahrhundert traten als Bewerber um den Beſitz Dalmatiens außer Ungarn und Venedig noch die Anjous von Neapel auf, bis König Ladislaus das Gebiet von Zadar für 100,000 Dukaten an Venedig verkaufte und ſo den Streit um Dalmatien zu Gunſten Venedigs entſchied: ſeitdem unterwarfen ſich viele Städte freiwillig der venezianiſchen Herrſchaft, während der Einfluß Ungarns immer mehr ſchwand.

Dadurch haben ſich die Schickſalswege der beiden Brüderſtämme geſchieden. Während die Serben in den byzantiniſchen Einfluß gerieten, der griechiſchen Kirche und Kultur ſich anſchloſſen, lebte Kroatien, mit dem Weſten vereinigt, unter ganz andern Bedingungen. Wo die Grenze zwiſchen den ſerbiſchen und den kroatiſchen Anſiedlungen läuft, dort läuft auch die Grenze zwiſchen dem Oſten und dem Weſten Europas, zwiſchen der griechiſchen und der römiſchen Welt.

a) Das binnenländiſche Kroatien bis zur türkiſchen Eroberung.

Aber auch die Schickſalswege beider Teile Kroatiens gingen auseinander. Während die Küſte, im Banne der romaniſchen Welt, an deren kultureller und wirtſchaftlicher Entwicklung teilnahm, blieb das binnenländiſche Kroatien bei Ungarn, wo es nach und nach verkümmerte. Auch kirchlich wurden beide Teile getrennt, als 1095 Ladislaus der Heilige von Ungarn in Agram ein Bistum gründete und es dem Graner Erzbistum unterordnete. Im Jahr 1853 iſt dann Agram zum ſelbſtändigen Erzbistum erhoben worden. Hier in der Agramer Diözeſe wurde der ſlawiſche Ritus durch den lateiniſchen allmählich verdrängt, während er ſich in Dalmatien behauptete, nachdem ihn Innocenz IV. 1248 als gleichberechtigt mit dem lateiniſchen anerkannt hatte. Heute iſt die ſlawiſche Liturgie in der ganzen Diözeſe Zengg geſtattet,

während im übrigen Kroatien nur die Epistel und das Evangelium slawisch gelesen werden dürfen. Zwar haben sich auch in dem ungarischen Kroatien Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche erhalten, die sich in der Türkenzeit (seit Suleiman II.) durch bosnische und serbische Flüchtlinge sogar vermehrt haben; zwar gibt es noch heute im Lande dreizehn griechisch-orientalische Klöster — dessen ungeachtet ist Kroatien ein entschieden katholisches Land geblieben.

Unter den Städten tritt außer dem alten, noch aus römischen Zeiten stammenden Sissek vor allem Kreutz hervor, wo der ungarische König Koloman 1097 mit den Kroaten den Vertrag geschlossen haben soll, und wo später der kroatische Landtag sich zu versammeln pflegte. Sonst hat sich hier das städtische Leben spät entfaltet: Warasdin z. B. bekam seine städtischen Freiheiten 1209 von Andreas II. Erst Béla IV. förderte durch neue Vorrechte das Städtewesen, hauptsächlich durch die Verwüstungen der Mongolen (1241) dazu gezwungen.

An der Spitze der kroatischen Regierung stand ein Banus, dessen Würde, ursprünglich der eines Vizekönigs gleichkommend, sich trotz aller Schmälerungen, die sie im Laufe der Zeit erfuhr, bis auf unsre Tage erhalten hat. War der Banus auf Vorschlag der Stände vom König ernannt, so wurde er von dessen Abgesandten unter Begleitung von tausend Reitern, dem „Banalheere", feierlich in Agram eingeführt. In der rechten Hand das Zepter als Zeichen der ritterlichen, in der linken die Fahne als das der militärischen Macht haltend, leistete er in der Markuskirche den Ständen den Eid nach der Formel, die ihm der königliche Bevollmächtigte vorsagte. Die Befugnisse des Banus waren groß. Er hatte das Recht, die Stände nach seinem eignen Gutdünken zu versammeln, ohne vorher die Bewilligung des Königs einzuholen, präsidierte dem Landtag und unterschrieb dessen Beschlüsse. Er war der oberste Richter, von dessen Urteil nur an den König eine Berufung möglich war, der oberste Befehlshaber sämtlicher kroatischen Truppen und führte im Kriege das Banalheer persönlich an; ja es wurden sogar Münzen mit seinem Namen geprägt. Darum teilte Ludwig der Große 1359 Kroatien unter mehrere Bane; doch war dies nur vorübergehend, besonders weil die türkische Not eine starke Grenzgewalt erforderte.

Der höchste gesetzgebende Körper Kroatiens war von jeher der Landtag, dessen Einberufung vor der Union mit Ungarn dem Könige, nach ihr dem Banus zukam. Ursprünglich wurde er in Dalmatien, nach Verlegung des Schwerpunkts gegen Norden aber in irgend einer kroatischen Stadt abgehalten: in Agram, Kreutz, Warasdin, Čakathurn oder Krapina. Gesetzgebung, Steuerbewilligung, Truppenaushebung, Beamtenwahl und Verwaltung bildeten die wichtigsten Befugnisse des kroatischen Landtags. Die Versuche Ludwigs des Großen, die Finanzverwaltung Kroatiens mit der ungarischen zu vereinigen, hatte nach seinem Tode die Erhebung Kroatiens zur Folge; sein Schwiegersohn, König Siegmund, ließ daher davon ab.

Trotz dieser Vorrechte hat sich Kroatien nicht recht entfalten können. Als Grenzland wurde es bei jedem Krieg am meisten in Mitleidenschaft gezogen. Daher hätte es einer andern Fürsorge bedurft, als die war, die ihm von seiten Ungarns zu teil werden konnte. Besonders litt Kroatien in der Türkenzeit. Da hat sich am klarsten gezeigt, daß Ungarn seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Das Land verödete förmlich, und die Steuerfähigkeit Kroatiens versiegte immer mehr. Während früher das Kreutzer Komitat allein an 12,000 Steuerhäuser hatte, gab es deren Ende des 16. Jahrhunderts im ganzen Lande kaum 3000.

b) Dalmatien unter venezianischer Herrschaft.

In dem venezianischen Dalmatien genossen die Städte und Bezirke eine gewisse Selbstverwaltung unter Wojewoden, Rektoren, Prioren; das städtische Gemeinwesen blühte ja an

der Adria schon seit römischen Zeiten. Es hob sich der Wohlstand, und dadurch erreichte auch die Kultur einen hohen Grad. Aber auch die venezianische Herrschaft nahm ihr Ende, als von 1522 und namentlich 1539 an die Osmanen des größern Teiles von Dalmatien sich bemächtigten, während Venedig bloß die Inseln zu behaupten vermochte (vgl. S. 150). Damals stand die Türkei auf der Höhe ihrer Macht. Selbst Ungarn wurde erobert, und in Pest erglänzte seit 1541 der Halbmond über dem Kreuze. So teilten beide Kroatien wieder dasselbe Schicksal.

B. Ragusas Blütezeit.

Nur ein kleines Stadtgebiet an der äußersten Südspitze des dalmatinischen Küstenlands vermochte seine Unabhängigkeit halbwegs zu behaupten: die slawische Handelsrepublik Ragusa. Das Gebiet des heutigen Ragusa deckt sich mit dem des einstigen griechischen Stadtgebiets von Epidauros, das in den Briefen Gregors I. zum letztenmal genannt wird. In der byzantinischen Zeit bildete es einen Teil des Thema Dalmatien. Nach der Einwanderung der Slawen wurden die Romanen, wie Konstantin VII. Porphyrogennetos erzählt, aus der Stadt verdrängt und gründeten in der Nähe auf einem unzugänglichen Felsen eine neue Stadt, die lateinisch Ragusium, griechisch *Ῥαούσιον*, slawisch Dubrovnik genannt wurde. Sie war der Sitz des byzantinischen Strategos und des Bischofs, der dem Erzbistum in Spalato unterthan war. Im 12. Jahrhundert wurde hier ein eignes Erzbistum gegründet. Die „Gens Ragusea", fühlte sich mehr und mehr unabhängig und kämpfte im ausgehenden 11. Jahrhundert mit den Normannen gegen Byzanz. An der Spitze des ragusanischen Stadtstaats erscheinen schon im 12. Jahrhundert Consules und Comites, obwohl er dem Namen nach noch unter dem byzantinischen „Dux Dalmatiae et Diocliae" stand. Gegen Venedig, das neben Dalmatien auch Ragusa gern besetzt hätte, mußte die Stadt oft Krieg führen. Als nach dem Tode Kaiser Manuels 1180 bei der allgemeinen Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse Stefan Nemanja von Serbien sich drohend erhob, begab sich die Stadt in den Schutz der normännischen Könige beider Sizilien. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) erschien vor Ragusa die venezianische Flotte: da mußte es sich zur Anerkennung der Oberhoheit Venedigs bequemen. Die alte Stadtverwaltung wurde den Ragusanern belassen; nur residierte von jetzt ab hier ein venezianischer Comes. In der Zeit von Venedigs Vorherrschaft gestalteten sich die Beziehungen Ragusas besonders freundschaftlich zu den Serben, so daß deren Herrscher der Republik oft bedeutende Landstriche schenkten. Nach dem Tode Dušans, in der Zeit des magyarisch-venezianischen Kampfs um Dalmatien, mußte Venedig 1358 auf den ganzen Landstrich zwischen Quarnero und Albanien verzichten, und Ragusa kam unter die ungarische Herrschaft, bis es 1526 nach der Schlacht bei Mohács der Türkei einverleibt wurde.

Das nationale Angesicht der Stadt hatte sich längst verändert. Zwischen zwei serbischen Stämmen, den Zachlumjern und Narentanern, eingezwängt, war sie der Slawisierung so stark ausgesetzt, daß schon Anfang des 11. Jahrhunderts das Romanentum nur noch in der Minderheit war.

Ihres ausgebreiteten Handels wegen war die slawische Handelsrepublik im ganzen Oriente bekannt; selbst der Araber Edrisi erwähnt Ragusa. Die Reihe ihrer Handelsverträge beginnt der Vertrag mit Pisa vom Jahr 1169; dann folgen der mit dem Ban Kulin von Bosnien (1189) und der mit Bulgarien von 1230. Besonders günstige Vorrechte wurden ihnen von den serbischen Herrschern gewährt. Für die Privilegien zahlten die Ragusaner jährlichen Tribut. So entrichteten sie an Serbien 1000 Perper und 50 Ellen Scharlachtuch jährlich

am Tage des heiligen Demetrius. An Stefan Dušan zahlten sie nur 500 Perper, und selbst diese trat er dem Kloster Chilandar auf Athos ab, was bis zur Aufhebung der Republik durch die Franzosen 1808 gegolten hat. An Bosnien wurden 500 Perper, dann an Ungarn 500 Dukaten abgeführt. Fast der ganze Handel auf der Balkanhalbinsel befand sich in den Händen der Ragusaner, mit denen selbst die Venezianer und Genuesen nicht gleichen Schritt halten konnten. Ragusanische Kolonien, erzählt Jireček, gab es in vielen serbischen und bulgarischen Städten. Die Flagge der Ragusaner sah man damals auf allen Meeren; auf Faktoreien und Konsulate von ihnen stieß man in allen bedeutenden Städten des Orients. Erst in der Zeit der türkischen Herrschaft verfiel der Handel Ragusas, obwohl es auch von den Sultanen Privilegien in slawischer Sprache erhielt: es mußte aber 12,500 Dukaten Tribut zahlen.

Der Wohlstand der kleinen Republik brachte es mit sich, daß hier seit dem 15. Jahrhundert die Kultur mächtig aufzublühen begann. Mathematik und Astronomie, dann Litteratur, vor allem slawische Poesie fanden hier glänzende Vertreter. Ragusa übte einen großen Einfluß auch auf die Kultur andrer Slawen auf der Balkanhalbinsel aus; man nannte Ragusa das slawische Athen.

C. Die kroatische Militärgrenze.

Nicht viel besser als den Serben erging es in der Türkenzeit dem ungarischen Kroatien: das Land verödete. Als aber die Kroaten unabhängig von Ungarn 1527 das Haus Habsburg auf den kroatischen Königsthron erhoben, spielte Kroatien in Österreich fortan eine hervorragende Rolle; dessen Herrscher erkannten seine Bedeutung im Verteidigungswerke gegen die Türkei. Bald wurden die tapfern Kroaten die vorzüglichste Stütze des Reichs nicht nur gegen die Osmanen, sondern auch gegen andere mächtige Feinde im Westen Europas. Im 16. Jahrhundert begann die Befestigung des Lands. Die Schlösser und Burgen der kroatischen Magnaten wurden in Festen verwandelt; außerdem wurden längs der Grenze an wichtigern Punkten neue Festungen gebaut. Dann wurde die Bevölkerung, die noch dort geblieben war, zum Kriegsdienst angehalten; Flüchtlinge aus den türkischen Nachbarländern fanden willkommne Aufnahme. So wurde der verlaßne Boden nach und nach wieder bevölkert. Weil aber Kroatien selbst diese Militärlasten nicht tragen konnte, anderseits die Nachbarländer von einer militärischen Verwaltung der Grenzstriche bloß Nutzen hatten, so war es nur billig, daß auch Krain, Steiermark und Kärnten zur Zahlung der gemeinschaftlichen Kosten herangezogen wurden. Dies war der Anfang zur Bildung der kroatischen Militärgrenze, nachdem früher schon Ludwig I. das Kapitanat in Zengg errichtet und Matthias Corvinus Flüchtlinge (Uskoken; vgl. S. 158) an der Grenze angesiedelt hatte.

Besondere Verdienste um die Organisierung der Militärgrenze erwarb sich Erzherzog Karl von Steiermark. Er ließ die großen Festungen Karlstadt (1579) und Warasdin (1595) erbauen. Das Land jenseit der Kulpa bis zum Adriatischen Meer und dann der slawonische Grenzsaum bis zur Sawe wurden so befestigt und in zwei Generalate geteilt; das eine wurde die kroatische oder Karlstädter Grenze, das andere die slawonische, windische oder auch Warasdiner Grenze genannt. Es hat sich bei der Anlage der Festungen vor allem um die Verteidigung der Wasserstraßen gehandelt, die von den Türken benutzt wurden, nämlich um die Save-, Kulpa- und Draulinie. Obwohl nach kroatischem Staatsrechte der Banus der oberste Befehlshaber aller in Kroatien stehenden Truppen war, entwickelte sich die militärisch organisierte Grenze immer mehr zu einem unmittelbaren Reichslande; beide Militärgrenzen standen

unter dem Hofkriegsrat in Graz. Zwar erhoben die kroatischen Stände dagegen Einspruch, weil sie die Militärgrenze immer als einen integrierenden Teil Kroatiens betrachteten, und bewirkten auch, daß manchmal an die oberste Leitung der Grenze der Auftrag erging, im Einvernehmen mit dem Banus zu handeln. Aber erstens ordneten sich die fremden Generale nicht gern unter; außer dem Banus waren für die Unabhängigkeit der Militärgrenze auch die Stände von Krain und Steiermark, da ja die Grenze bereits ein herrenloses Land gewesen und nur durch ihre großen Opfer der Monarchie erhalten worden sei, während Kroatien sein Recht darauf verwirkt hätte.

Ungeachtet der kroatischen Einsprüche war die Militärgrenze seit Ferdinand III. ein besonderes Kronland und erhielt eigne Rechte. Der Bauer war hiernach frei und nur dem Kaiser allein unterthänig. Vom 18. Lebensjahr an war jeder Grenzer militärpflichtig und mußte stets bereit sein, zur Verteidigung die Waffen zu ergreifen. Das Land wurde in Bezirke („Kapitanate") geteilt. Jede Gemeinde wählte sich ihren Vorsteher. Alle Gemeinden eines Kapitanats wählten ihren gemeinschaftlichen Richter, der, wie auch die Gemeindevorsteher, vom Kommandierenden bestätigt werden mußte. Weil unter der Bevölkerung die griechische Kirche die meisten Anhänger zählte, so erhielt diese gleiche Rechte mit der katholischen.

Ähnlich haben die kroatischen Stände das Land zwischen Kulpa und Unna organisiert, und weil hier der Banus Oberbefehlshaber war, so wurde diese Grenze Banalgrenze genannt. Als im Karlowitzer Frieden 1699 die einst von den Osmanen besetzten Gebiete Kroatiens und Slawoniens wiedergewonnen wurden, wurde für das befreite Slawonien in Essek ein drittes Generalat errichtet, von dem jedoch 1745 drei slawonische Komitate abgetrennt und der Zivilverwaltung übergeben wurden.

An der Unabhängigkeit Militär-Kroatiens lag auch den österreichischen Herrschern viel, weil sie hier das erste stehende und stets kampfbereite Kriegsvolk hatten. Kaiser Karl VI. ließ daher alle kroatischen Militärgrenzen von neuem organisieren. So wurde das Generalat Essek in drei, Warasdin in zwei, Karlstadt in vier und die Banalgrenze in zwei Regimenter eingeteilt. Im 18. Jahrhundert wurden längs des ganzen türkischen Grenzsaums bis nach Siebenbürgen Militärgrenzen nach dem Muster der kroatischen organisiert: 1764 die Székler Grenze, 1766 die walachische. In den Friedenszeiten mußte der Postendienst bloß in den längs der türkischen Grenze stehenden Cordaken versehen werden. Obgleich fremde Soldaten aus der Grenze grundsätzlich entfernt wurden, so bekleideten die Offiziersstellen doch überwiegend Nichteinheimische; die Amtssprache wurde durchgehends die deutsche. Vom 17. bis zum 60. Jahre war jeder Grenzer militärpflichtig. Den Bewohnern wurde der Grundbesitz sichergestellt. Mehr und mehr erstarkte der militärische Geist in der kroatischen Grenzbevölkerung. Ihre Freiheiten erzeugten eine entschiedne Abneigung gegen Zivil-Kroatien, wo die Grundherren ihre Unterthanen schwer bedrückten und die katholische Kirche Staatskirche war

10. Die Befreiung der Südslawen vom türkischen Joche.

Die türkische Not, der gemeinsame Feind, war ein Band, das die zerstreuten Splitter des serbo-kroatischen Stamms wieder einander näher brachte, nicht nur im politischen, sondern auch im litterarischen und kulturellen Leben. Den Kroaten war wenigstens die Möglichkeit gegeben, im Kampfe die Befriedigung ihres Rachegefühls zu suchen. Die Serben aber, denen selbst das Tragen der Waffen verboten wurde, mußten in stummer Ergebung das harte Schicksal tragen. Zur Zeit, als Kroatien sich mit jenem Grenzwalle zu umgeben begann und dadurch

widerstandsfähiger wurde, stand die Türkei auf der Höhe, und der serbische Stamm erblickte keinen Strahl einer Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Daher kehrten viele ihrem heimatlichen Boden den Rücken und flohen über die Grenze nach dem glücklichern Kroatien, um wenigstens von dort aus den Kampf gegen ihre Unterdrücker führen zu können.

Aber im 17. Jahrhundert, als der osmanische Staat politisch sich schon ganz entwickelt hatte, zeigte es sich, daß sich seine Grundlage wohl für das kriegerische und politische, nicht aber für das soziale und kulturelle Leben eigne, daher nicht fortschrittlich und ganz ungeeignet sei zur Herrschaft über fremde Nationen. Der türkische Staat war auf theokratischem Grund aufgebaut; der Koran war Bibel und Gesetzbuch zugleich. Bekannten nun die unterjochten Völker eine andre Religion, so konnten sie nicht vollberechtigte Bürger des osmanischen Reichs sein, sondern mußten immer in unterthäniger Stellung verbleiben. Indem in Westeuropa das bürgerliche Gesetz, von dem kanonischen verschieden, zuließ, daß auch Andersgläubige vollberechtigte Staatsbürger seien, konnten sie leichter in Treue erhalten und eingegliedert werden. Der Türkei war das unmöglich. Nur die Mohammedaner hatten Rechte — die rechtlose christliche Rajah konnte nur in der Vernichtung der bestehenden Zustände, also des osmanischen Reichs, die Gewähr einer bessern Zukunft erblicken. Dies gilt noch heute von der Türkei. Es ist daher begreiflich, daß die christliche Bevölkerung immer nur auf den Augenblick wartete, wo sie das drückende türkische Joch abschütteln konnte. War der Druck unerträglich, so wanderte das Volk massenhaft aus. Wie stark der religiöse Fanatismus bei den Türken war und ist, erhellt daraus, daß die Religion noch heute das ganze soziale, kulturelle und politische Leben der Türkei beherrscht.

Der Zahl nach waren die Slawen den Türken überlegen. Überall im Reiche wimmelte es von Mohammedanern slawischer Abkunft, im Heere wie im Beamtenkörper. Nach dem Zeugnisse des Paolo Giovio (1531) und anderer Gewährsmänner sprach fast das ganze Janitscharenkorps slawisch. Zahlreiche Slawen haben es zu Weziren und Großweziren gebracht. Unter Mohammed Sokolović (Sokolli; S. 154) im 16. Jahrhundert waren die Hälfte der Wezire Slawen. Mehrere Sultane waren der slawischen Sprache mächtig; ihre Kanzlei stellte slawische Urkunden in kyrillischer Schrift aus. Das türkische Reich war, wie der serbische Geschichtschreiber Čed. Mijatović bemerkt, auf dem Weg, ein mohammedanisches Slawenreich zu werden.

A. Österreich und Rußland als Nothelfer.

Doch das Los der christlichen Rajah war dadurch nicht gebessert. Fast dreihundert Jahre schon seufzten diese Stämme unter dem türkischen Drucke. Hilfe konnte nur von außen kommen. Der erste Hoffnungsstrahl drang zu den Unterjochten, als Österreich 1684—86 unter Karl von Lothringen (S. 161) zu wiederholten Malen die türkischen Heere schlug und mehrere Provinzen besetzte. Damals faßte der Wiener Hof den großen Plan, die Balkanvölker gegen die Pforte auszuspielen, und trat mit dem Patriarchen von Ipek, Arsen Černojević, und mit Georg Branković, der angeblich aus der alten serbischen Fürstenfamilie stammte, in Verbindung. Branković ging 1688 mit seinem Bruder nach Rußland, um dort Geld zur Erbauung der serbischen Metropolitankirche zu sammeln und auch Rußland für den Krieg gegen die Pforte zu gewinnen; vom Wiener Hofe wurde er zum Freiherrn, dann zum Grafen gemacht. Der österreichische Oberfeldherr Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (S. 162) erließ einen Aufruf an die Slawen Albaniens, Bosniens und der Herzegowina, mit ihm gegen die Türkei zu kämpfen. Schon wandten die Südslawen ihre Neigung Österreich zu, als der Wiener Hof Georg Branković, der sich bereits Despot von Illyrien, Serbien, Syrmien, Mösien und Bosnien genannt

hatte, festnahm und in Wien, dann in Eger einsperrte, wo er 1711 gestorben ist. Dies wirkte natürlich störend auf das Verhältnis der Serben zu Österreich. Doch wurde der Befreiungskrieg weiter geführt. Unter den Südslawen gab es eine alte Sage: es werde sie einmal ein Held vom Türkenjoche befreien, der auf einem Kamel und mit fremdländischen Tieren kommen werde. Diese Sage benutzend, erschien Enea Silvio Piccolomini, ein General des badischen Markgrafen, mit Kamelen, Affen und Papageien unter dem serbischen Volk und rief es zu den Waffen. 1690 ließ Kaiser Leopold I. von neuem verkünden, daß er die konfessionellen und politischen Rechte „allen slawischen Völkern von ganz Albanien, Serbien, Mysien, Bulgarien, Silistrien, Illyrien, Makedonien und Rascien" verbürge und sie wider die Türken zu den Waffen rufe. In demselben Jahre wanderten 36,000 serbische und albanesische Familien unter Führung des Patriarchen Arsen Černojević aus Serbien aus. Von Belgrad aus schickten sie den Bischof von Janopol, Jesaias Diaković, als Bevollmächtigten der „Kommunität der griechischen Raizen" an den Wiener Hof. Der Kaiser erteilte die gewünschten Bürgschaften für das ganze Volk und in einem besondern Freiheitsbriefe für die drei Branković. Černojević erhielt die Zusicherung der Metropolitangewalt „für ganz Griechenland, Rascien, Bulgarien, Dalmatien, Bosnien, Janopol, Herzegowina und über alle Serben in Ungarn und Kroatien". Dann zogen die Serben über die Save und siedelten sich hauptsächlich in Slawonien, Syrmien und in einzelnen Städten Ungarns an; zum Sitze des serbischen Patriarchen wurde Karlstadt gewählt. Die Freiheiten der Eingewanderten, oft genug durch die ungarischen Munizipal-, Kirchen- und politischen Behörden angefochten, sind stets vom Kaiserhofe bestätigt und die Serben in Schutz genommen worden. Raschere Erfolge gegen die Osmanen erzielte man, als im Juli 1697 an die Spitze der österreichischen Truppen Prinz Eugen von Savoyen trat. Der große Sieg bei Zenta (S. 163) war der erste Vorbote des Verfalls der türkischen Herrschaft in Europa; fortan stritt namentlich das kleine Montenegro erfolgreich gegen die Osmanen.

Doch entscheidend waren erst die Kriege Rußlands gegen die Türkei. Lange hatte sich ganz Westeuropa bemüht, Rußland zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen; aber erst Peter der Große unternahm 1711 jenen Zug, der bei allen Balkanslawen große Hoffnungen erweckte. Gleichzeitig brachte als erster russischer Gesandter Oberst Mich. Miloradović, ein gebürtiger Herzegowiner von Neretwa, nach Cetinje ein Schreiben von Peter dem Großen, das die Montenegriner zum Kampf aufrief; er wurde mit Jubel aufgenommen. Darauf reiste Danilo Petrović Njegoš, Metropolit und Herrscher von Montenegro (1697—1735), nach Rußland (1715), wurde dort reichlich beschenkt und bekam das Versprechen, künftighin unterstützt zu werden. Die Südslawen bauten fortan mehr auf das stamm- und glaubensverwandte Rußland als auf Österreich. Doch verlief der Feldzug von 1711 unglücklich. Viele Jahre vergingen, bis Rußland unter Katharina II. einen zweiten Vorstoß unternahm. 1774 erhielt Rußland das Protektorat über die Donaufürstentümer und über alle Christen griechischen Glaubens. Wieder lenkte Katharina ihr Augenmerk auf das kriegstüchtige Montenegro und schickte 1769 den General Georg Dolgorukij nach Cetinje. 1788—91 bearbeiteten dann der russische Oberstleutnant Graf Jvelič und der österreichische Major Vukasović Montenegro in demselben Sinne.

B. Das Befreiungswerk des 19. Jahrhunderts.

Endlich begann die Morgenröte der Freiheit zu leuchten. Überall hatte ihr die Litteratur vorgearbeitet; schon 1762 hatte z. B. der Mönch Paysios auf Athos eine Chronik verfaßt, die bei allen Bulgaren die Erinnerung an die bessere Vergangenheit wachrief und wach erhielt;

1806 erhoben sie sich hie und da. Die Griechen, deren sich nicht bloß Rußland, sondern ganz Europa annahm, gründeten Vereine. Bei den Serben, die sich von allen Bruderstämmen zuerst (1804) empörten, hatte der Klerus die Bewegung eingeleitet; an die Spitze des Aufstands stellte sich der tapfere Karageorg (vgl. Stammbaum I auf der beigehefteten „Übersicht der Karageorgiević" u. s. w.). Doch alles dies hätte wenig geholfen, wenn nicht Rußland von neuem die Osmanen besiegt hätte. Im Bukarester Frieden (1812) wurde den Serben Amnestie zugesichert und die innere Selbstverwaltung gewährt. Im Jahr 1817 wurde Miloš Obrenović (vgl. Stammbaum II) von der serbischen Volksversammlung zum Fürsten gewählt. 1821 erhoben sich die Griechen unter der Führung des Fürsten Alexander Ypsilantis. Neue russische Siege nötigten die Türkei zu dem Frieden von Adrianopel (1829), worin sie die Unabhängigkeit des Fürstentums Serbien und (1830) die des griechischen Königreichs anerkennen mußte. So entstanden nach und nach die Kleinstaaten, die wir jetzt auf der Balkanhalbinsel finden (s. die Karte bei S. 163). Abgesehen von den Slawen Dalmatiens, die 1797 im Frieden von Campo Formio an Österreich gekommen waren, erhoben sich nun als mehr oder weniger selbständig Bulgarien, Serbien und Montenegro. 1809 (1811) hatte es sogar den Anschein, daß ein neues slawisches Reich an der Adria entstehen werde: Illyrien, eine Schöpfung Napoleons (s. die Karte von Mitteleuropa bei S. 57 von Bd. VIII).

Nur Ragusa (S. 298) hörte damals auf, eine eigne Rolle zu spielen. In der Zeit der französischen Revolution hatten um seinen Besitz Russen und Franzosen gekämpft; die letztern bemächtigten sich 1806 der Stadt durch eine List. General A. F. L. Viesse de Marmont, der Ragusa eine „Oase mitten in der Barbarei" nannte, residierte hier 1807—09 („Herzog von Ragusa"); Napoleon, der aus Ragusa einen großen französischen Hafen für den Orient machen wollte, erklärte unterm 31. Januar 1808 die Republik für aufgehoben. Später zeigten die Ragusaner oft den Willen, die alte Republik wiederherzustellen; aber es fehlte ihnen an Einigkeit. 1814 vereinigte General Theodor Milutinović Ragusa mit Österreich, was im Pariser Frieden und 1815 auf dem Wiener Kongresse bestätigt wurde. Dagegen hielt Montenegro, wo Marmont seinen Einfluß ebenfalls geltend machen wollte, zu Rußland. Zwar erkaltete von 1807—25 unter Alexander I. das Verhältnis; doch unter Nikolaus I. wurde es wieder besser, und Montenegro erhielt sogar die rückständigen Hilfsgelder ausgezahlt. Peter II. Petrović (vgl. Stammbaum III), Wladika 1830—51, in Sankt Petersburg geweiht, hob die Würde des weltlichen Gubernators auf und verwaltete das Land selbst. Er errichtete Schulen, Buchdruckereien, führte Steuern ein, errichtete eine Garde als Kern eines stehenden Heers und schuf einen Senat aus zwölf Mitgliedern; persönlich zeichnete er sich als Dichter aus. Nach ihm kam zur Regierung sein Neffe Danilo I. (1851—60), der sich mit Zustimmung Österreichs und Rußlands am 21. März 1852 zum erblichen weltlichen Fürsten ausrufen ließ und so sein bisher wesentlich geistliches Fürstentum säkularisierte (s. die Karte beim Abschnitt „Bulgarien"). Als er am 12. August 1860 von der Kugel des Montenegriners Todoro Kadić tödlich getroffen war, folgte ihm übernächsten Tage sein Neffe, der noch regierende Nikita Petrović.

In Serbien, das wie Moldau, Walachei und Griechenland Tribut zahlen mußte, hatten die Osmanen Belgrad vorderhand noch behalten dürfen. Miloš stand unter dem Einflusse Rußlands und regierte daher ohne Volksversammlung, riß Handelsmonopole an sich und reizte dadurch sein Volk so sehr gegen sich auf, daß 1835 ein Aufstand gegen ihn ausbrach. Im Jahr 1838 wurde ein „Organisches Statut" (ustav) ausgearbeitet mit einem Senat an Stelle der Volksversammlung; Miloš beschwor die Verfassung, hielt sie jedoch nicht und dankte 1839

Übersicht der Karageorgievič, der Obrenovič u. der Petrovič Njegoš.

I. Georg Petrović, genannt Czerny (Zrni) oder Karageorg („schwarzer Georg"), * 21. Dez. 1762 in Wischewzi bei Kragujewatz von armen Eltern, † 25. Juli 1817
G. Helene N.N., * 1765, † 8. Febr. 1842

- Alexis, * 1801, † 1830
  - Georg Karageorgievič * 1827, † 1884
    - Alexis, * 1859 (Bad Eblach)
    - Bosidar, * 1861, u. andre „Prinzen" Karageorgievič
- Alexander, * 11. Okt. 1806 in Topola, 14. Sept. 1842—24. Dez. 1858 (3. Jan. 1859) Fürst von Serbien, † 3. Mai 1885 in Temesvar 1. Juni 1830 G. Persida Nenadović, * 14. Febr. 1813, † 10. April 1873 in Wien
  - Peter Petrović, * 11. Juli 1844 in Belgrad, König von Serbien 15. Juni 1903 11. Aug. 1883 G. Zorka Ljubitza von Montenegro, * 23. Dez. 1864, † 16. März 1890 in Cetinje
    - Helene * 4. Nov. 1884
    - Georg, * 9. Sept. 1887, Erbprinz 15. Juni 1903
    - Alexander * 16. Dez. 1888
  - Arsenius, * 1859, russ. Gardeoffizier a. D. 1882 G. Aurora Demidow di San Donato (geschieden)
    - Paul, * 1892
- Michael (versuchte 1875 eine Erhebung in Serbien)

II. Obren von Brusnizza 1. Ehe Wišnja 2. Ehe Theodor gen. Tescho, Bauer in Dobrinje
Milan Obrenović, † 1810

- Miloš Todorović, * 1780, seit 1810 „Obrenović", Fürst von Serbien 6. Nov. 1817—13. Juni 1839 und 23. Dez. 1858—26. Sept. 1860 G. Ljubitza (oder Militza) Vukamanović aus Brusnizza, † um 1850
  - Milan Obrenović II., * 12. Okt. 1819, Fürst 13. Juni bis 8. Juli 1839
  - Michael Obrenović III., * 4. Sept. 1823, Fürst 8. Juli 1839 bis 7. Sept. 1842 und 26. Sept. 1860 bis 29. Juni 1868 (ermordet) 1. Aug. 1853 G. Julie Hunyadi von Kéthely, * 26. Aug. 1831 (geschieden)
    - Milan Obrenović IV. (I.), * 22. Aug. 1854, Fürst 2. Juli 1868, suverän 3. März 1878, König v. S. 6. März 1882 bis 6. März 1889, † 11. Febr. 1901 illegitim [sp. Frau Christić] Artemisia Johannidi (Yoanidis)
      - Alexander I., * 14. Aug. 1876, König v. S. 6. März 1889, majorenn 13. April 1893, † 11. Juni 1903 in Belgrad. 5. Aug. 1900 G. Draga geb. Lunjewitza, verw. Maschin, * 23. Sept. 1867, † 11. Juni 1903
      - Milan Christić, gen. „Prince Georges Obrénowitch", * um 1888 (in Konstantinopel und Schnepfenthal)
  - (Michael) Miloš Jefremović, † 20. Nov. 1861 G. Maria Catargi, † 16. Juli 1870
    - Tochter G. N. N. Konstantinović, † 1861
      - N. N. Konstantinović, Oberst
        - Natalie * 11. Okt. 1882, 12. Juli 1902 G. Prinz Mirko v. Montenegro
- Jowan, * 1787, † Jan. 1850 in Neusatz
- Jefrem, * 1790,

Peter Iwanowitsch Keschko, russ. Oberst G. Pulcharia Sturdza
- Tochter G. Fürst Ghika
- Natalie * 14. Mai 1850 — 17. Okt. 1875 (1888—93 geschieb.)

III. N. N. Petrović aus dem Stamme Njegoš

Marko von Kvekvić G. Elisabeth Gräfin Mirković
- Darinka * 31. Dez. 1837, † 15. Febr. 1892 — 12. Jan. 1855
  - Olga, * 19. März 1859, † 31. Sept. 1896 (1883 verlobt mit Georg Karageorgievič)

N. N. Petrović
- N. N. Peter Petrović, * 1813, 1830 Wladika, nation. Dichter, † 31. Okt. 1851
  - Danilo I. Petrović Njegoš, * 25. Mai 1826, 21. März 1852 bis 13. Aug. 1860 erster rein weltl. Fürst v. Montenegro
    - Zorka Ljubitza, * 23. Dez. 1864, † 17. März 1890 11. Aug. 1883 G. Peter Karageorgievič
    - Erbpr. Danilo, * 29. Juni 1871 27. Juli 1899 G. Militza (Jutta) v. Mecklenb.-Strelitz
    - Helene, * 8. Jan. 1873 24. Jan. 1896 G. Viktor Emanuel III. von Italien
    - Mirko, * 17. April 1879 12. Juli 1902 G. Natalie Konstantinović (* 11. Okt. 1882)

Peter I., Petrović Njegoš, Wladika 1785, sp. heilig gesprochen
- Mirko Petrović, * 19. Aug. 1820, † 20. Juli 1867 7. Nov. 1840 G. Anastasia Mardinović (* 15. Juni 1824, † 12. Jan. 1895)
  - Nikita (Nikolaus) I. Petrović, * 7. Okt. 1841, Fürst seit 14. August 1860 8. Nov. 1860 G. Milena Vukotić, * 4. Mai 1847

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

zu gunsten seines ältern Sohns Milan (vgl. Stammbaum II der „Übersicht") ab. Als dieser noch in demselben Jahre starb, kam sein unfähiger und tyrannischer Bruder Michael III. zur Regierung, der jedoch schon 1842 zur Abdankung gezwungen wurde. Die Skupschtina wählte nun Alexander, den Sohn des alten Karageorg; die Pforte gestand ihm nur den Titel Basbeg (Oberherr) zu. Alexander stand unter dem Einflusse Metternichs und führte die Regierung in konservativem Sinn. Als ihn jedoch Weihnachten 1858 die Senatoren zum Rücktritte zwangen, zog er sich in die Festung unter türkischen Schutz zurück. Da setzte ihn die Skupschtina ab und erwählte 1859 den alten 80jährigen Milos ein zweites Mal zum Fürsten. Doch starb dieser schon 1860. Unter seinem Sohne Michael III., der nun gleichfalls von neuem ans Ruder kam, räumten die Türken auf Anraten Österreichs die Festung Belgrad. Als Michael infolge einer (nicht von der Familie Karageorgievič angestifteten) Verschwörung am 29. Juni 1868 im Parke von Toptschider ermordet wurde, wählte die Skupschtina den einzigen noch lebenden Obrenović, Milan IV., der damals Studien in Paris oblag. 1876 kam es zu einem Kriege mit der Türkei, und obgleich dieser unglücklich verlief, konnte am 3. März 1878 die Unabhängigkeit Serbiens verkündet werden (vgl. S. 190 und 192; s. auch die Karte beim Abschnitt „Bulgarien"). Unterm 6. März 1889 dankte Milan zu gunsten seines Sohns Alexander ab. Unter ihm wurde 1898 dem Stammvater der Obrenović, dem tapfern Milos, der Titel „der Große" von der Skupschtina zuerkannt. Mehrere Male wurde in Serbien die Verfassung geändert, so 1898 in konservativem Sinne. Der junge, nicht unbegabte König knüpfte gern an die altserbische Überlieferung an; z. B. besuchte er gleich im ersten Regierungsjahre das Kloster Chilandar auf Athos (vgl. oben, S. 286). Doch in der wüsten Mordnacht vom 10. auf den 11. Juni 1903 hat auch ihn sein Schicksal erreicht. Und seit dem 15. Juni 1903 sitzt wieder ein Karageorgievič: Peter, Alexanders des ältern Sohn, auf dem serbischen Throne.

Wie Bosnien das letzte Land der Halbinsel war, das von der Türkei erobert wurde (1463), so ist es auch als letztes befreit worden, wenigstens vom unmittelbaren türkischen Joche. Dies war ebenfalls die Folge der russischen Siege von 1877/78. Auf Grund der Beschlüsse des Berliner Kongresses (S. 192) wurden Bosnien und Herzegowina von Österreich besetzt, freilich unter Wahrung der türkischen Suveränetät. Makedoniens Befriedung ward nach Maßgabe der am 1. Oktober 1902 zwischen Österreich und Rußland vereinbarten Mürzsteger Abmachungen 1904 durch eine internationale Gensd'armerie versucht.

11. Die politische Stellung der Kroaten im 19. Jahrhundert.

Kräftiger und unter verhältnismäßig günstigern Verhältnissen floß im 19. Jahrhundert das Leben des kroatischen Stamms dahin, der teils mit Ungarn, teils mit Venedig vereinigt war. Als die venezianische Republik, die Bonaparte 1797 aufgehoben hatte, 1814 (1822) samt ganz Dalmatien an Österreich kam, teilten alle Glieder des kroatischen Volks fortan dasselbe Los. Zwar war Kroatien Ende des 18. Jahrhunderts zu einer ungarischen Provinz herabgesunken; aber das im 19. neu erwachte Nationalgefühl war zu stark, als daß sich solche Zustände auf die Dauer erhalten ließen. Die Ungarn wollten sogar 1825 die ungarische Amtssprache in Kroatien einführen und forderten 1830 das Bürgerrecht auch für die Protestanten. Doch die nationale kroatische Partei, deren Haupt Graf Janko Draskovič (Draskovics) war, erhob dagegen Einspruch, verlangte die Herstellung des dreieinigen Königreichs und wollte sich mit Serben und Slowenen zu einem „illyrischen" Volke verbinden. Ja, als 1848 die

Revolution in Ungarn ausgebrochen war und die Kroaten unter Banus Jellačič (Jellachich; Bd. VIII, S. 196) zu Österreich stehend gegen Ungarn kämpften, verlangten sie sogar die Vereinigung Krains, Kärntens und Steiermarks mit Kroatien. Der Traum von einem Großkroatien schien sich seiner Verwirklichung zu nähern. Jellačič eröffnete eigenmächtig den kroatischen Landtag, auf dem auch andre Slawen erschienen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde Kroatien von Ungarn getrennt und sogar die Militärgrenze zum selbständigen Kronland erhoben. 1861 forderten die Kroaten die Errichtung eines südslawischen Königreichs, das nur durch Personalunion mit Österreich verbunden werden solle; damals stand an der Spitze der national gesinnte Bischof Joseph Georg Stroßmayer. Der Gegensatz zwischen Kroaten und Ungarn verschärfte sich so sehr, daß 1866 die nationale Partei sogar den Beschluß faßte, den ungarischen Reichstag nicht mehr zu beschicken. Als 1867 der Landtag aufgelöst wurde, übte man bei den Wahlen solchen Druck aus, daß der neue Landtag eine magyarisch gesinnte Mehrheit aufwies, die sich zum Ausgleiche mit Ungarn bereit erklärte. Dieser kam am 25. Juli 1868 zu stande. Die Kroaten erhielten einen Minister für Kroatien, kroatische Amtssprache und sollten 29 Deputierte in das Abgeordnetenhaus und außer den kroatischen Magnaten zwei in das Herrenhaus entsenden. 1873 wurde der Vertrag verbessert und unter anderm die Zahl der kroatischen Abgeordneten auf 34 erhöht. Als nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Militärgrenze ihre Daseinsberechtigung verlor, wurde sie mit dem Stammlande vereinigt und im Jahr 1887 ganz einverleibt.

Ein ganz andres Leben hatten die Kroaten in Dalmatien unter venezianischer Regierung geführt. Die ganze Provinz stand damals unter einem Generalprovedditore, der in Zara residierte; die Grundlage des kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens waren die Städte unter je einem Conte Capitano. Im Jahr 1814 fiel Dalmatien an Österreich, wurde 1816 mit Ragusa und einem Teil Albaniens zum Königreich erhoben und ist heute ein österreichisches Kronland. Lange den Einwirkungen der romanischen Kultur ausgesetzt, sind die Kroaten hier zum Teile romanisiert worden.

12. Das nationale Leben des serbo-kroatischen Stamms.

A. Die südslawischen Litteraturen.

Alle Südslawen wären, wie die germanischen Stämme auf romanischem Boden, vielleicht ganz entnationalisiert worden, hätten sie nicht im 9. Jahrhundert mit dem griechischen Kirchentume die slawische Liturgie eingeführt. Mit dieser ist auch die slawische Litteratur begründet worden. So sind die Slawen unter allen europäischen Völkern, die in den griechisch-römischen Kulturkreis gezogen worden sind, die ersten, die in den Besitz einer nationalen Litteratur kamen; im 10. Jahrhundert drang sie auch zu den Nordslawen. Nur dem Umstande, daß bei den Südslawen das nationale Leben schon um das 9. Jahrhundert fester denn irgendwo begründet war, haben sie es zu verdanken, daß sie das harte Mißgeschick, das sie hernach getroffen hat, überdauern konnten. Wäre nicht die slawische Kirchensprache geschaffen worden, so wäre, wie V. Jagić sagt, die slawische Vergangenheit mehr griechisch und römisch als slawisch gewesen.

Zwar umfaßte die slawische Litteratur zunächst bloß die liturgischen Werke. Aber schon im 10. Jahrhundert wurden auch weltliche griechische Werke ins Slawische übertragen und Originale verfaßt. Bald entstehen Jahrbücher, Chroniken und Gesetze. Im kroatischen Gebiete begann man früh an einer selbständigen Litteratur zu arbeiten. Hier schrieb Ende des 12.

Jahrhunderts der Presbyter von Dioklea seine Erzählung, die man lange Zeit für echte Chronik gehalten hat. Hier entstand um das Jahr 1288 das berühmte Gesetzbuch von Vinodol, dann jenes von der Insel Krk (Veglia) u. a. Am zahlreichsten waren die Werke religiösen Inhalts. Fast alles wurde in glagolitischer und nur einiges in Süddalmatien in kyrillischer Schrift geschrieben (vgl. S. 283). Bis in das 15. Jahrhundert hinein verbreitete sich die Glagolitik immer mehr. Erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst verlor sie an Boden, obwohl man seit 1483 auch mit glagolitischen Lettern zu drucken begann; schon im 16. Jahrhundert erschien im Süden, soweit es bekannt ist, nur ein einziges glagolitisches Buch. Erst die protestantische Propaganda der Slowenen Truber und Ungnad (vgl. unten, S. 311) griff wieder zur Glagolitik. Auch in Rom hat man im 17. Jahrhundert glagolitische Kirchenbücher gedruckt. Im Jahre 1729 erlangte Vinko Zmajević, Erzbischof von Zara, die päpstliche Bewilligung zur Errichtung eines glagolitischen theologischen Seminars. Noch jetzt besteht am Seminar zu Zara eine Lehrkanzel für die glagolitische Kirchenlitteratur.

Besonders seit dem 16. Jahrhundert entwickelte sich die kroatische Litteratur stark im dalmatinischen Gebiete: zu Spalato wirkte Marko Marulić (gest. 1524), auf der Insel Hvar Peter Hektorović (gest. 1572), zu Ragusa Marin Držić (gest. 1580), Dinko Ranjina (gest. 1607), Dinko Zlatarić (gest. 1610) u. a. Im 17. Jahrhundert dichtete in Ragusa der hochbegabte Ivan Gundulić (gest. 1638) sein großes Epos „Osman“.

In Slawonien hingegen gab es bis 1500 nur wenige lateinische Schulen; und in der Türkenzeit lag alles verwüstet da. So kam es, daß wir hier vor dem 18. Jahrhundert keine Spur einer slawischen Litteratur finden. In das eigentliche Kroatien brachte erst die reformatorische Bewegung einiges Leben; Graf Georg Zrinyi beschützte hier die Prediger, die einige Bücher erscheinen ließen. Weil aber der Protestantismus in Kroatien keine Verbreitung fand, so brachte er auch der nationalen Litteratur keinen großen Nutzen. Noch im 17. und 18. Jahrhundert traten dort nur wenige Dichter auf, wie Peter Zrinyi, Paul Vitezović, Titus Brezovački u. a.

Bei dem serbischen Stamme, der mehr in die Kreise der byzantinischen Welt geriet, beginnt die eigentliche Litteratur erst mit der Herrschaft des Hauses Nemanja im 12. Jahrhundert, obwohl man bis Ende des 17. Jahrhunderts nicht im Volksdialekte, sondern in der kirchenslawischen Sprache schrieb. In dem serbischen Gebiete wurde mit der Kyrillika geschrieben. Hier taten das nur die Kleriker; die geringe alte Litteratur ist religiösen Inhalts. Erst in der Zeit des großen Dušan entstehen Jahrbücher, Chroniken und Gesetzbücher, deren erstes und wichtigstes der Zakonik Dušans (S. 288) ist. Ein besseres Zeitalter für die serbische Litteratur begann mit der Errichtung der Buchdruckereien (die erste in Montenegro zu Obod, 1493). Im ganzen sind recht wenig liturgische Bücher erschienen; der Druck des türkischen Jochs war so schrecklich, daß viele Serben nach Ungarn oder nach Rußland gingen, wo sie als Lehrer ihre Unterkunft fanden. Und als im 17. und 18. Jahrhundert das litterarische Leben auch unter den ungarischen Serben versiegte, da war es Rußland, das jetzt für die Bedürfnisse der serbischen Kirche sorgte, indem es Geld, Kirchenbücher und Paramente schickte. Ja es erschienen jetzt manchmal russische Priester, die als Lehrer in Serbien wirkten. Umgekehrt ging der hochgebildete Serbe Jurij Križanić, der mehrere Sprachen beherrschte und viel geschrieben hatte, im 17. Jahrhundert nach Rußland, um hier, ursprünglicher Tatkraft voll, heilsame Reformen einzuführen; nebenbei hatte er den geheimen Auftrag, für die Vereinigung der Kirchen zu wirken. Dafür und für seine freie Kritik russischer Zustände wurde er 15 Jahre in Sibirien gefangen gehalten. Dennoch blieb er ein glühender Panslawist. Seine umfassende Bildung erlaubte ihm,

über politische, kulturelle und andere Fragen erschöpfend zu schreiben; freilich sind seine Schriften erst im vorigen Jahrhundert gedruckt worden.

Die ganze serbo-kroatische Litteratur bis zum 19. Jahrhundert ist wenig national im strengen Sinne des Worts. Ausgenommen die Volkslieder, besonders das wunderbare serbische Volksepos (erst im 19. Jahrhundert ganz aufgezeichnet), ist die geschriebne Litteratur zum größten Teile religiösen Inhalts. Den gemeinschaftlichen und schon nationalen Stoff für andere litterarische Erzeugnisse, besonders Dichtungen, lieferte ihnen allen erst das gemeinsame türkische Joch. Dies bildet den bezeichnendsten Zug der südslawischen Litteratur. Dadurch bekam diese einen einheitlichen Charakter, wie sie ihn vordem (S. 283) durch Anlehnung an die byzantinische Kultur bekommen hatte. Nur die Dalmatiner waren in der glücklichern Lage, allgemein menschliche Motive mit zu bearbeiten und eine bedeutende lyrische, teilweise auch dramatische Litteratur unter Anlehnung an griechisch-römische Klassiker zu schaffen.

B. Die illyrische Bewegung.

Als es im 17. Jahrhundert augenscheinlicher wurde, daß die Türkei besiegbar sei, und die Hoffnung auf Befreiung zu begeistern anfing, fühlten die Südslawen mehr denn je, daß sie sich nahe ständen, nicht nur als Schicksals- und Bundesgenossen — es erstarkte in ihnen auch das Gefühl der Blutsverwandtschaft: sie nannten sich Brüder, Mitglieder eines slawischen Stamms. Dieses Gegenseitigkeitsgefühl erstreckte sich dann nicht bloß auf die Südslawen, sondern auf die ganze slawische Welt; man rief die Hilfe des stammverwandten Rußland an, und Schriftsteller schwärmten von einer großen slawischen Familie. Österreich selbst half nach, indem es durch Ansprachen alle Balkanslawen zum gemeinschaftlichen Vorgehn gegen die Türkei wiederholt aufforderte.

In der Geschichte der Südslawen jener Zeit hebt sich vom Hintergrund allmählich der Schatten eines neuen südslawischen Reichs ab, das alle südslawischen Stämme hätte umfassen sollen. Man fand auch einen Namen dafür: Illyrien. Man wollte damit an die Vergangenheit anknüpfen. Einst war Illyricum eine römische Provinz gewesen, die Makedonien, Griechenland mit Kreta, Dardanien und Dakien umfaßte; 476 fiel sie dem oströmischen Reiche zu. Nach der Besetzung dieser Länder durch die Slawen und Gründung slawischer Reiche wurde der Name Illyrien verdrängt. Nur noch die Bekenner des griechischen Glaubens damit meinend, sprach man von einer „illyrischen Nation", und weil meist die Serben solche waren, so schrieben sich diese damals „Raizen oder illyrische Nation". Nun wurde also der Name Illyrien auch auf die Kroaten und Slawonier ausgedehnt. Besonders wurde er in diesem Sinne von der römischen Kirche gebraucht, die den alten Kirchensprengel Illyrien nicht vergessen hatte und damit die Slawen im Westen der Balkanhalbinsel bezeichnete. Von der Kirche verbreitete sich der Gebrauch dieses Namens weiter. In Ungarn, wo flüchtige Serben mit Kroaten gemeinschaftliche Sache machten, wurde über die illyrische Frage oft verhandelt.

Maria Theresia nahm die Kroaten und Serben vor magyarischen Übergriffen in Schutz und schuf besonders zum Schutze der Serben 1746 eine neue Hofbehörde, die „illyrische Hofdeputation". Der Wiener Hof fand auch an den ungarischen Serben immer ein willkommnes Gegengewicht gegen die Magyaren. Unter Kaiser Leopold II. wurde 1790 in Temesvár der illyrische Nationalkongreß abgehalten, wo man die Sonderstellung der serbischen Nation im Banat und in der Bacska (Wojewodina), eine illyrische Hofkanzlei, die parlamentarische Gleichstellung der serbischen Bischöfe mit den Kirchenfürsten Ungarns und einen Sohn des Kaisers

zum Statthalter forderte. Erweitert wurde der Begriff Illyrien offiziell erst in der napoleonischen Zeit. Als Napoleon I. im Frieden von Schönbrunn (14. Oktober 1809) die südlichen Provinzen von Österreich nahm, bildete er die neue Provinz „Illyrien", die den kärntnerischen Kreis Villach, Krain, Görz, Monfalcone, Triest, Fiume, Istrien, das ungarische Litorale, seit 1811 auch Ragusa und einen Teil Kroatiens umfaßte (vgl. S. 302). Die Save war die Grenze gegen Österreich. Das ganze Gebiet wurde in sieben Provinzen geteilt: Krain, Kärnten, Istrien, Dalmatien, Ragusa, Zivil- und Militär-Kroatien. Zwar fielen diese Länder 1814 an Österreich zurück; doch der Name blieb. 1816 wurden diese Länder sogar zum Königreich erhoben mit Laibach und Triest als Gubernialsitzen. Demnach gehörte der slowenische Stamm von jetzt an mit zu Illyrien. Es wird ja in Dalmatien, Bosnien, Serbien, Kroatien beinahe dieselbe Sprache gesprochen wie in Steiermark, Kärnten und Krain.

Der illyrische Gedanke fand immer mehr Anhänger und einen besonders eifrigen Verfechter in dem Kroaten Ljudewit (Ludwig) Gaj. Geboren am 8. Juli 1809 zu Krapina (Warasdin), studierte er in Graz und Leipzig Philosophie, hernach in Pest die Rechte. Hier wurde er mit dem berühmten Slawisten Johann Kollár bekannt, dessen Gedicht „Slavy dcera" ihn begeisterte. Er veröffentlichte die kurze Begründung einer „kroatisch-slawonischen Rechtschreibung" (Kratka osnova hrvatsko*-slavenskoga pravopisanja; Ofen 1830), worin er die Zweckmäßigkeit der böhmischen Schreibart so geschickt empfahl, daß sie bald bei allen katholischen Südslawen eingeführt wurde; selbst schrieb er den herzegowinischen Dialekt. Besonders die studierende Jugend begeisterte sich für die nationale Bewegung; 1813 entstand in Wien ein Verein junger Kroaten, der sich die Ausbildung der nationalen Sprache zur Aufgabe stellte.

Im Jahre 1814 bekam Georg Šporer (Matić) die Bewilligung zur Herausgabe einer illyrischen Zeitung; in seinem „Illyrischen Almanach" vom Jahre 1823 betonte er die Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen südslawischen Sprache. Auch in Graz bildete sich ein diesen Zweck verfolgender Verein. Der Kreis der „Illyrier" wurde immer größer. 1836 begann die Herausgabe der „Ilirske novine" (Illyrischen Zeitung) mit der belletristisch-wissenschaftlichen Beilage „Danica ilirska" (Illyrischen Morgenstern). 1838 wurde unter der Vorsteherschaft des Grafen J. Drašković (S. 303) ein Leseverein in Agram gegründet, aus dem alle nationalen Institute hervorgegangen sind; die nationalen Bedürfnisse wurden hier in dem illyrischen Klub besprochen. So entstanden nach und nach ein Theater, ein landwirtschaftlicher Verein, ein Nationalhaus und unter Vorsitz Gajs die litterarische Gesellschaft „Ilirska Matica". Gaj bereiste das Küstenland, Dalmatien, Montenegro, Serbien, Polen und Rußland. Er verbrüderte die Kroaten mit den Serben. Sein Werk war es in der Hauptsache, daß beide gegen die Ungarn sich erhoben; der Banus Jellačić (S. 304) hielt zu seiner Partei. Später zog sich Gaj ins Privatleben zurück.

C. Der südslawische Gedanke.

Neben der illyrischen Bewegung, die, nur von den Regierenden, Dichtern und Schriftstellern genährt, lediglich eine akademische Bedeutung hatte, unter dem Volke keine Wurzeln fassen konnte und seit Gajs Abschied vollends im Sande verlief, ging auch eine nationale, bloß auf den Stamm beschränkte Bewegung einher; lebte doch jeder Stamm, ja jedes Gebiet unter andern politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen.

* hrvati lautet in ihrem eignen Dialekte der Name der Kroaten, die sonst wohl auch Chorwaten, Chorbaten, Chrowaten oder Krobaten genannt zu werden pflegen.

Als im 19. Jahrhundert das nationale Leben überall stark erwachte, wurden allenthalben Zeitschriften und Vereine gegründet. In Serbien wurde durch die Bemühungen des Dimitrije (später Dositheus) Obradović (1739—1811) die Volkssprache zur Litteratursprache erhoben. Dieser Richtung schlossen sich an: Lucyan Musicki (Erzbischof von Karlowitz; gest. 1837) und vor allem der Freund Leop. Rankes, Vuk Stefánović Karadžić (1787—1864; vgl. Bd. VIII, S. 539), der die phonetische Orthographie einführte, die Volkslieder sammelte und zuerst im Druck erscheinen ließ („Srpske narodne pjesme", 1823—33). Einen großen Einfluß auf die serbische Litteratur hatte auch Jovan Popović (gest. 1856), der 1847 den serbischen Litterarischen Verein und als dessen Organ die wissenschaftliche Zeitschrift „Glasnik" gründete; aus diesem Verein ist später die serbische Akademie der Wissenschaften entstanden. In Wien haben die Serben ebenfalls einen Verein gegründet, dann eine Zeitung und einen Almanach herausgegeben; dasselbe geschah bei ungarischen Serben.

Während die Serben, mit sich selbst beschäftigt, ihre Gemeinschaft mit den Südslawen sowie mit dem ganzen Slawentume mehr theoretisch als praktisch bekundeten, waren die tüchtigern Kroaten, die in der Kultur schon höher standen, stets dabei, ihr Südslawentum sofort in die Tat umzusetzen. Als die illyrische Bewegung, deren Träger sie gewesen waren, ohne Folgen verklang, waren sie es hauptsächlich, die den südslawischen Gedanken verbreiteten. Es erschienen Zeitungen, wie „Slavenski Jug"; ein Verein für „südslawische Geschichte" und ein „Archiv für südslawische Geschichte" wurden begründet. 1866 erstand die „Südslawische Akademie" in Agram. Ja, die Kroaten haben selbst ihr eigentliches Kroatisch aufgegeben und einen serbischen Dialekt zur Schriftsprache erhoben, um die Vereinigung beider Völker, die ohnehin fast dieselbe Sprache sprachen, zu erleichtern.

D. Das serbo-kroatische Volkstum der Gegenwart.

Trotzdem ist es zwischen Kroaten und Serben oft zu Streitigkeiten gekommen. Und heute noch besteht keine Freundschaft zwischen diesen beiden Stämmen, was der beste Beweis dafür ist, daß der südslawische Gedanke nur sehr geringe Fortschritte gemacht hat. Das kroatische Volk hat sich stark entwickelt. Eine Reihe von namhaften Schriftstellern, Gelehrten und Dichtern, unter denen Ivan Mažuranić (1813—90) mit seinem bedeutenden Epos „Smrt Smail Age Čengića" (Tod des Smail Aga Čenjić; 1846) den ersten Platz einnimmt, haben die kroatische Litteratur weit vorwärts gebracht.

Doch im großen und ganzen sind die Kroaten und Serben infolge der langen türkischen Herrschaft in der Kultur zurückgeblieben; noch immer gehört die Balkanhalbinsel zu den wenig erforschten Ländern Europas, weil sie der weltlichen Kultur fern blieb. Aus demselben Grunde hat aber der serbo-kroatische Stamm sein altes Volkstum reiner erhalten können als die westeuropäischen Völker. Die serbo-kroatische Volkslitteratur gehört zu den reichsten, das Volksleben selbst ist noch voll Urwüchsigkeit und Poesie; die Volksbelustigungen tragen noch deutliche Spuren eines Naturzustands, wie er im Westen Europas schon vor Jahrhunderten kaum noch zu sehen war. Eigentümlich ist der auf der ganzen Balkanhalbinsel bekannte Nationaltanz Kolo (Reigen; vgl. oben, S. 295) Wie ursprünglich jeder Tanz den Zweck der Liebeswerbung hatte, so auch der alte Kolotanz noch heute — zwar nicht äußerlich, wohl aber durch die dabei gesungnen Lieder. Den Reigen verabreden (und veranstalten zunächst meist allein) Mädchen („Kolo djevojacko"); eine ist Anführerin und Vorsängerin (Kolovogjica) zugleich. In der Mitte des Kolos tanzt der Dudelsackpfeifer. Sie beginnen mäßig; dann dreht sich der Kreis rascher und

lebendiger. Die Burschen schauen zu, bis einer Feuer fängt und sich neben dem Mädchen, das ihm am besten gefällt, in den Reigen einhängt, so den Kreis zerreißend. Die Lieder, die dabei gesungen werden, sind durchwegs schlüpfrigen Inhalts. Besonders stark wird in der Herbstzeit nach der Ernte dieser Lust gefrönt; der Herbstkolo hat auch einen etwas andern Charakter. Liebestoll wird dann die männliche Jugend, wenn die hochgeschürzten Mädchen, den Busen voll stark duftender Blumen und Kräuter, zur Liebe herausfordernde Lieder singen. Während einiger Wochen stampfen sie ganze Nächte hindurch den Reigen und singen bis zur Heiserkeit. Alles erinnert stark an die griechisch-heidnischen Festlichkeiten, zum Teil an die Dionysien, zum Teil an die Panathenäen; Herodot erzählt, wie ein skythischer Königssohn, der, in Griechenland reisend, an dem Panathenäenfeste Gefallen fand, das Gelübde gethan habe, die Feier in seiner Heimat einzuführen.

13. Die Slowenen.

A. Die deutsche Vorherrschaft (bis 1500).

Allen Südslawen ist ein unglückliches Los beschieden gewesen: zersplittert in kleine Stämme, standen sie meist vereinzelt, ein jeder einem mächtigen Feinde gegenüber. Doch ein besonders hartes Los traf die slowenischen Stämme, die nördlich von der Sawe geblieben waren und heute den Namen Slowenen allein führen. Zwar ist es keinem südslawischen Stamme gelungen, einen dauerhaften Staat zu gründen; aber Bulgaren, Serben und Kroaten haben in ihrer Geschichte wenigstens längere oder kürzere Lichtblicke gehabt — die slawischen Ureinwohner des alten Pannoniens, Noricums, Istriens u. s. w. dagegen sind von den spätern Völkerwogen einfach überflutet worden. Das Reich Samos, die pannonischen Staaten des Priwina und Kozel, das karantanische, dann das großmährische Reich: sie alle gleichen Meteoren. Von Awaren oder Ungarn wurden diese Reiche nach und nach zertreten, bis sie an Deutschland kamen. Auf dem einst von den Slowenen besetzten Gebiete sind nun im Laufe der Zeiten verschiedne Provinzen des deutschen Kaiserreichs, dann Österreichs entstanden: Kärnten, Steiermark, Krain, Nieder- und Oberösterreich, Istrien, Görz, Gradiska und Triest; Ungarn nicht gerechnet. Das slowenische Land wurde mit deutschen Kolonien durchsetzt. Ganze Gebiete wurden deutschen Grafen, Bischöfen, Klöstern und einfachen Kolonisten geschenkt. Die Klöster übernahmen das Bekehrungswerk. Die Eingebornen wurden den neuen Ansiedlern unterthan. Mit deutscher Verwaltung und deutschem Kriegsdienste verbreitete sich deutsche Sprache und Sitte.

Ähnliches geschah in den südlichen Provinzen durch die romanische Bevölkerung. Das Slawentum wurde auf der ganzen Linie immer mehr zurückgedrängt; bald verschwand sogar die Erinnerung an die altslawischen Reiche.

Nur in Kärnten erhielt sich bis ins 15. Jahrhundert hinein bei der Übernahme des Lands durch neue Herzoge eine Sitte aus dem alten slowenischen Reiche. Die „österreichische Reimchronik" Ottokars (gest. um 1315) und die Chronik des Johannes von Viktring (gest. um 1345) beschreiben diese altertümliche Huldigung folgendermaßen: Unter Karnburg, in der Nähe der Sankt-Peters-Kirche, befindet sich ein Stein, auf den sich ein freier Bauer setzt, der vermöge der Abstammung und des Erbrechts dazu befugt ist. Ihn umgibt in unabsehbarer Reihe das Volk, des neuen Herzogs gewärtig. Dieser, umgeben von Edlen und Rittern, zieht abseits seine kostbaren Kleider aus und wird mit bäurischen bekleidet, und zwar mit Rock, Hose und Mantel von grauem Stoffe, Bundschuhen und einem grünen Hute. So angethan und

in der einen Hand einen Stab haltend, mit der andern ein scheckiges Rind und ein Pferd von gleicher Farbe führend, naht der Herzog dem Steine, hinter ihm seine Begleitung im Festkleid und größten Schmuck. Sobald der auf dem Steine sitzende Bauer den Herzog erblickt, ruft er in slowenischer Sprache: „Wer ist, der dort nahet?" Alle Umstehenden antworten: „Es ist der Fürst des Lands". Darauf der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl am Herzen? Ist er freien Stands? Ist er ein Verehrer und Beschützer des wahren Glaubens?" Alle Umstehenden antworten: „Er ist es und wird es bleiben." — „Aber mit welchem Rechte", fragt der Bauer weiter, „kann er mich von diesem Sitze bringen?" — „Er kauft ihn von dir", antworten alle, „mit sechzig Pfennigen, mit diesen scheckigen Tieren und mit den Kleidern, mit denen er bekleidet ist, und frei machen wird er dein Haus von allen Abgaben." Nun gibt der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, steht auf, nimmt die beiden Tiere und räumt dem Fürsten den Platz. Dieser setzt sich auf den Stein, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten und gelobt dem Volk ein gerechter Richter zu sein. Danach thut er aus seinem Bauernhut einen Trunk frischen Wassers zum Zeichen seiner und seines Volkes Mäßigkeit und der Zufriedenheit mit dem, was der heimische Boden zum Unterhalte darbietet. Von da begibt sich der Fürst zur Kirche Maria-Saal zum feierlichen Gottesdienste, nimmt mit Adel und Ritterschaft ein Mahl und begibt sich dann, um Recht zu sprechen, auf die Wiese bei Maria-Saal, wo der Fürst auf einem besondern Sitze den Schwur der Erbhuldigung empfängt und Lehen verleiht. Herzog Ernst der Eiserne ist der Letzte gewesen, der 1414 unter Beobachtung dieser die alte Selbständigkeit der Karantaner Slawen bezeugenden Sitte zum Kärntner Herzog eingesetzt ward. Sein Sohn Friedrich III. wollte sich dem Brauche nicht unterziehen und zwar, wie der Krainer Valvasor im 17. Jahrhundert sagt, weil es ihm als römischem König unanständig schien, im Bauernkleid aufzutreten. Kaiser Max I. wurde nur durch Kriege verhindert, die alte Sitte wieder ins Leben zu rufen.

Nachdem der slowenische Stamm seine politische Selbständigkeit verloren hatte, verkümmerte er auch in sprachlicher Beziehung. Zwar wurde in Innerösterreich Slowenisch viel gesprochen. Ulrich von Lichtenstein erwähnt in seinem „Frauendienste" (1255), daß die slowenische Sprache in Kärnten gesprochen werde; selbst der Landesherzog begrüßte ihn in ihr, als er aus Italien zurückkam. Im 14. Jahrhundert wurde in Kärnten, Krain und sogar in Wien die Messe auch in windischer Sprache gelesen; in Durandis „Rationale divinorum officiorum" (14. Jahrhundert) wird das damit begründet, „weil keine andere Sprache so weit verbreitet ist, als diese, die man die windische nennt". Im Jahre 1495 wurde in Aachen von den Städten Laibach und Krainburg ein Priester für die slowenischen Wallfahrer bestellt. Trotz alledem wurde aber von den Höfen und Burgen aus die deutsche Sprache immer mehr verbreitet. Am zahlreichsten haben sich die Slowenen in Krain erhalten; weniger in Kärnten und Steiermark. In Österreich wurden sie ganz verdrängt; nur die Namen mancher Ortschaften, Berge und Flüsse erinnern noch an die ehemaligen slawischen Niederlassungen.

B. Die nationale Seite der Reformation in Krain.

Um das Jahr 1500 war das politische Leben bei allen Südslawen erloschen. Die Bulgaren, Serben, Bosnier und ein Teil der Kroaten hatten ihre Selbständigkeit an die Türkei, ein anderer Teil der Kroaten an Venedig und ein dritter an Ungarn, die Slowenen an Deutschland verloren; am besten erging es noch den Ragusanern und den Dalmatinern. Erst die Reformation kam den Kroaten und besonders den Slowenen zu statten, weil sie die geistige

Thätigkeit weckte und, wie bei den Deutschen, Tschechen und Polen, die nationale Sprache zur Litteratursprache erhob. Auch in den slowenischen Gegenden bedienten sich die Prädikanten der Volkssprache. Als sie vertrieben wurden, gingen sie nach Württemberg, damals einem Horte religiöser Freiheit. In Tübingen wirkten, so erzählt J. Šuman, als Professor an der Universität der Slowene Matija Grbec aus Istrien, als Assistent der Istrianer Matija Vlašič und Michael Tiffernus aus Tüffer in Untersteiermark als Kanzler und erster Rat des Herzogs. Unter den Ausgewanderten befand sich auch der vormalige Laibacher Domherr Primus Truber aus Rašica in Unterkrain, der unter dem Schutze der Landschaft predigte, bis er 1547 nach Deutschland ging. Dieser ausgezeichnete Prediger faßte nun den Plan, von Württemberg aus durch Schriften auf seine slowenischen Landsleute einzuwirken. Er gab ein Abecebuch mit Katechismus und eine „Christliche Lehre" heraus, beide 1550 noch mit deutschen Lettern gedruckt. Unterstützt wurde er durch den Ex-Bischof von Capo d'Istria, Pietro Paolo Vergerio, der als Reformator 1553 gleichfalls nach Tübingen flüchtete, und den bisherigen Landeshauptmann von Steiermark, Johann Ungnad Freiherrn von Sonegg, der aus demselben Grunde 1557 seine Heimat verlassen hatte, aber die Einkünfte von seinen Gütern weiter bezog und zu Urach einen kleinen Hof hielt. In Tübingen wurde 1560 eine südslawische Druckerei eingerichtet und der kyrillischen wie auch der glagolitischen Schrift kundige Buchdruckergehilfen bestellt; aus Istrien kam Stefan Consul, nach dessen Angabe die glagolitischen Lettern, aus Dalmatien Anton Dalmata, nach dessen Weisung die Formen der kyrillischen Schrift geschnitten wurden. Bis nach Konstantinopel sollte die Glaubensbotschaft dringen; denn alle Völker dort, meinte Hans Ungnad, sprechen ja eine und dieselbe slawische Sprache, die nur durch Dialekte und Schriftzeichen geschieden ist. Als erste Frucht der gemeinsamen Bemühungen erschien 1561 der kroatische Katechismus in glagolitischer und kyrillischer Schrift. Deutsche Fürsten, auch Maximilian II., unterstützten dieses Unternehmen. Von der Landschaft Krain zurückberufen, war Truber 1562—64 wieder in Laibach thätig, wo er die erste Buchdruckerei gründete, ging jedoch wegen Anfeindungen von neuem nach Württemberg zurück. Er starb 1586 zu Derendingen in der Nähe Tübingens, nachdem er 36 Jahre schriftstellerisch thätig gewesen war und 18 Druckwerke hinterlassen hatte.

Zum Abschlusse gelangte die reformatorische Bewegung, als Juri Dalmatin die ganze Heilige Schrift in reine slowenische Sprache übersetzte. Aus Gurkfeld in Unterkrain gebürtig, studierte er in Tübingen, wo er zum Magister befördert wurde. Nachdem der Rektor der ständischen Schule in Laibach, Adam Bohorič, gleichfalls Magister der Philosophie, eine slowenische Grammatik verfaßt hatte, wurde die Handschrift Dalmatins danach verbessert und auf Kosten der Stände von Kärnten, Steiermark und Krain 1584 gedruckt. Zwar wurden in der Zeit der Gegenreformation viele slowenische Schriften religiösen Inhalts vernichtet; aber die litterarische Bewegung ließ sich auf die Dauer nicht mehr aufhalten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erschienen weitere slowenische Schriften, auch von seiten der katholischen Partei; damals wurden auch die ersten Drucke für die ungarischen Slowenen in Halle gedruckt.

C. Die litterarische Wiedergeburt der letzten anderthalb Jahrhunderte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte von neuem ein reges litterarisches Leben; den Anstoß dazu gab Marco Pohlin oder Marcus de Sankt Antonio Paduano, wie er als Augustinermönch genannt wurde. Unter seinen meist religiösen Schriften befinden sich: eine slowenische Grammatik, eine „kurzgefaßte chronologische Beschreibung denkwürdigster Begebenheiten, wie immer das hochlöbliche Herzogtum Krain betreffend", und ein Schriftstellerlexikon

Krains. Unter seiner Mitwirkung entstand zwischen den Jahren 1781—87 die „Academia operosorum labacensium", deren Vorsteher Johann Nep. Graf von Edling und deren Mitglieder die gebildetsten Slowenen waren. Um diese Zeit trat Siegmund Freiherr von Zois (gest. 1819), ein krainischer Majoratsherr, als Förderer der slowenischen Litteratur auf. In seinem Hause verkehrte Valentin Vodnik (gest. 1819), der erste slowenische Dichter; 1796 begann er den ersten slowenischen Kalender und die erste politische Zeitschrift, „Ljubljanske Novice", herauszugeben. Im Zoisschen Hause lebte seit 1799 als Erzieher, später als Sekretär und Bibliothekar Jernej (Bartholomäus) Kópitar (gest. 1844), der berühmte Slawist. In demselben Kreise verkehrte auch Mat. Ravnikar, später Bischof von Triest und Capo d'Istria, der in reiner Prosa religiöse Werke schrieb.

Wie in Westeuropa, so gewann auch unter den südslawischen Völkern die nationale Bewegung durch die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft an Kraft. Im Jahre 1809 wurde Krain an Frankreich abgetreten und Laibach zur Hauptstadt der illyrischen Provinzen (S. 307) erhoben. In den Schulen haben die Franzosen die slowenische Unterrichtssprache eingeführt, wofür Vodnik, zum Direktor der Schulen bestellt, in einem Gedichte Napoleon I. verherrlichte. Dies hatte zur Folge, daß auch die österreichische Regierung nach dem Sturze Napoleons in Graz eine slowenische Lehrkanzel errichtete und zuerst Joh. Nep. Primec (gest. 1823) damit betraute, der hier schon 1810 die „Societas slovenica" gegründet hatte.

Auch in Kärnten, Steiermark, Görz, Triest wirkten damals Schriftsteller und Dichter, die mitunter in deutschen Blättern Gedichte und Aufsätze veröffentlichten, wie U. Jarnik (gest. 1844) in Kärnten, V. Stanič im Görzschen, St. Modrinjak (gest. 1826) und L. Volkmer (gest. 1817) u. a. in Steiermark. Besondere Verdienste um die steierischen Slowenen erwarb sich Peter Danjko (gest. 1873); er schrieb in Prosa, dichtete und stellte ein durch kyrillische Buchstaben ergänztes lateinisches Alphabet für die Slowenen zusammen, ähnlich wie es Metelko in Krain versuchte. Doch haben sich weder diese „Danjčica" noch die „Metelčica" zu behaupten vermocht. Besonders eiferte gegen solche Neuerungen der geistreiche Mat. Čop, ein Unterkrainer von Geburt, der neunzehn Sprachen verstanden haben soll und in Fiume, Laibach und Lemberg als Professor wirkte. Er war ein Mitbegründer der ersten litterarischen Zeitschrift „Kranjska čbelica", die Mich. Kastelec 1830 herauszugeben begann. In ihr erschienen die ersten Proben des größten slowenischen Dichters, Franz Prešéren (gest. 1849; vgl. Bd. VIII, S. 539), mit dem die slowenische Litteratur ihren Höhepunkt erreichte.

So hat der slowenische Stamm in Sprache und Poesie Fortschritte gemacht. In Wissenschaft begann er erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich zu bethätigen; auch darin hat er schon jetzt Erfolge zu verzeichnen. Nach der Volkszählung vom Jahre 1900 beträgt die Zahl der Slowenen in allen Landschaften 1,192,780, die Slawonier und die ungarischen Slowenen oder „Prekmurci" (die jenseits der Mur wohnenden) nicht gerechnet. Angesichts ihrer geringen Zahl macht sich unter den Slowenen die Bestrebung bemerkbar, sich den Kroaten zu nähern und mit ihnen Ein Volkstum zu bilden. Schwer kann das nicht fallen, da die beiden Sprachen nur geringe Unterschiede aufweisen; außerdem haben beide Stämme ja schon in alten Zeiten ein Volk gebildet.

VI. Donauvölker.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Umgearbeitet von

Dr. Hans F. Helmolt.

1. Die Hunnen.

A. Die asiatische Vorzeit.

Um das Jahr 50 v. Chr. war das Reich der Hunnen (Hiung nu) im Norden Chinas in einen südlichen und einen nördlichen Teil zerfallen (Bd. II, S. 139). Während der südliche Hunnenstaat erst 142 n. Chr. sein Ende fand und sein Volk in der Hauptsache allmählich im Chinesentum aufging, war das nördliche Hunnenreich den andauernden Angriffen der überlegnen Sien pē und andrer sibirischen Tungusenstämme schon 84 n. Chr. erlegen. Ein Teil der hunnischen Bevölkerung flüchtete damals nach Westen, den Steppen am Aralsee, wo bereits unmittelbar nach der Reichsteilung eine Sonderherrschaft unter Tschi tschī (oben, S. 33) begründet worden war. Durch den Zuzug der Flüchtlinge (um 90 n. Chr.) beträchtlich gestärkt, dehnte sich dieser westasiatische Nomadenstaat im Laufe der nächsten Jahrhunderte schließlich so aus, daß er am Kaspischen Meer in den Gesichtskreis europäischer Geographen (so des Dionysios Periegetes um 130, des Ptolemaios um 150) trat, gegen 300 mit Trdat dem Großen von Armenien (S. 98) in Kampf geriet, auf die Völkerschaften Osteuropas beunruhigend drückte und nach mehr oder weniger glücklicher Erledigung kleinerer Fehden um die Mitte des 4. Jahrhunderts einen umfassenden Vorstoß weiter nach Westen wagen konnte. Zu betonen ist hierbei nachdrücklich, daß sich inzwischen die ethnische Zusammensetzung dieses Hunnenvolks durch Aufnahme und Einverleibung verwandter und fremder Volksbestandteile erheblich verändert haben muß; man wird der Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man annimmt, daß nur noch die Führer und Edeln der Horden echt mongolisches Blut in ihren Adern hatten, während die Mehrheit vielfache Mischungen (mit andern Zweigen des uralaltaischen Sprachstamms, mit Turktataren, mit Finnen und Ugriern, dann mit Sarmaten u. s. w.) durchgemacht hatte.

Alles, was wir über Sitte und Brauch der Hunnen wissen, entspricht den bezeichnenden Eigenschaften mongolischer Völkerschaften. Dasselbe gilt von den körperlichen Merkmalen (nach der Beschreibung von Zeitgenossen): dem großen Rundkopfe, den tiefliegenden, kleinen Augen, den vorstehenden Backenknochen, der platten Nase, der schmutzigen Hautfarbe, dem kleinen Wuchse bei dickem Oberkörper und breiter Brust. Bei Stämmen, in denen infolge der eindringenden Vermischungen jener Urtypus so zu schwinden begann, daß man zweifelhaft sein kann, ob in ihnen schließlich mehr Türkisches oder mehr Finnisches zu finden war, wurden dem Kinde die Wangen geschlitzt, um den Bartwuchs zu verhindern; die Nase wurde mit breiten Bändern niedergebunden und der Schädel an den Seiten zusammengedrückt. Als rechte Nomaden kannten die Hunnen weder Häuser, noch Hütten; auf überdachten Wagen führten sie die Weiber (sie lebten in Vielweiberei) und Kinder von Ort zu Ort, im Sommer auf weiten Steppen ihre Herden weidend, im Winter an Flußgelände sich zurückziehend. Ausdauernde Reiter, saßen sie Tag und Nacht im Sattel, aßen und tranken dort. Mit der Leiche wurden Roß,

Schwert und Lieblingsgeräte des Verstorbnen beerdigt, der im Grab ausgestreckt, mit dem Kopfe gegen Westen, mit dem Antlitze der aufgehenden Sonne zugekehrt lag. Über dem Grabe wurde ein Hügel errichtet, auf dem das Totenmahl abgehalten wurde, wobei Sänger die Thaten des Verblichnen in Liedern verherrlichten, während die Angehörigen als Zeichen der Trauer sich das Haupthaar abschoren und die Wangen schlitzten.

B. Der Vorstoß ins Donaugebiet.

Um das Jahr 372 drangen die Hunnen aus ihren neuen Sitzen schon in das Gebiet diesseit der Wolga vor und unterjochten im Jahre 375 die am Don und am Asowschen Meere hausenden Alanen, die sich teilweise bald mit den Siegern verschmolzen. Unter der Führung Balambers oder Balamirs griffen sie die Ostgoten an, deren über hundert Jahre alter König Hermanrich (Ermanarik; der Ermrich des „Heldenbuchs") nach der verlornen Entscheidungsschlacht sich selber das Leben nahm. Dessen Nachfolger Vithimir (Vinitharius) fiel in einer Schlacht am Erac (zwischen Dnjepr und Dnjestr); während seine beiden Söhne mit einigen Getreuen zu den Westgoten flohen, gelangte der von Gesimund geführte größte Teil der Ostgoten (Greutungen) unter hunnische Oberhoheit. Die Westgoten zogen sich darnach hinter den Pruth zurück und retteten sich nach kurzer Zeit, als die Hunnen auch den Dnjestr überschritten, zum Teil unter Athanarichs Führung hinter den Sereth nach Kaukaland, dem heutigen Siebenbürgen, während ein anderer Teil (die Terwingen), der das Christentum angenommen hatte, auf Zureden des Bischofs Ulfilas unter Fritigern ins Römische Reich wanderte, wohin Athanarich, aus Transsylvanien verdrängt, trotz seines Romhasses 380 nachfolgte.

Balambers hunnische Horden überfluteten nun alles Land bis hin zur Donau; nur deren unteres Stück und Mündungsgebiet trennte sie noch vom Römerreiche. Sowohl für die kultivierten als auch für die barbarischen Völkerschaften hatte dies gewaltsame Eindringen asiatischer Nomaden in Europa schwere Folgen. Die Spuren germanischer Halbkultur, die von den Goten herrührten, verschwanden; reiche Kolonien und blühende Ansiedlungen fielen in Trümmer. Die Holzpaläste der hunnischen Großen rückten von Jahr zu Jahr immer näher an die Grenze der Zivilisation heran; und hunnische Söldlinge wurden bald eine der Hauptstützen der im Sinken begriffnen Römerherrschaft.

C. Attila.

In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts regierten, nachdem 400—408 Uldin (Uldes) das Regiment geführt hatte, drei Brüder: Mundzuk (in der ungarischen Überlieferung Bendeguz), Oktar und Rua (auch Rof, Rugha, Rugilas genannt), über die Hunnen. Im Solde der Römer stehend, zog Oktar einigemal auch an den Rhein und beunruhigte die Burgunden (Burgunder); dort starb er infolge übermäßiger Schwelgerei am Vorabend einer Schlacht. In das Erbe teilten sich seine Brüder Mundzuk und Rua; letzterer stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Byzanz und erhielt von Theodosios II. nebst dem Titel „Feldherr" einen jährlichen Gehalt von 350 Pfund Gold (440,000 Mark). Nach seinem 434 n. Chr. erfolgten Tod übernahmen seine Neffen Bleda (nach ungarischer Überlieferung: Buda) und Attila, die Söhne Mundzuks, die Herrschaft.

Den Namen Attilas, des größten hunnischen Königs, hat man auf verschiedne Weise zu erklären gesucht. Einige leiten den Namen vom gotischen „atta" (Vater) ab und legen ihm die Bedeutung „Väterchen" zu; wahrscheinlich aber entspricht er dem Namen der Wolga,

womit die Byzantiner im 6. Jahrhundert diesen Strom belegten. Magyarische Mythen nennen ihn Etele; der deutschen Heldensage ist er als Etzel bekannt. Weder Geburtsjahr noch -ort ist bekannt. Nach dem frühen Tode seines Vaters Mundzuk wurde Attila von seinem Oheim Rua als Geißel nach Novae (Svištov an der bulgarischen Donau) geschickt, wo er mit seinem spätern Gegner, dem in gleicher Eigenschaft dort weilenden Aëtius* bekannt wurde; byzantinische Bildung eignete er sich hier an. Gleich nach seinem Regierungsantritt erneuern beide Hunnenfürsten unter schweren Bedingungen den Frieden mit Kaiser Theodosios: die Byzantiner mußten alle Bündnisse mit den Volksstämmen in den Donaugebieten lösen, hunnische Unterthanen, die zu ihnen geflüchtet waren, ausliefern und obendrein jährlich 500 (nach Priskos sogar: 700) Pfund Gold Steuer zahlen. Um seine Günstlinge auf leichte Art zu bereichern, schickte Attila jeden Augenblick den einen oder den andern mit einem Antrag oder Vorschlag an den Hof von Konstantinopel, der dann für die scheinbare Vermittlung reiche Geschenke spenden mußte.

Hunnische Horden unterjochten die germanischen und slawischen Völkerschaften an der Donau; über das ugrische Jägervolk der Akat(z)iren am Don gebot seit 448 Ellak, Attilas ältester Sohn. Früh wandte sich Attila dem Westen zu und vernichtete in den Jahren 435—437 das am Mittelrhein und in Ostgallien blühende Reich der Burgunden; König Gundihar (Gundicharius) ward erschlagen. Im Jahre 441 kam die Stadt Margum am Einflusse des Margus (Morava) in die untere Donau in die Gewalt der Hunnen, die seitdem ständige Gäste des Oströmischen Reichs blieben. Unter allen erdenklichen Vorwänden ließ von nun an Attila seine Scharen in Mösien, Thrakien und Illyrien einbrechen; das Ausbleiben des jährlichen Tributs oder die Flucht irgend eines von ihm verfolgten hunnischen Großen waren hinlängliche Gründe dafür.

Seinen Bruder Bleda ließ er 445 meuchlings aus dem Wege räumen. Kurz danach brachte ein hunnischer Hirte ein angeblich vom Himmel herabgefallnes Schwert, an das das abergläubische Volk die Vorbedeutung der kommenden Weltmacht knüpfte: Attila bestärkte sein Volk gern in diesem Glauben. Er selber war angesichts der damaligen Schwäche des Oströmischen Reichs von seiner zukünftigen Weltherrschaft überzeugt. Im Jahre 447 drang er mit seinen Scharen sogar bis zu den Thermopylen vor, worauf Kaiser Theodosios um Frieden flehte, den er ihm Anfang 448 gegen 6000 Pfund Gold (5,500,000 Mark) Kriegsentschädigung und eine jährliche Steuer von 2100 Pfund Gold (1,900,000 Mark) gewährte (S. 35). Gleich darauf (448) sandte er einen seiner Großen, Ediko, nach Konstantinopel, um den jährlichen Tribut abzuholen, den der byzantinische Hof vom verarmten Volke nur durch Erpressungen noch aufbringen konnte, und forderte außerdem von Theodosios II. die Überlassung des ganzen rechtsseitigen Donauufers. Da dang Chrysaphios „Tzuma", der allmächtige Eunuche des Kaisers, den hunnischen Gesandten zur Ermordung Attilas. Im Jahre 449 kam nun eine byzantinische Gesandtschaft zu Attila, um mit ihm wegen seiner neuen Forderungen zu unterhandeln. Der Führer der Gesandtschaft, der Senator Maximinos, und sein Schreiber Priskos, ein Rhetor und Sophist aus Panion, wußten zu ihrem Glücke nichts um den geplanten

---

* Mag. equ. Gaudentius — G. Italienerin — Flavius Aëtius, * um 390 zu Durostorum (Silistria), † 21. Sept. 454 — Gaudentius, 454 mit Valentinians III. Tochter verlobt

Comes Domesticorum Carpilio (unter Honorius) — G. vornehme Gotin — Tochter (Christin) — Carpilio, 441 b. d. Hunnen

Mordanschlag, während der Dolmetsch Vigilas eingeweiht war. Doch Ediko selber verriet das Vorhaben seinem Könige; der ergriff nun freudig die günstige Gelegenheit, um vom Kaiser Theodosios den Kopf des verhaßten Chrysaphios und zugleich die Erhöhung der jährlichen Steuer zu heischen; nur mit Mühe ließ er sich schließlich davon abbringen.

Dem Rhetor Priskos verdanken wir eine wichtige Reisebeschreibung, die uns einen Einblick in das Leben am hunnischen Hofe gewährt. Er schildert die Residenz und Attilas einfachen Palast, der irgendwo zwischen Theiß und Donau im heutigen Tiefland Ungarns (vielleicht bei Tokaj) stand. Daneben gibt er uns auch eine Beschreibung der Wohnungen der hunnischen Großen, darunter des Ministers Onegesios (Hünigis, eines Gotensprößlings). Bei einem Einzug Attilas erwähnt er, daß jenem eine Schar in weiße Gewänder gehüllter Mädchen voranschritt. Priskos lernte die Königin Kreka (Reka) kennen, der er die Geschenke seines Kaisers überreichte. Er nahm an dem zu Ehren der Gesandtschaft veranstalteten Gastmahle teil, wobei Sänger und Possenreißer die Höflinge zu unterhalten suchten, während in düsteres Schweigen versunken der Hunnenkönig dasaß, dessen Befehlen eine ganze Schar griechischer Dolmetsche und römischer Schreiber gewärtig war. Aus diesem Reiseberichte geht hervor, daß der Hunnenkönig römischer Bildung nicht entbehrte. Durch diplomatischen Scharfsinn, Feldherrntalent, persönliche Tapferkeit und Kühnheit übertraf er die Fürsten seiner Zeit so, daß vom Rheine bis zur Wolga, von der Ostsee bis an die Gestade des Schwarzen Meers die Völker von diesem kräftig gebauten, mürrischen Eroberer scheu ihr Schicksal erwarteten.

Im Sommer 450 brachen in Konstantinopel Unruhen aus: Theodosios starb inmitten der Empörung, Chrysaphios verlor sein Leben durch Henkershand, Markianos (S. 36) bestieg den wankenden Thron. Den Gesandten des Hunnenkönigs, die gleich nach seiner Thronbesteigung den jährlichen Tribut zu fordern nach Konstantinopel gekommen waren, antwortete er kurz: „Gold nur meinen Freunden, Eisen für meine Feinde!" Attila gab sich mit dieser Antwort scheinbar zufrieden. Geiserich, der König der Wandalen, hatte seines ältesten Sohns Hunerich erste Gemahlin, eine Tochter des Westgoten Theoderich I., um einer Verdächtigung willen verstümmelt (um 446) und schloß in seiner Furcht vor der Rache der Goten ein Waffenbündnis mit Attila, der nun sein Augenmerk auf das Weströmische Reich richtete. Der dortige Kaiser Valentinian III. hatte seine Schwester Grata Justa Honoria zum Klosterleben bestimmt; diese hatte jedoch ihren Procurator Eugenius zum Geliebten genommen, war dafür auf einige Zeit nach Byzanz verbannt worden und hatte nach ihrer Heimkehr heimlich dem Attila einen Ring geschickt, sich ihm damit als Gattin anbietend; Attila würdigte das Anerbieten zunächst keiner Antwort, verlangte aber später von Valentinian auf Grund des Rings wiederholt die Braut für seinen Harem und als Mitgift die Hälfte des Westreichs. Die abschlägige Antwort auf dies Begehren gab den hunnischen Gesandten im Namen seines Kaisers der Jugendgenosse Attilas, Aëtius, „der letzte Römer".

Zornentbrannt verwandelte nun Attila ganz Osteuropa in ein Kriegslager und zog mit einem aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzten Riesenheer (angeblich 500,000 Mann) im Frühjahre 451 die Donau entlang gegen Gallien, auf das den Hunnenfürsten schon 448 ein Aufrührer Eudoxius, dann der Wandale Geiserich und ein ehrgeiziger Franke aufmerksam gemacht hatten; eine lange Reihe zerstörter Städte kennzeichnete den Weg. Bei Straßburg setzte Attila mit seinen Scharen über den Rhein, verbrannte Metz und versuchte Orléans zu nehmen. Doch die Bewohner der Stadt verteidigten sich unter der Führung ihres Bischofs so lange, bis der Vortrab des Heers des Aëtius, dem sich nach langen Unterhandlungen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Mordanschlag, während der Dolmetsch Vigilas eingeweiht war. Doch Ediko selber verriet das Vorhaben seinem Könige; der ergriff nun freudig die günstige Gelegenheit, um vom Kaiser Theodosios den Kopf des verhaßten Chrysaphios und zugleich die Erhöhung der jährlichen Steuer zu heischen; nur mit Mühe ließ er sich schließlich davon abbringen.

Dem Rhetor Priskos verdanken wir eine wichtige Reisebeschreibung, die uns einen Einblick in das Leben am hunnischen Hofe gewährt. Er schildert die Residenz und Attilas einfachen Palast, der irgendwo zwischen Theiß und Donau im heutigen Tiefland Ungarns (vielleicht bei Tokaj) stand. Daneben gibt er uns auch eine Beschreibung der Wohnungen der hunnischen Großen, darunter des Ministers Onegesios (Hünigis, eines Gotensprößlings). Bei einem Einzug Attilas erwähnt er, daß jenem eine Schar in weiße Gewänder gehüllter Mädchen voranschritt. Priskos lernte die Königin Kreka (Reka) kennen, der er die Geschenke seines Kaisers überreichte. Er nahm an dem zu Ehren der Gesandtschaft veranstalteten Gastmahle teil, wobei Sänger und Possenreißer die Höflinge zu unterhalten suchten, während in düsteres Schweigen versunken der Hunnenkönig dasaß, dessen Befehlen eine ganze Schar griechischer Dolmetsche und römischer Schreiber gewärtig war. Aus diesem Reiseberichte geht hervor, daß der Hunnenkönig römischer Bildung nicht entbehrte. Durch diplomatischen Scharfsinn, Feldherrntalent, persönliche Tapferkeit und Kühnheit übertraf er die Fürsten seiner Zeit so, daß vom Rheine bis zur Wolga, von der Ostsee bis an die Gestade des Schwarzen Meers die Völker von diesem kräftig gebauten, mürrischen Eroberer scheu ihr Schicksal erwarteten.

Im Sommer 450 brachen in Konstantinopel Unruhen aus: Theodosios starb inmitten der Empörung, Chrysaphios verlor sein Leben durch Henkershand, Markianos (S. 36) bestieg den wankenden Thron. Den Gesandten des Hunnenkönigs, die gleich nach seiner Thronbesteigung den jährlichen Tribut zu fordern nach Konstantinopel gekommen waren, antwortete er kurz: „Gold nur meinen Freunden, Eisen für meine Feinde!“ Attila gab sich mit dieser Antwort scheinbar zufrieden. Geiserich, der König der Wandalen, hatte seines ältesten Sohns Hunerich erste Gemahlin, eine Tochter des Westgoten Theoderich I., um einer Verdächtigung willen verstümmelt (um 446) und schloß in seiner Furcht vor der Rache der Goten ein Waffenbündnis mit Attila, der nun sein Augenmerk auf das Weströmische Reich richtete. Der dortige Kaiser Valentinian III. hatte seine Schwester Grata Justa Honoria zum Klosterleben bestimmt; diese hatte jedoch ihren Procurator Eugenius zum Geliebten genommen, war dafür auf einige Zeit nach Byzanz verbannt worden und hatte nach ihrer Heimkehr heimlich dem Attila einen Ring geschickt, sich ihm damit als Gattin anbietend; Attila würdigte das Anerbieten zunächst keiner Antwort, verlangte aber später von Valentinian auf Grund des Rings wiederholt die Braut für seinen Harem und als Mitgift die Hälfte des Westreichs. Die abschlägige Antwort auf dies Begehren gab den hunnischen Gesandten im Namen seines Kaisers der Jugendgenosse Attilas, Aëtius, „der letzte Römer“.

Zornentbrannt verwandelte nun Attila ganz Osteuropa in ein Kriegslager und zog mit einem aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzten Riesenheer (angeblich 500,000 Mann) im Frühjahre 451 die Donau entlang gegen Gallien, auf das den Hunnenfürsten schon 448 ein Aufrührer Eudoxius, dann der Wandale Geiserich und ein ehrgeiziger Franke aufmerksam gemacht hatten; eine lange Reihe zerstörter Städte kennzeichnete den Weg. Bei Straßburg setzte Attila mit seinen Scharen über den Rhein, verbrannte Metz und versuchte Orléans zu nehmen. Doch die Bewohner der Stadt verteidigten sich unter der Führung ihres Bischofs so lange, bis der Vortrab des Heers des Aëtius, dem sich nach langen Unterhandlungen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

hundert dusent ludes. Der gothen koning belef dar dot. De
koning ezcele vor dannen to langbarden vñ besat aquileiā
driv iar. vñ do he se nicht gewinnen ne mochte he wolde dan
nen varen. wan dat he sach dat de storke ere iungen van d̄ stat
vorden. Dar van karde he wid̄ vnde
stormde de stat vñ gewan se vñ to vor
de se al. dannen vor he to langbardē
e paues leo quā to eme vñ bat ene
dat he des landes genade hadde dat louede de koning deme
pauese dat he dat don wolde. Dar ūme wart he
geschuldeget van den sinen do segede he Ich ne
vorchte nicht den paues. En engel stunt bi eme
de hadde en swert nid̄ hant heddich anders ge
dan he hadde mich irslagen. De koning ezzele umbot deme
keisere do. dat he eme sine suster geue od̄ he wolde dat ri
ke to voren. Dar van ledegede got dat romische rike alsus

Der Hunnenkönig Attila vor Aquileja; Attila und Papst Leo I.

Der Hunnenkönig Attila vor Aquileja; Attila und Papst Leo I.

(Die Ergänzungen nach der von Ludwig Weiland besorgten Ausgabe der Sächsischen Weltchronik im 2. Bande der ‚Deutschen Chroniken'.)

Umschrift.

[In deme 453. jare van godes bort Marcianus quam an dat rike unde was daran seven jar. An sinen tiden quam up de koning Ezele unde wart to angste al der werlt ... He bedwang mit sineme here al Dudisch lant, Vrancrike unde Burgunden wante an Borcesere. He wolde oc tovoren dat Romische rike. De keiser Marcianus sande wider ene enen hertogen, de was geheten Etius, de hadde to helpe de Gothos. Se quamen tosamene to Vrancrike, dar wart en grot strit. Dar worden geslagen driuhundert dusentludes. Der gothen koning belef dar dot. De koning Ezcele vor dannen to langbarden unde besat aquileiam drie jar, unde do he se nicht gewinnen ne mochte, he wolde dannen vorrichten. Dat vorstunden de burgere dar binnen, dat de starke ere jungen van der stat togen. Dar van karde he wider unde stormde de stat unde gewan se unde tovorde se al, dannen vor he to langbarden. De paves Leo quam to eme unde bat eme dat he des landes genade hadde dat tovorbede de koning, dar mer paves dan he dat don wolde. Darumme wart he geschuldeget van den sinen do segede he: Ich ne vorchte nicht den paves. En engel stunt bi eme de hadde en swert in der hant hedd ich anderes gedan de hadde mich irslagen. De koning Ezzele umbot deme keisere do, dat he eme sine suster geve oder he worde dat rike toroven. Der van ledegede got dat romische rike alsus. [He wart enes nachtes verdrunken unde lach mit sineme wive. Do blödede eme de nase vile sere, unde ging eme in den hals, dat he dar van [starf].]

Übersetzung.

[In dem 453. Jahre nach Christi Geburt gelangte Marcianus zur Herrschaft und behielt sie sieben Jahre ... Zu seinen Zeiten kam König Etzel auf und ward der ganzen Welt zur Angst ... Er bezwang mit seinem Heer alle deutschen Lande, Frankreich und Burgund bis nach Portus Caesaris. Er wollte auch das Römische Reich zerstören. Der Kaiser Marcianus sandte gegen ihn einen Heerführer, der hieß Aëtius, der hatte zur Hilfe die (West-) Goten. Sie trafen zusammen in Frankreich; da ward eine große Schlacht. Da wurden erschlagen dreihunderttausend Leute. Der Goten König [Theoderich I.] blieb da tot. Der König Etzel zog weg nach der Lombardei und belagerte Aquileja drei Jahre; und da er es nicht erobern konnte, wollte er von dannen ziehen, wenn er nicht gesehen hätte, daß die Störche ihre Jungen aus der Stadt wegbrachten. Deshalb kehrte er um, stürmte die Stadt, eroberte sie und zerstörte sie vollständig. Danach zog er nach der Lombardei. Der Papst Leo [I.] kam zu ihm und bat ihn, daß er des Landes verschonen sollte. Das gelobte der König dem Papste, daß er das thun wolle. Darum ward er von den Seinen beschuldigt; da sagte er: „Ich fürchtete nicht den Papst. Ein Engel stand bei ihm, der hatte ein Schwert in der Hand; hätt' ich anders gehandelt, er hätte mich erschlagen." Der König Etzel entbot da dem Kaiser, daß er ihm seine Schwester gebe, oder er würde das Reich vernichten. Davon erlöste Gott das Römische Reich also. [Er betrank sich eines Nachts und lag bei seinem Weibe (der Burgunderin Ildeco). Da blutete ihm die Nase sehr, und ging's ihm in den Hals, daß er daran erstickte.]

Über dem oberen Bilde links hat eine Hand des ausgehenden 15. Jahrhunderts, also aus der Zeit, der auch der Schreiber des um 1250 abgeschlossenen Textes angehört, „Aquileya", rechts „Ezcele" angebracht, über dem unteren Bilde links „Ezcelor" (die Buchstaben c und e sind in eine Ligatur verschmolzen) und rechts „Leo".

Der Dämmerung Attila vor Chalons; Attila und Papst Leo I.

(Die Ermächtigung nach der von Ernnig Dietland beforgten Ausgabe der Städtischen Literaturzeit im 2. Band der Deutschen Chronikern.)

[illegible]

In dem 451. Jahr regierte Papst Marcia-
nus quam an dat rike unde was davan seven
jar . . . An einen tiden quam we de koning
Evele unde wart to ungeste al der werlt . . .
He [illegible] unde mit sinome hove al Asdisch lant-
Vranrike unde Burgonden vramde an. Bor-
reste. He wolde oc toveren dat Romesche
rike. De keiser Marcianus sande wider eine
eren herlogen de was geheten Beinus, de
hadde to hefte de Gastos. Se quamen to-
same to Vranckrike, der wart en prot stritt.
Dar wurden geslagen dinghundert dusent
lude. Der selben koning hoted dar dots. De-
koning Exzele vor dannen to langhardea
unde hest ansitteam dina jar, unde de hee-
re nicht gewinnen me mochte he wolde dan-
nen varen, wan dat he sach dat de storke
ere jungen van der stat vorden. Des an Karde-
he wider unde stormde de stat unde wan si
e mede toworde se sa plagede ver he to
langharden. De pawes Leo quam te come
unde hat end dat he de lande gemade hadde
dat hovede de koning Attyla, dat he-
den wolde. Dat nimme wart he geschulde-
get van den sinen de segede he: Ich ne
vorlate nicht den paves. En engel stant bi
ene ik hadde en swert in der hant bedd
ich andres gedan he madde mich irslagen.
De koning Exzele umbot dessre keisere do,
dat he ene sine suster gave oder he wolde
dat rike toveren. Dar van ledegede got dat
rike alsus. Die wart enes machtes
vrowen ene de pawes vile sere. unde ging
bloedde ene de pawes vile sere, unde ging
ir den hals; dat he darvan dampede[illegible]
ir den hals, unde ging er daran erstikte.

Über dem oberen Teile hat eine Hand des ausgehenden 15. Jahrhunderts, also aus der Zeit, da auch der Schreiber des um 1250 abgefaßten Textes angehört, Varianten gebracht, über dem unteren Teile „Exzele" (die Buchstaben e und e sind in eine Ligatur verschmolzen) und rechts „Leo".

Übersetzung.

[Im dem 451. Jahre nach Christi Geburt ge-
langte Marcianus zur Herrschaft und beherrschte sie
zehen Jahre . . . Zu seinen Zeiten kam König
Etzel auf und warb der ganzen Welt zu Trutz . . .
Er bezwang mit seinem Heer alle deutschen Lande,
Frankreich und Burgund bis nach Portus Cantoris.
Er wollte auch das Römische Reich zerstören. Der
Kaiser Marcianus sandte gegen ihn einen Heer-
führer, der hieß Heinus, der hatte zur Hilfe die
Gothen. Sie trafen zusammen in Frank-
reich; da ward eine große Schlacht. Da wurden
erschlagen dreihundertausend Leute. Der Kö-
nig Etzel zog weg nach der Lombardei und belagerte
Aquileja drei Jahre; und da er es nicht erobern
konnte, wollte er von dannen ziehen, wenn er
nicht gesehen hätte, daß die Störche ihre Jungen
aus der Stadt trugen. Deshalb stürmte er
um, stürmte die Stadt, eroberte sie und zerstörte
sie vollständig. Damach zog er nach der Lom-
bardei. Der Papst Leo [I.] kam zu ihm und bat
ihn, daß er des Landes Verderben hielte. Das
gelobte der König dem Papste, daß er das thun
wolle. Darum ward er von den Seinen belohnt,
sagt, da sagte er: „Ich stünde nicht den Papst.
Ein Engel stand bei ihm, der hatte ein Schwert
in der Hand; hätt' ich anders gehandelt, er
hätte mich erschlagen." Der König Etzel endet
da den Mörder, daß er ihm seine Schwester gebe,
oder er wüste das Reich verwüsten. Darum er-
bittet Gott das Königreich durch also. Er be-
kam die Frau, und ging's ihm in den Hals,
daß er daran erstickte.]

auch Theodorich I. (Theoderik), der König der Westgoten, angeschlossen hatte, in der Nähe erschien. Attila gab die Belagerung auf und führte seine Scharen auf die zwischen Troyes und Méry, der Seine und Marne sich weit ausdehnende Ebene zurück. Auf den Mauriazensischen (Katalaunischen) Feldern kam es Anfang Juli zu der großen Völkerschlacht, wo die römisch-christliche Welt der hunnisch-heidnischen gegenüberstand. Nach einem furchtbaren Gemetzel (die Angaben schwanken zwischen 165,000 und 300,000 Mann; der spätern Sage gemäß setzten selbst die bereits Gefallnen in der Luft den Kampf fort) zog sich Attila bei Einbruch der Nacht in seine Wagenburg zurück; die Trauergesänge der Hunnen wurden bis ins Lager der Sieger gehört. Der Hunnenkönig ließ sich in aller Eile aus Sätteln einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich bei erneuertem Angriffe der siegreichen Feinde den freiwilligen Feuertod gegeben hätte. Aber Aëtius wollte sich des brauchbaren Gegengewichts gegen die Goten nicht berauben und hatte auch selbst den Sieg nur durch schwere Opfer erkauft; obendrein waren die Westgoten nach dem Tod ihres Königs sogleich heimgezogen. So konnte Attila unangefochten nach Pannonien abziehen.

Im kommenden Jahre (452) zog Attila mit einem starken Heere nach Italien. Nachdem er durch mehrmonatige Belagerung die Stadt Aquileja, das Thor Italiens, eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht hatte (s. die beigeheftete Tafel „Der Hunnenkönig Attila vor Aquileja"), kennzeichneten die rauchenden Ruinen Paduas, Veronas, Mailands und vieler andern Städte den Weg der hunnischen Scharen, der hin nach Rom führte. Die ganze gebildete Welt erwartete nun mit Bangen den Fall der „ewigen Stadt" — da trat Attila unerwartet den Rückzug an. Zu diesem Schritte bewog ihn wohl weniger das fürstliche Geschenk, das ihm Papst Leo I. am Mincio darbrachte (s. das zweite Bildchen auf der beigehefteten Tafel), als vielmehr die Nachricht, daß der oströmische Kaiser Markianos in Pannonien eingebrochen sei und der noch gefährlichere Aëtius ein Heer zum Entsatze Roms sammle. Hierzu kamen die unerträgliche Hitze, das ungewohnte Klima, die Pest, der Mangel an Nahrung und endlich, sicherlich nicht am letzten, der Aberglaube: der Eroberer Roms werde kurz nach der Einnahme dahinsterben, wie einst Alarich (Bd. IV, S. 459). Kurz, Attila zog heim an die Ufer der Theiß. Und nachdem er gedroht hatte, daß er im nächsten Jahre Ostrom züchtigen wolle, starb er im Winter des Jahrs 453 am Blutsturz in der Nacht seiner Hochzeit mit Ildiko, die die deutsche Heldensage Kriemhild nennt. Die Leiche wurde an unbekanntem Orte beerdigt und die dabei beschäftigten Arbeiter getötet, damit sie die letzte Ruhestatt des Hunnenkönigs niemand verraten könnten. Rom und Byzanz hatten einen furchtbaren Feind verloren.

D. Der Untergang des Hunnenvolks.

Nach Attilas Tode ging nicht nur sein Reich, sondern auch sein Volk mit Riesenschritten dem Untergang entgegen. Ellak (S. 317), zum Nachfolger bestimmt, hatte sich schon in früher Jugend römische Bildung und Kriegskunst angeeignet, war aber zum Herrscher über ein barbarisches Nomadenvolk nicht ganz geeignet. Attilas andre Söhne, besonders Dengizich (Dintzic) und Irnach (Bd. II, S. 151), griffen den neuen Herrscher an. Den erfolglosen Bruderkrieg benutzten die Goten und Gepiden und erhoben sich. Ellak zog den Empörern entgegen; sein Heer unterlag aber der vereinten Macht der Gepiden (Ardarich), Goten, Rugier und Heruler am Bache Netad in Pannonien, und Ellak selber kam ums Leben. Dengizich übernahm nun die Führung der auf die Ebene zwischen der untern Donau und dem Don zurückgedrängten Hunnen, griff 456 und 462 die pannonischen Goten an der Save an, wurde jedoch beidemal

durch König Walemir zurückgeschlagen. Hiernach vereinigte er sich mit den Goten und drang nach Dakien und Mösien vor; drei gegen ihn entsandte oströmische Heere lockten die Verbündeten in ein enges Thal, wo diese umzingelt und zum größten Teile niedergemacht wurden. Im Jahre 469 jedoch brach Dengizich wieder in Thrakien ein; doch diesmal wurde er durch den römischen Magister militum Anagastus gefangen genommen, getötet und sein Haupt nach Konstantinopel gesandt. Mit seinem Tode hörte die einst von Rua und Attila geschaffne, mit dem Namen der Hunnen belegte Einheit der osteuropäischen Nomadenvölker auf. Irnach zog in Begleitung seiner Brüder Emnedsur und Ultzindur mit dem Reste der Hunnen weit in die südrussische Steppe hinein.

Länger als ein halbes Jahrhundert fehlt dann jede weitere Nachricht über die Hunnen. Kurz vor 523 erwähnen die Byzantiner den hunnischen Stamm der Uturguren (Utiguren) am Asowschen Meere, dessen König Gorda (Grod) das Christentum annahm (schon 507/8 war der [kaukasisch-]albanische Bischof Oarbūçt von Arrān missionierend ins Land der Sabiren gekommen) und in einer Empörung, an deren Spitze sein Bruder Muager stand, erschlagen wurde. Mitte des 6. Jahrhunderts meint Prokop mit Hunnen ein in die zwei Stämme der Kuturguren (Kotriguren) und Uturguren geteiltes Volk, die, in Sprache, Kleidung u. s. w. einander gleichend, sich seit Herbst 558 gegenseitig zerfleischten (vgl. S. 42 unten) und schwächten. So nimmt es kein Wunder, daß der Kotrigurenhäuptling Zabergan bereits gegen 562 dem Chagan der Awaren Heeresfolge leistet. Diese Kuturguren — auch (Schwarz-)Bulgaren genannt — zogen mit den Awaren, die nun ihrerseits oft als Hunnen bezeichnet werden, 568 großenteils nach Pannonien, das sie um 630 nach einem mißlungnen Aufstande verlassen mußten. Der Awarenchagan forderte als nunmehriger Herr beider Hunnenstämme 568 von Justin II. die früher diesen von Byzanz gezahlten Jahresgelder. Im Jahre 576 finden wir die Utiguren mit den benachbarten Alanen den Westtürken unterworfen: ihr Fürst Anagai erscheint vor Bosporos (Pantikapaion) als einfacher türkischer General. Kurz danach verschwindet der Name der Uturguren aus der Geschichte, um fortan gänzlich dem der Bulgaren in Alt- oder Großbulgarien (östlich vom Asowschen Meere) Platz zu machen. Dagegen stoßen wir noch 598 auf Kuturguren (Kotzagiren), die, zusammen mit Tarniach und Zabender-Hunnen vor den Türken fliehend, in der Stärke von 10,000 Mann beim Awarenchagan Zuflucht fanden. Doch dauerte die awarische Vorherrschaft nur bis 626 (vgl. S. 277).

Zu Anfang des 7. Jahrhunderts herrschte der Fürst Organa über die am Asowschen Meere zurückgebliebnen Kuturguren. Ein Bundesgenosse des Kaisers Herakleios (S. 64), nahm er 619 das Christentum an und suchte sein Volk zum neuen Glauben zu bekehren; doch gelang dies erst dem albanischen Bischof Israel von Mec-Kolmank', der 682 am Hofe des Hunnenfürsten Alp-Ilut'ver von Warač'an (nördlich von Darband im Kaukasus) mit großem Erfolge das (armenische) Evangelium predigte. Nach Organas Tode vereinigte sein Vetter Kuvrat* sein Volk mit verwandten Völkerschaften, den Bulgaren am Kuban, und schüttelte das Awarenjoch ab. Aus diesen verbündeten Stämmen bildeten sich nach dem Ableben Kuvrats (668) unter seinen Söhnen fünf verschiedne Horden; doch ist der Stammsage, worauf sich die Erzählung

* Kobrat (Kuvrat), um 635 von den Awaren unabhängiger Häuptling der Unugundur-Bulgaren, einer Abzweigung der Kuturguren (Kotragen); † 668

Bajan (Bäg-Bajan), am Asowschen Meere; 679 von den Chazaren unterworfen	Kotragos, westlich vom Don	(Isperich) Asparuch, flieht 679 vor den Chazaren und vertreibt die Awaren vom südlichen Donauufer	4. Sohn, in Pannonien	5. Sohn

von der Teilung gründet, nicht ganz zu trauen, da eine Trennung (mindestens teilweise) schon in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts vor sich gegangen sein muß. Die eine Horde vereinigte sich um 679 unter Kuvrats ältestem Sohne Bäg-Bajan mit den Chazaren, mit denen die Bulgaren als Nachbarvolk schon früher in Verbindung gestanden hatten und von denen sie jetzt besiegt worden waren. Die gefährliche Nachbarschaft der türkischen Petschenegen bewog die Magyaren um 840 zu einem Bündnisse mit den Chazaren, unter deren Oberhoheit sie ostwärts vom Don ihre zweite europäische Heimat Lebedia noch zwanzig Jahre lang behaupteten. Als dann die Ungarn kurz nach 862 diese Gebiete verließen (S. 83 unten), schlossen sich ihnen die Kabaren (κάβαροι; türkisch = Empörer) an, die nun, vom Mutterstamme der Chazaren losgerissen, mit jenen oder, besser, für sie eine neue Heimat suchten. Das durch die mit jenen Hunnenresten vermengten Chazaren gegründete Reich, dessen Dynastie zwischen 851 und 863 das Christentum (vgl. S. 77 und 281), bald darauf aber, den längst schon im stillen wirkenden Einflüssen der Juden nachgebend, den mosaischen Glauben annahm, schwang sich bald zu bedeutender Macht empor: durch große Raubzüge (zuletzt 799) machte es sich vor allem den südkaukasischen Völkern furchtbar; doch verdient der von Abr. Firkowitsch 1870 angeblich aus Ägypten mitgebrachte Brief eines jüdisch-chazarischen Königs Joseph an den Rabbi Chisdai, worin (um 950) eine stattliche Reihe von Völkern aufgezählt werden, die dem hunnisch-bulgarischen Chazarenreiche damals tributpflichtig gewesen seien, nach J. Marquart schlechterdings keinen Glauben. Um 969 (nach der verderbten Rechnung der russischen Chronik: 965) fiel das Reich, durch jene fortwährenden Kriegsfahrten schließlich doch erschöpft, dem heranbringenden Russen Swjatoslaw anheim. Die zweite Horde der Hunnen-Bulgaren fand eine Zeitlang Sitze westlich vom Don. Eine dritte Horde der mit andern Stämmen vermengten Hunnen gründete unter Isperichs Führung das heutige Bulgarien, während die vierte Horde — falls dies keine Verwechslung mit der oben gestreiften Besiedlung von 568 ist — nach Pannonien zog, für deren Nachkommen von Manchen die in der ungarischen Überlieferung erwähnten Theiß-Bulgaren, vielleicht auch die in Siebenbürgen lebenden Székler gehalten werden.

So löste sich das hunnische Volk auf, verschmolz mit andern Völkerschaften und verschwand.

2. Die Bulgaren.

A. Die Heimat, die Wanderungen und Teilungen der Bulgaren.

Die Wüste zwischen dem Uralgebirge, dem Kaspischen Meer und dem Aralsee war einst die Heimat jener ugrischen Völkerfamilie, der auch die Bulgaren zugehörten. Wie lange die Ugrier in diesen Gegenden geweilt haben mögen, ist in Dunkel gehüllt. Irgendwann sind ugrische Stämme von dort durch Sabiren vertrieben worden, die ihrerseits den von den Hunnen verdrängten Awaren gewichen waren; damals wohl sind die Wogulen und Ostjaken, wahrscheinlich auch einzelne magyarische Geschlechter, nordwärts an den Tobol, Irtisch und Ob verzogen. Dagegen gelangte der südlichste Zweig wenigstens zum größern Teil an die untere Wolga und den Kaukasus: Gebiete, in deren Nachbarschaft sich schon früher dahin ausgewanderte Bulgaren befunden haben müssen. Diese nordkaukasischen Bulgaren sind nun durch den überwältigenden Einfall der Hunnen außerordentlich beeinflußt worden. Es steht fest, daß gerade Bulgaren den Hauptbestandteil der Hunnenheere gebildet haben; so ist es zu erklären, wenn wir hören, daß im 4. Jahrhundert hunnische Bulgaren im Lande der Alanen hausen, wenn wir vernehmen, daß kurz nach 375 die Langobarden auf ihrer weiten Wanderung durch solche

Bulgaren überrumpelt werden. In jenen Jahrzehnten also hatten die Bulgaren ihren alten Namen teilweise an die Hunnen abtreten müssen. Diese Erscheinung erschwert natürlich das Auseinanderhalten der einzelnen, urkundlich sowieso nur spärlich und mühsam zu verfolgenden Völkerschaften mongolischer Rasse in hohem Grade. Haben sich schon die Hunnen, wie wir gesehen hatten (S. 315), mit andern Gliedern des uralaltaischen Sprachstamms nach und nach stark vermischt und dadurch ihr Turktatarentum so sehr beeinträchtigt, daß von den Europa heimsuchenden Scharen schwer zu sagen ist, ob sie mehr türkisches, ob mehr finnisches Blut aufzuweisen hatten, so wiederholt sich jener den gewissenhaften Geschichtschreiber in gelinde Verzweiflung versetzende Vorgang nach dem Aufhören der hunnischen Einheit (469 n. Chr.) in vergröbertem Maßstabe: die vormals von den Hunnen unterworfnen Stämme werden zwar wieder frei, hatten aber doch schon so lange unter deren Botmäßigkeit gestanden, so inbrünstig ihre Sitten und Gebräuche angenommen, sich bei Raubzügen so gänzlich als Glieder der großen hunnischen Völkerhorde gefühlt und dies alles in ihrem Auftreten so oft betätigt, daß bei den zeitgenössischen Chronisten Verwechslungen fortan an der Tagesordnung sind: Awaren, Bulgaren, Sabiren u. s. w. werden auch weiterhin kurz und bündig als „Hunnen" bezeichnet. Ein Jahrhundert später jedoch wird der Spieß umgedreht: da werden die Trümmer des Hunnenvolks dem bulgarischen einverleibt (S. 320), und ohne daß alles Hunnentum vertilgt worden war, verschwindet doch der hunnische Name aus der Geschichte.

In der krausen Unruhe des Zeitalters der großen Völkerwanderung hören wir demnach — abgesehen von den eben erwähnten Ereignissen — nur gelegentlich von Taten, die mit einiger Sicherheit den nordkaukasischen Bulgaren allein zuzuschreiben sind. Im Jahre 482 rief sie Kaiser Zenon (S. 36) gegen die Ostgoten zu Hilfe: das erste Mal, daß Bulgaren aktiv mit dem Oströmischen Reiche zu tun haben; und 505 ist Sabinianus, der Magister militum von Illyricum, an der Spitze von 10,000 Mann bulgarischer Unterstützungstruppen an der Morava gegen den Gepiden Mundo und den Goten Pitzia unterlegen. Von versprengten Resten der in diesen Gegenden verbliebnen, westlichen Bulgarenvorposten mag sich jener Zweig gebildet oder abgelöst haben, der um 670 unter Alzeco im alten Samnitenlande beim Langobardenherzoge Romuald von Benevent Aufnahme gefunden hat. Jedenfalls erfreute sich gerade damals die Hauptmasse der nordkaukasischen Bulgaren vollständiger Unabhängigkeit, seitdem um 635 Kuvrat das awarische Joch abgeschüttelt und zusammen mit dorthin verdrängten andern Ästen der südlichen Ugrier (vgl. oben) ein achtunggebietendes Staatswesen begründet hatte. Wenn es richtig ist, daß sich unter den diesem Unugundur-Reich am Kuban untertänigen Stämmen auch die für das 7. Jahrhundert im Dongebiete bezeugten Uniguren oder andre Vorväter der Magyaren (Masʿūdī bezeichnet noch Magyaren von 925 mit dem Namen Burgar) befunden haben, wird man hieraus das Vorhandensein türkischer Bestandteile bulgarisch-tschuwaschischen Charakters, wie sie dem magyarischen Wortschatz eigen sind, erklären dürfen, ohne deshalb mit Herm. Vambéry einen echt (altaisch.) türkischen Ursprung der Magyaren annehmen zu müssen (vgl. darüber weiter unten im 4. Abschnitte).

Doch 679 bereits zerstörten die (westtürkischen) Chazaren, zu deren ältesten Eroberungen und Hauptsitzen die ostkaukasischen Ebenen am Terek und Sjulak mit den Hordenniederlassungen Balangar und Samandar gehören, die Macht der Unugundur-Bulgaren so gründlich, daß von den letztern eine kleine Weile nur noch Bruchstücke vorhanden waren. Allerdings erholten sich diese zum Teile verhältnismäßig schnell und machten bald von neuem von sich reden. Während ein Teil ganz in den Chazaren aufging, während Isperich, der dritte Sohn Kuvrats,

am Laufe der untern Donau ein neues Reich schuf, deren Schicksale weiter unten ausführlich geschildert werden sollen, während der vierte und der fünfte Sohn mit ihren Leuten zu den Awaren übersiedelten, ließ sich Kotrag, der zweite Sohn Kuvrats, am rechten Ufer des Don nieder (Kotragen = Kuturguren = Kotzagiren = Ultzia- oder Altziagiren) und drang von hier aus am Laufe der Mittel-Wolga bis in die Gegenden der Kama (hier namentlich die Isgil, der zweite von drei [oder vier] Stämmen dieser Wolga-Bulgaren) vor, wo er zwischen den beiden Etil (= Flüssen; vgl. S. 83) „Großbulgarien" gründete. Auch diese Benennung gibt zu Schwierigkeiten Anlaß. Das Randgebiet des Asowschen Meers, bewohnt von jenen hunnisch-bulgarischen Uturguren (S. 320), die 568 den Awaren (Uiguren), 576 mit den Alanen den Westtürken zum Opfer gefallen waren, heißt nämlich gelegentlich ebenfalls Alt- oder Großbulgarien, bis es von den Uniguren (Magyaren; 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts) eingenommen wird. Und mit diesem Altbulgarien am Kuban wieder darf um keinen Preis jenes „Altbulgarien" in Europa verwechselt werden, das — da alle übrigen Bulgarenstaaten seit langem von der Bildfläche gänzlich verschwunden sind — mit vollem Rechte zum Unterschiede vom gegenwärtigen Bulgarien so (in sprachgeschichtlicher Beziehung u. s. w.) genannt zu werden pflegt und uns nachher zu beschäftigen haben wird. So kurzlebig wie jenes Uturgurenreich war das in einer sehr merkwürdigen rückläufigen Bewegung an der Wolga und Kama von Kotrags Scharen geschaffne Großbulgarien allerdings nicht: vielmehr hat es vom 9. bis zum 13. Jahrhundert geblüht. Mit al-Balchi (Istachri) könnte man es zur größern Klarheit „Außer-Bulgarien" taufen, um ihm in dem von Isperich 679 an der untern Donau gegründeten Staatswesen ein „Innen-Bulgarien" (Burgān) gegenüberzustellen; doch sind diese Benennungen, als schlechterdings wenig üblich, besser fallen zu lassen. An der Wolga und der Kama haben die Bulgaren entschieden Viehzucht, ja in gewissem Grade Landwirtschaft betrieben. Bald sind sie dann mit den Arabern in lebhaften Verkehr getreten: schon im Jahre 922 haben die Bulgaren, was einwandfrei beglaubigt ist, den Islam angenommen. Diese Wolga-Bulgaren haben gerade vermöge ihres Verkehrs mit den Arabern die benachbarten ugrischen Völker (die Magyaren u. s. w.) nachhaltig beeinflußt. Das bezeugen unter anderm die freilich spärlichen Denkmäler, deren Sprache der der heutigen Tschuwaschen gleicht: so die Aufschriften der in den Ruinen der Stadt Bulgār (Bolgar) an der Kama gefundnen Grabsteine; ferner das die heidnischen Fürsten der Donaubulgaren (bis 765) aufzählende Bruchstück eines Verzeichnisses*, worin das Lebensalter in altbulgarischen Zahlwörtern angegeben wird, die mit tschuwaschischen verglichen werden können. Der Entwicklung Groß-Bulgariens standen von der Ostsee hereinbrechende normännische Wikinger (Russen) eine Zeitlang hemmend im Wege, die 969 Bulgār verwüsteten, worauf ein großer Teil der Bewohner unter ihren Führern Bila, Boksu und Hetend nach Ungarn ging, wo sie als Ismaeliten unter den Árpáden den Weinbau einführten. Trotz wiederholter Einfälle der Russen behielt Groß-Bulgarien noch lange seine Unabhängigkeit: schon aus dem Jahre 976/77 kennen wir wieder arabische Münzen, die in Bulgār und in Suwār (Schivar) im Namen des bulgarischen Fürsten Mu'min ben Ahmad geprägt sind. Neben Ackerbau betrieben die Wolga-Bulgaren infolge iranischer Einwanderung auch Gewerbe und einen Handel, der sich in den Städten Suwār, Bulgār und Bilar fröhlich entfaltete und selbst

* In dieser donaubulgarischen Fürstenliste sind unter andern auch Māgak (*Μεζάμηρος*), der um 560 als König der slawischen Anten, die damals nördlich von den Kuturguren zwischen Dnjestr und Dnjepr am podolischen Bug saßen, gegen die Awaren fiel, und sein Bruder *Κελαγάστης* als Bezmēr und Gostun verewigt.

über Persien hinaus erstreckte. Im 13. Jahrhundert verlor Groß-Bulgarien seine Unabhängigkeit; Tataren eroberten das Land, das noch später in die Hände der moskowitischen Zaren fiel.

B. Altbulgarien in Europa.

a) Die Besiedlung der Dobrudža und Mösiens.

Die Bulgaren, die 679 unter Kuvrats Sohn Isperich (Asparuch; S. 65 und 320) an die linke untere Donau gezogen waren, hatten unterdes ihre Wohnsitze im Winkel zwischen dem Dnjestr, der Donau und dem Pontos, woher sie ihre Einfälle nach Mösien, ja nach Thrakien ausführten, immer mehr erweitert. Um sie zu züchtigen, unternahm der byzantinische Kaiser Konstantin IV. Pogonatos 679 einen Feldzug gegen sie, der gerade das Gegenteil vom erhofften Erfolge hatte: die siegreichen Bulgaren siedelten noch in demselben Jahr auf das rechte Donauufer über, und Isperich besetzte das Gelände von der mösischen Ebene bis zu den Gestaden des Schwarzen Meers (der Name Dobrudža ist von dem kumanisch-bulgarischen Despoten Dobrotič abzuleiten, der bis 1386 über Varna, Kaliakra u. s. w. am Pontos gebot; vgl. unten, S. 341). Die dort ansässigen Slawen ergaben sich um so lieber in ihr Schicksal, als sie dadurch von der verhaßten byzantinischen Herrschaft befreit wurden. Dieses europäische Altbulgarenreich erweiterte sich in kürzester Zeit so rasch, daß es bereits im beginnenden 9. Jahrhundert zahlreiche Slawenstämme der Balkanhalbinsel umschloß, die sich unter der neuen, wohl nicht zu harten Herrschaft bald zu einem Volk einigten und den Namen ihrer Besieger, der Bulgaren, annahmen, während die herrschende Oberschicht, schwach an Zahl, unter ihren bereits in höherer Zivilisation befindlichen slawischen Unterthanen nach zwei bis drei Jahrhunderten — sicherlich auch dem Blute nach — aufging und deren Sprache annahm.

Dieser altbulgarische Staat, dessen Schwerpunkt im Flußgebiete der Kamčija und in den Ebenen der heutigen Dobrudža lag, hatte eine aristokratische Verfassung. Der Fürst, mit einheimischem Namen Chan, besaß die höchste Macht; ihm zur Seite stand ein Rat von sechs Vornehmen (Boljerin, Bojaren). Die persönliche Hörigkeit war von Urzeiten her in Brauch und infolgedessen ihre Rechtsprechung barbarisch-willkürlich. Aufständische Adlige verloren nicht nur Hab und Gut, sondern auch ihre ganze Familie wurde ausgerottet. Man lebte in Vielweiberei; starb der Mann, so wurden mit der Leiche auch seine Frauen verbrannt oder in dasselbe Grab eingeschlossen. Menschenopfer, allerdings an feindlichen Lateinern und Griechen verübt, sind noch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts — unter dem „frommen" Joannisza — bezeugt (von den wilden Kumanen sogar aus dem Jahre 1241).

b) Der Ausgang ugrisch-heidnischen Volkstums (bis zum ersten Drittel des 9. Jahrhunderts).

Kaum hatte sich Isperich mit seinem Volk in den untern Donaugegenden festgesetzt, so mußten sich die Byzantiner, um Thrakien zu retten, 679 in einem Vertrage zu einem Tribute verpflichten. Als Kaiser Justinian II. Rhinotmetos, der letzte Sproß aus dem Hause des Herakleios, die Zahlung verweigerte, schlug Isperich die Griechen und zwang sie zu einem noch größern Tribut. Unter seinem Nachfolger Tervel (um 700—720) wurden die Bulgaren von (Groß-) Preslav (Megali Peristhlava, südlich von Šumen oder Schumla; jetzt Eski-Stambul) die Hauptstütze des 695 verbannten byzantinischen Kaisers. Mit Hilfe Tervels setzte sich Justinian, der inzwischen die Chazarenprinzessin Theodora heimgeführt hatte, 705 von neuem in Konstantinopel fest, überhäufte seinen Bundesgenossen mit Ehren aller Art und verlieh

ihm den Cäsartitel, um nach kurzer Zeit undankbar das Bündnis zu lösen und den Bulgarenchan zu überfallen. Bei Anchialos (altbulgarisch: Tutchon) wurde er jedoch selbst von jenem (705) geschlagen und zur Leistung von Jahrgeldern gezwungen wie zur Abtretung der südlich vom Balkan gelegnen thrakischen Landschaft Zagora, die dann dem bulgarischen Reiche von Trnowo für Jahrhunderte den bei Serben, Byzantinern und Italienern üblichen — aber je nach dem Standpunkte (Zagorci = Ultramontani) örtlich wechselnden — Namen verleihen sollte. Als 717 die Araber Konstantinopel belagerten, eilten die Bulgaren 718 den Bedrängten zu Hilfe und entsetzten die Stadt (S. 66).

Unter den folgenden zwei Fürsten lebten die Bulgaren in wechselndem Frieden und Kriege mit dem byzantinischen Reich. Als aber der Bilderstürmer Konstantin V. (741—775) den oströmischen Thron bestieg, rüstete er sich 758 zu einem Feldzuge gegen die übergreifenden Bulgaren, erlitt jedoch 759 zwischen Anchialos und Varna in den Engpässen von Beregava eine Niederlage. Zum Glücke für Byzanz brachen unter den Bulgaren, deren Wucht und Kraft überdies durch Verpflanzung von mehr denn 200,000 Slowenen nach Bithynien arg gemindert wurde (762), gleich nach dem Tod ihres Fürsten Kormisos aus dem Haus Ukil, der seinerseits 753 das Herrschergeschlecht der Dulo gestürzt hatte, Unruhen aus. Zwar riefen sie einen Jüngling aus der Familie Ugain, Telec (Teletsch; 760—763), zum Fürsten aus; aber dieser, von den Griechen bei Anchialos geschlagen, fand unter den Waffen seiner eignen aufgebrachten Leute den Tod. Sein Nachfolger Sabin (wie der Name andeutet: ein romanischer Wlache) wurde bald abgesetzt und mußte nach Konstantinopel flüchten. Unter den Fürsten Bajan, Umar und Toktu erreichten die innern Wirren und die äußern Drangsale ihren Höhepunkt. Byzantinische Truppen besetzten einen Teil Bulgariens, den andern verwüsteten die benachbarten Slawenstämme. Eine Wendung trat ein, als (bald nach 763) Cerig (Telerig; S. 71) die bulgarische Fürstenwürde erhielt. Mehr durch List als mit Waffengewalt befreite er das Land von den Oströmern, mußte aber, vom aufständischen Adel vertrieben, 777 (5) nach Konstantinopel fliehen, wo er getauft und mit einer kaiserlichen Prinzessin vermählt wurde. Sein Nachfolger Kardam schlug die Griechen viermal und zwang sie zu einem jährlichen Tribut.

Unter der Regierung des Chans Krum (802 bis 13. April 814 oder 815), der 809 Serdika (Triaditza, Sofia) erobert hatte, erschien Kaiser Nikephoros, um Bulgarien endgiltig seinem Reich einzuverleiben. Krums Residenz wurde dem Erdboden gleich gemacht, Friedensanträge zurückgewiesen. Aber der Chan ließ alle Gebirgspässe mit Verhauen absperren und vernichtete bei der Rückkehr in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli 811 das ganze griechische Heer mitsamt seinem Kaiser. Im Juli 813 rückte Krum gegen Michael I. Rhangabé bis vor Adrianopel, nahm es ein und schleppte 10,000 Männer nebst ihren Weibern und Kindern aufs linke Donauufer weg. Seine Nachfolger Cok (oder Dukum) und Diceng hielten sich innerhalb der Grenzen ihres Reichs (S. 73), bis der Bulgarenfürst Omortag (Mortagon) 817 mit Kaiser Leon V. einen Waffenstillstand auf 30 Jahre schloß, weil er sich gegen die Franken wenden wollte, die nach der Vertreibung der Awaren aus Pannonien das bulgarische Reich gefährdeten. 818, 822 und 824 baten die Praedenecenter oder Ost-Abodriten aus der altserbischen Stadt Braničewo (auf beiden Ufern der Mlawa bei ihrer Einmündung in die Donau), die gelegentlich des Aufstands des pannonischen Slowenen Ljudewit (819—828) das bulgarische Joch abschüttelten, und die Timočaner am Timok Ludwig den Frommen um Aufnahme in den fränkischen Reichsverband. Omortag erhob 824 dagegen vergeblich Einspruch, bekämpfte 827—828 erfolgreich Ludwig den Frommen und setzte über die pannonischen Slawen seine Obrigkeiten ein. Doch die bulgarische

Herrschaft war hier von keiner langen Dauer; bloß das Gebiet der Save- und Draumündung blieb unter ihrer Botmäßigkeit bis zur Ankunft der Magyaren: noch 885 residiert in Belgrad ein bulgarischer Beamter. Um 835 versuchten die 813 zwangsweise am jenseitigen Donauufer angesiedelten „Makedonen" aus Adrianopel und Umgebung, die Abwesenheit eines Teils der Bulgaren, der unter dem spätern Chan Bo(go)ris-Michael gegen Thessalonich gezogen war, zu benutzen und nach der Romania zu entfliehn. Tatsächlich gelang es ihnen, dem auf diese Kunde über die Donau setzenden Chan Malamir (Baldimir, Wladimir), einem Enkel Krums, eine solche Schlappe beizubringen, daß dieser die damals unweit der Donaumündungen hausenden Magyaren um Hilfe angehn mußte; trotzdem führten jene Rhomäer auf Schiffen, die Kaiser Theophilos entgegengesandt hatte, ihre Heimkehr glücklich durch.

c) Die Bekehrung der slawisierten Bulgaren zum Christentume (840—927).

Unter dem Chan Presjam hat dann schon das Christentum begonnen, im Bulgarenreich Wurzel zu fassen. Presjams Nachfolger Boris (Bogoris; seit 844/45 oder erst seit 852) war in der ersten Hälfte seiner Regierung sehr durch Kriege gegen Griechen, Serben, Kroaten und Franken in Anspruch genommen. Seine Eroberungszüge endeten meist ungünstig. Gegen die Franken kämpfte er 853 als Bundesgenosse des mährischen Fürsten Rastislaw (S. 230) und der pannonischen Slawen auf Anstiften Karls des Kahlen; doch erlitt er durch Ludwig den Deutschen eine schwere Niederlage. Nun schloß er sich dem ostfränkischen König an, gegen den sich sein Sohn Karlmann mit Hilfe Rastislaws empört hatte (862). Karlmann wurde geschlagen; Ludwig und Boris schlossen 864 in Tulln an der Donau einen Bundesvertrag, der, 892 durch Kaiser Arnulf erneuert, bis zur Jahrhundertwende aufrecht blieb. In demselben oder im nächsten Jahre (865) wurde den Bulgaren von den Rhomäern eine „Zagoria" (zwischen der wichtigen Grenzfestung Develtos oder Walandar und dem Eisernen Tor; zum Ortswechsel des Namens vgl. S. 325) abgetreten. Das mag mit folgendem zusammenhängen.

Im geistigen Leben des gesamten Slawenvolks hatte sich damals durch die Brüder Konstantin und Methodios ein großer Umschwung vorbereitet (vgl. S. 77 und 231). Durch ihre Wirksamkeit verbreitete sich das Christentum so rasch in Unter-Pannonien (wenn nicht schon unter Priwina: 848—861, so doch unter Kocel oder Kozel: 861—874) und Mähren, daß der Bulgarenfürst Boris inmitten mächtiger christlicher Nachbarn deren Lehre zur Erhaltung und Festigung seines Reichs für unentbehrlich halten mußte. Aus politischen Gründen also wandte sich Boris dem Christentume zu (vgl. S. 78). Zuerst (864) unterhandelte er unter Vermittlung König Ludwigs mit Papst Nikolaus I., um dann doch lieber nach Byzanz zu gehn; dort nahm er zu Ehren seines Paten, des Kaisers Michael III., in der Taufe den Namen Michael an. Nicht müde, durch Gründung von sieben Kirchen, durch Drohungen und Versprechungen 864—867 seine Unterthanen (auch die Slawen im Südwesten) dem neuen Glauben zuzuführen, dämpfte er einen Aufstand der dem Heidentume treu gebliebnen Adligen schonungslos: sogar ihre Frauen und Kinder ließ er auf grausame Weise hinrichten und ganze Geschlechter ausrotten.

Nach sechsunddreißigjähriger Regierung legte Boris 888 zu gunsten seines ältesten Sohns Wladimir die Krone nieder und zog sich in ein Kloster zurück. Während Boris' jüngster Sohn Symeon in Konstantinopel mit allem Eifer den Wissenschaften oblag, was ihm den Beinamen eines „Halbgriechen" verschaffte, führte Chan Wladimir ein ausschweifendes Leben, wodurch er das von seinem Vater begonnene Werk in ernste Gefahr brachte. Boris sah sich nach vier Jahren gezwungen, das Kloster auf kurze Zeit zu verlassen, um Wladimir abzusetzen und Symeon

den Thron zu übergeben. Michael-Boris starb am 2. Mai 907; als Bekehrer seines Volks zum Christentum eröffnet er die Reihe der bulgarischen Nationalheiligen.

Unter der Regierung Symeons (893—927) erreichte der bulgarische Staat seine größte Ausdehnung: von den Ufern der Donau erstreckte er sich bis ans Rhodope- und Pindosgebirge (südlich von Mesembria nach Adrianopel hin); außer Donaubulgarien gehörten ihm Makedonien, Thessalien, Epeiros, das heutige Albanien (die Küste von Korfu bis an den Drim, mit Ausnahme einiger byzantinischen Seeplätze), und Serbien zahlte Tribut. Durch glückliche Feldzüge brachte Symeon das Oströmische Reich an den Rand des Untergangs. Den ersten Anlaß zum Friedensbruche gaben die Byzantiner selbst, indem sie auf Erzeugnisse aus Bulgarien große Gefälle legten. Als Symeon auf gütlichem Wege diese Brachlegung des bulgarischen Handels nicht abändern konnte, erklärte er den Krieg; nachdem er die hauptstädtische Garde in mehreren Treffen geschlagen hatte, schickte er die gefangnen Chazaren-Söldner mit abgeschnittnen Nasen heim. Kaiser Leon VI. rief nun die heidnischen Magyaren zu Hilfe, die zu dieser Zeit (894) die Moldau und Walachei besetzt hielten. Symeon mußte sich vor dem rasch aus Kleinasien zurückgerufnen General Nikephoros Phokas Ende Januar 895 zurückziehen, während die auf kaiserlichen Schiffen über die Donau gesetzten Magyaren und chazarischen Kabaren (S. 321) unter Árpáds Sohn Liuntis Bulgarien bis zur Residenz (Groß-) Prĕslav (S. 324) verwüsteten; Symeon, von ihnen zweimal besiegt, warf sich in die Festung Drster (Silistria) und bat durch den Patrikios Eustathios, Drungarios der Excubitores, um Waffenstillstand. Kaiser Leon ging darauf ein und rief seine Heere zurück. Sofort vernichtete Symeon zunächst die von Byzanz im Stiche gelaßnen Magyaren noch diesseit der Donau (Mai 895); und was jenseits weilte, wurde durch die mit Symeon verbündeten Petschenegen vertrieben (S. 84 oben). Dann verschaffte er sich auf Grund unbedingter Rückgabe der Gefangnen, auch der durch die Magyaren gemachten und diesen abgekauften, durch Byzanz einen vorteilhaften Frieden. Doch mochte er wegen ungenügender Erfüllung dieses Vertragspunkts bald Ursache haben, von neuem mit Ostrom unzufrieden zu sein; kurz, er brach den Frieden und schlug die byzantinischen Truppen unter dem neuen Gardeobersten Leon Katakalos bei Bulgarophygos, unweit Adrianopel; Kaiser Leon war durch den Verlust seines Feldheers so verängstigt, daß er sogar die in Konstantinopel befindlichen mohammedanischen Kriegsgefangnen bewaffnete (896). Der nun zwischen Bulgaren und Griechen geschloßne Friede dauerte bis zum Tode des byzantinischen Kaisers (911).

Symeon, der 917 den Titel eines Zaren der Bulgaren annahm, benutzte die friedlichen Jahre zur Hebung der Litteratur. In Konstantinopel erzogen, wurde er daheim ein eifriger christlicher Schriftgelehrter, der sich die Förderung der neuen Aufklärung in seinem Volk angelegen sein ließ. Nach dem Tode Methods (885) flohen seine Schüler aus Mähren und fanden, wie in den übrigen südslawischen Ländern, so auch in Bulgarien eine geeignete Heimstätte (S. 232). Die Herrschaft des Zaren Symeon bedeutet das goldne Zeitalter des (altslawisch-) bulgarischen Schrifttums; allerdings beschränkt es sich auf das kirchliche Gebiet. Der Bischof Konstantin, der Pope Grigorij, Johannes der Exarch, der Mönch Chrabr (S. 283) und andre Schriftsteller erhoben an Symeons prunkvollem Hofe die kirchliche Litteratur nicht nur zu einer solchen Blüte, daß sie sich mit der damaligen lateinischen und griechischen messen konnte, sondern sie wurde von Bulgarien aus auch zu den Serben und Russen verpflanzt. Auf des Zaren Anordnungen wurden theologische Arbeiten und Übersetzungen aus dem Griechischen verfaßt. Im Kreise gebildeter Männer fand er noch Zeit, sich selber litterarisch zu beschäftigen; man schreibt ihm die Übertragung einer großen Sammlung von Homilien des Johannes Chrysostomos zu, der er den

Titel „Zlatostruj(a)“ (Goldstrom) gab. Kein Wunder, daß ihn die Zeitgenossen mit König Ptolemaios von Ägypten zu vergleichen pflegten.

Im Jahre 912 wurde Symeons friedliche Thätigkeit unterbrochen. Kaiser Leon war gestorben, und sein Nachfolger Alexandros (S. 84) beleidigte leichtfertig die Boten des Zaren Symeon, die ihm die Erneuerung des Friedens anboten. Alexandros erlebte den Rachezug Symeons nicht; ihn hatte sein Nachfolger Konstantin VII. Porphyrogennetos auszufechten: trotz magyarischer, serbischer und arabischer Hilfe endete die Schlacht bei Mesembria am 20. August 917 mit einer Niederlage der Byzantiner. Außer Konstantinopel und einigen Küstenstrichen fiel beinahe die ganze Halbinsel in die Hände der Bulgaren. Fast zu gleicher Zeit kamen auch die Serben unter die Botmäßigkeit Symeons, der mit Unterstützung des Fürsten der südserbischen Zachlumer (S. 278), Michaels Wyšewyč (912—926), ihren byzantinisch gesinnten Großžupan Peter im Gefängnis umbringen ließ und zu seinem Nachfolger Paul, einen Verwandten des Ermordeten, einsetzte (917). 919 nahm der mehr durch gelehrte Arbeiten als Politik hervorragende Byzantinerkaiser gegen den Willen Symeons seinen Feldherrn Roman Lakapenos zum Mitregenten an (S. 85). Symeon erschien 923 vor den Thoren der Hauptstadt, verhandelte wegen des nötigen Gegengewichts zur See mit dem Fatemiden Fadlūn von Kairuan (Qairuwān) und nahm Adrianopel; nur die Sorge vor dem Drohn der Petschenegen und Magyaren im Norden bewog ihn, auf persönliches Ansuchen Romans am 9. September 924 (nach Max Büdinger: erst am 9. November 926), Frieden zu schließen. Während Symeon mit Byzanz beschäftigt war, strebte der von ihm eingesetzte Serbenžupan Paul nach Unabhängigkeit. Symeon schickte ein Heer nach Serbien, ließ ihn absetzen und verlieh 923 die Fürstenwürde einem gewissen Zacharias; dieser knüpfte jedoch ebenfalls Verbindungen mit Byzanz an und mußte deswegen vor Symeon nach Kroatien fliehen. Seinen Plan, auch Kroatien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, konnte Symeon nicht verwirklichen, da sein Feldherr Alp bagatur (Alobogotur) 927 besiegt ward. Er starb am 27. Mai 927, der größte Zar der Bulgaren, in Einer Person Feldherr, Gelehrter und erster Vorkämpfer europäischer Gesittung.

d) Der Nieder- und Untergang des Altbulgarenstaats unter Peter und Boris II.; die Bogumilen.

Was Symeon aufgebaut hatte, fiel unter seinem Sohne Peter (927—969) in Trümmer. Unter seiner Regierung beschleunigten innere und äußere Feinde den Untergang des jungen Altbulgarenstaats. Symeon hatte vier Söhne* hinterlassen: der aus seiner ersten Ehe stammende Michael war in ein Kloster gesperrt worden, um den Thron dem Peter zu sichern; dieser hatte noch zwei Brüder, Johann und Bojan, der beim Volk im Rufe stand, Zauberer zu sein. Die Byzantiner, Magyaren, Serben und Kroaten lauerten nur auf die Gelegenheit, den jugendlichen Zaren zu demütigen. Von allen Seiten bedrängt, schloß Peter am 8. September 927 einen Ehebund mit Maria, einer Enkelin des Kaisers Roman (vgl. S. 49), damit der Friede seines Reichs mit den Griechen hierdurch befestigt werde. Doch dieser Schritt sollte für Bulgarien verhängnisvoll werden. Mit dem Einzuge dieser ersten byzantinischen Zarin nahm jener

* Symeon († 927)

Michael † 929	Peter († 969), 927 G. Maria, Enkelin des byzantinischen Kaisers Romanos I. Lakapenos	Johann G. Armenierin	Bojan
	Boris II. (—971) Romanos		

oströmische Einfluß auf die bulgarische Politik seinen Anfang, der in den kommenden Jahrhunderten so manches Unheil heraufbeschwor. In Kirche und Staat machte sich nun griechische Einwirkung geltend. Die ältere Schicht des Bulgarenvolks, die Waffengefährten des Zaren Symeon, schloß sich, unzufrieden mit den neuen Verhältnissen, dem jüngern Bruder Johann an. Der Aufstand wurde aber mit Hilfe byzantinischer Truppen bald gedämpft; Johann wurde nach Konstantinopel geführt, dort vom Kaiser Roman mit Gütern überhäuft und mit einer adligen Armenierin vermählt. Nach kurzer Zeit erhob sich auch der älteste Sohn Symeons, der Mönch Michael, indem er sich 929 an die Spitze von Unzufriednen stellte; bevor er aber die byzantinischen Höflinge aus dem Lande treiben konnte, ereilte ihn der Tod. Der gegen die byzantinische Mißwirtschaft am Zarenhofe fortglimmende Widerwille ward 963 zu neuer Glut entfacht, als der Boljare (Adlige) Šišman sich gegen die schlaffe Regierung erhob und nach kurzem Kampfe die westlichen Provinzen, Makedonien und Albanien, für sich erwarb (vgl. weiter unten, S. 330). Auch die Serben rissen sich von Bulgarien los; Magyaren und das türkische Nomadenvolk der Petschenegen (vgl. S. 327 und Konst. Jireček im 89er Jahrgange der Sitzungsberichte der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften) unternahmen häufig Plünderungszüge nach Bulgarien. Peter dagegen führte unterdes im Kreise seiner griechischen Verwandten und Höflinge ein beschauliches Leben.

Auch das geistige Leben der Bulgaren war unter der Regierung dieses gutmütigen und gebildeten Zaren schweren Erschütterungen ausgesetzt. Wenige Jahre nach der Einführung des Christentums in Bulgarien machte sich im Volke neben der staatlich-kirchlichen Bildung, die in die Gelehrsamkeit und die Formüberschätzung der byzantinischen Litteratur verfiel, eine eigentümliche Opposition geltend, die, auf alten religiösen Überlieferungen fußend, sich von einer neuentstandnen Sekte mehr angezogen fühlte. Beträchtliche Überlebsel ugrisch-heidnischer Volksmythologie und Kosmogonie, die in verblaßter Gestalt dort heute noch fortleben, bildeten die Grundlage, auf welcher sich in Bulgarien die Sekte der Bogumilen entfalten konnte, deren dualistische Lehre dem Volksgeiste von vornherein zusagte. Entstanden war der Bogumilismus auf der Balkanhalbinsel durch die Ansiedlung armenischer Paulikianer (S. 68): 746 hatte Konstantin V. Kopronymos eine große Zahl von ihnen aus Syrien zur Grenzbewachung nach Thrakien geschafft; die Verfolgung durch Basileios um 870 hatte ihre Reihen nur verstärken können. In der ersten Hälfte der Regierung Peters trat in Bulgarien der Pope Bogumil, auch Jeremias genannt, als Reformator der paulikianischen Lehre auf. Sein Glaube bedeutet lediglich eine neue Stufe in der stetigen Entwicklung der durch Vermengung syrischer, persischer und griechischer Ansichten mit christlichen Stücken gebildeten religiösen Lehren und in ihrer allmählichen Annäherung an das Christentum, ohne daß dabei die Reste der altheidnischen Kosmogonie der ugrischen Heimat verschüttet worden wären. In den Überlieferungen der Ugrier erschafft Gott die Welt mit Hilfe Satans, der schließlich die Herrschaft an sich reißen will: aus dieser Trennung sei das Gute und das Böse hervorgegangen. Nach Bogumil war die gute Gottheit ein vollendetes dreieiniges Wesen, die Schöpferin der unsichtbaren, von überirdischen bewohnten, vollkommnen Welt, während die böse Gottheit (Satan oder Teufel) die sichtbare, körperhafte Welt, das Weltall mit allem Lebendigen und Leblosen, erschaffen habe. Der Gegensatz, der aus dem Widerspruche zwischen Körper und Geist entsteht, findet sich nach bogumilischer Sittenlehre nur in der Seele des Menschen vereint: „Sie ist ein vom Himmel gefallner und im Leib eingekerkerter Engel, der nach des letztern Tode dahin zurückkehren wird, woher er gekommen ist.“ Neben den biblischen Schriften hatten die Bogumilen zahlreiche andre, die sich

mit ihrer Predigt über ganz Europa verbreiteten. Bogumil selbst veranstaltete eine Sammlung von Apokryphen, die von seinen Anhängern zu den „heiligen" Büchern gezählt wurde. Seine düstere, alle sinnlichen Dinge verdammende Glaubenslehre beherrschte die Gemüter der Volksmasse, während der Adel sich immer enger an die mächtige orientalische Kirche anschloß.

Für den Zaren Peter beschwor diese geistige Bewegung genug des Unheils herauf. Im Jahre 963 bestieg den byzantinischen Kaiserthron Nikephoros II. Phokas (S. 85), auf dessen geheimes Anstiften der russische Fürst Swjatoslaw (Swętoslaw) August 968 in Bulgarien einbrach und mit Unterstützung der Byzantiner das Land verwüstete (s. die beigeheftete Tafel „Ein Reitergefecht zwischen Bulgaren und Russen im 10. Jahrhundert"). Der Adel schloß sich den Griechen an, während das durch Bogumils Lehre verdüsterte Volk in stiller Teilnahmlosigkeit verharrte. Nikephoros aber, der bald einsah, daß er sich an den Russen gefährliche Feinde in seine eigne Nachbarschaft geholt habe, vermittelte einen Frieden, der durch eine Doppelheirat zweier bulgarischen Fürstentöchter mit byzantinischen Prinzen befestigt werden sollte; auch schickte Peter seine Söhne Boris und Roman zur Erziehung nach Konstantinopel. Er selbst genoß diesen zweifelhaften Frieden nur kurze Zeit: schon am 30. Januar 969 starb er, den wankenden Thron seinem Sohne Boris II. überlassend. Gelockt durch den Wohlstand der Donaugegenden, brach Swjatoslaw mit seinen Russen im Sommer 969 ein zweites Mal ein, nahm den Zaren gefangen und setzte sich im Lande fest: der Todesstoß für Altbulgarien nach dreihundertjährigem Bestande. Der neue oströmische Kaiser Johannes Tzimiskes (S. 86) befreite zwar 971 Bulgarien von den Russen, verleibte es aber dem byzantinischen Reich ein: Boris II. mußte dem Thron entsagen; sein jüngerer Bruder, Roman, wurde entmannt.

e) Die Šišmaniden Westbulgariens (963—1014).

Nur Westbulgarien behauptete sich unter Šišman I., der sich 963 unter dem Zaren Peter selbständig gemacht hatte. Er hinterließ vier Söhne, von denen sein Nachfolger, der Zar David, in einem Kampfe gegen nomadisierende Wlachen fiel, während Moses bei einem Angriff auf Seres ums Leben kam; der dritte Sohn, Aaron, wurde auf Befehl seines jüngsten Bruders, Samuel, hingerichtet (vgl. S. 49). Samuel bestieg nun den westbulgarischen Zarenthron und hatte ihn inmitten großer Wirren fast vier Jahrzehnte hindurch inne (976—1014). Seine innere Politik hatte nur das Ziel: weder die im Lande regierende orthodoxe Kirche, der die mächtigen Adeligen (Boljaren) anhingen, noch die römische Kirche, die ihm, ebenso wie seiner Zeit dem Symeon und dem Peter, die Zarenkrone geschickt hatte, noch aber die im ganzen Lande verbreiteten Bogumilen gegen sich aufzubringen.

Als nach Kaiser Tzimiskes' Tode (976) den byzantinischen Thron zwei Jünglinge aus dem Hause Basileios' I. des Armeno-Makedonen, die Brüder Basileios II. und Konstantin VIII., bestiegen, brachen an allen Ecken des weiten Reichs Aufstände aus. Das bewog den Zaren Samuel, die in Moesien kaum unterworfnen Bulgaren zu befreien und Symeons Reich in seinen alten Grenzen herzustellen. Basileios II. aber, trotz seiner mönchischen Lebensweise ein grausamer Herrscher, hatte sich gleich bei seinem Regierungsantritte das Ziel gesteckt, die völlige Unterwerfung der Bulgaren durchzusetzen. Samuel brach in Thrakien ein und zog, das Land verheerend, gegen Thessalien und Hellas. Zwischen Ichtiman und Samokov am Iskĕr kam es 981 bei Stoponion (Štiponje) zur Schlacht: Basileios konnte selber nur mit genauer Not nach Philippopolis flüchten. Ein Friede von 15 Jahren folgte, kaum unterbrochen durch eine vergebliche Belagerung Sofias (987). Samuel eroberte unterdes das adriatische Küstengebiet und

Ein Reitergefecht zwischen Bulgaren und Russen im 10. Jahrhundert: die Bulgaren fliehen.

Aus einer slavonischen Handschrift der Vatikanischen Bibliothek.

(Nach G. Schlumberger, Un empereur byzantin au dixième siècle.)

mit ihrer Predigt über ganz Europa verbreiteten. Bogumil selbst veranstalte[te] von Apokryphen, die von seinen Anhängern zu den „heiligen" Büchern ge[macht] düstere, alle sinnlichen Dinge verdammende Glaubenslehre beherrschte die [Volks]masse, während der Adel sich immer enger an die mächtige orientalische Kirche [anschloß].

Für den Zaren Peter beschwor diese geistige Bewegung genug des Unheil[s] herauf. Im Jahre 963 bestieg den byzantinischen Kaiserthron Nikephoros II. Phokas (S. [86]), dessen geheimes Anstiften der russische Fürst Swjatoslaw (Swętoslaw) August 968 in Bulgarien brach und mit Unterstützung der Byzantiner das Land verwüstete (s. die beigegebene Tafel „Reitergefecht zwischen Bulgaren und Russen im 10. Jahrhundert"). Der Adel trat auf die Griechen an, während das durch Bogumils Lehre verdüsterte Volk in stiller Teilnahmlosigkeit verharrte. Nikephoros aber, der bald einsah, daß er sich an den Russen gefährliche Gäste in seine eigne Nachbarschaft geholt habe, vermittelte einen Frieden, der durch eine Doppelheirat zweier bulgarischen Fürstentöchter mit byzantinischen Prinzen befestigt werden sollte, und Peter seine Söhne Boris und Roman zur Erziehung nach Konstantinopel. Er [genoß] diesen zweifelhaften Frieden nur kurze Zeit: schon am 30. Januar 969 starb er, den [wahren] Thron seinem Sohne Boris II. überlassend. Gelockt durch den Wohlstand der Donauländer, brach Swjatoslaw mit seinen Russen im Sommer 969 ein zweites Mal ein, nahm Boris gefangen und setzte sich im Lande fest: der Todesstoß für Altbulgarien nach dreihundertjährigem Bestande. Der neue oströmische Kaiser Johannes Tzimiskes (S. 86) befreite zwar Bulgarien von den Russen, verleibte es aber dem byzantinischen Reich ein: Boris II mußte dem Thron entsagen; sein jüngerer Bruder, Roman, wurde entmannt.

e) Die Śišmaniden Westbulgariens (963—1014).

Nur Westbulgarien behauptete sich unter Śišman I., der sich 963 unter [Ausnutzung] Peter selbständig gemacht hatte. Er hinterließ vier Söhne, von denen sein Nachfolger, [der] David, in einem Kampfe gegen nomadisierende Wlachen fiel, während Moses bei einem [Einfall] auf Seres ums Leben kam; der dritte Sohn, Aaron, wurde auf Befehl seines jüngsten Bruders Samuel, hingerichtet (vgl. S. 49). Samuel bestieg nun den westbulgarischen Zarenthron und hatte ihn inmitten großer Wirren fast vier Jahrzehnte hindurch inne (976—1014). Seine innere Politik hatte nur das Ziel: weder die im Lande regierende orthodoxe Kirche, die [mit] mächtigen Adeligen (Boljaren) anhingen, noch die römische Kirche, die ihm, ebenso wie [einst] Zeit dem Symeon und dem Peter, die Zarenkrone geschickt hatte, noch aber die im [ganzen] Lande verbreiteten Bogumilen gegen sich aufzubringen.

Als nach Kaiser Tzimiskes' Tode (976) den byzantinischen Thron zwei Jünglinge [aus] dem Hause Basileios' I. des Armeno-Makedonen, die Brüder Basileios II. und Konstantin VIII. bestiegen, brachen an allen Ecken des weiten Reichs Aufstände aus. Das bewog den Zaren Samuel, die in Moesien kaum unterworfnen Bulgaren zu befreien und Symeons Reich in [seinen] alten Grenzen herzustellen. Basileios II. aber, trotz seiner mönchischen Lebensweise ein [tatkräftiger] Herrscher, hatte sich gleich bei seinem Regierungsantritte das Ziel gesteckt, die [Wieder]-Unterwerfung der Bulgaren durchzusetzen. Samuel brach in Thrakien ein und zog, das [Land] verheerend, gegen Thessalien und Hellas. Zwischen Ichtiman und Samokov am Isker kam [es] 981 bei Stovonion (Stivonje) zur Schlacht: Basileios konnte selber nur mit genauer Not [nach] Philippopolis flüchten. Ein Friede von 15 Jahren folgte, kaum unterbrochen durch eine [vergeb]liche Belagerung Sofias (987). Samuel eroberte unterdes das adriatische Küstengebiet und

Ein Reitergefecht zwischen Bulgaren und Russen im 10. Jahrhundert: die Bulgaren fliehen.

Aus einer slavonischen Handschrift der Vatikanischen Bibliothek.

(Nach G. Schlumberger, Un empereur byzantin au dixième siècle.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

machte den serbischen Fürsten Johannes Wladimir zum Vasallen. Im Jahre 996 brach der zweite Krieg gegen Basileios II. aus; doch diesmal wurde das bulgarische Heer an den Ufern des Sperchéios vernichtet. In den folgenden Jahren besetzten die Byzantiner fast ohne Schwertstreich (nur Burg Pernik [Peringrad an der Struma] hielt sich 1002 ebenso erfolgreich wie dann nochmals 1016) die bulgarischen Gebiete, so daß bei Ausbruch des letzten Kriegs Samuel bloß noch Westmakedonien, Albanien und die Umgebung von Sofia innehatte. Im Süden der Pässe von Kl(e)idion und Kimbalongon (Kimpolung, in Rumänien) wurde sein Heer den 29. Juli 1014 am Bélasitzaberge (Valathista, vgl. S. 87; nach Wilh. Götz an der obern Struma zwischen Dupnica und Samokov in Westbulgarien) vernichtet. Der Zar entkam mit Not nach Prilep. Basileios II. ließ alle gefangnen Bulgaren blenden, gab jedem Hundert einen Einäugigen als Führer und ließ sie so heimkehren. Diesen schweren Schlag konnte Samuel nicht verwinden; er starb plötzlich am 15. September 1014.

f) Die byzantinische Herrschaft (1018—1186).

Unter Samuels Sohn und Nachfolger Gabriel (Radomir) brachen die Griechen wieder in Bulgarien ein. Gabriel wurde schon 1015, wohl auf Anstiften des Kaisers Basileios II., von seinem Vetter Johannes Wladislaw auf einer Jagd ermordet. Friedensverhandlungen des Mörders hatten keinen Erfolg; Basileios II. ließ sich vom einmal gesteckten Ziele nicht abbringen. Ein neues Heer brach in Bulgarien ein. Im Kampfe vor Durazzo fiel im Frühjahre 1018 Johannes Wladislaw. Nach kurzem, verzweifeltem Kampfe ergab sich sein Sohn Fružin und wurde vom Kaiser zum Befehlshaber der Hofwache ernannt. Von 1018 an stand Bulgarien für reichlich anderthalb Jahrhunderte der Ausbreitung des byzantinischen Staats nicht mehr entgegen, der seit Markian, Leo I. und Justinian I. auf der Balkanhalbinsel niemals mächtiger war; des großen Zaren Symeon Werk war vernichtet (vgl. S. 87). Den meisten Bojaren verlieh Basileios byzantinische Hofämter. Johannes Wladislaws Tochter Katharina (vgl. S. 49) und die letzte Zarin Maria lebten als Palastdamen in Konstantinopel, während Sismaniden-Prinzen hohe Militärwürden bekleideten. Die bulgarische Kirche behielt zwar ihre Selbstverwaltung; doch durfte sich ihr Oberhaupt nicht mehr Patriarch, sondern nur Erzbischof nennen. Das Land wurde in Bezirke (Themata) eingeteilt, deren jeden ein Stratege verwaltete, welcher, gewöhnlich nur ein Jahr lang auf seinem Posten gelassen, seine Provinz in aller Eile auszusaugen trachtete.

Nach dem Tode Basileios' II. verfiel Ostrom einigermaßen (S. 88). Peter Deljan (Deleanos), angeblich der Sohn des unglücklichen Gabriel, entrann seiner Gefangenschaft und wurde 1040 vom Volk als Zar begrüßt. Gleichzeitig riefen die Slawen bei Durazzo den Krieger Tichomir zum Zaren aus; doch wurde dieser bald abgesetzt und vom Volke gesteinigt. Deljan unternahm nun als Alleinherrscher einen Zug gegen Thessalonich, wo der Kämmerer des Kaisers Michael IV., Manuel Ibatzes (Ivac), samt dem Heer und den kaiserlichen Schätzen zu den Bulgaren überging. Epeiros und Hellas, müde der Erpressungen der Strategen, schloß sich Deljan an. Leider nahm dieser im September 1040 den jüngern Bruder Johannes Wladislaws, Alusian (S. 49), als Mitregenten auf, ward zum Danke dafür am 3. Juli 1041 von ihm berauscht und geblendet nach Byzanz geschickt. Der bulgarische Aufstand erreichte noch im Dezember desselben Jahrs sein Ende.

Bulgarien wurde gleich darauf (1048—1053) der Schauplatz furchtbarer Kämpfe mit den rein türkischen, damals längst mohammedanischen Petschenegen oder Patzinaken (S. 329), die,

aus ihren Steppen von der untern Donau bis zur Krim durch das verwandte Volk der Kumanen verdrängt, kurz vor 1048 sich an den beiden Seiten des Balkans festgesetzt hatten. Jenseits hausten elf Stämme (angeblich 80,000 Köpfe) unter ihrem Chan Tirach, während zwei Stämme (20,000 Köpfe) unter dem Häuptling Kegen sich taufen ließen, Wohnsitze in der Dobrudža erhielten und nun zusammen mit den Byzantinern Ende 1048 die jenseit der Donau befindlichen Stammesbrüder besiegten. Die Gefangnen wurden durch Konstantin IX. Monomachos (S. 88) in den Becken des westlichen Berglands, in denen von Sofia und Niš sowie im nördlichen Makedonien (in der Ebene Ovčepolje) angesiedelt oder in Kleinasien als Söldner verwandt, empörten sich jedoch dort 1049, schlossen nach heftigen Kämpfen mit Ostrom einen Frieden auf 30 Jahre und zogen 1054 zum größten Teile wieder über die Donau zurück, nicht ohne dauerhafte Reste und Spuren zu hinterlassen. 1064 halfen sie den Rhomäern einen Einfall von 60,000 Kumanen zurückschlagen. 1073 und 1086 unterstützten sie dann bulgarische Aufstände gegen Byzanz in der Dobrudža. Erst am 29. April 1091 gelang es nach verschiednen Schlappen den byzantinischen Heeren, durch die Schlacht bei Lebunion den Verheerungen der wilden Petschenegen mit Hilfe der Kumanen ein Ende zu machen (S. 91). Jetzt wurden die Gefangnen abermals zwangsweise in Makedonien angesiedelt oder sonst im Reich als Militärkolonisten beschäftigt; mit petschenegischen Bogenschützen hatten 1096 die Kreuzfahrer Peters von Amiens, 1097 die Normannen Bohemunds zu kämpfen.

Während der byzantinischen Herrschaft nahm die Sekte der Bogumilen einen nie geahnten Aufschwung. Trotz der oft grausamen Verfolgungen durch einzelne Kaiser (Alexios ließ 1118 ihren Ältesten Basilios samt seinen zwölf „Aposteln" in Konstantinopel verbrennen), kam die Bogumilenlehre über das byzantinische Unteritalien nach dem Westen. In Deutschland hießen ihre Anhänger Katharer, in Italien und Bosnien Patarener, in Frankreich Albigenser. Gegen den unumschränkten Dualismus der frühern Zeiten (S. 329), den die makedonische Kirche festhielt, erhob sich in Bulgarien während der Kriegswirren des 10. Jahrhunderts eine gemäßigmonotheistische Partei, die den Satan nicht für ein von Uranfang bestehendes Wesen, sondern für einen gefallnen Engel erklärte. Für die Kulturgeschichte der Menschheit hat das Bogumilentum eine große Bedeutung (vgl. u. a. Joh. Chr. Wolfs selten gewordne ‚Historia Bogomilorum', Wittenberg 1712); es ist doch eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß eine auf bulgarischem Boden entstandne Bewegung der Geister auf die Völker Westeuropas Einfluß erlangt hat. Der damit einsetzende Kampf gegen die römische Priesterschaft hat schließlich zur Befreiung von den Fesseln des Papsttums geführt. Insofern hat das bulgarische Bogumilentum den Keim enthalten, dem das große Werk der Reformation entsprießen sollte.

g) Die zweite Begründung eines selbständigen Bulgarenstaats unter den Aseniden (1197—1277).

Während Bulgarien unter griechischem Joch innern und äußern Erschütterungen ausgesetzt war, siechte auch das Byzantinerreich dahin. In den Donauländern hausten die Kumanen, die Inseln und Gestade des Ägäischen Meers verwüsteten Normannen und Sarazenen, während in Kleinasien die Macht der Seldjuken das Reich bedrohte. Als Kaiser Isaak II. Angelos (S. 95) eine Ehe mit Margareta, der Tochter des ungarischen Königs Béla III. (1172—96), eingehen wollte, da fehlte es ihm an Geld. Neue Steuern wurden ausgeschrieben und besonders die Bulgaren und Wlachen drückend gepreßt. An die Spitze der Unzufriednen stellten sich zwei Brüder aus altem Boljarengeschlechte, Peter und Jo(h)annes Asen. Peter wurde 1186 als

Zar der Bulgaren und Griechen gekrönt, in Trnowo ein vom Konstantinopler Patriarchen unabhängiger Erzbischof eingesetzt. Die Aufständischen wurden zwar von den Rhomäern nach einigen Gefechten zersprengt, und ihre Anführer mußten über die Donau zu dem türkischen Steppenvolke der Kumanen (S. 91 und 332) flüchten; aber Asen erschien 1187 im Bunde mit jenen in seiner Heimat. Als es im Jahre 1188 den Byzantinern, die 1187 den 1183 von Béla aus Serdica (Triaditza, Sofia) nach Gran entführten Leib des heiligen Johannes oder Iwan von Rila (gestorben 946), eine kostbare Reliquie, zurückgeholt hatten, gelang, die bulgarische Zarin aus einem Hinterhalte gefangen zu nehmen, wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Da Isaak am 10. April 1195 von seinem eignen Bruder Alexios III. gestürzt und geblendet wurde, endete der Zug gegen die Bulgaren abermals erfolglos. Mitten in seiner Laufbahn aber wurde Asen (I.), der 1194 Trnowo zur Hauptstadt erhob, von dem Boljaren Iwanko, einem Bergfürsten zu Kričim in der Rhodope (1195—1200), der sich Alexios nannte und die griechische Prinzessin Theodora heiratete, 1196 in seinem Palast erschlagen. Die Regierung übernahm nun Peter gemeinsam mit seinem jüngsten Bruder Kalojan; aber auch er wurde nach kurzer Zeit von einem seiner Landsleute ermordet (1197).

Im Bunde mit den Kumanen unternahm Kalojan oder Joannisza (1197—1207; S. 101) alljährlich Einfälle nach Thrakien und Makedonien, wo er den Aufstand des Boljaren Dobromir Strez (Stregan; griechisch Chryses) unterstützte, der das Hochland am Vardar 1199 vom byzantinischen Reiche losriß. 1201 waren die Byzantiner genötigt, auch mit Kalojan Frieden zu schließen und die Landschaften, die er erobert hatte, in seiner Gewalt zu lassen. Das neuhergestellte Bulgarenreich erstreckte sich unter seiner Regierung von Belgrad bis zur untern Marica und ans Schwarze Meer, von der Donaumündung bis zum Strymon. Der ungarische König Emerich (1196—1204) beunruhigte seine Grenzen; trotzdem Kalojan das Gebiet des von jenem abhängigen Serbenfürsten Vlkan (Volkan, Vlk, Wukan; S. 286) durch die Kumanen verwüsten ließ, nahmen ihm die Ungarn fünf Bistümer im untern Moravagebiete. Um seinen Herrschertitel auch äußerlich zu kräftigen, wandte sich Kalojan an Papst Innocenz III. mit der Bitte, ihm den Kaisertitel zu verleihen und für sein Reich einen von Konstantinopel unabhängigen Patriarchen zu ernennen (1202); dafür wolle er Bulgarien auf ewige Zeiten der päpstlichen Oberherrlichkeit unterwerfen. Innocenz III. sandte den Kardinalpriester Leo von Santa Croce 1203 nach Bulgarien; dieser krönte Kalojan am 8. November 1204 mit dem königlichen Diadem, nachdem er am Tage zuvor den Erzbischof Vasil von Trnowo zum Primas für Bulgarien geweiht hatte. Kalojan nahm die Königskrone an, schrieb sich aber weiterhin stets Zar (Kaiser) und änderte den Titel Primas eigenmächtig in „Patriarch" um. Diese Union Bulgariens mit Rom hatte übrigens keinen Einfluß auf Gottesdienst und -lehre.

Kalojans Lage wurde indessen durch den Sturz des byzantinischen Reichs ganz und gar verändert. Graf Balduin von Flandern (vgl. S. 335) setzt sich in der Sophienkirche zu Konstantinopel die Kaiserkrone auf; auf der Balkanhalbinsel entstehen zahlreiche kleine Reiche (S. 101). Kalojans Lage wurde von Tag zu Tag gefährdeter. Schlau bot er Balduin einen Freundschaftsvertrag an, der aber von dem Franken übermütig zurückgewiesen wurde. Gelegenheit zur Vergeltung bot ihm der Aufstand der griechischen Bevölkerung, die ihm die Kaiserkrone antrug. Im Bunde mit den Kumanen besetzte Kalojan Adrianopel und lieferte dort am (14. oder) 15. April 1205 dem heranrückenden Balduin die Entscheidungsschlacht: mit seinem Heere ging der lateinische Kaiser zu Grunde. Trotzdem behauptete sich der Herzog von Philippopel, Renier de Trit, zu Stanimaka 13 Monate lang (1205/06) gegen die feindliche Übermacht. Aber auch

den Kalojan ereilte unerwartet sein Ende. Bei einer Belagerung von Thessalonich, dessen König Bonifaz Ende Juli 1207 eine Tagereise von Mosynopolis durch dortige Bulgaren getötet ward, wurde er, wohl auf Anstiften seiner Gattin, im Schlafe durch den Kumanen Manastras tödlich verwundet. Am nächsten Tage (wahrscheinlich am 8. Oktober 1207) verschied Kalojan, trotz seiner Grausamkeit einer der größten Fürsten Bulgariens.

In Trnowo bestieg Boril (Boris II.; 1207—18), ein Schwestersohn Kalojans, selbstherrlich den bulgarischen Thron und heiratete (einer der Mitschuldigen an der Ermordung?) die verwitwete Zarin. Die echten Thronerben, die Söhne Asens, Johannes Asen und Alexander, flohen nach Rußland. Das große Reich, das Kalojan mit eiserner Hand erworben und zusammengehalten hatte, ging seiner Auflösung entgegen. Boril hatte zwar die Eroberungsgelüste seines Oheims, aber nicht dessen Feldherrntalent und staatsmännische Umsicht. Als er sich mit den Franken, die den größten Teil des einstigen Byzantinerreichs besetzt hielten, in einen Krieg verwickelte und von Kaiser Heinrich (S. 101) am 31. Juli 1208 bei Philippopolis furchtbar geschlagen wurde, da suchte er nur noch die innern Unruhen zu dämpfen. Der Bogumilismus hatte sich so sehr der Geister bemächtigt, daß das Volk, müde der fortwährenden Kämpfe und Erpressungen, sich nach beschaulicher Ruhe sehnte. Selbst die Hofkreise widersetzten sich der Unternehmungslust des Zaren. Boril hatte den Grund hiervon richtig erkannt und versammelte am 11. Februar 1211 eine Synode von Geistlichen in Trnowo, die das Anathema über die Bogumilenlehre aussprach und ein Gesetzbuch wider sie aus dem Griechischen übersetzen ließ; ihre angesehensten Anhänger wurden auf Borils Befehl eingekerkert oder des Landes verwiesen. 1213 ging Kaiser Heinrich, von allen Verbündeten verlassen, eine Ehe mit Borils Tochter Maria in der Hoffnung ein, daß der Bulgarenfürst ihn in einem Feldzuge gegen die Serben unterstützen werde. Boril rüstete zwar ein Hilfsheer aus, mußte es aber gegen Johannes Asen führen, der, aus Rußland heimgekehrt, großen Anhang gewann. Das Ende war, daß Zar Boril gefangen und geblendet ward (1218); zwei Jahre vorher schon (11. Juni 1216) war Kaiser Heinrich zu Thessalonich verschieden.

Johannes Asen II., einer der edelsten Menschen seiner Zeit, bestieg nun den bulgarischen Zarenthron (1218—41). Sein Andenken als das eines menschenfreundlichen Regenten lebt heute noch im Volksmunde fort. Der Byzantiner Georgios Akropolita (gestorben 1282), Großlogothet (Kanzler) des Kaisers Vatatzes, erzählt von ihm, alle Zeitgenossen hätten ihn für einen merkwürdigen und glücklichen Mann angesehen; „denn er hat weder gegen die Einheimischen mit dem Schwerte gewütet, noch durch Ermordung der Griechen sich befleckt, wie es seine Vorgänger unter den Beherrschern der Bulgaren zu thun pflegten. Darum ist er nicht nur den Bulgaren, sondern auch den Griechen und andern Völkern teuer und lieb gewesen". Obwohl er hauptsächlich dem innern Wohlstande seine Bemühungen zuwandte und kein Eroberer war, so erreichte doch Bulgarien unter seiner Regierung einen Umfang, den es weder früher gehabt hatte, noch später je erreicht hat; bezeichnend hierfür ist der Erwerb der wichtigen byzantinischen Grenzfestung Beroë (Augusta Traiana, Stara Zagora am Südfuße der Sredna Gora). Drei Meere bespülten Asens Reich, und seit des Zaren Samuels Zeiten waren — bis 1230 mit Ausnahme des Bergfürstentums Kričim, wo seit rund 1207 der Despot Slav (Sthlabos oder Esklas; S. 101) von Melenikon hauste, ein Neffe Kalojans und seit 1208 ein Freund des lateinischen Kaisers Heinrich, der ihm seine außereheliche Tochter zur Frau gab — alle bulgarischen Slawen wieder einmal unter Einem Manne vereint. Asen II. hatte gegen 1220 Maria, die Tochter Andreas' II. von Ungarn, geheiratet (vgl. den Stammbaum auf S. 335) und suchte auf friedlichem Wege,

Die Aseniden von Bulgarien und das lateinische Kaisertum im 13. Jahrhundert.

Balduin V. von Hennegau (= B. VIII. von Flandern), G. Margarethe von Flandern (M. von Elsaß)

- Balduin VI. (IX.) von Flandern u. Hennegau, lat. Kaiser 9. Mai 1204, † 15. April 1205
- Philipp von Namur
- Heinrich von Anjou, * 1177, lat. Kaiser 20. Aug. 1206, † 11. Juni 1216; 4. Febr. 1207: 1. G. Agnes von Montferrat-Thessalonich; 1213: 2. G. Maria von Bulgarien
- Eustach, 1209 G. Tochter Michaels I. von Epeiros
- Isabella G. Philipp II. Augustus von Frankreich
- Jolantha, † Ende Sommer 1219; G. Peter v. Courtenay-Auxerre, 1217 lat. Kaiser und gestorben
  - Markgr. Phil. v. Namur, lehnt 1219 lat. Kaiserkrone ab
  - Robert v. Courtenay-Conches 1219 lat. Kaiser, † 1228 i. d. Morea
  - Balduin II., *1217, 1228 lat. Kaiser, † Oktober 1273 in Apulien
    - Philipp von Courtenay (vgl. S. 106) 1273 G. Beatrice Anjou von Neapel
      - Katharina von Courtenay, † 1. Jan. 1308, 28. Jan. 1301 G. Karl von Valois
        - Katharina von Valois, † 1346, 1313 G. Philipp von Tarent, Sohn Karls II. von Neapel
    - Helena de Chaurs, G. Stefan Uros I. von Serbien († 1272)
      - Dragutin, König 1270 bis 75(81), † 1317 als Herzog von Syrmien
      - Milutin Uros II. * 1253, † 1320 (S. 287); 1299 G. Simonis, Tochter Kaiser Andronikos' II.
        - Anna (vgl. S. 288), bis 1325 G. Michael v. Bdyn († 1330)
  - Agnes, 1217 G. Gottfr. II. von Villehardouin (1218 Fürst v. Achaja; vgl. S. 102)
  - Maria, 1218 G. Theod. Laskaris († 1222); [in 2. Ehe: vgl. S. 96]
  - Jolantha von Auxerre, um 1216 G. Andreas II. von Ungarn
    - Maria, † 1239
      - (gegen 1220)
        - Maria (unecht; vgl. S. 336)
        - Sohn † 1239
        - Tochter 1231 G. Serbe Stefan Wladislaw († 1237)
        - Helena, *1225, 1235 verlobt m. Theodor II. Laskaris († 1258)
          - Joh. IV. Laskaris *1250, 1261 geblendet, seit 1272 in Foggia
          - Irene † 1270, G. Serbe Konstantin, Enkel Stefan Nemanjas, 1258—77 Zar v. Bulgarien (1272: 2. G. Maria Palaiologa)
            - Michael Porphyrogennetos
          - Maria; Sept. 1254 G. Nikephoros I. von Epeiros
        - Kaliman *1232, Zar 1241 bis 1246
        - (2.) Michael Asên, Zar 1246 bis 1257; G. Tochter des Serbenkönigs Stefan II. Nemanja
      - Johannes Asên II, Zar 1218—41 (2. G. 1240: Irene Angelos)
      - Alexander
        - Kaliman II. 1257
  - Sibylle, G. Guiscard IV. von Beaujeu

NN., edler Bulgaro-Wlache, Nachkomme der alten Šišmaniden

- Johannes Asên I. † 1196
- Peter „Zar" 1186, † 1197
- Kalojan (Joannisza) Zar 1197—1207
- Tochter
  - Boril (Boris II.), Zar 1207—18
    - Maria 1213 G. lat. Kaiser Heinrich († 1216)

besonders durch günstige Vermählung seiner Töchter, den Bestand seines Reichs nach innen und nach außen zu festigen.

Inzwischen war in den Pindosländern zwischen dem Golfe von Korinth bis zur Marica ein neuer Staat entstanden, den Theodoros Angelos, der Beherrscher von Epeiros, gegründet hatte; in kurzer Zeit eroberte sich dieser Achrida, Prilep, Pelagonien, Durazzo, Korfu (1215), Thessalonich und nannte sich fortan „Kaiser der Rhomäer" (1222). Asen schloß mit Theodoros einen Bund und gab um 1225 dessen Bruder Manuel seine (außereheliche) Tochter Maria in die Ehe. Trotz dieser verwandtschaftlichen Beziehungen suchte Theodoros sich bald danach Asens Reich zu unterwerfen. Im April 1230 kam es zwischen Philippopel und Adrianopel beim Dorfe Klokotnica zur Entscheidungsschlacht, in der Theodoros besiegt und gefangen wurde. Adrianopel, fast ganz Makedonien und Albanien bis hin nach Durazzo fielen dem Sieger zu. In den Resten des Epeirotenreichs und in Thessalonich ließ er als Fürsten seinen Schwiegersohn Manuel, der nun den Kaisertitel annahm; den Serbenkönig Stephan Wladislaw verpflichtete er sich dadurch, daß er ihm 1231 eine seiner Töchter zur Frau gab.

Nachdem er den Frieden also gesichert hatte, wandte Johannes Asen II. seine ganze Sorgfalt wieder den innern Zuständen seines Reichs zu. Seine Residenzstadt verwandelte er durch herrliche Bauten zu einer der schönsten Städte der ganzen Balkanhalbinsel; 1231 erneuerte er die feste Burg an der Čepelarska Reka bei Stenimachos (die bulgarische Inschrift darüber ist vor zwei Jahrzehnten durch hellenische „Patrioten" verstümmelt worden). Handel und Verkehr unterstützte er durch weitgehende Privilegien, die er nicht nur den Eingebornen verlieh, sondern auch Fremden, namentlich den Ragusanern, die damals den gesamten Binnenhandel auf der Balkanhalbinsel in der Hand hatten (S. 297). Um die Anerkennung der Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche durch die Griechen zu erwirken, schloß er 1234 ein Bündnis mit Kaiser Johannes III. Dukas Vatatzes von Nikaia (S. 104) gegen das lateinische Kaisertum und verlobte seine neunjährige Tochter Helena mit Theodoros (II. Laskaris), dem elfjährigen Sohne des Vatatzes. Die Verbündeten verheerten das Land nun bis nach Konstantinopel, obgleich Zar Asen von Papst Gregor IX. deshalb am 25. Mai 1236 in den Bann gethan wurde. Als aber Asen die wachsende Macht seines Bundesgenossen erkannte, brach er das Bündnis mit Vatatzes plötzlich ab und ließ seine dem Theodoros verlobte Tochter heimholen. Über die Duldsamkeit Asens den Bogumilen gegenüber aufgebracht und vom minderjährigen Lateinerkaiser Balduin II. aufgestachelt, forderte Gregor IX. den König Béla IV. am 27. Februar 1238 zum Kreuzzuge gegen Asen auf. Die Ungarn besetzten zwar die kleine Walachei, und Béla nahm schon den Titel eines Königs von Bulgarien und Kumanien an. Da brauste ein neuer Völkersturm heran. Die Kumanen (S. 333), aus ihren Sitzen durch die aus Rußland hervorbrechenden Mongolen aufgescheucht, flohen teils (in 7 Stämmen) nach Ungarn, teils nach dem gastfreundlichen Bulgarien, teils sogar nach Thrakien und Kleinasien, wo sie in der Stärke von 10,000 Köpfen durch Vatatzes als Militärkolonisten angesiedelt wurden; nur ein Teil, die Grundlage zum Völkergemische der Nogai-Tataren bildend, verharrte in den alten Sitzen: die Moldau, die Walachei und der Nordrand des Asowschen Meers hießen noch lange Cumania. Im Jahre 1239 zog Asen, durch Kumanen verstärkt, nach Thrakien, um die griechischen Burgen einzunehmen. Als ihn aber dort die Nachricht traf, daß seine Gemahlin und sein Sohn in Trnowo an einer Seuche gestorben seien, kehrte er heim. Im Jahre 1240 vermählte sich Asen mit Irene, der Tochter des von ihm in Gefangenschaft gehaltnen und kurz vorher geblendeten Epeirotenkaisers Theodoros Angelos, starb jedoch schon im Juni 1241.

Unter Asens II. Nachfolger, dem minderjährigen Kaliman I. (Koloman; 1241—46), zogen die Tataren aus Kroatien über Serbien und Bulgarien nach Rußland zurück (Bd. II, S. 171), überall die Spuren ihrer Verwüstungen zurücklassend. Kaliman starb unerwartet, wahrscheinlich an Vergiftung. Der einstige Bundesgenosse Asens II., Kaiser Vatatzes von Nikaia, riß sofort das ganze Rhodopeland und Nordmakedonien an sich, während Michael II. von Epeiros* Albanien und Westmakedonien besetzte. Kalimans Bruder, der gleichfalls unmündige Michael Asen (1246—57), konnte gegen Vatatzes nichts ausrichten und schloß mit ihm Frieden; 1254 fiel auch Perustica, durch byzantinische Belagerungsmaschinen mürbe gemacht. Am 30. Oktober 1254 starb Vatatzes; ihm folgte sein Sohn Theodoros II. Laskaris, der Helene, eine Tochter Asens II., zur Frau hatte. Michael Asen, der seinem Schwager die 1246 verlornen Länder zu entreißen versuchte, mußte 1256 Frieden schließen und alle bulgarischen Besitzungen in der Rhodope und in Makedonien den Byzantinern überlassen. Der bulgarische Thron verwaiste bald. Im Jahre 1257 wurde Michael Asen von seinem Vetter Kaliman (II.) erschlagen; doch starb auch dieser gleich darauf unerwartet.

Die Bojaren wählten nun den Serben Konstantin, einen Enkel Stefan (Symeon) Nemanjas, der ausgedehnte Besitzungen in Bulgarien hatte, zum Zaren (1258—77); mit Irene, einer Enkelin Asens II. vermählt (vgl. den Stammbaum auf S. 335), legte er sich den Namen Konstantin Asen bei. Während seiner Regierung nahm Michael VIII. Palaiologos (S. 105) im Sommer 1261 Konstantinopel ein und machte der Frankenherrschaft ein Ende. Zar Konstantin mußte damals sein Hauptaugenmerk nach Ungarn richten. 1260—64 unternahm Prinz Stephan, dem die Verwaltung Siebenbürgens anvertraut war, fünf Feldzüge gegen die Bulgaren und drang einmal sogar bis vor die Mauern von Trnowo; ohne je das Land endgültig besessen zu haben, legte er sich, da er als Stephan V. (1270—72) den ungarischen Thron bestieg, auch den Titel „König von Bulgarien" bei. Nachdem Irene Laskaris, die Gemahlin Konstantins, 1270 gestorben war, heiratete der Zar 1272 Maria, die Nichte Michaels VIII. (S. 108). Als er die Mitgift, die Städte Mesembria und Anchialos, nicht erhielt, verwickelte er den Byzantiner in einen Krieg, der nur durch das Dazwischentreten Nogai Chans, eines Häuptlings der Goldnen Horde (Bd. II, S. 175), von keinen ernsten Folgen für Ostrom wurde. Michael VIII. ging um so lieber Verhandlungen ein, als ihm seit dem Abfalle der angiovinisch gesinnten Albanesen von Berat (1273) in Karl I. Anjou von Neapel ein weit gefährlicherer Feind erwachsen war, der an Serben und Bulgaren rasch Bundesgenossen fand.

* NN. Angelos Komnenos, unechter Bruder von Andronikos Angelos (vgl. S. 96)

Michael I. Angelos Komnenos, 1204 Despot von Epeiros, † 1214 (G. Melissena)
- (unecht) Konstantin Angelos = Michael II. seit 1237 (auf Korfu u. s. w.), † 1271
- Nikephoros I. zu Arta; Sept. 1256: 1. G. Maria von Nikaia; 1265: 2. G. Anna Kantakuzena
  - Thamar; 1294—1309 G. Philipp von Tarent
  - Thomas, 1296—1318 zu Arta

Theodor, 1214 Despot von Epeiros, 1222—30 „Kaiser der Rhomäer"
- Irene, 1240 G. Johannes Asen II.
- Helena; Sommer 1259 G. Manfred von Sizilien († 1266)

Manuel, 1230 „Kaiser der Rhomäer", † 1241; um 1225 G. Maria von Bulgarien
- Johannes Angelos † 1244
- (unecht) Johannes von Groß-Wlachien (Thessalien), † 1296
  - Sohn
    - Johannes II. Angelos zu Neopatrai, 1307—1318 (vgl. S. 219)

Konstantin, in Thessalien
- Demetrios, zu Thessalonich bis Nov. 1246

h) Ivajlo und die Terteriden (1277—1323).

Da verfiel Konstantin infolge eines Beinbruchs in eine schwere Krankheit, die ihm jede freie Bewegung raubte. Dies Siechtum des Zaren sollte für Bulgarien verhängnisvoll werden. Maria Palaiologa, die zweite Gattin Konstantins, riß als Mitregentin ihres minderjährigen Sohnes Michael des „Purpurgebornen" die Herrschaft an sich (1277). Für ihren gefährlichsten Nebenbuhler den wohl noch von Stephan V. im westlichen Balkan eingesetzten, halb selbständigen Despoten Jakob Svetslaw, den Sprößling einer russischen Familie, ansehend, lud sie ihn nach Trnowo und erklärte ihn bei feierlichem Gottesdienste zu ihrem „Sohne", der dereinst Mitregent ihres eignen Sohnes Michael werden solle. Aber noch im selben Jahre 1277 erlag Svetslaw den Anschlägen seiner „Mutter". Als dann die Nogai-Tataren abermals ins wehrlose Reich einbrachen, sammelte der Haiduk Ivajlo Lachanas (auch Brdokba genannt), ursprünglich ein Hirte, der durch Prophezeiungen das Volk bethörte, eine Schar von Landleuten und schlug jene zweimal. Bald erklärte er, die Heiligen hätten ihm den Thron Bulgariens angetragen. Das bedrängte Volk glaubte ihm; seinen Anhängern schlossen sich Bojaren und selbst Höflinge an. Der kranke Zar Konstantin zog mit Getreuen gegen ihn; sie wurden zersprengt und er selbst wehrlos erschlagen (im Winter 1277). Nun bestieg Ivajlo den bulgarischen Zarenthron (1277—79). Diese Ereignisse in Bulgarien hatten am byzantinischen Hofe die größte Besorgnis hervorgerufen. Kaiser Michael vermählte seine Tochter Irene in aller Eile mit einem Gliede der Familie der Aseniden, der als Zar Johannes Asen III. Anspruch auf die bulgarische Krone erhob. Inzwischen feierte die ränkesüchtige Zarin Maria mit Ivajlo ihr Beilager und ließ sich mit ihm zugleich krönen (1278). Von den Mongolen und Byzantinern zugleich bedrängt, konnte sich Ivajlo nicht lange halten und verschwand Anfang 1279.

Maria, schwanger vom Usurpator, wurde in die Gefangenschaft nach Adrianopel gebracht. Johannes Asen III., unselbständig und wankelmütig, trat die Regierung an, während das Volk sich um den Bojaren Georg Terterij scharte, der, einer kumanischen Adelsfamilie entstammend, mit den mächtigsten Geschlechtern Bulgariens verwandt war. Um diesen gefährlichen Nebenbuhler an sich zu fesseln, gab ihm Asen III. seine Schwester zur Frau; „Despot" Terterij mußte seine bisherige Gattin, eine Bulgarin, und seinen Sohn Theodor Svętslaw (man beachte den slawischen Namen!) als Geißeln nach Nikaia schicken. Da erschien unerwartet der totgeglaubte Ivajlo mit einem großen Anhange vor den Thoren Trnowos. Kaiser Michael VIII. sandte im Sommer 1280 zwei Heere seinem bedrängten Schwiegersohne, die aber beidemal aufgerieben wurden. Johannes Asen III. floh nach Konstantinopel; Georg Terterij I. wurde zum Zaren gekrönt (1280). Ivajlo floh Hilfe suchend zum Nogai Chan nach Südrußland. Dort traf er mit seinem Feinde Johannes Asen III. zusammen; der Nogai Chan hielt beide eine Zeitlang mit leeren Versprechungen hin, bis er dem Ivajlo die Kehle abschneiden ließ. Dem gleichen Schicksal entrann Asen III. nur mit Mühe. An Georg Terterij I. fand Karl I. von Neapel einen trefflichen Helfer gegen die Byzantiner. Ein französisches Heer, das auf der Balkanhalbinsel landete und sich durch Albanesen verstärkte, wurde von den Griechen Anfang April 1281 bei Berat vernichtet; weitern Plänen Karls I. machte die Sizilianische Vesper (30. März 1282) ein Ende. Als dann am 11. Dezember 1282 Michael VIII. starb, schloß sein Nachfolger, Andronikos II., mit dem Bulgarenzaren Frieden (1284); denn der gemeinsame mongolische Feind bedrohte abermals die Grenzen. Georg Terterij konnte jedoch dem Anprall der Tataren nur schwach Widerstand leisten, mußte Frieden schließen und eine Tochter dem Sohne Nogai

Chans geben. Die Horden setzten sich trotzdem im Reiche fest, und Georg Terterij, aus dem Lande getrieben, geriet in byzantinische Gefangenschaft.

Die Mongolen setzten nun (um 1292) den Boljaren Smilec, der eine Enkelin von Andronikos II. zur Frau hatte, auf den bulgarischen Thron. Nogai Chan fiel bald darauf in einer Schlacht gegen Tokŭ, den Beherrscher der Blauen Horde in Westkiptschak (1290—1312). Sein Sohn Tschoki, der als Schwiegersohn Terterijs ein Erbrecht auf Bulgarien zu haben vorgab, verband sich mit Theodor Svętslaw (Svetoslav), der seine Kinderjahre in Nikaia zugebracht hatte, und verjagte Smilec. Doch Svętslaw ließ den tatarischen Eindringling unversehens festnehmen und von jüdischen Henkern erdrosseln. Seine Regierung (1295—1322) war zuerst nicht den Werken des Friedens geweiht. Drei Jahre lang führte Svętslaw Krieg mit Byzanz und eroberte einige Städte und Burgen am Hämus. Neben dem Zaren spielte noch sein Oheim Eltimir als Despot von Krun (am Südabhange des Balkans) eine bedeutende Rolle im Lande. Das Byzantinerreich befand sich damals in recht bedrängter Lage: Ertogrul, der Anführer osmanischer Nomaden, hatte um 1250 in Bithynien ein kleines Reich gegründet, das sein Sohn Osman 1301 bis zu den Gestaden der Propontis erweiterte (S. 120). Die zweite Hälfte der fast 28jährigen Regierung Svętslaws, der 1320 eine Enkelin des alten Andronikos II. heimführte, war eine Zeit des Friedens nach innen und nach außen.

Nach dem Tode Theodor Svętslaws bestieg 1322 sein Sohn Georg Terterij II. den bulgarischen Zarenthron. Er besetzte noch 1322 Philippopel; doch ging die Stadt schon 1323 aus den Händen seines russischen Feldherrn Iwan durch Verrat der griechischen Bürger an Andronikos den Jüngern verloren. In demselben Jahre starb der letzte Sprosse Terterijs (1323).

i) Die letzten Šišmaniden zu Trnowo (1323—93).

Die Boljaren wählten nun Michael, den (halbkumanischen) Despoten von Bdyn (Vidin, Widdin), zum Zaren (1323—30), mit dem (einem Sohne des Despoten Šišman) die dritte und letzte Dynastie des Bulgarenreichs von Trnowo, die der Šišmaniden, beginnt. Damals (1327) wütete der Bürgerkrieg zwischen Andronikos (III.) und seinem Großvater, Kaiser Andronikos II., der sich von Serbien 2000 Kumanen lieh. Zar Michael, der noch 1325 seine serbische Gemahlin Anna (vgl. S. 288 und den Stammbaum auf S. 335) heimgesucht und seines Vorgängers Witwe, eine Schwester Andronikos des Jüngern, geheiratet hatte, schloß sich bald jenem, bald diesem Andronikos an, indem er dabei das Ziel verfolgte, Konstantinopel einzunehmen und so den Traum der alten Zaren zu verwirklichen. Sein Plan gelang ihm aber nicht. Konstantinopel wurde am 24. Mai 1328 von Andronikos III. erobert, der den siebzigjährigen Großvater absetzte (S. 106). Um sein Reich für die Zukunft zu festigen, verfiel Zar Michael auf den verhängnisvollen Gedanken, den in drohender Weise wachsenden Nachbarstaat zu zerstören. Im Bunde mit Byzantinern, Tataren und Wlachen rückte er gegen Stephan Uroš III. (S. 287) aus. Am 28. Juni 1330 kam es bei (dem damals serbischen) Velbužd (Küstendil) zur Entscheidungsschlacht. Das bulgarische Heer ward geschlagen, und Zar Michael kam dabei ums Leben. Der Serbenkönig, der auf dem Schlachtfelde (beim Dorfe Nikoličevci an der Sovolstica) eine dreikuppelige — jetzt in Ruinen liegende — Himmelfahrtskirche erbauen ließ, setzte seine Schwester Anna, die verstoßne Gattin Michaels, und ihren Sohn Šišman II. ein. Aber die eigentliche Macht des Bulgarenreichs war gebrochen. Stephan Uroš III. wurde gefangen genommen, erdrosselt und Stephan Dušan am 8. September 1331 zum Könige gekrönt. Inzwischen empörten sich auch die Boljaren Bulgariens gegen ihre Zarin. Anna floh nach

Serbien, Šišman II. zu den Tataren, bald darauf nach Konstantinopel und ließ sich endlich unter dem Namen Ludwig in Neapel nieder, wo er 1373 starb.

Zum Zaren erhoben die Boljaren den Johannes Alexander (1331—65), einen Neffen des Zaren Michael und Schwiegersohn des Rumänenfürsten Ivanko Basarab. Er nahm den Beinamen Asen an, vermählte seine Schwester Helena mit dem fast zu gleicher Zeit zur Regierung gelangten Stephan Dušan und brachte dadurch ein Bündnis Serbiens, Bulgariens und Bessarabiens zu stande (vgl. S. 288). Während der Serbe sich Makedonien, Albanien und Epeiros unterthänig machte und der Rumäne die Ungarn in den Sümpfen der Walachei besiegte (1330), zwang der Bulgarenzar die Byzantiner nach einem zwischen Aëtos (Aitos) und Rosokastron (bei Burgas) erfochtnen Siege (1333) zu einem Frieden, der später (1337) durch eine Heirat seines Sohnes Michael mit Andronikos' Tochter Maria befestigt wurde. Als am 15. Juni 1341 Andronikos III. starb und sein Sohn Johannes V. Palaiologos den Thron bestieg, warf sich der gelehrte Großdomestikos (Reichsverweser) Johannes (VI.) Kantakuzenos (S. 107) zum Gegenkaiser auf. Während des oströmischen Bürgerkriegs gelang es dem Zaren Alexander, die Grenzen seines Staats bedeutend zu erweitern, indem er 1344 die Stadt Philippopolis, die Festen am Nordrande der Rhodope: Čepino, Kričim, Perušica, St. Justina (Ustina), Stenimachos (Stanimaka), Aëtos, Beadnos und Koznik, besetzte. Inzwischen beschleunigte den Untergang des byzantinischen Reichs das Bündnis, das die beiden sich bekämpfenden Kaiser mit einzelnen türkischen Fürsten schlossen, die auch als „Bundesgenossen" alle Gebiete, durch die sie zogen, in Wüsten zu verwandeln pflegten. Ende 1353 (so besser als die landläufige Datierung 1356; vgl. S. 125 f.) faßten die Türken zum erstenmal festen Fuß in Europa (Tzympe am Hellespont); 1354 fiel Kallipolis, und bald saßen Osmanen bis an die Ufer der Marica.

Während Bulgarien keinen Augenblick sicher war, den Asiaten zur Beute zu fallen, war auch das innere Leben des Staats durch religiösen Hader unterwühlt. In den Klöstern am Athos (S. 86) entwickelte sich unter den Mönchen um 1340 ein eigenartiger Mystizismus, dessen Anhänger, Hesychasten genannt (S. 107), sich in die Betrachtung ihres Nabels so lange vertieften, bis sie um ihn herum einen überirdischen Glanz zu erblicken wähnten. Von einer Nonne Irene erhielten die Mönche Unterricht im Bogumilismus, wobei sie nicht ganz einwandfreie Orgien abhielten. Aus diesen Auswüchsen entstand durch den Mönch Theodorit (Theodorētos) eine Auffrischung der Reste des Heidentums. Theodorit, im Besitz ärztlicher Kenntnisse, fand einen großen Anhang in Bulgarien. Alte heidnische Gebräuche ließ er aufleben und sogar eine Eiche göttlich verehren, an deren Fuße Schafe und Lämmer geschlachtet wurden. Bei seinen Heilkünsteleien handelte es sich in erster Reihe um Darbringung von Opfern, um die Krankheitsgeister zu versöhnen und dem Kranken günstig zu stimmen (im Nameſnik-[Hausgeist-]Opfer bis auf den heutigen Tag erhalten). Fast zu gleicher Zeit traten in Bulgarien zwei Mönche, Lazar und Kyrill auf, die den Bogumilismus durch Verhöhnung der Heiligen, Schmähung des Gekreuzigten, Verachtung der Arbeit und Ehe in noch gefährlichere Bahnen lenkten, während ein andrer Mönch das gemeine Adamitentum verbreitete. Weil außerdem Zar Johannes Alexander seine Gemahlin in ein Kloster sperren ließ und die Jüdin Theodora zur Zarin erhob, erhielten die Juden besondere Vorrechte. Als die Türken jenseit des Balkans ihre Besitzungen von Tag zu Tag immer weiter ausdehnten, in Bulgarien Bogumilen, Hesychasten, Adamiten und Juden ihr Wesen trieben, da bewog endlich der gelehrte Mönch Theodosij den Zaren zur Einberufung von Konzilen (1350 und 1355), wo über Bogumilen, Hesychasten und Adamiten der Fluch ausgesprochen und das Übergreifen der Juden beschränkt wurde.

Johannes Alexander Asen starb im Frühling 1365 und hinterließ ein uneiniges, zerfallnes Reich. In Trnowo regierte sein Sohn Johannes Šišman III. (1365—93; vgl. S. 288), in Vdyn der andre Sohn Alexanders, der Zar Johannes Strasimir (Joan Sracimir), während die Pontosländer (Varna, Kaliakra, Emona, Kozjak) dem kumanischen Despoten Dobrotič, der seine Brüder Balikas und Theodor beerbt hatte, bis etwa 1386 unterthänig waren. Nach der Einnahme von Adrianopel (1361) und Philippopel (1363) verlegte Murad I. seine Residenz von Brusa nach „Edreneh" (S. 126). Aber auch von einer andern Seite drohte Gefahr. Ludwig I. von Ungarn eroberte im Sommer 1365 Vdyn und führte den Zaren Sracimir samt Frau in die Gefangenschaft nach Kroatien. Schon im folgenden Jahre (1366) griff Zar Šišman mit Hilfe der Türken die neue ungarische Provinz an; sein Angriff wurde jedoch zurückgeschlagen. Erst 1369 gelang es dem Bulgarenzaren, Vdyn den Ungarn zu entreißen.

Während die christlichen Herrscher der Balkanhalbinsel einander bekriegten, mehrten die Türken ihren jungen Staat alljährlich. Endlich erhob sich der Serbe Wukaschin (Vlkašin); doch sein Heer wurde in der Nacht zum 26. September 1371 vernichtet (S. 289). Obermakedonien wurde dem Osmanenreich einverleibt. Serbische Dynasten mußten den Osmanen Heeresfolge leisten; nur Marko Kraljević (S. 290) und Konstantin von Velbužd widersetzten sich noch eine Zeitlang den neuen Herrschern. Auch Ivanko, Dobrotič' Sohn, behauptete sich gegen 1390 noch gegen die Fortschritte der Osmanen. 1388 mußte sich Zar Šišman III. zur Zahlung eines jährlichen Tributs verpflichten. Fast zu gleicher Zeit huldigte auch Sracimir dem Osmanenemir. Dasselbe that schließlich auch des Küstendiler Despoten Johann Dragaš Bruder Konstantin, der 1394 gegen Wlachen fiel und als letzter christlicher Herr von Velbužd, Kratovo, Strumica und Štip noch heute nicht vergessen ist. Durch die Schlacht auf dem Amselfelde (15. Juni 1389; S. 289) ward Serbien den Türken ausgeliefert. Nun wurde der Hauptschlag gegen Bulgarien gerichtet. Mit dem Falle von Trnowo (17. Juli 1393) war sein Untergang besiegelt; Johann Šišman III. starb wahrscheinlich in der türkischen Gefangenschaft auf der Burg zu Philippopel. **Altbulgarien hatte endgiltig aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein.**

k) Die altbulgarische Kultur und Litteratur in der vortürkischen und der Übergangszeit.

Berufen, die Balkanhalbinsel zu beherrschen, waren die Bulgaren die Begründer einer **Kultur** und Litteratur, die sie den übrigen Slawen mitteilten, und erschütterten durch die Lehre einer einheimischen Glaubensgenossenschaft, durch den Bogumilismus, ganz Südeuropa, wurden aber dann durch den über- und abgelebten Byzantinismus, den sie mit allem Für und Wider übernahmen, in dessen Grab mit hineingerissen. Mit der ersten Griechin, die 927 den bulgarischen Thron bestieg, war auch der erste Schritt zur Einführung **griechischer** Zivilisation in Bulgarien gethan. Von diesem verhängnisvollen Einflusse wurden jedoch nur die obern Stände, Boljaren und Geistliche in den Städten berührt; der jugendfrische Bronnen **echten** Volkstums dagegen sprudelte im bulgarischen **Bauernvolke** weiter, ohne den es keine Auferstehung für Bulgarien gegeben hätte. Die Interessen der herrschsüchtigen Boljarenkaste und des großenteils leibeignen Volks gingen selbstverständlich weit auseinander. Thatkräftige Zaren waren den Boljaren stets verhaßt, von denen die meisten auf ihren Gütern mit ihren Leuten nach Belieben schalten konnten. Daß nach dem Eindringen der Osmanen viele Boljarenfamilien den Islam annahmen, war insofern ein Glück für die Gesamtheit, weil dadurch der Riß zwischen

dem mohammedanischen Adel und dem christlichen Volke noch größer wurde: das niedere Volk, sich selbst überlassen, wurde damit ein Hemmschuh für die Ausbreitung des Osmanenreichs.

Mit dem Falle des Reichs erlosch auch das litterarische Leben. Die meisten Werke der vortürkischen Zeit gingen verloren. Der Bogumilismus hat aber das Verdienst, auch unter der Türkenherrschaft „altkirchenslawische" Schriftwerke auf die Nachwelt vererbt zu haben. Ein Hauptbuch der Bogumilen blieben „die Fragen des heiligen Johannes Bogoslaw, die er auf dem Berge Tabor an den Herrn gestellt" haben soll: neben einer Schilderung des Weltuntergangs eine Kosmogonie, worein die altheidnischen Überlieferungen der Ugrier aufgenommen und der Bogumilenlehre angepaßt sind; aus Bulgarien gelangten sie zu den Russen und Serben, in der lateinischen Übersetzung des oberitalischen Bischofs Nazarius nach Italien und Frankreich. Beliebt waren auch die ebenfalls dem heiligen Johannes zugeschriebnen Werke: „Die Fragen über Adam und Abraham auf dem Ölberg" und eine „Rede über die Mutter Gottes"; ferner der apokryphe „Rundgang der Gottesmutter in der Hölle", die Erzählung von den zwölf Freitagen, die Geschichten von Daniel und Samson, der Traktat von den „bösen Weibern", der schon in Zar Symeons Sammelwerk (S. 327 f.) aufgenommen ist. Neben den religiösen Werken wurden zahlreiche Romane und Märchen griechischen, arabischen und indischen Ursprungs weit verbreitet und durch bulgarische Übertragungen den Slawen übermittelt. Das „Leben Alexanders des Großen", die „Trojanische Sage", die indischen Märchen des Pantschatantra (Bd. II, S. 407) fanden in bulgarischer Übersetzung große Verbreitung unter den Slawen. Diese geistlichen und weltlichen Romane bildeten in jenen Jahrhunderten die geistige Nahrung der Slawen, nicht nur der vornehmen Klassen, sondern vor allem des niedern Volks. Die „Sborniks" (Sammelhandschriften) geben ein genaues Bild über den Lesestoff der Bulgaren; neben Bruchstücken aus der theologischen Litteratur der Byzantiner enthalten sie zahlreiche Apokryphen, Märchen, Wundergeschichten, Legenden und weltliche Aufsätze. In den Tagen der Knechtung berührte ihr Inhalt das Gemüt des Volks so sehr, daß viele dieser Apokryphen, Märchen und Legenden, national umgebildet, mit den einheimischen Gesängen und alten Überlieferungen verschmolzen.

Von den Erzeugnissen der geschichtlichen Litteratur jener Zeit sind uns nur einige Aufsätze und Bruchstücke erhalten geblieben, so eine „Nachricht von der Gründung des bulgarischen Patriarchats" (1235), ein „Pomenik" der verstorbnen Zaren, Patriarchen, Bischöfe und Bojaren, ein „Überblick der Völker und Sprachen", worin die Völker mit Tieren verglichen werden (aus dem angehenden 13. Jahrhundert), ein „Verzeichnis der Sprachen und Schriften". Außerdem gibt es auch zwei große Kompilationen (Letopis), welche die Bibel, die Alexandersage, selbst einige Apokryphen als Quelle benutzten; die eine schließt mit dem Falle Konstantinopels (1453). Das größte historische Werk ist die bis 1078 reichende Chronik des Konstantin Manasses, die auf Befehl des Zaren Johannes Alexander (1331—65) übersetzt wurde; unter ihm verfaßten auch der Reformator der Kirchenzucht, Theodosij von Trnowo (S. 340), mit seinen Schülern Dionysij und Euthymij zahlreiche Lebensbeschreibungen von Nationalheiligen und Sendschreiben an Kirchenfürsten. Aber in den drei folgenden Jahrhunderten wurden weit mehr Handschriften durch die Osmanen vernichtet als neue durch bulgarischen Fleiß verfertigt.

C. Die türkische Zeit.

Der dunkelste Abschnitt der Geschichte des bulgarischen Volks ist das Zeitalter der Türkenherrschaft vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Einsetzen der nationalen Wiederbelebung. Handel und Verkehr hatten die Griechen in Händen; die höhern Ämter wurden fast nur mit

Mohammedanern besetzt. Das Volk war dazu da, um von der Last der Steuern erdrückt zu werden. Die Siege der österreichischen Heere (S. 300) hatten auch in den Bulgaren eitle Hoffnungen erweckt; viele wanderten vergeblich nach Südungarn aus. Zu keiner Zeit der Türkenherrschaft hat es aber an Männern gefehlt, die mit den Waffen in der Hand die türkischen Bedrückungen zurückwiesen und in den Gebirgen ein freies Leben führten. Weniger Raub als Rache an den Bedrückern ihrer Glaubensgenossen war die Lebensaufgabe dieser Haiduken (Hajduken), deren Kämpfe und Abenteuer in zahlreichen Liedern bis auf den heutigen Tag verherrlicht werden. Ritterliche Gestalten, des Joches satt, machten sie es sich zum Berufe, die Mohammedaner auszurauben und niederzumetzeln, die Christen zu beschützen und zu unterstützen.

Nach dem Falle des bulgarischen Reichs und der Nationalkirche, die ganz und gar den Griechen unterthan wurde, wandten sich manche Bogumilen in ihrer Erbitterung dem Katholizismus zu. Bosnische Franziskaner (Fra Peter von Soli oder Tuzla, gestorben 1623, und seine Jünger) zu Čiporovci (an den Ogostquellen im Westbalkan), Kalačevo (Kalačli) und in andern Dörfern bei Philippopel bekehrten zahlreiche Bogumilen, die sich danach Paulikianer (nicht zu verwechseln mit den Paulikianern von ehemals, S. 329) nannten und großenteils nach Rumänien, Siebenbürgen und nach Südungarn auswanderten. Im Jahre 1688 unterstützte Kaiser Leopold I. von Österreich einen Aufstand der katholischen Bulgaren in Čiporovci, der jedoch von den Türken niedergeworfen wurde; die Bevölkerung, aus ihren Wohnsitzen verscheucht, floh nach Rumänien. Ein Teil kam nach Siebenbürgen und wurde in Déva und Alvincz angesiedelt. Andre wieder, die aus Petikladenci bei Nikopol an der Donau 1727 in die damals österreichische Kleine Walachei gezogen waren, begaben sich 1740 nach dem Temeser Banate (Südungarn), wo sie Pavliкéni heißen.

Da schrieb der Mönch Paysij (Paysios; S. 301) auf dem Athos 1762 eine kleine „Slawenobulgarische Geschichte von den bulgarischen Völkern, Zaren und Heiligen", die für die moderne Entwicklung des Bulgarenvolks eine große Bedeutung gewonnen hat. Die begeisterte Vaterlandsliebe, die jede Zeile dieses Büchleins atmet, stieß auf starken Widerhall. Ein echtes Volksbuch, fand Paysijs Geschichte der Bulgaren in unzähligen Abschriften und Überarbeitungen die weiteste Verbreitung. Paysijs Schüler Stojko, der später unter dem Namen Sofronij (Sophronios) Bischof von Vraca (Wratscha) war, arbeitete an der nationalen Wiederbelebung fort. In seinen Schriften treten Heimatliebe, Griechenhaß und Türkenverachtung weit stärker hervor als bei seinem Lehrer. Schon 1802 verfaßte er Übersetzungen griechischer Fabeln, Erzählungen und Sentenzen. In seinen Denkwürdigkeiten zeichnete er um 1804 ein getreues Bild des Zeitalters. Sein Hauptwerk sind Predigten, die, 1806 als erstes Werk in bulgarischer Sprache gedruckt, noch heute beliebt sind.

Im Jahre 1786 kamen wieder bulgarische Einwanderer nach Ungarn und setzten sich meist im Komitate Torontal fest. In ihrer neuen Heimat haben die Insassen der Gebirgsgegenden ihr Bulgarentum bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger rein erhalten, während die Tieflandbewohner ein Mischvölkchen geworden sind, das viele Eigentümlichkeiten der Rumänen und Serben angenommen hat. Daß sie im Völkergewimmel ihrer neuen Heimat doch nicht untergegangen sind, verdanken sie gleich den Balkan-Bulgaren in erster Reihe dem zähen Festhalten an uralten Sitten, das sie selbst die schwere Leidenszeit der Türkenherrschaft überleben ließ. Die Hauskommunion (zadruga oder sadruga; S. 274) verbindet noch heute die Familienmitglieder zu einer Genossenschaft, worin der Klügste, nicht immer der Älteste, das Wort führt, über das gemeinsame Vermögen verfügt, die Arbeit und den Nutzen unter die Familienglieder

verteilt. Die das Gefühl für die Zusammengehörigkeit wach erhaltende Familiengenossenschaft hat dem bulgarischen Charakter eine nüchterne Geistesrichtung, eine besonnene Weltanschauung anerzogen, die sich mit den thatsächlichen Verhältnissen abfindet, keine übermütigen Zukunftsträume hegt und das Leben vom praktischen Gesichtspunkt aus anfaßt. Ein haushälterischer Familiensinn tritt auch in den langvererbten Hochzeitsgebräuchen zu Tage. In der Heimstätte patriarchalischen Familienlebens sind auch jene epischen Gesänge der Bulgaren entstanden, worin die Helden des Volks, die Freiheitskämpfer und Haiduken, verherrlicht werden. Das stolze Nationalbewußtsein und das zähe Festhalten an alten Gebräuchen fanden in einem in Nordungarn gebornen Ruthenen, dem Geschichtschreiber und Ethnographen Jurij J. Huca gen. Wenelin (Venelin; 1802—39), den besten Vertreter; doch waren seine Bestrebungen nur vereinsamte Versuche.

Eine lebenskräftige Litteratur entwickelte sich erst in den letzten Jahrzehnten der Türkenherrschaft, als nach einigen vergeblichen Aufständen, die schon im Keim erstickt wurden, mehrere in Bukarest und Odessa lebende Bulgaren sich die Förderung der Aufklärung unter ihrem Volke zur Aufgabe gemacht hatten. Beron verfaßte (1824) eine Fibel (Bukvar), welche die größte Verbreitung fand. Stojanov und Peschakov versuchten zuerst in Nachahmung der Volkslieder bulgarisch zu dichten. Große Verdienste um die Hebung des jungen Schrifttums erwarb sich der Lehrer und spätere Archimandrit (Hieromonach) Neofyt Rilskij (vom Kloster des heiligen Johannes von Rila; gestorben 1881), der für die erste reinbulgarische Schule zu Gabrovo 1835 die erste bulgarische Grammatik herausgab und eine slowenisch-bulgarische, die Landeskunde besonders beachtende Enzyklopädie veröffentlichte, eine altslowenische Chrestomathie mit griechisch-slowenischem Wörterbuche zusammenstellte (1852), das Neue Testament in die Volkssprache übertrug und 1875 den Druck eines griechisch–kirchenslawisch- und neubulgarischen Wörterbuchs begann, das leider nur bis zum Wort ovca gediehen ist. Mit dem Aufschwunge der neuern bulgarischen Litteratur entstanden zunächst außerhalb an mehreren Orten Druckereien; so gab mit Unterstützung der bulgarischen Kolonie zu Smyrna Konstantin Fotinov 1844 die illustrierte Monatsschrift „Ljuboslovie" heraus. Fast zu derselben Zeit (von 1852 an) trat der Schriftsteller Petko Račov Slavejkov auf, der sich durch seine Gedichte, wissenschaftlichen Abhandlungen und volkskundlichen Sammlungen einen Ehrenplatz in der Litteratur Bulgariens errungen hat. Er öffnete den Schacht, aus dem die spätern Volksforscher D. und K. Miladinov, Čolakov, Verković (Bd. VIII, S. 540), Matov, Ivan D. Šišmanov (Übersetzer deutscher Klassiker), Zepenkov und vor allem Sava Georgiev (litterarisch: Georg Stojkov) Rakovitij (gestorben 1867; ebenda) reiche Schätze ursprünglicher Dichtung und Kraft zu Tage förderten. Neben Slavejkov ist Najden Gerov, Lehrer und dann Vizekonsul, als namhafter Poet (seit 1845) zu erwähnen; seit 1870 trat Ivan Vazov mit formvollendeten Schöpfungen beiden ebenbürtig an die Seite. Der beste Novellist war Ljuben Karavelov (gestorben 1879), der neben Gedichten zahlreiche, meist politisch durchglühte Erzählungen veröffentlichte, während Vasil Drumev, als Bischof Kliment genannt, 1860 den ersten Roman „Die unglückliche Familie" verfaßte. In die Mitte des Jahrhunderts fallen auch die ersten Anläufe in dramatischer Litteratur. Das erste Originalschauspiel, die Komödie „Michael", schrieb Sava H. Dobroplodni; ihm sind Dobrjo Popov Vojnikov seit 1868 als Verfasser einer Reihe von Schauspielen und der eben erwähnte Drumev mit „Ivanko" (1872) gefolgt. Von Historikern, die diesen Namen wirklich verdienen, ist allein der 1838 in Panagjuriste geborne, aber in Rußland (Charkow) lehrende Marin Stepanović Drinov zu nennen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

RUMÄNIEN, BULGARIEN,
SERBIEN UND MONTENEGRO.
Maßstab 1 : 3 500 000.
Kilometer.
Eisenbahnen. Höhen in Metern.
Im Rumän. lies: ă, ĕ, î-ü, ĭ am Ende halb, ŭ ganz stumm, c-tsch, g-dsch, ș-sch, ț-ts. Im Südslav.: c-ts, č-tsch, ć-tch, ś-sch, v-w, z-weiches s, ž-weiches sch, Dobrje-Unter, G(ornje)-Ober, Mali-Klein, Veliki-Gross, Nov-Neu, St(are)-Alt, Sv(eti)-Heilig, Gora-Berg, Geb., pl(anina)-Gebirge. Im Türk.: Böjük-Groß, Kütschük-Klein, Buruns-Vorgeb., Dagh-Berg, Jeni-Neu, Eski-Alt, Göl-See, Köi-Dorf.
Czernowitz
Bukowina
Botoșani
Jassy
Temesvár
Neusatz
Becskerek
Belgrad
Versecz
Sarajevo
Novipazar
MONTENEGRO
(ZRNA GORA)
Prizren
Skutari
Üsküb
Köprülü
Stiplje
Monastir
Salonik
Sofia
Nisch
Vidin
Craiova
Donau
ADRIATISCHES M.
G. del Drin
C. Rodoni
Durazzo
Elbasan
Ochrida
Berat
Florina
Volena
Karaferie
Ostliche Länge
22
44
42
20
22

Greenwich
Fortsetzung
Roman s. Karton
30
Piatra
Bender
RUSSISCHES
BESSARABIEN
REICH
Bârlad
Kronstadt
Galatz
Ismail
Brăila
Buzĕu
Tultscha
Donau - Mündungen
Ploješcht
(Ploesci)
BUKAREST
(BUCURESCI)
Giurgevo
Rustschuk
Silistria
Constanta
Mangalia
DOBRUDSCHA
Portita Münd.
Varna
Schumla
Rasgrad
Plevna
Trnova
Burgas
Sozopolis
Jambol
Sliwno
Eski Zagra
Philippopel
Adrianopel
Kirk-Kilisse
Midia
Rodosto
KONSTANTINOPEL
Skutari
Marmara-Meer
Marmara-I.
Gallipoli
Samothraki
Thasos
G.v.Enos
G.v.Xeros (Saros)
G.v.Burgas
SCHWARZES MEER
46
44
42
26
28
Emine Burun
Schabla Burun
C. Sülgrad
Bosporus

t in Leipzig

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

D. Die Anfänge einer neuen Selbständigkeit.

Nach 485jähriger Knechtschaft sollte endlich die Stunde der Freiheit für Bulgarien schlagen. Nachdem die letzten Aufstände (September in Stara Zagora, April-Mai 1876 in der Sredna Gora und der Rhodope: hier die „bulgarian atrocities" oder „horrors" W. Barings, E. Schuylers und Gladstones) 1875 niedergeschlagen waren, beriefen die Großmächte eine Konferenz nach Konstantinopel (Dezember 1876 bis Januar 1877), wobei die Vertreter der Großmächte die Errichtung zweier Provinzen unter christlichen Gouverneuren in Vorschlag brachten (vgl. S. 191). Die Pforte nahm dies nicht an, sondern verschärfte ihre Maßregeln den Bulgaren gegenüber. Rußland erklärte der Türkei den Krieg. Bulgarien wurde der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes, der am 3. März 1878 mit dem Frieden zu Santo Stefano endigte. Der gleich darauf in Berlin tagende Kongreß der Großmächte befreite unterm 13. Juli 1878 Bulgarien vom türkischen Joche (s. die beigeheftete Karte „Rumänien, Bulgarien u. s. w.").

Am 22. Februar 1879 trat zu Trnowo die erste bulgarische Notabelnversammlung zusammen, welche die Vorfragen schließlich in sehr liberaler Weise beantwortete (Konstitution von Trnowo). Ihr folgte auf dem Fuße (29. April) die erste große Nationalversammlung, die am Eröffnungstag einen Neffen des russischen Zaren Alexander II., den 22jährigen Prinzen Alexander von Battenberg*, auf den bulgarischen Fürstenthron wählte. Unter den mißlichsten Verhältnissen übernahm der junge Fürst die Regierung des von Parteiungen und Rachenschaften aller Art unterwühlten Landes. Die Radikalen und die Konservativen lagen in unseligem Kampfe miteinander. Müde des langen Haders, erließ Alexander im Mai 1881 eine Erklärung, daß seine bisherigen Bemühungen nutzlos seien; eine neue Nationalversammlung möge zu einer Abänderung der Konstitution ihre Einwilligung geben und ihm eine außergewöhnliche Vollmacht auf die Dauer von sieben Jahren verleihen, damit er die sehr verbesserungsbedürftigen Zustände des Fürstentums wirklich ordnen könne. Die zum größten Teil aus konservativen Bauern gewählte Nationalversammlung zu Svištov willigte am 13. Juli in das Begehren des Fürsten. Aber eine mächtige Partei arbeitete auf den Sturz Alexanders hin; daß sie sich hierzu mit dem russischen Konsul Hitrovo und dem aus Moskau nach Bulgarien entsandten Obersten Stapanov-Popov verbunden habe, ist freilich nicht genügend beglaubigt. Jedenfalls erlangte der Fürst vom Zaren den General Leonid N. Sobolev als Ministerpräsidenten, den General Baron Alexander V. Kaulbars als Kriegsminister (5. Juli 1882); doch war — nach Ansicht ihrer bereits Anfang März 1883 zurücktretenden konservativen Ministerkollegen — ihr ganzes Vorgehn dazu angethan, Bulgarien binnen kürzester Frist in eine

---

* Graf Moritz von Hauke, † 1830, polnischer Generalleutnant

Julie, * 1825, † 1895, erst „Gräfin", seit 1858 „Prinzessin von Battenberg" 1851

Ludwig II. von Hessen-Darmstadt

Alexander, * 1823, † 1888, russischer und österreich. General

[Ludwig III. und Carl, † 1877]

Maria, * 1824, † 1880, gen. Maria Alexandrowna 1841

Zar Alexander II. von Rußland, † 1881

Ludwig, * 1854, britischer Kapitän zur See

Alexander, * 1857, 1879 bis 1886 Fürst von Bulgarien, seit 1889 „Graf von Hartenau", † 1893

Franz Joseph, * 1861, Dr. phil. 1897 G. Anna von Montenegro

Alexander III. Zar 1881—94

russische Provinz zu verwandeln. Um allen Anschlägen ein Ende zu machen, forderte Alexander von dem neuen russischen Vermittler A. S. Jonin Anfang September vergeblich den Abgang der beiden Generale. Wie ein nicht einwandfreies Gerücht will, soll Jonin damals folgendes Ultimatum überreicht haben: 1) Alexander entsagt der im Jahre 1881 verlangten außerordentlichen Gewalt; 2) ist die Nationalversammlung zur Abänderung der Konstitution einzuberufen; 3) überläßt der Fürst die Regierung an Sobolev und Kaulbars; 4) im Weigerungsfalle habe Sobolev das Recht, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden. Angesichts der drohenden Gefahren vereinigten sich am 18. September die Parteien und erklärten die alte Konstitution von Trnowo für wiederhergestellt; am nächsten Tage wurden die Generale durch ein Ministerium des Liberalen Dragan Cankov ersetzt. Ein wegen gegenseitiger Rückberufung von Offizieren entstandner Zwist mit Rußland wurde im November durch eine neue Vereinbarung vorläufig beseitigt. Am 17. Dezember wurden von der Kammer die von Alexander gewünschten Abänderungen auf dem Papiere genehmigt.

Da erhoben sich am 18. September 1885 die in Ostrumelien wohnenden Bulgaren, um sich mit dem Fürstentume Bulgarien zu vereinigen; seit August 1878 hatten die anläßlich des hundertjährigen Geburtstags des deutschen Turnvaters Fr. L. Jahn dort ins Leben gerufnen „gymnastischen Gesellschaften" u. s. w. unaufhörlich daran gearbeitet, die vom Berliner Kongresse wiederholte Abhängigkeit von der Pforte durch eine Union mit Bulgarien abzulösen. Alexander brach sofort nach Philippopel auf und sprach dort am 21. September die Vereinigung der beiden Länder aus (s. auch das Kärtchen rechts unten auf der Doppelkarte bei S. 163). Milan, König von Serbien, erklärte deswegen am 14. November den Bulgaren den Krieg; nach der Niederlage der Serben bei Slivnica (17.—19. November) und bei Pirot (26. und 27. November) führte dies am 3. März zum Frieden zu Bukarest, wodurch der frühere Zustand hergestellt wurde. Und durch das Konstantinopler Protokoll vom 5. April ward Fürst Alexander als Generalgouverneur von Ostrumelien anerkannt.

Trotzdem wurde Alexander von unzufriednen Offizieren am 20. August 1886 nachts in seinem Schlafgemach überfallen und heimlich über die Grenze geschafft. Doch schon nach zehn Tagen hatte eine Gegenbewegung gesiegt. Telegramme von Stefan Stambulov und dem Oberstleutnant Mutkurov riefen den Vertriebnen aus Lemberg zurück. Aber Alexander beging die Unvorsichtigkeit, in einem Telegramm an den Zaren alles Weitere von seiner Gnade abhängig machen zu wollen. Als diese schroff versagt ward, dankte der Fürst am 7. September endgiltig ab.

Stambulov, Mutkurov und G. Zivkov standen nun an der Spitze der Regentschaft, bis die Nationalversammlung am 10. November 1886 den Prinzen Waldemar von Dänemark und, als dieser ablehnte, am 7. Juli 1887 den 26jährigen, römisch-katholischen Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg (-Kohary) zum Fürsten wählte. Dieser ließ die Leitung des Ministeriums lange Zeit in den Händen Stambulovs, des „bulgarischen Bismarcks", bis die russenfreundliche Partei am 30. März 1894 abermals die Oberhand gewann. Stambulov, der große Kämpfer für nationale Unabhängigkeit, fiel am 15. Juli 1895 durch Mörderhand. Seitdem hat die Aussöhnung mit Rußland (1895/96 und 1901/02) weitere Schritte vorwärts gethan. Die innere Politik steht teilweise unter dem Einfluß ungünstiger Finanzen und der andauernden Beunruhigung durch die makedonische Frage (S. 194), die trotz der zwischen Rußland und Österreich Anfang Oktober 1903 vereinbarten Mürzsteger Punktation noch immer ungelöst ist.

3. Die Rumänen.

A. Die Herkunft der Rumänen.

Eine wahre Flut verschiedner Meinungen hat sich in wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Kreisen über die Abstammung der Rumänen bis auf die neueste Zeit immer wieder von neuem erzeugt, des Volks, das in kleinern Gruppen in den Balkanländern, Ungarn und Siebenbürgen, in zusammenhängender Masse aber im heutigen Königreich Rumänien seine Sitze hat. Von den Slawen wird es (wie alle Romanen zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere) Wlach, Walach (vlach, Mehrzahl vlasi) genannt, was dem germanischen Worte „walh" (wälsch) genau entspricht; die rumänischen Hirten der Dinarischen Gebirge unterschied man von den italienischen Städtern Dalmatiens als „schwarze" Wlachen (Moroblachi, Morlacchi; vgl. auch S. 357). Gleich dem Italienischen, Spanischen und Französischen ist das Rumänische eine Tochter der lateinischen Volkssprache, wie sie von den romanisierten Unterthanen Roms im 1. bis 6. nachchristlichen Jahrhundert an der untern Donau, im alten Dakien (Siebenbürgen), gesprochen worden ist. Daher die Benennung „Dako-romanisch" (Dako-rumänisch) zum Unterschiede von den andern romanischen Sprachen. Für die Zeit der Kolonisierung Dakiens durch die Römer bieten das beste Anschauungsmittel die doch wohl den Dakischen Krieg darstellenden Reliefs der Trajanssäule, gut von W. Froehner und Gust. Arosa (1872/74), mustergültig von Konr. Cichorius (seit 1896) wiedergegeben.

Daß im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. aus den Apenninen, aus päpstlichem Gebiet, aus der Romagna bei Ravenna (einst Romania genannt) Viehzucht treibende Leute zur Zeit der langobardisch-byzantinischen Wirren über Friaul nach Illyricum, dem heutigen Bosnien und Nordalbanien, gewandert und so Romanen auf den Balkan gekommen seien, wo sich in slawischen Gebieten der Dialekt dieser Hirten verbreitete und durch Vermischung eine neugefärbte romanische Sprache entstand', das ist aus den Quellen keineswegs zu erweisen und wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Richtig ist nur, daß, abgesehen von phonetischen Einflüssen des Slawischen und des Albanesischen, die rumänische Sprache gleich der albanesischen den Artikel ans Wortende setzt, die zukünftige Zeit durch Umschreibung bildet, aus dem Slawischen ihre Bildung der Zahlwörter geschöpft und beiden Sprachen zahlreiche Kulturwörter entlehnt hat. H. Tiktin schätzt das ziffermäßige Verhältnis der Beteiligung des Slawischen, des Volkslateins, des Türkischen, des Griechischen, des Magyarischen und des Albanesischen am Wortschatze des Schriftrumänischen annähernd auf 76 : 52 : 14 : 13 : 10 : 1. Den Vorgang hat man sich also ungefähr so vorzustellen, daß die dünne einheimische Bevölkerung dakisch-thrakischen Ursprungs zunächst mit zahlreichen römischen Soldaten und Kolonisten verschmolz, deren Volkslatein sich zwar bald eigentümlich gewandelt, seinen romanischen Grundcharakter aber trotz allem nie verloren hat. Am besten findet man diese linde Wandlung dargestellt von N. Jorga im 1. Bande seiner „Geschichte des rumänischen Volkes" (Gotha 1905). Im Jahre 679 (teilweise schon ein Jahrhundert früher; vgl. S. 320) wanderten dann finnisch-ugrische Bulgaren ein, die während dreier Jahrhunderte ihr „Turanisch" (vgl. S. 368) bewahrten, ehe sie im Völkergemische der Balkanhalbinsel aufgingen; während jener Zeit haben sie außer dem Albanesischen, Mittelgriechischen u. s. w. natürlich auch das Altrumänische entsprechend beeinflußt. Nebenher läuft und hinterher folgt die sehr starke und nachhaltige Einwirkung des Slawischen (S. 271). Danach erst stieß, wenn wir Moses Gaster glauben dürfen, das so veränderte

Rumäniſch mit dem inzwiſchen ebenfalls turaniſch und ſlawiſch durchtränkten Albaneſiſchen zuſammen (deſſen thrakiſche Herkunft auf S. 219 verſtändlich gemacht worden iſt). Noch jüngern Datums ſind ſchließlich die Veränderungen, die das Rumäniſche dem Ungariſchen, dem Türkiſchen und dem Neugriechiſchen zu verdanken hat.

Neben dieſer von etwa 8 Millionen Menſchen in der Moldau und Walachei, in Beſſarabien, in Siebenbürgen und dem Banat, einem Teile der Bukowina und Ungarns geſprochnen und allein eine Litteratur aufweiſenden Hauptmundart der rumäniſchen Sprache gibt es noch zwei Nebendialekte: das ſüdliche oder Makedo-Rumäniſche der (angeblich 1 Million Köpfe betragenden) Kutzowalachen (Kucovlasi = hinkende Wlachen) oder Zinzaren in Makedonien, Albanien, Theſſalien und Epirus und das halbſlawiſierte Iſtro-Rumäniſche, das von knapp 3000 Menſchen in der Nähe der Oſtküſte Iſtriens und im Innern des Karſtgebirgs nur noch neben dem dort herrſchenden Kroatiſchen geſprochen wird.

Nach der maſſenhaften Verpflanzung römiſcher Anſiedler durch Trajan (Bd. IV, S. 482) hat das vormalige Dakerland viele Jahrzehnte im Weſentlichen das Schickſal eines Randgebiets des Römiſchen Reichs, eines Außenpoſtens oder Vorlands durchgemacht: mit dem fortſchreitenden Verfalle wuchs der Grad barbariſcher Beunruhigung, die nur gelegentlich und auf kurze Friſt — ſo durch Kaiſer Maximin (235—238) — einem Gefühle der Sicherheit wich. Schon Aurelian, der „Wiederherſteller des Reichs“ (270—275), mußte, den Goten das jenſeitige Donauufer überlaſſend und die dortigen Koloniſten herüberholend, ſüdlich von dem Strom ein neues Dakien ſchaffen. Seitdem waren die Landſchaften nördlich von der untern Donau fortgeſetzt das Ziel von Einfällen ſüdweſtwärts drängender Barbarenhorden. Auf die Hunnen und Gepiden (um 450) folgten ein Jahrhundert ſpäter die Awaren (um 555) und die Slawen (voran die Anten; vgl. S. 323) in verſchiednen Anläufen und Vorſtößen. Dann (679) kamen die Bulgaren (Chazaren und Altziagiren; S. 323) und, nach weitern anderthalb bis zwei Jahrhunderten, von etwa 840—860 die Magyaren (S. 321), zum Teile mindeſtens durchzugsweiſe. Was ſich an römiſcher Kolonialkultur noch in jene rauhen Zeiten gerettet hatte, geriet danach durch wiederholte Raubzüge der Petſchenegen (gegen 900; S. 84 und 331) und der Kumanen oder Uzen (um 1050; S. 91 und 332) in die äußerſte Bedrängnis. Daß es für ſo unruhige Verhältniſſe keine einwandfrei beglaubigte Zeitrechnung nach Jahren und Einzelereigniſſen gibt, wird einleuchten. Nur in rohſten Umriſſen läßt ſich feſtſtellen, daß innerhalb der mannigfachen Barbareneinfälle doch inſofern ein auffallender Unterſchied beſteht, als ſich von germaniſchen (weſtgotiſch-gepidiſchen) Beeinfluſſungen ſchwerlich irgendwie greifbare Reſte beobachten laſſen, während ſlawiſches und uralaltaiſches (nordmongoliſches) Blut wenigſtens der in den Ebenen (Beſſarabien, Dobrudža und Walachei) verbliebnen dakorömiſchen Bevölkerung eingeimpft worden iſt. Unvermiſchtes Dakorömertum mag ſich trümmerhaft in den unzugänglichen Waldgebirgen der nordweſtlichen Moldau und Siebenbürgens ſowie im aurelianiſchen Dakien erhalten und, nach eingetretner Ruhe aus ſeinen Hochſitzen herunterſteigend oder nordwärts die Donau überſchreitend, von neuem einen bemerkenswerten Einſchlag in das bunte Gewebe des nunmehrigen „rumäniſchen“ Volks abgegeben haben. Erwähnenswert iſt die Gewohnheit der Hirtenbevölkerung der Karpathen, ihre Schafe in der Walachei oder der Moldau überwintern zu laſſen; ebenſo ſchicken die theſſaliſchen Wlachen des Sommers ihre Herden in die bulgariſchen Berge („das wandernde Siebenbürgen“ genannt von Joh. Hintz, „la transhumance“ von Em. de Martonne). Trotz dieſes regelmäßigen Ortswechſels darf Siebenbürgen nach wie vor als die eigentliche Wiege des rumäniſchen Stammes gelten.

Während des 10. und 11. Jahrhunderts bemerkt man, wie sich in Dakien kleinere Herrschaften (Banate) bilden, von denen diejenigen, welche sich von Siebenbürgen aus zu weit ins Theißtiefland gewagt hatten, der magyarischen Botmäßigkeit verfallen. Dagegen vermochten sich die östlich und südlich ans Karpathengebirge angelehnten Herzogtümer selbst gegen Petschenegen, Kumanen und Mongolen zu halten. Von den Karpathen aus hat dann um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Neuschöpfung der beiden Reiche Walachei und Moldau stattgefunden, die, lange voneinander unabhängig, ihre eigne Geschichte gehabt haben.

B. Die Walachei.

a) Das Haus Basarab (bis 1654).

Im angehenden 13. Jahrhundert war die Walachei noch im Besitze der ungarischen Könige aus Árpáds Hause. Béla IV. schenkte das Land 1247 dem Johanniterorden, mit Ausnahme der halbkumanischen „terra“ des „Olacus“ Seneslaw, damals Woiwoden der „Großen Walachei“ östlich vom Oltflusse (Aluta, Alt), und des „keneziatus“ (Gerichtsbezirks) des verhältnismäßig selbständigen Woiwoden Litovoi (Litovoy, fälschlich: Litean oder Lythen). Als der unmündige Ladislaus IV. der Kumane 1272 den ungarischen Thron bestieg, versuchten Litovoi und seine Brüder die lästige Verpflichtung jährlicher Gefälle abzuschütteln; doch Litovoi fiel (um 1275), und sein Bruder Barbat mußte hohes Lösegeld entrichten. Bald danach begründete Basarab (Bassaraba), ein Sohn Tyhomirs (Tugomirs oder — christlich — Iwankos; um 1290) und ein Enkel des eben erwähnten Seneslaw, westlich vom Olt das Fürstentum „Transalpina“ (Ungrowlachien oder Kleine Walachei*; moldauisch: Muntenia) mit Argeş als Residenz. Seine „Großwoiwodschaft“ ist — im Gegensatze zu der wesentlich durch Einwanderung aus der Fremde hervorgegangnen Moldau — eine Schöpfung von innen heraus. Zwar erfuhr seine Macht durch die Niederlage des ihm verbündeten Michael von Trnowo bei Velbuźd (1330; S. 339) eine beträchtliche Minderung. Aber der Versuch des ungarischen Anjou, Karl I. Roberts, die halbvergeßne Huldigung von neuem zu erzwingen, schlug in der karpathischen Gebirgswildnis gänzlich fehl: Basarab (gest. um 1340) blieb Herr des „ganzen rumänischen Lands“, das freilich erst den Keim eines Staatswesens in üblichem Sinne darstellt. Dennoch sollte diese „Kleine“ Walachei, deren Eigengeschichte damals vielversprechend anhebt, bald die „Große“ überflügeln und in den Hintergrund rücken.

Basarabs Sohn (Nicolaus) Alexander ordnete 1344 freihändig zu Kronstadt mit König Ludwig I. dem Großen (1342—82) die Befugnisse seines Woiwodentums; im eignen Lande hatte er allerdings viel mit Unzufriednen zu thun. In seine Zeit fällt die Begründung eines neuen Fürstentums in der Moldau (rund um Baia) durch Bogdan (vgl. S. 356); die nachbarlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel legten es Alexander nahe, den aufstrebenden Wettbewerber ruhig gewähren zu lassen. 1359 kam der byzantinische Metropolit Hyakinthos von Vičina an den Donaumündungen als Exarch nach Ungrowlachien. Von seiner ersten Gemahlin, wohl einer Serbin oder Bosnierin, hatte Alexander Basarab einen Sohn Vlad (Wladislaw, Vlaico, Layko); danach, um 1350, heiratete er eine römische Katholikin, die Ungarin Klara,

* Zu beachten ist, daß auch die staatlich jüngere Moldau — im Gegensatze zur Walachei überhaupt oder zum „rumänischen Lande“ schlechthin — gelegentlich die „Kleine“ Walachei genannt wird, bis sie unter Alexander dem Guten den ältern Nachbarstaat überflügelt hatte; danach heißt sie unter Stephan d. Gr. zuweilen Bogdanien.

und starb am 16. November 1364. Layko (gest. 1377 oder 1382/85) wußte sich gegen König Ludwig gut zu behaupten; schon 1369 nennt er sich urkundlich: „Ladislaus von Gottes und des ungarischen Königs Gnaden Woiwode der Walachei, Banus von Syrmien und Herzog von Fogaras" (Fogaras in Siebenbürgen ist auch später von den ungarischen Königen den Woiwoden der Walachei zum Lehn gegeben worden, da es in den Zeiten der bereits mit 1367 und 1385 einsetzenden Türkennot als feste Zufluchtsstätte galt). Unter Layko ward Argeş 1369 römischer Bischofssitz, ohne daß jedoch seitens des Woiwoden der vom Papste gewünschte Übertritt erfolgt wäre. Dagegen zeigt sich die Hinneigung zum Griechentume deutlich in der Vermählung Radu(l)s, des Thronfolgers, mit Kallinikia, deren Einfluß sicherlich das Aufkommen von geistlichen Schenkungen größern Umfangs mit verschuldet hat.

Beider Söhne sind die feindlichen Brüder Dan (Herrscher noch im Oktober 1385; gestorben 1393) und Mircea der Alte oder Große (Mirče, Myrtscha; 1386—1418). 1390 ging Mircea mit dem polnischen Könige Wladislaw Jag(i)ello II. ein Abkommen ein, das er 1411 erneuerte. Um 1391 entriß er den Bulgaren die Dobrudža und die Stadt Silistria. Aber 1389 bei Kossowo (S. 289f.) mit geschlagen, wurde er 1391 und 1394 halber Vasall der Osmanen. Um nun sein Land vor diesem bedrohlichen Vordringen der Türken zu sichern, kam Mircea 1395 nach Siebenbürgen und schloß am 7. März zu Kronstadt mit König Siegmund ein Schutz- und Trutzbündnis, demzufolge er mit dem Christenheer an der unglücklichen Schlacht bei Nikopoli (28. September 1396) teilnahm; unterm 3. April 1904 hat König Carol I. in seinem der rumänischen Akademie gehaltnen Vortrage „Nikopolis" jene denkwürdige Verbindung zwischen Deutsch- und Rumänentum schwungvoll gefeiert. Mircea aber mußte nun die türkische Oberhoheit von neuem anerkennen, das rechte Donauufer den Osmanen gänzlich überlassen und dem Emir jährlich angeblich 3000 rote Bane oder 300 türkische Silberthaler Tribut zahlen (der Trotz Mirceas, drei Jahre lang die Gelder zu verweigern, ward 1417 endgiltig gebrochen). Dafür sicherte 1411 die Pforte dem Land unter selbstgewählten Woiwoden freie Verwaltung zu. Diesen Vertrag, der bis ins 19. Jahrhundert die Grundlage des Verhältnisses der Walachei zur Türkei bilden sollte, hat 1460 der Woiwode Vlad IV. mit Mohammed II. erneuert. So die landläufige Darstellung. Nach N. Jorga — dem man freilich eine gewisse (fast sämtlichen südosteuropäischen Geschichtschreibern eigne) nationale Empfindlichkeit (namentlich zu gunsten der Moldau) nicht absprechen kann — sieht die Sache wesentlich anders aus. In den Thronwirren, die nach Bayezids I. Tode 1403 ausgebrochen waren (vgl. S. 131), nahm Mircea für Musa Partei und hatte insofern Glück dabei, als letzterer im Februar 1411 anerkannter Herrscher des Osmanenreichs ward und den treuen Helfer natürlich durch Gunstbezeugung belohnte. Deshalb mag allerdings der Vertrag von 1411 mehr ein Freundschaftsbündnis genannt werden. Doch dieses angenehme Verhältnis zwischen Walachei und Pforte hatte keinen Bestand. 1413 fiel Musa gegen seinen Bruder Mohammed. Dieser ließ auch den von Mircea begünstigten falschen Mustafa schlechterdings nicht aufkommen; vielmehr bestrafte er den Rumänen 1417 mit einer Unterjochung, die selbst Jorga nicht umhin kann „vollständig" zu nennen. Recht mag dieser allerdings haben, wenn er den zwischen Bayesid und Mircea angeblich abgeschloßnen Tributvertrag ebenso eine Fälschung nennt, wie den zwischen Mohammed II. und Radu dem Schönen (S. 352); Sicheres wissen wir über die Höhe der Zahlung erst seit 1532.

Nachdem Mircea schon seit 1413 seinen Sohn Mihail als Mitregenten angenommen hatte (ein leidlich erhaltnes, byzantinisch anmutendes Wandgemälde im Kloster Cozia stellt beide Fürsten vereint dar), starb der Vater am 31. Januar 1418. Ihm folgte Mihail bereits 1420

im Tode nach, seinem gegnerischen Bruder, dem Osmanen-Schützling Dan, Platz machend. Dieser verschwindet 1430 von der Bildfläche. Ein von der Moldau und der Türkei unterstützter Bojare Aldea, genannt „Alexander", wurde nach vierjährigem Kampfe (1432—36) durch Vlad, einen am Hofe Kaiser Siegmunds erzognen echten Sohn Mirceas, beseitigt.

Eine Zeit der höchsten Not und Armut brach unter der Regierung dieses übermütigen Woiwoden **Vlad II., Drakul** (Teufel) genannt, über das Land. 1432 aus seiner Hauptstadt Tirgoviște vertrieben, während türkische Truppen das Burzenland und die Gebiete der Székler verwüsteten, und 1436 sogar in die Hände der Osmanen geraten, wußte er sich schließlich dennoch allein zu behaupten. Im Jahre 1438 führte er Murads Heer nach Siebenbürgen und nannte sich Herzog von Fogaras und Amlas. Nach der Schlacht bei Szent-Endre (1442) aber zog der Führer des ungarischen Heers, der siebenbürgische Rumäne Johann Hunyadi, in die Walachei und zwang den Türkenvasallen Vlad Drakul zur Unterwerfung; schon 1443 leistete ihm dieser nach Serbien Gefolgschaft. Doch nicht lange dauerte dies Verhältnis. Zwar, daß er nach der unglücklichen Schlacht bei Varna (Warna; 10. November 1444) den flüchtigen Hunyadi gefangen genommen habe, ist (nach Jorga) durch nichts erwiesen. Immerhin war Ungarns Macht so geschwächt, daß Vlad 1446 von neuem mit der Pforte Frieden schloß. Deshalb brach der ungarische Heerführer Ende 1446 in die Walachei ein und verlieh die Woiwodenwürde einem Wladislaw, der sich Dan IV. nannte; bei Pegoviște geschlagen, geriet Vlad Drakul in Gefangenschaft und ward samt seinem Sohne Mircea zu Tirgșor hingerichtet. Lange dauerte nun der **Kampf um die Fürstenwürde zwischen den Familien Dan und Drakul***. Teils mit ungarischer, teils mit türkischer Hilfe folgten rasch aufeinander die Woiwoden. Dan IV. half zwar mit 8000 Mann dem Hunyadi Mitte Oktober 1448 in der Schlacht auf dem Amselfelde (S. 134), wurde aber für seine persönliche Gleichgiltigkeit von ihm mit Entziehung der jenseit der Karpathen gelegnen Lehen bestraft.

Von 1455 (oder 1456) bis 1462 regierte Drakuls zweiter Sohn **Vlad IV.**, den sein Beiname **Țepeș** (Tzepesch oder Cepelus; der Pfählende oder Spießende) hinlänglich charakterisiert (s. sein Bildnis auf der Tafel bei S. 353, links oben). Gleich nach Johann Hunyadis Tode (1456) und dem von Ladislaus Posthumus (1457) brach er unerwartet in Siebenbürgen ein, zündete Kronstadt an und ließ alle Gefangnen auf Pfähle spießen. Um sich den Rücken

---

* Radu(I), Woiwode der Walachei um 1380
G. Griechin Kallinikia

Dan, Woiwode noch 1385, † 1393 — **Mircea der Alte oder der Große**, Woiwode der Walachei 1386, † 31. Januar 1418

Mihail, Mitregent seit 1413, † 1420 — **Dan**, Woiwode 1420—30 — (Aldea-Alexander, † 1436) — **Vlad II. Dracul**, 1432—46, G. Tochter Ilies v. d. Moldau (S. 358)

Wladislaw-Dan (IV.), Woiwode 1446—55 — Dan, Prätendent, † 1460 — Laiot, gen. Basarab senior, Woiwode 1473/74 und Ende 1474—76 — Mircea, † 1446 — Vlad IV. Țepeș, Woiwode 1455 bis 1462 u. Ende 1476 — Radu der Schöne, Woiwode 1462—73

Basarab junior, gen. Țepeluș, Woiwode Herbst 1474 und 1477—81, G. Neaga, Schwester der Bojaren am Olt und der Bane von Craiova

(Mihnea der Böse, Prätendent 1508—10)

Danciul, Prätendent 1508, † 1510 — Basarab III. Neagoe, Woiwode 1512 bis September 1521, G. Serbin, Nichte des Metropoliten Maxim

Teodosie, 1521—23

zu sichern, schloß er 1460 mit der Pforte ein Bündnis (S. 350). Doch 1461 überfiel er aus reiner Beute- und Blutgier Bulgarien und ließ an 20,000 Menschen pfählen. Um diese Unbill zu rächen, zogen die Türken mit Stephan dem Großen von der Moldau (S. 359) im Frühjahr 1462 gegen ihn und vertrieben ihn nach Siebenbürgen. Der Alibeg des Osmanenemirs Mohammed II. setzte im Herbst 1462 Vlads Bruder Radu(l) den Schönen gegen einen Jahrestribut von 12,000 Dukaten ein (s. das Kärtchen rechts oben auf der Doppelkarte bei S. 163); dieser erkannte auch die Oberhoheit des ungarischen Königs Matthias an, der den doppelzüngigen Vlad und den gleichfalls vertriebnen Woiwoden der Moldau, Peter (V.) Aaron (S. 358), in Ofen gefangen hielt. Radu wurde im Herbst 1473 durch seinen moldauischen Nachbarn Stephan den Großen zum zweitenmal und endgiltig verjagt; in den darauffolgenden Wirren büßte er bald sein Leben ein. Sein Nachfolger Laiot, genannt Basarab der Ältere, verlor jedoch schon 1474 wegen zu enger Türkenfreundschaft die Gunst Stephans; moldauische und siebenbürgische Truppen vertrieben auch ihn (20. Oktober 1474). Dasselbe passierte ihm Ende 1476 nochmals. Und nun nahm mit Ungarns Hilfe Vlad Țepeș zum zweitenmal auf dem Woiwodenthrone Platz. Nach seinem schnellen Tod und einem zweijährigen Familienkampfe zwischen den beiden Basarab behauptete sich von 1477 an mit immer wachsender Festigkeit der jüngere Basarab, genannt Țepeluș (der kleine Pfähler), bis 1481. Ihm folgte als Herr über Ungrowlachien ein ehemaliger Mönch als Vlad V. (1481—96), im Gegensatze zu dem freiheitsfreudigen Stephan dem Großen ein unbedeutender Vasall der Pforte. Vertragsweise wurde 1482 der Fluß Milkov als Grenze zwischen den beiden Fürstentümern Moldau und Walachei festgesetzt. Vlads Sohn und Nachfolger Radu(l IV. oder) V. (1496—1508*), in mancher Beziehung mit Recht der „Große" genannt, suchte durch Reformen im Verwaltungs- und Kirchenwesen (gegen Übergriffe des Konstantinopler Patriarchen Nifon) die allgemeine Not zu lindern. Aber obwohl er 1504 persönlich in Konstantinopel gehuldigt hatte, nahmen ihm die Türken 1507 doch die Donauzölle weg. Michael (Mihnea), einen angeblichen Sohn des Vlad Țepeș, der nur zwei Jahre lang regierte (1508—10), zwangen Parteikämpfe zur Abdankung. Der Führer seiner Gegenpartei, Vlăduț oder Vladiče (kleiner Vlad; 1510—12), erkannte die Oberhoheit Ungarns

* Vlad V. der Mönch, 1481—96
|
Radu V. der Große, Woiwode 1496—1508

Radu von Afumați, Woiwode 1525 bis Januar 1529 — Peter, als Mönch gen. Paisie, als Woiwode Radu Călugărul 1535 bis März 1545

Marco — Mircea Ciobanul, Woiwode 1545—52, 1553/54 und 1558/59 G. Chiajna von der Moldau (S. 358) — Petrașcu, 1554—57 G. Griechin Theodora

Maria, 1560 von Jakobos Basilikos († 1563; S. 361) erbeten; 1566 G. Michael Kantakuzenos genannt Schaitanoglu († 1578)

Peter der Lahme, Woiwode 1559—68 † 1591 1. G. Cherepovich (siebenbürg. Ungarin) 2. G. Maria Amirali von Rhodos

Alexander Mircea G. Ekaterina Salvaresso | Mihnea, um 1580; G. walachische Bojarin

Miloš, Geisel in Konstantinopel

Peter Cercel | Marco Cercel G. Griechin aus Konstantinopel

Michael der Tapfere, Woiwode 1593–1601 G. Stanca

Tochter G. Bartolommeo Minetti — Radu Mihnea, Woiwode der Walachei 1609 und der Moldau seit 1616; G. Griechin Argyra

Tochter G. Miron Barnowski (1633 zu Konstantinopel hingerichtet)

Tochter G. Moise Movilă

Alexander Coconul 1625 G. Roxandra Skarlati aus Konstantinopel

(Mihnea III., Woiwode 1658/59)

Erklärung der umstehenden Bildnisse von Fürsten der Walachei und der Moldau.

Rechts oben: 1. **Vlad Tepeş** (Tzepesch), Fürst der Walachei (1455—62; 1483—96).

(Nach einer von der K. Rumänischen Akademie zur Verfügung gestellten Photographie des im Schloß Ambras in Tirol befindlichen Originalgemäldes.)

Links oben: 2. **Michael der Tapfere**, Fürst der Walachei (1593—1601). Die glorreichen Thaten dieses rumänischen Fürsten, besonders seine tapfern Kämpfe gegen Sinan Pascha bei Tîrgovişte, Bukarest und Giurgevo in der Walachei, haben ihrer Zeit einen mächtigen Widerhall in der ganzen christlichen Welt erweckt.

(Nach G. J. Jonescu-Gion, Istoria Bucurescilor [Geschichte der Stadt Bukarest]; Bukarest 1899.)

Links unten: 3. **Mateiu** (Matthias) **Basarab**, Fürst der Walachei (1633—54).

(Nach der Wiedergabe eines Originalgemäldes Abrahams van Westerveldt, in Hurmuzaki, Documente privitóre la Istoria Românilor [Dokumente zur Geschichte der Rumänen].)

Rechts unten: 4. **Vasile** (Basilius) **Lupu**, Fürst der Moldau (1634—53).

(Nach der Wiedergabe eines Kupferstichs des Venezianers Marco Boschini, in dem eben genannten Werke von Hurmuzaki.)

Fürsten der Walachei und der Moldau.

an, wurde aber von unzufriednen, mit Mohammed von Nikopolis verbündeten Bojaren besiegt und am 25. Januar 1512 enthauptet. Der mütterlicherseits einem oltenischen Bojarenhaus entstammende Basarab III. Neagoe (1512—21), der nun den Woiwodenstuhl einnahm, war ein friedliebender Regent, der besonders Kirchen und Klöster freigebig unterstützte; von ihm wurde 1517 die schöne, 1886 unter König Carol wiederhergestellte Kirche von Curtea-de Argeş (Bd. VIII, S. 537) geweiht. Seine Nachfolger (Radu de la Afumaţi, Mircea Ciobanul u. a.; s. den Stammbaum auf S. 352) waren seit 1525 oder 1530 blinde Werkzeuge der Türken, befehdeten sich meist gegenseitig und fielen fast alle durch Mörderhand; selbst Jorgas sonst so eingehende Darstellung verzichtet darauf, in diesen Wirrwarr eine feste chronologische oder genealogische Ordnung bringen zu wollen. Das nationale Bewußtsein schien dem Volke gänzlich entschwunden zu sein; die Vornehmen redeten slawisch, teilweise auch griechisch, und suchten sich im Vereine mit türkischen Großen zu bereichern.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erlangte die Woiwodenwürde der Walachei Michael II. der Tapfere (Mihaï Viteazul; 1593—1601), ein hervorragender Kriegsmann und schlauer Politiker (s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Fürsten der Walachei und der Moldau", rechts oben); 1599—1601 hielt er auch Siebenbürgen und die Moldau besetzt. Ein Sohn des Woiwoden Petrascü (1554—57), betrieb er in seiner Jugend einen ausgedehnten Großhandel. Durch seine Gattin Stanca mit den mächtigsten Familien in verwandtschaftlicher Verbindung, an denen er dem vor ihm regierenden Woiwoden Alexander Mircea gegenüber eine starke Stütze hatte, gewann er nach einem mißlungnen Aufstande hauptsächlich mit Hilfe des Andronikos Kantakuzenos im September 1593 endlich doch den Thron. Am 5. November 1594 schloß Michael mit Sigismund Báthori und Aaron von der Moldau ein Bündnis und ließ daraufhin schon am 13. November 1594 die Osmanen in Jassy und Bukarest erwürgen. Danach schlug er in einem glänzenden Winterfeldzuge mehrfach türkische und tatarische Heere (Sinan Pascha) und brachte am 23. August 1595 Sinan selbst bei Kălugăreni eine beträchtliche Schlappe bei. Die ruhmreichen Thaten dieses braven Wlachen haben seinerzeit im ganzen christlichen Europa einen mächtigen Widerhall bewirkt. Am 20. Mai 1595, also vor Sinans Einfall, hatte er, wohl überlistet, dem Sigismund Báthori den Vasalleneid geschworen; darüber aufgeklärt und nun von den Türken befreit, verband er sich am 9. Juni 1598 mit Kaiser Rudolf II. gegen den siebenbürgischen Fürsten, der im Frühling 1599 abdankte. Als aber dessen Vetter, der Kardinal Andreas, den Fürstenstuhl bestieg, brach Michael, von abenteuerlustigen Dnjepr-Kosaken wirksam unterstützt, in das Land ein (17. Oktober 1599), gewann die Székler für sich, belagerte Hermannstadt und siegte am 28. Oktober auf den Schellenberger Höhen; Andreas Báthori fiel auf der Flucht im Lande der Székler durch Mörderhand. Im Triumphzuge zog Michael, unterm 20. November zum kaiserlichen Statthalter ernannt, nach Weißenburg (später Karlsburg). Und schon am 7. Mai 1600 überschritt er die Grenze der Moldau. Der Woiwode Jeremias Mogila floh nach Polen. Da scheint der Tapfere den Plan gefaßt zu haben, sich auch die dortige Königskrone zu erwerben; wird er doch noch heute von den Walachen König Michael (oder auch Alexander) der Große genannt. Er rüstete sich schon zum Zuge nach Polen, als er nach Weißenburg zurückkehren mußte, um mit Dr. Pezzen, dem Gesandten des ungarischen Königs, wegen Siebenbürgens zu unterhandeln; am 1. Juli ließ er sich zum Fürsten der Walachei, der Moldau und, im Namen Habsburgs, auch von Siebenbürgen ausrufen.

Doch schon stürmten von allen Seiten Gefahren heran. Die Polen und die Türken drohten; Sigismund Báthori wollte in die Moldau einbrechen. In Siebenbürgen selbst herrschte infolge

der anhaltenden Kriegsunternehmungen Michaels so große Not, daß sich der Adel offen gegen ihn auflehnte und ihm die Heeresfolge versagte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mirißló (Mirislau; 18. September 1600) floh Michael und erlitt in der Heimat durch den Polen Jan Zamojski zwischen Buzău und Plojeşti eine Schlappe, ja konnte sich nicht einmal Simeon Movilă gegenüber behaupten, der ihn bei Argeş schlug. Unterdes wählten die siebenbürgischen Stände am 3. Februar 1601 den charakterlosen Sigismund Báthori zum dritten Male zum Fürsten. Der Woiwode Michael hatte sich inzwischen (25. Dezember 1600) nach Prag begeben und dem Hofe zu seiner eignen Rechtfertigung eine Denkschrift überreicht; er erhielt 80,000 Gulden und schloß sich mit seinen Truppen dem Heere des österreichischen Generals Georg Basta an, der, schon 1598 zur Besetzung Siebenbürgens abgesandt, gegen Andreas Báthori erfolgreich gekämpft und es nun mit Sigismund zu thun hatte. Am 3. August 1601 wurde der Fürst von Siebenbürgen in der Schlacht bei Nagy-Goroszló (Goroslau an der Samos) geschlagen, floh in die Moldau und erhielt dort einen Brief, worin ihm Michael versprach, er werde ihm auf den Thron verhelfen, wenn er ihm seine Gattin und seine Kinder ausliefere, die sich nach seinem Fall als Geiseln in Siebenbürgen befanden. Basta erhielt Kunde von diesem Doppelspiel und ließ, wohl im Sinne früher erhaltner Winke, den Woiwoden Michael am 19. August 1601 in T[h]orda ermorden.

Nach Michael dem Tapfern bekleideten ganz unbedeutende Leute die Woiwodenwürde. Matthias (Matei oder Mateiŭ) Basarab (1632 bis April 1654; s. sein Bildnis auf der Tafel bei S. 353, links unten) allein spielte eine hervorragende Rolle, indem er den osmanischen Thronkandidaten Radu, den Sohn des moldauischen Woiwoden Alexander Iliaş, bei Bukarest schlug, die Grenzen vor Übergriffen der Donautürken wachsam schützte und sich unter Zurückdrängung des übermächtig gewordnen Griechentums die Hebung und Förderung der allgemeinen Bildung seines Volks außerordentlich angelegen sein ließ. 1652 gründete er die erste Buchdruckerei, stiftete Schulen und Klöster, ließ nach slawischen (1640) und nach griechischen Vorbildern ein Gesetzbuch, die „Pravilă" (1652), zusammenstellen und Kirchenbücher ins Walachische übersetzen. Angeeifert hierzu hatte ihn das Vorgehen der siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen von Iktár (1613—29) und Georg I. Rákóczy (1631—48), der 1640 eine walachische Buchdruckerei errichten und zahlreiche Kirchenbücher (Katechismen, eine Evangelienerklärung, das Neue Testament, den Psalter) in walachischer Sprache herausgeben ließ, um unter den Walachen die Reformation zu verbreiten, die seit dem Hermannstädter Katechismus von 1544 und dem Alten Testamente von 1582 auch unter den Rumänen Südostungarns Anhänger gefunden hatte. Freilich hatte sein Streben wie das des Reformators der Siebenbürger Sachsen, des Johannes Honterus, keinen bleibenden Erfolg: weder Luthers noch Calvins Lehre fanden auf die Dauer Anklang beim walachischen Volke; die rumänische Schriftsprache aber und überhaupt das geistige Leben wurden dadurch sehr gefördert. Matthias Basarabs Vorgehen ahmten sein Zeitgenosse und Gegner: der Woiwode der Moldau, Vasile Lupu (S. 362), und einer seiner Nachfolger, Şerban II. Kantakuzen (1679 bis 8. November 1688), mit Erfolg nach. Schon 1643 hatte der moldauische Logofăt Eustratios die byzantinischen Gesetze ins Moldauische übertragen; 1688 wurde die von zwei Laien, den Brüdern Greceanu, rumänisch bearbeitete Bibel schön gedruckt. Neben geistlichen Werken, die zumeist aus dem Griechischen und dem Slawischen übersetzt wurden, entstanden nach und nach Chroniken, wie die des Mich. Moxa[lie], des Miron und Nicolae Costin, des „Romanisten" Grigore Ureche, ferner die der Danović, Neculcea, Axente. Unter dem Einflusse der Kirchenlitteratur erblühte auch eine geistliche

Lyrik, deren Hauptvertreter der Metropolit Dositeiu (Dositheos aus Jerusalem), Michael Halitius, der (durch Kantemir den Alten hingerichtete) Großlogofät Miron Costin und Theodor Corbea waren. Doch die Krone der damaligen rumänischen Gelehrsamkeit ist Dimitrie Kantemir (1673—1723), Philosoph und Dichter, Geograph und Geschichtschreiber in Einem, der Mittler zwischen morgen- und abendländischer Litteratur und Wissenschaft.

b) Der Ausgang der Unabhängigkeit (1654—1716), die Phanariotenherrschaft (1716—1822) und die letzten Jahrzehnte vor der Union (1822—1859).

Stiefmütterliche Zeitläufte brachten jene schönen Anläufe, die sich seit 1680 immer mehr auch der Moldau mitteilten, bald ins Stocken. Schon unter dem reichen Woiwoden Konstantin Brankovan (Brîncoveanu; 1688—1714), der sonst recht gut regierte, brachen wieder Stürme über das Land herein, das während der Kriege Österreichs, Polens, Rußlands mit den Türken in eine rechte Heerstraße verwandelt wurde. Brankovan verband sich 1698 und 1711, ziemlich locker übrigens, auf den Rat Jenächiță Vacarescus mit dem Zaren Peter dem Großen, wurde aber kurz vor Ostern 1714 zu Bukarest verhaftet und in Konstantinopel mit seinen vier Söhnen und seinem Ratgeber hingerichtet. Dasselbe Los traf auch seinen Nachfolger Stephan III. Kantakuzen (1714 bis Juni 1716).

Mit diesem ist der letzte Schimmer walachischer Unabhängigkeit erloschen: die freie Wolwodenwahl hörte auf, während die Herrschaft der von der Pforte ernannten Woiwoden begann, welche die Walachei in ähnlicher Weise wie oder fast noch schlimmer als die Moldau an den Rand des Untergangs brachte und eine Zeit gänzlichen Niedergangs auf wirtschaftlichem Gebiete heraufbeschwor; der Tribut betrug damals über 140,000 Thaler jährlich. Der erste dieser Fremden, zumeist reicher Griechen, war Nikolaus Maurokordato, vorher zweimal Fürst der Moldau (1716—30; vgl. unten, S. 363). Die Thronbesteigung dieses ersten griechischen Fürsten — er stammte übrigens für seine Person von der Insel Chios, also nicht aus dem Phanar — bildet einen bedeutungsvollen Einschnitt in der dakorumänischen Litteratur, deren erstes, ungefähr mit 1550 anhebendes Zeitalter damit seinen Abschluß findet.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts mischte sich (nach der Ausschaltung Österreichs, welches das 1718 gewonnene Oltland, die „kleine Walachei", 1739 wieder verloren hatte) Rußland immer mehr in die innern Angelegenheiten, was während des russisch-türkischen Kriegs 1770 zur Besetzung der Walachei durch die Russen führte. Durch den Frieden von Kütschük-Kainardje (Kuçuk-Kajnardsi, 1774; S. 167) kam die Walachei zwar wieder unter türkische Oberhoheit; aber der russische Einfluß behielt die Oberhand: 1781 willigte die Pforte in die Aufstellung eines die Hospodarregierung beaufsichtigenden russischen Generalkonsuls. Während des türkischen Kriegs (1788) wurde das Land von österreichischen Truppen überschwemmt, die auch die Hauptstadt Bukarest 1789—91 hielten. 1805/6 besetzte Rußland das Land und räumte es erst nach dem Frieden von Bukarest (1812), worin ihm Bessarabien zugesprochen wurde. Die griechischen Freiheitsbestrebungen, die bald darauf ihren Anfang nahmen, eiferten auch das Rumänenvolk zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft an. Der Aufstand aber wurde bald unterdrückt; Ypsilantis floh nach Ungarn, wo er verhaftet und in die Festung Munkács gesperrt wurde.

Der Sultan fühlte sich nun abermals bewogen, Eingeborne zu Woiwoden zu ernennen und verlieh gleich nach Unterdrückung des Aufstands (1822) die heißbegehrte Würde dem Gregor Ghika. Er war redlich bemüht, die mißliche Lage zu mildern und den Wohlstand zu heben. Aber schon 1828 brach wieder ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus. Nach

dem den „Erläuterungs- und Vollziehungsvertrag" von Akkerman (1826) krönenden Frieden von Adrianopel (1829) wurde die Oberhoheit des Sultans über die Walachei zwar wiederhergestellt: das Land erhielt — durch General Paul von Kisselew — sogar eine Art Verfassung (Réglément organique von 1832) und mehr Freiheit in der öffentlichen Verwaltung; ab der russische Einfluß hinderte jeden gedeihlichen Fortschritt. Anderseits drängt sich gebieterisch die Beobachtung auf, daß sich damals (um 1830) im dakorumänischen Schrifttume der Bruch mit dem Griechischen vollzieht, dessen Herrschaft ungefähr 1710 begonnen hatte. Westliche Einflüsse machen sich fortan geltend und werden immer mächtiger; das zeigt sich auch darin, daß das selbst im griechischen Zeitalter beibehaltne slawische Alphabet allmählich durch das lateinische ersetzt wird. Damit setzt der dritte Hauptabschnitt der rumänischen Litteratur ein.

Nach dem Abzuge der Russen (1834) wurde erst Gregor, dann Alexander Ghika durch Parteigehässigkeiten gestürzt und unter russischem Einflusse Georg Bibesco (1842) zum Woiwoden gewählt. Die Pariser Februarrevolution (1848) blieb auch auf die Walachei nicht ohne Einfluß. Bibesco floh in der Nacht zum 25. Juni nach Kronstadt, und eine provisorische Regierung ([H]eliade, zwei Golesku u. s. w.) übernahm die Leitung. Den Aufstand unterdrückten türkische Truppen im September; in der Vereinbarung zu Balta-Liman (1. Mai 1849) wurde die alte Ordnung wieder hergestellt und statt Bibescos am 16. Juni auf sieben Jahre Dmitrij Barbu Stirbej zum Woiwoden mit dem Rang eines Muschirs gewählt. Da brach im Jahre 1853 der Krimkrieg aus, und österreichische Truppen hielten, nach den Russen, die Walachei von 1854—57 besetzt. Der Friede zu Paris (1856) mit seinen Nachträgen ordnete endlich die Lage des Lands, das samt der Moldau unter türkische Oberhoheit und unter den Schutz aller Großmächte gestellt wurde. Anstatt eines Fürsten wurde (der 1842 abgesetzte Hospodar) Alexander Ghika zum Kaimakam (Gouverneur) gemacht; sein Streben ging dahin, die Moldau und Walachei zu einem einzigen Staatswesen zu vereinigen. Am 17. Februar 1859 übertrug die gesetzgebende Nationalversammlung dem Obersten Alexander Cuza (Cusa), der schon am 29. Januar in der Moldau zum Fürsten gewählt worden war, dieselbe Würde in der Walachei. So kam jene Personalunion zu stande, die 1862 zur Realunion wurde, als Moldau und Walachei zu einem Reich unter dem Namen Rumänien verschmolzen wurden.

C. Die Moldau.

Im Westen von den Karpathen, im Norden und Osten vom Pruth und von Rußland, im Südosten von der Donau und der Dobrudža, im Süden vom Sereth begrenzt, ist das Hügelland der Moldau zu Feldbau und Viehzucht besonders geeignet. Der Name — ţara Moldovei bedeutet das Land an der Moldova: die Rumänen flüchteten sich bei der Landnahme wie ihre slawischen Lehrmeister lediglich nach den Flüssen — taucht geschichtlich greifbar erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts auf. Schon 1335 hatte der Woiwode Bogdan, der Sohn des Micul, wegen seines Ungehorsams gegen König Karl I. Robert die Entsendung des ungarischen Reichsprimas heraufbeschworen; als nun 1342 der Anjou gestorben und sein erst 16jähriger Sohn Ludwig auf den Thron gelangt war, erneuerte Bogdan seinen Abfall. Obwohl ihm der jugendliche König die Woiwodenwürde daraufhin aberkannte, konnte sich der Abtrünnige, gestützt auf die Litauer des Halitschlands (s. das Kärtchen „Polen, Litauen und das westliche Rußland" auf den Doppelkarten zur Geschichte Polens u. s. w., weiter hinten) und auf die Bergrumänen, dennoch in der Marmaros behaupten; daran änderte auch die 1352 von neuem zugegebne Unterthanenschaft nicht viel. Denn kaum hatte sich die damals ständig gewordne

Unruhe in diesem südosteuropäischen Wetterwinkel etwas gelegt, schüttelte 1360 Bogdan, Basarabs Beispiel nachahmend, das ungarische Joch ganz ab, nicht ohne „wohlwollende Neutralität" von seiten Polens. Um 1365 war Bogdan unbestritten Herr der „terra moldavana".

Nach seinem Tode herrschte der älteste Sohn Latco (Latzko, Lezko) fast als polnischer Vasall; er duldete 1370 die Errichtung eines katholischen Bischofssitzes zu Sereth. Hierauf folgen Ereignisse, die trotz des Dunkels, das sie teilweise umgibt, deutlich einen litauisch-ruthenischen Grundzug des jungen Kleinstaats darthun. Als Umgangssprache hat noch im 15. Jahrhundert das Kleinrussische vorgeherrscht. Trotzdem hat die Moldau verhältnismäßig bald gerade dem Slawentum einen kräftigen Riegel vorgeschoben: ein Beruf, den Rumänien ja noch gegenwärtig ausübt. Zusammengenommen mit dem Einflusse der geographischen Lage gehören diese Dinge zu einer Kette von Thatsachen, die der Moldau von damals — wie heute dem rumänischen Königreich — eine Sonderstellung außerhalb der eigentlichen Balkanstaaten anweisen. Aus der Marmaroser Gegend waren nämlich mit dem Eroberer Bogdan sicherlich nicht wenige Litauer und Ruthenen nach dem Sereth gezogen (noch in den Urkunden Stephans des Großen, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, stößt man auf viele ruthenischen Namen); und dort trafen sie ostwärts auf andre Kleinrussen, die den Wlachen als Fremdling nur scheel ansahen. So holte man nach Latcos Tode 1374 ins Fürstentum Baia (Maurovlachia, Rhossovlachia oder Moldoblachia [vgl. S. 347] nannten die Griechen damals die Moldau) den litauischen Knez (Oberrichter) Jurij Koryatowicz (Georg Koriatovič); doch ist er bald verschwunden, wohl vergiftet. Ebenso kurz war die Usurpation eines gewissen Stephan (I.). Dessen Sohn Peter (angeblich 1379—89) leistete dem polnischen Könige Wladislaw II. Jag(i)ello 1387 in Lemberg den Eid der Treue; er eroberte Suczawa und machte es zur Residenz. Sein jüngster Bruder Roman, der ihm zunächst folgte (Mitregent war er mindestens seit 1386 gewesen), wurde 1393 auf Wladislaws Befehl nach Polen abgeführt und durch den ältern Bruder Stephan (III.) ersetzt. Dieser wurde vom ungarischen Könige Siegmund Ende 1394 tributpflichtig gemacht, erkannte jedoch schon unterm 6. Januar 1395 die polnische Oberhoheit von neuem feierlich an. Im Jahre 1400 hat dann Romans unehelicher Sohn Juga einen kurzen Herrschertraum zu Suczawa genossen.

a) Die Ruhmeszeit (1401—1504).

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts kam der erste namhafte Woiwode der Moldau an die Regierung, Romans andrer Sohn Alexander (vgl. den Stammbaum auf S. 358), den schon seine Zeit mit dem Beinamen „der Gute" beehrt hat. Während seiner langen Herrschaft (1401—32/3) ordnete er das Finanz-, Verwaltungs- und Heeresweſen, stellte aus den „Basiliken" Leons VI. (S. 82) ein Gesetzbuch zusammen und hob durch Stiftung von Schulen und Klöstern auch das geistige Wohl des Volks. Dem polnischen Königreiche leistete er dreimal den Eid der Treue (1402, 1404 und 1407, das letzte Mal als erster „Herr" des moldauischen Lands); König Wladislaws „Schwester" Ryngalla nahm er in dritter Ehe zur Frau, nachdem er dem Polen Hilfstruppen gegen den Deutschen Orden nach Marienburg gesandt hatte. Unter seiner Regierung wanderten zahlreiche (Klein-)Armenier ein, deren größter Teil später nach Siebenbürgen zog; auch die ersten Zigeuner (darüber vgl. weiter unten den 5. Abschnitt) zeigten sich zu dieser Zeit im Land.

Unter seinen Söhnen Elias (Ilie, Ilias) und Stephan (V.) wurde die Oberhoheit Polens 1433 abermals anerkannt. Einen harten Streit der beiden Stiefbrüder um die Vorherrschaft beendigte 1435 folgende Teilung: Stephan erhielt Vasluiŭ, Birlad, Tecuci, Olteni, Covurluiŭ

und Chilia im Süden, Elias die nördliche Moldau mit Suczawa. 1442 schloß Stephan der Türkengefahr wegen mit dem ungarischen Heerführer Johann Hunyadi ein Bündnis; im Mai darauf (1443) ließ Stephan seinen Stiefbruder blenden. Doch Roman (II.), ein Sohn des vergewaltigten Ilie*, brachte den Oheim ums Leben (Mitte Juli 1447) und riß die Woiwodenwürde an sich. Aber schon im nächsten Jahre, 1448, kehrte Peter (IV.; ein Sohn Alexanders des Guten), der nach Ungarn zu Johann Hunyadi geflohen war und dessen alte Schwester geheiratet hatte, mit einem ungarischen Heer in sein Heimatland zurück und vertrieb den Roman, der nach Podolien floh, um Hilfe vom polnischen Könige zu erflehen. Roman starb aber schon am 2. Juli 1448 an Gift. Peter leistete nun dem König Kasimir IV. den Eid der Treue und regierte unter ungarischer und polnischer Oberhoheit bis zum Jahre 1449. Danach erhob sich Bogdan (II.), ein unechter Sohn Alexanders des Guten; er schloß am 11. Februar und 5. Juli 1450 zwei wichtige Verträge mit Hunyadi, wurde jedoch schon 1451 durch den Woiwoden Peter (V.; vorher Aaron, einen unechten Sohn Alexanders des Guten) ermordet. Peter mußte

---

* Stephan (I; um 1375)
G. Katholikin Margarete oder Muşata aus Ungarn

Stephan (III.) † um 1400 G. Schwester des Bojaren Mihail	Peter, 1387 poln. Vasall, 1390 zu Suczawa Ivaşco, setzt 1393 den Oheim Roman ab (war selbst nicht Fürst der Moldau)	Roman 1386 u. 1388 Mitregent Peters, 1393 verjagt	Tochter Stephan

Alexander 1393 mit nach Polen gebracht, seit 1401 Alleinherrscher: „der Gute"; 1402, 1404, 1407 poln. Vasall; 1. G. Katholikin Margarete, 2. G. Moldauerin Anna (Reacşa), (um 1412—21) 3. G. Ryngalla von Polen		Bogdan 1400 Mitregent	(Juga) 1400 Fürst in Suczawa, durch Mircea den Alten von der Walachei gefangen

(2) Ilie (Elias) geblendet Mai 1443; G. Marinka von Polen	(Stephan V.) † 1447	Peter (IV.) 1448/49	(Peter V. Aaron) 1455—57	(Bogdan II.) 1450 ungar. Vasall, † 1451 Stephan (VI.) d. Gr., † 2. Juli 1504 1. G. NN., 2. G. Maria aus Mangup am Pontos, 3. G. Voichiţa-Maria, Tochter Raduls des Schönen

Roman II. † 2. Juli 1448	Tochter G. Vlad II. Dracul von der Walachei (S. 351)	Alexander „Olechno" † 1455

Sandrin oder Alexander, † vor 1504 Stephan VIII. Lăcustă (Geisel in Konstantinopel), Woiwode 1538—1540; G. Schwester einer Haremsdame Suleimans II. ? Konstantin Prätendent 1578	(Peter Rareş) Woiwode 1527 bis 1538 u. 1541—46 G. serbische Despotentochter Helena	(3) Bogdan III. * 1475, † April 1517 (Stephan VII.) * 1508, † 14. Jan. 1527	Peter	Roman Cornea, gen. Alexander III., Woiwode 1540	Trifăilă	Tochter Kosak Dmitri Wisniewiecki

Chiajna 1530: 1. G. Vlad von der Walachei, 1546: 2. G. Mircea Ciobanul von der Walachei (S. 352)	Ilie II., Woiwode 1546—51; als „Mohammed" Statthalter von Silistrien	Konstantin, Geisel in Konstantinopel	Stephan IX., Woiwode 1551 bis 1553	(Peter-Alexander IV. Lăpusneanu) 1553—61 u. 1563 bis 1568 G. Ruxanda Bogdan IV. 1568—72	Ruxanda G. Alexander IV. ? Ivonia (S. 361) Peter, Prätendent 1578

NB. Die unehelichen Söhne sind eingeklammert.

seinerseits die Herrschaft über die Moldau zunächst mit dem ursprünglich von Polen, dann aber auch von Ungarn begünstigten Alexander „Olechno", einem Sohn Ilies, teilen, bis dieser 1455 durch seine eignen Bojaren mit Gift hinweggeräumt ward. Nun regierte Peter allein bis 1457, seine Herrschaft nur durch feige Unterwürfigkeit gegen Polen und Osmanen — seit 1455 durfte die Pforte den 2000 ungarische Gulden zahlenden Woiwoden der Moldau unter ihre ständigen Vasallen zählen — kläglich aufrechterhaltend.

Nach diesen fast ununterbrochnen Parteikämpfen um die Woiwodenwürde, die für das Land unsägliches Elend heraufbeschworen, brach endlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts für die Moldau eine Zeit der Ruhe und des Glanzes heran; fortan bedeutet die bis dahin mitunter als „Kleine" Walachei oder Bogdanien (vgl. S. 349 unten) hintangesetzte Moldau mehr als das ältere „rumänische" Land, das die beiden Vlade, der Drache und der Pfähler, nur heruntergebracht hatten. Bogdans II. Sohn, der Woiwode Stephan (VI.; 1457 bis 2. Juli 1504), hat von seinem Volke mit Recht den Beinamen „der Große" erhalten; eine etwas beschädigte Miniatur im Evangelienbuche von Voronetz hat seine nicht unangenehmen Gesichtszüge bis heute überliefert. Ein hervorragender Feldherr und Politiker, erweiterte er nicht nur sein Gebiet, sondern entzog es auch der politischen Beeinflussung von seiten der Nachbarstaaten. Für die vom orthodoxen Patriarchen zu Achrida abhängige, im Gegensatze zu der Verwahrlosung in der Walachei gut geordnete Kirche seines Lands sorgte Stephan durch die Stiftung eines dritten Bistums (gegen 1470, zu Radautz oder Rădăuți, wo er überdies die alte Klosterkirche 1479/80 erneuerte) und den Bau eines großen Klosters zu Putna in der Bukowina (1466—69). Ein bessarabisches Grenzgebiet der Walachei verleibte er seinem Land ein, gewann im Januar 1465 Chilia (Kilia) wieder und wies im Dezember 1467 mit Erfolg die Angriffe des ungarischen Königs Matthias zurück, der im Laufe dieses Kriegszugs bei Moldovabánya (Baja) nächtlicherweile durch einen Pfeil verwundet wurde. Durch Einbrüche der Tataren bedrängt, fand Stephan doch auch fernerhin Muße, während des böhmischen Kriegszugs des Königs Matthias in Siebenbürgen einzubrechen (1469) und den Woiwoden der Walachei, Radu, 1471 und 1473 zu vertreiben. Der ungarische König, bis 1475 westwärts beschäftigt, sah ihm diese Übergriffe nach, namentlich seitdem er im Vereine mit den siebenbürgischen Széklern aus Udvarhély und Csik das in die Moldau einbrechende, 120,000 Mann starke Türkenheer Suleiman Paschas am 10. Januar 1475 bei Racova (an der „Hohen Brücke" nördlich von Vasluiŭ) zurückgeschlagen und dadurch die Gefahr auch von Ungarn abgewandt hatte. Diese That ist überaus charakteristisch für dies rühmliche Zeitalter, wo die Moldau oft ein Bollwerk gegen die Osmanen von Süden wie gegen die Übergriffe der Nachbarn im Norden gebildet hat.

Nun unternahm Sultan Mohammed II. selbst einen Rachezug in die Moldau und siegte am 26. Juli 1476 bei Războieni im „Weißen Thale" (Valea-Albă). Stephan aber jagte mit Hilfe Stephan Báthoris, der den vertriebnen Vlad Țepeș mit sich führte, die feindlichen Heere schließlich doch aus dem Land und ließ den Vlad zum Woiwoden der Walachei wählen. Als sich aber nach Vlads Tode (Ende 1476) der neue Woiwode der Walachei, Basarab Țepeluș (der kleine Pfähler), mit den Türken verband, besiegte ihn Stephan in der Schlacht bei Rimnicul-Sărat (8. Juli 1481) und setzte einen gewissen Mircea in die Woiwodenwürde ein. Um mit den Tataren in den Wolgagegenden in nähere Verbindung zu treten, brachen türkische Heere Bayezids II. mit Tataren und Wlachen 1484 abermals in die Moldau ein und erstürmten am 14. Juli und 4. August Chilia und Cetatea-Albă (früher Belograd oder Moncastro, seit 1484 Akkerman); nur durch polnische Hilfe, die mit der lange verweigerten Huldigung

erkauft werden mußte, konnte Stephan 1485 sein Land vor der Überflutung der feindlichen Scharen retten. Die nachfolgenden Nöte Polens ausnutzend, besetzte Stephan 1490 Pokutien und zahlte, um das Gewonnene zu behaupten, sogar Tribut an die Pforte, wie einst Peter Aaron. 1497 brach der Polenkönig Johann Albert in die Bukowina mit der Absicht ein, das ganze Woiwodentum seinem Reich einzuverleiben, und belagerte Suczawa (Hauptstadt bis nach 1550). Durch Vermittlung des siegenbürgischen Woiwoden kam ein Waffenstillstand zu stande, und das Ende vom Liede war, daß die polnischen Reiter in den Wäldern überfallen und versprengt wurden (zu Cozmin am Sankt-Demeters-Tage). Stephan erschien 1498 nun selbst vor Lemberg; an die 100,000 Menschen wurden in türkische Gefangenschaft geschleppt. Am 12. (oder 18.) Juli 1499 jedoch löste Stephan seine Verbindungen mit der Pforte und schloß mit Polen und Ungarn einen Vertrag, wonach er beider Oberhoheit über die Moldau stillschweigend von neuem anerkannte und sich verpflichtete, den Durchzug türkischer Heere durch sein Land zu hindern und von jeder feindlichen Bewegung der Türken die Nachbarstaaten sofort zu verständigen. Seinen Verpflichtungen kam Stephan nach, indem er noch 1499 den Verheerungen Balibegs, des Sohns von Malkotsch (Malkadjoglis), ein Ende bereitete. Nach Johann Alberts Tod aber löste er sein Verhältnis zu Polen und reizte die Tataren gegen den neuen König Alexander auf; während diese Podolien verwüsteten, besetzte er das ruthenische Pokutien wieder und schickte nach Sniatyn, Kolomea und Halicz (Halitsch) 1502 seine Bojaren und Zöllner. Das war der letzte Erfolg dieses größten aller Rumänen.

b) Die einheimischen Woiwoden unter osmanischer Oberhoheit.

Stephans Sohn und Nachfolger **Bogdan III.** der Blinde, Einäugige oder Schielende (Orbul; 1504—17) verzichtete auf Polnisch-Pokutien, um König Alexanders Schwester Elisabeth heimzuführen, ward aber auch um diese betrogen. Dem Andringen der Türkenmacht gegenüber verpflichtete er sich schon 1504, dem Sultan einen jährlichen Tribut von 4000 türkischen Dukaten, 40 Edelfalken und 40 moldauischen Pferden zu zahlen, wofür ihm — nach spätern Nachrichten — die Erhaltung des Glaubens, die freie Woiwodenwahl und die unabhängige innere Verwaltung zugesichert wurden (s. das Kärtchen rechts oben auf der Doppelkarte bei S. 163). Diesen Vertrag, der bis in die neueste Zeit die **Grundlage des staatsrechtlichen Verhältnisses der Moldau zur Pforte** gebildet hat, erneuerte Peter Rareş „der Unruhige" (1527—38, zum zweitenmal Ende Februar 1541 bis September 1546) im Jahre 1529; nach einer Urkunde von 1532 schickte er jährlich 120,000 Aspern oder 10,000 Golddukaten nach Konstantinopel. Später ist dieser Tribut mehrfach erhöht worden. Sonst war Peter Rareş, mit dem — nach der zehnjährigen Woiwodschaft Stephans (VII.), eines unehelichen Sohns von Bogdan III. — der **unechte** Ast des Dragoşhauses anhebt (er war ein natürlicher Sohn Stephans des Großen), vor allem darauf bedacht, nach dem schweren Schlage von Mohács (29. August 1526), dessen Tragweite weder Stephan (VII.) noch sein Oheim Peter verstanden haben, aus den in Ungarn zwischen König Ferdinand und Johann Zápolya ausgebrochnen Thronstreitigkeiten Nutzen zu ziehen; mehreremal fiel er in Siebenbürgen ein, das Land, das sich ihm 1529 gutwillig nicht beugen wollte, schrecklich verwüstend. Einen Versuch, Pokutien von Polen zurückzuerobern, beendigte Peters Niederlage zu **Obertyn** am 22. August 1531. Seine Treulosigkeit brachte dem vom Sultan nach Siebenbürgen gesandten Aloisio Gritti 1533 den Untergang.

Nach Peters Vertreibung (1538) wurden die Woiwoden der Moldau willige Werkzeuge der Pforte, die, wenn sie dem Sultan den jährlichen Tribut entrichtet hatten, in ihrem Lande

nach Belieben schalten und walten konnten. Das unter der Last schwerer Abgaben und Erpressungen jeglicher Art seufzende Volk suchte sein Heil im Anschluß an die Parteikämpfe, welche einzelne reiche Familien hervorriefen, und suchte sich, wenn auch nur für einen Augenblick, durch Ermordung der Herren Linderung zu verschaffen. So wurde der Woiwode Stephan (VIII.) „der Türke" oder „Lăcustă" (nach dem Heuschreckenjahre 1538 so genannt) nach zweijähriger Regierung (1538—40) ermordet; seinen Nachfolger Alexander (III.), einen echten Dragoşiden aus Polen, traf noch in demselben Jahre das gleiche Los. Der Woiwode Elias (II., Ilie; 1546 bis 1551), ein Sohn des Peter Rareş, sollte 1550 auf des Sultans Befehl in Siebenbürgen einfallen, übertrug dies jedoch seinem Bruder Stephan, dankte im Mai 1551 ganz ab und ist als Renegat „Mohammed", Statthalter von Silistrien, bald gestorben. An seiner Stelle regierte sein Bruder Stephan (IX.), bis er, das letzte echte Glied des unechten Dragoşiden-Asts, von den Bojaren 1553 ermordet ward. Sein Gegner und Nachfolger, Peter der Stolnic, genannt Alexander (IV.) Lapuşan (1553—61), machte sich durch Quälen und Töten, wovon er sich durch die Gründung eines Klosters zu Slatina rein waschen wollte, bei den Bojaren bald höchst unbeliebt. So riß der griechische Matrose Jakobos Basilikos 1561 als „Johann I." (Joan Voevod) die Woiwodenwürde an sich, gründete zu Cotnarĭ (Ostmoldau) eine lateinische Schule und ein ebensolches, natürlich kurzlebiges, Bistum, wurde aber nach zweijähriger tyrannischer Schauspielerei vom empörten Volk ermordet (5. November 1563). Neben und nach der kurzen Woiwodschaft eines Stephan (X.) Tomşa (enthauptet 1564 in Polen) übernahm der nach Konstantinopel geflohne Alexander IV. die Regierung von neuem (1563—68), um allmählich zu erblinden. Sein Sohn Bogdan (IV; 1568—72) wurde beim Besuche seiner Braut in Polen von einem beleidigten Edelmanne verwundet. Hierauf ernannte der Sultan den masovischen Polen Ivonia (Johann II.), der in Konstantinopel zum mohammedanischen Glauben übergetreten war (dort galt er für einen Sprossen des 1553 getöteten Stephan IX.), zum Woiwoden der Moldau. Um die Unabhängigkeit zu erkämpfen, verbündete sich Ivonia mit den Kosaken (daher sein Name Joan „der Rebell"), wurde aber in Roşcani umzingelt und hingerichtet (11. Juni 1574). Die Kosaken, 1576 durch Stephan Báthori zwangsweise organisiert, waren damals eine von Tataren wie Osmanen gefürchtete, tapfere Raubgesellschaft, die von ihren Dnjepr-Inseln her die Gegenden jenseit des Dnjestr brandschatzte und seit 1595 unter Michael dem Tapfern selbst in der Walachei Gelegenheit zu wilden Kriegsthaten suchte und fand. Danach haben sie, hierin den alten Wikingern ähnelnd, vierzig Jahre hindurch den Handel auf dem Schwarzen Meere brachgelegt.

Den vom Sultan zum Woiwoden ernannten Peter VII. den Lahmen (1574—77), den Sohn Mirceas von der Walachei, stürzte, nach einem von vornherein fehlgeschlagnen Versuche des Kosakenschützlings Joans des „Krausen" (Creţul), der Kosak Johann (oder Peter) Potkova (Joan Potcoavă, der Hufeisenbrecher, hierin ein Vorläufer Augusts des Starken); er regierte ein paar Tage, dann ließ ihn der polnische König Stephan Báthori (1575—86) in Lemberg hinrichten. Hierauf verlieh der Sultan die Woiwodenwürde abermals (1577) dem Peter (VII.), ließ ihn aber schon im nächsten Jahre vertreiben, um ihn dann zum drittenmal in die Woiwodenwürde einzusetzen (1584—92). Die Moldau war besonders damals ein Spielball der Launen des osmanischen Hofes, der die Woiwoden nach Willkür vertrieb und einsetzte, während seine Abgesandten mit ihren Truppen das Land nach allen Richtungen plündernd durchzogen. Bevor aber Peter die Woiwodenwürde zum drittenmal erhielt, hatte 1578 Alexander, ein Bruder des Potcoavă, kurze Zeit geherrscht und, nach den einander anmutig abwechselnden Kandidaturen echter und unechter Prätendenten, ein gewisser Jankul (Jankola, Joan

Lungul), der „Sachse" (Saful) aus Siebenbürgen, vermöge des Reichtums seiner Gattin, einer cyprischen Palaiologin, in Konstantinopel erreicht, daß Peter abgesetzt und ihm die Woiwodenwürde der Moldau verliehen wurde (1579). Mit Stephan Báthori geriet er wegen Verletzung der polnischen Grenze in Streit; er wurde gefangen und geköpft (1582). Einer seiner Nachfolger, Aaron, der früher Kutscher, dann Bojar (adeliger Grundbesitzer) gewesen war, wurde von den Kosaken schon nach einjähriger Regierung (1591) vertrieben und floh nach Konstantinopel. Den wieder von den Kosaken eingesetzten Peter (1592) nahmen die siebenbürgischen Truppen Sigismund Báthoris gefangen und lieferten ihn dem Sultan aus, der ihn hinrichten ließ. Der nun zum zweitenmal in die Woiwodenwürde beförderte Aaron (1592—95), der charakterlose Ausländerei trieb, verband sich am 5. November 1594 zu Bukarest mit Sigismund Báthori und mit Michael von der Walachei gegen die Türken; er ließ aber letztern im Stiche, ward von den siebenbürgischen Truppen gefangen nach Alvincz geführt und ist hier 1597 gestorben. Sein Nachfolger Stephan (XI.) Resvan (Răzvan oder Rezwan) unterstützte den Sigismund Báthori in seinen Unternehmungen gegen die Türken, wurde jedoch vom polnischen Kanzler Jan Zamojski (S. 354), der in die Moldau einfiel, Ende 1595 auf Pfähle gespießt. Die Woiwodenwürde hatte schon im August der unbedeutende Jeremias Mogila (Movilă; 1595—1608) erhalten, unter dem sein Land ganz und gar unter Polens Oberherrlichkeit geriet. Damals hat die südliche Moldau notgedrungen rund 15,000 Tataren aufnehmen müssen: der Tribut, den der Khan der seit 1475 unter osmanischer Hoheit stehenden, Russen, Polen und Rumänen gleichmäßig peinigenden Krim-Tataren (Bd. II, S. 177) seit 1566 „nach alter Sitte" von der Moldau empfing, damit er die Grenzen achte, hielt nicht mehr vor. Doch ging die Selbständigkeit dieser merkwürdigen Abzweigung der Nogai-Herrschaft (unter dem „Mirzak" Kantemir) 1637 zu Grunde, ohne daß deshalb die Raubzüge aufgehört hätten.

Erst mit dem 17. Jahrhundert dämmerte eine bessere Zeit heran, als der nach einer Bojarenverschwörung gegen den griechenfreundlichen Alexander (VII.) Iliaş* und nach verschiednen andern Wirren auf den Thron erhobne hellenisierte Albanese Basilius (Vasile) Lupu (1634 bis 1653; s. sein Bildnis auf der Tafel bei S. 353, rechts unten) durch Stiftung von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten für die Hebung des Landes Sorge trug. Ein schlauer Politiker, spann er am Hofe zu Konstantinopel Ränke gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rákóczy. Aber dieser sandte im Einvernehmen mit dem Sultan seinen Feldherrn Johann Kemény mit einem Heer in die Moldau (1653) und ließ den Woiwoden aus dem Lande treiben. Vasile Lupu floh zu den Kosaken, deren Hetmanssohn Timuš Bogdanović Chmielnicki sein Schwiegersohn war, und kehrte mit ihrer Hilfe schnell in die Moldau zurück, wurde aber nach mehreren siegreichen Gefechten vom Khan der Tataren (obwohl er eine Verwandte von ihm, eine Tscherkessin, zur zweiten Frau hatte) gefangen genommen und nach Konstantinopel geschickt. Die Kosaken ergaben sich den Russen (8. Januar 1654). Die Moldau aber kam unter die Oberhoheit Siebenbürgens; denn der Woiwode Stephan (XIII.) Gheorghe (Gergice oder Burdüşa; 1653—58) stellte sich, nach geheimen Abmachungen mit dem russischen Zaren (1654—56), samt dem Walachen Konstantin Basarab unter den Schutz und die Botmäßigkeit Georg Rákóczys II. Weil

* Alexander Iliaş, in der Türkei erzogen, erst Woiwode der Moldau, dann der Walachei, heiratete die Tochter des türkischen Bans Janaki Katerdji, eines Griechen, der als Urahn der rumänischen Familie Catargi (Catargiu; vgl. unten, S. 365) gilt. Eine Maria Catargi war die Mutter König Milans von Serbien; vgl. den Stammbaum bei S. 302.

er sich diesem in den Unternehmungen zur Erlangung der polnischen Krone (1657) eng anschloß, wurde er vom Sultan seiner Würde verlustig erklärt und mußte das Land verlassen.

c) Griechen und Albanesen als Woiwoden (1658—1712), die Phanariotenherrschaft (1712—1822) und das letzte Menschenalter halber Selbständigkeit (1822—1859).

Ein Bild unsäglichen Jammers und Elends bieten die kommenden Jahre: zu Woiwoden wurden 1658—1712 — neben den beiden letzten eingebornen Stephan XIV. und XV., die sich mit Unterbrechungen bis in die 80er Jahre des 17. Jahrhunderts behaupteten — vom türkischen Hofe nach Willkür und Laune aus den teilweise albanesischen oder griechischen Familien Ghika, Dabija, Duka, Kantakuzen (Canta- oder Contacuzino), Rosetti (Ruset) und Kantemir (Cantemir) Männer ernannt, von denen ein jeder sich nur kurze Zeit halten konnte, obwohl sich griechischer Einfluß bereits seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert in rumänischen Geschlechtern breit gemacht hatte.

Einen neuen Zeitraum in der Geschichte der Moldau (1712—1822) eröffnet dann die Ernennung von Phanarioten (S. 137), Handelsleuten aus Konstantinopel, zu Woiwoden, von denen jeder, nur auf seine eigne Bereicherung bedacht, das Land durch Erpressungen aller Art fast dem Untergange zuführte (über den litterarhistorisch überaus wichtigen Einfluß der Besetzung des Fürstenthrons mit Griechen vgl. im Abschnitt „Walachei", S. 354). Die Woiwodenwürde wurde vom Sultan im wahren Sinne des Worts in Pacht gegeben. Der erste war Nikolaus Maurokordato (1712—16), der die Moldau leidlich verwaltete, bis er die Walachei erhielt (vgl. ebendort). Unter seinem Nachfolger Michael Rakovicza (Mihai Racoviță; 1716—26), der schon einmal: zwischen Antioh Kantemir und der ersten Woiwodschaft Maurokordatos, diese Würde vorübergehend innegehabt hatte, brach der österreichisch-türkische Krieg aus. 1716 fielen ungarische Husaren in die Moldau ein und führten die Schwester des Woiwoden in die Gefangenschaft nach Siebenbürgen; dafür reizte Rakovicza die Tataren zu einem Einbruch in Siebenbürgen auf.

Unter dem bedeutungslosen Woiwoden Gregor (II.) Kallimak[ch]i (1766—69) trat in der politischen Lage abermals eine Wendung ein. Der russisch-türkische Krieg brach aus; der Woiwode wurde wegen seines Anschlusses an Rußland gefangen genommen und in Konstantinopel geköpft. 1769—74 hielten die Russen das Land besetzt und verliehen dann die Woiwodenwürde dem Gregor (III.) Ghika, den die Janitscharen 1777 zu Jassy ermordeten.

Nach Ghikas Tode begann die Zerstücklung der Moldau. Österreich, das 1718—39 das Oltland innegehabt hatte (S. 355), besetzte auf Grund eines mit dem Sultan 1774 geschloßnen Vertrags die Bukowina, die 1777 dem österreichischen Staat endgiltig einverleibt wurde. Als dann 1812 Bessarabien dem Russischen Reich angeschlossen ward und der Woiwode Alexander Ypsilantis die Freiheitsbewegung Griechenlands unterstützte, beschloß die Pforte, wieder nur Einheimische wählen zu lassen (S. 173). So wurde Johann Sturdza am 19. Juli 1822 als Woiwode bestätigt, konnte aber seine Absicht, den Wohlstand durch heilsame Reformen herzustellen, infolge des übermächtigen russischen Einflusses nicht verwirklichen. (Über das Aufhören des griechischen Litteraturzeitalters und das Anheben einer dakorumänischen „Moderne" vgl. oben, S. 356.)

Im Jahre 1828 gab es eine neue Wendung zum Schlechtern: Rußland verwickelte sich wieder in einen Krieg mit der Türkei. Im Frieden zu Adrianopel (24. September 1829) wurde zwar die Oberhoheit der Pforte über die Moldau bestätigt; aber der russische Einfluß hatte an

Macht gewonnen: bis 1833 „ordnete" General Kisselew (S. 356) in diesem Geiste die neue Verfassung. Der 1834 eingesetzte Woiwode Michael Sturdza stürzte das ohnehin verarmte Land durch seine und seiner russischen Günstlinge Erpressungen in das größte Elend. Im April 1848 erhob sich endlich das schwerbedrückte Volk; doch russische Truppen unterdrückten den Aufstand, und der Vertrag von Balta-Liman (1. Mai 1849; S. 181) stellte die alte Sachlage von neuem her. Die Pforte ernannte unterm 16. Juni auf die Dauer von sieben Jahren den Gregor Ghika mit dem Rang eines Muschirs zum Fürsten der Moldau. Von redlichster Absicht erfüllt, trachtete er danach, die allgemeine Not zu lindern und die mißlichen Verhältnisse zu bessern. An der Ausführung heilsamer Reformen hinderte ihn aber 1853 der Einzug der Russen in die Moldau und Walachei. Während des Krimkriegs besetzten 1854 österreichische Truppen die Moldau, um das Vordringen russischer Heere nach den Balkanländern zu verhindern. Der Friede von Paris (30. August 1856) stellte die Moldau wieder unter die Oberhoheit der Pforte. „Kaimakam" (Statthalter) wurde Theodor Balsch und nach dessen frühem Tode (1. März 1857) Fürst Nik. Vogorides. Von nun an war es das Streben sowohl der Moldau als auch der Walachei, sich zu einem Reiche zu vereinigen.

D. Rumänien.

Als 1859 Alexander Cuza gegen den Willen der Mächte zum gemeinsamen Fürsten der Walachei und Moldau gewählt worden war (vgl. S. 356; s. auch das Kärtchen links unten auf der Doppelkarte bei S. 163), da erst kam der Name Rumänien offiziell in Brauch. Die Großmächte hatten am 19. August 1858 zu Paris beschlossen, daß sowohl die Walachei als auch die Moldau sich je einen Hospodaren auf Lebenszeit zu wählen habe, während die Wahl eines gemeinsamen Regenten (trotz einer beiden Hälften gemeinsamen „Zentralkommission") nicht zu gestatten sei. Napoleon III. aber, der den Krieg gegen Österreich plante, wollte sich an Cuza eine Stütze gegen Österreich erwerben und förderte dessen Wahl zum gemeinsamen Fürsten. Sultan Abd ul-Medjid bestätigte sie unterm 2. Dezember 1861 und erlaubte auf Betreiben des französischen Gesandten zu Konstantinopel dem neuen Fürsten, die beiden Fürstentümer unter dem Namen Rumänien zu vereinigen und Bukarest zur gemeinsamen Hauptstadt des unter türkischer Oberhoheit stehenden Staatswesens zu machen. „Alexander Johann I." übernahm am 1. Januar 1862 straff die Regierung, erfüllt von den besten Plänen; aber die herrschende Klasse der Großgrundbesitzer (Bojaren) hinderte ihn auf Schritt und Tritt an der Ausführung. Am 14. Mai 1864 entschloß er sich endlich zu einem Staatsstreiche, löste den gesetzgebenden Körper (Reichstag) auf, schrieb neue Wahlen aus und hob, nachdem er eine neue Verfassung hatte ausarbeiten lassen, die Leibeigenschaft auf (Cuzasches Ackergesetz vom 26. Aug. 1864). Gleichzeitig ordnete er das Unterrichtswesen, gründete die Hochschulen zu Bukarest und Jassy und führte auch sonst heilsame Reformen ein. Aber da er mit den gegebnen Verhältnissen nicht rechnen konnte, brachte er das Land an den Rand der größten finanziellen Not. Um die drohende Gefahr womöglich abzuwenden, kam, hauptsächlich auf das Betreiben des rumänischen Staatsmanns Demeter Sturdza (s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel, links unten), eine Verschwörung zu stande, an der auch das Heer teilnahm. Am 22. Februar 1866 überfielen die Verschwörer nachts den Fürsten und zwangen ihn am frühen Morgen des 23. zur Unterfertigung einer Abdankungsurkunde. Ein wenig gewürdigtes Verdienst Cuzas bleibt es, daß er sein Land vor Kriegsgefahr und schweren Wirren bewahrt hat, indem er dem auf Napoleons III. Betreiben mit den ungarischen Emigranten geschloßnen Bündnisse, wonach er bei Ausbruch eines

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

Oben links: **König Carol I.**, aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen; geboren 20. April 1839, 20. April 1866 „Fürst von Rumänien", zog am 22. Mai desselben Jahrs in Bukarest ein, 31. August 1877 Befehlshaber des russisch-rumänischen Belagerungsheers vor Plewna, 1878 als souveräner Fürst anerkannt, 26. März 1881 zum König ausgerufen und 22. Mai desselben Jahrs in Bukarest gekrönt.

(Nach einem Lichtdruck in Sturdzas „Trei-deci de ani de domnie al Regelui Carol I. Cuvîntări şi acte" [Dreißigjährige Herrschaft König Karls I., Reden und Akten], vol. II; Bucuresci 1897.)

Oben rechts: **Joan C. Brătianu**; geboren 1821 in Bukarest, 1848/57 politischer Flüchtling in Frankreich, 1866 Führer der Roten (Liberalen), März 1867 bis Ende 1868 Minister des Innern, dann der Finanzen, Anfang 1876 Finanzminister, 24. Juni 1876 bis 1. April 1888 (außer April bis Juni 1881) nationalliberaler Ministerpräsident, gestorben 16. Mai 1891 in Florica.

(Nach einer Radierung von Hans Meyer, Berlin 1893.)

Unten links: **Demeter A. Sturdza** von Micläuscheni; geboren 10. März 1833, 1857 Kanzleichef des Diwans der Moldau, Februar 1866 Mitarbeiter am Sturze des Fürsten Alexander Johann I. Cusa, 1866 provisorischer Minister der öffentlichen Arbeiten, 1876/88 unter Bratianu abwechselnd Minister der öffentlichen Arbeiten, der Finanzen, des Äußern und des Unterrichts, 15. Oktober 1895 bis Ende November 1896 nationalliberaler Ministerpräsident, 1897 Präsident des Senats, Generalsekretär der Academia Română.

(Nach einem gleichzeitigen Lichtdrucke.)

Unten rechts: **Michail Kogălniceanu**; geboren 6. September 1817, ein politisch hervorragender Staatsmann und verdienstvoller Mitarbeiter seines Königs in der Ausgestaltung des gegenwärtigen Rumäniens; gestorben 20. Juni 1891.

(Nach einer gleichzeitigen Lithographie.)

(Die Vorlagen zu den Bildnissen von Brătianu, Sturdza und Kogălniceanu waren von der K. Rumänischen Akademie zur Verfügung gestellt worden.)

Die Schöpfer des Königreichs Rumänien.

Kriegs zwischen Frankreich und Österreich die geplante Erhebung Ungarns thatkräftig unterstützen sollte, nur scheinbar anhing; so strandete Napoleons Plan eines franzosenfreundlichen Bundes der Ungarn und Rumänen gegen Österreich an Cuzas politischem Scharfsinne.

Nach Cuzas Abdankung übernahmen Nikolaus Golescu, Laskar Catargi[u] und Nikolaus Haralamb[ie] die Leitung der Geschäfte und beriefen sofort den Reichstag zur Wahl eines neuen Fürsten. Graf Philipp von Flandern, ein Bruder des Königs von Belgien, wurde noch am 23. Februar 1866 auf den Fürstenthron Rumäniens gewählt, nahm aber die Wahl am 27. nicht an. Vom 14. April 1866 an wurde von neuem die Fürstenwahl vorgenommen; sie fiel mit überwältigender Mehrheit auf ein Mitglied des katholischen Zweigs des Zollernhauses: den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Die Schöpfer des Königreichs Rumänien", links oben). Der Sultan mißbilligte die Berufung Karls auf den rumänischen Fürstenstuhl und forderte die Mächte zur endgiltigen Ordnung der Verhältnisse auf, während Rußland auf einer Herstellung der frühern Teilung in zwei Hälften bestand. Preußen hatte nichts gegen die Wahl, ebensowenig Napoleon III., während Österreich so sehr gegen den Hohenzollern eingenommen war, daß dieser nur im geheimen über Salzburg, Wien und Pest die Donau erreichen und in sein neues Reich reisen konnte. Der Ausbruch des Kriegs zwischen Österreich, Preußen und Italien hinderte die Mächte an einer Einmischung. Da unter solchen Umständen die Pforte ihrem Plan eines Schiedsgerichts entsagen mußte, hätte sie gern Rumänien einfach besetzt. Daran aber hinderte sie Karls männlich-offnes Auftreten. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Bukarest (22. Mai 1866) verständigte er die Pforte von seiner Thronbesteigung telegraphisch und versicherte, daß er alle Ansprüche und Wünsche des Sultans in Ehren halten und berücksichtigen werde. Zu gleicher Zeit aber zog er das rumänische Heer an mehreren befestigten Grenzorten rasch zusammen. Dies unerwartete Verhalten bewog den Sultan, die Einverleibungsabsichten aufzugeben und den Fürsten zur Entgegennahme seiner Anerkennung zu sich einzuladen. So reiste Karl am 24. Oktober 1866 nach Konstantinopel; Würde und Thronfolgerecht waren nun geborgen.

Die Lösung einer schweren Aufgabe übernahm dieser Zoller. Sein Fürstentum, als Heerstraße jahrhundertelang den Übergriffen von Feinden wie Freunden gleicherweise ausgesetzt und durch die Fremdherrschaft in seiner Entwicklung gehemmt, seufzte nach erlösenden Reformen. Handel und Gewerbe waren zum größten Teil in den Händen Fremder, die Großgrundbesitzer kümmerten sich wenig um die innern Angelegenheiten, die verwahrloste Masse betrieb Wein- und Feldbau nebst Viehzucht nur um fast unerschwinglicher Abgaben willen. Sich selbst überlassen lebte das Volk, seinen alten Sitten und Gebräuchen anhängend, auf den weidereichen Ebenen oder im Mittelstocke der Karpathen, wo neben jungfräulichem Urwalde sich endlose Almen ausdehnen, wo auf den nebelgrauen Höhen und im weltfernen Thal auf grünenden Hochwiesen Tausende von Schafen reichliche Nahrung finden. Gesegnete Kornfluren und Rebengelände, saftige Matten und schattige Wälder, aber auch sandiges Heideland und kahle Felsen wechseln miteinander ab. Die stille, schweigsame Natur, die ihn umgibt und zu einsamem Sinnen anreifert, charakterisiert das von mancherlei Aberglauben durchtränkte Fühlen des Rumänen. Gleichförmig fließt für ihn das Leben dahin, sei er nun Feldbauer auf der Ebene, sei er Herdenbesitzer oder Hirte hoch oben im Gebirge. Sein ganzes Thun und Lassen dreht sich um die genaue Einhaltung der sozialen, sittlichen und religiösen Überlieferungen. Fern vom Staube der breiten Durchzugsstraßen, auf denen „alles fremde Übel einherschleicht", lebt er im stillen Frieden der Wälder und Felder, ins unbewußte Beschauen des ewigen Naturwandels versunken. Dabei hat

die Einbildungskraft gar leichtes Spiel. Sie hat eine wundervolle Volkspoesie hervorgebracht, deren herrliche Klänge das Leben des Rumänen mit einem Märchenzauber von Glanz und Duft durchzittern. Und dieser reiche Born ist auch auf die Kunstdichtung (vgl. Bd. VIII, S. 537) von wohlthätigem Einflusse gewesen.

Es war keine leichte Aufgabe, eine aus einer herrschenden, aber entarteten Oberschicht (treffend gezeichnet von George Allan in seiner Novelle „Rumänische Gesellschaft": ‚Nord und Süd', Aug. 1880) und einer geknechteten, verträumten Menge bestehende Bevölkerung mit Erfolg zu regieren, die von jeher nur an innere Kämpfe und Thronwechsel gewöhnt war. Aber trotz der Häufigkeit der durch fast ununterbrochne Parteigehässigkeiten aufgezwungnen Kabinettwechsel — so zog sich, um nur einen zu nennen, der gemäßigt liberale Prinz Demeter Ghika (gestorben 27. Februar 1897), der Sohn des 1822 zum Hospodaren der Walachei erhobnen Fürsten Gregor (S. 355), bereits 1868 gänzlich von den Regierungsgeschäften zurück — hatte das Land schon in den ersten zehn Regierungsjahren Karls auf fast allen Gebieten so große Fortschritte aufzuweisen, daß die orientalischen Wirren, die 1876 ausbrachen, Rumänien staatlich geordnet und erstarkt fanden. Als dann 1877 der russisch-türkische Krieg seinen Anfang nahm, suchte Rumänien seine Neutralität beiden kriegführenden Staaten gegenüber durch die europäischen Mächte zu sichern. Da dies nicht gelang, schloß Fürst Karl einen Vertrag mit dem Zaren Alexander II. ab, demzufolge Rumänien den Durchzug russischer Truppen erlaubte, während die politischen Rechte und Einrichtungen Rumäniens durchaus unangetastet bleiben sollten. Die Pforte erblickte in diesem Vertrag einen Eingriff in ihre oberhoheitlichen Rechte und ließ, nachdem Rumänien sich am 22. Mai 1877 für einen unabhängigen Staat erklärt hatte, ihre Truppen an die Donau rücken. Als dann beim Durchzuge der Russen die rumänische Armee unter russischen Oberbefehl gestellt werden sollte, lehnte Karl dies Ansinnen ab und beschränkte sich auf die Besetzung des Donauufers. Die Niederlagen und vergeblichen Angriffe der Russen auf Plewna zwangen den russischen Großfürsten Nikolaus, den Fürsten wiederholt telegraphisch um schleunige Hilfe zu ersuchen. Bei der Erstürmung Plewnas, bei der Erstürmung der Redoute Grivitza und des Forts Opanez, bei der Einnahme Racovas (Rachowas), bei der Belagerung Smardans und Widdins leistete das rumänische Heer unschätzbare Dienste — beim Friedensschlusse waren sie von Rußland vergessen. Im Vertrage, der am 3. März 1878 zu Santo Stefano ohne Beisein der rumänischen Gesandten vereinbart wurde, erhielt Rumänien zwar die Dobrudža, mußte aber einen Teil Bessarabiens an Rußland abtreten. Die Berliner Konferenz der Großmächte hielt diesen auf Rumänien bezüglichen Punkt aufrecht (s. die Karte „Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro" bei S. 345 und das Kärtchen „Türkei und Nachbarländer nach dem Berliner Vertrage" auf der Doppelkarte bei S. 163), erkannte aber zugleich seine Unabhängigkeit an.

Am 22. Mai 1881 ließ sich Karl zum Könige krönen. Gleich nach dem russisch-türkischen Kriege begann das neue Königreich stofflich und geistig eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten. Die denkbar beste Schranke und Schutzwehr gegen ein übermächtiges Balkanslawentum und den Panslawismus, ist es in verhältnismäßig kurzer Zeit durch rege und geordnete Handelsverbindungen mit dem Auslande (Silos in Galatz und Braila, Donaubrücke „Regele Carol" bei Cernavoda) zu bedeutendem Wohlstande gelangt und durch heilsame Reformen des Unterrichtswesens, durch Gründung zahlreicher wissenschaftlicher Anstalten kulturell überraschend gehoben worden. Außer dem schon (S. 364) erwähnten D. Sturdza, der an allen ausschlaggebenden Staatshandlungen des neuern Rumäniens thätig teilgenommen hat (1895—96, 1897—99

und seit 27. Februar 1901 an der Spitze eines nationalliberalen Ministeriums), sind als vorzüglichste Mitarbeiter des verdienstvollen Königs Karl die beiden Staatsmänner Joan Bratianu, der Führer der „Roten" (Liberalen; gestorben 16. Mai 1891), und der am 2. Juli (n.St.) 1891 in Paris verstorbne Michael Kogălniceanu zu nennen (ihre Bildnisse s. auf der Tafel bei S. 365, rechts oben und rechts unten). Bratianu ist es eigentlich gewesen, der sein Vaterland in den Stand setzte, im russisch-türkischen Krieg eine vorteilhafte Rolle zu spielen; er hat ihm die Unabhängigkeit, seinem Fürsten die Königswürde erlangt. Fast zwölf Jahre lang (1876—88) war er Ministerpräsident. Man darf nach allem sagen, daß trotz mancher noch unbehobnen Mißstände Rumänien einer schönen Zukunft entgegenblickt.

4. Die Magyaren.

A. Ungarn als vormagyarischer Schauplatz.

Das Gebiet des heutigen ungarischen Staats war lange vor der Ankunft der Magyaren (spr. Madyaren) eine lebhaft begangne Heerstraße für Völkerwanderungen, Tummelplatz und Raststelle der verschiedensten Stämme. Ein Zauber uralten Lebens liegt über diesen Gauen. Früh erhoben sich in den Grenzstrichen gewaltige Kastelle, welche die Straßen beschirmten. Noch zeigt der Boden die Spuren derer, die ihn damals gepflügt haben, und die stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kamen. Noch haften Spuren von Völkerfluten in Zeichen an Mauer und Erde. Doch über dem Waffenlärm und Weidrufe heidnischer Horden, über dem Glockenschall und Halleluja christlicher Einwanderer schwebte die tiefe Stille der endlosen Heide oder die waldgrüne Einsamkeit der Karpathen. Einst drangen Kelten und Thraker in diese Gegenden und begründeten eine gewisse Zivilisation. Dann besetzten die Römer den Westen und Süden, wo sie im Laufe von zwei Jahrhunderten blühende Gemeinwesen schufen. Die Wogen der großen Völkerwanderung aber spülten das römische Ansiedlertum samt den in den andern Teilen des Landes dünn wohnenden Barbaren hinweg. Die römischen Legionen wichen vor den heranbrausenden Hunnen (S. 316) nach Italien zurück. Nach Attilas Tode (453; S. 319) zerfiel sein Reich; seine Hunnen verschmolzen mit andern Stämmen und verschwinden von der Bildfläche (S. 321). Goten, Gepiden und Langobarden hielten nun kürzer oder länger auf dem freigewordnen Platze Rast und zerstörten, was etwa an spärlicher Kultur noch aus der Römerzeit übriggeblieben war. Die germanischen Stämme wurden ihrerseits wieder von den Awaren verdrängt, die trotz ihrer Niederlage von 626 die östlichen Marken behaupteten, bis 803 der Frankenkaiser Karl ihre Macht brach. Von ihrem verödeten Gebiete, wo neben awarischen Resten slawische Nomaden und einige Bulgaren hausten, nahm Ende des 9. Jahrhunderts jenes Volk Besitz, dem es fürderhin seinen Namen danken sollte.

B. Die Frühgeschichte der Magyaren bis auf Stephan den Heiligen.

a) Die Herkunft und die Einwanderung der Magyaren.

Woher kamen jene Einwanderer, und welches Stammes waren sie? Entgegen der Ansicht von Herm. Vámbéry, der die Magyaren zu Türken (Altaiern) macht, die in ihren Ursitzen im Südural auf der Grenzscheide zwischen altaischem (turko-tatarischem) und uralischem (finnisch-ugrischem) Volkstume zahlreiche finnisch-ugrische Bestandteile in ihre Sprache aufgenommen haben sollen, ist mit J. Marquart daran festzuhalten, daß die Magyaren, die ursprünglich im

südlichen Jugrien: am Isim, Irtisch, Om und in der waldigen Steppe Baraba, gejagt und schon sehr früh in den Gegenden zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere, zwischen Don und Kuban dem Fischfang obgelegen haben (S. 83), ein echter Zweig der finnisch-ugrischen Gruppe der mongolischen Rasse* gewesen sind. Erst infolge der bereits auf S. 322 geschilderten Einwirkung der hunnischen Nachbarn nahmen diese Ugrier ein Erbstück der türkischen Nomaden, die Viehzucht, an. Unter dem adelnden Drucke der steigenden Gefahr, die ihnen als einem allmählich immer mehr vorgeschobnen Posten ringsum drohte, veränderten sie bald auch ihren Nationalcharakter derart, daß sie hinsichtlich der staatenbildenden Kraft, die finnischen Stämmen — vielleicht mit Ausnahme der seit 1809 unter russische Botmäßigkeit geratnen eigentlichen Finnen in Finland (Suomi), die sich der ertötenden slawischen Umklammerung mit der Erbitterung der Verzweiflung zu erwehren suchen — sonst nirgends in hervorragendem Maß eigen zu sein pflegt, schließlich türkischen Völkern durchaus nichts nachgaben.

Bis dahin hatte immerhin ein verhältnismäßig weiter Weg zurückgelegt werden müssen. Sicher haben die Magyaren jene Umbildung, die sich auf mehrere Jahrhunderte verteilt haben muß, nicht bloß aus Eignem vollzogen. Selbst abgesehn von dem fortgesetzten Weiberraub und vom Einflusse der Hunnen, die einen so wenig unbeachtlichen Einschlag im Gewebe magyarischen Volkstums abgegeben haben, daß vielmehr von Attilas westeuropäischem Sturme bis zu den Nöten Ludwigs des Kinds ein förmlicher Faden zu führen scheint und die seit byzantinischen Zeiten in Laienkreisen übliche Verwechslung der Hunnen von 451 mit den Ungarn von 933 und 955 beinahe entschuldigt werden könnte, haben auf die mähliche Wandlung der Magyaren auch andre Stämme deutlich genug eingewirkt. Zu derartigen „Vorvätern" der Magyaren lassen sich — zwar schwerlich die Akatziren (Mitte des 5. Jahrhunderts; S. 317), die vielmehr den Mordwinen (Burdās) gleichzusetzen sind, wohl aber — trotz ihrer türkischen Namen die Hunuguren (Onoguren) und Uniguren am Don (7. Jahrh.) und in Alt- oder Großbulgarien (erste Hälfte des 9. Jahrhunderts; S. 323) ernennen. Die stark hunnisch durchsetzten Unugundur-Bulgaren am Kuban gehören ebenfalls in so hohem Grade dazu, daß, wie wir gesehen hatten (S. 322), gelegentlich der Name Burgar auf die Magyaren angewandt wird. Als östlicher Zweig oder Absenker der Ungarn tritt bereits gegen 760 in Armenien (am Kur, im südlichen Gugark') der räuberische Stamm der Sevordik' (*Σαβάρτοι ἄσφαλοι* bei Konstantinos Porphyrogennetos, Sijāwardī bei den Arabern auf, der sich vermutlich mit den

* Die mongolische (mittel- oder hochasiatische) Rasse umfaßt Volksstämme:

- a) mit mehrsilbigen Sprachen
  - Turanier („Skythen")
    - Uralier (Finnen)
      - Samojeden (5 Dialekte)
      - Finnen u. Ugrier
        - Ugrier: Ostjaken, Wogulen, Magyaren
        - (Wolga-) Bulgaren: Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen
        - Permier: Syrjänen, Wotjaken
        - Finnen: Baschkiren, Meschtscherjaken (turkisiert), eig. Finnen (in Suomi), Quänen, Esthen, Liven, Kuren, Lappen
    - Altaier (Tataren)
      - Tungusen (Mandju u. a.)
      - Nordmongolen: Ostmongolen, Burjäten, Kalmüken (Khalka i. d. Gobi u. s. w.); Schrift = uigurisch
      - Türken: Yakuten, Kirgisen (Kasaken), Turkmenen, Uzbegen, Uiguren (Hoei-he, Toguz-Oguz am Orchon; † 840 n. Chr.), Chazaren, Petschenegen, Kumüken, Tschuwanzen, Karakalpaken, Nogaier, Osmanen
  - Japaner und Koreaner
  - Südmongolen
- b) mit einsilbigen Sprachen: Tibeter und Himalayavölker, Barmanen, Lohita, Thai, Anamiten, Chinesen, Hinterindier

albanischen Utiern verschmolzen hat. Jedenfalls stand es mit der später so hervorragenden kriegerischen Tüchtigkeit der Magyaren noch im ausgehenden 9. Jahrhundert so schlecht, daß sich die sieben Stämme in Atelkuzu die Führerschaft der von den türkischen Chazaren abgesprengten Kabaren gefallen lassen mußten; Salmučys (Almus') jugendlicher Sohn Arpady, der kurz nach 862 unter den Augen des chazarischen Chagans zum Herzog des nunmehr aus acht Stämmen zusammengesetzten magyarischen Volks gewählt wurde, war kabarischer, also türkischer Abstammung. Doch heißen die Magyaren nicht etwa deshalb bei den Byzantinern *Τοῦρκοι*, sondern dieser schon 839 auftauchende, die gefährlichsten Verwechslungen direkt herausfordernde Ausdruck ist — wieder nach Marquart — nichts andres als das durch Konsonantenversetzung und ein T-Präfix entstandne Spiegelbild des herodoteischen Namens *Ἰύρκαι* einerseits, anderseits das der Bezeichnung *Οὖγγροι*, Ungri (Ungarii, Hungari, Agareni, altslawisch Ogri) oder Ugri, die von Slawen und Westeuropäern für die sonst übliche ursprüngliche Namensform Magyaren gebraucht worden ist.

Längere Zeit hatten die Magyaren, in ihren Wanderungen eine Pause eintreten lassend, in den Ebnen am untern Don gehaust, wo sie in Karch (= Taman, altrussisch Tmutorokan) ihren Hauptmarkt hatten. Eine von Muslim ben Abū Muslim al-Garmī (um 830—45) ausgehende und von andern Arabern oft nachgebetete Verwechslung der Magyaren mit den stamm- und namensverwandten Baschkiren, deren Wohnsitze im Osten von den Sitzen der Petschenegen in den Steppen zwischen Ural und Kaspisee, im Norden von den Isgil-Bulgaren an der Kama (S. 323) begrenzt waren, hat die außerordentlich zähe Annahme einer „Magna Hungaria" in Südostrußland als ersten Gebiets der Magyaren hervorgerufen. In Wahrheit lag ihr Gebiet an der Maiotis, war den Alanen, Chazaren und Bulgaren benachbart und reichte am Nordwestende des Kaukasus bis zum Kuban; von Konstantinos VII. Porphyrogennetos wird es „Lebedia" genannt. Um 833 sahen sich die westtürkischen Chazaren durch die Magyaren dermaßen belästigt, daß sie den Kaiser Theophilos (S. 75) um Schutz baten; die Folge davon waren die Anlegung eines befestigten Grabens und der Bau der Backsteinfestung Sarkel am Don. Von den Chazaren hierdurch abgesperrt, zogen die Magyaren um 839/40 an die untere Donau, wo sie in die bulgarisch-griechischen Wirren eingriffen (S. 326).

Doch bald finden wir sie in lockrer Abhängigkeit von den Chazaren. Als diese jedoch im Bunde mit den G(h)uzen vom Aralsee die Petschenegen aus ihren Sitzen zwischen Atil (Don) und Jajyk (Ural) vertrieben, wirkte dies insofern ungünstig auf die Magyaren zurück, als die an sich dadurch wenig geschwächten Petschenegen nun drohend am Don erschienen; die Magyaren kehrten daraufhin um 862 dem nunmehr verriegelten Lebedia dauernd den Rücken und setzten sich westlich vom Dnjepr am Bug und Dnjestr fest. Ihr jetziges Gebiet ist das schon mehrfach angeführte Atelkuzu (S. 83 unten). Der ebenfalls bedrängte Chagan der Chazaren machte Lebedias, dem ersten magyarischen Stammeshäuptling (Woiwoden; S. 84 oben), in Chelandia (Kalanča bei Perekop) den Vorschlag, unter seiner Oberhoheit Fürst der Magyaren zu werden. Dieser verzichtete jedoch zu gunsten des oben erwähnten Arpady (Árpád; kurz nach 862).

Trotz der Umfassung durch Chazaren und Magyaren wuchs die Macht der Petschenegen rasch. Schon seit dem Ausgange der 880er Jahre sahen sich die Magyaren außer stande, noch östlich gerichtete Raubzüge zu unternehmen; darum verließen sie 889 das entwertete und im Osten am Dnjepr geradezu unsicher gewordne Atelkuzu, um wieder weiter westwärts zu wandern. Diese zweite und endgiltige Verdrängung der Magyaren vom Nordrande des Schwarzen Meers hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt: durch die Petschenegen vorwärts

gestoßen, hat sich das Magyarenvolk, auch aus der vom Pruth und Seret her auf byzantinische Einladung hin 894 heimgesuchten Balkanhalbinsel im Mai 895 durch den tapfern Bulgaren Symeon (S. 327) gründlichst verjagt, nun (896) wie ein Keil zwischen die südosteuropäischen Slawen eingeschoben und erfüllt, hier ausharrend und kulturell gehoben, seit einem Jahrtausend diesen vom germanischen Standpunkt aus recht wichtigen Beruf noch heute.

Über die Nordkarpathen durch den Paß von Vereczke drangen die Magyaren in das Gelände der Theiß und der Donau. Man sagt, die Häuptlinge der einzelnen Stämme (neben Árpád und seinem Sohne Liuntis, der den führenden Kabaren vorstand, wird noch Kursan genannt) seien auf jener Fahrt miteinander in engere Verbindung getreten: den Árpád zu ihrem Führer wählend, hätten sie einen „Blutbund" geschlossen, indem sie das ihren Armen entnommne Blut in einem Becher auffingen und tranken. Nomaden, die von jeher auf Steppen ihr Dasein gefristet hatten, fühlten sich die Ungarn bald angezogen von der flachen Natur, die sie in der neuen Heimat (Pannonien und Slovakei bis zum Bodrog) umgab, mit ihrer großen Ausdehnung, ihrem klaren Licht und ihren wenigen Farben. Als echtes Steppenvolk an fortwährende Kämpfe gewöhnt, lebten sie halb und halb von der Beute, die sie sich als flinke Reiter von den ansässigen Nachbarn zu holen wußten. Daß sie dennoch schon vor ihrem Erscheinen in der Theißebene dem Naturzustande wilder Völker einigermaßen entrückt waren, bezeugen die alten Kulturwörter des magyarischen Sprachschatzes. Sämtliche ugrischen Sprachen, besonders die in der Wolga- und Uralgegend, enthalten viel iranische Bestandteile, deren Lautbild und Verbreitung nur aus einer frühen Beeinflussung durch eine überlegne Rasse erklärbar ist. Nicht umsonst hatten die Altmagyaren Jahrhunderte hindurch in unmittelbarer Nachbarschaft der iranischen Alanen und der Tscherkessen (Kasak, Kasogi) am Kaukasus gehaust: die sagenhaften Brüder Hunor und Mogor sollen am untern Don zwei Töchter des Alanenfürsten Dula geraubt haben und durch diese die Stammväter der Magyaren geworden sein.

An die Einnahme der neuen Heimat knüpfen sich keine langwierigen Kämpfe: niemand war da, der den Weg versperrt hätte. Die spärliche Bevölkerung verschmolz bald mit den Ankömmlingen, die sich zuerst in den Ebenen des Tieflands festsetzten, wo sie reichliche Nahrung für ihre Gestüte und Rinderherden fanden. Von hier aus erweiterten sie dann gegen die natürlichen Grenzen des heutigen Gebiets hin ihre Herrschaft. Zu fechten hatten die Ungarn nur im Nordwesten, im Gebiete des Waagflusses; endlich erlag auch Groß-Mähren ihrem Ansturme (906; S. 232). Die einzelnen Häuptlinge ließen sich mit ihren Stämmen in bestimmten Gebieten nieder und erbauten sich Burgen, die die Mittelpunkte für die Verteidigung sowohl als auch für die wirtschaftliche Verwaltung wurden. Árpád selbst zog in die Burg Attilas, in deren Ruinen, nach den (übrigens unzuverlässigen) Gesta Hungarorum des anonymen Notarius des Königs Béla, seine Ungarn „täglich Gelage hielten; sie saßen in Reihe im Palast Attilas, und die Klänge und süßen Töne der Lauten und Schalmeien, allerlei Lieder der Sänger erschollen vor ihnen". Spielleute (tegedös) besangen bei Lautenbegleitung die Thaten der gefallnen Kämpen, und Erzähler (regés) trugen aus der alten Heldensage vor.

Der kriegerische Sinn der beutelustigen Ungarn fand aber in dieser friedlichen Beschäftigung wenig Abwechslung. Sie begannen ihre Überfälle, mit denen sie 899, 921, 924, 941/42, 947 und 951 Oberitalien, 915 Sachsen, im Winter von 921 auf 922, 926 und 937 auch Mittel- und sogar Süditalien, 924, 937 und 951 Burgund und das südliche Westfranken, 937 Schwaben auf ihren flinken Rossen durchstreiften und brandschatzten, ganz Mitteleuropa ein halbes Jahrhundert hindurch in Atem haltend; stets mit reicher Beute und Sklaven beladen,

eilten sie heim. Auch die Čechen, seit dem Untergange des mährischen Reichs Nachbarn der Magyaren, hatten nun öfters unter ihren Durchzügen zu leiden; am 5. Juli 907 erlitten die Bayern einen schweren Schlag. 924 scheint sich eine magyarische Abteilung von Venetien aus einem Piratenzuge des arabischen Emirs Thamal von Tarsûs angeschlossen zu haben; andre sind um 943 nach Galicien und Andalusien gelangt. Weder Árpáds Tod (907), noch die Niederlage, die ihnen 933 der deutsche Kaiser Heinrich I. beigebracht hatte, machte ihren ausgedehnten Streifereien ein Ende; schon 934 unternahmen sie, diesmal im Bunde mit oder unter einigen Horden von Petschenegen, von denen um 915 ein Teil zum Islam bekehrt worden war, ins Rhomäerreich einen Einfall, dem man die Eigenschaft eines Kriegszugs in großem Stile zuerkennen muß: sie verwüsteten die Grenzfeste Walandar und drangen bis vor die Mauern von Konstantinopel. 943 und 948 fanden geringere Wiederholungen hiervon statt.

b) Das Seßhaftwerden und die Bekehrung zum Christentume.

Erst als es 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg eine schreckliche Niederlage erlitten und die deutsche Ostmark wieder verloren hatte, trat ein gewaltiger Umschwung in der Denk- und Lebensweise des magyarischen Volks ein. Durch die wenn auch feindliche Berührung mit dem Ausland und besonders durch die massenhafte Ansiedlung fremder Sklaven, die mit dem ungarischen Volke verschmolzen (vgl. auch, was oben S. 323 über die Einwanderung der „Ismaeliten"-Bulgaren von der Kama gesagt ist), war etwas Neues entstanden, das die obern Stände bald zur Einsicht führte, daß inmitten friedliebender Kulturvölker kein Volk ausschließlich vom Kriegshandwerke leben könne. Schon Árpáds Urenkel, „Herzog" Géza (Gejcsa, Geisa; 972—997), nahm das Christentum an. Seine Regierung bildet den Übergang der Ungarn aus den einfachen Verhältnissen heidnischer Nomaden in den Zustand einer seßhaften Nation.

Als Gézas Sohn Wajk, getauft Stephan (I.), 997 den Thron bestieg, da fand er den Boden so vorbereitet, daß er das vom Vater begonnene Kulturwerk im Laufe von vier Jahrzehnten vollenden und den Ungarn damit einen Platz in der europäischen Völkerfamilie sichern konnte. Mit staatsmännischer Klugheit schloß er sich nicht der griechischen, sondern der römischen Kirche an und öffnete dadurch sein Land dem damals neu sich entfaltenden Geistesleben des Abendlands. Seine deutsche Gemahlin Gisela, die Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich II. (gest. 995), war ihm eine treue Mitarbeiterin. Papst Silvester II. (999—1003) sandte ihm als Anerkennung seiner apostolischen Verdienste die Königskrone (1000); dabei räumte er ihm und seinen Nachfolgern auf kirchlichem Gebiet außerordentliche Rechte ein. Durch Gründung von Klöstern, Pfarreien und Bistümern schuf Stephan einen festen Grund für die Organisation der römischen Kirche in Ungarn. Freilich erhoben sich manche Stammeshäuptlinge mit den Waffen gegen die neuen Einrichtungen. Trotzdem hat das Christentum in kürzester Frist feste Wurzeln in Ungarn gefaßt. Daß es so rasch Verbreitung fand und Ungarn zum „Marienlande" (Nagyasszony országa = Reich der großen Frau) machte, ist einem im Volksglauben begründeten Umstande mit zu verdanken. Als die Magyaren ihr Heidentum aufzugeben begannen, war die Marienverehrung anderwärts schon ziemlich stark ausgebildet; die Synode zu Ephesos (431; vgl. Bd. IV, S. 201 und 205) hatte ausführlich dargethan, wie man sich Maria vorzustellen habe. Zur Zeit, da das Christentum bei den Magyaren eingeführt wurde, lebte in ihrem Volksbewußtsein die Nagyasszony (große Frau) oder Nagyboldogasszony (große selige Frau) als Mutter der Götter fort; im Gegensatze zu ihr erhielt nun Maria den Namen Kisasszony (kleine Frau, Fräulein). Das Volk verlieh die Eigenschaften der

Nagyasszony kurzerhand der Kisasszony oder Boldogasszony (seligen Frau) und machte sie zur Geburtsgöttin. Auf diese Weise lebt die Geburtsgöttin der heidnischen Magyaren im Volksglauben als Beschützerin der Kindbetterinnen und Kinder fort; selbst mit ihren heutigen, durch das Christentum mehr oder weniger zersetzten Attributen entspricht sie der Göttermutter der stammverwandten Mordwinen, der Ange-Pat'äi, und der finnischen Geburtsfee, der Kave.

Auch auf militärischem, gerichtlichem und wirtschaftlichem Gebiete ließ König Stephan Neuerungen ins Leben treten, die das innere und äußere Leben seiner Unterthanen einer großen Umwandlung unterzogen. Die Einteilung des Lands in Komitate (Gespanschaften) rührt von ihm her. Trotzdem seine verfassunggebende Thätigkeit in der Hauptsache auf Werke des Friedens hinzielte, mußte er doch mehrmals zum Schwerte greifen. Nach einem erfolgreichen Zuge gegen die Petschenegen und Mieczyslaw II. von Polen, den Nachfolger Boleslaw Chabris (S. 234), mußte er sich 1030 auch mit dem deutschen Kaiser Konrad II. messen, wodurch er im Frieden von 1031 sein Reich westwärts jenseit der Fischa bis an die Leitha und Donau erweiterte. Den Rest seines Lebens brachte der große König in Gram um den Verlust seines Sohns Emerich zu. Am 15. August 1038 beschloß der eigentliche Schöpfer des ungarischen Reichs sein thatenreiches Leben; von seinem Volke tief verehrt, wurde er 1087 von der Kirche heilig gesprochen.

C. Ungarn bis zur Schlacht bei Mohács (1038—1526).

a) Vom Tode Stephans I. bis zum Aussterben der Árpáden.

Unter Stephans des Heiligen Nachfolgern Peter Orseolo (1038—41 und 1044—46) und Samuel Aba (1041—44), Andreas I. (1046 bis Dez. 1060), Béla I. (1060—1063), in dessen Tochter Sophie die Askanier, die Staufer, die Welfen und die Wittelsbacher ihre gemeinsame Stammmutter erblicken, ferner unter Salomon (1063/64—1074, seit 1087 verschollen; schon 1063 vermählt mit Judith oder Sophie, einer Tochter Kaiser Heinrichs III. und der Agnes von Poitou) und Géza I. (Geisa; 1074—1077) hemmten Thronstreitigkeiten und innere Unruhen den Fortschritt. Die Bestrebungen des Deutschen Reichs, die 1044 erlangte Oberhoheit über Ungarn zu behaupten, nahmen 1052 mit der vergeblichen Belagerung Preßburgs durch Kaiser Heinrich III. ein Ende; denn greifbare Erfolge hatte auch der 1074er Feldzug Heinrichs IV. nicht aufzuweisen. Die Niederwerfung des Aufstands der heidnischen Bevölkerung unter ihren Stammeshäuptlingen Vatha (getötet 1046) und seinem Sohne (?) Janus (gest. um 1060/61) brach die letzte Lebenskraft des Heidentums, so daß schon Ladislaus I. der Heilige (1077 bis 29. Aug. 1095) und Koloman der Schriftkundige (Könyves Kálmán; 1095—1114) das reformatorische Werk Stephans fortzusetzen vermochten. Ende des 11. Jahrhunderts nahm Ungarn unter den unabhängigen Staaten Europas eine beachtenswerte Stelle ein. Ladislaus der Heilige, der in der ungarischen Volkssage als Vorbild der Tapferkeit und Ritterlichkeit fortlebt, verleibte das binnenländische Kroatien seinem Reich ein, errichtete (1091) in Agram ein Bistum und teilte den neuerworbnen Besitz in Komitate. Sein bücher- und kirchenfreundlicher wie auch gesetzgeberisch hervorragend thätiger Nachfolger Koloman unterwarf die dalmatischen Städte, um der steigenden Macht Venedigs einen Riegel vorzuschieben. Seit dieser Zeit blieb Kroatien ein Bestandteil des ungarischen Reichs.

Während das Reich westwärts seine Grenzen erweiterte, beunruhigten es von Osten her die Kumanen. Schon 1091, als man in Kroatien beschäftigt war, brachen sie in Ungarn verwüstend ein; in zwei Feldzügen nahm Ladislaus die Mehrzahl von ihnen gefangen und

siedelte sie in den Theißgeländen an. Der Unsicherheit des Eigentums begegnete er nach Kräften (decretum III). In dem weltbewegenden Kampfe zwischen Papst und Kaisertum versprach er zwar dem römischen Stuhle seine Hilfe gegen Kaiser Heinrich IV., mischte sich jedoch klug zurückhaltend nicht direkt in den Zwist. Im Jahre 1192 ist er heilig gesprochen worden. Unter Kolomans Regierung zogen die ersten Kreuzfahrer des Grafen Emiko von Leiningen zuchtlos durchs Land und wurden eben deswegen über die Grenzen getrieben, während Gottfried von Bouillon freundlich aufgenommen ward.

Nach Kolomans Tode bestieg sein schwachsinniger und ausschweifender Sohn Stephan II. (1116—31) den Thron; unter ihm eroberten die Venezianer beinahe den größten Teil der dalmatischen Gebiete zurück. Als er kinderlos verstarb, beugten sich die Ungarn unter den blinden Béla II. (1131—41), den samt seinem Vater, dem Herzog Almos von Kroatien, einst König Koloman wegen Teilnahme an einer Empörung hatte blenden lassen. Kaum hatte der blinde König die Regierung angetreten, so brach Borics, Kolomans Sohn von der (dann wegen Ehebruchs verstoßnen) Russin Eufemia, mit Hilfe des polnischen Herzogs Boleslaw III. ins Land, mußte aber vor der deutschen Truppe des Königs flüchten. Als aber nach Bélas II. Tode dessen unmündiger Sohn Géza II. (1141 bis Mai 1161) den Thron bestieg, suchte Borics bei den durch Ungarn ziehenden Kreuzfahrern sein Glück. Doch weder Kaiser Konrad noch König Ludwig VII. unterstützte dies abenteuerliche Unternehmen. Nun floh Borics zum byzantischen Kaiser Manuel (S. 94). Dieser hatte um die Mitte des 12. Jahrhunderts das alt gewordne Byzanz auf einige Zeit wieder aufgefrischt und suchte auf der Balkanhalbinsel dem griechischen Einflusse von neuem das Übergewicht zu verschaffen. Seinen Plänen aber war Ungarn hinderlich, dessen Selbständigkeit er deshalb auf alle Weise zu untergraben suchte. Auf Borics' Anstiften brach er in Südungarn ein, wurde jedoch von Géza II. zurückgeschlagen und zum Frieden gezwungen. Borics fiel später als griechischer Heerführer in einem Treffen gegen die Kumanen. Kaiser Manuel nahm nun die Herzoge Stephan und Ladislaus in Schutz, die sich wegen einer Empörung gegen ihren Bruder Géza 1158 zu ihm geflüchtet hatten. Über die unter diesem erfolgte erste größere Einwanderung von Deutschen nach Oberungarn und Siebenbürgen vgl. weiter unten, S. 395. Als nach Gézas Tode sein Sohn Stephan III. (1161—72) die ungarische Königskrone erbte, setzte Manuel 1162 durch Bestechungen die Gegenwahl seines Günstlings Ladislaus II. durch. Nach dessen frühem Hinscheiden (Jan. 1163?) ließ Kaiser Manuel Gézas andern Bruder Stephan IV. zum Gegenkönig ausrufen; dieser wurde jedoch, von seinen Parteigängern verlassen, 1164 durch den mit Stephan III. verbündeten Přemysliden Wladislaw II. besiegt (S. 238). Manuel schloß mit Stephan III. Frieden und nahm dessen Bruder Béla zur Erziehung nach Konstantinopel mit. Die Gefahr, die dem ungarischen Reiche von Byzanz her gedroht hatte, hörte 1180 mit Kaiser Manuels Tod auf; kurz vorher hatte Ungarn gerade durch ihn in Béla III. (1172 bis 20. April 1196) einen König erhalten, der seine griechische Bildung nur zu gunsten seines Volks benutzte. Béla III. eroberte von den Venezianern das dalmatische Gebiet mit Syrmien zurück und hielt Galizien (Halicz) eine Zeitlang besetzt. Durch seine Ehe mit Margarete, der Schwester König Philipp II. Augusts von Frankreich, wurde damals auch französisches Wesen nach Ungarn verpflanzt.

Bélas III. Sohn Andreas II. (1205—35) bekämpfte seinen Bruder Emerich (gest. Mitte Sept. 1204) wie auch dessen Sohn Ladislaus III. (gest. 7. Mai 1205 in Wien) und unternahm 1217 einen eignen Kreuzzug. Heimgekehrt, lebte er in fortwährender Uneinigkeit mit seinen Großen. Nach langen Kämpfen, in denen die von Benedikt Bór, genannt Bánk bán

(Banus Bánk), geleiteten Unzufriednen 1213 die Königin Gertrude getötet hatten, gab Andreas II. 1222 das für die ungarische Verfassung berühmte Grundgesetz, die „Goldne Bulle", wodurch er, die Übermacht der Grafen brechend, dem kirchlichen und weltlichen niedern Adel weitgehende Rechte einräumte und einen bleibenden Einfluß auf Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung sicherte (s. die beigeheftete Doppeltafel „König Ludwig I. bestätigt am 11. Dezember 1351 die Goldne Freiheits-Bulle vom Jahr 1222", mit Umschrift und erklärender Übersetzung).

Unter der Regierung seines Sohns Béla IV. (1235—70) brachen im März 1241 die Mongolen Batus (Bd. II, S. 171) ins Land, das sie ein ganzes Jahr hindurch furchtbar verwüsteten. Der österreichische Herzog Friedrich II. der Streitbare, der letzte der Babenberger, besetzte unterdessen den Westen und beraubte die Königin Maria, die zu ihm geflüchtet war, ihrer Schätze. Nach dem Abzuge der wilden Horden (Frühjahr 1242) stellte der aus Dalmatien heimgekehrte König — teilweise mit Hilfe der Johanniter (vgl. S. 349) — binnen kurzem die Wohlfahrt wieder her (S. 296) und unternahm einen Feldzug gegen den österreichischen Herzog, der in der Schlacht bei Wiener-Neustadt ohne Erben ums Leben kam (15. Juni 1246). Nun hielt Béla IV. das reiche Erbe besetzt, mußte sich aber seit Juli 1260 (S. 241 unten) mit dem böhmischen König Přemysl Ottokar II. darein teilen und schließlich ganz darauf verzichten, während Böhmens Macht bis an das Adriatische Meer reichte, weil für Deutschland die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums eingetreten war.

Ladislaus IV. (1272—90), der Sohn Stephans V. (1270—72) und ein Enkel Bélas IV., vergeudete, nachdem er am 26. August 1278 dem Habsburger zum Sieg über Ottokar bei Dürnkrut verholfen hatte, seine Zeit schwelgerisch in Gelagen, die er mit den Kumanen abhielt, denen er durch seine Mutter, eine kumanische Häuptlingstochter, verwandt war. Kaum war er im stande, die Tataren zu vertreiben. Am 31. August 1290 wurde er bei einem Gelage von denen ermordet, die er am meisten liebte, von Kumanen. Der an sich unberechtigte Versuch Rudolfs von Habsburg, Ungarn als nunmehr erledigtes Reichslehen seinem Sohn Albrecht zu übertragen, hatte nur den Zweck, dort Zugeständnisse zu erlangen.

Mit Andreas III. (1290 bis 14. Jan. 1301), gegen den der von Papst Nikolaus IV. aufgestellte Gegenkönig Karl Martell von Anjou (gest. 1295), ein Schwiegersohn Rudolfs von Habsburg, nur von Dalmatien und Kroatien anerkannt ward, starb die männliche Linie der Árpáden aus. Unter ihrer Herrschaft war das ungarische Volk vom Geiste christlicher Kultur durchdrungen worden, ohne der Religion seine nationalen Interessen aufzuopfern. Im Grunde war es die Politik der Árpáden gewesen: die Entfaltung des ungarischen Volkstums dem Westen freihändig anzuschließen und mit dem Schwerte des freien Manns Unglauben und Barbarei zu bekämpfen. Der Boden Ungarns hatte sich mit Kirchen, Klöstern und Schulen bedeckt, von denen die Hochschule zu Veßprim früh ein Heim für Kunst und Wissenschaft wurde. Von christlichem Geiste durchdrungen sind auch die ältesten Überbleibsel der ungarischen Litteratur. Das erste in ungarischer Sprache geschriebne, dem angehenden 13. Jahrhundert entstammende Denkmal ist die „Grabrede mit dazu gehörigem Gebet" (Halotti beszéd); darin spiegelt sich noch klar der Geist des Volks wider, das sich auf sturmgepeitschter Steppe herumgetummelt und noch vor kurzem seine Toten samt dem Rosse beerdigt hatte.

b) Die Befestigung des ständischen Königtums durch das Haus Anjou.

Mit dem Aussterben der männlichen Linie der Árpáden traten verschiedne Verwandte aus weiblichen Linien mit Ansprüchen auf den erledigten Thron hervor (vgl. den Stammbaum

König Ludwig I. von Ungarn bestätigt 1351 die Goldene Bulle von 1222.

Lodovicus dei gratia Hungarie, Dalmacie, Croacie, Rame, Servie, Gallicie, Lodomerie, Cumanie Bulgarieque Rex, princeps Salernitanus et honoris montis ſancti Angeli dominus. Omnibus Chriſti fidelibus preſentibus pariter et futuris preſencium noticiam habituris Salutem in eo, qui Regibus dat feliciter regnare et victoriose triumphare. Tronus et potentia Regalis dignitatis tunc dinoſſcitur roborari, cum ſubditorum quieti et tranquilitati provida circumſpectione providetur, Ipſisque digno remuneracionis bravio in libertatibus largiendis, ymo eciam per alios Reges pia confideracione inſtitutis confovendis nec non confirmandis liberaliter reſpondetur. Nam obſervancia fidei ſui trahens originem debitum racionis native legibus ſtabilis perſeverat, cum benivolencia principis in ſuos oſtenſa, Regnicolas ſic ſemper coaleſcit in ſubditos, ut, niſi vite ſuffocetur igniculus in corpore, vigor fidei non lenteſcit. Ea propter ad univerſorum noticiam harum ſerie volumus pervenire: Quod Baronum nec non procerum et Nobilium Regni noſtri cetus et univerſitatis ydemptitas noſtrum Regium conſpectum adeundo, fidelitatibus ſuis et fidelium ſerviciorum preclaris meritis in cunctis noſtris et Regni noſtri negocijs proſperis et adverſis cum ſumpme fidelitatis ſtudio et votiva diligencia noſtre majeſtati exhibitis et impenſis declaratis et noſtram in memoriam revocatis: exhibuerunt nobis quasdam literas privilegiales Illuſtriſſimi principis domini Andre, tertij Bele Regis filij, olym Incliti Regis Hungarie, Avi et predeceſſoris noſtri pie recordacionis, Aurea bulla ſua roboratas libertates ipſorum per Sanctiſſimum Stephanum Hungarice gentis Regem et Apostolum (ut predicte litere declarabant) Ipſis inſtitutas innovantes et confirmantes tenoris ſubſequentis ſupplicantes unanimiter et conformiter noſtre humiliter majeſtati, ut ipſas acceptantes, ratificantes et approbantes preſentibus de verbo ad verbum tranſumpmi faciendo ſimul cum omnibus libertatibus eorum in eisdem expreſſis, excepto ſolummodo uno articulo in ſubſequentibus declarando, confirmare, et easdem libertates in dictis literis expreſſas ex Regie benignitatis clemencia autoritate Regia innovando ipſos in eisdem perhempnaliter fruituros et gavifuros literis noſtris privilegialibus mediantibus ſtabilire dignaremur, quarum tenor talis eſt:

In nomine sancte trinitatis et individue unitatis. Andreas dei gratia Hungarie, Dalmacie, Croacie, Rame, Servie, Gallicie, Lodomerieque Rex in perpetuum. Quoniam libertas tam nobilium Regni noſtri quam eciam aliorum inſtituta a ſancto Stephano Rege per aliquorum Regum potenciam ulciſcencium aliquando iram propriam, aliquando etiam attendencium conſilia falſa hominum iniquorum vel ſectaacium propria lucra fuerat inquamplurimis diminuta, multociens ipſi Nobiles noſtri ſerenitatem noſtram et predeceſſorum noſtrorum Regum ſuorum precibus et inſtancia multa pulſaverunt ſuper reformacione Regni noſtri. Nos igitur eorum peticioni ſatisfacere cupientes in omnibus ut tenemur, preſertim quia inter nos et eos occaſione hac jam ſepius ad amaritudines non modicas eſt proceſſum, quod ut regia honorificencia plenius conſervetur convenit evitari (hoc enim per nullos alios melius fit, quam per eos), concedimus tam eis quam alijs hominibus regni noſtri libertatem a ſancto Rege conceſſam ac alia ad ſtatum regni noſtri reformandum pertinentia ſalubriter ordinamus, in hunc modum: ut annuatim in feſto ſancti Regis niſi arduo negocio ingruente vel infirmitate fuerimus prohibiti Albe teneamur ſollempnizare, et ſi nos intereſſe non poterimus, Palatinus proculdubio ibi erit pro nobis, ut vice noſtras cauſas audiat, et omnes ſervientes qui voluerint libere illuc conveniant. Volumus etiam, quod nec nos nec poſteri noſtri aliquo tempore ſervientes capiant vel deſtruant favore alicuius potentis, niſi primo citati fuerint et ordine judiciario convicti. Item nullam collectam nec liberos denarios colligi faciemus ſuper predia ſervientium, nec domos nec villas deſcendemus niſi vocati. Super populos etiam eccleſiarum ipſorum nullam penitus collectam faciemus. Si quis ſerviens ſine filio deceſſerit, quartam partem poſſeſſionis filia optinebit, de reſiduo ſicut ipſe voluerit diſponat, et ſi morte preventus disponere non potuerit, propinqui ſui qui eum magis contingunt obtineant, et ſi nullam penitus generacionem habuerit, rex obtinebit. Comites parochiani predia ſervientum non diſcuciant niſi cauſa monetarum et decimarum. Comites curie parochyani nullum penitus diſcuciant niſi populos ſui Caſtri, fures et latrones Byloky Regales diſcuciant ad pedes tamen ipſius Comitis. Item populi coniurati in unum fures nominare non poſſint, ſicut conſueverant. Si autem Rex extra Regnum exercitum ducere voluerit, ſervientes cum ipſo ire non teneantur niſi pro pecunia ipſius; et poſt reverſionem judicium exercitus ſuper eos non recipiet. Si vero ex adverſa parte exercitus venerit ſuper Regnum, omnes univerſaliter ire teneantur. Item ſi extra Regnum cum exercitu iverimus, omnes qui Comitatus habent vel pecuniam noſtram nobiscum ire teneantur. Palatinus omnes homines regni noſtri indifferenter diſcuciat; ſed cauſam nobilium, que ad perdicionem capitis vel ad deſtructionem poſſeſſionum pertinet, ſine conſcientia Regis terminare non poſſit. Judices Vicarios non habeant, niſi unum in Curia ſua. Curialis Comes noſter, donec in Curia manſerit, omnes poſſit judicare et cauſam in Curia inchoatam ubique terminare. Sed manens in predio ſuo priſtaldum dare non poſſit nec partes

Ludwig I., von Gottes Gnaden König von Ungarn ꝛc.
Allen Chriſtgläubigen unſern königlichen Gruß!

Der Königsthron ſteht dann am feſteſten, wenn für die Ruhe der Unterthanen umſichtigt vorgeſorgt wird durch Gewährung und Beſtätigung von Freiheiten.

Vertrauen um Vertrauen, Treue um Treue; darum wollen wir gern der Bitte unſrer Barone, Vornehmen und Adligen entſprechen und

die Freiheiten, die ihnen einſt Stephan der Heilige, König und Apoſtel der Ungarn, gegeben und unſer Ahn und Vorgänger Andreas II., der Sohn Belas III., durch die Goldene Bulle bekräftigt hat, mit Ausnahme eines einzigen, unten zu erklärenden Satzes von neuem beſtätigen.

Ihr Wortlaut aber iſt folgender:
Im Namen der heiligen Dreiheit und unteilbaren Einheit. Andreas II., von Gottes Gnaden König von Ungarn ꝛc.
Da die vom heiligen Stephan gegebene Freiheit der Adligen wie auch Andrer in unſerm Königreiche von einigen Königen vielfältig gemindert worden war, ſo haben ſie uns oft um eine Beſſerung der zerrütteten Zuſtände des Reiches gebeten.
Willens, ihrer Bitte bei allem, wie wir es ſchuldig ſind, zu entſprechen, gewähren wir ihnen die alte Freiheit und verordnen, wie folgt:

1. Alljährlich beim heil. Stephansfeſte ſollen wir in Stuhlweißenburg eine Verſammlung abhalten, und nur in dringenden Fällen darf uns der Palatin vertreten.

2. Kein Adliger ſoll ungehört verurteilt werden.

3. Die Güter unſrer Adligen und der Kirchen ſind frei von beſtimmten Abgaben; auch wollen wir uns dort nur auf Einladung aufhalten.

4. Unſre Adligen, die keine Söhne haben, dürfen frei über ihr Vermögen verfügen.

5. Die Rechtſprechung der Komitatsvorſtände über die Hinterſaſſen des Adels iſt auf Münz- und Zehentſachen beſchränkt. Dem Hofrichter der Burgen iſt nur das eigene Burgvolk unterworfen.

6. Diebſtähle ſollen nicht durch die „Landfrage" verfolgt werden.

7. Gegen feindlichen Angriff haben Alle Heeresfolge zu leiſten, bei Kriegszügen ins Ausland nur die Inhaber von Komitaten und die Angeworbenen.

8. Auch die Gerichtsbarkeit des Palatins iſt Beſchränkungen unterworfen. Ein Richter darf nur einen Stellvertreter haben.

9. Unſer Hofrichter ſpricht am Hofe Recht; iſt er auf ſeinen Gütern, ſo ſoll er weder Parteien vorladen noch Fronboten ausſchicken.

facere citari. Si quis Jobagio habens honorem in exercitu fuerit mortuus, eius filius vel frater congruo honore ſit donandus, et ſi ſerviens eodem modo fuerit mortuus, eius filius ſicut Regi videbitur donetur. Si hoſpites, videlicet boni homines, ad regnum venerint, ſine conſilio Regni ad dignitates non promoveantur. Uxores decedencium vel condempnatorum ad mortem per ſententiam vel in duello ſuccumbencium vel ex quacunque alia cauſa non fraudentur dote ſua. Jobagiones ita ſequantur Curiam vel quocunque proficiſcantur, ut pauperes per eos non opprimantur nec ſpolientur. Si quis Comes honorifice ſe juxta Comitatus ſui qualitatem non habuerit vel deſtruxerit populos Caſtri ſui, convictus ſuper hoc coram omni Regno dignitate ſua turpiter ſpolietur cum reſtitucione ablatorum. Agaſones, caniferi et falconarij non preſumpma[n]t deſcendere in villis ſervientium. Integros Comitatus vel dignitates quascunque in predia ſeu poſſeſſiones non conferemus perpetuo. Poſſeſſionibus etiam, quas quis juſto ſervicio obtinuerit, aliquo tempore non privetur. Item ſervientes accepta licentia a nobis poſſint libere ire ad filium noſtrum seu a majori ad minorem nec ideo poſſeſſiones eorum deſtruantur. Aliquem juſto judicio filij noſtri condempnatum vel cauſam inchoatam coram ipſo, priusquam terminetur coram eodem, non recipiemus nec e converſo filius noſter. Jobagiones Caſtrorum teneantur ſecundum libertatem a ſancto Rege conſtitutam. Similiter et hoſpites cujuscumque nacionis ſecundum libertatem ab inicio eis conceſſam teneantur. decime argento non redimantur, ſed ſicut terra protulerit vinum vel ſegetes perſolvantur; et ſi Epiſcopi contradixerint, non juvabimus ipſos. Epiſcopi ſuper predia ſervientium equis noſtris decimas non dent nec ad predia Regalia populi eorundem decimas ſuas aportare teneantur. Porci noſtri, in ſilvis vel pratis ſervientium non pascantur contra voluntatem eorum. Nova moneta noſtra per annum obſervetur a paſca uſque ad paſca, et denarij tales ſint, quales fuerunt tempore Regis Bele. Comites Camare monetarij, Salinarij et tributarij nobiles regni, Iſmaelite et Judei fieri non poſſint. Sales in medio Regni non teneantur niſi tantum in Zal[n]och et in Zeged et in confinijs. poſſeſſiones extra regnum non conferantur; ſi alique collate vel vendite, populo regni ad redimendum reddantur. Marturine juxta conſuetudinem a Colomano Rege conſtitutam ſolvantur. Si quis ordine judiciario fuerit condempnatus, nullus potentum eum poſſit defendere. Comites jure ſui Comitatus tantum fruantur, cetera ad Regem pertinentia ſcilicet cybriones, tributa, boves et duas partes Caſtrorum Rex obtineat. Item preter hos quatuor Jobagiones ſcilicet Palatinum, Banum et Curiales Comites Regis et Regine duas dignitates nullus teneat. Et ut hec noſtra tam conceſſio quam ordinacio ſit noſtris noſtrorumque ſucceſſorum temporibus in perpetuum valitura, eam conſcribi fecimus in ſeptem paria literarum et aureo Sigillo noſtro roborari. Ita quod unum par mittatur domino Pape, et ipſe in regiſtro ſuo ſcribi faciat. Secundum penes hoſpitale. Tertium penes templum. Quartum apud Regem. Quintum in Capitulo Strigonienſi. Sextum in Colocenſi. Septimum apud Palatinum, qui pro tempore fuerit, reſervetur. Ita quod ipſam Scripturam pre oculis ſemper habens nec ipſe deviet in aliquo in predictis nec Regem vel nobiles ſeu alios conſenciat deviare, ut et ipſi ſua gaudeant libertate ac propter hoc nobis et ſucceſſoribus ſemper exiſtant fideles et Corone Regie obſequia debita non negentur. Statuimus etiam, ut, ſi nos vel aliquis ſucceſſorum noſtrorum aliquo unquam tempore huic diſpoſicioni contraire voluerit, liberam habeant harum autoritate ſine nota alicuius infidelitatis tam Epiſcopi quam alij Jobagiones ac nobiles Regni noſtri univerſi et ſinguli preſentes ac poſteri reſiſtendi et contradicendi nobis et noſtris ſucceſſoribus in perpetuum facultatem. Datum per manus Cleti, Aule noſtre Cancellarii et Agrienſis eccleſie prepoſiti Anno verbi incarnati Milleſimo ducenteſimo vigeſimo ſecundo venerabili Johanne Strigonienſe, Reverendo Ugrino Colocenſe Archyepiſcopis exiſtentibus, Deſiderio Chanadienſe, Roberto Weſprimienſe, Thoma Agrienſe, Stephano Zagrabienſe, Alexandro Waradienſe, Bartholomeo Quinqueeccleſienſe, Coſma Gevrienſe, Briccio Wacienſe Epiſcopis exiſtentibus, Regni noſtri anno decimo ſeptimo.

Nos igitur peticioni dictorum Baronum, procerum et nobilium Regni noſtri aures exaudibiles Regio cum favore inclinantes conſideratis et in memoriam revocatis fidelibus obſequijs et fineriſſimis complacentijs eorundem, quibus in cunctis noſtris et Regni noſtri negocijs proſperis pariter et adverſis, ſpecialiter vero in ſumpmenda vindicta innoxij ſanguinis olim domini Andree Jeruſalem et Sicylie Regis, fratris noſtri kariſſimi beate recordacionis, cujus dyre necis acerbitas fere totius orbis fines ſeu plagas perpulſavit, ad dictum Regnum Sycilie nobiſcum proficiſcendo inopinatis fortune caſibus et varijs perſonarum periculis ſumpma fidelitate fulti intrepide ſe ſubmittendo noſtre majeſtati ſtuduerunt complacere et ſe reddere utique gratioſos et acceptos: volentes voto ipſorum gratioſe occurrere et eorum beneplacitum adimplere, ut ipſos ad ſimilia fidelitatis opera exercenda devota mente incitemus, predictas literas ipſius domini Andre Regis, Avi et predeceſſoris noſtri kariſſimi, Aurea Bulla ſua roboratas omni penitus ſuſpicione carentes de verbo ad verbum preſentibus inſertas acceptantes, ratificantes et approbantes ſimul cum omnibus libertatibus in eisdem expreſſis (excepto ſolummodo uno articulo modo prenotato de eodem privilegio excluſo, eo videlicet: *quod nobiles homines ſine herede decedentes possint et queant ecclesiis vel alijs quibus volunt in vita et in morte dare vel legare, possessiones eorum vendere vel alienare;* imo ad iſta

10. Der Sohn oder Bruder eines im Kriege gefallnen Barons oder Adligen wird königlich entſchädigt. 11. Eingewanderte Fremde ſollen nicht ohne den Rat des Reiches zu Würden befördert werden. 12. Witwen dürfen ihres Heiratsgutes nicht beraubt werden. 13. Die Barone ſollen dem Hof ohne Bedrückung der Bauern folgen. 14. Ein Graf, der ſeine Grafſchaft brandſchatzt, wird ſchimpflich mit Verluſt ſeiner Würde beſtraft und hat das Geraubte herauszugeben. 15. In die Güter der Adligen dürfen Treiber, Rüdenmeiſter, Meuten und Falkeniere nicht eindringen. 16. Grafſchaften oder andre Würden auf ewige Zeiten werden wir nicht vergeben. 17. Eines rechtmäßig verdienten Beſitzes ſoll niemand beraubt werden. 18. Mit unſrer Erlaubnis dürfen ſich Adlige unſerm Sohn anſchließen; auch werden wir die Urteile unſers Sohnes achten und umgekehrt. 19. Die Burgleute wie die Fremden werden nach ihrem alten Recht behandelt. 20. Die Zehnten werden nicht in Silber abgelöſt, ſondern je nach dem Ertrag in Wein oder Getreide entrichtet. 21. Die Biſchöfe ſind nicht gehalten, aus dem Zehnten den königlichen Pferden Futter zu liefern. 22. Die königlichen Schweine dürfen nur mit Erlaubnis der Adligen in deren Wäldern und Wieſen weiden. 23. Unſre neue Münze ſoll ein Jahr lang, von Oſtern bis Oſtern, Umlauf haben und wie in den Zeiten Belas geprägt werden. 24. Das Amt eines königlichen Münz-, Salz- und Steueraufſehers dürfen Ismaeliten und Juden nicht bekleiden. 25. Salzſtätten gibt es nur in Szolnok, in Szegedin und an den Grenzen. 26. Beſitz darf nicht an Ausländer kommen. 27. Das Mardergeld wird nach der Beſtimmung König Kolomans gezahlt. 28. Rechtlich Überführte dürfen von den Mächtigen nicht geſchützt werden. 29. Der Graf genießt nur ſeinen beſtimmten Teil der Einkünfte einer Grafſchaft, den andern der König.

30. Abgeſehen von dem Palatin, dem Ban und den beiden Hofgrafen des Königs und der Königin, darf niemand zwei Ämter innehaben.

31. Alle dieſe Verfügungen ſind mit unſerm goldnen Siegel zu bekräftigen und in 7 gleichlautenden Urkunden an 7 verſchiedenen Orten niederzulegen. Im Falle, daß wir oder einer unſrer Nachfolger dagegen verſtoßen wollten, darf ungeſcheut von unſern Edeln Einſpruch und Widerſtand erhoben werden [1687 aufgehoben].

Gegeben ꝛc. im Jahre des menſchgewordenen Wortes 1222 ꝛc.

Dieſe Goldene Bulle des Königs Andreas II. alſo wollen wir zum Danke für treu geleiſtete Dienſte

(mit Ausnahme des folgenden Satzes: „Adlige ohne Leibeserben dürfen Kirchen oder einem beliebigen andern bei Lebzeiten oder für den Todesfall von ihrem Vermögen vermachen, was ſie wollen“, da vielmehr die nächſten männlichen Verwandten des Mannesſtammes und deren Kinder als nächſtberechtigte Erben gelten ſollen [dieſes Recht der ſogen. Aviticitas hat in Ungarn bis 1848 gegolten])

facienda nullam penitus habeant facultatem, ſed in fratres proximos et generaciones ipſorum poſſeſſiones eorundem de jure et legitime, pure et ſimpliciter absque contradictione aliquali devolvantur, ut tenor continet prlvilegij Bullati domini Andre Regis ſupradicti) confirmantes et easdem libertates de beneplacita voluntate Sereniſſime Principiſſe domine Elyzabeth eadem gratia Regine Hungarie, genitricis noſtre kariſſime, ac de conſilio eorundem Baronum noſtrorum, e regie benignitatis clemencia innovando ipsos in eisdem perhempnaliter commiſimus fruituros et gaviſuros. Inſuper pro tranquiliori ſtatu et pacifico commodo eorundem Regnicolarum noſtrorum de voluntate eiusdem genitricis noſtre et conſilio eorundem Baronum noſtrorum ipſis ex ſolita liberalitate huiusmodi libertates infrafcriptas ſuperaddendo duximus concedendas. Quod ſi prelati vel aliqui viri eccleſiaſti[ci] contra nobiles regni noſtri in aliqua cauſa in preſencia alicuius judicis Regni noſtri proceſſerint et litem habuerint, tunc pro cauſa, pro qua agitur, Lite pendente interdictum in eos ponere vel contra ipſos ſentenciam excommunicacionis non poſſint promulgare, ſicut hactenus uſi ſunt et conſueti, absque ſcitu et noticia regie majeſtatis. et ſi ijdem viri eccleſiaſtici ſeu prelati tramite juris obſervato in alicuius Regi[i] judicis preſenciam de jure convicti fuerint, tunc in eiusdem gravaminis penam, quo eorum adverſarios intendebant honerare ſeu agravare, incidant eo facto. nec pro funere hominum per aliquem vel per aliquos interemptorum Archydiaconi mala conſuetudine, ſicut uſi ſunt, unam Marcam exhigere valeant atque poſſint. Minuti etiam Conventus ab emanacione literarum ſuarum ſuper perpetuacione poſſeſſionum conficiendarum ceſſent, et eorum ſigilla omni careant firmitate. Lucrum vero Camere, prout tempore Incliti Principis domini Karoli olym regis Hungarie, genitoris noſtri kariſſimi pie memorie, de quolibet integro fundo Curie tres groſſi ſolvebantur, ſic et nunc cum tribus groſſis in noſtra Camera cudendis (quorum groſſorum unus ſex denarios Camare noſtre in valore et quantitate ſex latorum Wiennenſium valeat et ipſorum groſſorum quatuordecim unum fertonem faciant) persolvatur; ſuperfluos autem denarios videlicet dicarum redempcionem et victualia recipere non valeant. villicos et ſervientes in proprijs eorum poſſeſſionibus commorantes ac ſervos ipſius lucri Camare dicatores dicare et ſuper ipſos lucrum Camere exhigere non poſſint; et generaliter dicendo nichil plus quam tres groſſos recipere valeant et extorquere. Preterea ab omnibus Jobagionibus noſtris aratoribus et vineas habentibus in quibuslibet villis liberis ac etiam udwarnicalibus villis quocunque nomine vocitatis ac reginalibus conſtitutis (exceptis Civitatibus muratis) nonam partem omnium frugum ſuarum et vinorum ipſorum exhigi faciemus et domina Regina exhigi faciet; ac predicti Barones et nobiles ſimiliter ab omnibus aratoribus Jobagionibus et vineas habentibus in quibuslibet poſſeſſionibus ipſorum exiſtentibus nonam partem omnium frugum ſuarum et vinorum ſuorum eorum uſibus exhigant et recipiant. Prelati quoque et viri eccleſiaſtici Jobagiones habentes primo decimas et poſt hec ſimiliter nonam partem omnium frugum ſuarum et vinorum ſuorum exhigant; et ſi qui in exactione predicta ſecus fecerint, nos in talium rebellium et preſentem noſtram ſtat[uc]ionem alternancium poſſeſſionibus pro uſu noſtro ipſam nonam partem ipſarum frugum et vini exhigi faciemus ſine diminucione et relaxacione aliquali, ut per hoc honor noſter augeatur et ipſi Regnicole noſtri nobis fidelibus poſſint ſamulari. de poſſeſſionibus enim a nobis et noſtris ſucceſſoribus inveniendis juxta earum quantitatem videlicet de poſſeſſione proventus decem marcarum facienti vicecancellarius noſter unam marcam et ſcriptor unum fertonem et de maioribus poſſeſſionibus proventus viginti marcarum facientibus duas marcas et ſcriptor ſimiliter unum fertonem recipere poſſint et habere, et ſic conſequenter juxta excreſcentiam poſſeſſionum de novo inveniendarum. Tributa etiam injuſta ſuper terris ſiccis et fluvijs ab infra deſcendentibus et ſupra euntibus non exhigantur niſi in pontibus et navigijs ab ultra transeuntibus perſolvatur, cum in eisdem nobiles et ignobiles regni noſtri multo et nimium percepimus agravari. Ceterum ſi quis nobilis ordine judiciario in facto potentiali ſuccumbitus duelli in pena calumpnie a[tte]ſtationis falſi teſtimoni et exhibicionis falſarum literarum ac ſentencie capitalis pro quocunque facto in preſentia Palatini et judicis Curie noſtre aut alterius cuiuscunque judicis preſencia convictus fuerit, judex illius cauſe talem convictum recaptivet et tribus diebus cauſa reformacionis pacis inter partes fiende et ordinande detineat; et ſi concordare nequirent, tunc in manus ſui adverſarij ad infligendam ſibi penam juxta regni conſuetudinem et de jure debitam aſſignet. et ſi tali convicto pars adverſa mortem vel aliam penam conſuetudinis regni de jure debendam infligerit vel [infligi] fecerit, tunc a judice et parte adverſa ſine recepcione alicuius pecunie vel gravaminis poſſeſſionis ſue erit expeditus; filijque, fratres, proximi, ſorores et uxores pro exceſſu talis pereuntis hominis non debeant agravari, ſed in poſſeſſionibus, domibus et bonis ipſorum quieti et pacifici permaneant. Si autem cum parte adverſa homo premiſſo modo convictus poſſet concordare, judex non ultra niſi quinquaginta marcas dando ſibi terminum debitum ad easdem perſolvendas recipere poſſit; et ſi dato ſibi termino ſolvere non curaret, de poſſeſſione ſua expirato ipſo termino recepto homine Regio et teſtimonio alicuius Capituli vel credibilis Conventus porcionem vel porciones ipſas quinquaginta marcas valentem vel valentes poſſit occupare tam diu poſſidendam vel poſſidendas, donec per hos, quorum redempcioni eadem vel eedem magis convenire dignoſcuntur, pro ipſis quinquaginta marcis redimantur. ad eorundem etiam nobi-

im Einverſtändnis mit unſrer königlichen Mutter Eliſabeth [Wladislaws I. von Polen Tochter und Caſimirs des Großen Schweſter, die dem Haus Anjou den kurzen Beſitz von Polen zubrachte] und mit unſern Baronen gnädig von neuem beſtätigen.
Hierüber haben wir noch folgende Freiheiten gewährt:

1. Männer der Kirche dürfen während des Rechtsſtreits gegen Adlige keinerlei kirchliche Maßregeln gegen dieſe anwenden.

2. Erzprieſter dürfen für die Beſtattung eines Getöteten nicht wie bisher eine Mark verlangen.

3. Die Siegel kleiner kirchlicher Körperſchaften haben in Grundbeſitzfragen keine Beweiskraft.

4. Als Abfindung für die Münzerneuerung ſollen wie zu Zeiten unſers königlichen Vaters Karl von jedem Grundſtück drei Groſchen (zu 6 Pfennigen) an den Hof gezahlt werden.

5. Ortsrichter, ihre Güter ſelbſt bebauende königliche Knechte und deren Untergebne ſind von dieſer Abgabe frei.

6. Abgeſehen davon haben wir ebenſo von unſern begüterten Hörigen als die Barone von den ihrigen den neunten Teil der Einkünfte aus der Landwirtſchaft als Abgabe zu fordern. Die Geiſtlichen haben außer dem Zehnten dieſelbe Abgabe von ihren Leuten einzutreiben.

7. Für Urkunden, die in unſrer Kanzlei über Schenkungen von größeren Liegenſchaften ausgeſtellt werden, iſt je nach deren Ertrag eine Gebühr zu entrichten.

8. Ungerechte, Bedrückungen veranlaſſende Zölle ſind aufgehoben.

9. Einen gerichtlich überführten Adligen ſoll der Richter drei Tage lang feſthalten, damit durch einen Vergleich mit der Gegenpartei die Klage erledigt werden kann. Erfolgt ein ſolcher nicht, ſo ſoll er ihn ihr zur Strafe nach den Gewohnheiten des Königreichs überantworten; in ſolchem Fall iſt keine Bußzahlung zu leiſten.

10. Die Angehörigen des Verurteilten dürfen um des Verurteilten willen in keiner Weiſe beläſtigt werden. Vergleicht ſich der Überführte mit der Gegenpartei, ſo ſoll der Richter nicht mehr als 50 Mark bis zu einem beſtimmten Termin empfangen; wird bis dahin nicht gezahlt, ſo findet Pfändung ſtatt.

11. Die Adligen unſers Königreiches genießen alle [auch die im Herzogtume Sclavonien] dieſelben Freiheiten.

lium peticionem annuimus, ut univerſi veri nobiles intra terminos regni noſtri conſtituti tam in tenutis ducalibus ſub incluſione terminorum ipſius Regni noſtri exiſtentes ſub una et eadem libertate gratulentur. Lucrum etiam Camare noſtre nobiles inter fluvios Drawe et Zave ac de Poſoga necnon de Walbo cum alijs veris nobilibus Regni noſtri unanimiter ſolvere teneantur, nec ratione collecte marturinarum Banzuluſmaya vocatarum a modo et in poſterum moleſtentur, ſed ab omni exaccione aliarum quarumlibet collectarum hactenus perſolvi conſuetarum exempti penitus tanquam ceteri Regni noſtri Nobiles aliarum partium inmunes habeantur. Si vero alique minere auri vel argenti, cupri, ferri vel alie fodine in poſſeſſionibus nobilium invenirentur, absque competenti concambio non auferantur, ſed pro talibus poſſeſſionibus mineras auri in ſe germinandis, ſi Regie placuerit voluntati, equales poſſeſſiones conferat nobilibus prenotatis; alioquin ſi ipſas poſſeſſiones minerofas regia majeſtas pro concambio habere nollet, extunc jus regale ſeu urburas juri regio pertinentes percipi ſuo nomine faciet easdem poſſeſſiones ipſis nobilibus cum ceteris quibuslibet ſuis utilitatibus, proventibus et juribus relinquendo, prout etiam idem dominus Karolus Rex, genitor noſter kariſſimus, ipſis regnicolis annuerat litterarum ſuarum per vigorem. Si autem alicui poſſeſſionem vel poſſeſſiones contulerimus, ille poſſeſſionem vel poſſeſſiones eidem collatas pro ſe recapiat et non nomine noſtro, ſed nomine ipſorum proprio cum contradictoribus in ſtatucione dicte poſſeſſionis aparentibus trahat litem ita, quod nomen noſtrum ipſi litigionarie queſtioni non immiſceant nec procuratorias literas ad execucionem talium cauſarum a nobis recipere poſſint ſeu inpetrare. nobiles etiam ad loca tributorum ire non compellantur, ſed per portus, quos voluerint, libero tranſitu absque aliquali inpedimento pociantur. nec etiam Jobagiones aliquorum regnicolarum noſtrorum ad Regiam vel reginalem celſitudinem pertinentes vel ad eccleſiarum prelatos aut potentes regni noſtri attinentes absque voluntaria permiſſione dominorum eorundem Jobagionum potenter abducantur. denique iſtam conſuetudinem, quod, dum nobiles Regni noſtri ad conducendum uxores eorum accedunt et more ſolito cum eorum uxoribus ad propria redeuntes in pontibus et tributis una marca exhigitur, duximus caſſandam et anichilandam. Nichilominus etiam in Civitatibus et liberis villis Regalibus et Reginalibus Prelatorum et baronum ac aliorum nobilium tenutis et poſſeſſionibus Jobagiones Regnicolarum noſtrorum pro priſtinis factis non poſſint inpediri, prohiberi ſeu areſtari in rebus et perſonis, ſed ſi ijdem vulnera, leſiones, mortem, incendia et alia conſimilia enormia perpetrarent manifeſte, extunc ex parte eorundem judicium et juſticia inpendatur, et quilibet querelantes in propriorum dominorum ſuorum preſencia judicium et juſticiam proſequantur congruentem. Porro pro exceſſibus patris filius nec in perſona nec in poſſeſſionibus nec in rebus condempnetur. Epiſcopi quoque, Capitula, Abbates, conventus, prepoſiti jet cetere poſſeſſionate eccleſiaſtice perſone cum tribus literis Inquiſitorijs (niſi regia majeſtas deſtinatis probis viris, quos maluerit, experiatur et informetur inter Nobiles et eccleſias ſuper poſſeſſionibus aquirendis) poſſeſſionem nec requirere nec rẽtinere poſſint niſi cum literis privilegialibus Regis vel Reginalibus aut Judicum vices gerentium Regie majeſtatis. homines autem Capitulorum ſeu Conventuum, qui ex mandato Regio pro teſtimonio ducuntur, non poſſint eſſe alij niſi hij, qui dignitates habent in eadem ecclesia. et ſi ipſius Capituli vel Conventus teſtimonium in equo ſuo proprio ductus fuerit, tunc per diem duos groſſos, ſi vero in equo ipſius Nobilis ducetur, tunc per diem unum groſſum ipſi idem nobilis dare teneatur. Homo autem regius, qui ducitur ad citandum vel ad Inquiſicionem faciendam, non poſſit eſſe aliunde niſi de eodem Comitatu vel diſtrictu, in quo eſt ille qui citatur vel contra quem fit inquiſicio; et Capitulorum teſtimonium de propinquioribus Capitulis adducatur ad citandum aut ad Inquirendum. et Inquiſiciones non poſſint fieri per alium modum niſi mediantibus literis Regalibus vel palatini aut Judicis Curie Regie, et congregentur nobiles illius Comitatus vel diſtrictus in unum, et ab eis inquiratur manifeſte. Cauſantes enim, in quacumque maxima et ardua cauſa concordare voluerint, Judex prohibere non poſſit, et de judicio pacis ab ipſis non plus quam tres marcas exhigere valeat quoquomodo. univerſe etiam cauſe in facto poſſeſſionum mote et movende in tertio termino absque dilacione et prorogacione aliquali terminentur.

Et ut preſentis noſtre confirmacionis, innovacionis, conſtitutionis et libertatum largicionis ac conceſſionis ſeries robur optineat perpetue firmitatis nec ullo unquam tempore per nos et noſtros ſucceſſores in aliqua ſui parte quomodolibet valeant in irritum revocari, preſentes conceſſimus literas noſtras privilegiales pendentis et autentici Sigilli noſtri duplicis munimine roboratas. Datum per manus venerabilis in Chriſto patris domini Nicolai, eadem gratia et Apoſtolice ſedis Epiſcopi Zagrabienſis, Aule noſtre vicecancellarii dilecti et fidelis noſtri, Anno domini Milleſimo Trecenteſimo Quinquageſimo primo, tertio Ydus decembris, Regni autem noſtri anno decimo, venerabilibus in Chriſto patribus et dominis Nicolao Strigonienſe Locique eiusdem Comite perpetuo et Dominico Spalatenſe Archyepiſcopis, fratre Dyomiſio Archyelecto Colocenſe, Nicolao Agrienſe, Demetrio Waradienſe, Andrea Tranſilvano, Colomano Jaurienſe, Nicola Quinqueeccleſienſe, Mychaele Wachienſe, Johanne Wesprimienſe, Thoma Chanadienſe, fratribus Thoma Syrimienſe, Peregrino Boznenſe, Stephano Nitrienſe, Blaſio Tynienſe epiſcopis, eccleſias dei feliciter gubernantibus.

12. Abfindung ſtatt der Münzerneuerung ſollen die Adligen zwiſchen Drau und Sau, von Požega und die von Valpovo insgeſamt leiſten; aber ſie ſind von Zahlung der Marderſteuer befreit und genießen dieſelben Vorrechte wie unſer übriger Adel.

13. Beſitzungen der Adligen, die Ausbeute an Mineralen liefern, ſollen nur durch Vertauſchung mit gleichwertigen Gütern königlich werden; ſonſt verbleiben ſie den Beſitzern, und der König nimmt bloß die Bergwerkszinſe ein.

14. In gerichtlichen Streit um Schenkungen iſt der königliche Name nicht zu verwickeln.

15. Die Adligen ſind nicht pflichtig, die Zollſtätten aufzuſuchen, ſondern haben freie Häfen (oder freie Überfahrt).

16. Die Hörigen des Königs, der Königin, der Kirche und des Adels dürfen nicht ohne Erlaubnis ihrer Herren weggeführt werden.

17. Der Zoll von einer Mark, der bei Hochzeiten Adliger üblich war, iſt aufgehoben.

18. In den Städten und Märkten der Krone, des Adels und der Kirchen können Hörige unſers Landesadels für frühere Vergehen nicht angehalten werden.

19. Für des Vaters Vergehen iſt der Sohn nicht zur Verantwortung zu ziehen. 20. Geiſtliche können nur auf Grund von Freibriefen des Königs, der Königin oder des ſtellvertretenden Hofrichters Beſitzungen zurückerwerben oder feſthalten.

21. Die von geiſtlichen Körperſchaften als öffentliche Zeugen in Rechtsſachen des Adels Ausgeſendeten können nur Dignitäre ſolcher Körperſchaften ſein und dürfen dann eine Reiſeentſchädigung beanſpruchen.

22. Kronleute können nur für Einwohner ihrer Grafſchaft Zeugnis ablegen.

23. Unterſuchungen dürfen nur auf ein Schreiben des Königs, der Palatins oder des Hofrichters vor verſammeltem Adel der Grafſchaft ſtattfinden.

24. Vergleiche zwiſchen ſtreitenden Parteien ſind nicht zu hindern; für die gehabte Mühe kann der Richter 3 Mark verlangen. 25. Alle Rechtsſtreite in Beſitzſachen ſollen im dritten Termine erledigt werden.

Beurkundung und Beſiegelung.

Gegeben am 11. Dezember 1351 vor folgenden geiſtlichen [und weltlichen] Würdenträgern als Zeugen ...

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

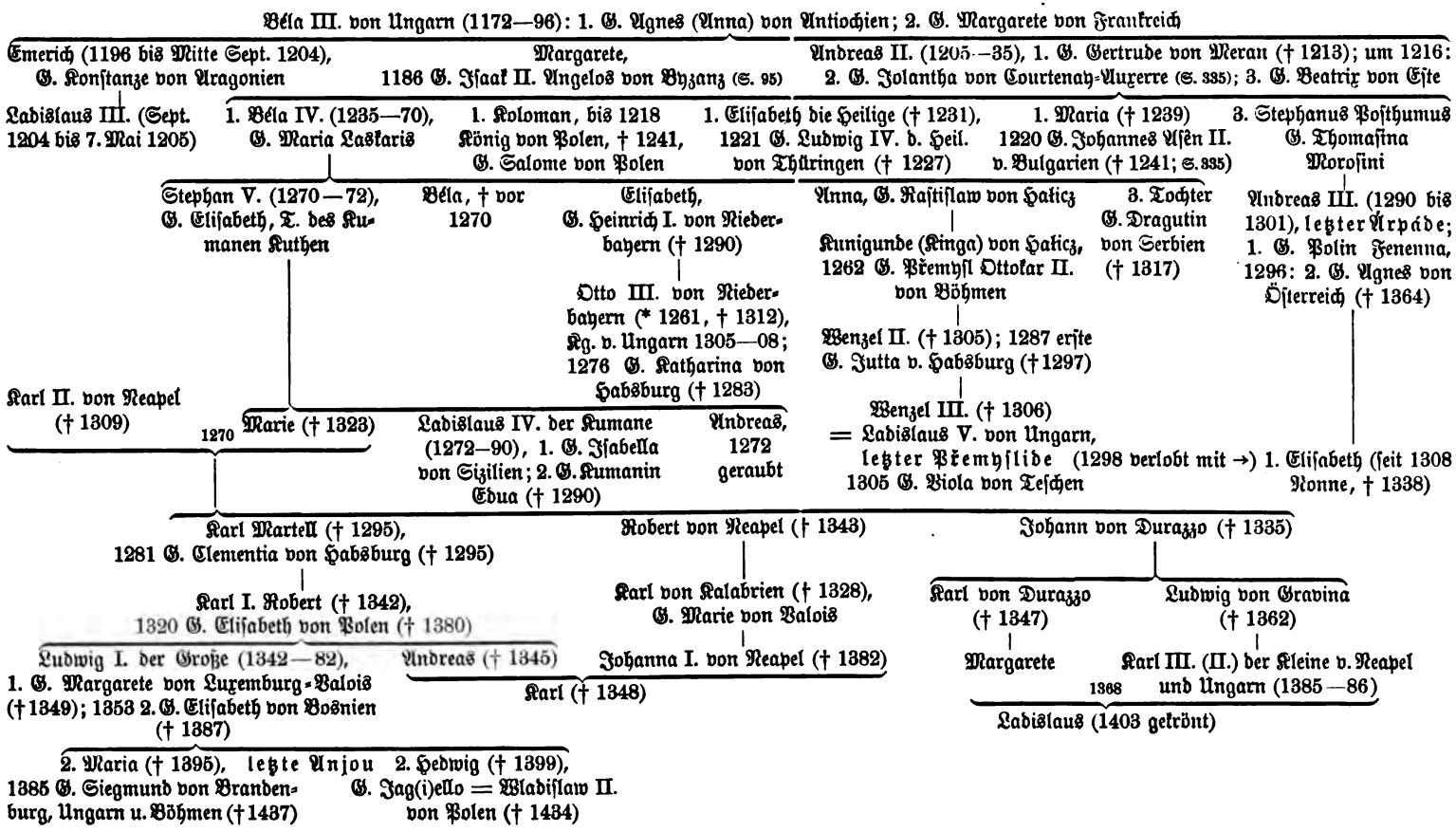
und Erbin Maria mit Siegmund von Luxemburg, dem aus vierter Ehe entsproßnen jüngern Sohne des deutschen Kaisers Karl IV. (dessen aus seiner ersten Ehe mit Blanca von Valois stammende Tochter Margarete, gest. 1349, Ludwig einst heimgeführt hatte), und seine andre Tochter Hedwig mit Wilhelm, Herzog von Österreich. Doch sind beide Frauen 1395 und 1399 kinderlos gestorben. In den Besitz der polnischen Krone gelangte Ludwig erst im Jahre 1370; sein „archiregnum" erstreckte sich nun von der Ostsee bis zum Adriatischen, ja vorübergehend bis zum Schwarzen Meere. Zwar hob dieser äußerliche Zuwachs sein Ansehn und seinen Einfluß auf das europäische Staatenwesen, trug jedoch wegen der Zügellosigkeit des polnischen Adels und der Günstlingswirtschaft seiner Mutter Elisabeth zur Kräftigung des ungarischen Reichs recht wenig bei.

Da Ludwig I. keine Söhne hatte, bestieg nach seinem Tode seine Tochter Maria den Thron (1382 bis 17. Mai 1395), ohne ihn zu behaupten. Polen gelangte in den Besitz ihrer Schwester Hedwig, welche die Gemahlin Jag(i)ellos von Litauen (Bd. VII, S. 184) geworden war. In Ungarn aber hatte Maria gleich anfangs mit dem Aufruhr einzelner Adelsgeschlechter zu kämpfen, die 1385 aus Neapel den König Karl (III.) den Kleinen von Durazzo (vgl. den beigehefteten Stammbaum „Die letzten Árpáden und die neapolitanischen Anjous in Ungarn") auf den Thron riefen. Der Anjou ließ sich auch krönen („Karl II."), fiel aber nach 36tägiger Regierung durch Mörderhand (24. Februar 1386). Die Adelspartei nahm die Königin Maria gefangen; ihre Mutter Elisabeth ward erdrosselt. Mariens Gatte, Siegmund von Luxemburg (vgl. Bd. VII, S. 184 und 192), erschien noch zur rechten Zeit mit einem böhmischen Hilfsheer Wenzels in Ungarn, um seine Gemahlin aus der Gefangenschaft zu befreien; dafür ward ihm Ende März 1387 die Regentschaft übertragen. Während innere Unruhen Ungarns Kraft untergruben, setzten die Osmanen ihre Eroberungen auf der Balkanhalbinsel fort. Als 1389 Serbiens Schicksal entschieden war (S. 290), 1393 die Feste Widdin fiel, das Haus der Šišmaniden von Trnowo unterging und Bulgarien osmanisch ward (S. 341), wandte sich Siegmund an die christlichen Staaten Westeuropas. Doch bei Nikopoli wurde sein glänzendes, zur Hälfte aus Ungarn bestehendes Heer von mehr denn 50,000 Mann durch die Türken vernichtet (S. 129). Südungarn glich bald einer Wüste. Danach verwickelte sich Siegmund um den Besitz Dalmatiens in einen langen, erfolglosen Krieg mit Venedig; als deutscher Kaiser nahmen seit 1410/11 die Wirren der Kirchenspaltung seine Aufmerksamkeit jahrelang in Anspruch (vgl. oben, S. 253 ff. und Bd. VII, S. 193 ff.). Durch die Verbrennung des Reformators Johann Hus (oben, S. 254) wurde in Böhmen der Husitismus entfacht, dessen Flammen auch nach Oberungarn verheerend herüberschlugen.

c) Das Zeitalter der Hunyadi und Corvinus.

Nach einer 50jährigen Regierung starb Siegmund und hinterließ den Thron dem Gatten seiner Tochter Elisabeth, Albrecht (Albert) von Österreich. Unter dessen Regierung (1437 bis 1439) wäre Ungarn beinahe in den Besitz der Türken gefallen, hätte es nicht Johann Hunyadi, Baron von Szolnok und Graf von Temesvár (eigentlich Sibinjanin Janko [Jankul], ein siebenbürgischer Rumäne; vgl. auch Jorgas „Geschichte des rumänischen Volks", Bd. I, S. 312 f.), einer der trefflichsten Heerführer und edelsten Gestalten des magyarischen Volks, vorm Untergange gerettet. Nach dem unerwarteten Tod Albrechts (S. 258) brachen innere und äußere Kämpfe aus. Ein Teil der Großen wählte Wladislaw III. von Polen, während eine andre Partei dem am 22. Februar 1440 nachgebornen Sohne Albrechts, Ladislaus (Posthumus),

Die letzten Árpáden und die neapolitanischen Anjous in Ungarn.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

die Krone anbot. Diese Thronstreitigkeiten nahmen nur mit dem Tode der Königin-Witwe Elisabeth (19. Dezember 1442) ein Ende; die Folge war die Anerkennung Wladislaws I. (1442—44). Die glänzenden Erfolge, die Hunyadi bei ihrem Überfall Siebenbürgens und Südungarns 1442 über die Türken errungen hatte (S. 132 unten und S. 351), bewogen den König 1443, den Feind im eignen Land anzugreifen, zu schlagen und ihn Mitte 1444 zum Frieden von Szegedin (S. 133) zu zwingen. Wenige Tage danach brach aber Wladislaw, durch kurialen Optimismus verleitet, den Vertrag. Der Unüberlegtheit schlimme Folge war seine vollständige Niederlage in der Schlacht bei Varna am 10. November 1444; Wladislaw und Kardinal Giuliano Cesarini fielen. Über das damalige Verhältnis zur Moldau vgl. oben, S. 358.

Für die Zeit der Minderjährigkeit des Königs Ladislaus (V.) Posthumus zum Gubernator des Reichs gewählt (5. Juni 1446 bis Weihnachten 1452), bestrebte sich Hunyadi mit übermenschlicher Kraft, den Übergriffen des Adels und dem Vordringen der Türken einen Damm zu setzen. Nach der Einnahme von Konstantinopel erschienen die türkischen Scharen vor Belgrad. Dem Heere Hunyadis schloß sich auf die begeisterten Predigten des Minoriten Johann von Capistrano (S. 140) das Volk so massenhaft an, daß in kürzester Zeit Belgrad befreit werden konnte (21. Juli 1456). Ganz Europa freute sich dieser hervorragenden Waffenthat. Doch schon am 11. August beschloß Johann Hunyadi sein Heldenleben. König Ladislaus ehrte das Andenken des großen Manns wenig würdig. Den Einflüsterungen der Feinde des Verstorbnen Gehör schenkend, ließ er dessen Sohn Ladislaus, der in Belgrad den einflußreichen Grafen Ulrich von Cilli ermordet hatte, hinrichten; den andern Sohn Matthias führte er gefangen mit sich nach Prag. Nach dem plötzlichen Tode des Königs Ladislaus V. (23. November 1457, kurz vor der Ankunft seiner Braut Isabella von Frankreich; vgl. S. 259) kehrte Matthias in die Heimat zurück und wurde vom Adel am 24. Januar 1458 auf den Königsthron gesetzt. Die kurze Verbindung zwischen Ungarn und Böhmen hatte damit vorläufig wieder ihr Ende erreicht.

Die zweiunddreißigjährige Regierung des Königs Matthias Hunyadi (1458—90), nach seinem Wappenbilde Corvinus genannt, ist die zweite Blüte, der letzte Aufschwung der Selbstständigkeit Altungarns. Mit eiserner Hand stellte Matthias den innern Frieden her, indem er die aufrührerischen Adligen streng bestrafte und bei der Verleihung von Ämtern und Würden nur das Verdienst in Betracht zog. Seine Regierung ist eine Reihe militärischer und politischer Erfolge, begleitet von Fortschritten auf allen Gebieten stofflicher und geistiger Kultur. Der Husit Johann Giskra, der beinahe alle befestigten Plätze Oberungarns besetzt hielt, trat, die Macht des jungen Königs verspürend, in seine Dienste über (1462). Mit Kaiser Friedrich III., mit dem sich die unzufriednen Großen verbunden hatten, verwickelte sich Matthias in einen überaus zähen und wechselvollen Krieg, der 1485/87 mit der dauernden Eroberung Wiens, Österreichs unter der Enns und einiger Teile Steiermarks endigte. Die böhmischen Wirren fanden am 30. September 1478 und 21. Juli 1479 einen leidlich befriedigenden Abschluß durch die Friedensverträge von Ofen und von Olmütz (S. 261), was dem Corvinen den Königstitel von Böhmen, die Erwerbung Mährens und der Herzogtümer Schlesien und Lausitz eintrug. Gegen die Türken unternahm er, den Breslau und Wien als Sieger einziehen sahen, keinen großen Feldzug. Als die Türken in Siebenbürgen einbrachen, sandte er den Grafen Paul Kinizsi von Temesvár dem Woiwoden Stephan Báthori zu Hilfe; beide schlugen den Feind auf dem Brotfelde bei Broos (13. Oktober 1479). Unter seiner Regierung verlor die Türkengefahr für einige Zeit ihren drohenden Charakter; denn durch die Errichtung eines stehenden Heers, der gute

Zucht haltenden „schwarzen Schar", hatte er sich eine Kriegsmacht geschaffen, die durch ihre treffliche Organisation ein starker Damm gegen die von Süden heranbrausende Flut wurde.

Damals herrschte im Ofner Königspalast, in den Burgen der Bischöfe und auf den Hochschulen der neue Geist der humanistischen Bildung. Matthias stand ganz unter seinem Einflusse. Die Bestrebungen der Renaissance fanden nicht nur in den Sitzen der Kirchenfürsten von Gran und Großwardein, Dionys Szécby und Johann Vitéz, sondern auch am Königshofe begeisterte Aufnahme und wärmste Pflege. Italienische Meister, unter ihnen Benedetto da Majano (1442—97), bauten und schmückten den königlichen Palast, in dem sich neulateinische Geschichtschreiber, Dichter und Redner versammelten. Der Protonotar Johannes de Thurócz setzte das „Chronicum pictum Vindobonense" bis 1464 fort, Antonio Bonfini, der „ungarische Livius" (gest. 1502), schrieb die Geschichte des Königs, Martino Galeotti (gest. 1478) verzeichnete seine Aussprüche. Im Gelehrtenkreise des Corvinus brachten es zu europäischem Ruhme Marsilio Ficino (Bd. VII, S. 144) und der spätere Bischof von Fünfkirchen, Janus Pannonius, mit seinen lateinischen Epen, Elegien und Epigrammen. Eine der berühmtesten Bibliotheken seiner Zeit, die gegen 3000 Handschriften und 60,000 Bände zählende Corvina, besaß König Matthias; dann von den Türken verschleppt, ist sie nur noch in elenden Trümmern, 1869 und 1877 aus Stambul zurückgeschenkt, erhalten. Es war eine glanzvolle Welt, die mit dem Tode dieses zweiten Hunyadi erlöschen sollte. Doch ihre Spur ist an den Geistern des kommenden Geschlechts haften geblieben und leitet zur Reformation hinüber, die in Ungarn die Gemüter eben durch jene Blüte geistigen Lebens vorbereitet fand.

d) Die Jagellonen.

Am 6. April 1490 starb König Matthias zu Wien im Alter von 50 Jahren. Des großen Corvinen geradezu geniale Schöpfung eines mächtigen Donaureichs hat keinen Bestand gehabt. Er hatte sich zweimal verehelicht; aber weder von seiner ersten Gattin, Katharina Podiebrad (S. 260), noch von der zweiten, der durch Bonfini gefeierten Beatrix von Aragonien, stammten Kinder ab. Mit Einwilligung der Großen bestimmte er daher seinen natürlichen Sohn, den Herzog Johann Corvin, zu seinem Nachfolger. Durch Ränke der Königin Beatrix von ihrem Versprechen abgebracht, wählten die weltlichen und geistlichen Würdenträger den aus der Jagellonenfamilie stammenden böhmischen König Wladislaw auf den Thron (S. 262); sein von der Minderheit aufgestellter jüngerer Bruder Johann Albert verzichtete am 20. Februar 1491 gegen Entschädigungen in Schlesien. Beatrix hatte Wladislaws Wahl in der Hoffnung unterstützt, daß sie der noch unvermählte König heiraten werde: darin täuschte sie sich jedoch gründlich. Der Hochadel aber, überdrüssig der eisernen Strenge des verstorbnen Matthias, sehnte sich nach einem schwächlichen Herrscher, unter dem sich die Macht der Familien wieder nach Willkür ausbreiten konnte. In dieser Beziehung hatte man sich in Wladislaw II. (1490—1516) nicht getäuscht, der zu Ofen als rechter Schattenkönig lebte, während die Großen die Regierung führten und von den äußern Feinden den Frieden unter schimpflichen Bedingungen erkauften. Der römische König Maximilian eroberte Wien und die österreichischen Länder zurück. Der hohe Adel legte Städten und Leibeignen schwere Lasten auf und ließ sie seine wiedererstandne Gewalt unerbittlich fühlen. Zudem strebte Johann Zápolya, Graf der Zips, einer der reichsten Grundherren, im geheimen nach der Krone; er bewog 1505 die Stände, zu bestimmen, daß, im Falle Wladislaw ohne männliche Erben sterben würde, sie keinen Fremden mehr wählen wollten. Zur Wahrung seiner Familieninteressen schloß nun Wladislaw mit Kaiser Maximilian

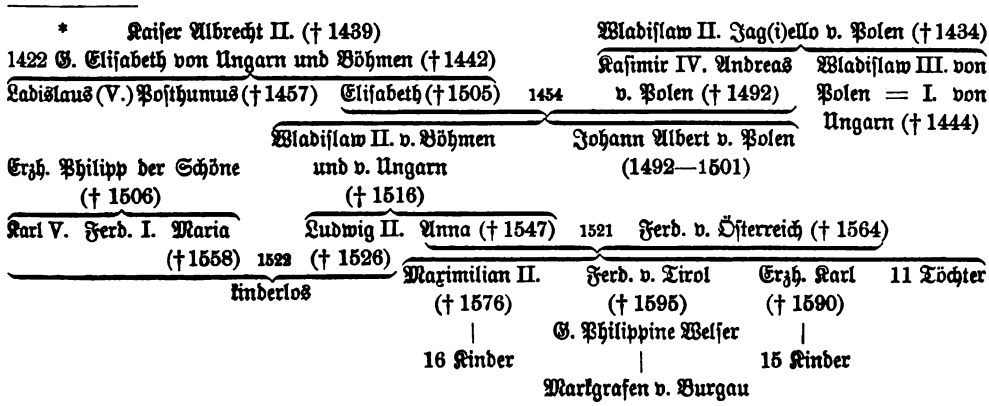
im Juli 1515 einen Erbvertrag und verlobte seinen Sohn Ludwig mit der Enkelin des Kaisers, der Erzherzogin Maria, seine Tochter Anna aber mit dem Erzherzog Ferdinand.* Kurz vorher (1514) war ein schrecklicher Bauernaufstand unter der Führung Georg Dozsas ausgebrochen. Zwar ließ Zápolya den „belliger cruciferorum“ (Feldherrn des Kreuzheers) auf glühendem Eisenthrone verbrennen und stellte äußerlich die Ruhe her; aber das Elend und die Not des gemeinen Volks hatte einen hohen Gipfel erreicht.

Nach dem Tode des Königs Wladislaw bestieg sein zehnjähriger Sohn Ludwig II. den Thron (1516—26), während dessen Minderjährigkeit eine Dreier-Regentschaft alle Angelegenheiten leitete. Inmitten der unseligen Parteiungen, die von Zápolya fortwährend geschürt wurden, erschienen in Ofen die Gesandten Suleimans II., um Frieden anzubieten, und zwar unter der Bedingung, daß Ungarn dem Sultan einen jährlichen Tribut zahle. Das Verlangen wurde zurückgewiesen, die Gesandtschaft eingekerkert — zum Schutze der Grenzen wurden keine Vorkehrungen getroffen. Der Türke brachte am 29. August 1521 Belgrad, das Thor zu Ungarn, in seine Gewalt, setzte jedoch seinen Eroberungszug nicht fort, weil er zu gleicher Zeit mit der Einnahme der Insel Rhodos beschäftigt war. Inzwischen hatte Ludwig die Regierung selbständig übernommen und die Erzherzogin Maria als Gattin heimgeführt. Aber für die Abwehr der drohenden Sturmflut geschah nichts, trotzdem der Palatin Stephan Verböczi, der erste Rechtsschriftsteller Ungarns (vgl. sein „Tripartitum“), zur Schlichtung der Zwistigkeiten und zur Hebung der Bevölkerung sein möglichstes that. Der unfähige Hochadel versagte vollkommen. Als Suleiman 1526 ins Land einfiel, konnte ihm Ludwig II. nur mit einem kleinen Heer entgegentreten. Die unglückliche Schlacht bei Mohács (29. August) kostete den kinderlosen König das Leben und machte zugleich dem einheitlichen ungarischen Staat ein Ende. Suleiman nahm Ofen ein, ließ das Land weit und breit verheeren und zog im Oktober heim, sich zur Sicherung Belgrads nur Syrmien behaltend.

D. Ungarn im Zeichen der Personalunion mit dem Hause Habsburg (seit 1526).

a) Von Ferdinand I. bis auf Joseph I. Die Türkenherrschaft.

Kaum hatten sich die Türken entfernt, so brachen Thronstreitigkeiten aus. Ein Teil des Adels wählte am 10. November 1526 Johann Zápolya zum Könige; der andre Teil aber erhob auf Grund des mit Wladislaw geschloßnen Erbvertrags am 16./17. Dezember den Erzherzog Ferdinand, den Bruder Karls V. und König von Böhmen (S. 266), auf den Thron.



Ferdinand erschien im Sommer 1527 mit einem Heer, nahm am 20. August Ofen in Besitz und vertrieb den Gegenkönig Zápolya nach Polen. Aber nach Ferdinands Abmarsch kehrte Zápolya mit Suleimans Hilfe zurück, eroberte Ofen und sah den Sultan bis vor Wien rücken (21. September 1529; S. 148). Freilich glückte die Eroberung Wiens dem Großtürken nicht. Doch konnte sich Zápolya mit seiner Billigung auf dem ungarischen Throne behaupten, während Ferdinand nur die an Österreich grenzenden Komitate besetzt hielt. Von nun an war Ungarn beinahe zwei Jahrhunderte hindurch ein Kampfplatz, auf dem die von Westen und Osten heranströmenden Menschenfluten blutige Sträuße ausfochten. Die französische Politik, die in Deutschland, in Italien und in Konstantinopel an der Untergrabung der steigenden Weltmacht des Hauses Habsburg arbeitete, bewog den Sultan zu einem zweiten Zuge (Juni 1532) gegen Wien; auf dem Weg aber hielten seine Viertelmillion Nikolaus Jurischitz' (Jurisics') siebenhundert Mann vor der kleinen Burg von Güns (Kőszeg) drei Wochen lang auf, so daß er von seinem Vorhaben abstand; das Land verwüstend, kehrte er um. Dies bewog endlich beide Könige, sich am 24. Februar 1538 zu Großwardein (Várad) zu versöhnen. Jeder behielt das Gebiet, das er eben im Besitze hatte, und nach Johann Zápolyas Tode sollte das ganze Land (auch jenseit der Theiß und Siebenbürgen) Ferdinand erben; ein etwaiger Sohn des Magyaren solle nur die Zips als Herzogtum bekommen.

Dieser Friede löste sich aber schon 1539 durch die Vermählung Johann Zápolyas mit der polnischen Herzogin Isabella, die ihm einen Sohn, Johann Siegmund, gebar (1540). Durch den Kroaten Georg Utissenich genannt Martinuzzi, Bischof von Großwardein, gelang es der am 22. (oder 23.) Juli 1540 verwitweten Königin Isabella, daß ihr Sohn als König anerkannt wurde. Die Pforte sagte ihren Schutz zu. Doch am 2. September 1541 besetzte der Sultan Ofen mit List und verleibte es seinem Reich ein. Dem kleinen Johann Siegmund ließ der Türke nur Siebenbürgen und einige Gebiete an der Theiß, während die nördlichen und westlichen Komitate bei Ferdinand blieben. Diesem näherte sich daraufhin Martinuzzi im Dezember 1541 durch den Vertrag von Gyula (bei Klausenburg). Aber der Versuch Kurfürst Joachims II. von Brandenburg und Herzog Moritzens von Sachsen, Ofen zurückzuerobern (Ende Sept. 1542), scheiterte Anfang Oktober an der Unzulänglichkeit der Mittel. Angesichts der drohenden Türkengefahr (10. August 1543 Fall Grans, dem im Sept. 1551 der Einfall Mohammed Sokollis folgte) überredete Martinuzzi 1548 die Königin, ihr Gebiet gegen eine Vergütung abzutreten. Isabella und Johann Siegmund wurden 1551 mit den schlesischen Herzogtümern Oppeln und Ratibor abgefunden, während Ferdinands Feldherr Johann Castaldo Siebenbürgen besetzte und „Frater Georgius" mit dem Kardinalshute belohnt ward. Da Ferdinands Heere zur Vertreibung der Türken nicht stark genug waren, suchte Martinuzzi durch Verhandlungen mit der Pforte Zeit zu gewinnen. Dies erweckte jedoch den Verdacht Castaldos; am 17. Dezember 1551 ließ er ihn im Schlosse zu Alvincz durch den Marchese Alfonso Sforza-Pallavicini und den Geheimschreiber Marcantonio Ferrari meuchlings ermorden. Gegenüber wiederholten Versuchen, die Opferwilligkeit der österreichischen Erblande und den Wert der vom Deutschen Reiche gebrachten Hilfsleistungen herabzusetzen, gilt es, daran festzuhalten, daß die allzu feine Politik des „Bruders Georg" für Ungarn verderblich gewesen ist, insofern als sie im Grunde genommen lediglich der Osmanenherrschaft Vorspanndienste geleistet hat.

Isabella und Johann Siegmund kehrten bald nach Siebenbürgen zurück, das nun dauernd ein türkisches Vasallentum wurde, wenn es auch 1557 völlige Religionsfreiheit erhielt. Ferdinand, einer der besten Fürsten seines Zeitalters, konnte den Siegeslauf der Osmanen nicht

aufhalten, weil sich damals die Interessen der Habsburger über halb Europa erstreckten und er seine Macht nicht gegen die Pforte allein richten konnte. Temesvár fiel 1552 trotz der heldenmütigen Verteidigung durch Stephan Losonczi; in Dregély fand Georg Szondy mit der ganzen Besatzung den Heldentod. Castaldo mußte 1556 aus Siebenbürgen weichen; der Friede setzte einen jährlichen Tribut Ferdinands an den Sultan fest.

Nach Ferdinands Tode verwickelte sich sein Sohn und Nachfolger **Maximilian** (1564 bis 1576) schon im ersten Jahre seiner Regierung in einen Krieg mit Johann Siegmund. Das hatte einen neuen Feldzug der Pforte zur Folge, wobei Nikolaus Zrinyi in der Feste Szigetvár samt der Besatzung den Heldentod fand (7. Sept. 1566; S. 151). Johann Siegmund Zápolya gründete nun das **Fürstentum Siebenbürgen** unter türkischer Oberhoheit, jedoch unter der Bedingung, daß sich die Stände jedesmal frei ihren Fürsten wählen dürften. Nach seinem 1571 erfolgten Tode wurde Stephan **Báthori** (1571—75), ein einsichtsvoller, ja bedeutender Mann, auf den jungen Thron gesetzt; doch vertauschte er ihn im Dezember 1575 als Gemahl der Jagellonin Anna mit dem ältern polnischen. Für die „verdienstvolle" Haltung des ungarischen Adels, der lediglich die Lösung von Habsburg erstrebte und zur Erreichung dieses Ziels kein Mittel unversucht ließ, bezeichnend ist die Überwältigung der untern Volksschichten, die 1572 in wahrer Vaterlandsliebe gegen die Osmanen aufgestanden waren. Auf Stephans Bruder Christoph folgte 1586 dessen Sohn Siegmund Báthori.

Inzwischen war Maximilian gestorben, und sein Sohn **Rudolf** (1576—1608) übernahm das Erbe. Ein fünfzehnjähriger Türkenkrieg (1591—1606) verwüstete unter seiner Regierung Ungarn, indes Siebenbürgen sowohl von den Türken als auch von den Heeren Rudolfs verheert wurde. Siegmund Báthori, 1595 mit Marie Christine von Steiermark vermählt, aber bald wieder von ihr geschieden, tauschte sein Land 1597 gegen Oppeln und Ratibor ein. Doch schon 1598 gereute es ihn: er kehrte heim, dankte jedoch bereits 1599 zu gunsten seines Neffen Andreas ab und zog sich nach Polen zurück. Rudolf, der Siebenbürgen gern in seine Macht bekommen hätte, reizte Michael, den Woiwoden der Walachei (S. 353), gegen Andreas Báthori auf; dieser selber fiel in jenem Feldzuge. Die Stände riefen 1601 den Siegmund Báthori zurück; aber vom Heerführer Rudolfs, Georg Basta, ward er 1602 mit türkischer Hilfe vertrieben. Um das Land endgültig in den Besitz Rudolfs zu bringen, hatte Basta den walachischen Woiwoden am 19. August 1601 in Thorenburg (Torda) ermorden lassen und wütete als Statthalter so unmenschlich, daß Siebenbürgen die Stätte des größten Elends wurde.

In Erbitterung und Bedrängnis wählten die Stände nach Unterdrückung des Aufstands von Moses Székely (1603) den Calvinisten Stephan **Bocskay** 1605 zum Fürsten, der mit türkischer Hilfe beinahe das ganze Land einnahm. Obwohl ihn der Sultan als König anerkannte, söhnte sich Bocskay doch mit Rudolf aus und schloß mit seinem zum Statthalter in Ungarn ernannten Bruder Matthias den **Wiener** Frieden (Juni 1606), demzufolge die Verfassung in ihrem alten Umfange hergestellt und gegenüber Rudolfs unhaltbarem Glaubensedikte von 1604 die Protestanten Religionsfreiheit erhalten sollten. Noch im November desselben Jahrs kam durch Bocskays Vermittlung mit den Türken der Friede zu **Zsitva-Torok** (S. 155) zu stande. Diese behielten die Gebiete, die sie zur Zeit in Besitz hatten; Ungarn aber brauchte ihnen nach einer einmaligen Leistung von 200,000 Gulden keinen Tribut mehr zu zahlen. Bocskay überlebte den Abschluß des Wiener Friedens nur ganz kurze Zeit: er starb am 29. Dezember 1606. Den konfessionellen Kämpfen hat dieses Abkommen „ohne Schaden der Katholiken" kein Ende gemacht, sondern im Gegenteile die Gemüter eher noch mehr verbittert.

In diesen schweren Zeiten sittlicher Verkommenheit leistete der Protestantismus, der in Ungarn gleich nach Luthers Auftreten Eingang gefunden hatte, große Dienste zur Hebung des Gemeingefühls. Inmitten des jammervollen Streits entgegengesetzter Interessen verbreitete er sich im Lauf eines Jahrhunderts so rasch, daß er beinahe die ganze Nation eroberte. In jener mehr kritischen und fatalistischen Ordnung Calvins, die das Volk den „ungarischen Glauben" nennt, fand das Volk einen Halt, der es vorm Untergange rettete. „Seit der Einführung des Christentums", sagt mit Recht der ungarische Ästhetiker Zoltán Beöthy, „ist die protestantische Bekehrung die erste große Kulturströmung, welche die ganze Nation durchdringt. Zu Hunderten stellen sich die Verkünder des neuen Glaubens ein, als Apostel einer immer tiefer dringenden und immer mehr nationalen Kultur." Die Protestanten gründen zahlreiche Schulen; aus Buchdruckereien gehen die ersten magyarischen Grammatiken, Wörterbücher, Geschichtswerke hervor. Aus jener Zeit haben wir eine ganze Reihe von Bibelübersetzungen, von denen das größte und bis auf den heutigen Tag unerschütterte Ansehen die des Kaspar Károlyi erlangte. Während dieser geistigen Erhebung erschien 1565, ein Jahr nach Shakespeares Geburt, das erste dramatische Denkmal des ungarischen Schrifttums unter dem Titel „Verrat des Melchior Balassa", wahrscheinlich von Paul Karádi verfaßt, das mit beißender Satire und dichterischem Schwunge das Leben eines in den Sünden jenes Zeitalters versunknen Adligen schildert. Neben den Geistlichen waren damals rechte Wanderapostel der Litteratur die fahrenden Sänger, die von Burg zu Burg, von Ort zu Ort zogen und bei Laute- oder Geigenbegleitung ihre Lieder vortrugen. Der vielleicht gebildetste von ihnen war Sebastian Tinódi (um 1510—57), der in historischen Gesängen und Reimchroniken eine ganze Geschichte jener von Kriegsnot erfüllten Jahre geliefert hat, während der heldenhafte und leichtsinnige Ritter Valentin Balassy (Balassa; 1551—94) der erste große ungarische Lyriker ward, dessen „Blumenlieder" noch nach zwei Jahrhunderten (1876 entdeckt) wieder aufleben sollten. Eine eigentümliche Blüte hat damals die romantische Dichtung in Ungarn getrieben.

Unter Rudolfs Nachfolger Matthias II. (1608—19) begann von katholischer Seite die Gegenreformation. Der vorher protestantische Jesuitenzögling Peter Pázmány (1570 bis 1637), seit 1616 Erzbischof von Gran und seit 1629 Kardinal, hatte mit seinem Bekehrungseifer besonders beim hohen Adel Erfolg. Durch seine Predigten und Streitschriften, die er in seinem „Kalauz" oder „Hodegeus" („Führer") benannten großen Werke zusammenfaßte, bekehrte er viele Adlige zum römischen Glauben. 1635 gründete er die (im 16. Jahrhundert verbrannte) Jesuitenuniversität zu Tyrnau von neuem; aus ihr ist später die Budapester Hochschule hervorgegangen. Die Reformation schien in Ungarn dem Untergange geweiht zu sein.

Nur das protestantische Siebenbürgen war zu dieser Zeit stark genug, der Gegenreformation einen Damm zu setzen und die verfolgten ungarländischen Glaubensgenossen in Schutz zu nehmen. Als unter Matthias' Nachfolger Ferdinand II. (1619—37) der Dreißigjährige Krieg ausbrach, saß als Nachfolger Gabriel Báthoris (1608—13) auf dem siebenbürgischen Fürstenstuhle Gabriel Bethlen (1613—29): ihm verdankt der Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen seinen Bestand. Als sich die Böhmen 1619 gegen Ferdinand II. erhoben (Bd. VII, S. 292), unterstützte Bethlen ihre Sache und brachte den größten Teil Ungarns samt der Krone in seine Gewalt. Trotzdem schloß er, am 8. Januar 1620 in Neusohl zum Könige gewählt und für die Opferung von Waitzen (5. November 1621) auch von der Pforte anerkannt, dennoch unterm 6. Januar 1622 mit Ferdinand II. zu Nikolsburg Frieden, weil die Macht des Habsburgers seit der Schlacht am Weißen Berge beträchtlich gewachsen war.

Aber bald ergriff er als Bundesgenosse der deutschen protestantischen Fürsten wieder gegen Ferdinand die Waffen. Im Hinblicke jedoch auf Tillys Siege über die Bundesgenossen des Winterkönigs erneuerte er am 8. Mai 1624 den Frieden und wollte sogar eine Tochter Ferdinands heiraten, um seine Kraft mit der habsburgischen gegen die Türken zu vereinigen. Sein Plan stieß katholischerseits auf Hindernisse, und Bethlen heiratete Katharina, die Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Im Jahre 1626 eilte er zum dritten Male dem braven Mansfeld entgegen; da aber auch König Christian IV. von Dänemark durch Tilly geschlagen ward (Bd. VII, S. 293), schloß er am 28. Dezember zu Preßburg mit Ferdinand endgiltig Frieden. Nach sechzehnjähriger Regierung starb am 15. November 1629 kinderlos der größte Fürst Siebenbürgens, der auch auf dem Gebiete der Kultur, der Wissenschaft und des Schulwesens (Akademie zu Weißenburg) eine neue Stufe erstiegen hatte (vgl. oben, S. 354).

Zu seinem Nachfolger wählten, nach einer verunglückten Verweserschaft Stephan Bethlens, die Siebenbürger Georg Rákóczy I. (1631—48), einen Sohn jenes Siegmund Rákóczy, der vom Februar 1607 bis 3. März 1608 Fürst von Siebenbürgen gewesen war. Nach innern und äußern Verwicklungen (vgl. S. 157 unten) mußte auch er im Interesse des ungarländischen Protestantentums gegen König Ferdinand III. (1637—57) zu den Waffen greifen. Im September 1645 schlossen Beide den Frieden zu Linz, worin den Protestanten vollständige Glaubensfreiheit zugesichert wurde; der Fortschritt gegenüber dem Nikolsburger Abkommen bestand darin, daß das früher dem Adel Zugestandne nun auf die Bürger und die Leibeignen ausgedehnt wurde. Rákóczy lebte noch drei Jahre. Als er am Tage der Verkündung des Westfälischen Friedens starb, folgte ihm sein Sohn Georg Rákóczy II. (1648—58). Er erlangte 1653 die Oberherrlichkeit über die Moldau (vgl. S. 362) und 1654 nach Matthias Basarabs Tod auch die über die Walachei, da sich Konstantin Basarab unter ihn beugte. Anderseits verschwendete er seine Kräfte 1657 in einem erfolglosen Kriege gegen Polen als Verbündeter Karl X. Gustavs von Schweden (Bd. VII, S. 481). Infolge davon wurde er von den Türken abgesetzt und starb 6. Juni 1660 an den bei Szamosfalva am 22. Mai erhaltnen Wunden. Der Großwezir hatte im November 1657 den Franz Rhédey und nach dessen baldigem Verzichte den Achatius Bárcsay zu Fürsten eingesetzt (November 1658); doch wurde letzterer von Johann Kemény (S. 362) vertrieben. Gegen diesen ließ Wezir Ali am 14. September 1661 den Michael Apafi (1661—90) zum Fürsten wählen. Kemény fiel nach einjährigem Fürstensein am 24. Januar 1662 zu Nagy-Szöllös bei Schäßburg.

Mit der Entkräftung Siebenbürgens ward auch der Protestantismus in Ungarn von Tag zu Tage mehr und mehr bedrängt, indessen die Türken ihre Besitzungen erweiterten, die bedeutendsten Festen Oberungarns und der österreichischen Länder besetzt haltend. Unter Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, dem streng katholischen Leopold I. (1658—1705), erreichte anfangs die Not ihren Höhepunkt. Die größte Gestalt des ungarischen Protestantentums war in dieser schweren Zeit Albert Szenczi Mólnár, der auf deutschen Universitäten seine ungarische Sprachlehre und sein ungarisches Wörterbuch schrieb und mit Unterlegung französischer Gesangsweisen die Psalmen übersetzte, die bis zum heutigen Tag in den calvinischen Kirchen Ungarns gesungen werden. In den Kämpfen jener Jahre ragt Nikolaus Zrinyi (1616—64), ein Urenkel des Helden von Szigetvár, hervor, der als Dichter in einem Epos „Das gefährdete Sziget" die Thaten seines großen Ahnen besungen, als Feldherr dem Vordringen der Osmanen lange hemmend im Wege gestanden hat. Leopolds Feldherr Raimondo Montecuccoli errang am 1. August 1664 bei Sankt Gotthard an der Raab einen Sieg über die Türken (S. 159), schloß

aber plötzlich, von den Magyaren im Rücken bedroht, zu Eisenburg (Vasvár) einen Frieden, demgemäß alle bisherigen Eroberungen im Besitze der Türken blieben.

Dieser schmähliche Rückzug entfachte die Erbitterung in Ungarn, und es entstand 1667 eine Verschwörung; doch verloren ihre auf Frankreich und die Pforte rechnenden Häupter, die Grafen Peter Zrinyi, Franz Nádasdy und Franz Christoph Frangepan(i), am 30. April 1671 ihr Leben durch Henkershand; Zrinyis Schwiegersohn Franz Rákóczy ward begnadigt (gest. 8. Juli 1676), während Franz von Wesselényi schon vor der Entdeckung der Verschwörung am 28. März 1667 eines natürlichen Todes verblichen war. Die Wiener Regierung benutzte diesen Anlaß, um die Ständeverfassung umzustürzen und den Protestantismus auszurotten. Die Güter der protestantischen Adligen wurden eingezogen, Geistliche und Lehrer scharenweise auf die Galeeren nach Neapel geschleppt; Hinrichtungen und Ächtungen waren an der Tagesordnung. Tausende flohen nach Siebenbürgen und den türkischen Grenzbezirken, von wo aus sie als Kuruzen (von crux = Kreuz) oft in die königlichen Landesteile einbrachen. Doch erlangten diese Kämpfe mit den Söldnerheeren der fremden Regierung erst dann Bedeutung, als sich 1678 Emerich T(h)ököly (Tökely; 1656—1705) an die Spitze der Bewegung stellte. Mit Ausnahme einiger Burgen gelangte das ganze königliche Gebiet in die Gewalt Tökölys, den der Sultan zum Fürsten von Ungarn ernannte und der Kaschauer Reichstag 1682 zum König erkor, was die Pforte unterm 10. August 1683 bestätigte. Seiner Herrschaft aber machte die Niederlage vor Wien ein rasches Ende. Leopold ließ nun seine Heere im Vereine mit seinen deutschen Verbündeten (vgl. S. 161) in Ungarn einrücken. Am 2. September 1686 fiel die Ofner Burg nach 145 Jahren türkischer Herrschaft wieder in die Hände der Christen. Die dankbaren Stände schafften 1687 das Wahlkönigtum ab und verkündeten die Erblichkeit des habsburgischen Königshauses im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt.

Die Türken verloren ein Gebiet nach dem andern, und als ihnen Prinz Eugen von Savoyen bei Zenta am 11. September 1697 eine furchtbare Niederlage beigebracht hatte, kam es am 26. Januar 1699 zum Frieden von Karlowitz (Karlovicz; s. die Karte bei S. 163, rechts oben), demzufolge Ungarn, ausgenommen das Temesbecken und einen Teil von Syrmien, des Türkenjochs ledig wurde. Siebenbürgen hatte sich schon unterm 10. Mai 1688 so eng Ungarn angeschlossen, daß Apafi nur noch einen Schatten seiner Würde besaß. Die Verfolgung der Protestanten und die Bedrückung des Volks nahmen dennoch kein Ende. Leopolds Heerführer, darunter besonders Antonio Caraffa, der nach dem Tode des Fürsten Apafi (10. April 1690) auch Siebenbürgen für die Habsburger gewann (der seit 10. Januar 1692 dort dem Namen nach anerkannte Michael Apafi II. entsagte zwanzigjährig unterm 19. April 1697 allen Ansprüchen), wüteten so unmenschlich, daß die allgemeine Verbitterung 1703 wieder offen zum Ausbruche kam, als Franz Rákóczy II. (1676—1735), ein Sohn des oben genannten Franz I., an die Spitze der Unzufriednen trat. Da Leopold gerade zu dieser Zeit mit dem Spanischen Erbfolgekriege (Bd. VII, S. 506) beschäftigt war, geriet beinahe das ganze Land, am 7. Juni unabhängig erklärt, in die Hände der Aufständischen.

Als nach dem Tode Leopolds sein Sohn Joseph I. (1705—1711) die Regierung übernahm, sprachen die Stände auf dem Reichstage zu Onod (1707) dem Hause Habsburg den ungarischen Thron ab. Doch die Waffen entschieden 1708 zu gunsten von Joseph. Rákóczy floh. Sein Feldherr Alexander von Károlyi schloß mit dem Könige den Frieden zu Szatmár (1. Mai 1711). Hierdurch hat die verhängnisvolle Zeit der hauptsächlich vom Hochadel verschuldeten innern Kämpfe ihren Abschluß gefunden.

b) Die Zustände im 16.—18. Jahrhundert.

Daß das ungarische Volk in den schweren Kämpfen jener Jahre nicht den Untergang gefunden, sondern seine nationale Selbständigkeit hat retten können, hat es in erster Reihe dem Protestantismus (vgl. oben, S. 382) zu verdanken, der liebgewordne Vorstellungen, die aus alter, teilweise noch aus heidnischer Zeit herrührten, neben den neuen Gedankengängen als nahezu gleichberechtigt bestehen ließ. Wie die römische Kirche bei Einführung des Christentums sich in das Familienleben und die Volksgebräuche wenig eingemengt hat, so suchte auch der Protestantismus die ererbten Volksgebräuche als mächtigen Förderer nationalen Selbstbewußtseins zu festigen. Inmitten innerer und äußerer, religiöser und politischer Wirren trug der Protestantismus mehr als die Glaubenseinheit, er trug die nationale Einheit am Herzen. Er wirkte eher bewahrend als zersetzend auf die alten Familiensitten, von denen sich Einzelbestandteile hierdurch bis auf den heutigen Tag haben erhalten können. Man vergleiche z. B. den Überrest von früherm Weiberkauf und Weiberraub in den ungarischen Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuchen der Gegenwart; dagegen ist die Ursprünglichkeit der eigentümlichen Totengebräuche schon etwas mehr mit christlichen Anschauungen versetzt.

Im zähen Festhalten an seinen Überlieferungen betrachtete das Volk den hundertjährigen Kampf, den ein großer Teil der zu Tode gehetzten Nation wegen der von Wien ausgehenden Willkür und Glaubensverfolgung mit seinem Könige führte, als seine eigne Geschichte, deren Ruhm und Trauer sich in jener reichen und herrlichen Volkspoesie widerspiegelt, die besonders die Aufstände der Tököly und Rákóczy begleitet. Aus zeitgenössischen Geschehnissen schöpfte Stephan Gyöngyösi (um 1640—1704) den Stoff zu seinen poetischen Erzählungen, die ein Jahrhundert lang Lieblinge des Volks blieben. Und bald nach Descartes (Bd. VIII, S. 459) bietet der in den Niederlanden gebildete Johann Apáczai Cseri 1654/55 mit seiner „Ungarischen Enzyklopädie" in der Muttersprache den Rationalismus dar, läßt somit die Philosophie ungefähr ein halbes Jahrhundert früher magyarisch reden, als Chr. Thomasius in deutscher Sprache. Zu gleicher Zeit gab es eine ganze Reihe von Geschichtschreibern und Chronisten, wie Johann Szalárdi, Fürst Johann Kemény (vgl. oben, S. 383), Nikolaus Bethlen (1642 bis 1716), Michael Cserei (1668—1756), ferner der Schilderer alter Sitten, Peter Apor (1676 bis 1752). Das edelste Werk auf dem Gebiete der damaligen Litteratur sind wohl die „Briefe aus der Türkei" des Klemens (Zágoni-) Mikes (1690—1762), der als Gefährte Franz Rákóczys II. mit ihm die Verbannung in der Türkei teilt und mit rührender Treue an seinem gestürzten Herrn und am verlornen Heimatlande hängt.

c) Von Karl III. bis auf Franz I.

Unter der Regierung Karls III. (1711—40) begannen langsam friedliche Verhältnisse um sich zu greifen, obwohl sich unter ihm die Türkenkriege zweimal erneuerten. Nach dem ersten Feldzuge gewann der König 1718 im Frieden von Poscharewatz (Passarowitz; S. 164) nicht nur die noch türkischen Teile Ungarns zurück, sondern er machte auch in der Walachei und in Serbien Eroberungen. Freilich gingen diese infolge seines zweiten Feldzugs im Frieden zu Belgrad (1739) wieder verloren (s. die Karte bei S. 163, links unten; vgl. auch S. 165). Das Vertrauen zwischen dem König und der Nation wurde trotzdem gekräftigt durch die heilsamen Reformen, denen er die militärische und die gerichtliche Organisation des Lands unterzog. So kam es, daß der Reichstag von 1722/23 bereitwillig dem Wunsche des Königs Folge leistete,

das Thronfolgerecht der weiblichen Linie des Hauses Habsburg zum Gesetze zu erheben (Pragmatische Sanktion für Ungarn).

Als nach dem Tode Karls III. seine Tochter Maria Theresia (1740—80) den Thron bestieg, wurde ihr Erbfolgerecht sofort lebhaft bestritten. Der preußische König Friedrich II. brach in Schlesien ein, der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern besetzte mit französischer Hilfe Oberösterreich und Böhmen, die Spanier griffen die italienischen Besitzungen an. Auf dem Reichstage zu Preßburg stellten am 11. September 1741 der jungen Königin die Stände mit Begeisterung ihr Leben und Blut zur Verfügung („damus vitam et sanguinem"). In kurzer Frist vertrieben die ungarischen und österreichischen Truppen die Bayern und Franzosen aus Böhmen und besetzten Bayern. Nur Friedrich II. gegenüber erlitt die Königin einen verhältnismäßig geringen Gebietsverlust, indem sie ihm dreimal (1742, 1745, 1763) einen Teil Schlesiens abtreten mußte. Während der Friedensjahre wandte die Königin ihre Aufmerksamkeit der Hebung der materiellen und geistigen Interessen ihrer Unterthanen zu und bewerkstelligte besonders im kirchlichen Leben und Schulwesen segensreiche Verbesserungen.

Indem der nationale Geist zu neuem Leben erwachte, nahm auch die Litteratur einen beachtenswerten Aufschwung. Von Dank erfüllt, zog Maria Theresia den hohen Adel an ihren Hof und errichtete aus seinen Jünglingen 1760 in Wien eine ungarische Leibgarde, die durch ihre enge Berührung mit den geistigen Strömungen des Westens die Vorhut einer neuen Kultur geworden ist. Im Jahre 1772 erschien aus der Feder des Leibgardisten Georg Bessenyei (1752 bis 1811) die „Tragödie des Agis", worin der Dichter ebenso wie in seinen andern Dramen und in seinem Epos vom Könige Matthias die Franzosen, besonders Voltaire, meisterhaft nachahmte. Damit begründete er die „französische Schule", aus deren Gliedern der Gardist Alexander Báróczi (1737—1809) und Joseph Péczeli als Übersetzer französischer Werke hervorragen.

Mit dem Sohne Maria Theresias, dem menschenfreundlichen Joseph II. (1780—90), kamen die Könige aus dem Hause Lothringen-Toscana auf den ungarischen Königsthron. Joseph setzte das Reformwerk fort, doch ohne die schonungsvolle Art seiner Mutter. Er erhob an Stelle der lateinischen Sprache 1784 die deutsche zur Amtssprache des Staats und der Schule, ließ im März 1785 das Land in zehn neue Bezirke teilen und setzte Fremde an deren Spitze. Damals (1784) erhoben sich die walachischen Leibeignen Siebenbürgens gegen ihre Grundherren. Der Aufstand wurde jedoch gedämpft, und die Führer Juon Horja (Nicolai Ursz) und Juon Klocska büßten am 28. Februar 1785 ihre Streberei mit dem Leben. Der unverstandnen Aufhebung der Leibeigenschaft in Siebenbürgen (16. August 1783) folgte unterm 22. August 1785 die entsprechende Maßregel für Ungarn. Aber seine imperialistisch-selbstherrlichen Reformen fanden keinen Widerhall, weil sie mit einer Hintansetzung der nationalen Überlieferung verbunden waren. Es entstand eine so gefährliche Gärung (beinahe wäre 1789 mit preußischem Zuthun Karl August von Sachsen-Weimar Gegenkönig geworden), daß Joseph II. kurz vor seinem Ableben, unterm 30. Januar 1790, gezwungen war, alle seine Verfügungen zu widerrufen.

Durch die verständige Mäßigung seines konstitutionell gesinnten Nachfolgers Leopold II. (1790—92) wurde die Eintracht zwischen der Krone und der Nation wiederhergestellt. Die Gesetzartikel des Reichstags 1790—91 sicherten Ungarns Selbständigkeit und gaben den Protestanten und den Anhängern der griechisch-orientalischen Kirche die Religionsfreiheit. Inzwischen brach in Frankreich die Revolution aus, und französische Umsturzgedanken fanden auch in Ungarn Anhang. Als nun der absolutistische Franz I. (1792—1835) den Thron bestieg

und sich sofort in einen Krieg mit Frankreich verwickelte (Bd. VIII, S. 15), gründete der Franziskaner Ignaz Jos. Martinovics eine geheime Verbindung, die es sich zum Ziele setzte, Ungarn in eine Republik zu verwandeln. Die Verschwörung wurde im Keim erstickt; ihre Häupter verbluteten am 20. Mai 1795 unter Henkershand. Obschon darunter auch die litterarische Wirkung des französischen Geistes stark litt, so machte sich doch die Regsamkeit im ungarischen Schrifttum immer mehr bemerkbar. Fast gleichzeitig mit der französischen Richtung (S. 386) entstand eine „lateinische" oder „klassische" Schule, deren Mitglieder, zumeist Ordensgeistliche, in ihren Werken besonders Vergil nachahmten. Neben Nikolaus Révai, dem hervorragenden Sprachgelehrten, ist namentlich Benedikt Virág hervorzuheben, der außer sapphischen Oden eine Geschichte der „Ungarischen Jahrhunderte" nach altrömischem Muster verfaßte.

d) Die nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts.

Die ungarischen Stände unterstützten den König Franz in seinem Kriege gegen Napoleon I.; als dieser sie am 15. Mai 1809 aufforderte, ihre staatliche Selbständigkeit wieder herzustellen und sich auf dem Rákos einen neuen König zu wählen, wurde sein Vorschlag zurückgewiesen. Aber nach 1815 schwand die Eintracht zwischen dem König und dem Adel allmählich, da letzterer sah, daß seine alten Vorrechte keinen Schutz mehr gegen die Willkür gewährten, womit der Wiener Hof die Abhaltung der Reichstage einstellte, durch höhere Steuern das Land erschöpfte, jede freie Einrichtung über den Haufen warf und Ungarn fast zu einer österreichischen Provinz zu machen sich bestrebte. Der leise gärende Liberalismus fand seinen politischen Ausdruck, als Graf Stephan Széchényi (1792—1860) dem Reichstage von 1825 ein Jahreseinkommen von 60,000 Gulden für die Gründung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft (Akademie) zur Verfügung stellte. In Schrift und That impfte er seinem Volke die selbstbewußte Überzeugung ein, daß das Ungartum nicht nur auf eine glänzende Vergangenheit zurückblicke, sondern auch eine glänzende Zukunft zu erwarten habe, wenn es mit der fortschreitenden Kultur des Westens Schritt hält, seine geistigen Anlagen entwickelt, seine stoffliche Kraft mehrt.

Inmitten der neuen Strömung nahm auch die Litteratur einen ungeahnten Aufschwung. Dichter wie Franz Kölcsey (1790—1838), Franz Kazinczy (1759—1831), Michael von Csokonai (1773—1805), Alexander und Karl Kisfaludy (Bd. VIII, S. 544), Mich. Vörösmarty waren die Vorläufer eines Al. Petőfi, M. Jókai, Baron Jos. Eötvös, Em. Madách, János Arany, Paul Gyulai (geboren 1826), Karl Szász (geboren 1829) und Johann Vajda (geboren 1827). Das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins hatte zur Folge, daß neben andern Wissenschaften besonders die magyarische Sprachforschung gepflegt wurde. Dies haben dann neuere Gelehrte wie Gabriel Szarvas, Paul Hunfalvy (1810—91), Jos. Budenz (1836 bis 1892) und Bernhard Munkácsi fortgesetzt, von denen besonders die beiden letzten für die vergleichende ugrische Sprachwissenschaft unschätzbare Werke veröffentlicht haben.

Széchényis Reformgedanken stießen in den Regierungskreisen, wo man jeden Keim des Fortschritts zu ersticken sich bemühte, bald auf Widerspruch. Der Gegensatz zwischen der Nation und dem Wiener Hofe spitzte sich immer mehr zu. Weil jedoch Széchényi in einigen Angelegenheiten auf seiten der Regierung stand und Manchen viel zu konservativ war, wandte sich die öffentliche Meinung allmählich von ihm ab und kehrte sich Ludwig Kossuth (1802 bis 1894) zu, der durch hinreißende Beredsamkeit und schriftstellerische Arbeiten, die er in seiner abschriftlich verbreiteten „Landtagszeitung" veröffentlichte, der Führer der schonungslosesten Opposition wurde. Als Ferdinand V. (1835—48) die Regierung antrat, war die Gärung

schon so gestiegen, daß Széchényi die Führerrolle ganz Kossuth überlassen mußte. Die Märztage des Jahrs 1848 in Wien und Pest (Bd. VIII, S. 177 f.) machten Kossuth und seine Anhänger mit Einem Schlage zu Herren der Lage. Der Reichstag brachte nun in kürzester Frist eine ganze Reihe von Gesetzen, welche das alte Ständetum umstürzten, die parlamentarische Regierung und ein verantwortliches Ministerium einführten, Siebenbürgen mit Ungarn vereinigten, die Leibeigenschaft aufhoben, die Preßfreiheit und die Rechtsgleichheit der anerkannten Glaubensbekenntnisse aussprachen. Der König ernannte am 23. März den Grafen Ludwig Batthyány zum Ministerpräsidenten, der im Vereine mit Kossuth, Franz von Deák, der sich schon lange durch eine weise Politik hervorgethan hatte, Széchényi, Eötvös und Paul Anton Fürst Esterházy von Galántha Ungarn in die Reihe der konstitutionellen Länder einführte.

Die freie Bewegung der Nation wurde aber bald durch die Unruhen der andern Nationalitäten Ungarns gehemmt (vgl. S. 304 und 307). Kroaten, Serben, Walachen griffen, teilweise von Wien angestachelt, wo man die den Magyaren gegebnen Zugeständnisse bereute, zu den Waffen. Das Verhältnis zwischen dem Wiener Hof und der ungarischen Regierung, die bereits völlig unter dem Einflusse Kossuths stand (Bd. VIII, S. 195), wurde infolge der Nationalitätenfrage immer gespannter, besonders da das ungarische Ministerium die Unterdrückung des Aufstands der Grenzer mit Waffengewalt betrieb. Ein österreichisches Heer besetzte Ofen; daraufhin flohen Regierung und Reichstag nach Debreczin, das nun der Mittelpunkt der nationalen Erhebung wurde. Rasch schlugen Görgey, Klapka, Johann Damjanich, Bem die kleinern Nationalitäten nieder und vertrieben die österreichischen Heere, in deren Besitz Mitte April 1849 nur Ofen, Arad und Temesvár verblieben. Am 14. April sprach der Reichstag die Entthronung des habsburgischen Herrscherhauses aus.

Ohnmächtig, die heraufbeschwornen Verhältnisse zu ändern, wandte sich Österreich an Rußland um Hilfe. Die vereinigten Truppen unterwarfen innerhalb weniger Monate das Land. Kossuth und viele seiner Getreuen flohen ins Ausland; Görgey streckte am 13. August 1849 bei Világos die Waffen. Der österreichische Feldherr J. J. von Haynau, ein Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und der Rosa Ritter, begann nun das blutige Werk der Rache. Dreizehn ungarische Generale wurden am 6. Oktober in Arad hingerichtet; Batthyány entging an demselben Tag in Pest nur durch Selbstverwundung dem entwürdigenden Aufgehängtwerden. Die Kerker füllten sich mit Gefangnen; die Angehörigen des ungarischen Heers (die Honvéd) wurden in die österreichische Armee eingereiht. Die Wiener Regierung schaltete unumschränkt; Ungarn war fast bloß noch ein Kronland des Gesamtstaats.

Erst die Schläge des italienisch-französischen Kriegs von 1859 lenkten die Gewaltherrschaft in mildere Bahnen. Und unter dem Einflusse des preußischen Kriegs von 1866 nahmen die Ausgleichsverhandlungen durch das weise Vorgehn des Vermittlers Deák eine günstige Wendung. Das Endergebnis war, unter Wiederherstellung der Verfassung vom Frühjahr 1848, der Dualismus (18. Februar 1867). Die Gesetzgebung von 1867/68 schloß den langwierigen Streit ab. König Franz Joseph I. ließ sich samt seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth, am 8. Juni 1867 in Budapest krönen; hierdurch war die endgiltige Versöhnung zu Nutz und Frommen der gesamten Monarchie besiegelt.

Unter Franz Josephs Regierung machte das Land gedeihliche Fortschritte (vgl. Bd. VIII, S. 366 f.). Doch ist Anfang 1905 die schier unsterblich scheinende Schöpfung Franz Deáks, der Ausgleich von 1867, durch die letzten Wahlen, wodurch zum ersten Male die Herrschaft der liberalen Partei überraschenderweise gebrochen ward, stark ins Schwanken geraten. Dieser

unerwartete Sieg der Unabhängigkeitspartei zwang sogar den greisen Kaiser und König, am 12. Februar 1905 Franz Kossuth, den Sohn des unversöhnten Revolutionärs von 1848/49, in der Wiener Hofburg zu empfangen.

E. Die Deutschen in Ungarn.

Nach dem Sturze der Awarenherrschaft waren die Grenzsäume des großen Frankenreichs mit deutschen Kolonisten besiedelt worden; fränkische und bayerische Edle hatten besonders in dem Hügellande, das sich an die steirische Grenze lehnt und teilweise noch Spuren römischer Kultur trug, ausgedehnte Besitzungen erhalten. Während am Ende desselben 9. Jahrhunderts die Ungarn das Land besetzten, ließen sie die deutschen Plätze zwar zum größten Teile bestehen, mehrten sie aber nicht, so daß diese während der anhaltenden Kriegsstürme leicht zu Grunde gingen; viele der befestigten Grenzorte mögen beim Anpralle der Magyaren ihren Untergang gefunden haben. Trotzdem sind diese deutschen Ansiedlungen schwerlich ganz verschwunden. Als dann nach wiederholten Niederlagen, welche die Ungarn auf ihren Streifzügen erlitten, die Gefahr sie drückte, das vergängliche Schicksal ihrer Vorbesitzer zu teilen, waren es das Christentum, das in erster Reihe deutsche Priester unter ihnen verbreiteten, und ihr Anschluß an christliche Mächte wie Deutschland, wodurch sie ihre eigne Zukunft sicherten.

Die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland empfingen 995 eine starke Bürgschaft durch die Ehe Stephans (Wajks) mit Gisela, der Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich II. (oben, S. 371), weil diese viele Geistliche, Edle (Wezelin, Hermann u. a.) und deren Knechte mit sich brachte und dadurch eine rasche Verbreitung von Christentum und Kultur bewirkte. Die Zuwanderungen deutscher Ritter, Mönche und auch andrer Leute wurden wohl noch zahlreicher, seitdem der Gatte Giselas den ungarischen Thron bestiegen hatte; doch unter den eigentlichen Deutschkolonien kennen wir nur von einer einzigen die Herleitung aus jener frühen Zeit genau: es ist Deutsch-Szatmár am Szamos, das noch von Gisela selbst gegründet worden ist. Der Apostelkönig richtete seinen Hof nach deutschem Vorbild ein und bewies sich überhaupt während seiner ganzen Regierung als ein bewußter Gönner der (adligen) Einwanderer; in seinen Ermahnungen an seinen früh verstorbnen Sohn Emerich schreibt er, daß die Herbeirufung der Ausländer als eine notwendige Maßregel zur Stütze des Throns und zur Erhöhung der Macht des Reichs zu betrachten sei: „halte die Gäste gut und in Ehren!" Diesen Standpunkt haben im großen Ganzen (für die Zeit zwischen 1074 und 1141 fehlt es an Nachrichten über neue Zuzüge) auch die folgenden Könige aus dem Árpádengeschlecht eingenommen; der Hauptgünstling König Salomons war ein Veit (Vid) aus Schwaben oder Meißen mit dem schwer deutbaren Familiennamen Guth-Keled. Doch darf nicht vergessen werden, daß die eigentlich landwirtschaftlichen Arbeiten, das Ackern und Flurbestellen, ursprünglich von slawischen Grundholden geleistet worden ist. Ein Bruchteil altslawischen Adels (man denke z. B. an die im 13. und 14. Jahrhundert blühenden Grafen von Osl) dürfte die magyarische Eroberung überdauert haben und schließlich im Ungartum aufgegangen sein. Sicherlich haben neben ihnen unter Peter dem Venezianer (S. 372) und dann unter den Anjous auch Welsche willkommne Aufnahme im Ungarlande gefunden.

a) Westungarn.

Im Eisenburger und Ödenburger Komitate wohnt an den Abhängen des Leithagebirgs, dessen Fuß der Neusiedler See bespült, ferner in den Thälern, welche die Ausläufer der

steirisch-österreichischen Ostalpen durchkreuzen, der deutsche Volksstamm der Hienzen, auch Heanzen, Henzen oder Heinzen genannt. Auf einem Flächenraume von etwa 100 Quadratmeilen gibt es hier neben 30,000 Slawen („Wasserkroaten"), 10,000 Juden und rund 5000 Magyaren ungefähr 300,000 Deutsche, die größtenteils der katholischen Kirche angehören. Die Benennung Hienz oder Heanz weist auf deutschen Ursprung hin, da die Nachbarn diesem Völkchen wohl keinen Namen mit deutscher Stammsilbe gegeben hätten. Wahrscheinlich ist der Name aus „Heinz", „Henz" oder „Aenz" (Heinrich) entstanden, so daß er „Heinrichs Leute" bedeuten würde; Kaiser Heinrich III. hat ja wiederholt (vgl. S. 372) nach Ungarn Kriegszüge unternommen und eine Zeitlang den Westen besetzt gehalten. Eine andere Überlieferung erzählt von einem Burgherrn Henzo, nach dem das ganze Gebiet „Henzonia" geheißen habe; unter Ladislaus IV. (1272—90) hat hier thatsächlich ein königlicher Kammergraf Hencz gelebt. Vielleicht hat aber das Völkchen seinen Namen von dem Grafen Heinrich von Güssing (Kuscyn, Kussen, Kyssin; 1228 bis Ende 1274) geerbt, der, einer der mächtigsten Dynasten und vorübergehend sogar Palatin des Reichs, in den Grenzkämpfen gegen die Steiermärker und Österreicher oft genannt wird. Zahlreiche Festen ließ er in diesen Gegenden anlegen, darunter die Burg Bernstein und die Stadt Güns. Seine Söhne Iwan (Johann), Peter, Nikolaus und Heinrich, die sämtlich hohe Würden bekleideten und sich in den Urkunden „Sohn Heinrichs" nennen, suchten das Ansehn ihres Geschlechts zu wahren. Fast alle Festungen an der Westgrenze gehörten zu ihrem Besitze. Die ausschließlich deutschen Besatzungen der Burgen, die sich meist aus den Bewohnern der Umgegend rekrutierten, mögen also nach ihrem Herrn mit dem Namen Hienzen oder Heanzen belegt worden sein oder sich selbst so genannt haben. Nach J. W. Nagl freilich bedeutet der Name lediglich „Hühnerhändler".

Als Reste jener bayerischen Ansiedlungen, die, von Karl dem Großen gegen die Awaren hier angelegt (wobei jedoch an eine kolonisatorische Thätigkeit Karls über die Ostmark hinaus auf ostpannonischem Gebiete schlechterdings nicht gedacht werden darf), unter fränkischen Markgrafen sich zu blühenden deutschen Gemeinden entfaltet hatten, waren sicher auch die Kulturen der Hienzen durch die Landnahme der Ungarn empfindlich geschädigt worden, hatten aber bald durch die zahlreichen deutschen Gefangnen, die diese von ihren Streifzügen aus deutschen Landen mitbrachten, zweifelsohne eine namhafte Vermehrung erhalten. Eine besondere Kräftigung erfuhr diese Germanengruppe erstens durch die Nachbarschaft mit Österreich und Steiermark und zweitens durch die Einbürgerung deutscher Adliger, wie der Grafen von Güssing und der ihnen nahverwandten Herren von Hedervár (Hedrichsburg), der Grafen von Sankt Georgen und Bösing, der staufischen (oder meißnischen) Grafen Guth-Keled, der Ritter von Lindau (Lendva), aus deren einem Zweige das Geschlecht derer von Bánffy (Söhne des Banus) hervorgegangen ist, der Edeln von Buzad, der Grafen von Mattersdorf (d. h. Groß-Martinsdorf) und vor allem der von 1341—1456 so mächtigen Grafen von Cilli (vgl. oben, S. 377). Das waldige Grenzgebiet, das noch zur Zeit Kaiser Heinrichs III. so unwirtlich war, daß er nur auf großem Umwege, dem Laufe der Raab folgend, nach Ungarn einzudringen vermochte, hat der Fleiß des kernig-kräftigen, mutterwitzigen und gottesfürchtigen Hienzen zu einem fruchtbaren Boden der Feld-, Forst- und Weinbauwirtschaft umgewandelt, auf dem er, trotz rüstigen Fortschreitens im übrigen zäh an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren hangend, inmitten finnisch-ugrischen Wesens deutsches Volkstum treu bewahrt hat.

Die politischen Verhältnisse waren trotz mannigfacher Stürme, die über den Westen oft hinwegbrausten, der Hebung des Deutschtums fast immer günstig. Als 1440 Eisenstadt durch

Königin Elisabeth an den österreichischen Herzog Albrecht verpfändet wurde, erstarkte dadurch das deutsche Volkstum ungemein. Mit Genehmigung der ungarischen Stände trat dann 1463 König Matthias Corvinus auch Forchtenstein (oder Fraknó, eine vormals gräflich Mattersdorfsche Burg), Güns, Kobersdorf, Rechnitz, Bernstein und Hornstein samt den dazu gehörigen Landgebieten an Kaiser Friedrich III. ab. Eisenstadt und Forchtenstein wurden 1622 wieder Ungarn einverleibt, als Kaiser Ferdinand II. diese Städte dem Grafen Nikolaus von Esterházy (1625 Palatin, gest. 1645) um eine hohe Geldsumme verpfändet hatte; hier hat 1761—69 Joseph Haydn gelebt (vgl. Bd. VIII, S. 563). Die Städte und Ortschaften der Hienzen erfreuten sich besonderer Freibriefe. Schon 1328 bestätigte König Karl Robert alle alten Vorrechte der Stadt Güns; die Könige Ludwig I., Siegmund, Ferdinand I. und die folgenden Habsburger erkannten sie an. Eisenstadt erhielt 1373 einen Freibrief in deutscher Sprache vom Agramer Bischof Stephan von Kanizsa; ihn bestätigte 1447 Herzog Albrecht VI. von Österreich. Der Hauptort der Hienzen, Ödenburg, auf den Ruinen der römischen Stadt Scar(a)bantia erbaut, hatte sogar schon 1260 einen Freibrief erhalten; durch Ladislaus III. wurde er den dortigen „deutschen Bürgern und Gästen" infolge ihrer Verdienste im Kriege gegen den böhmischen König Ottokar bedeutend erweitert. Andreas III. und fast alle spätern Herrscher bis auf Leopold I. und Joseph I. haben dann die Vorrechte dieser Stadt, in deren Mauern vier Landtage abgehalten und zwei Königinnen gekrönt wurden, gern bestätigt.

Als Nachbarn der Hienzen wohnen auf dem „Heideboden" und an den Ufern des Neusiedler Sees, auf der Schütt und bei Preßburg die „Heidebauern", die, von schwäbischem Stamm, aus der Gegend am Bodensee während der Reformation vor den Verfolgungen der vorderösterreichischen Ritterschaft nach Ungarn eingewandert waren und bei Maria, der Gemahlin Ludwigs II., gegen 1526 Schutz gefunden hatten. Als aber die Gegenreformation in Ungarn seit 1670 immer gewaltthätiger den Protestantismus zu unterdrücken sich anschickte, kehrten die meisten Heidebauern in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Die beiden Hauptorte der Heidebauern, die Städte Wieselburg (eigentlich Moosburg, lateinisch Musunium, magyarisch Mosony) und Altenburg, haben zeitweilig zu Österreich gehört. Wieselburg hat von 1063 bis 1074 unter deutscher Reichsherrschaft gestanden; Deutsche fanden Aufnahme unter die adligen Burgmannen (iobagiones castri; vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 374, § 19). Das zu Wieselburg gehörige Stift Freising ist schon im Jahre 1053 von Kaiser Heinrich III. mit Gütern beschenkt worden. Als Anna, die Schwester König Ludwigs II., vom Habsburger Ferdinand I. geheiratet wurde, erhielt sie als Aussteuer auch Altenburg.

Die Nachbarschaft der österreichischen Lande hatte von jeher zur Folge, daß die Ansiedlungen der Hienzen und der Heidebauern an den innern Wirren und äußern Kämpfen des ungarischen Reichs wenig teilgenommen und eben infolgedessen ihr Deutschtum meist gut bewahrt haben. Den Heidebauern freilich hat man den Weltbürger unter den westungarischen Deutschen genannt; er fügt sich am leichtesten in die Verhältnisse, schließt sich den nachbarlichen Magyaren und Slawen und eignet sich ihre Sprache an, wodurch sein eigner deutscher Dialekt oft unkenntlich wird. Sitte und Brauch der Heidebauern und der Hienzen weichen sonst voneinander nicht ab, sondern tragen rein germanisches Gepräge zur Schau. Durch Zucht, Ehrbarkeit und religiöse Empfindung zeichnen sich diese beiden, bei aller Leichtlebigkeit und allem Frohsinne doch auch ernsten Völkchen aus.

Nach der Vertreibung der Türken suchten weltliche und geistliche Große ihre entvölkerten und verwüsteten Ländereien in der Umgebung der Hauptstadt, an den Höhenzügen des

Vértesgebirgs und des Bakonyer Walds, an der mittlern Donau und im Donau-Drau-Winkel durch Herbeiziehung deutscher Kolonisten wieder nutzbar zu machen. Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts siedelten die Graner Erzbischöfe Schwaben und Franken auf ihren Gütern an. 1690 gründeten im Pester Komitate schwäbische Einwanderer die Ortschaft Izsaszeg und bauten sechs Jahre später das zerstörte Duna-Haraszti auf. Herzog Karl von Lothringen und Prinz Eugen von Savoyen machten auf ihren Besitzungen bei Ofen ebenfalls Deutsche ansässig; dasselbe thaten die Grafen Zichy, Ráday und Grassalkovich. Im Jahre 1718 wurden Deutsche aus der Rheingegend im Tolnaer und Baranyaer Komitat auf herrschaftlichen Gütern angesiedelt. Die österreichischen Feldherren, die nach der Vertreibung der Türken mit ausgedehnten Ländereien in Ungarn belohnt wurden, suchten dorthin deutsche Kolonisten zu ziehn. In den meisten solcher Ortschaften hat sich das Deutschtum bis auf den heutigen Tag, wenn auch vielfach geschwächt, erhalten. Eine selbständige Rolle in der politischen Geschichte Ungarns haben diese deutschen Niederlassungen nie gespielt.

b) Nordungarn.

a) Die Bergstädte; der Nordwesten.

Politisch viel wichtiger, ja manchmal entscheidend sind die Deutschen in Nordungarn gewesen. Zum größten Teile dem niedersächsischen und mittelbeutschen (thüringisch-schlesischen) Volksstamm angehörend, haben sie sich zwischen dem letzten Drittel des 12. und der Mitte des 13. Jahrhunderts in mehreren Schüben an den Abhängen der Karpathen eine neue Heimat gegründet (über das Wie? dieser Kolonienbildung unterrichtet mit am besten die Studie von Franz Krones „Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenlande", Graz 1878). In erster Reihe zur Pflege des Bergbaus berufen, erlangten sie durch Gewerbefleiß und regen Handel einen Wohlstand, der ihren Niederlassungen städtische Freiheiten verschaffte, die dann eine feste Grundlage ihres Bürgertums bildeten. Von dem Gebiete der Heidebauern angefangen, zog sich das Deutschtum in einzelnen Ausläufern über die Donau, wo sein Schwerpunkt die von den Habsburgern seit 1542 zur ungarischen Krönungsstadt und zum Sitze des Landtags erhobne Stadt Preßburg war. Die meisten dieser vorgeschobnen Posten sind bis auf wenige Reste in der slowakisch-ruthenischen Umgebung aufgegangen.

Die nördlichsten Punkte deutschen Volkstums waren einst die „niederungarischen" Bergstädte: Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Königsberg, Libethen, Dilln, Pukkanz und Bries, in deren Umgebung Bergbau wahrscheinlich schon sehr früh betrieben worden ist. Die ersten Deutschen mögen sich hier etwa gleichzeitig mit denen der benachbarten Zips in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angesiedelt haben. Die älteste Bergbaukolonie Schemnitz hat schon 1244 von Béla IV. städtische Rechte bekommen. Das „Schemnitzer Stadt- und Bergrecht", auf Grund jener königlichen Urkunde schon im 13. Jahrhundert von den „Geschwornen der Stadt" in zwei Abteilungen zusammengestellt, umfaßte in 40 Punkten die „Stadtrechte", in 20 die „Bergrechte" und ist im Laufe des 14. Jahrhunderts auch den meisten übrigen Bergstädten verliehen worden, soweit sie sich nicht bereits eigner Freiheiten erfreuten. Den Bewohnern von Neusohl wurde 1255 das Vorrecht verliehen, den Bergbau frei zu betreiben; nur hatten sie von Gold den Zehend, von Silber ein Achtel der königlichen Kammer abzuliefern und bei Feldzügen unter der königlichen Fahne zu dienen. Auch war ihnen der gerichtliche Zweikampf unter sich und ihresgleichen nach sächsischer Sitte mit Rundschild und Schwertern gestattet. Eine städtische Freiheitsurkunde erhielt aber Neusohl erst von König Stephan V. im Jahre 1271.

Seit 1323 Sitz der königlichen Kammergrafen, wurde Kremnitz von König Karl Robert unter Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen mit solchen Rechten ausgestattet, wie sie sonst nur noch das reiche Kuttenberg in Böhmen genoß. So durften die Kremnitzer unter selbstgewählten Richtern leben und im ganzen Lande von niemand Schulden halber verfolgt werden.

Als 1424 König Siegmund die Bergstädte seiner zweiten Gemahlin Barbara von Cilli (gest. 1451) überließ, hatte dies zur Folge, daß sie auch später als ein abgeschloßnes Ganzes im Besitze der ungarischen Königinnen verblieben und durch Verleihung weitgehender Vorrechte zu einem Wohlstande gelangten, der den Neid und die Habgier der benachbarten Burgherren entfachte. Die Burgen, die wie ein Kranz jene Gebiete umschlossen, waren teils in den Besitz des Husitenführers Giskra (S. 377), teils in den der Familie Dóczy und andrer Adliger gelangt. 1497 brach die Fehde offen aus, führte aber bald zu einem Vergleiche. Unterdes erfreuten sich die Bergstädte der Gunst der mächtigen Familien Thurzó und Fugger, mit deren Unterstützung sie aus dem Kampfe siegreich hervorgehen konnten. Im ausgehenden 15. und angehenden 16. Jahrhundert erreichten die Bergstädte ihren Glanzpunkt, trotz der Angriffe der Türken und der Brandschatzungen feindlicher Heere. Die Kupferausfuhr erstreckte sich über Krakau bis nach Danzig und den Hansestädten, ja bis nach Antwerpen und Venedig. Der Pachter der Neusohler Bergwerke, Alexius Thurzó, königlicher Schatzmeister, galt schon 1523 für den „reichsten Mann Ungarns", und die ihm verschwägerten Fugger in Augsburg (Bd. VII, S. 76) waren lange die Bankherren der ungarischen Könige; so schuldete 1523 diesem Hause König Ludwig II. 65,000 Dukaten.

Die Unruhen des 17. Jahrhunderts waren auch für die Bergstädte von schweren Folgen. Gabriel Bethlen ließ sich 1620 in Neusohl zum Könige von Ungarn ausrufen; seit 1619 mußten ihm die Bergstädte hohe Steuern zahlen. Während der Rákóczyschen und Tökölyschen Wirren waren sie nicht nur der Schauplatz des Kriegsgetümmels, sondern verloren auch ihren Wohlstand durch Erpressungen und Brandschatzungen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts nahm auch die Einträglichkeit des Bergbaus infolge natürlicher Ereignisse erheblich ab. Dazu kamen die Verfolgungen der Gegenreformation, denen die Bekenner der lutherischen Glaubenslehre ausgesetzt waren. In den verarmten Bergstädten siedelten sich nun Slowaken, hier und da auch Magyaren an. Der Adel bemächtigte sich des größten Teils der Gruben. Ein Jahrhundert reichte hin, um das Deutschtum aus diesen Orten so zu verdrängen, daß heute nur die Namen der Familien und Orte deutsch sind, die Bevölkerung aber slowakisch.

Dasselbe Schicksal erlitt das Deutschtum in den benachbarten Komitaten Bars, Neutra und Thurócz, wo als Reste einer einst dichten Bevölkerung Deutsche nur noch in drei Gruppen mitten unter Slowaken wohnen. Die Hauptgruppe liegt in der Umgegend von Kremnitz und umfaßt den Marktflecken Kri(c)kerhäu (Kriegerhaj, Handlova), die Dörfer Honeschhäu, Koneschhäu, Neu-Häu, Drexelhäu, Treselhäu, Perk, Schwabenhof und Bleifuß. Das zweite Drittel wird vom Marktflecken Deutsch-Proben und den Dörfern Beneschhäu, Klein-Proben, Geidel (Gajdel), Schmiedshaiß, Fundstollen, Bet(t)elsdorf und Zeche gebildet. Die dritte Gruppe endlich, wo deutsches Volkstum nur noch verschwindend vorhanden ist, besteht aus den Dörfern Alt- und Neu-Stuben, Ober- und Unter-Turz, Glaserhäu, Böshäu, Münichwies, ferner Lorenzen und Deutsch-Pilsen im Honter, Hochwiesen und Litten im Barser, Brestenhäu, Hedwig und Käserhäu im Thuróczer Komitate. Wie schon die Namen anzeigen, waren die meisten Orte „Häue", d. h. Aushaue im gerodeten Walde. Die älteste Niederlassung mag Deutsch-Proben im Neutraer Komitate sein, das um 1280 von König Ladislaus dem Kumanier Rechte erhielt,

die Andreas III. 1293 erneuerte. Die Deutschen dieser Gegenden heißen Krikerhäuer nach der Ortschaft Krikerhäu. Die Slowaken nennen sie spottweise „Handerburzen", ein Name, der sich am natürlichsten aus dem Handel mit Wurzeln und Heilkräutern erklärt, den die Münichwieser treiben; diese zogen wie die schlesischen Aberranten („Laboranten") noch vor kurzem als fahrende Heilkünstler weit im Auslande herum. Der ungarische „Häudörfler" ist auf solchen Hausierhandel angewiesen: seine Heimat ist unfruchtbar und arm. Auch die „Stadt" Krikerhäu besteht nur aus stockhohen Blockhäusern, die endlos im Walde zerstreut liegen. Gleich ihr sind auch die übrigen „Häudörfer" erbaut. Die Äcker, meist auf Anhöhen angelegt, sind wenig ergiebig und außerordentlich schwer zu pflegen. Die Erde muß teilweise in Butten hinaufgetragen werden; kommt ein Wolkenbruch, so schwemmt er die Kartoffeln samt der Erde und allem Erntesegen wieder herunter. Die Männer gehen im Sommer als Hausierer ins Ausland und überlassen die Feldwirtschaft den Weibern. Der Pfarrer verkehrt mit ihnen, betet und predigt nur slawisch. Ehrlich und gutmütig, fleißig, besonnen und bieder sind sie noch immer; aber ihr ganzes Wesen macht den Eindruck eines zurückgebliebnen, verwilderten Stamms. Ihre geistige Verwahrlosung hat das Bewußtsein deutschen Volkstums abhanden kommen lassen und die Entnationalisierung der Häudörfler beschleunigt.

Sie eilen demselben Schicksal entgegen, das im Nordwesten Ungarns die deutschen Orte Sillein, Skalitz, Privitz (Privigye), Rosenberg und Karpfen betroffen hat, die alle einst von Deutschen bewohnt waren. Das Städtchen Sillein bediente sich Ende des 14. Jahrhunderts des Teschner Stadtrechts, das Ludwig I. 1370 den Bewohnern zwar verboten, 1382 aber wieder erlaubt hatte. Später lebten sie nach dem Rechte von Karpfen; dieser Ort, schon 1238 als „Sachsenkolonie" erwähnt, hatte nach der Verwüstung durch die Mongolen im Jahre 1243 jenes wichtige Stadtrecht erhalten, das mit dem Stuhlweißenburger und Ofner auf gleicher Stufe stand. Im 17. Jahrhundert begann die Entnationalisierung. Heute lebt die Erinnerung an das Einst nur noch in einzelnen deutschen Flur- und Bergnamen fort.

β) Die Zips.

Über die Deutsch-Trümmer des Nordwestens kommen wir im äußersten Norden Ungarns, an den südlichen Abhängen der Karpathen, zu dem kernigen deutschen Volksstamme der Zipser, der seit sieben Jahrhunderten in der wildromantischen Erhabenheit des Hochgebirgs ein festes Heim besitzt und durch biedern Fleiß Wohlstand und Ansehen unter den benachbarten Völkerschaften erlangt hat. Die Fülle des Holzes, die Menge der Bergwasser und die Art der natürlichen Erzeugnisse der „silva Zepus" (magyarisch Szepes) wiesen die im Ackerbau beschränkten Bewohner von vornherein auf industrielle Beschäftigungen hin. So wurde der Zipser ein guter Gewerbsmann; „seine anfänglich zerstreuten Blockhäuser rückten allmählich enger zusammen, und aus dem felsigten Kern erhob sich die türmende Stadt". Kernpunkte des Deutschtums waren außer dem 1245 erbauten Hauptorte Leutschau (ungarisch Löcse) die Städte Göllnitz, Käsmark (Késmárk), Gniesen (Kniesen), Béla, Neudorf (Igló; seit 1271 Stadt, seit 1358 freie Bergstadt), Leibitz, Lublau, Deutschendorf (Poprád), Publein, Kirchdrauf (Szepes-Váralja), Georgenberg und Wallendorf, die bereits 1204 einen Bund schlossen und als ein selbständiges Ganzes in demselben Jahrhundert eine Rolle zu spielen begannen; übrigens waren die nördlichen Ortsherrschaften Lublau, Gniesen und Publein von Kleinpolen gegründet, Wallendorf, für das zum Jahre 1212 ein sehr merkwürdiger älterer Zusammenhang mit Straßburg im Elsaß doppelt bezeugt ist, von Italienern mindestens stark bevölkert.

Die erste planvolle Besiedlung der Zips durch Deutsche fällt wahrscheinlich in die stürmische Zeit Gézas II. (S. 373), der mit dem Welfenherzoge Heinrich dem Löwen verbündet war. Die Überlieferung erwähnt einen Grafen Reinold (Renaldus), der als Hofrichter des Königs um 1150 Landsleute von sich in diese Gegenden geführt habe; der gleichzeitige Byzantiner Johannes Kinnamos spricht von einem Heer aus Čechen und Sachsen, das 1156 durch Géza gegen Ostrom zusammengezogen worden sei. Der Hauptschub aber kam erst Ende des 12. Jahrhunderts unter Béla III. in die Zips; er stammte meist aus Mitteldeutschland, besonders aus Schlesien: der heutige Zipser Dialekt ist der schlesischen Mundart verwandt. Anfang des 13. Jahrhunderts folgten einzelne Nachzügler, nachdem die erste Gemahlin Andreas' II., Gertrude von Andechs-Meran, mehreren tirolischen Adelsfamilien in der Zips Grund und Boden hatte verleihen lassen; von ihrem Gefolgsmann Rüdiger aus Deutsch-Matrei stammen die Berzeviczy ab. Die Übermacht des deutschbürtigen Adels scheint damals schon so unliebsam bemerkbar geworden zu sein, daß sich 1213 die nationalmagyarische Partei gegen die das Deutschtum begünstigende Königin und Reichsverweserin blutig auflehnte (vgl. S. 374 oben). Nachdem der Mongolensturm, der auch das Zipser Geschichtsleben förmlich in zwei Teile trennt, verbraust war, erfolgte bis in das 14. Jahrhundert eine massenhafte Zuwanderung vorwiegend aus Schlesien und Thüringen. In kurzer Zeit gelangten die deutschen Orte in diesem abgelegnen Berglande zu so großem Wohlstande, daß die unter ihrem Propst (einen solchen kennen wir schon aus dem Jahre 1209 in dem diplomatisch veranlagten Adolf, einem Schwager jenes eben genannten Rüdiger) um 1232 gebildete Genossenschaft der Pfarrer der Zips seit 1248 unter dem Namen „Sodalität" oder „Konfraternität" die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten ordnete. Ladislaus IV. bestätigte 1274 die Rechte dieser Genossenschaft; 1297 erhielt sie von Andreas III. auch das Recht auf Zehntbezug verliehen. Vorher aber, 1271, hatte Stephan V. seinen „getreuen Zipser Sachsen" das „Privilegium" zur Wahrung der „Freiheit" gegeben. Danach hatten die „königlichen Orte" jährlich 300 Mark Silber zu zahlen, wofür sie jeder andern Abgabe ledig waren, und im Kriege 50 Bewaffnete unter die Fahne des Königs zu stellen. Sie durften sich ihren eignen Grafen, der sie nach ihrem Rechte richtete, und ihre Pfarrer frei wählen. Außerdem wurde ihnen das Recht der Jagd, Fischerei und des Bergbaus zuerkannt. Als nach dem Tode des letzten Árpáden (1301) unter der Führung des übermütigen Matthäus von Csák aus der Bergfeste Trencsin die Adelsherrschaft vom Waaggebiete her um sich griff, da schlossen sich die Zipser, die vorher Wenzel und Otto (S. 375) gehuldigt hatten, dem Angiovinen Karl Robert an, der mit ihrer Hilfe die westungarischen Adligen (die Güssinger u. s. w.; vgl. oben, S. 390) 1312 bei Rozgony im T(h)arczathale zum erstenmal entscheidend schlug. In Anerkennung ihrer Dienste, die sie ihm „von seiner Kindheit gutwillig erwiesen" hätten, für ihren „männlich getreuen Streit wider Matthäum von Trentschin, wobei sie nicht ihrer Güter noch ihrer eignen Person schonten", bestätigte 1318 Karl Robert die Vorrechte der „24 königlichen Städte". Auf Grund dieser Urkunde verfaßten 1370 die Richter, Geschwornen und Ältesten das für die Kultur jener Zeit bedeutsame Rechtsbuch „Willkür (d. i. freie Wahl, Vertrag) der Sachsen in der Zips", das noch in demselben Jahre durch König Ludwig I. anerkannt ward und dadurch Gesetzeskraft erlangte. Kirchlicher Sinn, Zucht und Ehrbarkeit drücken manchen Bestimmungen darin ein ganz besondres Gepräge auf. Das blühende Handwerk war in Zünften und Bruderschaften geregelt. Handel und Gewerbe entfalteten sich in den Städten und Ortschaften; zahlreiche Fremde hielten sich hier jahraus, jahrein auf, seitdem eine belebte Handelsstraße durch diese Gegenden nach Polen und Schlesien führte.

Gerade hundert Jahre nach der Bestätigung der Freiheiten durch Karl Robert traf die Zips der erste schwere Schlag. Am 8. November 1412 verpfändete der stets in Geldnöten befindliche Kaiser-König Siegmund I. die 13 Zipser Orte samt den königlichen Burgherrschaften Lublau, Pudlein und Gniesen an Wladislaw von Polen. Der Bund der Zipser Städte bestand zwar auch nach ihrer Trennung noch eine Zeitlang; aber bald schalteten polnische Beamte in den verpfändeten Ortschaften nach Willkür. Das polnische Pfandgebiet wurde eine erbliche Starostie. Auf Betreiben der ungarischen Stände versprach zwar Wladislaw III. 1440 die Rückgabe. Aber in dem ungarisch-polnischen Vergleiche von Altenburg wurde 1474 die Verpfändung erneuert. Damit war der Untergang des Deutschtums in den nördlichen und einem Teile der südlichen Ortschaften besiegelt.

Außerdem schadeten das Eindringen der Husiten und die Herrschaft böhmischer Söldner unter Giskra (S. 377). Die politische Selbständigkeit schwand dahin; die ungarisch gebliebnen Städte verödeten und wurden von den Königen an Adelsfamilien verschenkt. So verlieh König Matthias seinem Günstling Emerich Zápolya mit der Erbgrafschaft der Zips auch den Besitz der 1380 zur königlichen Freistadt erhobnen Ortschaft Käsmark samt neun dazu gehörigen Gemeinden. Nach Emerichs Neffen Johann Zápolya (1530) erhielt Käsmark der Pole Hieronymus Laski, während Eisdorf (das Isaci der Schenkungsurkunde von 1209), Eulenbach, Donnersmark(t), Müllenbach und Kirn (beide wohl „flandrischen" Ursprungs), Odorin, Rißdorf, (Groß-) Schlagendorf und Sperndorf an Alexius Thurzó fielen. Nach dem Aussterben der Familie Thurzó von Bettelsdorf (Bethlenfalva) kamen 1637 die neun Orte in den Besitz der Grafen Csáky und sanken bald zu kleinen grundherrlichen Dörfern herab; nur Käsmark konnte dem Eindringen des magyarischen Adels und des Slawentums Widerstand leisten und sich 1655 wieder zur Freistadt erklären lassen.

Inmitten solcher Drangsale wären die Zipser Deutschen in kürzester Frist dem Andrange fremder Nationalitäten erlegen, hätte nicht gerade damals die Reformation mit ihrer deutschen Predigt, ihrem deutschen Kirchengesange das oberungarische Deutschtum gestärkt. Der enge Verkehr mit Deutschland, auf dessen Hochschulen alljährlich mehrere Zipser den Wissenschaften oblagen, hatte zur Folge, daß Männer wie Martin Cziriak, ein Schüler Melanchthons, Thomas Preisner, Georg Leutscher den Kampf mit der katholischen Geistlichkeit mutig und erfolgreich aufnahmen. Trotz der Gesetze von 1523 und 1525, worin bestimmt wurde, daß „alle Lutheraner, ihre Beförderer und Anhänger als öffentliche Ketzer und Feinde der heiligen Jungfrau Maria am Leben und mit Verlust ihrer Güter bestraft werden sollen", war die Kirchenneuerung in der Zips doch schon 1546 allgemein durchgeführt: am 26. Oktober dieses Jahrs bekannte sich die gesamte Zipser Geistlichkeit öffentlich zum evangelischen Bekenntnisse. Mit dem geistigen Aufschwung begannen auch Handel und Gewerbe sich wieder zu entfalten. Die Erzeugnisse der Zipser Leinwand- und Tuchweberei, der Leder- und Metallbearbeitung waren weit berühmt, bis an die Nord- und Ostsee, in die Mitte Rußlands und nach Konstantinopel. Gewöhnlich um Pfingsten kamen die Griechen, Russen und Serben, auch Norddeutsche nach der Zips, um hier Einkäufe zu machen. Es war ein unternehmungslustiges, thatkräftiges Völkchen, das in seiner neuen Bergheimat in steter Fühlung mit dem Mutterland eine Kultur geschaffen hatte, die den Bürger- und auch den Bauernstand seiner Zeit auf eine für Ungarn selten hohe Stufe hob.

Aber schnell war dieser Aufschwung deutschen Wissens und Könnens schlimmen Angriffen ausgesetzt. Schon 1588 begann auf Betreiben des Zipser Propstes Martin Pethe die Bekämpfung des neuen Glaubens; 1604 artete sie in eine gewaltsame Gegenreformation aus.

Katholische Regierungskommissionen erschienen in der Zips und wollten die Bewohner zur Übergabe ihrer Kirchen an die Katholiken zwingen; das Volk aber erhob sich und vertrieb die Kommissionen. Infolge der Wirren unter Stephan Bocskay und des Wiener Friedens von 1606 (S. 381) hörte zwar auch in der Zips die Verfolgung der Protestanten für einige Zeit auf. Doch 1632 begannen die Jesuiten im Vereine mit katholischen magyarischen Adligen und mit Militär- und Zivilbeamten von neuem die gewaltthätige Bekehrung. Die protestantischen Geistlichen verloren Hab und Gut und wurden aus dem Lande gewiesen; die Kirchen wurden ihnen durch Soldaten weggenommen und den Katholiken übergeben. Dazu gesellte sich eine gewaltsame Entnationalisierung des Städte- und Gemeindewesens, indem zu Räten und Stadtrichtern gewaltsam adlige Magyaren gewählt wurden. Trotz thatkräftigen Anschlusses an alle politischen Erhebungen, die im 17. und 18. Jahrhundert unter Bocskay, Bethlen, Tököly und Franz Rákóczy im Interesse des neuen Glaubens zu stande kamen, hatten die Zipser Deutschen die härteste Unbill gerade von ihren Bundesgenossen, den Aufständischen, zu erleiden. Brandschatzungen, Verfolgungen und Bedrückungen aller Art hatten dann zur Folge, daß das Deutschtum durch den Andrang der Ungarn und der fruchtbaren, anstelligen und genügsamen Slowaken immer mehr geschwächt wurde. Um 1724 schrieb der Stadtrichter Laczkó von Gniesen, auch Spinner genannt, in seiner Chronik: „Vor etlich Jahren warstu wie eine schöne und wohlgezogne Jungfrau; jetzt bistu wie ein armes Spitalweib, welches umb Almosen bittet.“ In vielen deutschen Freiorten Oberungarns war mit dem Niedergange von Gewerbe und Handel ein Proletariertum heimisch geworden, das den würdigen Gehalt frühern Wohlstands bis zur Unkenntlichkeit verwischte. Dennoch war trotz des tiefen Verfalls dort, wo irgend nur eine Handbreit günstigen Bodens gerettet blieb, die unvertilgbare Lebenskraft zu neuen Trieben bereit. Deutscher Fleiß und deutsche Sparsamkeit überwanden das Schlimmste und bannten einen allerdings schwachen Abglanz des Einst an das Weichbild der Freistädte. Auch fernerhin regte sich gewerbliches und kommerzielles Leben in ihrem Schoße; die deutsche Sprache herrschte trotz des Magyarischen, Slawischen und Vulgärlateins und vermittelte einen anregenden Verkehr mit dem Auslande. Die deutsche Gesinnung freilich war mächtig erschüttert (Franz Krones).

Als 1772 die an Polen verpfändeten dreizehn Orte mit Ungarn wieder vereinigt und „die sechzehn Zipser Städte“ einem besondern „Grafen“ als Richter und obersten Verwaltungsbeamten unterstellt wurden, bestätigte die Kaiserin-Königin Maria Theresia 1775 nicht nur die bisherigen Vorrechte, sondern verlieh ihnen auch neue dazu. Ein volles Jahrhundert hindurch bestrebte sich nun das Zipser Deutschtum, geistig und stofflich die einstige Blüte wieder zu erreichen, als am 1. Oktober 1876 der Kronbezirk aufgelöst und die Städte dem Komitate Zips einverleibt wurden: ein Schlag für die weitere Entfaltung des dortigen deutschen Volkstums. Seitdem jedoch die Eisenbahn das Hügelland durchzieht, haben sich Handel und Verkehr abermals gehoben. Neuer Unternehmungsgeist, neue Zuversicht und Lebensfreude beseelen das Deutschtum, das sich im Laufe der Jahrhunderte nur durch Arbeitsamkeit, Redlichkeit, haushälterische Sparsamkeit, ernste und keusche Sitten trotz manchen Sturms hat erhalten können. Freilich, gerade die alten Bräuche sind inzwischen bis auf wenige Reste verschwunden. Äußerer Druck und innere Ernüchterung sind daran schuld; an ein Wiederaufleben altdeutscher Volkssitten darf bei den alles gleichmachenden Zeitläuften kaum gedacht werden.

Dasselbe Schicksal hatten auch die Gründner, die Bewohner des Zipser Unterlands, zu erleiden. Die „Gründe“, die sich den Hernádfluß entlang strecken und die Orte Schmöl(l)nitz, Sto(o)ß, Schwedler, Einsiedl, Göllnitz, Krompach und Wagendrüßel umfassen, bildeten von jeher

eine von der Zips unabhängige Gebietseinheit, der sprachlich auch die inselhaft verstreuten Deutschen in Topschau (Dobschau), Ober- und Unter-Metzenseifen zugehören. Das Gründner Deutsch weicht von dem der Zipser nur durch eine stärkere Beimischung von österreichischer Mundart ab. Die Besiedlung dieses kleinen Landstrichs erfolgte hauptsächlich im Laufe des 14. Jahrhunderts, zumeist wohl von Thüringen und Oberdeutschland aus. Schmölnitz, 1332 durch Karl Robert gegründet, erhielt von ihm als Bergstadt besondere Freiheiten, die von den Königen Ludwig I. (1353) und Siegmund (1399) bedeutend vermehrt wurden. Wagendrüßel und Mühlbach hatten schon von Ladislaus IV. (gegen 1290) das Zipser Recht verliehn bekommen, was der erste Anjou bestätigte. Als die älteste Bergstadt in Oberungarn aber erscheint Göllnitz, dem Béla IV. Vorrechte und ausgedehnte Ländereien zu Gold-, Silber- und Eisengruben gab, die bis an den Hattert (die Mark) von Kaschau und die Grenze des Komitats Gömör reichen. Ladislaus IV., Andreas III. und Karl Robert mehrten, das Frühere anerkennend, durch neue Schenkungen bedeutend die bereits ansehnlichen Besitzungen der Stadt, die seit 1276 als „königliche Freistadt" erscheint. Trotz häufiger Bedrängungen durch den magyarischen Adel, besonders Johann Zápolya, erlebte die Stadt einen großen Wohlstand, bis ihr Ferdinand II. 1627 ohne jeden Grund die Besitzungen nahm und diese dem Grafen Stephan Csáky verlieh. Das grundunterthänige Verhältnis vernichtete den einst blühenden Bergbau; die verarmten Deutschen wanderten aus und machten slawischen Einwanderern Platz. Demselben Schicksal erlagen Ober- und Unter-Metzenseifen, das erst im 14. Jahrhundert auf den Besitzungen der 1255 gestifteten Jászóer Prämonstratenser-Propstei entstanden war. Weiter hinauf im Gömörer Komitate hatten die „Gründner" ebenfalls mehrere Ortschaften erbaut. Die Ortschaft Topschau war von der adligen Familie Bubek (Bebek) um 1326 gegründet worden, während Rosenau städtische Rechte 1382 erhielt und noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts eine rein deutsche Bergstadt war, aus der nun das Deutschtum ganz und gar verschwunden ist.

Einen traurigen Beitrag zur Geschichte des Deutschtums in Ungarn liefern auch die benachbarten Komitate Abauj und Sáros, und zwar in erster Reihe die Freistadt **Kaschau**, die, ursprünglich ein ungarischer Ort (Cassa), schon um 1200 unter Emerich oberdeutsche Ansiedler erhielt, deren Zahl 1261 durch Zuwanderung bedeutend vermehrt wurde. Die neuen Ankömmlinge gründeten Oberkaschau und vereinigten sich 1347 mit der Mutterstadt Kaschau, die bereits seit 1290 den stolzen gotischen Bau der (wenig später nach der Königin Elisabeth von Polen genannten) Kirche, des schönsten Doms in Oberungarn, unter dem französischen Architekten Villard de Honnecourt aufzuführen begonnen hatte. Die seitdem auch ummauerte und später sogar befestigte Stadt blühte bald zu Wohlstand heran, was die Beutelust des damals mächtigsten Geschlechts in Oberungarn, der Familie Aba, erweckte, deren Haupt, der Palatin Amadeus (Omodeus), sie unter seine grundherrliche Hoheit zu bringen suchte, im Kampfe mit den Bürgern aber 1310 erschlagen wurde. 1346 ward sie mit der Halsgerichtsbarkeit, im nächsten Jahre mit dem Ofner Stadtrechte begabt (seitdem „königliche Freistadt"), und 1361 erhielt sie als Stapelplatz für polnische und russische Waren Marktgerechtsame. Die Städte Leutschau, Eperjes, Bartfeld und Zeben, deren Bewohner gleichfalls mitteldeutschen Ursprungs waren, schlossen sich eng an Kaschau an, um die Angriffe des habgierigen Hochadels zurückweisen zu können. Der Verband dieser vier Städte mit Kaschau, die ostungarische „Pentapolis", kann so, wie ihn das 14. und 15. Jahrhundert scharf hervortreten läßt, nach Krones als Spiegelbild jener innigen stämmischen Verschwisterung angesehen werden. Aber schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die Deutschen als eifrige Anhänger der seit 1526 immer entschiedner auftretenden

lutherischen Lehre zur Auswanderung gezwungen; Magyaren und Slawen rückten an ihre Stelle. Die Mißwirtschaft während der Bürgerkriege unter Stephan Bocskay, Gabriel Bethlen und Georg Rákóczy I. erstickte den letzten Funken deutschen Bewußtseins in den Bewohnern Kaschaus: Anfang des 18. Jahrhunderts haben wir eine magyarische Stadt vor uns.

Dasselbe Schicksal traf die ehemals deutschen Städte Sáros (=Patak), Eperjes, Bartfeld, Zeben und Siebenlinden (Héthárs), die von Anfang an die Freiheiten der Zips genossen und sie 1347 bestätigt erhalten hatten. Bartfeld, 1312 durch einen gewissen Laurentius gegründet, schwang sich bald empor, geriet jedoch 1450 nebst den andern deutschen Städten des Sároser Komitats in die Hände des Husitenführers Giskra, worauf die Slawisierung ihren Einzug hielt und das Deutschtum in verhältnismäßig kurzer Zeit verschlang. Eperjes (Eperies), der Sage nach gegen 1140 von Béla II. gegründet, zeichnete sich durch rührigen Eifer auf dem Felde der Kirchenpolitik und des Schulwesens aus. Seine seit 1534 bestehende Lateinschule, an der berühmte Lehrer aus Deutschland wirkten, erlebte namentlich im 17. Jahrhundert eine große Blüte. Eifrige Anhänger der lutherischen Lehre, schlossen sich die Eperjeser im Interesse der Glaubensfreiheit Tököly als dem Führer der politischen Opposition an; nach seiner Besiegung vernichteten die österreichischen Truppen unter Antonio Caraffa (S. 384) den Wohlstand der Bewohner und richteten 1687 im „Eperjeser Blutgerichte" dreißig Adlige und Patrizier hin. Als sich dann Eperjes gleich den andern Deutschorten Oberungarns Franz Rákóczy II., dem Stiefsohne Tökölys, angeschlossen hatte und nach schweren Drangsalen einer achtjährigen Erhebung (1703—1711) am 10. Dezember 1710 in die Gewalt der österreichischen Truppen gefallen war, begannen die Jesuiten eine gewaltthätige Rückbekehrung zum Katholizismus. Diese hat schließlich zur gänzlichen Vernichtung deutschen Volkstums in diesen Gegenden geführt.

Es ist unleugbar, daß das Deutschtum in Ungarn überall da, wo es sich beinah ausschließlich auf Handel und Gewerbe verlegt hatte, trotz Wohlstands und Bildung im Laufe der Zeit untergegangen ist, während es sich dort, wo es vorwiegend Landbau und Viehzucht trieb, bis auf den heutigen Tag hat erhalten können. Außer Siebenbürgens Landwirtschaft bieten hierfür den besten Beleg die deutschen Dörfer der gräflich Schönbornschen Grundherrschaft bei Munkács: Oberschönborn, Unterschönborn, Palánka, Pausching, Birkendorf, Mädchendorf und Kutschova, die nach 1728 gegründet worden sind; ein achtes, Sofiendorf, ist Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut worden. Treffend sagte 1874 Fr. von Löher über diese Deutschen: „Fleiß, Ordnung und Religiösität geben ihrem Leben die Weihe. Die deutsch-ungarischen Bauern bei Munkács halten fest zusammen, und dadurch gelingt es ihnen, von Jahr zu Jahr ihre Keile in die anstoßenden Ruthenendörfer tiefer und breiter einzutreiben; sie erwerben dort ein Bauerngut nach dem andern. Sie selbst lassen keine Fremden ein, dulden auch außer Schankwirten keine Juden." Ihr erwählter Bergrichter schlichtet Streitigkeiten, die auf den Weinbergen entstehen, ihr Ortsrichter alles übrige.

c) Siebenbürgen.

Die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnees, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berghalden voller Blätter und Blumen, voll kriechenden und fliegenden Getiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, umgeben und durchziehen die Heimat der Siebenbürger Sachsen. Ungehemmt gleiten im Glanze des Morgens und des Abends die Wellen des Maros- und des Altflusses nach Westen und Süden. Hier fanden Deutsche vor mehr als sieben Jahrhunderten

ein Stück der alten Heimat wieder und siedelten sich an. Mancher Sturm zwar ist über diese stillen Sitze deutscher Kultur gebraust; aber stets kam eine Zeit, wo auch dieser von der Muttererde losgerißne Zweig zu neuem Leben erwachte. Als älteste deutsche Ansiedlungen im siebenbürgischen Hochlande sind die Orte Karako (Krakkó bei Karlsburg), Crapundorph (Igen) und Rams (Romoſz bei Broos) zu bezeichnen, denen Andreas II. 1206 Freiheiten erteilte, wobei er sich schon auf die Überlieferung seiner Vorgänger beruft. Eine andre Urkunde bezieht sich auf die deutsche Kolonie, die, aus der ungarischen Stadt Szatmár nach der Burg Deés am Szamos entsandt, 1236 von Béla IV. besondere Rechte erhielt und Bergbau trieb. Drittens berichtet der Apulien entstammende Kaplan Rogerius (1249 Erzbischof von Spalato, gest. 1266) in seinem „Miserabile carmen“ von 1242, einem barbarisch stilisierten Trauerlied auf den Mongolensturm, von der Einnahme Rodnas (bei Bistritz), das „eine große teutonische Stadt im Gebirge und des Königs Silberbergwerk war“. In diesen Ortschaften ist jedoch das Deutschtum längst verschwunden.

Unter Géza II. (S. 373) erfolgte die Hauptniederlassung von Deutschen in Siebenbürgen, um die Südostgrenze des Reichs gegen die Kumanen zu schützen, die sich nach Unterwerfung der Petschenegen in der Moldau und Walachei festgesetzt hatten und von hier aus häufig in die Nachbarländer einfielen (vgl. S. 348). Diese Fremdlinge kamen zum Teile vom Niederrheine, zum Teil aus Flandern und werden in den Urkunden (von 1204, 1224, 1234, 1247, 1309) „Teutoniker jenseit des Walds“, auch (1192/96, 1199) „Flandrenser“ genannt; erst 1206 kommt die Bezeichnung „Sachsen“ (Saxones) zum ersten Male vor, die sich dann bis heut ausschließlich erhalten hat. Die Ufer des Altflusses bis zur Einmündung des Homorodbachs entlang, von der Maros bis in die Thäler des Kokelflusses hinein besetzten sie das Land, wo sie wahrscheinlich zuerst Hermannstadt (Villa Hermanni), Leschkirch (Újegyház) und Groß-Schenk (bei Fogaras) gegründet haben. Freilich waren die Ansiedler durch die Nachbarschaft wilder Völker gezwungen, vor allem Burgen und Kirchenkastelle zu bauen, wo die Bewohner des offnen Geländs in der Not Zuflucht finden konnten. Erst im Laufe der Zeiten haben sich aus diesen befestigten Orten Städte und größere Ortschaften entfaltet. Ein günstiges Thor für räuberische Einbrüche war im äußersten Südosten das Burzenland; deshalb gab Andreas II. 1211 dem Deutschen Ritterorden (den Hospitalitern) die Erlaubnis, hier Holzburgen und Städte zu erbauen: Hauptort ist dann Kronstadt geworden. Das Burzenland wurde aber, da solches dem Orden verboten war, nicht mit Sachsen aus den benachbarten Gegenden bevölkert, sondern er brachte neue Ansiedler dahin. Nach der Vertreibung der Deutschritter, die trotz der lebhaften Vertretung des Ordens durch Papst Honorius III. schließlich doch 1225 erfolgte, gewann Kronstadt, das urkundlich zuerst 1252 erwähnt wird, durch seinen binnen kurzem erlangten Wohlstand eine gewisse Führerschaft über die andern Kolonien. Älter scheinen die deutschen Niederlassungen im Nösner Gaue zu sein; Bistritz selbst taucht 1264 als schon einige Zeit bestehend auf. Diese Nordostsiebenbürger stammen wahrscheinlich gleich denen von Deés aus andern Teilen Ungarns und wurden des Bergbaus wegen hier angesiedelt. Die Hauptorte, die gegen 1300 unter einem eignen Grafen standen, gehörten samt ihrem Gebiete sehr früh schon zum Eigenbesitze der ungarischen Königinnen; so ermahnt Papst Urban IV. unterm 16. Juli 1264 den Königssohn Stephan (V.), er solle die seiner Mutter Maria widerrechtlich genommnen Besitzungen Bistritz, Rodna, Senndorf und Baierdorf zurückgeben. Am 29. Dezember 1330 (nicht am 1. Jan. 1334) erhielten die „Bistritzer Bürger und Kolonisten und jene, die zu diesem Gerichtssprengel gehören“, von der Königin Elisabeth unter Zustimmung ihres Gemahls Karl

einen Freiheitsbrief, wonach sie ausschließlich unter die Gerichtsbarkeit selbstgewählter Richter gestellt werden durften.

In kurzer Frist hatten sich die deutschen Niederlassungen Wohlstand erworben und eine politische Bedeutung erlangt, die ihnen die Gunst der ungarischen Könige sicherte. So konnte schon Béla III. um 1185 gelegentlich seiner Brautwerbung nach Paris berichten, daß er von den fremden königlichen Ansiedlern in Siebenbürgen 15,000 Mark einnehme. Wie hoch und rasch das Ansehen der Deutschen stieg, beweist das „Andreanum“ vom Ende des Jahrs 1224, worin Andreas II. den Deutschen von Broos bis Draas (bei Reps) alle bei der Einwanderung gegebnen Rechte bestätigte, neue hinzufügte und die voneinander unabhängigen Gaue der von Géza II. Gerufnen zu Einer Provinz (unus sit populus) unter Einem gewählten „Grafen“ als oberstem Richter (sub uno iudice censeantur) vereinigte, der seinen Sitz in Hermannstadt (Cibinium) hatte. So ward die ursprünglich kleine Burg am Czibin (Sibin, Zibin, Czeben) der Taufpate „Siebenbürgens“.

Die gedeihliche Weiterentwicklung hemmte aber bald der Mongolensturm von 1240—42 (Bd. II, S. 171). Die befestigten Orte und Bollwerke boten nur verhältnismäßig wenigen Leuten eine Zufluchtsstätte; die meisten flohen in die Gebirge, wo die Mehrzahl zu Grunde ging. Unter königlicher Fürsorge erholte sich das Deutschtum nach dem Abzuge der Tataren ziemlich schnell; ja, es entstanden neue Ansiedlungen wie Klausenburg (Clūsvar), das Stephan V. vor 1270 noch als Herzog von Siebenbürgen gründete und seines Seelenheils wegen der Weißenburger Kirche verlieh. Weil sich auf dem Sachsenboden kein ungarischer Adliger ansiedeln durfte und die dortigen Deutschen „more nobilium se gerentes“ die Rechte des Adels genossen, so berief sie schon der letzte Árpáde, Andreas III., im Juli 1292 und im August 1298 zur Teilnahme am ungarischen Reichstag. In anderthalb Jahrhunderten hatten die „Sachsen“ die frühere Wildnis gerodet und neu gestaltet. An 300 starke Burgen, Festen und Kirchenkastelle beschirmten Hab und Gut freier Männer und den vormals unsichern Besitz der ungarischen Krone. Die Sümpfe waren ausgetrocknet und zu Fruchtfeldern umgeschaffen worden. Droben auf den Bergen und drinnen in den einsamen Thälern, sowohl im blühenden Gartenland am Kokelfluß als auch dort, wo aus dem steinigen Boden der Karpathenabhänge die Feldfrucht nur kümmerlich hervorsprießt, wohnte ein Volk, das sich mit gewerblichem und landwirtschaftlichem Fleiß und in friedliebender Pflege der Künste eine blühende Heimat geschaffen hatte, und dessen Vertreter neben den Baronen und Prälaten des Reichs im Landtage saßen.

Nach dem Aussterben der Árpáden (1301) kam auch über die Siebenbürger Sachsen eine schwere Zeit. Wie alle Deutschen in Ungarn, so hatten sie sich ebenfalls dem niederbayerischen Herzog Otto angeschlossen, der, ihrer gutgemeinten Einladung folgend, dem hinterlistigen Woiwoden Ladislaus (Apor) in die Hände fiel und bald darauf das Land verlassen mußte (S. 375). Die Sachsen waren nun den Gewaltthätigkeiten des Weißenburger Bischofs ausgesetzt, und der mächtige Woiwode entriß ihnen die reichen Silberbergwerke von Rodna. Mit bewaffneter Hand mußten sie 1324 die Eingriffe in ihre Rechte von 1224 zurückweisen, die ihnen Karl I. Robert, inzwischen zur Alleinherrschaft gelangt, am 25. Mai 1317 von neuem verbrieft hatte.

Dieser Drangsal folgte die Blütezeit des Deutschtums in Siebenbürgen unter der Regierung Ludwigs I. Wie sehr dieser König dem Sachsenvolke zugethan war, ergibt sich aus Urkunden. So schreibt er unterm 2. September 1370, sie seien Bürger seines Reichs, deren Treue und Dienstwilligkeit sich fortdauernd rühmlich bewähre; keinesfalls dürfe der Bau der Feste Landskrone (bei Talmesch), der lediglich zur Sicherung ihrer Grenze unternommen worden

eine von der Zips unabhängige Gebietseinheit, der sprachlich auch die inselhaft verstreuten Deutschen in Topschau (Dobschau), Ober- und Unter-Metzenseifen zugehören. Das Gründner Deutsch weicht von dem der Zipser nur durch eine stärkere Beimischung von österreichischer Mundart ab. Die Besiedlung dieses kleinen Landstrichs erfolgte hauptsächlich im Laufe des 14. Jahrhunderts, zumeist wohl von Thüringen und Oberdeutschland aus. Schmölnitz, 1332 durch Karl Robert gegründet, erhielt von ihm als Bergstadt besondere Freiheiten, die von den Königen Ludwig I. (1353) und Siegmund (1399) bedeutend vermehrt wurden. Wagendrüßel und Mühlbach hatten schon von Ladislaus IV. (gegen 1290) das Zipser Recht verliehn bekommen, was der erste Anjou bestätigte. Als die älteste Bergstadt in Oberungarn aber erscheint Göllnitz, dem Béla IV. Vorrechte und ausgedehnte Ländereien zu Gold-, Silber- und Eisengruben gab, die bis an den Hattert (die Mark) von Kaschau und die Grenze des Komitats Gömör reichen. Ladislaus IV., Andreas III. und Karl Robert mehrten, das Frühere anerkennend, durch neue Schenkungen bedeutend die bereits ansehnlichen Besitzungen der Stadt, die seit 1276 als „königliche Freistadt" erscheint. Trotz häufiger Bedrängungen durch den magyarischen Adel, besonders Johann Zápolya, erlebte die Stadt einen großen Wohlstand, bis ihr Ferdinand II. 1627 ohne jeden Grund die Besitzungen nahm und diese dem Grafen Stephan Csáky verlieh. Das grundunterthänige Verhältnis vernichtete den einst blühenden Bergbau; die verarmten Deutschen wanderten aus und machten slawischen Einwanderern Platz. Demselben Schicksal erlagen Ober- und Unter-Metzenseifen, das erst im 14. Jahrhundert auf den Besitzungen der 1255 gestifteten Jászóer Prämonstratenser-Propstei entstanden war. Weiter hinauf im Gömörer Komitate hatten die „Gründner" ebenfalls mehrere Ortschaften erbaut. Die Ortschaft Topschau war von der adligen Familie Bubek (Bebek) um 1326 gegründet worden, während Rosenau städtische Rechte 1382 erhielt und noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts eine rein deutsche Bergstadt war, aus der nun das Deutschtum ganz und gar verschwunden ist.

Einen traurigen Beitrag zur Geschichte des Deutschtums in Ungarn liefern auch die benachbarten Komitate Abauj und Sáros, und zwar in erster Reihe die Freistadt Kaschau, die, ursprünglich ein ungarischer Ort (Cassa), schon um 1200 unter Emerich oberdeutsche Ansiedler erhielt, deren Zahl 1261 durch Zuwanderung bedeutend vermehrt wurde. Die neuen Ankömmlinge gründeten Oberkaschau und vereinigten sich 1347 mit der Mutterstadt Kaschau, die bereits seit 1290 den stolzen gotischen Bau der (wenig später nach der Königin Elisabeth von Polen genannten) Kirche, des schönsten Doms in Oberungarn, unter dem französischen Architekten Villard de Honnecourt aufzuführen begonnen hatte. Die seitdem auch ummauerte und später sogar befestigte Stadt blühte bald zu Wohlstand heran, was die Beutelust des damals mächtigsten Geschlechts in Oberungarn, der Familie Aba, erweckte, deren Haupt, der Palatin Amadeus (Omodeus), sie unter seine grundherrliche Hoheit zu bringen suchte, im Kampfe mit den Bürgern aber 1310 erschlagen wurde. 1346 ward sie mit der Halsgerichtsbarkeit, im nächsten Jahre mit dem Ofner Stadtrechte begabt (seitdem „königliche Freistadt"), und 1361 erhielt sie als Stapelplatz für polnische und russische Waren Marktgerechtsame. Die Städte Leutschau, Eperjes, Bartfeld und Zeben, deren Bewohner gleichfalls mitteldeutschen Ursprungs waren, schlossen sich eng an Kaschau an, um die Angriffe des habgierigen Hochadels zurückweisen zu können. Der Verband dieser vier Städte mit Kaschau, die ostungarische „Pentapolis", kann so, wie ihn das 14. und 15. Jahrhundert scharf hervortreten läßt, nach Krones als Spiegelbild jener innigen stämmischen Verschwisterung angesehen werden. Aber schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die Deutschen als eifrige Anhänger der seit 1526 immer entschiedner auftretenden

lutherischen Lehre zur Auswanderung gezwungen; Magyaren und Slawen rückten an ihre Stelle. Die Mißwirtschaft während der Bürgerkriege unter Stephan Bocskay, Gabriel Bethlen und Georg Rákóczy I. erstickte den letzten Funken deutschen Bewußtseins in den Bewohnern Kaschaus: Anfang des 18. Jahrhunderts haben wir eine magyarische Stadt vor uns.

Dasselbe Schicksal traf die ehemals deutschen Städte Sáros (=Patak), Eperjes, Bartfeld, Zeben und Siebenlinden (Héthárs), die von Anfang an die Freiheiten der Zips genossen und sie 1347 bestätigt erhalten hatten. Bartfeld, 1312 durch einen gewissen Laurentius gegründet, schwang sich bald empor, geriet jedoch 1450 nebst den andern deutschen Städten des Sároser Komitats in die Hände des Hussitenführers Giskra, worauf die Slawisierung ihren Einzug hielt und das Deutschtum in verhältnismäßig kurzer Zeit verschlang. Eperjes (Eperies), der Sage nach gegen 1140 von Béla II. gegründet, zeichnete sich durch rührigen Eifer auf dem Felde der Kirchenpolitik und des Schulwesens aus. Seine seit 1534 bestehende Lateinschule, an der berühmte Lehrer aus Deutschland wirkten, erlebte namentlich im 17. Jahrhundert eine große Blüte. Eifrige Anhänger der lutherischen Lehre, schlossen sich die Eperjeser im Interesse der Glaubensfreiheit Tököly als dem Führer der politischen Opposition an; nach seiner Besiegung vernichteten die österreichischen Truppen unter Antonio Caraffa (S. 384) den Wohlstand der Bewohner und richteten 1687 im „Eperjeser Blutgerichte" dreißig Adlige und Patrizier hin. Als sich dann Eperjes gleich den andern Deutschorten Oberungarns Franz Rákóczy II., dem Stiefsohne Tökölys, angeschlossen hatte und nach schweren Drangsalen einer achtjährigen Erhebung (1703—1711) am 10. Dezember 1710 in die Gewalt der österreichischen Truppen gefallen war, begannen die Jesuiten eine gewaltthätige Rückbekehrung zum Katholizismus. Diese hat schließlich zur gänzlichen Vernichtung deutschen Volkstums in diesen Gegenden geführt.

Es ist unleugbar, daß das Deutschtum in Ungarn überall da, wo es sich beinah ausschließlich auf Handel und Gewerbe verlegt hatte, trotz Wohlstands und Bildung im Laufe der Zeit untergegangen ist, während es sich dort, wo es vorwiegend Landbau und Viehzucht trieb, bis auf den heutigen Tag hat erhalten können. Außer Siebenbürgens Landwirtschaft bieten hierfür den besten Beleg die deutschen Dörfer der gräflich Schönbornschen Grundherrschaft bei Munkács: Oberschönborn, Unterschönborn, Palánka, Pausching, Birkendorf, Mädchendorf und Kutschova, die nach 1728 gegründet worden sind; ein achtes, Sofiendorf, ist Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut worden. Treffend sagte 1874 Fr. von Löher über diese Deutschen: „Fleiß, Ordnung und Religiösität geben ihrem Leben die Weihe. Die deutsch-ungarischen Bauern bei Munkács halten fest zusammen, und dadurch gelingt es ihnen, von Jahr zu Jahr ihre Keile in die anstoßenden Ruthenendörfer tiefer und breiter einzutreiben; sie erwerben dort ein Bauerngut nach dem andern. Sie selbst lassen keine Fremden ein, dulden auch außer Schankwirten keine Juden." Ihr erwählter Bergrichter schlichtet Streitigkeiten, die auf den Weinbergen entstehen, ihr Ortsrichter alles übrige.

c) Siebenbürgen.

Die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnees, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berghalden voller Blätter und Blumen, voll kriechenden und fliegenden Getiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, umgeben und durchziehen die Heimat der Siebenbürger Sachsen. Ungehemmt gleiten im Glanze des Morgens und des Abends die Wellen des Maros- und des Altflusses nach Westen und Süden. Hier fanden Deutsche vor mehr als sieben Jahrhunderten

ein Stück der alten Heimat wieder und siedelten sich an. Mancher Sturm zwar ist über diese stillen Sitze deutscher Kultur gebraust; aber stets kam eine Zeit, wo auch dieser von der Muttererde losgerißne Zweig zu neuem Leben erwachte. Als älteste deutsche Ansiedlungen im siebenbürgischen Hochlande sind die Orte Karako (Krakkó bei Karlsburg), Crapundorph (Igen) und Rams (Romoſz bei Broos) zu bezeichnen, denen Andreas II. 1206 Freiheiten erteilte, wobei er sich schon auf die Überlieferung seiner Vorgänger beruft. Eine andre Urkunde bezieht sich auf die deutsche Kolonie, die, aus der ungarischen Stadt Szatmár nach der Burg Deés am Szamos entsandt, 1236 von Béla IV. besondere Rechte erhielt und Bergbau trieb. Drittens berichtet der Apulien entstammende Kaplan Rogerius (1249 Erzbischof von Spalato, gest. 1266) in seinem „Miserabile carmen“ von 1242, einem barbarisch stilisierten Trauerlied auf den Mongolensturm, von der Einnahme Rodnas (bei Bistritz), das „eine große teutonische Stadt im Gebirge und des Königs Silberbergwerk war“. In diesen Ortschaften ist jedoch das Deutschtum längst verschwunden.

Unter Géza II. (S. 373) erfolgte die Hauptniederlassung von Deutschen in Siebenbürgen, um die Südostgrenze des Reichs gegen die Kumanen zu schützen, die sich nach Unterwerfung der Petschenegen in der Moldau und Walachei festgesetzt hatten und von hier aus häufig in die Nachbarländer einfielen (vgl. S. 348). Diese Fremdlinge kamen zum Teile vom Niederrheine, zum Teil aus Flandern und werden in den Urkunden (von 1204, 1224, 1234, 1247, 1309) „Teutoniker jenseit des Walds“, auch (1192/96, 1199) „Flandrenser“ genannt; erst 1206 kommt die Bezeichnung „Sachsen“ (Saxones) zum ersten Male vor, die sich dann bis heut ausschließlich erhalten hat. Die Ufer des Altflusses bis zur Einmündung des Homorodbachs entlang, von der Maros bis in die Thäler des Kokelflusses hinein besetzten sie das Land, wo sie wahrscheinlich zuerst Hermannstadt (Villa Hermanni), Leschkirch (Újegyház) und Groß-Schenk (bei Fogaras) gegründet haben. Freilich waren die Ansiedler durch die Nachbarschaft wilder Völker gezwungen, vor allem Burgen und Kirchenkastelle zu bauen, wo die Bewohner des offnen Geländs in der Not Zuflucht finden konnten. Erst im Laufe der Zeiten haben sich aus diesen befestigten Orten Städte und größere Ortschaften entfaltet. Ein günstiges Thor für räuberische Einbrüche war im äußersten Südosten das Burzenland; deshalb gab Andreas II. 1211 dem Deutschen Ritterorden (den Hospitalitern) die Erlaubnis, hier Holzburgen und Städte zu erbauen: Hauptort ist dann Kronstadt geworden. Das Burzenland wurde aber, da solches dem Orden verboten war, nicht mit Sachsen aus den benachbarten Gegenden bevölkert, sondern er brachte neue Ansiedler dahin. Nach der Vertreibung der Deutschritter, die trotz der lebhaften Vertretung des Ordens durch Papst Honorius III. schließlich doch 1225 erfolgte, gewann Kronstadt, das urkundlich zuerst 1252 erwähnt wird, durch seinen binnen kurzem erlangten Wohlstand eine gewisse Führerschaft über die andern Kolonien. Älter scheinen die deutschen Niederlassungen im Nösner Gaue zu sein; Bistritz selbst taucht 1264 als schon einige Zeit bestehend auf. Diese Nordostsiebenbürger stammen wahrscheinlich gleich denen von Deés aus andern Teilen Ungarns und wurden des Bergbaus wegen hier angesiedelt. Die Hauptorte, die gegen 1300 unter einem eignen Grafen standen, gehörten samt ihrem Gebiete sehr früh schon zum Eigenbesitze der ungarischen Königinnen; so ermahnt Papst Urban IV. unterm 16. Juli 1264 den Königssohn Stephan (V.), er solle die seiner Mutter Maria widerrechtlich genommnen Besitzungen Bistritz, Rodna, Senndorf und Baierdorf zurückgeben. Am 29. Dezember 1330 (nicht am 1. Jan. 1334) erhielten die „Bistritzer Bürger und Kolonisten und jene, die zu diesem Gerichtssprengel gehören“, von der Königin Elisabeth unter Zustimmung ihres Gemahls Karl

einen Freiheitsbrief, wonach sie ausschließlich unter die Gerichtsbarkeit selbstgewählter Richter gestellt werden durften.

In kurzer Frist hatten sich die deutschen Niederlassungen Wohlstand erworben und eine politische Bedeutung erlangt, die ihnen die Gunst der ungarischen Könige sicherte. So konnte schon Béla III. um 1185 gelegentlich seiner Brautwerbung nach Paris berichten, daß er von den fremden königlichen Ansiedlern in Siebenbürgen 15,000 Mark einnehme. Wie hoch und rasch das Ansehen der Deutschen stieg, beweist das „Andreanum“ vom Ende des Jahrs 1224, worin Andreas II. den Deutschen von Broos bis Draas (bei Reps) alle bei der Einwanderung gegebnen Rechte bestätigte, neue hinzufügte und die voneinander unabhängigen Gaue der von Géza II. Gerufnen zu Einer Provinz (unus sit populus) unter Einem gewählten „Grafen“ als oberstem Richter (sub uno iudice censeantur) vereinigte, der seinen Sitz in Hermannstadt (Cibinium) hatte. So ward die ursprünglich kleine Burg am Czibin (Sibin, Zibin, Czeben) der Taufpate „Siebenbürgens“.

Die gedeihliche Weiterentwicklung hemmte aber bald der Mongolensturm von 1240—42 (Bd. II, S. 171). Die befestigten Orte und Bollwerke boten nur verhältnismäßig wenigen Leuten eine Zufluchtsstätte; die meisten flohen in die Gebirge, wo die Mehrzahl zu Grunde ging. Unter königlicher Fürsorge erholte sich das Deutschtum nach dem Abzuge der Tataren ziemlich schnell; ja, es entstanden neue Ansiedlungen wie Klausenburg (Clusvar), das Stephan V. vor 1270 noch als Herzog von Siebenbürgen gründete und seines Seelenheils wegen der Weißenburger Kirche verlieh. Weil sich auf dem Sachsenboden kein ungarischer Adliger ansiedeln durfte und die dortigen Deutschen „more nobilium se gerentes“ die Rechte des Adels genossen, so berief sie schon der letzte Árpáde, Andreas III., im Juli 1292 und im August 1298 zur Teilnahme am ungarischen Reichstag. In anderthalb Jahrhunderten hatten die „Sachsen“ die frühere Wildnis gerodet und neu gestaltet. An 300 starke Burgen, Festen und Kirchenkastelle beschirmten Hab und Gut freier Männer und den vormals unsichern Besitz der ungarischen Krone. Die Sümpfe waren ausgetrocknet und zu Fruchtfeldern umgeschaffen worden. Droben auf den Bergen und drinnen in den einsamen Thälern, sowohl im blühenden Gartenland am Kokelfluß als auch dort, wo aus dem steinigen Boden der Karpathenabhänge die Feldfrucht nur kümmerlich hervorsprießt, wohnte ein Volk, das sich mit gewerblichem und landwirtschaftlichem Fleiß und in friedliebender Pflege der Künste eine blühende Heimat geschaffen hatte, und dessen Vertreter neben den Baronen und Prälaten des Reichs im Landtage saßen.

Nach dem Aussterben der Árpáden (1301) kam auch über die Siebenbürger Sachsen eine schwere Zeit. Wie alle Deutschen in Ungarn, so hatten sie sich ebenfalls dem niederbayerischen Herzog Otto angeschlossen, der, ihrer gutgemeinten Einladung folgend, dem hinterlistigen Woiwoden Ladislaus (Apor) in die Hände fiel und bald darauf das Land verlassen mußte (S. 375). Die Sachsen waren nun den Gewaltthätigkeiten des Weißenburger Bischofs ausgesetzt, und der mächtige Woiwode entriß ihnen die reichen Silberbergwerke von Rodna. Mit bewaffneter Hand mußten sie 1324 die Eingriffe in ihre Rechte von 1224 zurückweisen, die ihnen Karl I. Robert, inzwischen zur Alleinherrschaft gelangt, am 25. Mai 1317 von neuem verbrieft hatte.

Dieser Drangsal folgte die Blütezeit des Deutschtums in Siebenbürgen unter der Regierung Ludwigs I. Wie sehr dieser König dem Sachsenvolke zugethan war, ergibt sich aus Urkunden. So schreibt er unterm 2. September 1370, sie seien Bürger seines Reichs, deren Treue und Dienstwilligkeit sich fortdauernd rühmlich bewähre; keinesfalls dürfe der Bau der Feste Landskrone (bei Talmesch), der lediglich zur Sicherung ihrer Grenze unternommen worden

sei, ihnen widerrechtliche Leistungen auferlegen. Und am 1. Mai 1379 urkundet er: „Falls sich etwas Euch Ungünstiges [in Euern alten Freibriefen] findet, das wollen wir, so weit es recht und möglich ist, zu Euerm Vorteil ändern und bessern. Wir werden Eure sämtlichen Freiheiten in keiner Weise brechen, vielmehr, was ihnen schädlich und verderblich ist, vernichten und alles tadellos machen." Ludwig I. begünstigte den Handel der Sachsen auf jede Art. Seit dem 18. Dezember 1369 besaß Kronstadt das Stapelrecht für die polnischen, deutschen und sonstigen ausländischen Kaufleute, namentlich Tuchhändler. Die Messen in Deutschland und in Polen wurden von den „Sachsen" scharenweise besucht. Der Handelszug ging über Prag nach Deutschland, südwestwärts über die Donauländer nach Dalmatien und Venedig. Zahlreiche Schulen und Kirchen, Siechenhäuser und Klöster wurden gegründet, und das Bürgerleben mit seinen Zunftverbänden, Bruderschaften, Bürgerwehren entfaltete sich mustergültig.

Nach dem Tode Ludwigs des Großen begannen die Nöte von neuem. Unter Siegmund (1387—1437) brachen innere Unruhen aus, bei denen die Umgegend Klausenburgs von den Gegnern des Königs verwüstet wurde. Die größte Gefahr aber drohte Siebenbürgen von den Türken. 1420 zerstörten sie die alte „Sachsenstadt" Broos und schleppten ihre Einwohner in die Knechtschaft; im nächsten Jahre überfielen sie Kronstadt. Vor und mit ihnen waren auch die ersten Zigeuner (vgl. unten, S. 412) eingezogen. Während in Ungarn der Streit des magyarischen Adels mit den deutschen Bürgern seinen Anfang nahm, schlossen die bedrängten drei „Völker" Siebenbürgens: die Ungarn, die urmagyarischen Székler und die Sachsen, am 28. September 1427 zu (Felső-) Kápolna die „Union" und schwuren, „sich gegenseitig gegen alle und jeden zu schützen, wer sie angreifen würde; nur wenn der König die Rechte des einen Volks verletze, sollten die beiden andern gebeugten Kniees vor ihn treten und seine Gnade erflehn. Sonst solle jedes Volk am zweiten Tage, nachdem es zur Hilfe gerufen worden sei, zur schnellen Unterstützung des Bedrängten mit Heeresmacht aufbrechen und mindestens drei Meilen des Tages machen." Im Jahre 1438 zerstörten die Osmanen die Stadt Mühlbach und machten, nachdem sie Hermannstadt 45 Tage lang vergeblich belagert hatten, gegen 75,000 Menschen zu Sklaven. Am 10. November 1444 wehte das Banner der Sachsen mit auf dem Schlachtfelde bei Varna (S. 133), und auf dem Amselfelde fochten sie im Oktober 1448 unter Johann Hunyadi gegen den Erbfeind (S. 134). Derartige Kriegsunruhen erschütterten aber das Deutschtum in seinem innern Wesen. Klausenburg und Winz (Alvincz) nahmen magyarisches Volkstum in sich auf; bald riß es die Herrschaft an sich und löste die Gemeinschaft mit den andern sächsischen Gauen. Als Matthias Hunyadi den Thron bestieg, erneuerten die Ungarn, Székler und Sachsen 1459 zu Mediasch den Bund von Kápolna, um sich gegen etwaige Eingriffe des Königs zu wehren; sein rasches Erscheinen dämpfte die Empörung. Zu den innern Unruhen gesellten sich die Einbrüche der Türken, die auch nach ihrer Niederlage am 13. Oktober 1479 auf dem Brotfelde (S. 377) ihre unliebsamen Besuche häufig wiederholten. König Matthias würdigte die Verdienste der Sachsen und mehrte ihren Besitz.

Trotz der unruhigen Zeitläufte hatten die Sachsen durch innigen, fruchtbringenden Verkehr mit dem Mutterland eine Bildung erreicht, die sie über die andern Völker des Reichs emporhob. Alljährlich studierten mehrere sächsische Jünglinge auf den deutschen Hochschulen (Wittenberg, Jena, Tübingen), um dann Wissenschaft und Kunst in der Heimat zu verbreiten. Durch solche Kanäle drang auch die große Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts rasch und erfolgreich auf dem Sachsenboden vor. Schon 1519 brachten sächsische Kaufleute Luthers Schriften von der Leipziger Messe nach Hause; 1521/22 traten die ersten evangelischen Prediger, der Schlesier

Ambrosius und Konrad Weich, in Hermannstadt auf. Durch die Bemühungen eines Schülers Melanchthons, des Sachsenapostels Johannes Honter (1498—1549), der eine Buchdruckerei mitgebracht hatte, war die Durchführung der Reformation in Siebenbürgen 1547 vollendet.

Der Thronstreit zwischen Zápolya und Ferdinand I. (S. 379) kostete die Sachsen schwere Opfer an Gut und Blut. Nach Zápolyas Tode (21. oder 22. Juli 1540) verlieh Suleiman II., der die Oberhoheit über Siebenbürgen beanspruchte, das Land dem noch unmündigen Johann Sigismund Zápolya; mit seiner Beschränkung auf das Gebiet jenseit der Theiß setzt die anderthalbhundertjährige Trennung Siebenbürgens von Ungarn ein. Auf kurze Zeit kam Siebenbürgen zwar in die Gewalt König Ferdinands, nach Johann Sigismunds Tod aber 1571 durch den Sultan an Stephan Báthori, der die Jesuiten hereinließ. Im Dezember 1575 zum Könige von Polen gewählt, überließ er Siebenbürgen seinem Bruder Christoph, der die rekatholisierende Thätigkeit der Gesellschaft Jesu ebenfalls begünstigte. Über seinen Sohn Siegmund und dessen Vetter, den Kardinal Andreas Báthori, vgl. oben, S. 381. Das Sachsenvolk war damals allen möglichen Erpressungen ausgesetzt. Stephan Bocskay, der am 22. Februar 1605 vom Adel und von den Széklern zum Fürsten ausgerufen ward, begünstigte zwar die Sachsen, starb aber schon am 29. Dezember 1606. Siegmund Rákóczy hielt vom Februar 1607 an das Land besetzt, dankte jedoch bereits unterm 3. März 1608 ab. Nun bestieg Gabriel Báthori den Thron. Er nahm Hermannstadt und wollte auch Kronstadt in seine Gewalt bringen. Doch am 16. Oktober 1612 brachten die Kronstädter unter ihrem Bürgermeister Michael Weiß, der selber in der Schlacht den Heldentod fand, dem Fürsten eine harte Niederlage bei. Bald darauf erhoben sich alle Völker Siebenbürgens gegen den wahnwitzigen Tyrannen; abgesetzt, wurde er auf der Flucht am 27. Oktober 1613 zu Großwardein ermordet. Gabriel Bethlen, der Führer der Erhebung, stellte die alten Freiheiten der Sachsen wieder her. Nach seinem frühen Tode (15. November 1629) schrieb ein sächsischer Chronist mit Recht: „Gott gebe diesem rühmlichen Helden eine sanfte Ruhe und dermaleinst eine fröhliche Auferstehung; denn er ließ das Land besser erbauet, als er es gefunden." Im Zeitalter der beiden Georg Rákóczy (1631—60) litt Siebenbürgen durch Kriege mit der Moldau, der Walachei und mit Polen.

Die Unhaltbarkeit der Lage einsehend, sagte sich Michael Apafi von der türkischen Oberhoheit los und stellte im Tractatus Hallerianus von 1686 und notgedrungen ein zweites Mal in dem noch drückendern Blasendorfer Vertrage vom 27. Oktober 1687 Siebenbürgen unter den Schutz Leopolds I. Kaiserliche Truppen besetzten das Land, und auf dem Landtage zu Fogaras wurde den Habsburgern als Erbkönigen von Ungarn der Eid der Treue geleistet. Nur die untern Schichten der Kronstädter widersetzten sich; doch am 16. Mai 1688 mußte sich die Stadt dem General Veterani (S. 163) ergeben. Durch das „Leopoldinische Diplom" vom 4. Dezember 1691 sicherte Leopold auch den Sachsen ihre Rechte. Aber auf die Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia, die 1765 Siebenbürgen zu einem Großfürstentum erhob, folgte die hastige Reformfreudigkeit ihres Sohns Joseph II.; ihr fiel auch die besondere Verfassung der Sachsen größtenteils zum Opfer. Erst nach schweren Kämpfen auf den Landtagen von 1790 und 1791 wurde ihnen die Selbstverwaltung auf politischem und kirchlichem Gebiete neu gewährleistet.

Die hergestellte Ruhe war von kurzer Dauer. Seit 1835 begann der Nationalitätenstreit (S. 387) zu wachsen. „Den Kampf, den die Sachsen namentlich von 1837—47 um ihre staatsrechtliche Stellung und munizipale Selbständigkeit zu bestehen hatten", sagt der ungarische Historiker Joh. Heinr. Schwicker, „übte in nationaler und kultureller Beziehung auf das

sächsische Volk einen bedeutsamen Einfluß aus. Wie aus langer Erstarrung erwachte und regte sich das Sachsenvolk zu neuem rüstigen Schaffen. Geistiger und materieller Aufschwung zeigte sich allenthalben. Fabriken werden gegründet, Sparkassen geschaffen, der Gewerbefleiß steigt, der Bürger und der Landmann beginnen sich lebhafter am Gemeinwohl zu beteiligen. In Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, in Schützentum und Musik erweckt das Vereinswesen tausend schlummernde Kräfte. Es treten die wissenschaftlichen Forscher aus ihrer Zurückgezogenheit hervor. In Gemeinde und Kirche, im Landtagssaal wie in der Öffentlichkeit erstehen wackere Kämpen für Freiheit, Recht und Volkstum, und freudig erstaunt sieht der Volksfreund, daß die Nation aus langer Versumpfung Männer gerettet, geborgen habe, nicht genug noch für jedes Bedürfnis, aber hinreichend, mindestens diese Kämpfe ehrlich und fest auszufechten." Den Nationalitätenkampf konnten aber diese Bestrebungen auf seiner Bahn nicht aufhalten: 1848/49 brachte der Bürgerkrieg seine blutigen Früchte zur Aussaat; namentlich verursachte die berechtigte Sehnsucht der Wlachen nach ihrer Anerkennung als der vierten Nation Siebenbürgens die schwersten Unruhn. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 (Bd. VIII, S. 231) wieder selbständig geworden, trat Siebenbürgen als vollbürtiges Glied in die Kette der Kronländer ein. Doch mit der Aufhebung der Verfassung (31. Dez. 1851; ebenda, S. 232) wurden die des Rufes harrenden liberalen Kräfte wieder zur Unthätigkeit verdammt, weil die Regierung die Selbstverwaltung der Sachsen, ihre munizipalen und politischen Rechte abschaffte.

Ein neues Zeitalter schien mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche von 1867 auch für die freiheitgewohnten Deutschen Siebenbürgens anzubrechen. Doch es schien nur so. Denn seitdem hat die Vereinigung mit Ungarn (17. Febr. 1867) die Aufhebung der noch unterm 20. Oktober 1860 feierlich erneuerten siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien und die des obersten Gerichtshofs in Klausenburg, die Auflösung des Sonderlandtags und die Beseitigung der Selbstverwaltung des Sächsischen Königsbodens, kurz: die Herabdrückung Siebenbürgens zur ungarischen Provinz gebracht. Dies wäre an sich zu ertragen. Aber die Sieger sind dabei nicht stehn geblieben; sie gehn daran, das alte deutsche Kolonialgebiet gründlichst zu magyarisieren. Ihre Sprache soll die Herrscherin sein, ihr Recht allein entscheiden, und das Nationalvermögen wird in diesem Geiste verwendet. So werden wohl die recht behalten, die das Siebenbürger Sachsentum jetzt schon als einen verlornen Posten betrauern. Daß das siebenbürgische Sachsenvolk trotzdem sein Deutschtum bis heute hat bewahren können, verdankt es seinem Fleiße, seiner Schaffenslust, seiner Heimatliebe. Sei hier das Klima noch so rauh, der Boden noch so unfruchtbar, sein Dorf verläßt der sächsische Bauer selten. Bezeichnend wird im Siebenbürgisch-Sächsischen das Heimweh „Mutterkrankheit" genannt: die Frau des Hauses ist der Brennpunkt seines Heimwesens. Selbst im Tode gehört der Sachse dort oben auf der Berglehne, wo sich der „Garten des Friedens" ausdehnt und die blanken Grabsteine seiner Ahnen herab ins stille Thaldorf schimmern, noch immer zur „Gemeinde", weil er ja nicht wie ein „Hergelaufner" in fremder Erde, sondern in der „Heimat" seine letzte Ruhestatt gefunden hat.

d) Südungarn.

Tief im Süden, im Temeser Banat und in der Bácska, befinden sich die letzten und zugleich jüngsten deutschen Ansiedlungen Ungarns. Der Temeser Banat, von der Donau, der Theiß, der Maros und den siebenbürgischen Höhenzügen begrenzt, kam nach 166jähriger Türkenherrschaft durch die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen im Frieden von Poscharewatz (21. Juli 1718) an Ungarn zurück. Die großen Flächen und Hügellandschaften des

Torontáler und Temeser Komitats waren während der Türkenherrschaft in eine Wüste verwandelt worden. Deshalb zog der erste Gouverneur dieses verwilderten Gebiets, Graf Claudius Florimond Mercy, seit 1720 Kolonisten aus Deutschland, Italien und Spanien heran: schon 1728 waren zehn Dörfer mit schwäbischen, eine Ortschaft mit Italienern und eine mit Spaniern besetzt. Unter der Leitung Mercys wurden zwischen 1722 und 1730 außer der Herstellung der Stadt und Festung Temesvár zahlreiche Dörfer gegründet und mit Ackersleuten und Handwerkern besetzt, die aus Trier, Köln, Elsaß-Lothringen, Luxemburg und aus dem Schwarzwalde kamen. Nach dem Heldentode des Grafen auf Crocetta bei Parma (29. Juni 1734) brachen böse Tage über die Ansiedlungen herein; die verheerenden Türkenkriege von 1737—39 (S. 165) und die gleichzeitige Pest schädigten sie schwer.

Unter Maria Theresia wirkte dann in Wien seit dem 22. Juli 1766 eine besondere Kolonialkommission, die namentlich Katholiken aus dem Hauensteinschen, Trierschen, aus Lothringen und dem Breisgau herbeiholte; damals sollen mehr denn 25,000 Deutsche im Banat Unterkunft gefunden haben. Überdies gab Kaiser Joseph II., der selbst den Banat besucht hatte, am 21. September 1782 ein „Einwanderungspatent", worin er vor allem „deutsche Reichsglieder aus dem obern Rheinkreise" zur Ansiedlung aufforderte. Danach erhielten die Einwanderer außer dem Reisegelde Grund und Boden, Haus, Hof und Äcker, die Handwerker Werkzeuge und eine gewisse Geldsumme in der ersten Zeit ihrer Ansiedlung. Massenhaft kamen die Deutschen hierher, erbauten 1784—86 vierzehn Ortschaften neu und vergrößerten dreizehn andre. In den Jahren 1784—88 hatte der Staat dafür nahe an 4 Millionen Gulden verausgabt. Die andauernden Kriege und die Teuerung in Deutschland trieben immer wieder Auswanderer nach Ungarn; meist werden sie als „Schwaben" bezeichnet, obwohl es auch Bayern, Franken und Leute vom Mittelrheine waren. „Es haben sich", sagt Schwicker, „im Verlauf eines Jahrhunderts unter dem Einflusse der gleichen politischen, sozialen und materiellen Verhältnisse allmählich ähnliche Zustände entwickelt, die eine gewisse Gleichförmigkeit des Banater Deutschtums hervorgerufen haben, obgleich der genaue Beobachter in Körperbau und Sprache, in Spruch und Lied, in der Kleidung und in sonstigen Gebräuchen und Gewohnheiten noch die ursprünglich größeren Verschiedenheiten zu erkennen vermag." Um dem Andrang einen Damm zu setzen, erfolgte 1829 die Weisung, künftig keine deutschen Einwanderer mehr über die Grenze der österreichischen Monarchie zu lassen, wenn sie kein Vermögen von 500 Gulden in klingender Münze aufweisen könnten.

Dem angrenzenden Bácser Komitate, der gleich nach dem Siege von Mohács (1687; S. 161) den Osmanen entrissen worden war, schenkte man später als dem Banat Aufmerksamkeit. Zufolge des „Kolonisierungspatents" von 1763 wurde seine Besiedlung durch Deutsche von einer Regierungskommission planvoll in Angriff genommen. Am stärksten war die Einwanderung vom 1. Mai 1784 bis zum 30. November 1785; in dieser Zeit erschienen im Bácser Komitate 2057 Familien mit 9201 Personen. So konnte bereits durch den Erlaß vom 24. April 1786 die weitere Einwanderung auf Staatskosten einstweilen eingestellt werden. Da die Mehrzahl der Deutschen Feldbauer war, entstanden zahlreiche große Dörfer, die ihren deutschen Grundzug bis heute bewahrt haben: die Zahl der Deutschen macht hier nahezu 30 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Vorwiegend von Deutschen bewohnt sind Apatin mit fast 14,000 Einwohnern, Cservenka, Csonopla, Kula, Alt-Futak, Alt-Szivacz, Bajmok, Stanisics. Bei der Gleichheit der Abstammung, der ziemlich gleichzeitigen Ansiedlung, bei der gleichen Beschäftigung (vor allem Ackerbau, Viehzucht und Kleinhandwerk) und bei den gleichen politischen und

sozialen Verhältnissen stimmen die Bácser Deutschen mit denen des Banats im großen und ganzen überein. Wenn auch der Natur nach gesetztern Gemüts, feiern die Bácskaer und Banater Schwaben ihre Familien- und Gemeindefeste mit Lust und vielem Geräusche. Trotz der Vielsprachigkeit dieser Grenzmark übt das Deutschtum hier noch jetzt den herrschenden Einfluß aus.

5. Die Zigeuner.

A. Ihre Namen und ihre Herkunft.

Das Volk der Zigeuner, das seit mehr denn einem halben Jahrtausend Ost- und Mitteleuropa durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, lebt zum größten Teil auch heute noch mitten unter Völkern, die längst zu festem Wohnsitz und staatlicher Ordnung gelangt sind, in echtem Nomadismus unter eignen Stammeshäuptlingen, mit eigentümlichen Sitten und Gebräuchen. Schon bei ihrem ersten Auftreten konnten die Zigeuner über ihre Abstammung und Urheimat keine genügende Aufklärung geben. Von einiger Bedeutung sind in historischer und ethnographischer Hinsicht die Namen, die sich die Zigeuner selbst beilegen. Sie nennen sich — mit dem altindischen Namen einer unreinen Kaste (vgl. Bd. II, S. 404) — rom (Mann, romni = Weib). Eine zweite zigeunerische Selbstbenennung ist kalo (schwarz), im Gegensatze zu parno (weiß), womit alle Nichtzigeuner belegt werden. Endlich bezeichnet sich der Zigeuner noch als manusch (Mensch), während der Fremdling bei ihm gadsio (Bauer) heißt. Selten und gewöhnlich nur in Versammlungen bei Ansprachen reden die Zigeuner sich gegenseitig mit Sinte (Genossen) an. Dies Wort, das überhaupt „Inder" bedeuten kann, erinnert an den vorderindischen Volksstamm der Sindoi (Hindu; vgl. das schon von Herodot erwähnte, kleine arische Volk der Sindoi, das auf der Halbinsel Taman und der östlich angrenzenden pontischen Küste bis Anapa Handel trieb) sowie an „Fluß und Gebiet Indos" (indisch Sindhu); die dortige Tochtersprache Sindht blieb auch die eines verstoßnen Stammes im Pandjab, „Tschangar" (Čangar) genannt, der noch heute dort und bis nach Persien hinein wandert.

Zahlreicher sind die Namen, mit denen jene Völker, die mit ihnen in Berührung kamen, die Zigeuner belegt haben. Wahrscheinlich verdankt das Wort „Zigeuner" seinen Ursprung der phrygisch-lykaonischen Sekte der „Athinganoi", die mit dem anhebenden 9. Jahrhundert von Byzantinern wie Theophanes u. a. erwähnt wird. M. J. de Goeje dagegen leitete 1875 den Namen von „tsjengi", d. h. Musikant, Tänzer, ab; nach Dritten ist er auf die ebenerwähnten „Čangar" in Vorderindien zurückzuführen. So viel ist gewiß, daß die Deutschen jenen Namen von den Čechen (cigár, cingán, cikán), diese von den Magyaren (cigány) erhalten haben; zu letztern kam er von den Rumänen (cigan), die ihn ihrerseits aus dem Bulgarischen ([a]cigan oder [a]ciganin) geschöpft hatten. Seine Wurzel ist wahrscheinlich im mittelgriechischen *ἀτσίγγανος* zu suchen; als zweites Wort dafür ist auch *τζιγαράς* üblich. L. Wiener leitete 1902 beide Wörter von einer Wurzel čik oder čink ab, die in orientalischen Sprachen „Hammer" und „Metallschlagen" bedeutet, und bringt sie mit dem byzantinischen *τζυκανιστόριον* (Wurfballspielhaus) zusammen; dieses Ballspiel habe im Werfen von Hämmern bestanden. Mit die ersten in Europa nachweisbaren Zigeuner aber seien Kaltschmiede gewesen (zu Modon in der Peloponnes; angehendes 15. Jahrhundert). Die Benennung „Zigeuner" fand aber nur in Osteuropa und in Italien (zingaro) Verbreitnng, während sie bei den Westeuropäern andre Namen erhielten. Im Neugriechischen heißt der Zigeuner *Γύφτης* (das abgekürzte *Αἰγύπτιος*, Ägypter), in England

Gipsy, im Spanischen und Portugiesischen Gitano, vlamisch Egyptenaer: bei ihrer ersten Ankunft in Mitteleuropa haben sich die Zigeuner für Ägypter ausgegeben, woher ihre auch noch heute gebräuchliche magyarische Bezeichnung pharaó népe (Pharaos Volk) herrührt. In den Ländern niederdeutscher Zunge wurden die Zigeuner anfangs Suyginer, Zigöner oder kurz „Ungarn", später „Tätern" (= Tataren), in Frankreich Bohémiens genannt, weil sie von Böhmen herkamen und Schutzbriefe des Königs [Siegmund] von Ungarn und Böhmen vorwiesen.

Seit dem Auftauchen der Zigeuner in Europa hat sich über ihre Heimat und Herkunft eine wahre Flut von Meinungen und Ansichten ergossen. Eine der frühsten Abhandlungen „de Cingaris" finden wir — nach Andrew Boordes interessanten Sprachproben von 1542 — in des niederländischen Helleniſten Bonaventura Vulcanius Schrift „De literis et lingua Getarum" (Leiden 1597); auch Hiob Ludolf hat sich in dem 1691 ausgegebnen Kommentar zu seiner „Äthiopischen Geschichte" vorübergehend mit ihrem Wortschatze beschäftigt. Auf das Volk der „Zigeuner" (Cingani) ist, so behaupten mit Miklosich die meisten Gelehrten, der Name der Sekte der Athinganer (ἀθίγγανοι = ohne Berührung [Andersgläubiger]; vgl. lāmasāsiyya, die arabische Bezeichnung der Samaritaner) übertragen worden. Andre suchten ihren Ursprung in der diokletianisch-konstantinischen Provinz Zeugitana (Karthago); wieder andre setzten sie den Zygiern, Kanaanäern, Sarazenen, Amoritern, Juden gleich oder machten sie zu Nachfahren des Chus, des Sohns von Cham (1. Mosis 10, 6). Der ungarische Chronist Pray trat dem Richtigen schon etwas näher, indem er die Urheimat in dem vormaligen Seldjukenreiche Rum (Ikonion; vgl. Bd. III, S. 351) gefunden zu haben glaubte, da sich ja die Zigeuner selbst Rom nennen. Manche gaben bei ihrem ersten Erscheinen vor, sie seien Pilger aus Kleinägypten und auf einer siebenjährigen Bußfahrt begriffen, weil ihre Ahnen in Ägypten das Christuskind nicht aufgenommen hätten, als dieses mit seinen Eltern vor Herodes floh. Dies und ähnliche Märchen erzählen die Wanderzigeuner Ungarns und der Balkanländer noch heute; darum hat sich auch der Glaube an ihre ägyptische Abkunft so zäh erhalten. Zur Verbreitung dieser Ansicht trugen überdies die Anführer der Zigeuner bei, die sich kurz nach 1400 „Könige", „Herzoge" oder „Grafen von Kleinägypten" nannten und überall als vornehme Herren auftraten. Beim Städtchen Fürstenau befand sich ein Grabstein, errichtet dem am Abend des heiligen Sebastian (= 19. Jan.) 1445 verstorbnen „hochgebornen Herrn, Herrn Panuel, Herzog in Kleinägypten und Herrn zum Hirschhorn desselbigen Landes"; darauf auch dessen Wappen: ein goldner, gekrönter Adler, über dem Turnierhelm eine Krone mit einem Hirsch. Ein andres Denkmal mit phantastischem Wappen befand sich in der Nähe von Backnang (Württemberg), vom Jahre 1453 für den „edlen Grafen Peter von Kleinschild".

Daß die Zigeuner Anführer hatten, und daß die Zeltzigeuner sie noch gegenwärtig haben, kenntlich durch Abzeichen wie gestickte Mäntel, Tücher, Becher, das unterliegt keinem Zweifel. Die einzelnen Stämme der Wanderzigeuner erscheinen nämlich nur insofern als gesellschaftliche Einheiten, als jeder unter einem Woiwoden steht. Thatsächlich zerfallen sie schon deshalb, weil in keinem Lande größere Horden mehr geduldet werden, in mehrere, voneinander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (mahlija, von mahlo = Freund), die unter einem Vorstande, dem schaibidso, stehen. Dieser holt in wichtigen Fällen die Entscheidung des Woiwoden ein, der bei irgend einer Sippe weilt. Den von der Sippe freigewählten Schaibidso muß der Woiwode bestätigen, indem er mit ihm öffentlich Salz und Brot ißt; dann trägt er der betreffenden Mahlija auf, die Machtvollkommenheit des Schaibidso der seinen gleich anzusehen. Die Woiwodenwürden sind bei den Wanderzigeunern noch heutzutage in der Art erblich, daß,

im Falle der zu einer solchen Berufne unmündig sein sollte, seine Stelle bis zur Mannbarkeit von einem der nächsten Verwandten versehen wird. Die Einsetzung in die Woiwodenwürde geschieht sehr einfach. An dem bestimmten Tag und Orte versammeln sich die Schaibidso der einzelnen Sippen. Der Woiwode sagt eine Eidformel auf, wird von seinen Stammgenossen emporgehoben und von den Weibern mit Stechapfelsamen beworfen, um ihn gegen böse Geister zu feien. Der Woiwode bekleidet heute bei den Wanderzigeunern nur eine Ehrenstelle, die ihm nichts abwirft außer Achtung; früher zahlte ihm jede Mahlija je nach dem Stand und der Zahl ihrer Mitglieder jährliche Abgaben.

Bei einem Volke wie dem der Zigeuner, dessen alte Überlieferungen nahezu verwischt sind, gibt es nur ein Mittel, seine Herkunft zu ermitteln: das Studium seiner Sprache. Schon 1697 hatte Joh. Chr. Wagenseil (1633—1705) auf diese Weise das Gesuchte ermitteln wollen; was er aber in der Vorrede zu seiner „De libera civitate Norimbergensi commentatio“ für Zigeunerisch hielt, das war die (jüdisch-) deutsche Gaunersprache, das Rotwelsch. Ähnlich verwechselte noch 1787 Laur. Hervas die italienische Diebessprache mit dem Zigeunerischen. Auf Grund ungenügenden Stoffs und mangelhafter Sprachkenntnisse kamen 1782 Joh. Chr. Chr. Rüdiger (1751—1822) in seinem „Neuesten Zuwachs der Sprachkunde“ und 1783 Heinr. Mor. Gottl. Grellmann (1756—1804) in seinem historischen Versuch über „die Zigeuner“ unabhängig voneinander zu demselben Ergebnis, ihre Sprache sei mit dem Indischen verwandt; diese Vermutung hat, was wenig bekannt ist, Immanuel Kant geteilt (Berliner Monatsschrift vom November 1785). Aber schon 1776 hatten die Wiener „Anzeigen aus sämtlichen k. k. Erbländern“ (6. Jahrgang, S. 94) einen für die Abstammung der Zigeuner wichtigen Brief eines Hauptmanns Székely veröffentlicht; der berichtete, Bályi, Pfarrer zu Almás (Ungarn), habe, gelegentlich seines Aufenthalts an der Leidner Universität mit malabarischen Studenten bekannt geworden, sich ein kleines malabarisches Glossar angelegt und dieses in seiner Heimat ungarischen Zigeunern vorgelesen: die hätten fast jedes Wort verstanden. Die Forschungen in dieser Richtung wurden 1844 von August Friedr. Pott insoweit zum Abschlusse gebracht, als wissenschaftlich begründet ward, daß die Urheimat der Zigeuner das nordwestliche Vorderindien ist; „ungeachtet ihrer ungemeinen Verbasterung und Verworfenheit“ darf sich ihre Sprache, ob auch nur schüchtern, doch rühmen, „zu der im Bau vollendetsten aller Sprachen, dem stolzen Sanskrit, in blutsverwandtem Verhältnisse zu stehen“. Weitere Untersuchungen haben dann bestimmt ergeben, daß das Zigeunerische mit den in Kafiristan, Dardistan, Kaschmir, Kleintibet herrschenden, namentlich mit den Dardu-Sprachen, ein Ganzes bildet.

B. Ihre Wanderungen und Aufenthalte.

Durch die vergleichende Sprachforschung ist es nicht allein bewiesen worden, daß die Zigeuner ein Zweig des Hinduvolks waren, sondern der Wiener Slawist Franz Miklosich („Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas“ III, 2; der Wiener Akademie vorgelegt am 21. Februar 1872, veröffentlicht 1874) hat auch vermittelst der in ihre Sprache aufgenommnen fremden Wörter und deren Verhältniszahl herausgebracht, welchen Weg die Zigeuner von Indien her eingeschlagen und in welchen Ländern sie auf ihrer Wanderung längere Zeit geweilt haben. Was und wann die Zigeuner aufgescheucht haben mag, das bleibt wohl für immer in Dunkel gehüllt. Ziemlich sicher aber ist, daß es sich nicht bloß um einen einzigen Zug gehandelt haben kann; vielleicht hängt damit zusammen, daß sie in manchen Ländern, wo sie heute heimisch sind, in zwei oder noch mehr Kasten zerfallen. Vereinzelte Vorstöße und

Splitter dürften sich früh, wenn auch schwerlich schon in Herodots Zeit (vgl. hierzu die Bemerkung zu dem Worte Sindoi, S. 406) abgelöst haben, während der oder die Hauptschübe erst in nachchristlicher Zeit aufgebrochen sind. Den sprachgeschichtlich begründeten Ansatz: rund 1000 n. Chr., hat Miklosich später (Abh. vom 9. Febr. 1876) wieder aufgegeben. Die persischen und armenischen Bestandteile in seinen europäischen Mundarten zeugen dafür, daß das Zigeunervolk seinen Weg mit zuerst über Persien und Armenien genommen und dort länger gerastet hat. Nach Persien hauptsächlich unter den Sasaniden eingewandert, hatten sie die Sumpfgegenden am untern Euphrat angewiesen erhalten. Der arabischen Eroberung hatten sie sich gern angeschlossen; doch nach des Kalifen Mamun Tode (833) wurden sie aufsässig, durch Räubereien lästig und konnten erst durch Objeif ibn-Ambassa mit Gewalt zur Vernunft gebracht werden. Über die Zigeuner in Diarbekr und um Haleb haben 1784 (im „Teutschen Merkur" II, 1) Karsten Niebuhr und 1854 Ulr. Jasp. Seetzen gehandelt. Die armenischen „Boscha" (d. h. Vagabunden), die Zigeuner armenischen Glaubens (die mohammedanischen heißen in Kleinasien „Tschingene" oder „Tchinghiané"), meist bei Bujbat im Wilajet Siwas (s. die Karte bei S. 198) lebend — wenn sie nicht auf der heißgeliebten Wanderung befindlich sind —, sprechen ebenfalls eine Sprache, deren Zugehörigkeit zum indischen Zweige der arischen Gruppe trotz der außerordentlichen Armut ihres Wortschatzes (knapp 600 Wörter; keine Lieder!) außer Zweifel steht, und huldigen in der Hauptsache dem Handwerke des Siebmachens. Weder im türkischen Armenien noch im russischen, wohin ein Teil von ihnen mindestens seit 1828 gewandert ist, bringen sie ihre Streitigkeiten vor die staatlichen Gerichte, sondern vor den Rat ihrer Ältesten, an dessen Spitze der (von der Pforte ausdrücklich bestätigte) Athopakal (früher „Djamadar") steht, dem in Russisch-Armenien als weltliches Zunfthaupt ein Ustadar an die Seite gesetzt worden ist.

Von Armenien mag ein Teil über Syrien nach Nordafrika gewandert sein und von hier aus — doch wohl erst im 19. Jahrhundert — sogar nach Mittel- und dem nordwestlichen Südamerika, wo er, meist den bequemen Wasserweg wählend, eine Republik und Stadt nach der andern (so Guayaquil in Ecuador alle 2—3 Jahre) heimsucht. Ein andrer Teil, und zwar der stärkere, zog über Phrygien, Lykaonien und über den Hellespont nach Europa. Griechenland ist als der europäische Ursitz aller der Zigeuner zu betrachten, die in Europa zerstreut sind, auch der spanischen. Für Byzanz sind Zigeuner bereits im angehenden 9. Jahrhundert leidlich bezeugt, für Kreta durch den Franziskaner Simon Simeonis zum Jahre 1322. Um 1398 bestätigte der venezianische Statthalter von Nauplion, Ottaviano Burno, dem Acinganer-Häuptlinge Johann die von seinen Vorgängern verliehnen Rechte. Die Venezianer gestatteten den Zigeunern gegen gewisse Abgaben, sich in der Peloponnes niederzulassen: manche Ruinen, die noch heute den Namen *Γυφτόκαστρον*, d. h. Ägypter- oder Zigeunerburgen, führen, sprechen beredt dafür. Deutsche Reisende aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wie Felix Fabri (von Schmid; 1441/42—1502), Bernhard von Breidenbach (gest. 1497), Pfalzgraf Alexander von Veldenz, der kölnische Ritter Arnold von Harff (1471—1505) berichten von diesen „ägyptischen" Ansiedlern. Auf Korfu befanden sich vor 1346 (Urkunde der lateinischen Kaiserin Katharina von Valois; vgl. den Stammbaum auf S. 335) „Vageniti" und dann um 1370/73 eine förmliche Zigeunerkolonie, deren Angehörige als im Dienste der Barone Theodoros Kavasilas, Nicolò di Donato von Altavilla und Bernard de Saint-Maurice stehend erwähnt werden. Um 1386 wurde daraus ein „feudum Acinganorum" gegründet, das zuerst dem Barone Gianuli di Abitabulo, 1540 aber dem gelehrten Antonio Eparco, der mit Melanchthon in brieflichem Verkehre stand, verliehen wurde und 1563 in den Besitz des Grafen Theodoro Trivoli überging. Als in der

ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf der Balkanhalbinsel jene Völkerwanderung entstand, während deren die Albanesen Attika und die Peloponnes besetzten (S. 219 unten), sich zahlreiche armenische Familien in der Moldau niederließen und viele Rumänen zu den Abhängen des Pindos wanderten, da strömte ein großer Teil der Zigeuner in die Walachei vorwärts. Hier müssen sie schon gegen 1370 ansässig gewesen sein, da 1387 der Hospodar Mircea der Alte (S. 350) dem Marienkloster in Tismana (Kleine Walachei) und dem Kloster des heiligen Antonius „na Vodici" u. a. die Schenkung von 40 Zalassi (Zelten) Zigeuner bestätigt hat, die letzterm von seinem Vorvorgänger Layko (Vlad I.) gemacht worden war. Als die Walachei danach den Türken tributpflichtig wurde, mögen Zigeuner zuerst in größern Scharen nach Siebenbürgen und Ungarn gezogen sein. Von hier aus haben sie sich dann über ganz Europa verbreitet (s. die beigeheftete Tafel „Ein Lagerplatz der ersten Zigeuner in Mitteleuropa"). In der Walachei erleichterte erst in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts Alexander Ghika (S. 356) die zigeunerische Leibeigenschaft, bis diese am 3. März 1856 gänzlich aufgehoben ward.

Im Jahre 1417 erschienen die ersten Zigeuner in den Hansestädten an der Nord- und Ostsee. Da sie Schutzbriefe des Kaisers Siegmund (vgl. darüber weiter unten) vorwiesen und überall das Märchen von ihrer ägyptischen Herkunft und einer siebenjährigen Bußfahrt erzählten, so wurden sie von Kirche und Staat sowohl wie von Privaten unterstützt. 1418 finden wir sie auch in der Schweiz. Die freundliche Aufnahme schlug aber bald in Verfolgung über. Jenes Zeitalter war roh genug dazu. Weniger ein böses Thun oder lästiges Wesen der Fremdlinge als vielmehr ihre auffallenden Gebräuche mußten die Aufmerksamkeit der Behörden erregen. Schlimm für dies armselige und harmlose Völkchen war es weiter, daß sie aus den Gegenden kamen, wo sich die Osmanen schon mehr oder weniger festgesetzt hatten: nun hielt man sie für den Vortrab, ja für Kundschafter des „Erbfeinds christlichen Namens". So heißt es im deutschen Reichsabschiede vom Jahre 1479: „Derjenigen halben, so sich Zigeuner nennen und wieder und für in die Land ziehen, ist gerathschlagt, nachdem man Anzeige hat, daß dieselben Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christenland seien, daß man dieselben hiefür in die Land zu ziehen nie gestatten noch leiden soll, und es sollen jede Obrigkeit auf Weis und Weg gedenken, wie solches fürzukommen sei und auf die nächste Versammlung des ihr Gutbedünken bringen, davon weiter zu handeln." Schon im folgenden Jahre wurden auf dem Reichstage zu Freiburg demzufolge die Zigeuner für vogelfrei erklärt; mit andern Worten: die Ermordung eines Zigeuners war fortan unstrafbar. Aber die Verordnungen gegen die Zigeuner, die von Ungarn her durch neue Zuzüge stets verstärkt wurden, hatten wenig Erfolg; wenigstens mußten sie 1500, 1544, 1548 und 1577 in den Reichsabschieden erneuert werden. Kaiser Leopold I. erklärte unterm 20. September 1701, daß bei ihrer Wiederbetretung „nach aller Schärfe wider sie verfahren werden" solle. Ebensowenig menschenfreundlich lautete die Verordnung Kaiser Karls VI. von 1726, die mit Hinrichten, Ohrabschneiden und Stäupen gegen die Verhaßten vorging. Ein Erlaß Friedrich Wilhelms I. vom 5. Oktober 1725 bestimmte, daß alle Zigeuner, „die über 18 Jahre alt sind und in den preußischen Landen betroffen werden, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden sollen". Ein würdiges Seitenstück dazu ist die gräflich reußische Verordnung vom 13. Juli 1711, die unterm 12. Dezember 1713 und 9. Mai 1722 wiederholt eingeschärft wurde; ihr zufolge sollten „alle in den reußischen Landen betretenen Zigeuner auf der Stelle niedergeschossen" werden.

Alle erdenklichen Beschuldigungen wurden gegen die Zigeuner erhoben, so unter anderm, daß sie Menschenfleisch genössen, Leichen ausgrüben und verzehrten. Diese Anklage, der zufolge

Ein Lagerplatz der ersten Zigeuner in Mitteleuropa.

(Nach einem im Dresdner Kupferstichkabinett befindlichen Stiche von Jacques Callot aus dem Jahr 1604.)

sächsische Volk einen bedeutsamen Einfluß aus. Wie aus langer Erstarrung erwachte und regte sich das Sachsenvolk zu neuem rüstigen Schaffen. Geistiger und materieller Aufschwung zeigte sich allenthalben. Fabriken werden gegründet, Sparkassen geschaffen, der Gewerbefleiß steigt, der Bürger und der Landmann beginnen sich lebhafter am Gemeinwohl zu beteiligen. In Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, in Schützentum und Musik erweckt das Vereinswesen tausend schlummernde Kräfte. Es treten die wissenschaftlichen Forscher aus ihrer Zurückgezogenheit hervor. In Gemeinde und Kirche, im Landtagssaal wie in der Öffentlichkeit erstehen wackere Kämpen für Freiheit, Recht und Volkstum, und freudig erstaunt sieht der Volksfreund, daß die Nation aus langer Versumpfung Männer gerettet, geborgen habe, nicht genug noch für jedes Bedürfnis, aber hinreichend, mindestens diese Kämpfe ehrlich und fest auszufechten." Den Nationalitätenkampf konnten aber diese Bestrebungen auf seiner Bahn nicht aufhalten: 1848/49 brachte der Bürgerkrieg seine blutigen Früchte zur Aussaat; namentlich verursachte die berechtigte Sehnsucht der Wlachen nach ihrer Anerkennung als der vierten Nation Siebenbürgens die schwersten Unruhn. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 (Bd. VIII, S. 231) wieder selbständig geworden, trat Siebenbürgen als vollbürtiges Glied in die Kette der Kronländer ein. Doch mit der Aufhebung der Verfassung (31. Dez. 1851; ebenda, S. 232) wurden die des Rufes harrenden liberalen Kräfte wieder zur Unthätigkeit verdammt, weil die Regierung die Selbstverwaltung der Sachsen, ihre munizipalen und politischen Rechte abschaffte.

Ein neues Zeitalter schien mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche von 1867 auch für die freiheitgewohnten Deutschen Siebenbürgens anzubrechen. Doch es schien nur so. Denn seitdem hat die Vereinigung mit Ungarn (17. Febr. 1867) die Aufhebung der noch unterm 20. Oktober 1860 feierlich erneuerten siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien und die des obersten Gerichtshofs in Klausenburg, die Auflösung des Sonderlandtags und die Beseitigung der Selbstverwaltung des Sächsischen Königsbodens, kurz: die Herabdrückung Siebenbürgens zur ungarischen Provinz gebracht. Dies wäre an sich zu ertragen. Aber die Sieger sind dabei nicht stehn geblieben; sie gehn daran, das alte deutsche Kolonialgebiet gründlichst zu magyarisieren. Ihre Sprache soll die Herrscherin sein, ihr Recht allein entscheiden, und das Nationalvermögen wird in diesem Geiste verwendet. So werden wohl die recht behalten, die das Siebenbürger Sachsentum jetzt schon als einen verlornen Posten betrauern. Daß das siebenbürgische Sachsenvolk trotzdem sein Deutschtum bis heute hat bewahren können, verdankt es seinem Fleiße, seiner Schaffenslust, seiner Heimatliebe. Sei hier das Klima noch so rauh, der Boden noch so unfruchtbar, sein Dorf verläßt der sächsische Bauer selten. Bezeichnend wird im Siebenbürgisch-Sächsischen das Heimweh „Mutterkrankheit" genannt: die Frau des Hauses ist der Brennpunkt seines Heimwesens. Selbst im Tode gehört der Sachse dort oben auf der Berglehne, wo sich der „Garten des Friedens" ausdehnt und die blanken Grabsteine seiner Ahnen herab ins stille Thaldorf schimmern, noch immer zur „Gemeinde", weil er ja nicht wie ein „Hergelaufner" in fremder Erde, sondern in der „Heimat" seine letzte Ruhestatt gefunden hat.

d) Südungarn.

Tief im Süden, im Temeser Banat und in der Bácska, befinden sich die letzten und zugleich jüngsten deutschen Ansiedlungen Ungarns. Der Temeser Banat, von der Donau, der Theiß, der Maros und den siebenbürgischen Höhenzügen begrenzt, kam nach 166jähriger Türkenherrschaft durch die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen im Frieden von Poscharewatz (21. Juli 1718) an Ungarn zurück. Die großen Flächen und Hügellandschaften des

Torontáler und Temeser Komitats waren während der Türkenherrschaft in eine Wüste verwandelt worden. Deshalb zog der erste Gouverneur dieses verwilderten Gebiets, Graf Claudius Florimond Mercy, seit 1720 Kolonisten aus Deutschland, Italien und Spanien heran: schon 1728 waren zehn Dörfer mit schwäbischen, eine Ortschaft mit Italienern und eine mit Spaniern besetzt. Unter der Leitung Mercys wurden zwischen 1722 und 1730 außer der Herstellung der Stadt und Festung Temesvár zahlreiche Dörfer gegründet und mit Ackersleuten und Handwerkern besetzt, die aus Trier, Köln, Elsaß-Lothringen, Luxemburg und aus dem Schwarzwalde kamen. Nach dem Heldentode des Grafen auf Crocetta bei Parma (29. Juni 1734) brachen böse Tage über die Ansiedlungen herein; die verheerenden Türkenkriege von 1737—39 (S. 165) und die gleichzeitige Pest schädigten sie schwer.

Unter Maria Theresia wirkte dann in Wien seit dem 22. Juli 1766 eine besondere Kolonialkommission, die namentlich Katholiken aus dem Hauensteinschen, Trierschen, aus Lothringen und dem Breisgau herbeiholte; damals sollen mehr denn 25,000 Deutsche im Banat Unterkunft gefunden haben. Überdies gab Kaiser Joseph II., der selbst den Banat besucht hatte, am 21. September 1782 ein „Einwanderungspatent", worin er vor allem „deutsche Reichsglieder aus dem obern Rheinkreise" zur Ansiedlung aufforderte. Danach erhielten die Einwanderer außer dem Reisegelde Grund und Boden, Haus, Hof und Äcker, die Handwerker Werkzeuge und eine gewisse Geldsumme in der ersten Zeit ihrer Ansiedlung. Massenhaft kamen die Deutschen hierher, erbauten 1784—86 vierzehn Ortschaften neu und vergrößerten dreizehn andre. In den Jahren 1784—88 hatte der Staat dafür nahe an 4 Millionen Gulden verausgabt. Die andauernden Kriege und die Teuerung in Deutschland trieben immer wieder Auswanderer nach Ungarn; meist werden sie als „Schwaben" bezeichnet, obwohl es auch Bayern, Franken und Leute vom Mittelrheine waren. „Es haben sich", sagt Schwicker, „im Verlauf eines Jahrhunderts unter dem Einflusse der gleichen politischen, sozialen und materiellen Verhältnisse allmählich ähnliche Zustände entwickelt, die eine gewisse Gleichförmigkeit des Banater Deutschtums hervorgerufen haben, obgleich der genaue Beobachter in Körperbau und Sprache, in Spruch und Lied, in der Kleidung und in sonstigen Gebräuchen und Gewohnheiten noch die ursprünglich größeren Verschiedenheiten zu erkennen vermag." Um dem Andrang einen Damm zu setzen, erfolgte 1829 die Weisung, künftig keine deutschen Einwanderer mehr über die Grenze der österreichischen Monarchie zu lassen, wenn sie kein Vermögen von 500 Gulden in klingender Münze aufweisen könnten.

Dem angrenzenden Bácser Komitate, der gleich nach dem Siege von Mohács (1687; S. 161) den Osmanen entrissen worden war, schenkte man später als dem Banat Aufmerksamkeit. Zufolge des „Kolonisierungspatents" von 1763 wurde seine Besiedlung durch Deutsche von einer Regierungskommission planvoll in Angriff genommen. Am stärksten war die Einwanderung vom 1. Mai 1784 bis zum 30. November 1785; in dieser Zeit erschienen im Bácser Komitate 2057 Familien mit 9201 Personen. So konnte bereits durch den Erlaß vom 24. April 1786 die weitere Einwanderung auf Staatskosten einstweilen eingestellt werden. Da die Mehrzahl der Deutschen Feldbauer war, entstanden zahlreiche große Dörfer, die ihren deutschen Grundzug bis heute bewahrt haben: die Zahl der Deutschen macht hier nahezu 30 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Vorwiegend von Deutschen bewohnt sind Apatin mit fast 14,000 Einwohnern, Cservenka, Csonopla, Kula, Alt-Futak, Alt-Szivacz, Bajmok, Stanisics. Bei der Gleichheit der Abstammung, der ziemlich gleichzeitigen Ansiedlung, bei der gleichen Beschäftigung (vor allem Ackerbau, Viehzucht und Kleinhandwerk) und bei den gleichen politischen und

sozialen Verhältnissen stimmen die Bácser Deutschen mit denen des Banats im großen und ganzen überein. Wenn auch der Natur nach gesetztern Gemüts, feiern die Bácskaer und Banater Schwaben ihre Familien- und Gemeindefeste mit Lust und vielem Geräusche. Trotz der Vielsprachigkeit dieser Grenzmark übt das Deutschtum hier noch jetzt den herrschenden Einfluß aus.

5. Die Zigeuner.

A. Ihre Namen und ihre Herkunft.

Das Volk der Zigeuner, das seit mehr denn einem halben Jahrtausend Ost- und Mitteleuropa durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, lebt zum größten Teil auch heute noch mitten unter Völkern, die längst zu festem Wohnsitz und staatlicher Ordnung gelangt sind, in echtem Nomadismus unter eignen Stammeshäuptlingen, mit eigentümlichen Sitten und Gebräuchen. Schon bei ihrem ersten Auftreten konnten die Zigeuner über ihre Abstammung und Urheimat keine genügende Aufklärung geben. Von einiger Bedeutung sind in historischer und ethnographischer Hinsicht die Namen, die sich die Zigeuner selbst beilegen. Sie nennen sich — mit dem altindischen Namen einer unreinen Kaste (vgl. Bd. II, S. 404) — rom (Mann, romni = Weib). Eine zweite zigeunerische Selbstbenennung ist kalo (schwarz), im Gegensatze zu parno (weiß), womit alle Nichtzigeuner belegt werden. Endlich bezeichnet sich der Zigeuner noch als manusch (Mensch), während der Fremdling bei ihm gadsio (Bauer) heißt. Selten und gewöhnlich nur in Versammlungen bei Ansprachen reden die Zigeuner sich gegenseitig mit Sinte (Genossen) an. Dies Wort, das überhaupt „Inder" bedeuten kann, erinnert an den vorderindischen Volksstamm der Sindoi (Hindu; vgl. das schon von Herodot erwähnte, kleine arische Volk der Sindoi, das auf der Halbinsel Taman und der östlich angrenzenden pontischen Küste bis Anapa Handel trieb) sowie an „Fluß und Gebiet Indos" (indisch Sindhu); die dortige Tochtersprache Sindht blieb auch die eines verstoßnen Stammes im Pandjab, „Tschangar" (Čangar) genannt, der noch heute dort und bis nach Persien hinein wandert.

Zahlreicher sind die Namen, mit denen jene Völker, die mit ihnen in Berührung kamen, die Zigeuner belegt haben. Wahrscheinlich verdankt das Wort „Zigeuner" seinen Ursprung der phrygisch-lykaonischen Sekte der „Athinganoi", die mit dem anhebenden 9. Jahrhundert von Byzantinern wie Theophanes u. a. erwähnt wird. M. J. de Goeje dagegen leitete 1875 den Namen von „tsjongī", d. h. Musikant, Tänzer, ab; nach Dritten ist er auf die ebenerwähnten „Čangar" in Vorderindien zurückzuführen. So viel ist gewiß, daß die Deutschen jenen Namen von den Čechen (cigár, cingán, cikán), diese von den Magyaren (cigány) erhalten haben; zu letztern kam er von den Rumänen (cigan), die ihn ihrerseits aus dem Bulgarischen ([a]cigan oder [a]ciganin) geschöpft hatten. Seine Wurzel ist wahrscheinlich im mittelgriechischen *ἀτσίγγανος* zu suchen; als zweites Wort dafür ist auch *τζιγαρᾶς* üblich. L. Wiener leitete 1902 beide Wörter von einer Wurzel čik oder čink ab, die in orientalischen Sprachen „Hammer" und „Metallschlagen" bedeutet, und bringt sie mit dem byzantinischen *τζυκανιστόριον* (Wurfballspielhaus) zusammen; dieses Ballspiel habe im Werfen von Hämmern bestanden. Mit die ersten in Europa nachweisbaren Zigeuner aber seien Kaltschmiede gewesen (zu Modon in der Peloponnes; angehendes 15. Jahrhundert). Die Benennung „Zigeuner" fand aber nur in Osteuropa und in Italien (zingaro) Verbreitnng, während sie bei den Westeuropäern andre Namen erhielten. Im Neugriechischen heißt der Zigeuner *Γύφτης* (das abgekürzte *Αἰγύπτιος*, Ägypter), in England

Gipsy, im Spanischen und Portugiesischen Gitano, vlamisch Egyptenaer: bei ihrer ersten Ankunft in Mitteleuropa haben sich die Zigeuner für Ägypter ausgegeben, woher ihre auch noch heute gebräuchliche magyarische Bezeichnung pharaó népe (Pharaos Volk) herrührt. In den Ländern niederdeutscher Zunge wurden die Zigeuner anfangs Suyginer, Zigöner oder kurz „Ungarn", später „Tätern" (= Tataren), in Frankreich Bohémiens genannt, weil sie von Böhmen herkamen und Schutzbriefe des Königs [Siegmund] von Ungarn und Böhmen vorwiesen.

Seit dem Auftauchen der Zigeuner in Europa hat sich über ihre Heimat und Herkunft eine wahre Flut von Meinungen und Ansichten ergossen. Eine der frühsten Abhandlungen „de Cingaris" finden wir — nach Andrew Boordes interessanten Sprachproben von 1542 — in des niederländischen Helleniſten Bonaventura Vulcanius Schrift „De literis et lingua Getarum" (Leiden 1597); auch Hiob Ludolf hat sich in dem 1691 ausgegebnen Kommentar zu seiner „Äthiopischen Geschichte" vorübergehend mit ihrem Wortschatze beschäftigt. Auf das Volk der „Zigeuner" (Cingani) ist, so behaupten mit Miklosich die meisten Gelehrten, der Name der Sekte der Athinganer (ἀθίγγανοι = ohne Berührung [Andersgläubiger]; vgl. lāmasāsiyya, die arabische Bezeichnung der Samaritaner) übertragen worden. Andre suchten ihren Ursprung in der diokletianisch-konstantinischen Provinz Zeugitana (Karthago); wieder andre setzten sie den Zygiern, Kanaanäern, Sarazenen, Amoritern, Juden gleich oder machten sie zu Nachfahren des Chus, des Sohns von Cham (1. Mosis 10, 6). Der ungarische Chronist Pray trat dem Richtigen schon etwas näher, indem er die Urheimat in dem vormaligen Seldjukenreiche Rum (Ikonion; vgl. Bd. III, S. 351) gefunden zu haben glaubte, da sich ja die Zigeuner selbst Rom nennen. Manche gaben bei ihrem ersten Erscheinen vor, sie seien Pilger aus Kleinägypten und auf einer siebenjährigen Bußfahrt begriffen, weil ihre Ahnen in Ägypten das Christuskind nicht aufgenommen hätten, als dieses mit seinen Eltern vor Herodes floh. Dies und ähnliche Märchen erzählen die Wanderzigeuner Ungarns und der Balkanländer noch heute; darum hat sich auch der Glaube an ihre ägyptische Abkunft so zäh erhalten. Zur Verbreitung dieser Ansicht trugen überdies die Anführer der Zigeuner bei, die sich kurz nach 1400 „Könige", „Herzoge" oder „Grafen von Kleinägypten" nannten und überall als vornehme Herren auftraten. Beim Städtchen Fürstenau befand sich ein Grabstein, errichtet dem am Abend des heiligen Sebastian (= 19. Jan.) 1445 verstorbnen „hochgebornen Herrn, Herrn Panuel, Herzog in Kleinägypten und Herrn zum Hirschhorn desselbigen Landes"; darauf auch dessen Wappen: ein goldner, gekrönter Adler, über dem Turnierhelm eine Krone mit einem Hirsch. Ein andres Denkmal mit phantastischem Wappen befand sich in der Nähe von Backnang (Württemberg), vom Jahre 1453 für den „edlen Grafen Peter von Kleinschild".

Daß die Zigeuner Anführer hatten, und daß die Zeltzigeuner sie noch gegenwärtig haben, kenntlich durch Abzeichen wie gestickte Mäntel, Tücher, Becher, das unterliegt keinem Zweifel. Die einzelnen Stämme der Wanderzigeuner erscheinen nämlich nur insofern als gesellschaftliche Einheiten, als jeder unter einem Woiwoden steht. Thatsächlich zerfallen sie schon deshalb, weil in keinem Lande größere Horden mehr geduldet werden, in mehrere, voneinander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (mahlija, von mahlo = Freund), die unter einem Vorstande, dem schaibidso, stehen. Dieser holt in wichtigen Fällen die Entscheidung des Woiwoden ein, der bei irgend einer Sippe weilt. Den von der Sippe freigewählten Schaibidso muß der Woiwode bestätigen, indem er mit ihm öffentlich Salz und Brot ißt; dann trägt er der betreffenden Mahlija auf, die Machtvollkommenheit des Schaibidso der seinen gleich anzusehen. Die Woiwodenwürden sind bei den Wanderzigeunern noch heutzutage in der Art erblich, daß,

im Falle der zu einer solchen Berufne unmündig sein sollte, seine Stelle bis zur Mannbarkeit von einem der nächsten Verwandten versehen wird. Die Einsetzung in die Woiwodenwürde geschieht sehr einfach. An dem bestimmten Tag und Orte versammeln sich die Schaibidso der einzelnen Sippen. Der Woiwode sagt eine Eidformel auf, wird von seinen Stammgenossen emporgehoben und von den Weibern mit Stechapfelsamen beworfen, um ihn gegen böse Geister zu feien. Der Woiwode bekleidet heute bei den Wanderzigeunern nur eine Ehrenstelle, die ihm nichts abwirft außer Achtung; früher zahlte ihm jede Mahlija je nach dem Stand und der Zahl ihrer Mitglieder jährliche Abgaben.

Bei einem Volke wie dem der Zigeuner, dessen alte Überlieferungen nahezu verwischt sind, gibt es nur ein Mittel, seine Herkunft zu ermitteln: das Studium seiner Sprache. Schon 1697 hatte Joh. Chr. Wagenseil (1633—1705) auf diese Weise das Gesuchte ermitteln wollen; was er aber in der Vorrede zu seiner „De libera civitate Norimbergensi commentatio" für Zigeunerisch hielt, das war die (jüdisch-) deutsche Gaunersprache, das Rotwelsch. Ähnlich verwechselte noch 1787 Laur. Hervas die italienische Diebessprache mit dem Zigeunerischen. Auf Grund ungenügenden Stoffs und mangelhafter Sprachkenntnisse kamen 1782 Joh. Chr. Chr. Rüdiger (1751—1822) in seinem „Neuesten Zuwachs der Sprachkunde" und 1783 Heinr. Mor. Gottl. Grellmann (1756—1804) in seinem historischen Versuch über „die Zigeuner" unabhängig voneinander zu demselben Ergebnis, ihre Sprache sei mit dem Indischen verwandt; diese Vermutung hat, was wenig bekannt ist, Immanuel Kant geteilt (Berliner Monatsschrift vom November 1785). Aber schon 1776 hatten die Wiener „Anzeigen aus sämtlichen k. k. Erbländern" (6. Jahrgang, S. 94) einen für die Abstammung der Zigeuner wichtigen Brief eines Hauptmanns Székely veröffentlicht; der berichtete, Válvi, Pfarrer zu Almás (Ungarn), habe, gelegentlich seines Aufenthalts an der Leidner Universität mit malabarischen Studenten bekannt geworden, sich ein kleines malabarisches Glossar angelegt und dieses in seiner Heimat ungarischen Zigeunern vorgelesen: die hätten fast jedes Wort verstanden. Die Forschungen in dieser Richtung wurden 1844 von August Friedr. Pott insoweit zum Abschlusse gebracht, als wissenschaftlich begründet ward, daß die Urheimat der Zigeuner das nordwestliche Vorderindien ist; „ungeachtet ihrer ungemeinen Verbasterung und Verworfenheit" darf sich ihre Sprache, ob auch nur schüchtern, doch rühmen, „zu der im Bau vollendetsten aller Sprachen, dem stolzen Sanskrit, in blutsverwandtem Verhältnisse zu stehen". Weitere Untersuchungen haben dann bestimmt ergeben, daß das Zigeunerische mit den in Kafiristan, Dardistan, Kaschmir, Kleintibet herrschenden, namentlich mit den Dardu-Sprachen, ein Ganzes bildet.

B. Ihre Wanderungen und Aufenthalte.

Durch die vergleichende Sprachforschung ist es nicht allein bewiesen worden, daß die Zigeuner ein Zweig des Hinduvolks waren, sondern der Wiener Slawist Franz Miklosich („Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas" III, 2; der Wiener Akademie vorgelegt am 21. Februar 1872, veröffentlicht 1874) hat auch vermittelst der in ihre Sprache aufgenommnen fremden Wörter und deren Verhältniszahl herausgebracht, welchen Weg die Zigeuner von Indien her eingeschlagen und in welchen Ländern sie auf ihrer Wanderung längere Zeit geweilt haben. Was und wann die Zigeuner aufgescheucht haben mag, das bleibt wohl für immer in Dunkel gehüllt. Ziemlich sicher aber ist, daß es sich nicht bloß um einen einzigen Zug gehandelt haben kann; vielleicht hängt damit zusammen, daß sie in manchen Ländern, wo sie heute heimisch sind, in zwei oder noch mehr Kasten zerfallen. Vereinzelte Vorstöße und

Splitter dürften sich früh, wenn auch schwerlich schon in Herodots Zeit (vgl. hierzu die Bemerkung zu dem Worte Sindoi, S. 406) abgelöst haben, während der oder die Hauptschübe erst in nachchristlicher Zeit aufgebrochen sind. Den sprachgeschichtlich begründeten Ansatz: rund 1000 n. Chr., hat Miklosich später (Abh. vom 9. Febr. 1876) wieder aufgegeben. Die persischen und armenischen Bestandteile in seinen europäischen Mundarten zeugen dafür, daß das Zigeunervolk seinen Weg mit zuerst über Persien und Armenien genommen und dort länger gerastet hat. Nach Persien hauptsächlich unter den Sasaniden eingewandert, hatten sie die Sumpfgegenden am untern Euphrat angewiesen erhalten. Der arabischen Eroberung hatten sie sich gern angeschlossen; doch nach des Kalifen Mamun Tode (833) wurden sie auffässig, durch Räubereien lästig und konnten erst durch Objeif ibn-Ambassa mit Gewalt zur Vernunft gebracht werden. Über die Zigeuner in Diarbekr und um Haleb haben 1784 (im „Teutschen Merkur" II, 1) Karsten Niebuhr und 1854 Ulr. Jasp. Seetzen gehandelt. Die armenischen „Boscha" (d. h. Vagabunden), die Zigeuner armenischen Glaubens (die mohammedanischen heißen in Kleinasien „Tschingene" oder „Tchinghiané"), meist bei Bujbat im Wilajet Siwas (s. die Karte bei S. 198) lebend — wenn sie nicht auf der heißgeliebten Wanderung befindlich sind —, sprechen ebenfalls eine Sprache, deren Zugehörigkeit zum indischen Zweige der arischen Gruppe trotz der außerordentlichen Armut ihres Wortschatzes (knapp 600 Wörter; keine Lieder!) außer Zweifel steht, und huldigen in der Hauptsache dem Handwerke des Siebmachens. Weder im türkischen Armenien noch im russischen, wohin ein Teil von ihnen mindestens seit 1828 gewandert ist, bringen sie ihre Streitigkeiten vor die staatlichen Gerichte, sondern vor den Rat ihrer Ältesten, an dessen Spitze der (von der Pforte ausdrücklich bestätigte) Athopakal (früher „Djamadar") steht, dem in Russisch-Armenien als weltliches Zunfthaupt ein Ustadar an die Seite gesetzt worden ist.

Von Armenien mag ein Teil über Syrien nach Nordafrika gewandert sein und von hier aus — doch wohl erst im 19. Jahrhundert — sogar nach Mittel- und dem nordwestlichen Südamerika, wo er, meist den bequemen Wasserweg wählend, eine Republik und Stadt nach der andern (so Guayaquil in Ecuador alle 2—3 Jahre) heimsucht. Ein andrer Teil, und zwar der stärkere, zog über Phrygien, Lykaonien und über den Hellespont nach Europa. Griechenland ist als der europäische Ursitz aller der Zigeuner zu betrachten, die in Europa zerstreut sind, auch der spanischen. Für Byzanz sind Zigeuner bereits im angehenden 9. Jahrhundert leidlich bezeugt, für Kreta durch den Franziskaner Simon Simeonis zum Jahre 1322. Um 1398 bestätigte der venezianische Statthalter von Nauplion, Ottaviano Burno, dem Acinganer-Häuptlinge Johann die von seinen Vorgängern verliehnen Rechte. Die Venezianer gestatteten den Zigeunern gegen gewisse Abgaben, sich in der Peloponnes niederzulassen: manche Ruinen, die noch heute den Namen *Γυφτόκαστρον*, d. h. Ägypter- oder Zigeunerburgen, führen, sprechen beredt dafür. Deutsche Reisende aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wie Felix Fabri (von Schmid; 1441/42—1502), Bernhard von Breidenbach (gest. 1497), Pfalzgraf Alexander von Veldenz, der kölnische Ritter Arnold von Harff (1471—1505) berichten von diesen „ägyptischen" Ansiedlern. Auf Korfu befanden sich vor 1346 (Urkunde der lateinischen Kaiserin Katharina von Valois; vgl. den Stammbaum auf S. 335) „Vageniti" und dann um 1370/73 eine förmliche Zigeunerkolonie, deren Angehörige als im Dienste der Barone Theodoros Kavasilas, Nicolò di Donato von Altavilla und Bernard de Saint-Maurice stehend erwähnt werden. Um 1386 wurde daraus ein „feudum Acinganorum" gegründet, das zuerst dem Barone Gianuli di Abitabulo, 1540 aber dem gelehrten Antonio Eparco, der mit Melanchthon in brieflichem Verkehre stand, verliehen wurde und 1563 in den Besitz des Grafen Theodoro Trivoli überging. Als in der

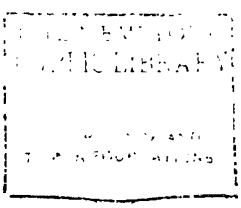
ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf der Balkanhalbinsel jene Völkerwanderung entstand, während deren die Albanesen Attika und die Peloponnes besetzten (S. 219 unten), sich zahlreiche armenische Familien in der Moldau niederließen und viele Rumänen zu den Abhängen des Pindos wanderten, da strömte ein großer Teil der Zigeuner in die Walachei vorwärts. Hier müssen sie schon gegen 1370 ansässig gewesen sein, da 1387 der Hospodar Mircea der Alte (S. 350) dem Marienkloster in Tismana (Kleine Walachei) und dem Kloster des heiligen Antonius „na Vodici" u. a. die Schenkung von 40 Zalassi (Zelten) Zigeuner bestätigt hat, die letzterm von seinem Vorvorgänger Layko (Vlad I.) gemacht worden war. Als die Walachei danach den Türken tributpflichtig wurde, mögen Zigeuner zuerst in größern Scharen nach Siebenbürgen und Ungarn gezogen sein. Von hier aus haben sie sich dann über ganz Europa verbreitet (s. die beigeheftete Tafel „Ein Lagerplatz der ersten Zigeuner in Mitteleuropa"). In der Walachei erleichterte erst in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts Alexander Ghika (S. 356) die zigeunerische Leibeigenschaft, bis diese am 3. März 1856 gänzlich aufgehoben ward.

Im Jahre 1417 erschienen die ersten Zigeuner in den Hansestädten an der Nord- und Ostsee. Da sie Schutzbriefe des Kaisers Siegmund (vgl. darüber weiter unten) vorwiesen und überall das Märchen von ihrer ägyptischen Herkunft und einer siebenjährigen Bußfahrt erzählten, so wurden sie von Kirche und Staat sowohl wie von Privaten unterstützt. 1418 finden wir sie auch in der Schweiz. Die freundliche Aufnahme schlug aber bald in Verfolgung über. Jenes Zeitalter war roh genug dazu. Weniger ein böses Thun oder lästiges Wesen der Fremdlinge als vielmehr ihre auffallenden Gebräuche mußten die Aufmerksamkeit der Behörden erregen. Schlimm für dies armselige und harmlose Völkchen war es weiter, daß sie aus den Gegenden kamen, wo sich die Osmanen schon mehr oder weniger festgesetzt hatten: nun hielt man sie für den Vortrab, ja für Kundschafter des „Erbfeinds christlichen Namens". So heißt es im deutschen Reichsabschiede vom Jahre 1479: „Derjenigen halben, so sich Zigeuner nennen und wieder und für in die Land ziehen, ist gerathschlagt, nachdem man Anzeige hat, daß dieselben Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christenland seien, daß man dieselben hiefür in die Land zu ziehen nie gestatten noch leiden soll, und es sollen jede Obrigkeit auf Weis und Weg gedenken, wie solches fürzukommen sei und auf die nächste Versammlung des ihr Gutbedünken bringen, davon weiter zu handeln." Schon im folgenden Jahre wurden auf dem Reichstage zu Freiburg demzufolge die Zigeuner für vogelfrei erklärt; mit andern Worten: die Ermordung eines Zigeuners war fortan unstrafbar. Aber die Verordnungen gegen die Zigeuner, die von Ungarn her durch neue Zuzüge stets verstärkt wurden, hatten wenig Erfolg; wenigstens mußten sie 1500, 1544, 1548 und 1577 in den Reichsabschieden erneuert werden. Kaiser Leopold I. erklärte unterm 20. September 1701, daß bei ihrer Wiederbetretung „nach aller Schärfe wider sie verfahren werden" solle. Ebensowenig menschenfreundlich lautete die Verordnung Kaiser Karls VI. von 1726, die mit Hinrichten, Ohrabschneiden und Stäupen gegen die Verhaßten vorging. Ein Erlaß Friedrich Wilhelms I. vom 5. Oktober 1725 bestimmte, daß alle Zigeuner, „die über 18 Jahre alt sind und in den preußischen Landen betroffen werden, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden sollen". Ein würdiges Seitenstück dazu ist die gräflich reußische Verordnung vom 13. Juli 1711, die unterm 12. Dezember 1713 und 9. Mai 1722 wiederholt eingeschärft wurde; ihr zufolge sollten „alle in den reußischen Landen betretenen Zigeuner auf der Stelle niedergeschossen" werden.

Alle erdenklichen Beschuldigungen wurden gegen die Zigeuner erhoben, so unter anderm, daß sie Menschenfleisch genössen, Leichen ausgrüben und verzehrten. Diese Anklage, der zufolge

Ein Lagerplatz der ersten Zigeuner in Mitteleuropa.

(Nach einem im Dresdner Kupferstichkabinett befindlichen Stiche von Jacques Callot aus dem Jahr 1604.)



noch 1782 im Komitat Hont (Nordweſtungarn) 45 Zigeuner unſchuldig hingerichtet worden ſind, beruht auf einem Mißverſtändnis ihrer Totengebräuche, in denen ſich die vorherrſchende Eigentümlichkeit des zigeuneriſchen Religionsgefühls, die Furcht, lebhaft ausdrückt. An einer einſamen Stelle des Dorffriedhofs oder fern vom Getümmel am Rand eines Waldes wird der Tote beerdigt und die Stelle mit einem ſonderbaren keilförmigen Pfoſten bezeichnet, deſſen oberes Ende kaum ſichtbar aus der Erde hervorragt, deſſen unteres Ende aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem alten, heutzutage beinahe verſchwundnen Gebrauche zuſammen, daß die Verwandten nach einer gewiſſen Zeit den Kopf der Leiche herausnahmen, an einem andern Orte vergruben und den Pfoſten an ſeiner Stelle tief in die Erde hineintrieben — lediglich, um die Verweſung der Leiche zu beſchleunigen: nach zigeuneriſchem Glauben kehrt die Seele erſt nach gänzlicher Verweſung des Körpers ins „Totenreich“ ein, wo ſie dann ein dem irdiſchen ähnliches Leben führt. Bei ſolcher Gelegenheit mag man die Zigeuner überraſcht und daraufhin der Leichenverzehrung beſchuldigt haben.

Nach und nach breiteten ſich die Zigeuner von Deutſchland über das benachbarte Oſt- und Nordeuropa aus. Nach Polen und Litauen kamen ſie unter der Regierung Wladiſlaws II. Jag(i)ellos. 1501 ſtellte König Alexander I. dem „woyt cygański“ Waſil einen Freiheitsbrief aus. Die Vertreibung der Fremdlinge ordnete zwar der Reichstag von 1557 an, und 1565, 1578, 1607 und 1618 wurde der Befehl wiederholt; trotzdem hatten die Zigeuner hier ein leidliches Los. Sie ſtanden ſogar unter einem eignen Oberhaupte, das der König von Polen und für Litauen der Fürſt Radziwill beſtätigten; der letzte dieſer Zigeuner-„Könige“ war Jan Marcinkiewicz (geſt. um 1790), der von Karol Staniſlaw Radziwill 1778 in ſeiner Würde anerkannt ward. 1791 wurden ſie in Polen ſeßhaft gemacht. Mit dem anhebenden 16. Jahrhundert drangen die Zigeuner, außer in Finland, auch in (Nord-) Rußland ein. Katharina II. ſiedelte ſie jedoch unter Zuſicherung vierjähriger Steuerfreiheit auf Krongütern an und machte dadurch ihrem unſteten Wandern ein Ende. Viele leben in Beſſarabien (1834: 18,738 von 48,247 in ganz Rußland ohne Polen), zu Bjelgorod und in der Umgebung von Taganrog; dieſe ſüdruſſiſchen Zigeuner ſind aber durchgängig einſt unmittelbar aus Rumänien, alſo nicht erſt auf dem Umweg über Polen, dahin gelangt. Ein ſchlimmeres Geſchick traf ſie in Schweden, wo ſie, 1512 zum erſtenmal erwähnt, 1662 durch einen königlichen Erlaß verbannt wurden mit der Maßgabe, jeden zurückkehrenden Zigeuner hinzurichten (ähnlich lautet ein mähriſcher Beſchluß von 1599). Chriſtian III. von Dänemark (wo die Fremdlinge ſeit 1420 nicht unbekannt waren) erließ 1536 den Befehl, daß ſie in drei Monaten das Land zu verlaſſen hätten; und nachdem Friedrich II. dieſen Befehl 1561 erneuert hatte, wurde Dänemark in kurzer Zeit die Eindringlinge los. Günſtiger geſtaltete ſich das Schickſal der um 1450 nach England und 1492 nach Schottland verſprengten Zigeuner, wo ſie trotz der Acht, die Heinrich VIII. 1531 gegen ſie ſchleuderte, und trotz der Verordnungen ſeiner Töchter Maria und Eliſabeth ſich ſtark vermehrten (vgl. darüber am Schluſſe). Sie ſtanden unter einem „König“ aus der Familie Lee, deren letzter Sproſſe, der König Joſeph Lee, 1844 ſtarb. 1827 hat ſich drüben eine Geſellſchaft zur Hebung der Zigeuner gebildet.

In den meiſten romaniſchen Ländern fanden die Zigeuner gleich bei ihrem Erſcheinen keine freundliche Aufnahme. Italien, wohin ſie um 1422 gekommen waren (Bologna), verließen ſie ſchon nach einigen Jahren, weil die Geiſtlichkeit mit Wort und That gegen ſie zog. Die 1447 in Frankreich erſchienene Bande konnte nur fünf Jahre lang ungeſtört wandern. Als dann Zigeuner das Städtchen la Cheppe (nordöſtlich von Châlons-ſur-Marne) plünderten, wurden

sie von den Bauern vertrieben. Die Zersprengten durchstreiften das Land bis 1504. Da erging der erste Verbannungsbefehl gegen sie, der 1539 verschärft wurde; und durch das Parlament von Orléans ward 1560 ihre Vertilgung mit Feuer und Schwert ausgesprochen, was Ludwig XIII. und Ludwig XIV. wirklich durchführen ließen. Nur ein kleiner Teil der Zigeuner rettete sich unter die Basken, zu denen schon seit 1538 einzelne von ihnen gelangt waren. Aber in der Nacht vom 6. Dezember 1802 wurden sie dort mit geringen Ausnahmen auf Befehl des Präfekten der Niederpyrenäen vom 22. November abgefangen und zu Schiffe nach Afrika gebracht. In Spanien erschien 1447 eine Zigeunerbande vor Barcelona und fand günstiges Fortkommen. Wenig oder gar nichts schadeten den Zigeunern die Verbannung durch Ferdinand den Katholischen (1499; wiederholt 1539, 1586, 1619) und das Verbot Philipps IV. von 1633 (ergänzt 1661 und 1663), ihre Sprache zu reden und herumzuwandern. Mehr hat sie, in andrer Hinsicht, die Dienstordnung Karls III. vom 19. September 1783 beeinträchtigt, weil ihre Duldsamkeit den Zigeunern, die ihrer „gerigonza“ (Zigeunersprache), dem Wandern und ihrer Tracht entsagten, Zulaß zu allen Ämtern gestattete, die Ausübung jeden Gewerbes gewährte und dadurch ihre Entnationalisierung förderte. Doch fühlen sie sich in Südspanien noch heute recht wohl.

C. Das Wesen der Zigeuner im Donaugebiete.

Nach Ungarn und Siebenbürgen, das ihre zweite europäische Haltestation war und gewissermaßen ihre neue Heimat werden sollte, kamen die Zigeuner jedenfalls kurz nach 1400, weil bereits 1416 in Mähren, Böhmen und Schlesien, 1417 im übrigen Deutschland sich solche vorfinden, die aus Ungarn herrührten. Die nach Deutschland verschlagnen Zigeuner brachten nach Konstanz, wo damals Kaiser Siegmund weilte, ein Empfehlungsschreiben des ungarischen Palatins Nikolaus von Gara mit, auf dessen Grundlage jener ihnen Freibriefe ausstellte (als vorhanden bestätigt durch einen Brief des ungarischen Grafen Thurzó aus dem Jahre 1616). Die in Ungarn und Siebenbürgen Zurückgebliebenen erfreuten sich gleich den keine Liegenschaften besitzenden Rumänen und Juden als „königliche Knechte“ gewisser Freiheiten, indem ihre Ansiedlung auf privatherrschaftlichem Grund und Boden von der Zustimmung des Regenten abhing. Obendrein wurden sie von geistlichen und weltlichen Behörden als Waffenschmiede (vgl. oben, S. 406) besondrer Vergünstigungen teilhaftig. So erlaubte am 23. September 1476 König Matthias der Stadt Hermannstadt, die dort wohnenden Zigeuner zu notwendigen Arbeiten verwenden zu dürfen; und am 8. April 1487 befahl er den Woiwoden, diese den Hermannstädtern zugestandnen Zigeuner unbehelligt zu lassen. 1496 erteilte Wladislaw II. einen Freibrief dem Woiwoden Thomas Polgár, auf daß ihn und seine Leute im freien Thun und Lassen niemand beeinträchtige, weil diese Horde für den damaligen Bischof Sigismund von Fünfkirchen Kriegsgeräte verfertige. Wie in Polen die Würde des Zigeunerkönigs schon vor 1731 Edelleuten verliehen wurde, so ernannte auch in Siebenbürgen und Ungarn der Regent die Oberwoiwoden der Zigeuner aus den Reihen des Adels. In Siebenbürgen bekleidete diese Würde gewöhnlich ein Edelmann, bisweilen zwei; in Ungarn dagegen gab es beständig vier Oberwoiwoden, die ihren Sitz in Raab, Léva, Szatmár und Kaschau hatten. Unter ihrer Gerichtsbarkeit standen die Zigeuner und mußten dafür jährlich einen Gulden Kopfsteuer entrichten. Unter Peter Vallou, den Fürst Georg Rákóczy I. (S. 383) zum siebenbürgischen Oberwoiwoden eingesetzt und sogar zum Schwure zugelassen hatte, wurde die Würde gesetzlich abgeschafft.

Seit ihrem ersten Auftauchen im Theiß- und Karpathenlande sind die Zigeuner besonders als Musiker beliebt gewesen. An den Höfen der Fürsten und Magnaten fanden sie als

Spielleute Verwendung; ja, 1525 wurden sie sogar auf der Landtagsversammlung zu Hatvan als Musiker „angestellt". Die schmachtenden, herzaufwühlenden Weisen, die wie aus leidenschaftlichen Seufzern zusammengesetzt sind, spielen sie mit einer Reinheit, Sicherheit und Empfindung ohnegleichen. Anfangs sind die Rhythmen zögernd, schüchtern: noch wagt das volle Thema sich nicht hervor, es bleibt lange Zeit nur beim Präludieren; dann aber setzt stürmisch das Crescendo ein, steigert und steigert sich, ruft wollüstige Sehnsucht, ja völlige Erkrankung des Herzens hervor. Bald erwarb sich dies romantische Völkchen eine Art Bürgerrecht unter den Ungarn; ergötzen sich doch hier am Klange der Geige der Adlige und der Bürgerliche, der Bauer und der Student. Das poesiereiche Wandervolk gehört noch heute zu den interessantesten Erscheinungen sowohl des ungarischen Flachlands als auch des waldbekränzten Siebenbürgens. Der Ruf von Zigeunermusikern wie Barna, Berkes, Bihari, Patikarus, Rácz, Salamon oder der Violinkünstlerin Zinka Panna erstreckte sich bald weit über die Grenzen.

Und hier in Siebenbürgen und Ungarn findet man unter den Zigeunern echteste Lyriker: in genialer Weltunbekümmertheit nur sich selbst lebend oder die Welt ganz nur so gebend, wie sie durch den Brennpunkt ihres Gemütes hindurchgegangen ist. Lange hat man das Vorhandensein eines Volksgesangs der Zigeuner rundweg leugnen wollen, ohne zu bedenken, daß ein musikalisch so hochbegabtes Volk unbedingt auch einen Liederreichtum besitzen muß. Man kann sich kaum etwas Vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüten zigeunerischer Lyrik, die uns im Kreise der Wanderzigeuner Ungarns und der Balkanländer entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgibt, auseinanderbreiten. Die Dichter dieser Lieder kennt niemand; sie entstehen im Volk und bleiben im Volke. Nur eine einzige Dichterin hat 250 zigeunerische Gedichte schriftlich hinterlassen: die serbische Wanderzigeunerin Gima Ranjicić (gestorben 1891); Schönheit und Bildung wurden zum Fluch ihres Lebens. Wer ihre in deutscher Übersetzung veröffentlichten Gedichte liest, kann sich ihr Dasein zu einer langen Leidensgeschichte voll verzweifelten Kämpfens und gescheiterter Hoffnungen ausspinnen. Sonst hat das Zigeunertum auf geistigem Gebiete wenig Bleibendes geleistet; ob der Madonnenmaler Antonio de Solari[o], genannt il Zingaro (um 1382—1455), oder der englische Theosoph John Bunyan (Bd. VIII, S. 432) ihm zuzurechnen seien, ist zweifelhaft.

Durch Zauberei, Wahrsagen, Kartenschlägerei und dergleichen erwerben sich die Zigeunerinnen ein gutes Stück Geld und stehen bei der Dorfbevölkerung als Heil- und Zauberkünstlerinnen in Ansehen. Dem Glauben des weltverlaßnen Völkchens gemäß gibt es Frauen, bisweilen auch Männer, die im teils erworbnen, teils ererbten Besitz übernatürlicher Kräfte sind. Die meisten Zauberfrauen (tschohalji; auch „gute Frauen" = latsche romni genannt) wurden schon in zartester Jugend von ihren Müttern unterrichtet und erbten von ihnen zugleich den nötigen Ruf. Bei allen Familienfesten der Wanderzigeuner spielen sie eine bedeutende Rolle.

Während sonst die ruhelosen Fremdlinge meist gewaltsam ansässig gemacht worden sind, setzt der größte Teil der Zigeuner in Ungarn, den Balkanländern (hier die mohammedanischen Zapári) und in Amerika das Wanderleben — doch fast ausnahmslos innerhalb der betreffenden Nationalität oder Gegend — bis auf den heutigen Tag fort und konnte daher die alten Sitten mehr oder weniger unverfälscht erhalten. An wahrhaft liebevollem Entgegenkommen, selbst an ernstlichen Maßregeln zur Seßhaftmachung und Zivilisierung der Zigeuner haben es die Regierungen auch dort nicht fehlen lassen. So ordnete die Kaiserin-Königin Maria Theresia unterm 13. November 1761 an, daß der Name „Zigeuner" in jenen der „Neuungarn" (magyar. uj magyarok) verwandelt und sie im Banat ansässig gemacht werden sollen. Die

Behörden bauten ihnen Hütten, gaben ihnen Frucht zur Aussaat, ja selbst Vieh; als aber der Vorrat aufgezehrt war, machten sich die damit Bedachten auf und davon. Nur ein kleiner Teil blieb zurück und betrieb ansässig ein bürgerliches Gewerbe. Schon am 29. November 1767 erließ nun Maria Theresia einen noch strengern Befehl, demzufolge die Kinder den Zigeunern abgenommen und „christlichen" Leuten auf Staatskosten zur Erziehung übergeben werden sollten. Außerdem wurde die Ehe einer Zigeunerin mit einem Zigeuner schlechterdings verboten. Auch diese Maßregeln hatten keinen oder den Kosten gegenüber nur geringen Erfolg. Da erließ Joseph II. am 9. Oktober 1783 ein „Hauptregulativ", das folgende harten Bestimmungen enthielt: Die Kinder der Zigeuner dürfen an öffentlichen Orten nicht nackt herumlaufen und sollen frühzeitig zum Besuche der Schule und Kirche angehalten werden. Die Kinder müssen von ihrem vierten Lebensjahr an wenigstens alle zwei Jahre unter die benachbarten Gemeinden verteilt werden, damit eine Abwechslung im Unterrichte stattfinde. Den Erwachsnen ist das Wandern scharf untersagt; selbst den bereits Ansässigen ist zum Besuche der Jahrmärkte die Bewilligung nur unter besondern Vorsichten zu erteilen. Der Pferdehandel ist ihnen nicht zu gestatten. Der Gebrauch der Zigeunersprache ist bei 24 Stockstreichen untersagt und Eheschließungen untereinander abermals verboten. Freundlicher lautete die Weisung, die am 15. April 1784 ad decanos Hunnobrodensem et Hradischtiensem erging. Die 627 Familien, die nach amtlichem Ausweis 1800 in der Bukowina lebten, scheinen alle seßhaft gewesen zu sein.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahmen die politischen Wirren und Freiheitsbestrebungen die Aufmerksamkeit des Staats zu sehr in Anspruch, als daß er sich weiter mit der Zigeunerfrage hätte beschäftigen mögen. Nur Private machten Versuche, die Zigeuner anzusiedeln. Der Bischof Johann Hám eröffnete 1857 zu Szatmár eine Zigeunerschule, und der Pfarrer Ferdinand Farkas stiftete zu Neuhäusel eine Erziehungsanstalt; doch mußten beide Anstalten nach kurzem Bestehn aufgehoben werden. Bessere Ergebnisse hatte das Streben der serbischen Regierung in den 60er Jahren, dem Wanderleben der mohammedanischen Zeltzigeuner („gurbeti") ein Ende zu bereiten. Aber wenig nützte der Erlaß des ungarischen Ministeriums des Innern vom 9. Juli 1867 gegen das Herumstreifen. Und als Erzherzog Joseph, ein gründlicher Kenner der Wanderzigeuner, mehrere Familien hatte ansiedeln lassen, dauerte es kein Jahrzehnt, bis alle ihr neues Heim wieder aufgegeben hatten. Eine Art von „Residenz" haben die Zigeuner in dem sonst echt magyarischen Debreczin. Vor wenigen Jahren hat die ungarische Regierung von neuem ihre Absicht kundgegeben, der Seßhaftmachung ernsthafter als bisher zu Leibe zu gehn.

Unter dem Drucke der Verhältnisse siedeln sich jährlich doch so manche an. So nimmt die Zahl der Zigeuner nicht nur in Ungarn, sondern — vielleicht Rumänien ausgenommen — auch in den andern Ländern Europas von Jahr zu Jahr ab. Um 1800 konnten in Schottland allein 100,000 Zigeuner gezählt werden, während es um 1895 in ganz Großbritannien nur noch 12,000 gab. In Preußen, wo sie vor der Kreisordnung von 1872 ziemlich unbehelligt geblieben waren, lassen sich kaum 1100 nachweisen; merkwürdig sind die kleinen Kolonien, die sich in den Lothringer Gemeinden Bärenthal, Wiesenthal und Götzenbruck aus der französischen Zeit herübergerettet haben. Gegenwärtig mag es in Europa rund 900,000 Zigeuner geben, in den andern Erdteilen mindestens noch einmal soviel.

VII. Osteuropa.

Von

Professor Dr. Wladimir Milkowicz.

1. Geographisch-historische Übersicht.

In Europa gibt es geographisch und historisch keine wichtigere Grenzlinie als die, welche von der Mündung der Donau in nordwestlicher Richtung dem Erdwalle der Karpathen und der böhmischen Nordgrenze entlang bis zum Riesen- und Erzgebirge läuft, dann auf der Elbe, die hier diese Gebirgsecke durchbricht, und schließlich von ihr ostwärts — zu Zeiten bis zur Weichsel — abbiegend das Baltische Meer erreicht. Sie trennt Europa in zwei verschiedne Teile, zwei verschiedne Welten (vgl. Bd. VII, S. 3). Alle die Länder und Staaten, die westlich von dieser Linie liegen, bildeten und bilden zum Teile noch heute eine eigne Gruppe, ein abgeschloßnes Ganze, das sich von der östlichen Hälfte unterscheidet.

Bis zu diesem Grenzsaume sind einst die Römer vorgedrungen, und wenn sie auch die Elbe überschritten und davon geträumt haben, die Weichsel zu erreichen, so ist ihnen doch nicht gelungen, jenseits festen Fuß zu fassen. Nach dem Untergange des Römischen Reichs haben sich die westlichen Staaten auf der von den Römern geschaffnen Grundlage weiter entwickelt. Sie huldigen politisch dem Gedanken des römischen Universalimperiums, schließen sich freiwillig oder unfreiwillig dem Deutschen Reich als dem Träger dieses Gedankens an und erscheinen der östlichen Hälfte gegenüber als ein Ganzes mit der Neigung und Aufgabe, gegen Osten vorzudringen. Daneben aber hatte die Schöpfung Karls und Ottos des Großen auch eine kirchliche Seite und Färbung. In Rom, dem kirchlichen Mittelpunkte jener Theokratie, liefen recht eigentlich die fein organisierten Fäden der gesamten westeuropäischen Politik zusammen, weil diese in der Religion gipfelte. Rom war das Herz Westeuropas. Ein Ziel, Eine Religion, Eine Kultursprache, Eine Zivilisation waren die Kennzeichen der westeuropäischen Welt. Das Mittelländische Meer war ihr Sammelbecken (vgl. Bd. IV, S. 39). Von hier aus eroberte die alte Kultur den ganzen Erdteil. Und nach dieser Wiege aller geistigen Bestrebungen und Bewegungen waren die Augen der westlichen Völker immer gerichtet.

Anders war es östlich von jenem großen Grenzsaume. An zwei Jahrtausende waren die dort wohnenden Stämme der mittelländischen Kulturwelt unbekannt; gewissermaßen hinter dem Vorhange hat sich ihre Geschichte abgespielt. Nur von Zeit zu Zeit drang eine Kunde von ihrem Dasein zu den Griechen, Römern und Germanen, oder es überschritt ein kriegstüchtiges Volk von Osten her den Grenzwall, um die Ordnung der alten Welt zu stören, dann aber in ihr aufzugehn. Osteuropa hat erst entdeckt werden müssen.

A. Die frühsten Nachrichten: Herodot.

Die ersten, die Berichte über Ost- und Nordeuropa sammelten, waren die Phöniker und die Griechen. Ein halbes Jahrtausend vor Christo trieben griechische Kaufleute einen ausgedehnten Handel nicht nur im Mittelländischen Meer, in Kleinasien und Persien, sondern auch

an den Gestaden des Schwarzen Meers und weiter nordwärts. Im Becken des Pontos Euxeinos besaßen sie überall an den Strommündungen Handelsfaktoreien, gingen mit ihren Waren die Flüsse hinauf und erreichten die baltische Küste, von der sie den wertvollen Bernstein bezogen. An sie wandte sich Herodot, als er seine Geschichten schreiben wollte. Er sammelte Nachrichten, Sagen und Märchen; außerdem hat die anscheinend frühste und jedenfalls ausgedehnteste seiner Forschungsreisen den Pontischen Randländern gegolten. Sein Werk ist die erste wichtige Quelle über den Osten Europas. Der hochgebildete Grieche war den dortigen Völkern, deren Geschichte er zu schreiben unternahm, in der Kultur weit, weit voraus. Viel erfahren wir aus seinem Werke trotzdem nicht. Ein eigentümlicher Geist spricht daraus. Sein ehrwürdiges Altertum ist uns kaum mehr verständlich. Unser Gewährsmann zieht angeblich den Schleier von dieser grauen Vergangenheit; aber indem wir neugierig schauen und alles mit den Augen verschlingen möchten, merken wir schließlich zu unserm Bedauern, daß wir sehr wenig erfahren haben. Flüsse und Berge führen da noch andere Namen als die, die uns heute geläufig sind. Das Land ist scheinbar von andern Stämmen bewohnt als denen, deren Geschichten wir hier erzählen wollen. Im 4. Buche spricht er von Skythen, Agathyrsen, Sauromaten, Alazonen und andern Stämmen. Und doch spüren wir, wenn wir die spätern Nachrichten damit vergleichen, aus dem Ganzen deutlich heraus, daß wir es da mit denselben Völkern zu thun haben, die hier später eine geschichtliche Rolle gespielt haben — nur beweisen können wir es nicht. Selbstverständlich haben die Griechen die Völker, zu denen sie kamen, die Flüsse, die sie befuhren, die Berge, die sie sahen, nach ihrer Sprache benannt. Aber wenn Herodot selbst erzählt, daß manche Stämme im Norden eine halb fremde, halb griechische Sprache sprachen, so darf man daraus wohl schließen, daß hier auch Zweige der indogermanischen Familie saßen, die für viele Begriffe mit den Griechen noch gleiche Worte hatten.

In Herodots „Musen" fließt alles ineinander; bunt durcheinander gemischt gibt es da Wohlgefallen an wildem Leben neben edler Denkungsart, kritischen Sinn neben größter Naivetät, Wahrheit neben Sagen und Mären. Prüft man eine Nachricht und vergleicht sie mit den andern, so möchte man dem Verfasser Vorwürfe machen; hat man alles gelesen, so weiß man dem gelehrten Griechen nur Dank. Bunt ist aber seine Geschichte, weil er verschiedenartige Quellen benutzt hat, ohne sie zu prüfen. Von den Skythen erzählt er, daß sie keine Städte noch Festen bauten, sondern Zeltwandrer und sämtlich Reiterschützen waren, nicht von Saatfrucht lebten, sondern von Weidevieh, und ihre Wohnungen auf Wagen hatten — also Nomaden waren. Wenn er weiter erzählt, daß die Skythen jährlich Weidevieh und besonders Pferde opferten, daß sie bei dem Tode des Königs 50 Pferde schlachteten, so wird man daran erinnert, daß auch den Nordslawen und den Litauern das Pferd heilig war (vgl. darüber S. 422) und von ihnen in Tempeln gehalten wurde, und daß um das Jahr 1000 der Sohn eines polnischen Fürsten in einem Kloster des Südens sein Schwert und ein weißes Roß dem Heiligen zum Geschenke brachte. Von dem Schwert erzählt aber Herodot, wie es bei den Skythen in hoher Verehrung stand, wie über ihm und andern Waffen geopfert und geschworen wurde. Ebenso hat bei den Polen das Schwert in hoher Verehrung gestanden; die Russen haben im 10. Jahrhundert ihren Vertrag mit Byzanz auf ihre Schwerter beschworen. Die alten Araber erzählen, daß die Russen jedem Neugebornen ein Schwert vorlegten und dabei sprachen: „Ich lasse dir kein Eigentum als Erbe; du wirst nur haben, was du mit diesem Schwerte dir erwirbst." Die russischen Schwerter waren bei den Arabern berühmt, und der Stamm der Polanen entrichtete einen Tribut an Schwertern (wenn das nicht Geld in Schwertform war, was in Asien hier und da in Brauch gewesen ist).

Über die Leichenbestattung bei den Skythen erzählt Herodot, daß sie über dem Königsgrab einen großen Schutt aufwarfen, voll Eifers, ihn möglichst groß zu machen — die in allen slawischen Ländern üblichen mogile oder gomile. „Holzarm ist das skythische Land", sagt Herodot. „Hanf wächst bei ihnen im Lande sowohl von selbst als auch gesät, aus dem sie Kleider machen": das geschieht noch heute. „Sie baden ihren Leib im Wasser gar nicht." „Sie halten keine Sklaven": auch das ist bei den Slawen meist der Fall gewesen.

Die Geographie bildet die Grundlage der Geschichte. Und wenn Herodot von jenen Ländern wenig weiß, so ist das dadurch erklärlich, daß er nur einen geringen Teil davon selbst bereist hat, während er über das Übrige nur vom Hörensagen berichtete. Skythien liegt ihm am Fuße hoher Berge, wo auch die größten Flüsse entsprängen. Was nördlich von diesem unübersteiglichen Gebirge liege, wisse niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Diesseits läßt er die Argippaier (oder Argimpaier, auch Arimphaei) wohnen; später brachte man sie spielerisch mit dem Namen der Rhipäischen Berge zusammen, ohne Kenntnis ihrer Lage. Von der des Kaspischen und des Baltischen Meers wußte man ebensowenig. Die Strecke zwischen dem Schwarzen Meer und jenem fernsten Norden verstand man nicht recht auszufüllen; so kam es, daß man noch im 16. Jahrhunderte die Auerochsen des Nordens in unmittelbarer Nähe des Schwarzen Meers grasend auf die Karten zeichnete.

Bezeichnend für die Verschwommenheit des Bilds, das die Alten von dem hohen Norden hatten, ist der Name Hyperboreer, den Herodot jenem Volke gibt. Poetisch nennt Sophokles dies Land „Quellen der Nacht". Bezeichneten die Griechen den Norden überhaupt mit Boreas (Nordwindseite), so wußten sie dem jenseitigen Gebiete keinen andern Namen zu geben als „hyperboreisches", übernordisches Land — ein Beweis, daß sie nichts davon zu berichten wußten. Wenn aber das Wenige, was Herodot erzählt, zum Teil auf die heute dort wohnenden Völker noch paßt, so dürfen wir an die Kontinuität der Bevölkerung Osteuropas — natürlich nur im großen und ganzen — von seinen Zeiten bis auf unsere wohl glauben. Nur sollten wir nicht in den (von Herodot an die Wolga versetzten) Sarmaten, wie es gewöhnlich geschieht, sondern eher in den Skythen Herodots die Urslawen Osteuropas erblicken. Die jüngste Forschung stellt die Sarmaten den Alanen der Völkerwanderung, den Jasen der altrussischen Chroniken und den heutigen Osseten im Kaukasus gleich. Man muß wohl annehmen, daß man mit „Sarmaten" und „Skythen" verschiedne Völkerstämme bezeichnete. Aber auch bei der Skythenhypothese stoßen wir auf Schwierigkeiten. Bemerkenswert ist jedoch auf alle Fälle, daß sich schon damals unter jenen Völkern, die Herodot vielleicht mit dem Gesamtnamen Skythen bezeichnet, griechische Sitte zu verbreiten begann. Nicht nur heirateten die Königssöhne griechische Jungfrauen, sondern es unternahmen auch Einige weite Reisen, um die Kultur Griechenlands kennen zu lernen.

B. Die geographische Bedingtheit der Trennung Osteuropas vom Westen.

Wohl haben nach Herodot andre Geschichtschreiber unternommen, über Osteuropa zu berichten; aber mehr erfahren wir von ihnen auch nicht — höchstens mehren sich unsre geographischen Kenntnisse. Erst im 9. und 10. nachchristlichen Jahrhundert wird es heller in jenen Ländern. Da finden wir dort schon zwei geordnete Staaten, den russischen und den polnischen, neben andern, die später in den beiden aufgegangen sind. Aber noch herrschen über Land und Volk die abenteuerlichsten Vorstellungen. Was einst Herodot von kahl-, hundsköpfigen, einäugigen oder ziegenfüßigen Menschen und von Amazonen erzählt hatte, das wiederholen beinahe alles der Domscholaster Adam von Bremen (gest. um 1076) und der Minorit Johannes

de Plano Carpini (gest. 1252). Noch im 16. und 17. Jahrhundert war Osteuropa dem Westen so wenig bekannt, daß man besondre Gesandtschaften ausgeschickt hat, um es zu erforschen. Diese Abgeschlossenheit wurde dadurch gefördert, daß sich im byzantinischen Reich ein politisches, kulturelles und religiöses Gebilde entfaltet hatte, das dem Osten bald Rom ersetzte. Dort war Lateinisch, hier Griechisch die vorherrschende Sprache.

Zwar schien es so, als ob sich die Wege Polens und Rußlands trennen wollten. Denn während Polen, von Deutschland unterworfen, sich auch der römischen Kirche und dem Westen überhaupt anschloß, blieb Rußland treu bei Byzanz. Trotzdem hat Polens Schwerpunkt infolge einer gewissen Naturnotwendigkeit nach dem Osten geneigt; die Stirn dieses Reichs war später hauptsächlich ostwärts gekehrt. Dieselbe Gegebenheit hat Polen den Armen Deutschlands entrissen und es gegen Osten gelenkt, als ob seine magnetische Nadel von der östlichen Welt beeinflußt wäre. Das kleine polnische Gebiet, das zwischen der Oder und der Weichsel entstand, erstreckte sich, wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, bald bis über den Dnjepr. Jene geographische Grenzscheide (S. 417), die man kaum beachten mochte, erwies sich stärker als die Bestrebungen der Völker. Der Stamm, der diese Linie überschritt, blieb dann dem Mittelpunkte des Kreises, in den er einmal eingetreten war, stetig zugeneigt. Es half nichts, daß auch ein gut Stück des Ostrands der westlichen Hälfte Europas von Slawen besetzt wurde: der Grenzsaum trennte auch die slawische Welt in zwei Teile. Wer fragt, wo Osteuropa beginnt, den muß man auf jene Scheide hinweisen. Und das Verhältnis zwischen diesen zwei Weltteilen war meist derartig, daß der Westen den Osten angriff, weil er den Drang in sich fühlte, die westlichen Gedanken drüben fortzupflanzen. Mögen es Romanen, Deutsche oder die Slawen des Westens gewesen sein: alle waren sie bestrebt, im Osten sich auszubreiten; Überfülle an Kultur und Kraft mag sie ostwärts gedrängt haben, wo jede Arbeit lohnend zu sein schien. Der Osten hingegen war meist nur auf die Verteidigung seines Sonderwesens bedacht. Und wieder wird man dabei unwillkürlich daran erinnert, was Herodot von den Skythen gesagt hat: fremde Gebräuche wollen sie um keinen Preis aufkommen lassen, sondern töten die, die hellenische Sitten verbreiten.

Wie stark der Mensch von der Natur, die ihn umgibt, abhängig ist, das zeigt sich auch hier. Eigenartig ist die große Ländermasse, die, sich östlich von jener Grenzscheide hinziehend, im Osten vom Ural, im Süden vom Schwarzen Meer, im Norden vom Baltischen Meer umrandet ist. Ist Westeuropa von langen, hier und da gewaltigen Gebirgszügen fast überall durchquert, so scheint im Osten der Natur die Kraft versagt zu haben, solche Alpenhöhen aufzutürmen. Verläßt man die Karpathen, so öffnet sich sanft absteigend nord- wie ostwärts unübersehbares Tiefland. Es ist eine in sich abgeschloßne, vom Meere nirgends unterbrochne Festlandmasse, deren Länge vom Karpathenwalle bis zum Ural fast 3000 km und deren Breite von der Krimhalbinsel bis zum äußersten Norden ebenfalls an 3000 km oder mehr beträgt. Dieses mächtige Flachland ist durch zwei leichte Bodenanschwellungen, die sich von Westen nach Osten hinziehen und gleich Uferrändern das eigentliche Tiefland in der Mitte einfassen, in drei große Striche geteilt. Erhebt sich das mittlere Tiefland nur 100—160 m über die Meeresfläche, so sind auch diese zwei Landrücken nicht viel höher. Die südliche Erhebung, die bei den Karpathen im Weichselgebiete beginnt und, in einem mehrere Meilen breiten Streifen über Podolien, Wolhynien, über Chelm — Ki(j)ew — Saratow sich hinziehend, an das Uralgebirge sich anlehnt, hat durchschnittlich eine Höhe von 500 m; nur im Sandomirer Erzgebirge erreicht sie in der Łysa Góra (Kahlenberg), wo das älteste Kloster Polens, Święty Krzyż (Heiliges Kreuz), liegt, eine Höhe von 617 m. Nicht einmal 400 m hoch ist die nördliche Anschwellung, welche die

Tiefebenen Polens und Litauens von der Ostseeküste trennt und sich von der Elbe nordostwärts bis zu den Quelllandschaften des Dnjepr und der Wolga hinzieht. Der Ural selbst, der Europa von Asien trennt, erhebt sich, abgesehen von wenigen Spitzen, nur 200—300 m; europawärts ist sein Rücken so abgerundet, daß man kaum die wasserscheidende Linie erkennen kann.

Das ganze europäische Flachland ist einst Meeresboden gewesen und erst ausgetrocknet, als die Wässer ihren Abfluß teils gegen Norden, teils gegen Süden fanden. Der Boden enthält (abgesehen von dem breiten Streifen einer archaischen Schicht, die hier zu oberst liegt) meist jüngere Meeresablagerungen, wie Thon, Mergel, Kreide, lockere Sandsteine und steht wegen der Einfachheit seines innern Baues einzig da. Die geologischen Schichten sind nämlich nirgends gefaltet, sondern lagern überall nur horizontal übereinander und liefern auf unermeßlichen Strecken gleiches Land zu gleicher Kultur. So ist auch die Geschichte dieser Völker, die da wohnten. Alles trägt hier den Stempel der Masse, des Mangels an Abwechslung, der Beharrung und Unwandelbarkeit des Geistes, der Starrheit der geistigen Welt. Während im Westen ein Gedanke den andern jagte, ein System vom andern abgelöst wurde und die Menschen in verschiedner Richtung thätig waren, lebte man im Osten lange Jahrhunderte von wenigen Gedanken, ohne zu merken, daß auch sie einer Fäulnis unterliegen. Wollte man die geistige Bewegung der west- und der osteuropäischen Menschheit zeichnen, so könnte man bei der letztern mit ein paar Strichen auskommen, nur müßten diese ob ihrer Dauerhaftigkeit sehr lang sein.

Bei Gleichartigkeit der Natur findet der menschliche Geist wenig Anregung. Im Süden erstreckt sich, weit und breit gänzlich holzarm, ein endloser Horizont, wo das Auge des Menschen keinen Ruhepunkt hat. Der Mensch kann sich in dieser üppigen Gras-Steppe frei nach allen Richtungen bewegen, ohne gesehen zu werden, aber auch ohne etwas zu sehen. Hier war der Tummelplatz von Nomaden. Hier entstand die Ukraine mit ihrem freien Kosakentum — aus Überläufern. Wem es einmal gelungen war, in die Steppe zu entkommen, dessen Spur konnte kaum entdeckt werden. Im Grase hingestreckt oder im Schilfrohr hockend, lauerte der Kosak auf den Tataren; er kroch auf dem Bauche weiter und horchte, gleich dem Hamster, der hier seine Heimat hat, ob er nicht den Tritt eines Pferds, das Herannahn einer feindlichen Reiterschar höre. Oft befanden sich die Gegner nur wenige Schritte voneinander, ahnungslos. Außer dem endlosen Grase sah hier der Mensch nur noch das Himmelszelt über sich. Und so blieb ihm nichts andres übrig, als sich in sein eignes Ich zu versenken. Kein Volk der Erde hat eine solche dichterische Gattung geschaffen wie das kleinrussische. Die Dumy: lange, melancholische, wehmütige, herzergreifende Monologe und Erzählungen, konnten nur in dieser Steppe entstehen. Die Dichter klagen und führen Gespräche mit dem Wind und mit den Sternen oder mit den Vögeln. Die Natur war die eigentliche Dichterin; der Mensch war nur ihr Dolmetsch. Aber diese endlosen Gedanken haben schließlich seinen Geist eingeschläfert. Hier konnte niemand über die wichtigsten Fragen der Menschheit nachdenken; hier konnte in Ermanglung von Stein und Holz keine Kultur von selbst entstehn.

Südöstlich erstrecken sich Sand- und Salzsteppen, wo die Pflanzendecke beinah aufhört. Von ferne zogen Karawanen heran, um das wertvolle Salz aus den getrockneten Salzseen zu heben und damit Handel zu treiben. Eigne Unternehmer (czumaky) unternahmen gemeinschaftlich den ganzen Sommer über ihre Reisen bis zum Don und dem Kaspischen Meer, immer kriegsbereit, den Gefahren zu trotzen. In Liedern werden sie verherrlicht.

Etwas Abwechslung brachten nur die Flüsse in diese Öde, besonders der Dnjepr, von dem schon Herodot sagt, er sei nach dem Nile der nützlichste Strom der Welt. Die Volkspoesie

wendet ihm ihre besondre Gunst zu. In den tief eingeschnittnen Wasserrinnen dieser Flüsse findet man Fruchtgärten und kleine Wälder: in dieser Einöde ein überraschender Anblick. Kein Wunder, daß sie ebenfalls besungen wurden.

Jene endlosen Ebenen, die sich dann nach Asien fortsetzen, haben eine Eigentümlichkeit erzeugt, die der Geschichte der osteuropäischen und auch westasiatischen Völker ihr Gepräge verleiht: nirgends als hier kann die Urheimat des Pferds gewesen sein. Und soweit unsre Kunde reicht, war hier das Pferd stets das wichtigste Haustier und der treuste Freund des Menschen. Lesen wir die Berichte Herodots von den Skythen, die Ovids von den Sarmaten oder die ältesten Nachrichten von den Slawen und den Litauern, so finden wir den Menschen stets in Begleitung des Pferds. Hier war das rechte Paradies für reitende Nomaden. Hier wurde und wird Stutenmilch (Kumys) getrunken und Pferdefleisch gegessen; hier fand man noch vor kurzem das Pferd im wilden Zustande. Diesen Horden war das Pferd heilig; ja, wir dürfen seit den geschichtlichen Zeiten von einem Pferdekulte sprechen. Wie vom Süden das Pferd dem Gotte geweiht war, so wurde es auch von den Nordslawen in Tempeln gepflegt. In jedem zweiten, dritten Lied ist von ihm die Rede.

Der Süden Osteuropas scheint früher meist von türkischen Stämmen aus Mittelasien besetzt gewesen zu sein. Sie sind es, die zuerst Eroberungszüge nach Europa unternahmen, die große „Völkerwanderung" in Fluß brachten und gelegentlich Reiche gründeten — nur, weil sie als Reiter in der Kriegskunst den andern überlegen waren. Der Reiterdienst in Europa ist also in letzter Linie (vgl. S. 63) auf jene Türken zurückzuführen. Bei den Slawen sind Worte, womit man verschiedne Gegenstände im Reitwesen bezeichnet, türkischen Ursprungs. Den Gebrauch von Steigbügeln haben die Westeuropäer erst von diesen Völkern erlernt.

Fast die ganze Steppenzone im Süden Osteuropas liegt südlich von der Anschwellung, die das Land von den Karpathen bis zur Wolga durchquert. Nördlich davon, wo sich das eigentliche Tiefland erstreckt, ist die Natur ganz anders. Hier herrscht Wald vor, und ein fruchtbarer Boden, mit einer 4—5 m dicken Schicht Schwarzerde bedeckt, erstreckt sich fast 1 Million qkm breit. Hier haben wir die Wiege des russischen Staats. Das Land war mit unübersehbaren Laubwäldern bedeckt; erst an der Grenze Sibiriens setzt Nadelholz ein. In ihnen lebten Fuchs, Bär, Zobel, Wolf. Ihre Felle waren der bedeutendste Handelsgegenstand. Lange Zeit hindurch: bis ins 14. und 15. Jahrhundert hinein und teilweise auch später, ist die Steuer in Fellen entrichtet worden (vgl. S. 457). Das Leben, das die Einwohner hier führten, war härter und gefährlicher. Die Jagd ist aber die Vorschule des Kriegs. Das Waldrußland hat über das Steppenrußland gesiegt.

Weiter nördlich beginnt der Boden wasserreicher zu werden. Hier entspringen die Ströme; hier gibt es zahllose Seen, bis sie in Finland, dem Lande „der tausend Seen", die Pflanzendecke, das Klima und das ganze Leben beeinflussen. Diesen Charakter behält das Land auch weiter westlich gegen die Weichsel und die Oder zu. Nach der dürren, holz- und wasserarmen Steppe im Süden legt im Norden das Wasser dem Menschen allerlei Hindernisse in den Weg. Als König Siegmund I. von Polen einmal mit seinem Heere 25 Meilen von Orsza nach Smolensk reiste, mußten 340 Brücken über Sümpfe, Seen, Bäche geschlagen werden. Auch hier hat Kultur nur schwer Wurzeln fassen können: bloß Mannigfaltigkeit regt den menschlichen Geist zu Taten an.

Im Nordosten erstreckt sich über eine Fläche von 1 Million qkm die Tundra, eine sumpfige Moorfläche, überzogen mit einem dichten Filz von Moosen und Flechten und einem

selbst im Sommer höchstens einen Fuß tief auftauenden Grundeis, so daß sie auch dann mit Schlitten befahren werden kann.

Dafür ist das Land im Westen, im Wassergebiete des Bug und der Weichsel, ungemein fruchtbar. An die Stelle der Hügel treten hier weite Ebenen, mit Wäldern bedeckt. Die Weichsel fließt da in einer breiten Thalsohle, deren Ränder bisweilen gar nicht erkennbar sind, mit ruhigem Laufe nach Norden; erst bei Modlin nähert sie sich der nördlichen Anschwellung. Hier, in Großpolen, liegt die Wiege des polnischen Staats. Westwärts von der Weichsel erstrecken sich bis zur Oder und Elbe die fruchtbaren Hügellandschaften der alten polnischen Woiwodschaften Rawa, Lenczyca, Kalisz, Posen, Gnesen, Kujavien. Hier finden sich einige Seen, an welche die ältesten polnischen Volkssagen anknüpfen. Weil das polnische Land durch keine natürliche Linie von Rußland abgegrenzt wird, fließt die Geschichte dieser Reiche ineinander. Waren die Grenzen von der Natur nicht abgesteckt, so mußten die beiden Nachbarn oft wegen der Grenze streiten. Seit dem 10. Jahrhundert nahm bald der russische Fürst dem polnischen, bald dieser jenem ein Stück Land. Es schien, daß die große Ebene nur das Dasein eines Staatswesens, nicht aber zweier vertragen könne, im Gegensatze zum Westen und zum Süden, wo der stark gegliederte Boden oder viele Halbinseln und Inseln die Entwicklung mehrerer Staaten nebeneinander begünstigte. Dies ist der charakteristische Unterschied zwischen West- und Osteuropa.

C. Die Zusammenhänge und Unterschiede zwischen Rußland und Polen.

Beinahe in der Mitte des osteuropäischen Flachlands entstand das russische Reich, ungefähr dort, wo die Wasserscheide läuft. Nördlich von ihm erstreckte sich das unwirtliche Land, südlich die unübersehbare Steppe. So eingerahmt von zwei kulturfeindlichen Säumen, blieb Rußland von der westlichen Kultur lange abgetrennt, ihr unbekannt, eine Welt für sich. Nur ein Weg führte hinüber, der Dnjepr. Natürlicherweise mußte der Schwerpunkt Rußlands über kurz oder lang an diese große Wasserstraße sich anlehnen. „Die Mutter aller russischen Städte soll Kijew werden", sagte der russische Fürst, der seine Residenz hierher verlegte.

Außer den Flüssen gab es wohl damals im Lande keine gangbaren Straßen. Die russischen Landstraßen waren lange unwegsam. Erst unter Alexander I. begann man Kunststraßen zu bauen; aber auch das ging so langsam, daß Rußland noch 1896 kaum 12,000 Werst davon besaß. Nur dort, wo die Kultur hoch steht, wie es z. B. im Perser- und im Römerreiche gewesen ist, sorgt man für ein gutes Straßennetz, das seinerseits wieder der Ausdehnung des Reichsgedankens förderlich wird. In Rußland waren daher die Wasserstraßen das wichtigste Verkehrsmittel; zumal da von 100,000 Werst Gesamtlänge der russischen Flüsse mehr als ein Drittel, in der ältern Zeit gewiß die Hälfte schiffbar war. Je weiter in die Jahrhunderte hinauf, desto mehr waren die Völker von den Flüssen abhängig. Sie wurden nach ihnen benannt (vgl. S. 273); der Strom trug sie und bestimmte die politische Richtung des Staatswesens. Als das russische Reich seinen Mittelpunkt an den Dnjepr verlegt hatte, dauerte es nicht lange, daß seine Flotte im Schwarzen Meer und vor Byzanz erschien. Und damit begann ein zweites Zeitalter der russischen Geschichte. Man nennt es das Kijewer oder byzantinische nach den Folgen — wir taufen es das Dnjepr-Zeitalter (S. 438), nach der Ursache aller Erscheinungen, die jetzt zu Tage traten. Unwiderstehlich trieb die Russen der Dnjepr südwärts: er brachte ihnen die byzantinische Kultur, die christliche Lehre und verband sie so mit der alten Welt. „Dnjepr, du herrlichster der Flüsse", sang daher mit Recht das Lied. Dnjepr war gleichsam Gott bei den Russen, wie andre Flüsse Götter bei andern Völkern. Da wurde die Dnjeprstraße

durch die Tataren gesperrt. Nun war Rußland wieder ein von der übrigen Welt abgeschnittner Binnenstaat; es mußte von neuem entdeckt werden. Ihm blieb die ganze Zeit hindurch nichts andres übrig, als sich auf der unermeßlichen Ebene auszubreiten. Diese Kolonisation bildet den Hauptinhalt der russischen Geschichte; sie dauert noch heute. Im Gegensatze zu der romanischen und germanischen Kulturausdehnung, die gelegentlich auch mit fremden Ansiedlern arbeitete, haben hier die Slawen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit eignem Volkstume kolonisiert. So ist das russische Reich aus sich selbst herausgewachsen, und ehe es noch die Kolonisation zu Ende geführt hatte, wurde es ein Weltreich.

Nicht weniger von der Natur beeinflußt war die geschichtliche Entwicklung Polens. Die polnischen Stämme besetzten die Wassergebiete der Elbe, der Oder und der Weichsel. Und wieder waren es die Flüsse, die zunächst den Gang ihrer Geschichte bestimmten. Die Straße der Weichsel trieb sie zum Baltischen Meer. Aber längs der breiten und schwer zugänglichen Küste saßen schon andre Stämme, die den Polen den Weg zum Meere versperrten. Mit dem anhebenden 11. Jahrhundert begann daher der Kampf um seinen Besitz, und im 12. Jahrhundert war Pommern durch Boleslaw III. endgiltig erobert. Dann aber verbreitete sich Polen der Küste entlang gegen Osten, gewann Litauen und Livland. Polen wurde eine baltische Macht. Bald entwickelte sich auf der Weichsel ein lebhafter Handel. Danzig wurde zur ersten Hafenstadt Polens. Man sah jetzt auch die Notwendigkeit ein, die Hauptstadt näher an das Meer zu verlegen; Warschau wurde dazu gewählt. Alles das hatte zur Folge, daß Polen mit der zweiten baltischen Macht, mit Litauen, und dann mit Schweden in Verbindung trat. Das litauische und das schwedische Königshaus kamen auf den polnischen Thron.

Es schien so, als ob Polen bei der nördlichen Richtung bleiben solle; aber das war nur vorübergehend. Kaum hatte Polen Besitz von der Ostsee ergriffen, als es, mächtig von der östlichen Ebene angelockt, sich auch dorthin zu erweitern suchte, wohin es seit dem 11. Jahrhundert seine Blicke stets gerichtet hatte; nur war es oft durch jene andre Aufgabe daran gehindert worden. So begegneten sich Polen und Rußland in ihren Zielen. Nur trat hier Polen gleichsam im Auftrage Westeuropas auf: die Neigung, im Osten erobernd aufzutreten, hatte sich Polen mitgeteilt. Vom 13.—16. Jahrhundert war Polen entschieden im Vorteile.

Rußland ging indes in der Entwicklung zurück. Während der Tatarenherrschaft mußte es sogar Kijew aufgeben, und seine Fürsten schlugen ihr Heim in Sus(z)dal, Wladimir, dann in Moskau auf. Das strengere Klima, die unfreundliche und weniger zugängliche Waldgegend sollte den Tataren Zutritt und Aufenthalt erschweren. Tatsächlich wurden die Tataren geschlagen: das nördliche Klima siegte über das südliche. Aber Moskau liegt im Quellgebiete der Wolga, und sobald die russischen Fürsten hier sich heimisch fühlten und erstarkten, konnten sie erst von hier aus weiter gegen die Tataren kämpfen. Das erste große Eroberungswerk Rußlands war denn auch die Vernichtung der tatarischen Zartümer Kasan und Astrachan. Die Wolga bestimmte jetzt das Schicksal des Staats. Die alle andern überragende Größe dieses Stroms und seines Netzes hat das Übergewicht Moskaus über die Nachbarn: das Seengebiet, die Gegend von Nowgorod, Weiß- und Kleinrußland, entscheiden helfen. Die Wolga hat die Russen den Asiaten näher gebracht, so daß Rußland sich zu asiatisieren begann. Man nennt dies Zeitalter das Moskauer — wir taufen es das Wolgau-Zeitalter (S. 501). Es ist auch das asiatische. Rußland bekam Fühlung mit dem Kaukasus und den transkaspischen Gebieten. Schon damals nahm es den größten Teil der osteuropäischen Ebene ein, war stark und von Westeuropa für verschiedne politische Pläne umworben. Aber es war immer noch eine kontinentale

Macht und als solche der westlichen Welt unbekannt im Verhältnis zu Polen, das, längst am Meere sitzend, an der Kultur teilnahm. Da erwachte denn auch in Rußland die Sehnsucht nach dem Besitz eines Meers, das Streben, vom Innern heraus an den Rand zu gelangen.

Im 16. und 17. Jahrhundert hat man am russischen Hofe darüber oft zu Rate gesessen, ob man gegen das Nordmeer oder gegen das Schwarze Meer vorstürmen solle. Hier war der breite Küstensaum im Besitze der Tataren und Türken, dort im Besitze Polens und Schwedens. Die Türkei stand damals auf der Höhe: mit ihr konnte es Rußland noch nicht aufnehmen, zumal da die südliche Steppe beträchtliche Schwierigkeiten bot. So entschloß man sich für die Nordrichtung und kämpfte lange Jahre mit Polen und Schweden um die Ostsee. Im 17. Jahrhunderte versuchte man auch einen Vorstoß gegen den Süden, trat jedoch bald den Rückzug an. Der Niedergang Polens und die Schlacht bei Poltawa entschieden den Wettkampf im Nordwesten zu gunsten Rußlands, das seit 1703 am Baltischen Meere festen Fuß faßte. War früher, der Richtung des Dnjepr entsprechend, die Stirn des Russischen Reichs gegen Süden gekehrt, so kehrte sie sich jetzt gegen Norden. Die Ostsee wurde zum Russischen Meere. Nun mußte Rußland auch sein Schwergewicht dorthin verlegen. Kijew und Moskau lagen ja zu weit von der Küste und konnten künftig nur hemmen. Diese Frage wurde noch von Peter dem Großen selbst durch die Gründung von Sankt Petersburg gelöst. Mit seinem ganzen Gewichte lehnte sich nun Rußland an das Baltische Meer. Der Kampf gegen Polen und Schweden wurde zur Staatsnotwendigkeit und endete mit dem Verfalle der beiden. Rußland blieb die einzige Großmacht in Osteuropa. Und jetzt konnte es nur eine Frage der Zeit sein, wann es die Hand auch nach dem Schwarzen Meer ausstrecken werde. Mit seinem größern und bessern Teile neigte es ja gegen Süden. Dort lag außerdem seine Vergangenheit. Nach langen und blutigen Kämpfen und manchen Rückschlägen eroberte Rußland im 18. und 19. Jahrhundert das Schwarze Meer. Nun breitete es sich aus, ohne Widerstand zu finden: von den Karpathen bis zum Ural und Kaspisee, vom Nordkap bis zum Kaukasus.

Die osteuropäische Ebene hängt im Westen durch das polnische Gebiet mit der germanischen, im Südosten durch die süduralische Lücke mit der sibirisch-turanischen Tiefebene zusammen. Dort mußte sich die polnisch-russische Welt einerseits mit den Germanen, anderseits mit den Asiaten berühren. Durch das asiatische Thor kamen mongolische Horden nach Europa, und Rußland wurde von den Asiaten erobert, während Polen von den Germanen unterworfen wurde. Als aber Rußland so weit erstarkt war, daß es die Tataren erdrücken konnte, da legte ihm die Natur keine Hindernisse in den Weg, nun seinerseits gegen Asien vorzugehen. Schon im 16. Jahrhundert überschritten die Russen den Ural und ergossen sich über die nordasiatische Ebene allmählich bis zum Stillen Ozean. Europa hatte begonnen, Asien zu kolonisieren.

Die Hauptbedingung des Kulturfortschritts ist die Überlieferung. Aber zum Schaffen wie zum Weitertragen einer dauerhaften Kultur fehlte im Norden der geeignete Stoff: der Stein zum Bilden und zum Schreiben (Altbabylonien freilich hat es verstanden, den Mangel von Stein und Bauholz durch eine für ganz Vorderasien vorbildliche Verwertung seines Lehms völlig zu ersetzen: seine Backsteinbauten und seine Thontäfelchen haben in immerhin bedeutenden Resten die Zeit überwunden). In den Randländern des Mittelmeers fand der Mensch den härtesten Granit, den schönsten Marmor, Porphyr oder ein andres edlere Gestein in Fülle. Was sein Geist daraus schuf, das blieb ganz von selbst durch Jahrtausende bestehen. Auch den spätesten Geschlechtern konnte man das einmal Geleistete überliefern. Doch auf der weiten osteuropäischen Ebene findet sich nur wenig Gestein, und dies mehr an ihren Rändern; zudem ist es, weil der

Boden mehr eben ist, nicht leicht zu gewinnen. Ein gewisses Stück Land ist sogar holzarm. Im großen und ganzen aber überwog die Wald- und Wasserfläche. Der Mensch bediente sich daher des Holzes, um sein Schaffen zu befriedigen. Er wohnte in hohlen Baumstämmen oder in Seen und Sümpfen. Aus Holz schuf er seine Kunstgegenstände, seine Kultur — ohnehin nicht sehr zahlreich, verfaulten sie mit dem Holze. Die Kultur mußte also immer wieder frisch geschaffen werden; Überlieferung gab es keine. Während im Norden ganze Ortschaften spurlos verschwanden, blieben im Süden sogar einzelne Häuser erhalten: sie waren aus Stein. Die Steinkultur, der jeder Aufschwung und die Verallgemeinerung möglich war, siegte über die Holzkultur. Erst später, als man auch im Norden den Stein dem Holze vorzuziehen begann, blieb die Kultur am Lande haften. Noch konnte man geistig mit der Vergangenheit verkehren und damit fortschreiten.

Auch in klimatischer Beziehung war damals Osteuropa einer Kulturentfaltung weniger günstig. Die Klimaunterschiede sind hier bis tief nach Mittelsibirien hinein so groß, daß nur eine planvoll betriebne Wirtschaft sich behaupten kann. Im großen und ganzen leidet Osteuropa an Dürre. Das Mittelländische und das Schwarze Meer kommen da wenig in Betracht. Regenbringend sind allein die Westwinde: die verlieren jedoch unterwegs ihren Wassergehalt und gehen schließlich nur bis zum Ob. Rußland wird daher öfters von Mißernten heimgesucht, und diese haben Typhus, Pest und andre Krankheiten im Gefolge. Doch stark von der Natur abhängig war der Mensch nur in der Vergangenheit. Jetzt, wo der Mensch die Natur zu beherrschen gelernt hat, ändern sich die Verhältnisse oft in ihr Gegenteil. Dieselbe unübersehbare Ebene, wo der Mensch nur mit wilden Tieren umging, wird bei steigenden Mitteln den Verkehr sogar fördern; ja bei vollkommnerer Bewirtschaftung und künstlicher Bewässerung des Bodens, wie sie geplant ist, wird der dürre Boden in ein Paradies verwandelt werden können. In derselben unendlichen Steppe, die der Mensch einst mit Grauen betrat, werden jetzt Heilanstalten errichtet, weil die Steppenluft ausgezeichnet sein soll wie Seeluft. Eisenbahn, Telegraphie mit und ohne Draht, Telephon haben alle Lebensverhältnisse gewaltig verändert und den Menschen von der Natur unabhängiger gemacht. Aber wenn auch die Unterschiede noch mehr ausgeglichen und die Gegensätze zwischen Volk und Volk, zwischen Land und Land gemildert werden, so werden sie doch nie ganz verschwinden. Nur der Kulturstrom wird sich gleichartiger gestalten. Die Völker der Erde, selbst in den einfachsten Verhältnissen nie gänzlich abgesondert, werden sich nun erst recht nicht mehr abschließen können. Verkehr aber ist der Vater aller Kultur.

Freilich in der Zeit, da der Mensch mehr oder weniger noch ein Tier war, da war er auch ganz von der Natur abhängig. Nach und nach befreite er sich von ihr und lernte sie sogar beherrschen — schließlich wird er sich über alle Hindernisse, die sie ihm an einem Ort in den Weg legt, hinwegsetzen. Schon damals, als er zum erstenmal ein Fell über seinen Körper warf, um ihn vor Kälte zu schützen, war er nicht mehr ganz Tier: er machte die klimatischen Unterschiede unschädlich und konnte so eine größere Fläche erobern und bewohnen.

Außer dem Boden kommen aber noch viele andre Einflüsse für die Entwicklung der Menschheit in Betracht; vor allem spricht, wenn es auch ein sehr schwierig Ding ist, die Rasseneigentümlichkeit vergangner Geschlechter scharf zu fassen, die eigne Anlage jedes Volks stark mit. Es hat doch in und bei sich gewisse Gedanken und Ziele, bringt ein Stückchen Kultur schon mit. Wie hat sich nun diese Mitgift hier unter neuen Lebensbedingungen weiterentwickelt? Eine Frage, die kaum zu beantworten ist. Außerdem hängt die Entwicklung eines Volks vom Verkehre mit andern ab. Seine Geschichte ist also das Ergebnis von vielen Einwirkungen.

2. Die Völker Osteuropas in der altslawischen Zeit.

A. Die frühsten Bezeichnungen für Russen und Polen.

Zahlreiche Stämme haben die Gebiete bewohnt, wo später die Reiche Polen und Rußland entstanden sind. Der „Geographus bawarus" (bayerische Geograph) aus dem 9., die „Russische Chronik" des sogenannten Nestor (gest. um 1115) aus dem anhebenden 12. Jahrhundert und andre führen die Namen vieler Stämme an. Dort werden genannt: Nortabtrezi, Wilci, Bethenici, Morizani, Hehfeldi, Surbi, Talaminci, Marharii, Wulgarii, Osterabtrezi (= Abodriten bei Braničewo; vgl. S. 325), Miloxi, Phesnuzi, Thadesi, Glopeani, Zvireani, Busani, Sittici, Stadici, Sebbirozi, Unlizi (im Winkel zwischen Dnjestr, Donau und Pontos), Nerivani (am Narew), Attorozi (am Dnjestr), Willerozi, Zabrozi, Zuetalici, Aturezani, Chozirozi, Lendici, Thasnezi, Zerivani (Sěwerane, zwischen Desna und Sem), Prissani, Welunzani, Bruzi, Wizunbeire, Caziri, Ruzzi, Forsderen, Ljubi, Fresiti, Seravici, Lucolane, Ungare, Wislane, Sleenzane, Lunsici, Dadosesani, Milzani, Besunzani, Verizane, Fraganso, Lupiglaa, Opolini, Golensizi. Zum Teile diese, zum Teil andre werden von Nestor angeführt, z. B. Dulèbi (am Bug), Sloweni (bei Nowgorod), Drèwlani, Tiwerci (am Dnjestr), Dregowiči (zwischen Pripet und Dwina), Radimiči, Wjatiči, Polani, Kriwiči (um Smolensk). Wir sind heute weder im stande, die Sitze aller dieser Stämme anzugeben, noch zu bestimmen, ob das wirklich sämtlich Slawen waren. Die Namen beweisen wenig. Sie sind teils von den Flüssen, an denen jene wohnten, teils von ihren Hauptortschaften abgeleitet und nur ein geringer Teil nach den Namen der Führer oder Ältesten gebildet, wie Radimiči von Radim; nur von den letztern darf man sicher behaupten, daß es slawische Stämme waren.

Später bildeten sich unter den Slawen Sagen, die von drei Brüdern Lech, Rus und Čech erzählten, welche die Stammväter der drei großen Völker, der Russen, Lechen (Lachen, Lechiten = Polen) und Čechen gewesen sein sollten. In der Wirklichkeit aber verhielt es sich damit anders. Die slawischen Stämme lebten unabhängig voneinander. Im Laufe der Zeiten gelang es einem Stamme, wie einst den Römern, seine Herrschaft über andre auszudehnen, die nun seinen Namen annahmen. Der namengebende Stamm muß nicht gerade slawisch gewesen sein: so sind die Bulgaren, obwohl türkischen Stammes, slawisiert worden und haben nun den unterjochten Slawen ihren Namen gegeben (S. 324). Dasselbe kann am Ende auch mit Rus, Lech und Čech der Fall gewesen sein. Vom Namen der Čechen nimmt P. J. Šafařik (Schafarik) an, er sei anfänglich bloß einem Hauptstamme zugekommen, der durch Volkszahl und Tapferkeit alle andern Stämme Böhmens (so die Sedličaner, Lučaner, Dasena, Lutomerici und Pšow, die Dudlèbier u. a.) übertroffen und verdunkelt habe (im übrigen vgl. S. 229 ff.). Woher stammen aber die Namen Rus und Lach (Pole)? Darüber ist unter slawischen und auch deutschen Gelehrten viel gestritten worden. Die „Russische Chronik" erzählt, daß um das Jahr 859 über die nordrussischen Slawen Waräger (altruss. Warjag, Mehrzahl: Warjazi; byz. *Βάραγγοι*) geherrscht haben, dann aber vertrieben worden seien. Als Streitigkeiten zwischen ihnen entstanden waren, schickten sie eine Gesandtschaft übers Meer zu den Warägern und baten, diese möchten wieder über sie herrschen. Und es kamen drei Brüder: R(j)urik, Sineus (altnordisch: Signiutr) und Truwor, aus dem warägischen Geschlechte der Ruotsi (Rōtsi; finn. Name für Schweden), zu den Slawen und nahmen ihre Sitze in Alt-Ladoga, Js(Jz)borsk und Bje(ě)losersk. Von Rurik, dem Ältesten, stammt das russische Herrschergeschlecht der Rurikowitsch, das bis Ende des 16. Jahrhunderts über Rußland

herrschen sollte. Zugleich behauptet derselbe Chronist, daß nach dem Geschlechte jener Rotsen das ganze Nowgorod Ros- oder Rußland genannt worden sei. Diese „normännische" oder „warägische" Ansicht ist auch von Neuern (E. Kunik, W. Thomsen u. a.) eifrig verfochten worden. Thatsächlich haben die altrussischen Fürsten mit den Warägern in Verbindung gestanden, haben warägische Krieger im russischen Reiche gedient. Auch fand man in sehr frühen Urkunden über hundert skandinavische Namen; man hat sogar die Namen der Stromschnellen des Dnjepr, des alten Warägerwegs nach Byzanz, für skandinavisch erklärt (S. 76). Diese Aufstellung ist aber in allen ihren Punkten kaum haltbar. Es wird sich vielmehr empfehlen, einzelne Stücke bei Beantwortung dieser Frage gesondert von einander zu behandeln, so die Herrschaft der normännischen Dynastie und den Namen Rus.

Engere Beziehungen der Nowgoroder, die den Keim des russischen Staats bildeten, zu den Skandinaviern (Schweden), vielleicht auch die Berufung Ruriks, kann man zwar nicht wegleugnen; ob aber auch der Name Rus von ihnen stamme, ist fraglich. Die slawischen Stämme um Kijew und der Süden Rußlands, wo später der eigentliche Kern Rußlands lag, führten seit undenklichen Zeiten den Namen Russen. Schließlich, und das wäre der beste Beweis dagegen, mußte doch das Reich, das erwiesnermaßen vor der Berufung der Normannen schon da war, auch einen Namen führen, und ein Reich verändert seinen Namen schwer, höchstens durch Eroberung. Der Süden war den Arabern als „Rußland" bekannt, und das Schwarze Meer wurde schlechtweg das russische genannt (so bei Nestor und Mas'ūdī) in einer Zeit, wo die Warägerfürsten den Kijewern noch kaum vertraut waren. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß Rōs als Kaufleute bereits vor 840 in Byzanz bekannt gewesen sein mögen, wie aus einem Bericht des Bischofs Prudentius von Troyes und aus gleichzeitigen arabischen Nachrichten hervorgeht. Wahrscheinlich ist durch Byzantiner (Georgios Monachos, gen. Hamartolos, u. a.), welche die Stämme im Süden Rußlands Rōs nannten, der Name auf ganz Rußland übertragen worden. J. Marquart erinnert an die kaukasischen Hrōs, die in der sogenannten „Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor", freilich in etwas fabelhafter Umgebung auftauchen, und bringt diese (Gauten aus Östergötland?) mit den ehemals am Nordrande des Schwarzen Meers ansässigen Herulern, d. i. den einst von dem Ostgoten Ermanarik unterworfnen Rosomonen, zusammen. Thatsächlich hat nach der durch die Langobarden erlittnen Niederlage von 512 ein Teil der Heruler den Heimweg nach Schweden angetreten und sich dort neben den Gauten niedergelassen, so daß die an sich merkwürdige Wissenschaft nordischer Wikinge von Südrußland und dem Wasserwege der Wolga nichts Auffälliges mehr hat. Marquart nimmt deshalb an, daß die Form Rōs (Ῥῶς, syr. Hrōs) sich jahrhundertelang in der Umgebung der Maiotis gehalten habe und im angehenden 9. Jahrh. auf die von Norden kommenden, den Herulern wohl nahe verwandten schwedischen Kaufleute und Seeräuber übergegangen sei.

Ebenso dunkel ist die Bedeutung der Namen Pole und Lach. Während der Name Polani slawisch sein kann, scheint der Name Lach oder Lech fremden Ursprungs zu sein. Man hat, wie bei dem Namen Rus, an Skandinavien gedacht und unter Lechen nordische Eroberer verstanden. Doch hat man dabei übersehen, daß Großpolen, das eigentliche Stammland, nie Lachia oder Lechia genannt worden ist, nur das Krakauische und erst durch dieses auch Nordpolen. Der Name Lach, Lech, Lechitae hängt mit den Namen Walch, Wlach, Walach, Wälsch zusammen und ist zweifellos südlichen Ursprungs. Die Slawen nennen noch heute die Italiener Wlochy (polnisch) oder Lachy (slowenisch) und die Rumänen Walachy, Wolosza (vgl. S. 347). Hierher gehört auch der Name Lach, den die Polen von den Russen bekommen haben. Erwägen wir, daß die

Bulgaren und Kroaten ebenfalls Wlachen genannt und daß sogar von Germanen die südlichen Stämme im oströmischen Reich als Wlachen, Lachen oder Wälsche bezeichnet worden sind, so werden wir daraus schließen dürfen, daß die Lachen aus dem Süden den Namen Lachy mitgebracht haben. Selbst von den Magyaren werden die Polen noch heute lengyel genannt. Und die Russische Chronik erzählt, daß die Polen von der Donau hergekommen seien — natürlich dürfen nur Kleinpolen darunter verstanden werden. Blach (mittelhochdeutsch) und black (englisch-niederländisch) bedeutet schwarz; danach hätten die blonden Nordländer ihre südlichen Nachbarn „Schwarze" getauft. Die russischen Stämme, die dem südpolnischen, später kleinpolnischen Gebiete (Krakau) benachbart waren, nannten nur die Kleinpolen Lachy; erst mit der Zeit wurde diese Bezeichnung auch auf (Nord- oder) Großpolen übertragen. Selbst in den Urkunden führt das „Land Krakau" bis ins 14. Jahrhundert hinein nie den Namen Polen. Umgekehrt ist Posen und Gnesen, also das polnische Stammland, stets Polonia genannt worden, was dann auf Südpolen, also auf das später eroberte Krakau, ausgedehnt wurde. Weil dieser Name offiziell gebraucht ward, verdrängte er alle andern, und in ganz Europa wurde das Reich schließlich Polen genannt.

B. Die Nichtslawen Altrußlands.

Während es in Polen vielleicht mit Ausnahme der Jatwingen lauter slawische Stämme gab, saßen auf dem Gebiete Rußlands ursprünglich mehrere Völker andrer Rasse: im Norden, dicht am Baltischen Meere, die Litauer und weiter nordöstlich die Finnen, an der Wolga die Bulgaren und im Süden die Chazaren, die kleinern Stämme und die später Eingewanderten nicht gerechnet. Von den eben genannten haben sich nur die Litauer und die Finnen zum Teil erhalten.

a) Die Litauer.

Die Geschichte findet die litauischen Stämme am Gestade des Baltischen Meers zwischen Weichsel und Düna und südlich bis zum Mittellaufe des Bug angesiedelt. Nur an einer Stelle grenzten sie an die finnischen Liven, sonst waren sie zwischen slawischen Völkern eingekeilt. Um das 10. Jahrhundert teilten sie sich in folgende Stämme. An der Mündung der Düna saßen die Wenden, am rechten Ufer der Düna und angrenzend an die Liven die Letten (Letigala); am linken Ufer der Düna der Stamm Semgala (Semgaller) und die Zelonen (Selonen); die Kurische Halbinsel war von den Korsen oder Kur(on)en besetzt. Am Niemen wohnten die Smudiner (Smud) und die Litauer; westlich von diesen, zwischen Niemen und Weichsel, saßen die elf preußischen Stämme, im Südwesten die Jatwingen (Jadzwingi; s. das Kärtchen links oben auf den „Karten zur Geschichte Polens"). Weil den in der Mitte des Ganzen wohnenden Smudinern und Litauern die Aufgabe ward, für die nationale Freiheit zu kämpfen und zuerst ein größeres Reich („Litauen") zu gründen, so hießen alle Stämme schließlich Litauer. Also auch hier wieder die Übertragung des Namens von einem Teil auf alle übrigen.

Doch bildeten diese Stämme nur im ethnographischen Sinn ein Volk — sonst lebten sie geschlechterweise. Im 13. Jahrhundert werden schon litauische Führer oder Stammälteste erwähnt; sie geboten nur über kleine Gebiete und hießen bei den Preußen Rikys (rex), bei den Litauern Kunigas. Erst als allen die Gefahr drohte, von Fremden unterworfen zu werden, haben sie sich teils freiwillig, teils unfreiwillig zu einem Staate vereinigt.

Von sämtlichen Europäern haben die Litauer zuletzt das Christentum angenommen, und zwar erst 1387 und im 15. Jahrhundert. Darum sind wir auch über ihr Heidentum recht

gut unterrichtet. Wir finden bei ihnen drei Hauptgötter, ähnlich der indischen Trimûrti (Bd. II, S. 360) und dem spätern griechischen Trideismus. Die Stelle des Zeus vertrat bei ihnen Perkunas (slawisch perun, Donner; vgl. S. 76), dargestellt als ein kräftiger Mann mit Steinhammer oder Pfeil in der Hand; dem Poseidon entsprach Atrimpos, den man sich in Gestalt einer in Ringform gewundnen Seeschlange vorstellte; als Gott der Unterwelt galt Pokłus (slawisch peklo), ein Greis von blassem Antlitze, grauem Bart und einem mit Leinwand umbundnen Kopf. Außerdem wurden Sonne, Mond, Sterne, Tiere, Vögel und besonders Schlangen, auch Frösche verehrt. Der Sonnengott hatte verschiedne Namen, z. B. Sotwaros (slawisch swaroh); die Mondgöttin hieß Lajma, die Gottheit des Regens Letuwanis. Die ganze Natur war von guten und bösen göttlichen Wesen belebt, von denen das Leben des Menschen auf Schritt und Tritt abhängig war. Wir finden darunter die Gottheiten Lel und Lado, die auch den Slawen bekannt waren, dann Ragutis, die Gottheit der Freude und der Hochzeit, Letuwa, die des Glücks, ferner Andaj, Diweriks, Mjedjej, Nadjej, Telawela. Neben der Sonne stand auch das Feuer in hoher Verehrung. Im Tempel des Perkunas brannte vor seinem Götzenbilde das ewige Feuer znicz (snic), das unter dem Schutze der Göttin Praurima stand. Wie bei den Griechen und Römern gab es auch hier heilige Seen und Haine. Die Verwandtschaft der litauischen mit der slawischen und germanischen Religion beweist, daß diese Völker einst zusammen gelebt haben (s. die Skizze auf S. 355 des II. Bds.). Wenn wir aber finden, daß die Litauer wie die Germanen einen Donnergott verehrten, dessen heiliger Baum die Eiche war und dessen Tempel in Eichenhainen standen, so begreifen wir, wie schwer es ist, das eigentlich Litauische auszusondern. Das Hauptheiligtum des Perkunas befand sich irgendwo zu Romowo in Preußen. Als aber Preußen von den Polen erobert wurde, wurde es in das Innre an die Mündung des Dubissa an den Niemen, dann weiter östlich an die Wilija nach Kernowo und zuletzt nach Wilna verlegt.

Das Priesterwesen war ausgebildet. Der Hohepriester, der bei dem Hauptheiligtume seinen Sitz hatte, hieß Krywe-Krywejto. Ihm unterstanden alle Priester und Priesterinnen (Wajdeloten), deren vornehmste Beschäftigung war, Opfer zu bringen. Eine höhere Stufe unter ihnen bildeten die Krewy, denen die Beaufsichtigung und Bewachung der Tempel anvertraut war; ein Stock von besondrer Form war ihr Abzeichen. Sie mußten ein keusches Leben führen. Die Macht des Oberpriesters Krywe-Krywejto erstreckte sich über alle Stämme. Vor seinem Zeichen, das er durch seine Wajdeloten schickte, beugte sich Hoch und Niedrig. Ihm gehörte ein Drittel der Kriegsbeute. Reichliche Opfer wurden den litauischen Göttern gebracht, meist von Tieren, auch von Kriegsgefangnen. Es waren durchweg Brandopfer. Nicht selten soll der alte Krywe-Krywejto selbst — wie andre Greise auch — den Scheiterhaufen bestiegen haben: so stark war dort der Glaube an die reinigende Kraft des Feuers. In Ermanglung jedweder Staatsgewalt waren die Priester auch die Begründer aller öffentlichen Ordnung und Kultur, der Krywe-Krywejto gleichsam das Oberhaupt aller Stämme. Auch unter den oben genannten Kunigas dürfen wir uns nur Priester vorstellen. Daß es bei den Slawen und Germanen nicht anders war, beweist schon das Wort Kunigas (kuning = König), das bei den Slawen zugleich einen Fürsten und einen Priester bedeutet: Knjaz (Fürst), Knez (čechisch: Priester) oder im polnischen Ksiądz (Priester) und Książe (Fürst). Die Priester waren im Besitz einer Schrift. Zwar behauptet der Deutschordens-Chronist Peter von Dusburg (um 1326), den Litauern sei die Schrift unbekannt; doch kann dies nur von dem Volke gelten. Spuren einer geheimen Schrift sind gefunden worden. Wahrscheinlich war die Runenschrift allen Nordländern, den Slawen, Germanen, Litauern und Finnen, bekannt.

Hätte sich Litauen ungehindert weiter entwickeln können, so wäre dort wahrscheinlich eine theokratische Monarchie entstanden. Erst die äußre Not führte zur Trennung der geistlichen von der Kriegsgewalt und so zur Bildung eines weltlichen Staats. Unter dem Volke ging die Sage, daß Widewut — vielleicht verwandt mit dem gemeingermanischen Gesetzgeber Odin — den Grund zur sozialen und staatlichen Ordnung gelegt habe. Das Familienleben hing von den Priestern ab, die nach altem Brauche das Recht sprachen. Peter von Dusburg erzählt, daß die Litauer an heiligen Stätten Versammlungen abhielten. Sie beschäftigten sich mit Landwirtschaft und Viehzucht, genossen Stutenmilch, verstanden auch Bier (alus) und Met zu bereiten. Reiche tranken aus Hörnern, Arme aus Holzgefäßen. Im Herbste ward es fröhlich in den Dörfern. Die Gäste wurden besonders geachtet, reichlich bewirtet und nur betrunken entlassen. Das Kriegswesen haben die Litauer erst gezwungen gelernt. Sie kämpften mit Pfeil und Bogen, Schwert und Lanze, auch mit Axt und Schleuder. Die älteste Waffe war eine Eichenkeule. Vor jedem Feldzuge wurden die Götter befragt. Angethan mit Auerochs- und Bärenhäuten, auf dem Kopfe Mützen (neromka), zogen sie unter Trompetenstoß in den Kampf teils zu Fuße, teils zu Pferd. Auf ihren Kriegsfahnen waren Gottheiten abgebildet, auch Menschen mit Bärenköpfen oder zwei Kränze: blau und gelb; der galoppierende Reiter im Wappen vom eigentlichen Litauen ist schließlich vom Ganzen angenommen worden. Die Überfahrt über die Flüsse bewerkstelligten sie in Kähnen aus Auerochshäuten, oder indem sie sich an den Schweif der Pferde hielten, wie es auch von den Ungarn und Tataren berichtet wird. Die heimkehrenden Sieger wurden von Frauen und Mädchen mit Gesang und Tanz empfangen, nach einer Niederlage aber mit Verachtung behandelt, die Flüchtlinge mit dem Tode bestraft. Auch die Litauer glaubten an ein Leben nach dem Tode. Sie gaben dem Verstorbnen alles mit, was er sonst gebraucht hatte: Waffen, Schmuck und Kleider, Pferde, Falken, Sklaven und Weiber. Das ward alles verbrannt und die Asche davon ins Grab gelegt. Dabei hielt man ein Totenmahl.

b) Die Finnen, die Bulgaren und die Chazaren.

Die Finnen nahmen ursprünglich den ganzen Norden des heutigen Rußlands ein. Zwischen dem Weißen Meere, dem Ural und der Wolga bis zur westlichen Düna, waren ihre verschiednen Stämme als östliche Nachbarn der Litauer angesiedelt. Die Düna kann im allgemeinen als Grenzfluß zwischen Litauern und Finnen betrachtet werden, obwohl Litauer zum Teil auch am rechten Dünaufer zu finden waren. An der baltischen Küste saßen die Liven und die Est(h)en, die noch heute in Esthland und in Livland erhalten sind. Außer diesen Hauptstämmen werden Wessen oder Bessen, Meren, Muromer, Tscheremissen, Jamen, Mordwinen, Tschuden, Permier und andere in den russischen Chroniken genannt; sie saßen südlicher und wurden von den Slawen Tschuden genannt. Hier lag ehemals das finnische Reich Biarmien, wohl das heutige Perm. Spärliche Berichte über dieses in den nordischen Sagen gerühmte Reich haben wir nur von den skandinavischen Wikingen, die dort eingedrungen waren. Zur Zeit Aelfreds des Großen kam Ot(t)er als der erste in diese Gegenden, dann Wulstan. In den Tagen Olafs des Heiligen (um 1026) folgten die Wikinge Karli und Torer Hund. Sie gaben sich für Kaufleute aus, erstanden Pelzwerk und entfernten sich darauf scheinbar, um die Einwohner zu beruhigen. In der That aber rüsteten sie zu einem Beutezuge, den Torer, als ein des finnischen Zaubers Kundiger, leitete. Ihr Ziel waren die Grabhügel der Biarmier und der Tempel ihres obersten Gottes Jumala. Indem sie ihren Weg durch Abreißen der Rinde von den Bäumen bezeichneten, gelangten sie bis zur Wiese, wo, von hohem hölzernen Zaun umgeben, der Tempel

stand. Die Wächter waren weggegangen. Die Wikinge wühlten die Grabhügel auf und fanden viel Gold. Im Tempel stand ein Abbild Jumalas, auf dessen Knieen eine Schüssel mit Gold lag; Torer nahm sie weg. Karli aber schlug dem Götzen das Haupt ab, um sich seines goldnen Halsschmucks zu bemächtigen. Auf den Lärm liefen die Wärter herbei, stießen ins Horn, und nur mit Mühe entkamen die Wikinge der Verfolgung. Dies ist fast die einzige Nachricht, die wir über das finnische Biarmien haben. Seine Geschichte geht dann in die von Nowgorod auf. Die finnischen Stämme konnten dem Vordringen der Slawen nicht widerstehen. Nur die Esthen haben ihre Nationalität zu behaupten vermocht. Noch im 14. Jahrhunderte werden mordwinische Fürsten von den russischen Chronisten erwähnt. Die Finnen, namentlich die Permier, trieben einen mäßigen Handel; gern tauschten sie Säbel aus mohammedanischen Ländern gegen Felle ein. Daneben verstanden sie sich auch auf den Ackerbau. Ihre Religion war der litauischen ähnlich. Außerdem waren die Finnen als Wahrsager und Zauberer weit berühmt. Sonst war dieses mit Eis bedeckte Land wenig bekannt und bereist. Kaswini (gest. 1283) erzählt, wie die Bulgaren an der Kama und Wolga mit den Finnen stummen Handel trieben. Der Bulgare brachte seine Waren, bezeichnete sie und ließ sie liegen. Dann kam er wieder und fand an derselben Stelle Waren, wie man sie in seinem Lande brauchte. War er damit zufrieden, so tauschte er das Seine gegen die von den Fremden hingelegten Waren um; war er unzufrieden, so nahm er sein Eigentum wieder weg.

Nicht viel mehr Nachrichten haben wir über das Reitervolk der Bulgaren an der Wolga, und auch diese erst aus dem 10. Jahrhundert, als ihr Fürst Almyš kurz vor 921 zum Islam übergetreten war. Diesem Umstande danken wir den merkwürdigen Bericht des Ahmad ben Faḍlān (ibn Fadhlân oder Foszlan), der als erbetner Gesandter des Kalifen am 11. Mai 922 in der Hauptstadt Bulgār eintraf. Der Spanier Abū Ḥāmid (Muḥammad ben ʿAbd ar-Raḥîm al-Māzinī) al-Andalusī (al-Garnāṭī [aus Granada]; gest. 1169), der Großbulgarien im 12. Jahrhundert besuchte, berichtet: „Alle 20 Jahre werden die alten Weiber dieses Lands der Hexerei verdächtigt, und große Aufregung bemächtigt sich des Volks. Dann versammelt man die alten Weiber, bindet ihnen Hände und Füße und wirft sie in einen großen Fluß, der dort vorbeifließt. Welche nun schwimmt, wird für eine Hexe gehalten und verbrannt; die Untersinkenden hält man für unschuldig und rettet sie.“ Menschenopfer waren ja damals nichts Seltnes. Auf solche stoßen wir bei den Herulern (Prokopios und Ennodius) und den Rōs (ibn Rusta), bei den Winden oder Sorben (Bonifatius) und den heidnischen Polen (Thietmar), den Radimiči, Wjatiči und Sewerane (Nestor) und endlich auch bei den östlichen Slawen (Abū ʿAbdallāh Muḥammad ben Aḥmad al-Gaihānī [Samaniden-Wezir] und aus Gaihānīs Bericht in den Werken von ibn-Rusta, al-Bekrī und Gardīzī). In den meisten der hier geschilderten Fälle handelt es sich um Witwenverbrennung (vgl. S. 324). Einige slawischen Stämme entrichteten den Bulgaren Tribut in Pferden, Pelzwerk und andern Dingen, von jedem Haus eine Stierhaut. Von Handelsschiffen wurde als Zoll der zehnte Teil der Waren genommen.

Zu derselben Zeit saß im Süden Rußlands, seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert bezeugt, zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere das westtürkische Volk der Chazaren (Chasaren; vgl. S. 83 und 322). Die Blütezeit des chazarischen Reichs scheint im 7. Jahrhundert gewesen zu sein, nachdem das Hunnenreich zerfallen war. Ihre hervorragendsten Städte waren Saryg-šār am Westufer der Wolga (gelbe Stadt; später Itil, jetzt Astrachan) und das gegenüber gelegne Chamlich oder Chazarān, ferner Samandar oder Sṁndr (jetzt Tarchu, östlich von Temirchan-Schura, am Westrande des Kaspischen Meers) und die unter Kaiser Theophilos

833/5 durch den Griechen Petronas erbaute Feste Sarkel an der Donmündung (bei Nestor: Bělaweža; 965 durch Swjatoslaw zerstört); eine zweite chazarische Hauptfestung war vorübergehend Balangar nördlich von Darband am Kaukasus. Die Chazaren trieben einen ausgebreiteten Handel mit Bulgarien, Rußland, Persien, Byzanz. Die halb nomadische Bevölkerung lebte teilweise noch in jenen Wojlok-Jurten, die wir heute bei den nomadischen Kirgisen finden. Nur die Reichern erbauten sich Lehmhäuser, und der Chagan (Chak'an) allein hatte hohe Ziegelgebäude. Der Chagan war das religiöse Oberhaupt, während an der Spitze des Kriegswesens ein Beg (Wezir) stand. Unter dem Chagan Bulan (angeblich um 740; richtiger: erst kurz nach 860) nahmen die Chazaren nach vorübergehender Bekehrung zum Christentume (S. 321) teilweise den jüdischen Glauben an. „Es gibt sieben Richter", sagt Mas'ūdī, „zwei für Chazarenmohammedaner, zwei für Chazarenjuden, denen nach dem Gesetze Mosis, zwei für Christen, denen nach dem Evangelium Recht gesprochen wird, und einen für die Slawen, Russen und andre Heiden, die nach heidnischen Gesetzen gerichtet werden." Die Polani, Radimiči, Wjatiči und Séwerane (S. 427) zahlten an die Chazaren Tribut. Erst durch die Araber, welche die Südufer des Kaspischen Meers eroberten, und durch die Petschenegen, die in Südrußland auftauchten, ist die Macht der Chazaren gebrochen worden, bis sie von Rußland aus ganz unterworfen wurden (um 969). Doch haben Überbleibsel von Chazaren in der Krim und im Kaukasus lange bestanden; das Andenken an sie lebt in den Namen einiger Ortschaften noch heute fort.

C. Das Leben der alten Slawen.

Alle diese Reiche: das finnische, das bulgarische und das chazarische, sind verschwunden, doch nicht ohne vorher einen mehr oder weniger nachhaltigen Einfluß auf die Sitten und das Leben der Slawen Altrußlands ausgeübt zu haben. Diese slawischen Stämme, die mehr das Innere der osteuropäischen Ebene einnahmen, befanden sich in der Überzahl und verdrängten unaufhaltsam nach allen Richtungen die fremdartigen Völker zunächst durch stille Kolonisation, dann mit dem Schwerte. Man darf annehmen, daß alle Slawen im großen Ganzen dieselben Sitten, dieselbe Religion, dieselben Stamm- und Staatseinrichtungen hatten. Unterschiede werden nur dort zu Tage getreten sein, wo die Natur andre Lebensbedingungen vorschrieb, oder wo fremder Einfluß sich geltend machte. So lebten die Slawen anders am Meer, anders in der Steppe oder in den Wäldern. Wenn sie auch ursprünglich als ein einheitliches Volk in Europa erscheinen mit denselben Gebräuchen, mit derselben Weltanschauung, Sprache, Überlieferung, Verfassung — so hat die verschiedne Natur bald einem jeden Hauptstamm einen andern Stempel aufgedrückt und dessen soziales, religiöses und rechtliches Leben auf andre Bahnen gelenkt. Die Steppennomaden konnten schwerlich denselben Glauben haben wie die Meeresanwohner. Oder: während die Waldleute ihre Abgaben in Pelzwerk und Honig entrichteten, leistete sie der Stamm der Fluren in Pferden oder Rindern. War in der fruchtbaren Ebene mit ihrem Ackerbau eine zahlreiche Sippschaft die natürliche Form des Volkslebens, so mußten sich im Walde die Familien eher voneinander trennen. Weitere Unterschiede wurden durch den Einfluß der Nachbarn hervorgerufen; so hatten die den Germanen benachbarten Nordslawen eine diesen verwandte Religion und Mythologie. Damit ging Hand in Hand die Veränderung der Sprache; denn für andre Begriffe mußten andre Worte geschaffen oder von andern Stämmen entlehnt werden. Man hat versucht, ein allgemeines Bild vom Leben aller slawischen Stämme zu entwerfen, vergaß aber dabei, daß ein solches nur möglich sein kann für eine Zeit, wo die Slawen noch ein einheitliches Volk bildeten, also für die Zeit vor Christi Geburt. Unsre Quellen stammen aber

aus einer um ein halbes oder ganzes Jahrtausend spätern Zeit und sind noch dazu höchst mangelhaft. Kein Wunder, daß die Ergebnisse so unvollkommner Untersuchungen einander widersprechen. Als Glieder der indogermanischen Völkerfamilie werden sie mit andern Ariern viel Gemeinschaftliches gehabt haben. Diesen gemeinsamen Grundstock auszusondern und dann die Scheidewege zu bezeichnen, wo die Slawen sich von andern Völkern trennen, wie auch die eignen Straßen aufzuzeigen, die der einzelne slawische Stamm einschlug — das wäre die Hauptaufgabe der historischen Forschung. Allgemein wird behauptet, alle Slawen seien zu dem Zeitpunkte, wo sie ins Licht der Geschichte treten, Ackerbauer gewesen. Kann das bei den Bewohnern der Wälder oder denen der Seen und Sümpfe zutreffen? Die Quellen bestätigen es nicht durchweg. Ein Schriftsteller aus dem 12. Jahrhundert erzählt verwundert, daß er von einem Menschen in den nordpolnischen Gegenden gehört habe, der sich sein ganzes Leben lang von Fischen genährt hatte. War das etwa ein vereinzelter Fall? Kaum. Die Wälder, Flüsse und Sümpfe bedeckten ja dort mindestens neun Zehntel des Bodens. Daß sich die Slawen auf ihren Wanderungen an die Flußthäler hielten, wird wohl keine slawische Besonderheit sein.

a) Die religiösen, sozialen und kulturellen Verhältnisse.

Die slawisch-heidnische Religion, über die wir übrigens wenig wissen, erinnert in ihren Grundgedanken an die indische und die andrer Arier. Auch die Slawen hatten gute und böse Gottheiten, den Dualismus. Auch sie hatten ihre Hausgötter, wie die Griechen und Römer. Auch bei ihnen war die Natur von verschiednen Wesen belebt und wurden, wie in Griechenland und anderwärts, Tiere für heilig gehalten. Nur war es wieder die Natur, welche hier in den Wäldern die Menschen Eulen und andre Vögel, den Wolf (als Werwolf) und andre Tiere, in der Ebene aber das Pferd heilig zu halten lehrte, während sie den Leuten am Nile das Krokodil oder den Skarabäus (Bd. III, S. 610, und Bd. IV, S. 262), denen am Meer andre Tiere und Fische zu verehren nahelegte. Auch die Slawen verehrten Sonne, Mond und Sterne, den Blitz und Donner und waren Feueranbeter. Aber worin das eigentlich Slawische, also das Neue bestehe, das hat die Forschung nicht gesagt. An manchen Speisen, z. B. Hirse und Honig, will man die Slawen erkennen — berichten die Quellen von Hunnen und Bulgaren nicht dasselbe?

Ähnliches gilt von den rechtlichen und gesellschaftlichen Zuständen der Slawen. Die Familie war die Grundlage ihres staatlichen und religiösen Lebens (vgl. S. 274). Der Familienälteste war der oberste Gesetzgeber, Richter und Priester. Weil die Kenntnis der Gesetze, der Sitten und des Gottesdienstes nur mündlich fortgepflanzt werden konnte, so bedeutete das — natürlich schwankende — Herkommen, die Überlieferung alles. In einzelne, voneinander unabhängige Stämme geteilt, mußten sich die Slawen voneinander in der Lebensweise immer mehr entfernen. Die einzelnen Gebiete wurden Župen (S. 275), bei andern Opole oder Wolost genannt. Ob aber die Župa echt slawisch oder z. B. dem altgermanischen Goba (Gau) gleichzusetzen ist, können wir nicht entscheiden. Der Mittelpunkt eines Gebiets war der Grad (gorod, Burg); hier befand sich das Stammesheiligtum. Die alten Stätten, wo einst ein gorod stand, werden gorodyšče genannt. Doch ob gorod nur den Slawen eigentümlich oder dasselbe ist wie das einst gallische Wort garde (Wache) und garder (bewachen), das ist nicht zu entscheiden. Überall in slawischen Ländern pflegte ein bestimmtes Gebiet von einem Grenzwald umgeben zu sein, während die Wege bewacht und mit Verhauen verteidigt wurden, die preseka hießen. An geeigneten Punkten wurden Wachen aufgestellt oder Wachttürme aufgeführt (straža, ein echt

slawisches Wort) — im alten Deutschland hat es bis in die Stauferzeit, ja teilweise darüber hinaus ebensolche Grenzwälder gegeben, wie noch heute im innersten Afrika. Während gorod immer ein fester Platz war, von einem Erdwall umgeben, scheinen die straže auch bloß Wachtposten auf höhern Punkten gewesen zu sein, wo im Fall einer Gefahr Gereutfeuer angezündet wurden. Verschieden von den Erdaufschüttungen der gorod waren die Holzstädte, die, an begangnen Straßen zu Handelszwecken errichtet, später geschlossen und umzäunt worden sind, so daß sie auch als Verteidigungspunkte dienen konnten.

Vor dem 9. Jahrhundert ging durch Rußland ein schwunghafter Handel vom Finnischen Meerbusen über den Ilmensee zur Düna und dann den Dnjepr hinab über das Schwarze Meer nach Griechenland. An diesem vielgenannten Wege von dem Warägerlande nach Byzanz lagen die ältesten Holzstädte, ursprünglich Handelsstationen. Auch den Dnjestr hinauf bis zum Sanflusse, dann diesen und die Weichsel hinunter führte ein betretner Handelsweg vom Schwarzen zum Baltischen Meere. Während jener später der Haupthandelsweg Rußlands wurde, wurde der zweite zur polnischen Hauptverkehrsstraße; beide stammen vielleicht noch aus phönikischer Zeit. Die Ware wurde aus einem Flußnetz in das andre, z. B. vom Dnjestr zum San, mitsamt den Fahrzeugen geschleppt; daher der Name wolok, woloczyska (Schleppstellen). Die Handelsplätze wuchsen zu Städten empor, weil der größern Sicherheit wegen auch die Landbevölkerung hinzog. In diesen Märkten wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Stadt und des Stadtbezirks in Versammlungen geordnet, die man weče (vgl. S. 453) nannte. Die Wetsche wurde durch Verschickung eines Zeichens einberufen, später auch durch Glockengeläute.

Auch im Rechtsleben müssen sich Unterschiede von Gebiet zu Gebiet geltend gemacht haben; außerdem ändern sich ja die Verhältnisse bei demselben Stamm im Laufe der Jahrhunderte. Wer im allgemeinen vom slawischen Rechtsleben, von slawischen Gebräuchen damaliger Zeit spricht, täuscht sich nur selbst, gerade so, wie wer von einem gleichzeitigen gemeingermanischen Brauche redet. Es muß überall Verschiedenheiten gegeben haben. Ein Volk bildet seine Persönlichkeit aus, wenn es nicht bloß etwas abweichende Benennungen für dieselben Gegenstände, Begriffe u. s. w. hat, sondern wenn es die Dinge mit andern Augen anschaut und auch neue Begriffe, neue Einrichtungen geschaffen hat. Denn darin spiegelt sich die philosophische Anschauung des Volks, seine geistige Thätigkeit. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Als die Slawen mit den Germanen noch ein Volk bildeten, müssen sie einen dem deutschen Worte Bär ähnlichen Namen für dieses Tier gehabt haben; denn noch heute wird ein Bienenzüchter slawisch bartnik (Bärenwächter?) genannt. Als sie aber, seßhaft geworden, die Beobachtung machten, daß der Bär gern Honig frißt, nannten sie ihn nach dieser Eigenschaft Honigfresser (von med = Honig: medojid oder medwid, polnisch niedzwiedź; vgl. z. B. das deutsche Wort Ameisenfresser). Man kann sich vorstellen, welchen Schaden damals die Bären wohl angerichtet haben müssen, wenn man sie so benannte; die Honig- und Met-Erzeugung ist nach den Quellen beträchtlich gewesen. Schon durch diese Benennung aber zeigte sich das slawische Volk als von den andern verschieden denkend. So oder ähnlich sollte man die persönlich-nationale Aussonderung auf allen Gebieten des Volkslebens untersuchen. Vorher ist kein spruchreifes Urteil über Religion, Mythologie, Rechtsleben, Familienleben, Kultur der heidnischen Altslawen abzugeben. Wie schwer aber und doch wie zeitgemäß eine derartig tiefgrabende Untersuchung sein würde, das belegt allein die Thatsache, daß es selbst für das germanische Gegenstück, Hans Meyers „Deutsches Volkstum", oder wenigstens für gewisse Abschnitte davon, keine brauchbaren Vorarbeiten gab. Trotzdem wird gerade auf dem überaus schlüpfrigen Boden nationaler Besonderheiten, wo man

sich zwischen Eigenlob und unberechtigtem Herabsetzen des Nachbarn hin und her bewegt, noch allzuviel mit unbeweisbaren Behauptungen gewirtschaftet.

b) Die Zeugnisse von Ausländern über die heidnischen Slawen.

Bemerkenswert sind einzelne **Berichte** alter Schriftsteller, zumal da sich das slawische Heidentum noch für Jahrhunderte in die christliche Zeit hinübergerettet hat. Jordanes sagt um 550 von den Slawen: Sümpfe und Wälder sind ihre Städte, Prokop (S. 44): Sie leben in schmutzigen, zerstreuten Hütten und wechseln leicht den Aufenthaltsort. Kaiser Maurikios erzählt um 600: Sie leben in Wäldern, bei Flüssen, Sümpfen und Seen, deren Zugang schwierig ist. Bei ihren Häusern bringen sie viele Ausgänge an, um möglichen Gefahren zu entgehen. All ihr Eigentum vergraben sie in die Erde; nichts Überflüssiges ist zu erblicken, um die feindlichen Einfälle unmöglich zu machen. Ähnliches berichtet Helmold von Bosau um 1170 am Schlusse seiner Chronik der Slawen: „Sie sorgen sich wenig um den Häuserbau: leicht flechten sie ihre Hütten aus Zweigen, um notdürftigen Schutz gegen Unwetter und Regen zu gewinnen. Sobald der Kriegsruf ertönt, sammeln sie ihre Getreidevorräte, vergraben sie mit ihren Schätzen an Gold, Silber und andern Wertsachen und führen Weiber und Kinder in die Befestigungen oder in die Wälder. Dem Feinde bleibt nichts als die Hütte, deren Verlust sie leicht verschmerzen." — „Wenn sie in den Kampf ziehn", sagt Prokop, „greifen sie den Feind zu Fuß an; in den Händen halten sie Schild und Speer. Panzer tragen sie nicht; sie haben weder Mantel noch Hemd, sondern nur mit Hosen bekleidet ziehen sie in den Kampf." Die Frau nahm, wie bei den Germanen, eine ehrenvolle Stellung ein; sie besaß auch persönlich Eigentum, obwohl, ebenfalls wie anderwärts, Vielweiberei herrschte und die Frauen geraubt wurden. Von den Drěwljanen erzählt die Russische Chronik: Sie leben wie das Vieh . . . die Ehe kennen sie nicht, sondern rauben die Jungfrauen beim Wasser. Und von Radimičen, Wjatičen, Sěweranen erzählt er: Hochzeiten finden nicht statt, wohl aber Spiele inmitten des Dorfs. Sie kommen bei den Spielen zusammen, tanzen und treiben allerlei Teufelswerk, und es raubt sich die Frau, wer sich mit einer verlobt hat. Ganz wie bei andern Völkern auch: von dem böhmischen Fürsten Bretislaw I. Achilles (S. 235) berichtet Kosmas von Prag (gest. 1125), daß er seine Braut Judith aus Schweinfurt geraubt habe. Bei den Serben war bis vor kurzem das Rauben der Frauen, die otmiza, in Brauch.

Von dem **milden** Charakter der Slawen wissen die alten Chroniſten manches zu erzählen. Prokop sagt: „In ihnen ist keine Habgier und keine Falschheit." Maurikios lobt ihre Gastfreundschaft. Von den Ranen (Ruanern auf Rügen) berichtet Helmold: „Obgleich sie den Christen feindseliger und auch abergläubischer sind als die übrigen Slawen, haben sie doch von Natur viele guten Eigenschaften. Sie sind höchst gastfrei und erweisen ihren Eltern alle Ehrerbietung. Man trifft bei ihnen weder Bettler noch Arme. Wer durch Krankheit oder hohes Alter schwach wird, den übergibt man seinem Erben zur Pflege. Die höchsten Tugenden sind bei den Slawen Gastfreundschaft und Sorge für die Eltern." Verweigerte jemand die Gastfreundschaft, so wurde sein Haus niedergebrannt. Es war ihnen erlaubt, zu stehlen, um einen Reisenden zu beköstigen. Theophylaktos Simokattes (erste Hälfte des 7. Jahrhunderts) erzählt folgende Geschichte: Als der Kaiser Maurikios nach Thrakien ging, um zum Kriege gegen die Awaren zu rüsten, ergriffen die Begleiter des Kaisers drei Männer, die Zithern trugen. Befragt, welcher Abkunft sie seien, erwiderten sie, daß sie Slawen seien und am westlichen Ozeane wohnten; der Chagan habe den Fürsten ihrer Lande Gesandte mit vielen Geschenken geschickt, um Hilfe zu

erbitten .... Als sie hörten, daß die Römer den höchsten Grad der Macht und Menschlichkeit erreicht hätten, entflohen sie und gelangten nach Thrakien. Sie tragen eine Zither, weil sie mit Waffen nicht umzugehn verstehen, da in ihrem Lande kein Eisen ist. Daß die Musik von den Slawen gepflegt wurde, bezeugen auch die Araber.

Einen sehr merkwürdigen Bericht über die Bestattungsgebräuche bei einem slawischen Stamme liefert der schon (S. 432) erwähnte Gesandte des Kalifen al-Muqtadir, ibn Fadlān (nachzulesen bei Chr. M. J. Frähn, Ibn Foszlans und andrer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit, Sankt Petersburg 1823). Ist ein armer Mann gestorben, so bauen sie für ihn ein kleines Schiff, legen ihn hinein und verbrennen es (auch bei den Nordgermanen üblich). Beim Tod eines Reichen aber sammeln sie seine Habe und teilen sie in drei Teile. Das eine Drittel ist für seine Familie; für das zweite schneiden sie ihm Kleider zu, und für das dritte kaufen sie berauschendes Getränk, um es an dem Tage zu trinken, wo das Mädchen sich dem Tode preisgibt und mit ihrem Herrn verbrannt wird. Wenn nämlich ein Oberhaupt von ihnen gestorben ist, so fragt seine Familie dessen Mädchen und Knaben: „Wer von euch will mit ihm sterben?“ Dann antwortet einer von ihnen: „Ich.“ Hat er dies Wort ausgesprochen, so ist er gebunden. Größtenteils sind es aber die Mägde, die es thun ... Bald waren Schiff und Holz und Mädchen mit dem Verstorbnen zu Asche geworden. Darauf führten sie über dem Orte, wo das aus dem Flusse gezogne Schiff gestanden hatte, etwas auf, das einem runden Hügel ähnlich war, errichteten in dessen Mitte ein großes Buchenholz und schrieben darauf den Namen des Verstorbnen nebst dem des Königs der Rōs. Vergleichen wir dies mit dem Berichte Herodots über die Bestattung eines skythischen Königs (Bd. IV, S. 77), so werden wir trotz mancher Verschiedenheiten im Einzelnen hier wie dort denselben Grundgedanken finden.

Nach alledem können wir den Kulturgrad der damaligen Slawen bemessen. Der Glaube an eine Fortsetzung des Lebens nach dem Tode fehlte ihnen nicht. Sogar die Schrift sollen sie gekannt haben, wobei an die sogenannte Runenschrift gedacht werden muß. Musik und Bildhauerkunst sind bei ihnen ebenfalls nachgewiesen, obwohl beide nur in roher Form; sie waren Freunde der Dichtung und des Gesangs. Daß sie astronomische Kenntnisse, also auch ein bürgerliches Jahr mit zwölf Monaten besessen hätten, wie manche slawischen Gelehrten behaupten, ist kaum anzunehmen. Die Monatsnamen, die sich bei verschiednen slawischen Stämmen später finden, sind zweifellos erst durch gelehrte Priester nach dem Muster der griechischen und römischen gebildet worden und zwar in jener christlichen Zeit, wo das julianische Kalenderjahr mit zwölf Monaten, statt der frühern zehn, überall in Europa verbreitet wurde. Hat ja doch bei den Franken erst Karl der Große deutsche Monatsnamen statt der lateinischen einführen wollen.

Von den deutschen wie den byzantinischen Schriftstellern wird der Freiheitssinn der Slawen besonders hervorgehoben. Widukind, der Geschichtschreiber der beiden ersten Sachsenkaiser, sagt von ihnen: Die Slawen sind ein starres, in der Arbeit ausdauerndes Volk, an die leichteste Nahrung gewöhnt, und, was den Unsern schwere Last zu sein pflegt, erachten sie gewissermaßen für eine Lust. Aller Not die teure Freiheit vorziehend, erheben sie sich trotz vieler Niederlagen immer wieder zu den Waffen. Während die Sachsen für den Ruhm und die Erweiterung ihrer Grenzen fechten, streiten die Slawen für ihre Freiheit. Adam von Bremen erzählt ein Jahrhundert später: Ich habe gehört, wie der höchst wahrheitsliebende König Swen von Dänemark wiederholt sagte, daß die slawischen Völkerschaften schon längst hätten zum Christentume bekehrt werden können, wenn die Habgier der Sachsen nicht hindernd dazwischen getreten wäre. Diese, sagt er, denken mehr daran, Tribut zu erheben, als die Heiden zu bekehren. Auffallenderweise

passen hierzu die Worte des polnischen Geschichtschreibers Johannes Długosz, die er gegen 1480 von den Polen schrieb, obwohl der weite Zeitabstand schon merklich ist: „Der polnische Adel ist voll Begierde nach Ruhm, zum Raube geneigt, der Gefahren und des Todes Verächter ... dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben, gegen Fremde und Gäste menschlich und gütig und mehr als alle andern Völker der Gastlichkeit hold. Das Bauernvolk ... flieht vor keiner Arbeit und Beschwerde, duldet Kälte und Hunger, ist abergläubisch ... für die Erhaltung seiner Wohnungen wenig besorgt, mit leichtem Putze zufrieden, mutig und tollkühn ... von hohem Wuchse, starkem Körperbau, wohlgestaltet, bald von weißer, bald von dunkler Farbe."

Der vielfach bezeugte mildere Charakter mancher slawischen Stämme und vor allem der Umstand, daß sie bei der alten Stammverfassung stehen geblieben sind, die keine Staatengründung im großen zuließ (vgl. S. 275), waren die Ursache, daß die Slawen in ihrem heidnischen Zeitalter keine Rolle gespielt haben, sondern erst durch die Berührung mit den Kulturnationen zu neuem Leben geweckt worden sind. Erst das christliche Rom und Byzanz haben slawische Reiche im Norden auferstehen sehn, nachdem sie zum Teile die politischen Keime dazu geliefert hatten.

3. Die Gründung des russischen Reichs (das Dnjepr-Zeitalter).

A. Die Anfänge bis auf Igor.

Die Entstehung des russischen Reichs fällt in die Blütezeit des skandinavischen Wikingtums. Wie die normännischen Wikinge das Baltische, das Atlantische und das Mittelländische Meer befuhren, bis nach Island und Nordamerika kamen, und wie sie von den Mündungen der Elbe, der Weser, des Rheins, der Maas, der Seine auf ihren kleinen Vierzigruderern die Flüsse hinauf tief landeinwärts gelangten, überall ein Schrecken der Bewohner, so waren sie es auch, die im Osten Europas, dem Laufe der Ströme folgend, den Weg zum Schwarzen Meer und nach Konstantinopel fanden. Die Straße, welche die Düna hinauf, dann den Dnjepr hinunter nach Byzanz führte, wurde der Warägerweg genannt; selbst die Stromschnellen des Dnjepr führten, sagt man, skandinavische Namen (S. 76). Und wie die Normannen im Westen Europas hier und dort unabhängige Reiche gründeten, so konnte ihnen das im Osten noch leichter gelingen.

An der Schwelle der russischen Geschichte finden wir hier sechs oder sieben selbständige, vielleicht unter normännischer Herrschaft stehende Gebiete: (Alt-) Ladoga am Wolchow, später Nowgorod, Bjeloserk, Isborsk, Turow im Lande Minsk, Polock (Pólozk) und Kijew. Der Kern des spätern russischen Reichs lag zuerst (um 840) im Norden, auf slawisch-finnischem Gebiet, erweiterte sich bald gegen Süden und wurde dann nach Kijew in das Dnjeprbecken verlegt. „Rußland" hat die slawischen, finnischen, bulgarischen und chazarischen Reiche in sich aufgenommen. Rurik (Rjurik), normännisch Hroerekr (Hrurekr), ein sonst nicht bekannter, halb mythischer Held aus königlichem Geschlechte, galt schon dem 11. Jahrhundert als der Ahnherr der russischen Herrscherfamilie. Der Boden war hier für die Entstehung eines größern Reichs so günstig, daß dieses schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts (860; vgl. S. 76) einen Beutezug gegen Konstantinopel (norm.: Mikligardr oder Miklagard, d. h. große Stadt) unternehmen konnte. Neben Slawen, Litauern, Finnen, Chazaren kämpften die Waräger: in der Hauptsache wohl Schweden aus Upland, Södermanland und Östergötland (S. 427), welche die Kerntruppen bildeten und alle Unternehmungen leiteten. Die Söldnerscharen standen in einem Vertragsverhältnisse zum Fürsten, waren ihm zwar zu Gehorsam verpflichtet, aber nicht unterthan

und konnten ihn daher jederzeit verlassen; der Sold bestand in Kriegsbeute Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildeten die Slawen; sie ersetzten das normännische Kriegertum nach und nach und verdrängten es trotz verschiedner Nachschübe aus der nordischen Heimat später ganz. Ende des 11. Jahrhunderts ist das warägische Volkstum beinahe verschwunden. Binnen zweiundeinhalb Jahrhunderten war ihm dasselbe Schicksal der Slawisierung zu teil geworden, wie kurz vorher den finnisch-ugrischen Bulgaren auf der Balkanhalbinsel.

Der erste Held altwarägischen Stils und zugleich die erste durchaus historische Herrscherpersönlichkeit begegnet uns in Oleg (Olag; nordisch: Helgi), der um 880 an die Spitze des russischen Staats trat. Er eroberte 880/881 Smolensk, besiegte die Teilfürsten in Kijew 882 und verlegte dorthin den Mittelpunkt des Reichs. Den Chazaren und den Bulgaren brachte er Niederlagen bei, von denen sie sich nie mehr erholten. Um 900 zwang er auch einen Teil der Chorwaten (S. 307) an der Weichsel zur Heeresfolge. Damit hatte er ein Dnjepr-Reich begründet, das von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer und vom Bug bis zur Wolga reichte.

Nicht zufrieden damit, plante Oleg einen Zug gegen Byzanz, das wie Rom und Italien stets das heißersehnte Ziel aller Nordmänner war. Im Jahre 907 ging er mit einem gewaltigen Heere von Hilfsvölkern (Chorwaten, Dulëbi, Tiwerci u. a.) den Dnjepr hinab; die Russische Chronik erzählt, er habe 2000 Boote mit je 40 Mann mit sich gehabt. Als der Hafen im Bosporos gesperrt wurde, zog er seine Schiffe ans Land, stellte sie auf Räder, ließ die Segel spannen und fuhr so zum Schrecken seiner Feinde auf seinen Fahrzeugen von der Landseite her gegen die Stadt. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Die griechische Flotte war in Verfall geraten, das Reich von den Bulgaren arg bedrängt (S. 81 und 327). Kaiser Leon VI. der Philosoph beschloß daher, die Russen durch Geld zum Abzuge zu bewegen, nachdem ein Versuch mit vergifteten Speisen gescheitert war. Die Griechen zahlten zwölf Griwnen oder sechs Pfund Silber für jedes Schiff und gaben überdies Geschenke für die russischen Städte. Dann wurde den Russen Handelsfreiheit mit Konstantinopel zugesichert. Ihre Kaufleute sollten jedoch nur unbewaffnet und in Scharen von höchstens 50 Mann unter Begleitung eines kaiserlichen Beamten durch ein bestimmtes Thor die Stadt besuchen; ihr Standort war bei der Kirche des heiligen Mammas. Sie erhielten auch das Recht, sechs Monate lang Lebensmittel in der Stadt zu bekommen, Badestuben zu besuchen und zur Rückfahrt Lebensmittel und Schiffsgerät (Anker, Schiffstaue, Segel) zu verlangen. Dieser älteste, mündlich geschloßne Vertrag wurde von den Byzantinern auf das Kreuz beschworen, von Oleg und seinen Mannen auf ihre Götter Perun und Wolas (Volos) und auf ihre Waffen. Als die Russen die Stadt verließen, befestigte Oleg seinen Schild an der Stadtmauer, zum Zeichen, daß er die Stadt in Besitz genommen habe. Im Jahre 911 wurde dieser Vertrag schriftlich ausgestellt: eine merkwürdige Urkunde. Zunächst versprechen beide Teile einander Liebe und Freundschaft und treffen Bestimmungen über die Strafen, denen verfallen solle, wer durch Mord, Diebstahl oder Leichtsinn die Eintracht störe. Dann folgen Vereinbarungen über Auslösung von Kriegsgefangnen und Sklaven, über entlaufne oder entführte Knechte, über den Nachlaß der in Byzanz im Dienste des Kaisers gestorbnen Russen (βάραγγοι). Völkerrechtlich wichtig ist (vgl. S. 67) die Bestimmung über die Schiffbrüchigen. „Wenn der Sturm ein griechisches Fahrzeug auf fremdes Land wirft und dort sich Russen befinden, so werden letztere es samt der Ladung in Sicherheit bringen und in das Christenland wieder abfertigen, es auch durch alle gefährlichen Stellen lotsen. Wenn aber ein solches Schiff entweder wegen Sturms oder eines sonstigen Hindernisses nicht wieder heimgelangen kann, so sollen wir Russen den Matrosen helfen und die Waren bergen, wenn sich dieses in der

Nähe des griechischen Gebiets ereignet. Sollte aber ein solches Ungemach einem griechischen Schiffe [fern von Griechenland] zustoßen, so wollen wir es nach Rußland führen, und mag man die Ladung verkaufen. Was aber nicht verkauft werden kann, und das Schiff selbst wollen wir Russen entweder, wenn wir nach Griechenland gehen oder als Gesandte zu euerm Kaiser geschickt werden, oder wenn wir als Handelsleute zum Einkaufe kommen, ehrlich mitbringen und das für Waren gelöste Geld unangetastet übergeben. Sollte aber ein Russe auf diesem Fahrzeug einen Menschen erschlagen oder etwas geraubt haben, so werde dem Verbrecher die oben angesetzte Strafe zu teil."

Oleg starb im Jahre 912, angeblich durch den Biß einer Schlange, die aus dem Schädel seines Leibrosses herauskroch; daraus entstand die Sage: die Prophezeiung eines Zauberers, er werde den Tod durch jenes Pferd finden, habe sich merkwürdig bewahrheitet. Neun Jahrhunderte später ist Oleg ein Lieblingsheld Katharinens II. geworden, die ihn in ihrem gleichnamigen Schauspiel verherrlichte.

Sein Nachfolger, der minder tüchtige Igor, normännisch Ingvar, führte das Werk der Eroberung weiter. Im Jahre 914 gingen die Russen mit 500 Schiffen nach dem Kaspischen Meer und plünderten die persischen Küsten. Der Araber Mas'ūdī hat diesen Raubzug beschrieben, der während der Minderjährigkeit Igors stattgefunden zu haben scheint, als seine Gemahlin Olga (Helga) die Regierung führte. Selbst trat er 941 an die Spitze des Heers, als er einen neuen Zug gegen Konstantinopel plante; gleichzeitig unternahmen auf sein Anstiften die Petschenegen eine Plünderung des seit 924 mit Byzanz verbündeten Bulgariens. Diesmal aber wurde die russische Flotte durch das griechische Feuer vernichtet, das die Russen zum ersten Male kennen lernten. Im Jahre 944 zog Igor wieder gegen Byzanz: der vierte russische Feldzug gegen die Weltstadt. Durch Geschenke wurde Igor jetzt zum Abzuge bewogen und darauf ein neuer Vertrag geschlossen (945). Die alten Handelsrechte der Russen wurden etwas eingeschränkt. So durften gewisse Stoffe ihnen nicht verkauft werden; auch sollten genaue Pässe von ihnen gefordert werden. Außerdem haben sich die Russen verpflichtet, das Gebiet von Cherson gegen die Einfälle der Donaubulgaren zu schützen und dem griechischen Kaiser im Notfalle zu Hilfe zu kommen. Der Vertrag wurde wieder beschworen. „Und wir", so heißt es in der russischen Ausfertigung der Urkunde, „so viel unser getauft sind, haben in der Kathedrale zum heiligen Elias (zu Kijew) bei vorliegendem verehrungswürdigen Kreuz und diesem Pergamente geschworen, alles das festzuhalten, was hierauf geschrieben ist, und nichts davon übertreten zu wollen. Wer aber, sei es der Fürst selbst oder ein andrer, ein Christ oder ein Ungetaufter, dieses übertritt, dem entziehe Gott jegliche Hilfe; er werde Knecht in diesem und dem zukünftigen Leben und sterbe durch seine eignen Waffen. Die nicht getauften Russen aber sollen dabei ihre Schilder, ihre entblößten Schwerter, ihre Ringkragen und übrigen Waffen auf die Erde legen und alles beschwören, was in diesem Pergament enthalten ist, nämlich: daß Igor, sämtliche Bojaren und alle Russen ewig dies halten wollen. Wer aber nun, er sei Fürst oder russischer Unterthan, getauft oder nicht getauft, gegen den Inhalt dieser Urkunde handelt, der sei wert, durch sein eignes Schwert zu fallen, und sei verflucht von Gott und Perun, weil er seinen Eid bricht. Der Großfürst Igor möge aber gerecht sein, seine aufrichtige Liebe uns erhalten und sie nicht zerstören, solange die Sonne scheint und die ganze Welt steht in dieser und aller zukünftigen Zeit." Heimgekehrt, wurde Igor von den Drěwljanen (Derewlanen), von denen er Tribut erheben wollte, ermordet; nach Leon Diakonos (um 980) entzweigerissen durch Binden an zwei junge, bis zur Erde niedergezogne Bäume, nach der Art des Fichtenbeugers Sinnis.

B. Die Blüte des altrussischen Reichs.

a) Swjatoslaw.

Weil Igors Sohn Swjatoslaw (Swiatoslaw, Swętoslaw) minderjährig war, führte Olga die Regierung. Zunächst nahm sie Rache an den Drěwljanen. Als sie ihre Stadt Korosten belagerte, versprach sie, ihnen Frieden zu gewähren gegen einen Zins von drei Tauben und drei Sperlingen von jedem Haus. Da ließ sie den Vögeln brennende Wergballen anheften und sie freilassen, worauf diese die Häuser und Scheunen der Drěwljanen in Brand steckten. Die Chronik nennt Olga die weiseste aller Frauen. Als erste nahm sie das Christentum an: 957 ging sie mit großem Gefolge nach Konstantinopel und empfing unter Patenschaft des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos und der Kaiserin Helena, der Tochter des Romanos Lakapenos, vom Patriarchen Theophylakt mit der Taufe den Namen Helena. Sie suchte auch ihren Sohn für die neue Lehre zu gewinnen; „meine družina (Gefolge) würde mich verhöhnen", soll ihr aber dieser geantwortet haben.

Um 964 übernahm Swjatoslaw selbst die Regierung, der größte Held Altrußlands, obwohl die innere Verwaltung noch immer seine Mutter (gest. gegen 970) führte, weil er sich wenig im Land aufhielt. Was Oleg und Igor begonnen hatten, das hat er zu Ende führen wollen. Er wandte sich zunächst gegen die noch nicht ganz besiegten Völker an der Oka und der Wolga, zog gegen die Wjatiči und dann (965) gegen die Chazaren (Kozaren), deren Stadt Bělawěža (Belaja Wesch oder Sarkel) er nahm; nach Unterjochung der Jasen (altruss. für Alanen oder georg. Owsi = Osseten) und der Kasogen (Tscherkessen) kehrte er nach Kijew zurück. Seit 966 entrichten die Wjatiči Tribut an Swjatoslaw; kurz danach (968/9) verwüsteten die Rōs (anscheinend von Swjatoslaw unabhängige Ostsee-Wikinge) Bulgār sowie die chazarischen Städte Itil, Chazarān, Samandar (S. 432). So vernichtend waren diese Schläge, daß wir 50 Jahre darauf von den Chazaren nichts mehr hören.

Wenig vorher hatte Swjatoslaw, einer durch Zahlung von 15 Zentnern Golds (180,000 byzantinischen Goldstücken) unterstützten Bitte des Kaisers Nikephoros II. Phokas folgend, einen Feldzug gegen die Donaubulgaren unternommen; von Norden und Süden zugleich sollten sie angegriffen werden. Im Sommer 968 überschritt Swjatoslaw die Donau, schlug die Bulgaren (s. die farbige Tafel bei S. 330), nahm viele Ortschaften und schlug seinen Sitz in Perejaslawetz auf. Schon dachte Swjatoslaw daran, sich in Bulgarien festzusetzen, da auch der bulgarische Zar Peter Ende Januar 969 aus dem Leben schied, als aus Rußland die Kunde kam: die wilden Petschenegen (S. 329) belagern Kijew. Es gelang vorläufig, sie mit der Nachricht zu täuschen: Swjatoslaw eile heran, um sie zum Abzuge zu bewegen; aber die Kijewer machten Swjatoslaw Vorwürfe wegen seiner Sorglosigkeit. Er kehrte daher eiligst zurück, schlug die Petschenegen und stellte den Frieden wieder her. Doch Bulgarien lag ihm weiter im Herzen, weil Perejaslawetz an der Donau der Mittelpunkt seines Lands sei, wo alles Gute zusammenkomme: „von den Griechen Gold und kostbare Stoffe, Wein und Früchte, von den Böhmen und Ungarn Silber und Pferde, aus Rußland Pelzwerk, Wachs, Honig und Sklaven". Kurz, Swjatoslaw teilte sein Reich unter seine drei Söhne und zog nach Südwesten.

Anstatt des ermordeten Nikephoros Phokas war inzwischen Johannes Tzimiskes an die Spitze des byzantinischen Reichs getreten. Hatte schon sein Vorgänger mit Bulgarien Frieden geschlossen, als er die wahren Pläne Swjatoslaws erkannt hatte, so versuchte dasselbe jetzt auch Tzimiskes: zweimal erfolglos. So mußte das Schwert entscheiden. Perejaslawetz und Silistria,

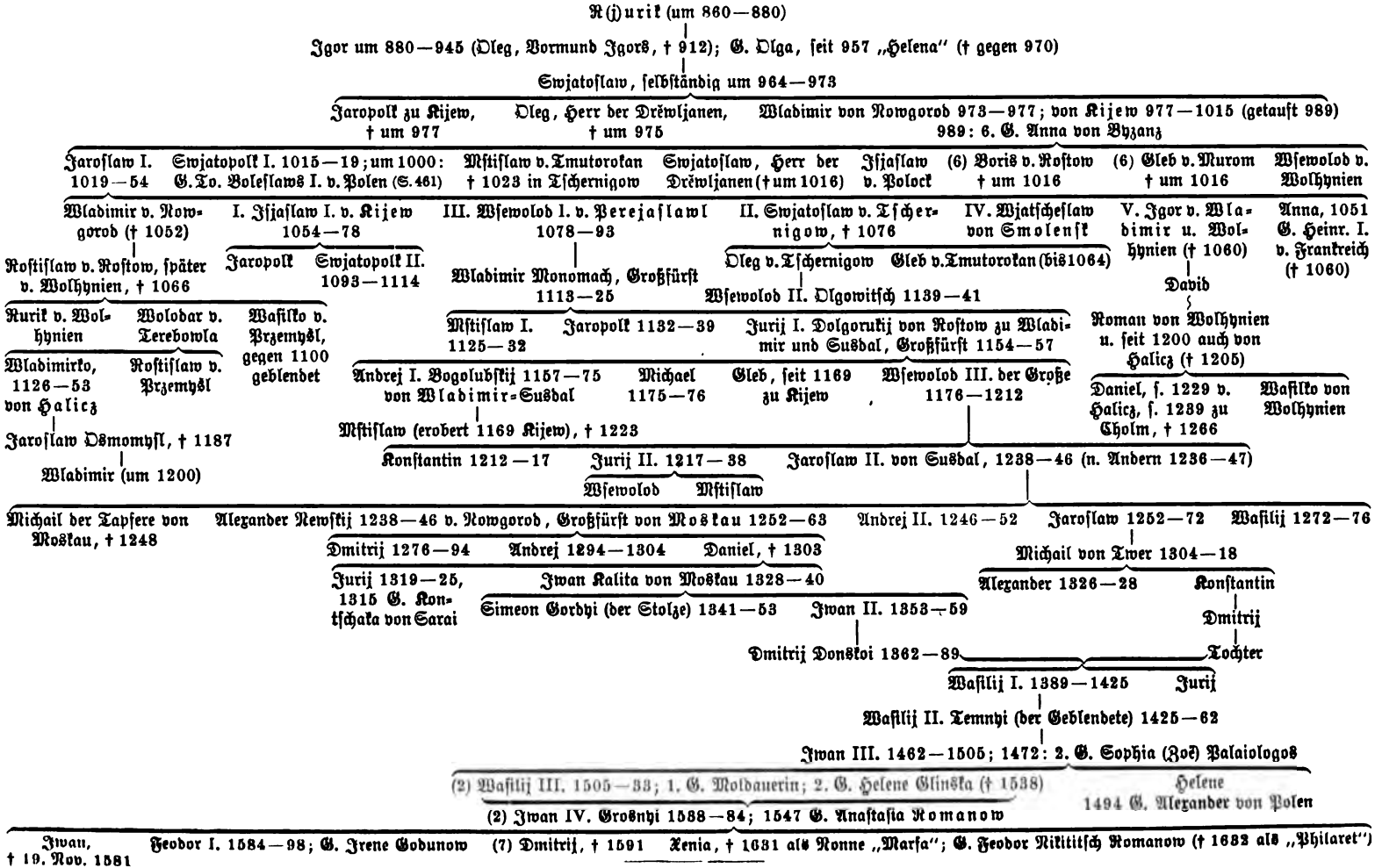
wo sich die Russen eingeschlossen hatten, wurden von den Griechen genommen, trotz tapfersten Widerstands: sogar die russischen Weiber sah man hier ins Handgemenge sich stürzen. Nachts nach einem Kampfe sah man Russen im Mondschein aus der Stadt kommen, um ihre Toten zu verbrennen. Bei ihrer Asche opferten sie die Kriegsgefangnen und ertränkten Hähne und kleine Kinder in der Donau. Der Kaiser schlug Swjatoslaw vor, den Sieg durch einen Zweikampf zu beenden. Swjatoslaw lehnte ab, entschloß sich vielmehr zu einem letzten Waffengang. Als aber auch dieser durch die Übermacht der Griechen zu seinen Ungunsten ausfiel, bat er um Frieden (971). Die Bedingungen waren folgende: Der Kaiser versprach, dem frei abziehenden Heere Swjatoslaws Lebensmittel zu stellen und es auf dem Rückzuge nicht mit dem griechischen Feuer zu belästigen, bestätigte auch die alten Handelsrechte der russischen Kaufleute. Die in der Russischen Chronik überlieferte Urkunde Swjatoslaws lautet so: „Ich Swjatoslaw, russischer Fürst, schwöre und bestätige durch diesen Vertrag meinen Schwur: ich will mit jedem griechischen Kaiser in Frieden und Eintracht leben, mit Basileios (II.) und Konstantinos (VIII.) und mit allen gottesfürchtigen Kaisern und mit allen euern Völkern, sowohl ich, wie alle Russen, die mir untertan sind, Bojaren und andre bis auf ewige Zeiten, so daß ich niemals etwas wider eure Länder unternehmen, noch Kriegsheere wider euch zusammenbringen, noch ein andres Volk wider eure Länder aufwiegeln werde; auch nicht gegen jene, die unter griechischer Botmäßigkeit stehen; desgleichen weder gegen die chersonesischen Länder und ihre Städte noch auch gegen Bulgarien; ja, wenn jemand gegen eure Länder etwas zu unternehmen gedenkt, so will auch ich gegen ihn sein und gegen ihn kämpfen. So wie ich dem griechischen Kaiser geschworen habe, so schwören auch mit mir die Bojaren und ganz Rußland, daß wir den rechtmäßigen Vertrag halten werden. Sollten wir aber das oben Gesagte nicht halten, ich und jene, die mit und unter uns sind, so soll der Fluch Gottes über uns kommen, an den wir glauben, der Fluch Peruns und Wolos', des Viehgotts, und wir sollen so gelb werden wie das Gold und mit unsern eignen Waffen niedergehauen werden. Das sollt ihr als Versicherung dessen haben, was wir jetzt ausgemacht, auf dieses Papier niedergeschrieben und mit unsern Siegeln besiegelt haben." Zum guten Schlusse fand eine Zusammenkunft zwischen Swjatoslaw und Tzimiskes am rechten Ufer der Donau statt. Leon Diakonos hat uns eine Beschreibung seiner Person hinterlassen: Swjatoslaw war mittlern Wuchses, blauäugig, mit buschigen Brauen, die Nase war gedrückt, der Mund von mächtigem Schnurrbarte beschattet, der Kinnbart dünn, der Kopf bis auf eine nach zwei Seiten herabhängende Locke geschoren (ein Zeichen seiner hohen Geburt), ein stämmiger Hals saß auf dem Oberkörper, die übrigen Gliedmaßen waren ebenmäßig, der Gesamteindruck finster und wild. An dem einen Ohr hing ein goldner Ring, der einen Rubin zwischen zwei Perlen trug; sein weißes Obergewand stach nur durch Sauberkeit von denen seiner Krieger ab.

Swjatoslaw trat nun den Heimweg an. Am Dnjepr aber warteten schon die Petschenegen. Die griechischen Chronisten erzählen zwar, Tzimiskes habe die Petschenegen ersucht, dem russischen Heere freien Durchzug zu gestatten; aber er wird wohl das Gegenteil davon gethan haben. Mit seiner todmüden Schar, deren Reihen noch durch Hunger gelichtet waren, schleppte sich Swjatoslaw der Heimat zu: er wurde von dem Petschenegenfürsten Kuria erschlagen (973); der ließ sich aus seinem Schädel ein Trinkgefäß machen. Nur einem Teile von Swjatoslaws Truppen gelang es, sich nach Kijew zu retten. So endete der größte Held Altrußlands. Mehr Krieger als Feldherr und Staatsmann, ward er besonders von seiner Družina vergöttert. Er und Oleg haben den altrussischen Staat groß und stark gemacht. Mit Swjatoslaw endet das heidnische Zeitalter Rußlands.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ruriks Geschlecht.



a) Wladimir und die Annahme des griechischen Glaubens.

Swjatoslaws drei Söhne (s. die beigeheftete Stammtafel „Ruriks Geschlecht") waren noch minderjährig, als er das Reich unter sie teilte, und jeder stand unter einer Vormundschaft. Jaropolk war Herr in Kijew, Oleg im Lande der Drewljanen, Wladimir in Nowgorod. Bald entstand Streit; Oleg fiel im Kampfe, Wladimir floh nach Skandinavien. Jaropolk blieb Alleinherrscher. Doch Wladimir kehrte mit zahlreichen warägischen Söldnern zurück, schlug Jaropolk und schloß ihn in Rodna ein. Als er, vom Bruder aufgefordert, sich ergab und zu Wladimir ging, wurde er von zwei Warägern an der Thür des Gemachs erschlagen.

So übernahm die Regierung um 977 Wladimir. Auch er war ein Held, führte Kriege und besiegte viele Stämme. Aber nicht darin liegt seine Bedeutung, sondern in der durch ihn vollzognen Christianisierung der Russen. Kaufleute hatten längst die christliche Lehre von Byzanz nach Rußland gebracht; es gab in Kijew und anderwärts schon mehrere Kirchen: der Glaube in Rußland war frei und unbelästigt. Als Olga 957 die Taufe empfing, da gab es in Kijew bereits eine größere christliche Gemeinde. Die Überlieferung erzählt, die Juden, die Mohammedaner, die Römer und die Byzantiner hätten Wladimir für ihren Glauben zu gewinnen gesucht (vgl. z. B. die ganz ähnlichen Vorgänge unmittelbar vor der Missionsreise Konstantin-Kyrills zwischen 851 und 863 zu den damals noch heidnischen Chazaren). Auf den Rat seiner Bojaren und Stadtältesten habe er Boten in alle Länder gesandt, die aus eigner Erfahrung den Wert der verschiednen Religionen erkunden sollten. So seien zehn Männer ausgezogen, erst zu den Bulgaren, dann zu den Deutschen, endlich nach Byzanz. Den besten Eindruck habe auf die Gesandten der Gottesdienst in der prächtigen Sophienkirche zu Byzanz gemacht. Dies entschied die Annahme des griechischen Glaubens. Aber Wladimir hatte gar keine andre Wahl. Gestaltete er bloß die bestehenden Verhältnisse aus, so mußte er die schon im Lande verbreitete Religion, die byzantinische, zur Staatsreligion erheben. Wie bei den Franken oder den Bulgaren fiel die Entscheidung auch hier während eines Kriegszugs: Wladimir gelobte als Bundesgenosse des Kaisers, falls er Cherson nehmen werde, Christ zu werden; in seinem Heere waren bereits Christen mindestens stark vertreten. Als sich nun die Stadt ergab, schickte er zu den Kaisern Basileios II. und Konstantin VIII. und bat um die Hand ihrer Schwester Anna; diese ward ihm nur unter der Bedingung zugesagt, daß er sich taufen lasse. Die Niederlagen seines großen Vaters wird Wladimir ebenso dem mächtigen Christengotte zugeschrieben haben, wie die Byzantiner für ihre Siege bald dem heiligen Demetrios (vgl. S. 47), bald dem heiligen Theodoros Stratilates dankten. Jetzt vor Cherson stellte Wladimir also den christlichen Gott auf die Probe, wie das einst Konstantin oder Chlodwig mit Erfolg gethan hatte, und weil diese günstig ausfiel, entschied er sich für die christliche Lehre. So ist er 989 in Cherson getauft worden. Die Byzantiner verliehen ihm neue Reichsabzeichen und den Titel basileus, den er sogleich auf seinen Gold- und Silbermünzen anbrachte. Nachdem er noch eine Kirche in Cherson gegründet hatte, kehrte er nach Kijew zurück.

Die Russische Chronik erzählt uns, welch gewaltige innerliche Wandlung sich in und mit Wladimir damals vollzogen hat. Früher ein blutdürstiger Barbar, hatte er einst den Dienst der alten Götter, denen er seinen Sieg über Jaropolk verdankte, erneuern wollen. Auf einem Hügel in der Nähe seines Kijewer Palastes ließ er einen Perun aus Holz mit silbernem Haupt und goldnem Bart aufstellen, dann einen Chors, Daschbog, Stribog, Simargla, Mokosch. Zwei christliche Waräger wurden dem Perun geopfert, weil der Vater sich weigerte, seinen Sohn, auf den das

Opferlos gefallen war, den heidnischen Priestern auszuliefern. Auch war Wladimir maßlos in seinen Genüssen gewesen: neben fünf rechtmäßigen Frauen hielt er sich dreihundert Kebsweiber in Wyszgorod, dreihundert in Bělgorod und zweihundert im Dorfe Berestow bei Kijew. Jetzt, nach der Annahme des Christentums, wurde er ein völlig andrer Mensch. Die Götzenbilder wurden gestürzt und unter den Thränen ihrer Anhänger teils zerhackt, teils verbrannt. Den Perun aber, dessen Verehrung am größten war, ließ er an den Schweif eines Pferds binden; zwölf Männer hieben dabei mit Stöcken auf ihn und stürzten ihn dann in den Dnjepr. Man zeigt noch heute die Stelle, wo der „Absturz des Teufels" erfolgte. An den Ufern aber waren Leute aufgestellt, die den strandenden Götzen in den Strom zurückstießen und die jammernden Heiden fernhielten. Dann ließ Wladimir ausrufen, daß, wer sich, reich oder arm, am nächsten Morgen am Flusse nicht einfinden werde, ihm als Feind gelten solle. Am andern Morgen ging er mit den Priestern an den Dnjepr. Das Volk stieg ins Wasser und wurde haufenweise getauft. Viele Anhänger der alten Götter entflohen aber in die Steppe oder in die Wälder: noch Jahrhunderte hat es gedauert, ehe Rußland ganz christlich war. Unter Weisung der Griechen schuf er in Kijew eine Schule. Selbst dies stieß auf Schwierigkeiten; mußte doch Wladimir sogar manche Kinder aus der Schule heimschicken, weil ihre verzweifelten Eltern die Schrift für eine gefährliche Hexerei hielten. In Kijew, wo es bereits ein Bistum gab, wurden jetzt eine Metropolie und mehrere Bistümer gegründet. Der erste Metropolit, Michael, kam aus Konstantinopel; auch später waren die Bischöfe und Metropoliten meistens Griechen: 17 unter 23 bis zum Mongoleneinfalle von 1240. Die ersten Priester sollen Bulgaren gewesen sein. Erst später sorgten die Schulen für eignen Nachwuchs. Wladimir persönlich ist ein andrer Mensch geworden. Er bleibt seiner griechischen Gemahlin treu, verteilt sein Einkommen an Kirchen und Arme, liebt den Krieg nicht mehr. Im Gegensatze zu der frühern Härte ist der Fürst jetzt mild; er scheute sich sogar aus Furcht vor Sünde, Todesstrafen zu verhängen, und mußte, weil das Räuberunwesen überhand nahm, von den Bischöfen erst ermahnt werden, jene wieder einzuführen. Wahrscheinlich ist er, wie Kaiser Otto III. und Herzog Boleslaw I. Chabri, von der chiliastischen Lehre beeinflußt gewesen und hat geglaubt, im Jahre 1000 werde das Ende der Welt kommen. Schwärmte er doch auch für Reliquien, mit denen reichlich versehen er von Cherson zurückkehrte. Er wird in der russischen Kirche als Heiliger verehrt und Isapostolos, das heißt der Apostel-Gleiche, genannt.

Obwohl jenes Christentum dem Volke bloß äußerlich aufgepfropft und den eingewurzelten heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen so angepaßt war, daß es sich mit dem alten Schamanentum innig verflocht, ist die Bekehrung dennoch für Rußland entscheidend geworden. Durch die Annahme des griechischen Glaubens ist es in den Verband der griechischen Kirche und in den Gedankenkreis der griechischen Welt getreten, und damit zugleich in einen greifbaren Gegensatz zu der römischen Kirche und zu der westlichen Kultur (vgl. S. 89). Dies hat über die weltgeschichtliche Stellung Rußlands entschieden. Rußland teilt von nun an die Geschicke der orientalischen Kirche, zum Teil auch die des byzantinischen Reichs. Byzanz hat durch die Bekehrung Rußlands mehr erreicht, als es je durch Heeresmacht hätte gewinnen können: Rußland wurde zu seiner geistigen und kirchlichen Kolonie, ohne deshalb die politische Selbständigkeit zu verlieren.

Nicht zu übersehen ist, daß damals Byzanz das erste Kulturvolk war, von dem ganz Westeuropa viel zu lernen hatte. Unschätzbare Vorteile brachte das byzantinische Christentum dem russischen Volk: eine Kirchensprache, die allen verständlich war und den Keim neuer Schöpfungen in der Volkssprache bildete, eine unabhängige Kirche, welche die Kultur förderte und zugleich

politisch als ein alle Teile Rußlands einigender, gemeinschaftlicher Herd betrachtet wurde. Von Byzanz brachten Priester und Bischöfe Bücher und verbreiteten die Schreibkunst. Ihnen folgten Architekten, Baumeister, Gelehrte, Künstler, Lehrer. Rasch erhoben sich Prachtbauten in Rußland. Mit seinen unzähligen Kirchen konnte Kijew bald mit Byzanz wetteifern. Wladimir gründete eine Schule für die Ausbildung der Priester. Es entstanden Klöster, welche die Zivilisation in weite Gegenden trugen. Die nationale Kirche ist es gewesen, die den Russen fremde Völker slawisieren half.

Freilich hat die Vereinigung mit Byzanz auch *Nachteile* gehabt; sie sind jedoch erst nach Jahrhunderten zu Tage getreten. Seitdem vom 13. Jahrhundert an Byzanz kulturell zurückging, da wurde auch Rußland in Mitleidenschaft gezogen. Der Haß gegen den Westen, den Rußland von Byzanz erbte, verwandelte sich in einer Zeit, wo des Westens Bildung hoch stand, in einen Kulturhaß. So wurde Rußland zu einer Art von Versumpfung verurteilt. Wenn man aber behauptet, Rußland habe auch aus dem Grunde Schaden erlitten, weil es in Tagen der Gefahr auf keine Unterstützung Roms rechnen durfte, so ist das kaum richtig. Zwar ist Rom viele Jahrhunderte hindurch die erste Macht gewesen — hat es Palästina retten können? Rußland teilte das Schicksal von Byzanz, weil dies das Schicksal von ganz Osteuropa war, das, an der Grenze Asiens gelegen, von dessen Horden viel zu leiden hatte. Rußland und Byzanz waren die Wellenbrecher gegen die asiatischen Völkerwogen. Das war die *Ungunst der geographischen Lage*. Auch die dahinterliegende Staatenreihe, Polen und Ungarn, ist teilweise davon noch in Mitleidenschaft gezogen worden. Erst die Staaten westlich von diesem Grenzwalle haben sich kulturell ungehindert entfalten können.

Indem Rußland ganz in den griechischen Gedankenkreis trat, nahm es auch jene Eigentümlichkeiten an, die sich als Folge des *Verhältnisses zwischen Staat und Kirche* in Byzanz ergeben hatten. Rom strebte den kirchlichen Absolutismus und die Weltherrschaft an. Das Papsttum begnügte sich nicht mit der dem Staat untergeordneten, selbst nicht mit der ihm nebengeordneten Stellung, sondern bestimmte, die geistliche Macht stehe über der weltlichen. Darüber entbrannte im Westen der Kampf zwischen der weltlichen Macht, die sich gutwillig nicht unterwerfen wollte, und der Kirche, der Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum (Investiturstreit). Diese Bewegung ist dem Osten erspart geblieben. Hier verharrte die Kirche dem Staate gegenüber in der Unterordnung, worin sie sich von Anbeginn befand. Daher die Allmacht des Staats in Rußland, obwohl auch hier die Kirche zu allen Zeiten einen großen Einfluß gehabt hat. Der Fürst konnte die Bischöfe ein- und absetzen. Selbst die kirchliche Abhängigkeit von Byzanz war mehr geduldet und gebräuchlich, als zu Recht bestehend. Paßte es dem Fürsten nicht, einen von Byzanz geschickten Bischof aufzunehmen, so nahm er einen andern dafür.

In einer Beziehung war die innere Umwandlung, die sich mit Wladimir vollzogen hatte, nachteilig für das Reich: es büßte an Thatkraft ein. Im Jahre 992 stieß Wladimir an der Südgrenze bei Perejaslaw(l) auf die Petschenegen. Ein Zweikampf sollte entscheiden. Nach langem Zaudern gelang es einem jungen Russen, den Riesen der Petschenegen in seinen Händen zu erwürgen. Um gegen weitere Einfälle das Land zu schützen, legte Wladimir eine Befestigungslinie an. Wir haben Spuren davon, daß er auch mit dem *Westen* Verbindungen angeknüpft hat, vor allem mit Rom, Deutschland, Polen und Böhmen. Sein Sohn Swjatopolk heiratete die Tochter Boleslaws I. von Polen. Vielleicht hängt damit irgendwie die Thatsache zusammen, daß Wladimir 981 die tscher(czer)wenischen Städte Halicz und Przemyśl (das spätere Rotrußland) in Besitz nahm und so die Westgrenze Rußlands bis zu den Karpathen vorschob.

Um das Jahr 1000 kam zu ihm Brun(o) von Querfurt, genannt Erzbischof der Heiden (gestorben 1009), der den wilden Petschenegen das Evangelium predigen wollte. Wladimir benutzte ihn als Vermittler eines Friedens mit den Petschenegen und begleitete ihn bis zur Grenze. Aus dem Berichte, den Bruno 1008 dem Kaiser Heinrich II. erstattete, lernen wir den Charakter Wladimirs gut kennen. Er schreibt: „Nachdem ich ein volles Jahr vergeblich bei den Ungarn geweilt hatte, begab ich mich zu den grausamsten aller Heiden, den Petschenegen [ähnlich lautet das Urteil des Matthias von Edessa]. Der Senior der Russen [Wladimir], Herr eines weiten Lands und großer Reichtümer, hielt mich einen Monat zurück, suchte mich von meiner Absicht abzubringen und sorgte um mich, als sei ich einer, der sich freiwillig ins Verderben stürzen wolle.... Da er aber nichts mit mir ausrichten konnte und außerdem ihn eine mich Unwürdigen betreffende Vision schreckte, geleitete er mich mit seinem Heere zwei Tage lang bis an die äußerste Grenze seines Reichs, die er mit einem äußerst festen und langen Pfahlwerk rings umschlossen hatte. Er saß ab; ich und meine Genossen gingen voran, während er mit den Vornehmsten seines Heers folgte. So schritten wir durch die Pforte. Er nahm auf einem Hügel, wir auf einem andern Stand. Ich selbst trug das Kreuz, das ich mit den Armen umschlang, und sang den bekannten Vers: ‚Petrus, wenn du mich lieb hast, weide meine Schafe.' Nachdem der Wechselgesang beendigt war, schickte der Fürst einen seiner Großen zu uns mit folgendem Auftrage: ‚Ich habe dich zur Stelle geleitet, wo mein Land aufhört und das der Feinde beginnt. So bitte ich dich um Gottes willen, büße nicht mir zur Schmach dein junges Leben ein; ich weiß, daß du morgen vor der dritten Stunde ohn Ursach und Gewinn den bittern Tod wirst schmecken müssen.' Ich ließ ihm zurücksagen: ‚Möge dir Gott das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden erschlossen hast!' So brachen wir denn auf und gingen zwei Tage, ohne daß uns jemand ein Leid anthat. Am dritten Tag — es war ein Freitag — wurden wir dreimal: am Morgen, zu Mittag und um die neunte Stunde, mit gebeugtem Nacken zur Hinrichtung gebracht und sind doch jedesmal unversehrt aus der Schar der Feinde hervorgegangen. Am Sonntage gelangten wir zu einem größern Stamm, und es wurde uns eine Gnadenfrist gegeben, bis durch Eilboten der ganze Stamm zur Beratung berufen sei. Um die neunte Stunde des nächsten Sonntags holte man uns zur Versammlung .... Da stürzte uns eine unzählige Menge ... entgegen und erhob ein schreckliches Geschrei. Mit tausend Äxten und tausend Schwertern ... drohten sie uns in Stücke zu hauen .... Endlich entrissen die Ältesten uns gewaltsam ihren Händen. Sie hörten uns an und erkannten in ihrer Weisheit, daß wir in guter Absicht zu ihnen gekommen waren. So verweilten wir denn ... fünf Monate bei diesem Volke, zogen durch drei seiner Gebiete; das vierte erreichten wir nicht, aber Boten seiner Edelsten kamen zu uns. Nachdem gegen dreißig Seelen dem Christentume gewonnen waren, schlossen wir auf die Hand des Herrn einen Frieden, wie ihn, ihrer Meinung nach, außer uns keiner hätte abschließen können. ‚Dieser Frieden', sagten sie, ‚ist durch dich geschlossen. Ist er, wie du versprichst, von Dauer, so wollen wir alle gern Christen werden; wenn aber der Fürst in der Treue nicht feststeht, dann müssen wir nur an den Krieg, nicht an das Christentum denken.' Zu diesem Zwecke ging ich wieder zum Fürsten der Russen, der um Gottes willen Genüge that und seinen Sohn zum Geisel gab. Wir aber weihten einen der Unsrigen zum Bischofe; den setzte er zugleich mit seinem Sohn in die Mitte des Lands. So herrscht nun ... christliches Gebot beim schlimmsten und grausamsten Volke, das von allen Heiden auf Erden lebt." Hier bricht der wichtige Brief, der zugleich der einzige zeitgenössische Bericht über Wladimir ist, leider ab. Wahrscheinlich ist der heilige Bruno einer slawischen Sprache mächtig gewesen.

Nach den spätern Chronisten war Wladimir bei seinem Volke sehr beliebt. Mit besonderm Behagen erzählt die Überlieferung, wie er allwöchentlich mit seiner Družina und den Ältesten der Stadt Kijew an der Tafel schmauste. In historischen Liedern wird er als Sonnenheld gefeiert und die schöne, rote Sonne (krasnoje solnyszko) Rußlands genannt. Die Kirche zählt ihn zu ihren Heiligen.

c) Jaroslaw; der Seniorat.

Wladimir starb 1015. Wahrscheinlich geraume Zeit vor seinem Tode hatte er sein Reich unter seine Söhne folgendermaßen verteilt: Swjatopolk erhielt Turow, Isjaslaw Polock, Boris Rostow, Gleb Murom, Swjatoslaw das Drěwljanenland, Wsewolod Wolhynien, Mstislaw Tmutorokan (S. 369). Ob und wie er über Kijew verfügt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls entbrannte unmittelbar nach seinem Tode der Kampf darüber. Die Družina hatte sich Boris, einen der Söhne der Griechin Anna (S. 443), gewünscht. Aber Boris wie sein Bruder Gleb waren abwesend, und der Regierung bemächtigte sich der damals in Kijew weilende Swjatopolk, der Schwiegersohn Boleslaws I. von Polen, trotzdem daß man den Tod des Vaters bis zur Ankunft des Boris verheimlichen wollte. Dieser trat selbst die Herrschaft dem ältern Bruder ab, fiel jedoch mit Gleb und Swjatoslaw von Mörderhand; Boris und Gleb wurden als heilige Märtyrer verehrt, und viele Kirchen führen ihre Namen.

Schrecken kam nun über die übrigen Brüder. Jaroslaw von Nowgorod zog sofort gegen Swjatopolk, schlug „den gottvergeßnen Sünder" bei Lubetsch und zwang ihn zur Flucht nach Polen. Jaroslaw blieb seitdem in Kijew; denn Swjatopolk, der 1017 durch Boleslaw von Polen (der bei dieser Gelegenheit 1018 Przemyśl eroberte) wieder eingesetzt ward, konnte sich nicht halten. Noch hatte Jaroslaw einen Kampf mit Mstislaw von Tmutorokan zu bestehen. Mit Hilfe von Kasogen (S. 441), Chazaren, Sěwerjanen erzwang Mstislaw 1023 eine neue Reichsteilung: er erhielt das ganze Land östlich vom Dnjepr mit dem Sitz in Tschernigow. Jaroslaws Regierung war für die Entwicklung Rußlands von Bedeutung. Wir nehmen besonders eine Erkaltung der Beziehungen zu den Warägern wahr, die ihm unbequem, ja gefährlich zu werden begannen. Zwischen ihnen und den Nowgorodern entstanden blutige Schlägereien. Jaroslaw hielt zu jenen und schickte, was schon 980 Wladimir versucht hatte, die Waräger außer Lands; in Byzanz begegnen uns die Ῥῶς Βάραγγοι noch im ausgehenden 11. Jahrhundert. So bricht mit Jaroslaw das warägische Zeitalter Rußlands ab.

Rußland erscheint schon als ein großes slawisches Gemeinwesen mit eigner Politik und nationalem Bewußtsein. Und als ob die Kriege mit Byzanz einst lediglich warägischem Trieb entsprungen wären, fand unter Jaroslaw der letzte feindliche Zusammenstoß Rußlands mit dem Kaisertume statt. Ein Streit zwischen russischen Kaufleuten und Byzantinern war die Veranlassung. Der Rachezug, womit Jaroslaw 1043 seinen Sohn Wladimir betraute, endete unglücklich, wieder infolge der vernichtenden Wirkung des griechischen Feuers. Nur ein Teil des russischen Heers vermochte sich zu retten und den verfolgenden Griechen eine Schlappe beizubringen. Obwohl Jaroslaw kein Kriegsheld im Stile Swjatoslaws war, hat er doch das Schwert zu führen verstanden. Den Petschenegen brachte er eine solche Niederlage bei, daß sie nie mehr wagten, Rußland anzugreifen; bald ist ihr Name verschwunden. Ihre Rolle übernahm jedoch ein andres wildes Volk, die Polowzen (Polowcen), die wir schon (S. 91, 332, 372) als Kumanen kennen. Auch im Westen kämpfte Jaroslaw mit Litauern, Jatwingen (S. 429), Masoviern und half dort seinem Schwiegersohne Kasimir von Polen das Reich zurückerobern.

Kijew erreichte unter Jaroslaw den Gipfel seines Glanzes und erregte die Bewunderung des Westens; unter seinen (angeblich) 400 Kirchen ragte vor allem die Sophienkirche mit prächtigen Mosaiken hervor. Die Stadt mit ihren acht Märkten war der Sammelplatz der Kaufleute von Byzanz, Deutschland, Skandinavien, Ungarn, Holland; auf dem Dnjepr zogen Flotten von Kauffahrern ihre Furchen. Jaroslaw stiftete Klöster, so das Kryptenkloster (Petscherskaja Lawra) zu Kijew, das zur Pflanzstätte der Kultur für Rußland werden sollte. Selbst schriftkundig, sorgte Jaroslaw für Schulen und gründete eine solche in seinem geliebten Nowgorod für 300 Knaben. Er hat nicht genug Künstler gehabt, um alle Kirchen zu schmücken, und nicht genug Priester, um den Gottesdienst zu versehen. Er berief von Byzanz griechische Kirchensänger nach der Hauptstadt, welche die russische Geistlichkeit unterweisen sollten. Nicht ohne Grund nannte daher Adam von Bremen Kijew die Nebenbuhlerin Konstantinopels und die schönste Zier des Griechenlands. Und da Rußland bis dahin keine geschriebnen Gesetze hatte, so ließ Jaroslaw die geübte Rechtsprechung aufzeichnen („Ruskaja Prawda"). Dieses einfache Gesetzbuch bietet eigentlich bloß ein Strafausmaß für verschiedne Verbrechen, eine Festsetzung der Bußgelder; Todes- und andre körperliche Strafen kennt es nicht. Immerhin war das ein vielversprechender Anfang. Auch das erste Kirchengesetz für Rußland ist unter Jaroslaw niedergeschrieben worden.

Jaroslaw stand bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen. Er trat mit mehreren fürstlichen Häusern: Norwegen, Polen, Ungarn, Frankreich*, in verwandtschaftliche Beziehungen und war als Bundesgenosse gesucht. Ihn nannte das russische Volk den Weisen; auch die skandinavischen Sagas wissen viel von ihm zu erzählen. Sollte jedoch das Reich in alter Größe erhalten bleiben, so mußte die Thronfolge irgendwie geregelt werden. In alten Zeiten, wo der Staat auf patriarchalische Weise regiert wurde und der Fürst wie ein Familienvater waltete, wo die Fürstenkasse zugleich Staatskasse und die fürstlichen Hofämter zugleich Staatsämter waren, wo also das Reich als Privateigentum des Fürsten galt, da war auch Privatrecht zugleich Staatsrecht, da verfügte der Fürst über das Reich wie über sein Hab und Gut. Und wie nach dem damaligen Privatrechte jedes Kind Anspruch auf einen Teil des väterlichen oder Familien-Vermögens hatte, so hatte auch jedes Mitglied des regierenden Hauses Anspruch auf einen Teil des Reichs. Da nun im Sinne der slawisch-germanischen Bestimmungen innerhalb der Hausgenossenschaft der Älteste des Stamms oder der Familie das Regiment führte, so waren auch im Reiche die Jüngern dem Ältesten zu Gehorsam verpflichtet. Dies war der sogenannte Seniorat. So war auch Rußland schon seit langem regiert worden. Es hatte sich hier seit Oleg der Brauch ausgebildet, daß der Älteste in Kijew sitzen solle, während ihm die Jüngern anderswo gleichsam unterthan wären. Ähnlich hatte Swjatoslaw das Reich unter seine Söhne geteilt, sich nur die großfürstliche Würde vorbehaltend. Der Russischen Chronik zufolge hat nun Jaroslaw, sein Ende vorausseheud, folgendes verordnet: „Isjaslaw, euer ältester Bruder, wird meine Stelle vertreten und in Kijew thronen. Ordnet euch ihm unter, wie ihr euch euerm Vater untergeordnet habt. Swjatoslaw gebe ich Tschernigow, Wsewolod Perejaslaw(l), Wjatscheslaw S(j)molensk. Der Jüngste, Igor, erhält Wladimir mit Wolhynien. Jeder aber sei mit seinem Anteile zufrieden; wenn nicht, so soll der ältere Bruder über euch zu Recht sitzen als Herr. Er wird den Bedrängten verteidigen und den Schuldigen strafen." Damit hat Jaroslaw lediglich nach altem Brauche gehandelt. Wie weit die Befugnisse gingen, die das Gewohnheitsrecht dem „Ältesten" einräumte, zeigt der damals geläufige Ausdruck: der Jüngere ritt nach

* Jaroslaws Tochter Anna heiratete 1051 den König Heinrich I. von Frankreich (gest. 1060).

dem Zügel des ältern; er hatte ihn zum Herrn, stand in seinem Willen und sah auf ihn. Der in Kijew sitzende Großfürst war Herr über das gesamte Rußland, verfügt über erledigte Fürstentümer, ist Oberrichter und Oberfeldherr.

Die wahrscheinlich von Jaroslaw eingeführte Neuerung bestand nur darin, daß er genau bestimmte, in welcher Reihenfolge nach dem Tode des Großfürsten die übrigen vorrücken sollen. Die Gebiete, die er seinen Söhnen je nach dem Alter und Range zugewiesen hatte, bildeten zugleich die Aufrückungsreihe: Kijew I, Tschernigow II, Perejaslaw(l) III, Smolensk IV, Wladimir V. Man gelangte auf den großfürstlichen Stuhl nur auf dem Wege von V bis I. Starb ein Teilfürst vor dem Ältern, also ohne nach Kijew gelangt zu sein, so blieben auch seine Söhne von der großfürstlichen Würde ausgeschlossen; so mußte sich gleich der Sohn Wladimirs von Nowgorod (gest. 1052), Rostislaw, jede Anwartschaft auf Kijew versagen. Solche vom Vorrücken von vornherein ausgeschloßnen Fürsten, deren Väter nicht Großfürsten gewesen waren, nannte man Isgoji. Gerade darin lag aber die Schwäche des Gesetzes; denn die Zurückgesetzten empfanden das als ein Unrecht und griffen zu den Waffen. Es bildeten sich Bünde, die sich einander befehdeten. Zugleich war die Stellung des Großfürsten nicht stark genug, um Ordnung zu schaffen. Seine Macht wurzelte lediglich in der Vorstellung einer väterlichen Gewalt, der die wirkliche Machtgrundlage fehlte: er hat ja gerade so nur einen Teil bekommen, wie die andern. Wollte er dem Seniorate Geltung verschaffen, so mußte er Bundesgenossen suchen. Und weil die Ichsucht immer stärker ist als der Gemeinsinn, so wurde Rußland bei der jetzt größern Zahl von Mitgliedern des Herrscherhauses in langjährige Bürgerkriege gestürzt. Seitdem bestanden nebeneinander mehrere Teilfürstentümer in Rußland, die in ewiger Fehde miteinander lagen, weil die gesetzliche Ordnung überdies durch unvorhergesehne Zwischenfälle durchbrochen wurde. In jener mangelhaften Bestimmung und der starken Vermehrung der Rurikowitsche (s. den Stammbaum bei S. 443) ist der Grund des Übels zu suchen.

So endet mit Jaroslaw (gest. 1054) das glänzende Zeitalter. In viele Gebiete zerstückelt, in dauernden Bürgerkriegen seine Kräfte verzehrend, sank Rußland bald von der Höhe herab, die es im starken Anlauf erklommen hatte. Vielleicht hat auch deshalb die Überlieferung den letzten Fürsten der alten Zeit, den letzten Alleinherrscher mit so viel Glanz umgossen.

C. Der Niedergang des südrussischen Einheitsstaats.

Gleich der erste Nachfolger Jaroslaws, der Großfürst Isjaslaw, den noch der Vater selbst in Kijew eingesetzt hatte, konnte sich nicht behaupten: die Kijewer verjagten ihn und erhoben einen außerhalb der vorgeschriebnen Reihenfolge stehenden Fürsten zu ihrem Herrn. Darüber entbrannte sofort ein Kampf, der Jahrhunderte dauern sollte. Und kein russischer Fürst hat es verschmäht, in der Not Polen, Deutsche, Litauer, Ungarn oder gar Polowzen zu Hilfe zu rufen. Jaroslaws erster Helfer war der polnische Herzog Boleslaw II. der Kühne, der 1069 Kijew, wie einst Boleslaw I., eroberte und zum ersten Male plünderte. Bald aber mußte der bedrohte Isjaslaw wieder weichen. Vergebens suchte er neue Hilfe bei den Polen. Dann ging er 1075 zum Kaiser Heinrich IV.; doch konnte dessen Gesandtschaft in Kijew nichts ausrichten. So hat Isjaslaw, um nichts unversucht zu lassen, seinen Sohn Jaropolk sogar nach Rom zum Papst Gregor VII. geschickt (dasselbe that später sein zweiter Sohn Sjwatopolk, Großfürst von 1093 bis 1114). Bedenkt man, daß damals der Investiturkampf seinen Höhepunkt erreicht hatte und der Gegensatz zwischen Rom und der griechischen Kirche seit 1054 zum unüberbrückbaren Durchbruche gekommen war, so muß man vom russischen Standpunkt aus Isjaslaws Verwerflichkeit

verurteilen, womit er die Ehre seines Lands überall zu Markte trug. Hatte er ohne Entgelt weder Polen noch Deutschland zur Hilfeleistung bewegen können, so erklärte er sich nun auch in Rom für einen Vasallen des päpstlichen Stuhls. Der Papst ernannte zum Danke seinen Sohn Jaropolk zu seinem Nachfolger. Wäre das gelungen, so wäre in Rußland, gewiß nur zu dessen Vorteile, mit einem Male die erbliche Monarchie eingeführt worden. Aber Isjaslaw ist nie mehr zur Regierung gekommen.

Sonst hat es nicht an tüchtigen Fürsten, an Helden von altem Schlage gefehlt; aber sie rieben sich gegenseitig auf. Alle sahen darin das Verderben Rußlands; doch niemand wollte oder konnte dem abhelfen. Der Sohn jenes Wsewolod, dem bei der Teilung Jaroslaws das Gebiet von Perejaslaw zugefallen war, Wladimir Monomach, war milden Charakters, gerecht, fromm, dabei tapfer und klug. Immer war er bestrebt, Streitigkeiten auf friedlichem Weg auszugleichen, indem er auf die großen Verheerungen hinwies, welche die Polowzen anrichteten. Endlich schlossen die Fürsten einen Friedensbund, indem sie sich 1097 in Lubetsch bei Tschernigow am Dnjepr versammelten. Die Quelle alles Übels sah man in der Bestimmung, daß die Fürsten, indem sie von Land zu Land auf- und Kijew näherrückten, sich nirgends heimisch fühlten, sondern ihre Fürstentümer vernachlässigten. Darum beschloß man hier, jeder Rurikowitsch solle in seinem väterlichen Anteile bleiben. Alle küßten das Friedenskreuz und versprachen, das Land gemeinschaftlich gegen die Polowzen zu verteidigen.

Aber auch die in Lubetsch zum Staatsgesetz erhobne Erblichkeit machte dem Bürgerkriege kein Ende. David von Wolhynien, der Sohn Igors und Enkel Jaroslaws, lag im Streite mit den Söhnen Rostislaws: Wolodar von Terebowla und Was(s)ilko von Przemyśl. Kaum waren die Fürsten auseinander gegangen, als Großfürst Swjatopolk infolge der Einflüsterungen Davids den Wasilko nach Kijew lockte und dann jenem auslieferte, der ihn blenden ließ. Wieder versammelten sich die Fürsten 1100 in Uwjatyči (Witičewo) am Dnjepr und schlossen von neuem Frieden; Wladimir Monomach war auch diesmal der Urheber. Von 1113—25 Großfürst, führte er kräftig und gerecht die Regierung. Erhalten sind uns von ihm ein Brief, den er an Oleg von Tschernigow geschrieben hat, und sein Testament, woraus einige Hauptstellen mitgeteilt zu werden verdienen. „Da mein Ende naht, danke ich dem Allerhöchsten, daß er meine Tage gemehrt hat ... Lobet den Herrn, liebe Kinder, und liebt auch die Menschen. Weder Fasten, noch Einsamkeit, noch Mönchtum werden euch retten, sondern Wohlthun ... Führt nicht immer den Namen Gottes im Munde; wenn ihr aber einen Eid durch Kreuzküssung bekräftigt habt, so brechet ihn nicht ... Sehet in eurer Wirtschaft selbst fleißig nach allem und verlasset euch nicht auf Knappen und Amtleute; sonst werden die Gäste Schlimmes von euerm Hause reden. Im Kriege seid thätig, euern Woiwoden zum Vorbilde ... Wenn ihr durch euer Land reiset, duldet nicht, daß eure Mannen das Volk beleidigen, sondern wo ihr Halt macht, sollt ihr euern Wirten zu essen und zu trinken geben. Vor allem aber ehret eure Gäste, die edeln und die unedeln, die Kaufleute und die Gesandten; wenn ihr sie nicht beschenken könnt, so stellt sie wenigstens mit Speise und Trank zufrieden. Denn die Gäste machen uns bösen und guten Leumund in fremden Landen ... Liebet eure Frauen; aber lasset euch von ihnen nicht beherrschen ... Das Gute, das ihr hört, sollt ihr behalten, was ihr nicht wisset, lernen. Mein Vater konnte in fünf Sprachen reden ... Der Mensch soll stets beschäftigt sein. Wenn ihr auf Reisen seid, zu Roß und kein Geschäft habt, gebt euch nicht eiteln Gedanken hin, sondern sagt euer Gebet aus dem Gedächtnis her, wenn nicht anders, das kürzeste und beste: Herr erbarme dich! Schlafet nie ein, ohne euch zur Erde gebeugt zu haben; fühlt ihr euch aber

unwohl, so verbeugt euch dreimal zur Erde. Nie treffe euch die Sonne im Bett! Gehet früh in die Kirche, Gott den Morgendank zu bringen: so hat es mein Vater gethan, so thaten es alle guten Männer ... Darauf saß man zu Rate mit der Družina oder zu Recht über das Volk, oder man ritt auf die Jagd. Um die Mittagszeit legte man sich aber zu Bette; denn nicht nur den Menschen, sondern auch den vierfüßigen Tieren und Vögeln hat Gott die Mittagszeit zur Ruhe bestimmt. So hat auch euer Vater gelebt. Ich habe stets selbst gethan, was ich durch meine Diener hätte verrichten können ... Ich selbst führte Aufsicht über Kirche und Gottesdienst, über Haushalt, Marstall, Jagd, Habichte und Falken. Feldzüge hab' ich im ganzen dreiundachtzig geführt, die geringern nicht gezählt. Mit den Polowzen schloß ich neunzehn Friedensverträge. Mehr als hundert ihrer besten Fürsten habe ich gefangen genommen und darauf freigegeben; mehr als zweihundert habe ich hingerichtet und in Flüssen ertränken lassen. Wer ist rascher gereist als ich? Wenn ich in der Frühe von Tschernigow aufbrach, war ich vor dem Abendgebet in Kijew ... Ich liebte die Jagd, und oft habe ich mit euerm Oheime wilde Tiere gefangen. Wie oft bin ich gestürzt ... Aber der Herr hat mich bewahrt. Darum, liebe Kinder, fürchtet weder Tod noch Kampf noch wilde Tiere. Seid Männer, was immer Gott über euch verhängen mag! Hat die Vorsehung uns den Tod bestimmt, so können weder Vater noch Mutter noch Bruder uns retten. Nur Gottes Schutz sei die Hoffnung des Menschen." Als Wladimir Monomach 1125 starb, „weinte alles Volk", sagt sein Zeitgenosse Nestor (S. 427).

Die Zahl der um Kijew streitenden Fürsten vermehrte sich immer mehr, und mit ihr wuchs die Not Rußlands. Besonders Südrußland konnte nicht mehr zur Ruhe kommen und der wilden Steppenbewohner sich erwehren. Es war noch ein Glück, daß unter diesen letztern ebenfalls starke Feindschaft bestand. Die westlichen: die Torken, Berendejer und Petschenegen, die man zusammen Tschornyje Klobuki (Schwarzkappen) nannte, waren Todfeinde der Polowzen, hielten daher zu Rußland und wurden hier angesiedelt. Bald gingen sie in das russische Volk über und gaben dem südrussischen Volkstum eine eigentümliche Beimischung. Diese Steppenvölker kämpften als Verbündete des einen russischen Fürsten gegen andre, bis alle slawisiert waren. Doch noch im 16. Jahrhundert hat sich ein Stamm im Skwirschen Bezirke bei Kijew „Polowzen" genannt.

Die Folge alles dessen war der politische und wirtschaftliche Zusammenbruch Südrußlands. Ferner kam es aus denselben Gründen dahin, daß die Fürsten, die von dem Wettbewerb um Kijew ausgeschlossen waren, sich von der Oberherrschaft des dortigen Großfürsten losmachten, und daß ganz unabhängige Fürstentümer entstanden. So war es mit Polock, Nowgorod, Rostow, Turow, Pskow, Wjatka und im Westen mit Halicz.

4. Rußland von der Mitte des 11. bis zum Beginne des 14. Jahrhunderts.

A. Das Zeitalter der Teilfürsten bis zum Jahre 1240.

a) Halicz.

Im Südwesten Rußlands, im Dnjestrgebiete, bildete sich ein starkes Fürstentum. Wladimir, der von Jaroslaw dem Weisen mit der Führung des Kriegszugs gegen Byzanz 1043 betraut worden und noch vor dem Vater 1052 als Fürst von Nowgorod gestorben war, hatte einen Sohn Rostislaw hinterlassen, der, als Isgoj ohne Anrecht auf den großfürstlichen Thron,

nur mit Rostow abgefunden wurde. Als dann einer von seinen Oheimen, Wjatscheslaw von Smolensk, starb und der jüngste Oheim, Igor, von Wolhynien nach Smolensk vorrückte, bekam Rostislaw Wolhynien, während Rostow zu Perejaslaw geschlagen wurde. Als aber auch Igor in Smolensk 1060 starb und Rostislaw sich Hoffnung machte, weiter nach Smolensk (und später einmal auch nach Kijew) aufzurücken, wollten ihm die Oheime dieses Zugeständnis nicht mehr machen. So ging der unternehmungslustige Fürst 1064 mit seiner Družina vom äußersten Westen Rußlands quer nach dem äußersten Osten, nach Tmutorokan, und vertrieb den Fürsten Gleb, den Sohn seines Oheims Swjatoslaw von Tschernigow. Aber als nächster Nachbar der Byzantiner erregte er ihre Besorgnis; ein zu ihm gesandter Katapan gewann sein Vertrauen und vergiftete ihn 1066.

Rostislaws Söhne Rurik, Wolodar und Wa(s)silko erhielten als Erbe einen Teil des wolhynischen Fürstentums, Przemyśl und Terebowla; diese „tscherwenischen Städte", 981 von Wladimir dem Großen erobert und 1018 durch Boleslaw I. von Polen weggenommen (S. 447), hatte 1031 Jaroslaw in der Zeit der polnischen Unruhen zurückgewonnen. Der Fürstentag von Lubetsch bestätigte ihnen das. Die Bemühungen des Igoriden David von Wolhynien, dieses Gebiet den Rostislawitschen abzujagen (Blendung Wasilkos; S. 450), blieben ohne Erfolg. Im 12. Jahrhundert entstanden hier neue Bistümer, so in Przemyśl (1120), in Halicz (um 1157). Der Sohn Wolodars, Wladimirko, vereinigte nach dem Tode seines Vaters, seiner Oheime und seines Bruders Rostislaw von Przemyśl das ganze Land 1126 in seiner Hand und erhob Halicz (Halicz) am Dnjestr zu seiner Residenz. Als er 1153 starb, hinterließ er ein Fürstentum, das sich vom Sanflusse bis beinahe zur Mündung des Dnjestr erstreckte, seinem einzigen Sohne Jaroslaw Osmomysl, der bis 1187 regierte. Die Chronik rühmt die Weisheit und Gelehrsamkeit dieses Fürsten, der für Kultur sorgte und eine bemerkenswerte Bücherei besaß. Das Haliczer Fürstentum (Galizien) schien Kijew verdunkeln zu wollen.

Dieses an die Westgrenze Rußlands vorgeschobne Fürstentum hatte die Aufgabe, die Angriffe der Ungarn unter Béla III. (S. 373) und der damals in innerm Zwiste befindlichen Polen abzuwehren. Doch schon unter dem Sohne des Osmomysl, Wladimir (gegen 1200), brachte es Roman von Wolhynien, von galizischen Bojaren berufen, an sich und gründete durch diese Vereinigung Wolhyniens mit Halicz eine Herrschaft, die vielleicht die stärkste unter allen russischen und größer als das damalige polnische Reich war. Roman verfügte über den Kijewer Thron und kämpfte mit Polen, Litauern und Ungarn. Der wolhynische Chronist nennt ihn Alleinherrscher von ganz Rußland. Der vertriebne Wladimir suchte beim deutschen Kaiser Zuflucht. Papst Innocenz III., zu dessen Ohren der Ruhm Romans drang, schickte an ihn eine Gesandtschaft, bot ihm die königliche Krone an und forderte ihn auf, zum Katholizismus überzutreten, erhielt aber eine abweisende Antwort. Die Nähe von Ungarn und Polen bewirkte, daß hier mehr als in andern Teilen Rußlands die Družina des Fürsten, der Adel zur Bedeutung kam und das Schicksal des Lands beeinflußte: Roman unterdrückte diese Bewegung. Er soll unbotmäßige Bojaren haben vierteilen oder lebendig in die Erde vergraben lassen: „um in Ruhe eine Honigwabe verzehren zu können, muß man die Bienen vernichten", pflegte er zu sagen.

Als Roman 1205 in der Schlacht bei Zawichost fiel und minderjährige Söhne, Daniel und Wasilko, hinterließ, entstanden langjährige Kriege um den Besitz des Lands: jetzt wurden Fürsten gemartert und aufgehängt. Diese Wirren ausnutzend, besetzten Polen und Ungarn das Land. Koloman, ein Sohn des ungarischen Königs Andreas II., vermählt mit der polnischen Prinzessin Salome (vgl. den Stammbaum bei S. 376), wurde auf den Haliczer Thron gesetzt.

Nur mit Mühe hat diesen dann Daniel 1229 wieder erobert; doch erst 1239 gelang es ihm, das ganze Erbe zurückzugewinnen. Nun wählte er Cholm zu seiner Residenz.

Von übeln Folgen für Rußland war die Entfremdung des Nordwestens. Die Fürsten von Polock im Flußnetze des Niemen und der Düna waren zu schwach, sich vor den Schweden und den Deutschen, dann vor den Litauern zu schützen (S. 478 unten). Die Schwächung dieses Gebiets hat erst die Entstehung eines starken litauischen Staats ermöglicht.

b) Nowgorod.

Auch Nowgorod strebte nach Unabhängigkeit; hatte es doch durch die Kämpfe um Kijew viel zu leiden. Nicht Fürst und nicht Bojaren, sondern die Bürgerversammlung (weče; S. 435) regierte hier. Nowgorod war ein bedeutender Handelsstaat und von großem Einfluß auf die Geschichte des slawisch-finnischen Nordens. Hier nimmt ja die Geschichte Rußlands ihren Anfang. Einst waren die Nowgoroder die einzigen und die ersten, die gegen die Waräger Stellung nahmen und sie aus Rußland schließlich verdrängten. Als Jaroslaw der Weise, von seinem Bruder Swjatopolk und den Polen geschlagen, nach Nowgorod kam und übers Meer wollte, zerhieben ihm die Nowgoroder die Boote, besteuerten sich selbst zu Kriegszwecken und zwangen ihn, es noch einmal mit Swjatopolk aufzunehmen. Als er dann wirklich an ihrer Spitze siegte, ehrte er Nowgorod hoch und soll ihm 1019 Vorrechte erteilt haben; die Erinnerung an ihn war auch den Nowgorodern immer heilig. Kein Fürst vermochte aber, in der mehr als 100,000 Einwohner zählenden und rührigen Handelsstadt unabhängig zu schalten, kein Herrschergeschlecht hier festen Fuß zu fassen. Der Fürst mußte den Eid leisten, ihre Gerechtsame beobachten zu wollen. Ohne Beistand des städtischen „Possadnik" durfte er kein Recht sprechen, vor allem keine Streitsache vor ein fremdes Gericht ziehen. Er konnte im Stadtgebiete weder Dörfer erwerben, noch neue gründen. Seine Einkünfte waren genau festgesetzt. Der Fürst hatte zwar das Recht, die Volksversammlungen zusammenzuberufen, die sich beim Schalle der Sturmglocken im „Hofe Jaroslaws" versammelten. Aber diese waren mächtiger als er, der mit seiner kleinen Družina, die weder zur Bürgerschaft gehörte noch im Innern wohnen durfte, die große Stadt unmöglich im Zaume halten konnte. Ließ sich der Fürst etwas zu Schulden kommen, so wurde er unter Anklage gestellt. Gefiel er nicht, so „grüßte man ihn und wies ihm den Weg". Als Fürst Wsewolod-Gabriel, der Nowgorod mit Perejaslaw tauschte, 1132 zurückkam, sagte ihm das Wetsche: „Du hast deinen Schwur, mit uns zu sterben, vergessen, hast dir ein neues Fürstentum gesucht: so geh jetzt, wohin du willst." Die Volksversammlung berief auch neue Fürsten. Deswegen gingen die Fürsten nicht gern nach Nowgorod. Als im 12. Jahrhundert dort ein Erzbistum gegründet ward, wurde selbst der Erzbischof durch die Volksversammlung gewählt und natürlich auch abgesetzt, wenn man etwas gegen ihn hatte. Sogar in den Glaubenssachen entschied das Wetsche. Die Stadt nannte sich daher stolz „Herr, großes Nowgorod" (gospodin welikij Nowgorod). Sie war voll von Kirchen und Klöstern, gestiftet von Privatleuten. Da der Boden sandig war, mußte sie sich ausbreiten, kolonisieren und weithin Handel treiben: namentlich nach Nordeuropa, doch auch bis ins ferne Morgenland. Unabhängige Družinen gingen auf Abenteuer aus, unterwarfen Länder und gründeten Kolonien, so den später bedeutenden Freistaat Wjatka, der (ähnlich wie auch Pskow) von seiner Bürgerversammlung regiert wurde. Die Nowgoroder galten als gute Seefahrer; ihre Kaufleute bildeten eine besondere Gilde. Die Slawisierung des osteuropäischen Nordens ist zum größten Teile das Verdienst Nowgorods. (Über den Untergang seiner Freiheit vgl. S. 505.)

c) Susdal-Wladimir.

Der Fürstenkongreß zu Lubetsch, der die Erbsässigkeit der Fürsten beschloß, hatte das finnische Gebiet um Rostow herum dem Geschlechte Monomachs zugewiesen (vgl. S. 450). Dort gründete Monomach an der Kljasma eine Stadt, die seinen Namen Wladimir bekam. Der Sohn Monomachs, Jurij Dolgorukij, war der erste selbständige Fürst von Rostow. Sein Ziel, Großfürst in Kijew zu werden, erreichte er bald. Doch sorgte er mehr für sein Erbe im Norden, für Wladimir und Susdal (Suzdal). Dorthin führte er die unzufriedne Bevölkerung aus dem Süden; dort gründete er Städte, angeblich auch Moskau, das 1147 zuerst genannt wird. Sein Sohn Andrej Bogolubskij, der 1157 zur Regierung kam, kümmerte sich um den Süden schon gar nicht mehr, da Kijew keine Zukunft habe: seit 1125 war dessen großfürstliche Würde achtzehn Male von Hand zu Hand gegangen! Im Jahre 1169 brachte er einen Bund von elf Fürsten zu stande, an dessen Spitze er seinen Sohn Mstislaw stellte. Dieser nahm Kijew schon am dritten Tage mit Sturm und ließ es schrecklich plündern. Daß die allen Russen heilige Stadt, die Mutter aller russischen Städte, das Ziel des Ehrgeizes ihrer Fürsten, von ihren eignen Söhnen erobert worden war, machte im ganzen Lande großen Eindruck; viele glaubten, das Ende Rußlands sei gekommen. Mit dem Glanz und der Bedeutung Kijews war es zu Ende. Andrej nahm zwar den großfürstlichen Titel an, schickte aber nach Kijew seinen Bruder Gleb, der auch den Titel Großfürst führte. Doch andre Häupter der fürstlichen Familien: die von Halicz, Smolensk, Tschernigow, nahmen ebenfalls den Titel Großfürst an. Daß jedoch der von Susdal-Wladimir, der Eroberer Kijews, der eigentliche Herr von Rußland sei, war nicht zweifelhaft; Wladimir an der Kljasma sollte der Mittelpunkt des Reichs werden.

Jurij Dolgorukij und Andrej Bogolubskij sahen klar auf den Grund der Dinge. Unabhängig von Bojarentum (Družina) und Stadtgemeinde, die im Süden letzthin öfters über den Thron verfügt hatten, wollten sie eine starke fürstliche Gewalt begründen. Vater und Sohn waren daher rücksichtslos gegen die Bojaren; waren es doch im Norden meist frische Ankömmlinge, Kolonisten, die sich von vornherein in die neuen Verhältnisse fügen mußten. Auch die Städte waren einflußlose neue Pflanzungen, die so wurden, wie sie ihr Gründer zu haben wünschte. Deshalb hatte ja Andrej im Lande Susdal weder Rostow noch Susdal mit ihren alten Bürgerversammlungen (weče), sondern den unbedeutenden Marktflecken Wladimir zur Residenz ausersehen. Hier konnte eine unumschränkte Gewalt entstehen, die Rußland vor dem Untergange zu retten im stande war. Zwar fiel Andrej 1175, von Bojaren ermordet; aber seine Nachfolger hielten daran fest, die Družina lediglich als Unterthanen zu behandeln.

Während der traurigen Bürgerkriege wurde das Bewußtsein von einem gemeinschaftlichen russischen Vaterlande weniger durch die Blutsverwandtschaft der regierenden Fürsten als durch die Kirche aufrecht erhalten. Auch beruhte in der letzten Zeit der Glanz Kijews mehr darauf, daß dort die ältesten Kirchen waren, namentlich das berühmte Höhlenkloster, worin die Gebeine der Heiligen ruhten, und daß dort der oberste Kirchenfürst residierte. Sollte nun Wladimir an der Kljasma mit Kijew ernstlich in Wettbewerb treten können, so mußte es einen Metropoliten und schöne Kirchen bekommen. Für beides sorgten die Fürsten. Bald gab es in Wladimir ein goldnes Thor wie in Kijew, eine Zehentkirche, mehrere Klöster, schöne Bauten. Bei der Plünderung Kijews hat man auch wertvolle Bilder, Kirchenparamente, Bücher und Glocken nach Wladimir geschleppt. Nur blieb die Bemühung beim Patriarchen von Konstantinopel, eine Metropolie in Susdal zu bekommen, vorläufig ohne Erfolg. Sonst wuchs die Macht Susdals

immer mehr. Der Bruder Andrejs, Wsewolod der „Große" (gest. 1212), war in ganz Rußland gefürchtet. Aber unter seinen Söhnen entstand wieder Streit, bis Konstantin die andern besiegte. Nach seinem Tode (1217) wurde sein Bruder Jurij II. (Georg) Großfürst von Wladimir. Er eroberte das Land der Mordwinen und gründete an der Mündung der Oka in die Wolga 1221 Nishnij Nowgorod (1350—90 Residenz der Fürsten von Susdal).

Drei Gewalten rangen um 1200 in Rußland um den Sieg: das Fürstentum, der Adel, die Volksversammlung (weče). In Halicz siegte das Bojarentum, in Nowgorod, Pskow und Wjatka die Bürgerschaft, in Susdal die Fürstengewalt; nur in Kijew bestanden alle drei Einrichtungen, sämtlich machtlos, nebeneinander. Darum mußten sich statt eines politischen Mittelpunkts in Rußland mehrere nebeneinander bilden.

B. Die Unterjochung Rußlands durch die Tataren.

a) Temudjin.

War Rußland schon durch die innern Streitigkeiten geschwächt, so brach jetzt noch ein Unglück über das Land herein, das größte, das es je getroffen hat. Im Jahre 1222 erschienen im Süden die Tataren (Mongolen) und stießen zunächst auf die nördlich vom Kaukasus wohnenden Alanen. Eine schreckliche Botschaft eilte ihnen voraus. Temudjin, der Djengis Chan (Bd. II, S. 167), hatte die mongolischen Stämme vereinigt, Nordchina, Chwaresmien, Bochara, Samarkand, Nordindien erobert und heimgesucht und trug sich jetzt mit dem Gedanken, auch Europa zu unterwerfen. Er hielt sich für die Geißel Gottes; die dem Fatalismus ergebnen Asiaten wagten oft keinen Widerstand.

Die Alanen verbanden sich mit den Polowzen; aber die Mongolen brachten die Polowzen durch Geschenke auf ihre Seite, unterjochten die Alanen und nach ihnen die treulosen Polowzen. Fliehend erschienen die letztern in Rußland. Die südrussischen Fürsten thaten sich zusammen; ihnen schlossen sich die Polowzen an, ihr Chan Basti unter Annahme des Christentums. Man beschloß, den Feinden zuvorzukommen und sie in der Steppe aufzusuchen. Da erschienen tatarische Gesandte in ihrem Lager, angeblich nur wegen der verhaßten Polowzen. In ihrer Verblendung wiesen die Russen das Friedensangebot ab und ließen die Gesandten töten; sie hatten über 80,000 Mann zusammengebracht. Am 16. Juni 1223 kam es an den Ufern des kleinen Flusses Kalka, der sich in das Asowsche Meer ergießt, zur Entscheidungsschlacht. Die Polowzen flohen zuerst und nötigten so die Russen zu einem Rückzuge, der in verderbliche Flucht ausartete. Mstislaw von Kijew verteidigte sich noch drei Tage lang in seinem befestigten Lager, fiel aber vertrauensselig schließlich in die Hände der Tataren; sechs Fürsten und 70 Bojaren waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Mstislaw und seine zwei Schwiegersöhne wurden unter Brettern erstickt, und über ihren Leichen feierten die Mongolen ihr Siegesfest. Kaum ein Zehntel des Heers vermochte sich zu retten. „Hinter ihm jagte ein zahlreiches Heer, plündernd, mordend und Städte verwüstend", erzählt der Araber ibn al-Athir; „es vereinigten sich viele russische Kaufleute, packten ihre Wertsachen und fuhren auf mehreren Schiffen in muselmännische Lande."

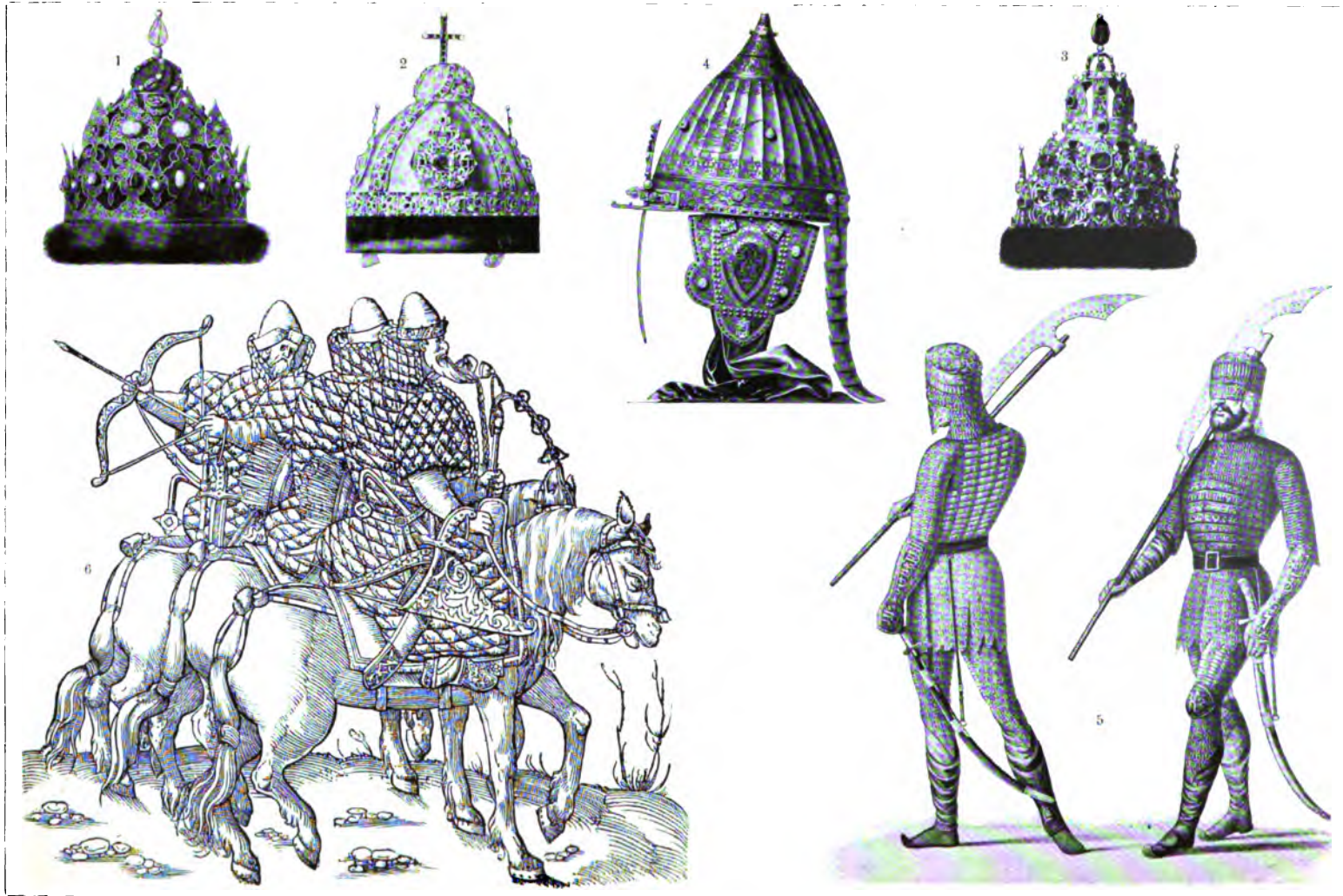
b) Die Goldne Horde.

Plötzlich wandte sich Temudjin nach Asien zurück; Rußland war gerettet. Der große Eroberer starb 1227; Nachfolger wurde sein dritter Sohn Ogdai (Ogotaj; Bd. II, S. 170). Von

der allgemeinen Reichsversammlung zu Karakorum wurde 1235 beschlossen, Rußland und Europa überhaupt zu erobern; Batu, ein Enkel Temudjins, erhielt den Oberbefehl. Im Jahre 1237 erschien das angeblich 500,000 Mann starke Mongolenheer in Rußland. Die Bulgaren an der Wolga leisteten geringen Widerstand; ihre Hauptstadt Bulgâr wurde zerstört. Die ebenfalls finnischen Mordwinen dagegen fielen überall den Tataren zu und wurden ihre Späher. Bald standen die Feinde vor Rjäsan; mit Hilfe starker Wurfmaschinen nahmen sie nach fünftägigem Sturm am 21. Dezember die Stadt ein und richteten da ein fürchterliches Blutbad an. Der Großfürst von Wladimir war schon vor der Schlacht weiter gegen Norden gegangen, wurde jedoch bald erreicht und erschlagen; das von seinen Söhnen Wsewolod und Mstislaw verteidigte Wladimir war bereits am 14. Februar 1238 gefallen. Das ganze Fürstentum Susdal wurde geplündert, Kolomna, Moskau, Wolokolamsk, Twer, Torschok eingeäschert. Batu stand schon in der Nähe von Nowgorod, als Tauwetter ein weiteres Vordringen der Mongolen unmöglich machte. Auf dem Rückzug eroberten sie nach siebenwöchiger tapferer Gegenwehr Koselok. Im Winter 1239 zog Batu gegen Südrußland. Die Eroberung erleichterten ihm die russischen Fürsten, die noch jetzt miteinander haderten. Daniel von Halicz bemächtigte sich Kijews und ließ es durch seinen Bojaren Dimitrij verteidigen; gegen die Übermacht half jedoch auch dessen Entschlossenheit nichts. Kijew fiel am 6. Dezember 1240 und wurde schrecklich verwüstet; selbst die Gräber wurden nicht verschont. Nur dem tapfern Dimitrij schenkte Batu, was er sonst nie that, das Leben und behielt ihn bei sich als Kriegsbeirat. Dann eroberte er Halicz; bloß Nowgorod hielt sich noch. Auch der höhern Kriegskunst der durchweg berittnen Mongolen waren die Russen erlegen: jene hatten sich sogar einer Art griechischen Feuers bedient. Polen, Ungarn und andre Nachbarreiche füllten sich mit russischen Flüchtlingen. In Rom, in Ungarn, in Böhmen und in Deutschland beriet man über Gegenmaßregeln; man dachte an die mythischen Zerstörer Gog und Magog, die erschienen seien, der Welt ein Ende zu machen. Ludwig IX. von Frankreich bereitete einen Kreuzzug vor.

Der tatarische Sturm brauste dann über Polen, Mähren, Ungarn, Dalmatien hin. Plötzlich (vgl. Bd. II, S. 171) floß die asiatische Welle wieder zurück. Nur Rußland blieb tatarisch. Die geflüchteten Fürsten kehrten zurück — als tatarische Vasallen. In den verwüsteten Städten suchte man sich irgendwie einzurichten. Die Ruinen wurden teilweise ausgebessert. Aber das Land war entvölkert; man suchte nach Menschen und nahm sie vor allem aus dem dichter bevölkerten Westen. Von der Zeit beginnt der Zug deutscher Kolonisten nach dem Osten.

Batu hatte längst an der Wolga ein vom Groß-Chan nahezu unabhängiges Reich, Kiptschak oder Goldne Horde genannt, mit Sarai als Mittelpunkt errichtet und war jetzt mit seiner Organisation beschäftigt (s. die Karte „Die Mongolenreiche" bei S. 171 des II. Bands). Als Staatsgesetzbuch galt die Yasa, das von Djengis Chan aufgezeichnete Gewohnheitsrecht, das nur Hinrichtung und körperliche Züchtigung kannte. Barhaupt, knieend und mit gelöstem Gürtel wurde der Treueid geleistet. Ein strenges Zeremoniell schied den Chan von der Menge. Bevor man zu ihm gelangte, mußte man zwischen zwei Feuern durchgehen, weil angeblich dadurch Gift oder andre gefährliche Sachen, die man etwa bei sich trug, unschädlich gemacht würden. Nur knieend durfte man mit ihm reden, und häufig warf man über den Eintretenden eine Decke, damit er das Antlitz des Chans nicht schaue. Johannes de Plano Carpini, der 1246 als Gesandter des Papstes Innocenz IV. Audienz bei Batu hatte, erzählt: „Einen prächtigen Hof hält Batu; sein Heer zählt 600,000 Mann. Er sitzt auf einem Thron mit einer seiner Gattinnen wie der Kaiser. Seine Brüder, Söhne und Großen sitzen tiefer unten auf einer Bank in der



Russische Kronen und Rüstungen.

Erklärung der umstehenden Tafel.

1—3. Die russischen Kronen.

1. Des Zaren Michael Feodorowitsch Krone von Astrachan, etwa 1613;
2. Die sibirische Krone;
3. Die Krone von Kasan, 16. Jahrh.

4. Der Helm des Großfürsten Alexander Newskij, aus rotem Kupfer geschmiedet, mit arabischer Inschrift. Asiatische Arbeit, anscheinend aus der Zeit der Kreuzzüge. Jetzt im Kreml zu Moskau.

(1—4 nach dem in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Exemplare der „Antiquités de l'empire de Russie, éditées par ordre de Sa Majesté l'empereur Nicolas I".)

5. Vorder- und Rückansicht einer tatarischen Rüstung aus dem 14. Jahrhundert; im Museum von Zarskoje Selo.

(Nach dem ebenfalls in Dresden befindlichen Werke von Gillé, Le Musée de Tzarskoe Selo.)

6. Moskowitische Krieger.

(Aus den „Rerum moscoviticarum commentarij Sigismundi liberi baronis in Herberstain, Neyperg & Guettenhag"; Basel 1556.)

Mitte, die übrigen alle auf bloßer Erde, die Männer zur Rechten, die Weiber zur Linken ... Auch wir setzten uns, nachdem wir unsre Angelegenheit vorgebracht hatten, links hin, wie es alle Gesandte thun; aber wir wurden zur Rechten gesetzt ... Nie trinkt Batu ..., namentlich in Anwesenheit der Leute, ohne daß dabei gesungen und Zither gespielt wird. Wenn er aber reitet, wird ein Schirm ... über seinem Haupte gehalten, was auch alle tatarischen Fürsten und ihre Frauen thun."

Der Sitz des Chans hieß Orda, woraus das deutsche „Horde" entstanden ist. Das Volk war in Zehn-, Hundert- und Tausendschaften militärisch geordnet. Eine Zehntausendschaft, tuman, bildete schon eine besondre Provinz. Die unterworfnen Völker hatten nur Steuer zu zahlen; sonst wurden sie nicht bevormundet. Der Hauptsteuereinnehmer hieß baskak (später soviel wie Erpresser, Bedrücker). Plano Carpini erzählt, ein solcher Baskak habe jedem, der drei Söhne hatte, einen weggenommen; dasselbe geschah mit den unverheirateten Männern, Frauen und allen Bettlern. Was an Einwohnern blieb, wurde verzeichnet und dann von jeder Seele, die neugebornen eintägigen Kinder mitgerechnet, eine Abgabe erhoben: je ein schwarzes oder weißes Bärenfell, einen schwarzen Biber, einen Zobel, einen Iltis und einen schwarzen Fuchs. Wer nicht zahlen konnte, wurde in Sklaverei abgeführt. Die russischen Fürsten mußten persönlich um ihre Bestätigung beim Chan nachsuchen. So forderte Batu den Großfürsten Jaroslaw von Wladimir, der seinem Bruder Jurij II. gefolgt war, nebst allen Angehörigen nach Sarai vor. Jaroslaw mußte außerdem zu dem Großchan nach Karakorum gehn; dort traf er mit Plano Carpini zusammen. Auf der Rückkehr starb er 1246 in der Wüste an Erschöpfung oder an Gift, das er am Hofe des Großchans getrunken haben sollte. Der zähe Minorit sah in den Kirgisensteppen die vertrockneten Gebeine der im Sande verdursteten Bojaren des Großfürsten. Um Erfolg zu haben, bedurfte es vielen Gelds zu „Geschenken" an tatarische Fürsten, Günstlinge, Frauen; auch mit Ränken eigner Leute hatten es die armen russischen Fürsten zu thun.

Daniel von Halicz (s. den Stammbaum bei S. 443) hatte noch keinen Tribut entrichtet, befestigte vielmehr seine Städte und suchte schon seit 1246 Verbindung mit dem Papste. Doch 1250 kam die Botschaft vom Chan, er solle Halicz ausliefern. Zum Widerstande nicht genügend vorbereitet, ging er hin und demütigte sich, indem er die schwarze Milch der Stuten (kumys) trank und sich vor der „großen Fürstin" verneigte. Nach 25 Tagen wurde er entlassen und erhielt Halicz als Lehen zurück. Dennoch verhandelte er mit Innocenz IV. von neuem, versprach, seine Kirche ihm unterzuordnen und empfing päpstliche Legaten, von denen er 1254 zum Könige gekrönt wurde. Aber als die Kreuzzugspredigt ohne Erfolg blieb, brach er seine Beziehungen zu Rom wieder ab. Er mußte dann auf Befehl des Chans sogar seine Festungen schleifen und trug das tatarische Joch notgedrungen bis an seinen Tod, der 1266 in Cholm erfolgte.

In Nowgorod saß damals Jaroslaws Sohn Alexander, der die Deutschen verdrängt und 1240 die Schweden an der Newa besiegt hatte (daher der Ehrenname Newskij; s. Figur 4 auf der beigehefteten Tafel „Russische Kronen und Rüstungen"). Innocenz IV. sandte 1251 zwei Kardinäle, ihn für die römische Kirche zu gewinnen; umsonst. Dagegen ging Alexander 1254 nach Sarai, begleitet von seinem Bruder Andrej (S. 502), und von dort nach Karakorum; drei volle Jahre währte die Reise. Er muß einen überwältigenden Eindruck von der mongolischen Macht gewonnen haben; denn von nun an hielt er treu zu den Tataren, bekämpfte sogar deswegen seinen eignen Bruder Andrej. Nur ein geeintes Rußland hätte ja widerstehen können.

Batu Chan starb 1256. Sein Sohn Sertak, der dem Christentum ergeben war, folgte ihm schnell im Tode nach, wahrscheinlich an Gift, und nun bestieg 1257 Batus Bruder Berkai

(Bereke) den Thron. Er ordnete eine allgemeine Volkszählung und Besteuerung in ganz Rußland an. Zum erstenmal erschienen nun auch die verhaßten Baskaken (S. 457) in Nowgorod. Die Volksversammlung wurde zusammenberufen. Hier ergriff der Possadnik das Wort. Als er zur Unterwerfung riet, tötete ihn das Volk; selbst ein Sohn Alexanders machte dem Vater Vorwürfe, daß er freien Menschen Knechtschaft bringe. Nur unter großen Schwierigkeiten vermochte der Fürst die trotzige Bevölkerung zu bewegen, sich endlich doch verzeichnen zu lassen. Im Jahre 1262 empörten sich die Städte Wladimir, Susdal und Rostow gegen die Baskaken. Alexander eilte mit Geschenken zum Chan, wurde jedoch ein Jahr dort behalten. Auf der Rückreise starb er am 14. November 1263 infolge der Erschöpfung.

Damals vollzog sich eine Wandlung im Leben des tatarischen Volks. Dem Einflusse einer höhern Kultur konnte es sich auf die Dauer nicht entziehen. Große Anstrengungen machte Rom, sie durch die Mission zu gewinnen, namentlich seitdem sich das Mongolentum durch die Vernichtung Bagdads (1258) offiziell in Gegensatz zum Islam gestellt hatte. Wie sich die beiden, kurz vorher gestifteten Orden der Franziskaner und der Dominikaner während des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt in der Kirchengeschichte des Ostens einen Namen gemacht haben, so übernahmen sie im besondern die Aufgabe der Tatarenbekehrung. Der Minorit Johannes de Plano Carpini war nicht der letzte, der den Tatarenchan für den römischen Glauben zu gewinnen suchte. Auch die griechische Kirche war nicht ohne Einfluß. Einige Großchane waren oberflächlich dem Christentum ergeben. Kuyuk (1246—48) hatte eine christliche Kapelle neben seinem Palaste; Kublai (1260—94) wohnte regelmäßig der Feier des Osterfestes bei. Selbst in Sarai wurde ein griechisches Bistum errichtet. Die mongolischen Herrscher waren durchweg duldsam. Plano Carpini sah im Lager des Großchans Christen, griechische Priester, eine christliche Kirche. Der zwischen 1220 und 1230 geborne Franziskaner Wilhelm von Rubruquis (Ruysbroek; Bd. II, S. 96) beschreibt, wie Mangu Chan 1254 eine Disputation unter den Vertretern verschiedner Bekenntnisse veranstaltete; in seiner Gegenwart verrichteten Christen, Mohammedaner und Heiden ihren Gottesdienst. Priester und Mönche wurden von der Kopfsteuer befreit. Der griechischen Kirche wurde ihre Gerichtsbarkeit bestätigt. Die Heiligtumsschändung wurde mit dem Tode bestraft. Die Klöster im Bereiche der sonst verlästerten Mongolen wuchsen an Zahl und Reichtum.

Da geschah es, daß sich Berkai Chan dem Islame zuwandte — ein Ereignis von großer Bedeutung. Jetzt zog der muselmännische religiöse Fanatismus in Sarai ein und hinderte das Verschmelzen der Nationen. Daß der Mohammedanismus diesen weittragenden Sieg hat erringen können, ist eine der schweren Folgen des unglückseligen vierten Kreuzzugs (S. 96), der durch die mit fürchterlichen Greueln verbundne Eroberung Konstantinopels (1203) und durch die Reichsteilung die Kraft der griechischen Kirche und der griechischen Kultur lahmgelegt hat, ohne dem Westen zu nützen. Ein ungeschwächtes Byzanz hätte um so gewisser die Tataren für den orthodoxen Glauben gewonnen, als der griechische Gottesdienst Eindruck auf die Asiaten machte und als ihre Kriegsmacht dadurch, daß man jährlich so und so viele Tausende in Gefangenschaft führte, vielleicht zu drei Fünfteln aus orientalischen Christen bestand. Das zerstörte Byzanz konnte aber den Tataren ebensowenig Achtung abnötigen wie der gegenseitige Haß der beiden „christlichen" Bekenntnisse. So nahmen sie den Islam an, der ihnen wenigstens in nationaler Beziehung näher lag und in staatlicher vorteilhafter zu sein schien. Durch die mohammedanischen Tataren wurde die Kluft zwischen Europa und Rußland erweitert. Jetzt erst war Rußland so recht eigentlich eine Provinz Asiens geworden.

Die drei Jahrhunderte, die es unter dem tatarischen Joche verbracht hat, haben Rußlands Stellung in der Kultur und seine Entwicklung bestimmt. Vorher hatte es, wenn nicht höher, so doch gewiß nicht niedriger gestanden als mancher Staat im Westen. Jetzt wurde ihm plötzlich das kulturelle Leben unterbunden, und es *sank so tief*, daß es sich von diesem Schlage noch heute nicht ganz hat erholen können. Zwar blieb die politische Lage im allgemeinen dieselbe: einzelne Fürsten wurden in ihren Herrschaften bestätigt, die Selbstverwaltung ihnen belassen (s. die Karte rechts oben auf den „Karten zur Geschichte Polens und des westlichen Rußlands", weiter hinten). Aber die finanzielle Ausraubung lastete so schwer auf dem Lande, daß sie dem Volke die Lust zur Arbeit benehmen mußte. Die erniedrigende Behandlung und das Gefühl völliger Rechtlosigkeit dem Chane gegenüber mußten die Denkungsart des Volks verderben, sein Ehrgefühl ausrotten und die sittliche Kraft ertöten. Das merkt man sogar den Geschichtschreibern des tatarischen Zeitalters an. Als im 15. Jahrhundert ein Fürst den andern blenden ließ, fand die Chronik kein Wort des Tadels, wie es einst bei der Blendung Wasilkos (S. 450) der Fall gewesen war. Das russische Volk hatte sich also schon an Schreckensszenen gewöhnt. Und diese Schäden wogen schwerer und waren andauernder als der wirtschaftliche Niedergang.

Schon nach einem halben Jahrhundert konnte man den tiefgreifenden *Einfluß der asiatischen Schule* wahrnehmen. Der Sohn Daniels von Halicz hielt sich bereits eine tatarische Leibwache (s. Figur 5 der Tafel bei S. 457); die Unbotmäßigkeit des Adels kann dies nicht allein entschuldigen. Dasselbe stolze Nowgorod, das sich nur mit dem äußersten Unwillen vor den Baskaken gebeugt hatte, wies 1304 den Fürsten Michael mit den Worten zurück: Wir haben dich allerdings gewählt, aber nur unter der Bedingung, daß du uns den Jarlyk (die Bestallungsurkunde vom Chane) zeigst. Mongolen wurden, wie einst Petschenegen und Polowzen, von russischen Fürsten gegen eigne Leute zu Hilfe gerufen; Russen machten Kriegszüge der Tataren mit, die ihnen redlich ihren Anteil an der Beute ließen. Die Annäherung zwischen Mongolen und Russen machte so rasche Fortschritte, daß schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts tatarische Fürsten und Adel nach Moskau übersiedelten. Viele angesehne russische Familien stammen von Tataren ab; anderseits darf nicht übersehen werden, daß die später eingewanderten Tataren meist Abkömmlinge von russischen Gefangnen waren, so daß man eher von slawischem Blute bei Tataren sprechen sollte als umgekehrt. Fast hätte Rußland den Druck verschmerzt, wenn nicht von Zeit zu Zeit Ausbrüche wilder Barbarei dem Lande neue Wunden geschlagen hätten. Dies hielt die Sehnsucht nach Befreiung aufrecht. Politisch gewann sogar Rußland teilweise. Streitigkeiten zwischen russischen Fürsten wurden verboten, da ohne Bewilligung des Chans niemand Krieg führen durfte. Und was noch wichtiger war: der Großfürst genoß als Vasall der gefürchteten Mongolen anderswo ein größeres Ansehn, als es je der Fall gewesen war. Darin dürfen wir die Keime der spätern Einheit Rußlands erblicken.

5. Polen vom 10. Jahrhundert bis zum Jahre 1376.

A. Die Anfänge Polens (bis zum Jahre 1138).

Die slawischen Völkermassen, die im weiten Osteuropa hin und her wogten, waren der westeuropäischen Welt im allgemeinen schon lange bekannt; nur gab es da immer noch Stämme, kein größeres Reich. Erst im 9. Jahrhunderte kam die Kunde nach Konstantinopel, daß es im Norden ein großes russisches Reich gebe. Hundert Jahre später entdeckte man im Nordwesten

ein starkes polnisches Reich. Deutschland gebührt die Ehre dieser Entdeckung. Seit der Mitte des 8. Jahrhunderts wütete an der Elbelinie dort, wo die slawischen und die deutschen Stämme zusammenstießen, der Kampf zwischen beiden. Während aber die Deutschen durch Karl den Großen die politische Einheit gewonnen, die römische Kultur sich angeeignet und das Christentum angenommen hatten, waren die Slawen noch zersplittert und standen den westlichen Anschauungen in Politik, Religion und Kultur feindlich gegenüber. Um diese Grundsätze, schließlich um Freiheit wurde mit Erbitterung gekämpft. Nach hundert Jahren waren die Slawen zwischen Elbe und Oder unterworfen; auch die Oder-Slawen lagen schon im letzten Ringen, zumal da sie miteinander haderten.

a) Misako (Mesko).

Da geschah es, daß die Wenden den sächsischen Grafen Wichmann (gest. 967), der mit dem Deutschen Reiche zerfallen war, zu ihrem Führer gegen die ihnen benachbarten Lisikaviker wählten. Wichmann brachte 962 dem Fürsten der Lisikaviker Misako (Miseko oder Mesko, Kosename für Mstislaw) zwei Niederlagen bei und erschlug dessen Bruder; darum unterwarf sich Mesko dem Markgrafen Gero, der gerade damals mit einem Heer an der polnischen Grenze stand, und verstand sich dazu, für das Land zwischen Oder und Warthe einen Tribut zu entrichten. Das ist die erste Berührung Polens mit dem Westen.

Um 965 bereiste der spanische Jude Ibrāhīm ibn-Ja'qūb Deutschland zu Handelszwecken und drang bis Merseburg und Prag, wo er die Slawen kennen lernte. Jetzt gibt es, schrieb er, unter ihnen vier Fürsten: den Fürsten al-Bulgārin [Peter von Donau-Bulgarien; oder es liegt, was auch Mas'ūdi, Helmold u. A. passiert ist, eine Verwechslung mit den Magyaren vor, die sich an die Stelle der Mährer gesetzt hatten] und Brislaw, den Fürsten von Fraga und Bwima und Krakut [Boleslaw I. von Praga, Boëma und Krakau], und Mschka [Mesko], den Fürsten des Nordens, und Nāqūr (Nakkon = Hakon?) im äußersten Westen [im Abodritenlande] ... Was das Land des Mschka betrifft, so ist es das größte der slawischen Länder. Es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Weideplätzen. Die Abgaben, die er eintreibt, werden in byzantinischen Mitkal gezahlt; sie dienen zum Unterhalte seiner Leute ... Er hat 3000 Dsrā (Družina, Gefolgsleute) ...; er gibt ihnen Panzer und Pferde, Waffen und was immer sie brauchen. Und östlich von Mschka wohnen die Russen und im Norden die Preußen.

Der genannte Misako oder Mesko ist also der erste polnische Fürst, der von der Geschichte beglaubigt ist. Die spätere Überlieferung sagt, er stamme vom Geschlechte des Piast aus Kruschwitz; sie spricht von einem Herrscherhause der Piasten und weiß auch von seinen Vorgängern zu berichten. Piast bedeutet polnisch soviel wie tutor, Pfleger. Im Anschluß an die sagenhafte Erzählung hat man vermutet, ein Hofbeamter der fürstlichen Familie, der das Amt eines Kindererziehers versah, also gleich einem fränkischen Majordomus, habe die alte Dynastie gestürzt und sich des Throns bemächtigt. Die Piasten-Familie hat in Polen bis 1370 geherrscht.

Polen greift in die Geschichte zu der Zeit ein, als Deutschland die Ansprüche des Römischen Weltreichs auf eine Herrschaft über alle Länder und Völker von neuem erhob und durchzuführen die Kraft zeigte. Auch die östlich angrenzenden slawischen Stämme müssen, trotzdem sie ihre Freiheit hartnäckig verteidigten, von diesen angeblichen Herrschaftsrechten gehört haben, da sie sich so bald in die Rolle von Vasallen des heiligen Römischen Reichs hineingefunden haben. Dies Reich stand aber damals wie der ganze Westen unter dem Banne des christlichen Gedankens. Ihn zu verbreiten war die vornehmste Aufgabe, wofür man aus der

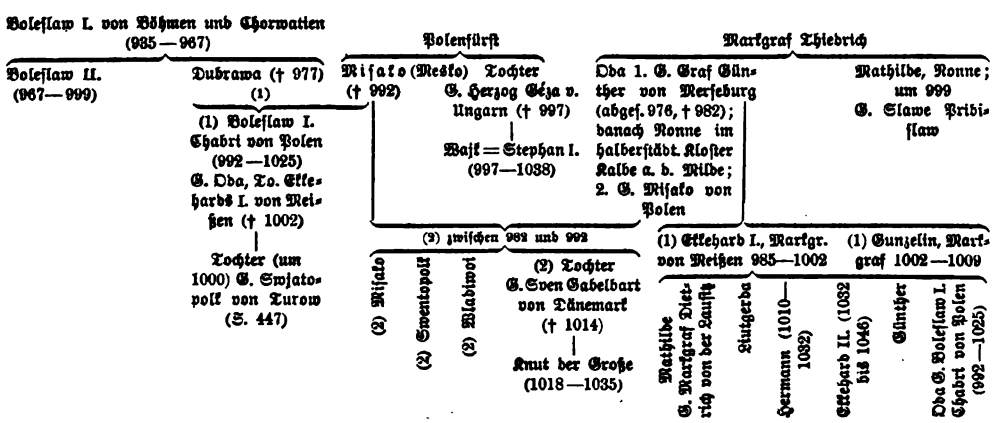
Kirche, die ja die Rechtsansprüche darbot, Kraft und Ansehen schöpfte. Die heidnischen Slawen im Osten bildeten also das große Feld der Missionsthätigkeit Deutschlands: hierzu wurde in Magdeburg ein Erzbistum gegründet. Polens Christianisierung war unter diesen Verhältnissen nur noch eine Frage der Zeit.

Einige Jahre nach dem ersten Zusammenstoße mit Deutschland heiratete Mesko die Tochter des böhmischen Fürsten Boleslaw I., namens Dubrawa (S. 233 unten). Von ihr überredet, heißt es, nahm er samt seinen Großen (966 ?) das Christentum an. Ausschlaggebend wird dabei wohl die politische Erwägung gewesen sein, daß er nur auf diese Weise die Unabhängigkeit wenigstens teilweise werde behaupten können. Selbst ihm wird es nicht entgangen sein, daß Rom das mächtige Haupt der christlichen Welt sei, von dem auch Deutschland abhänge. Um 968 wurde in Posen ein Bistum für das polnische Land errichtet und dem Magdeburger Erzbistum unterstellt; Jordan war der erste Bischof von Posen. Das war der Wendepunkt im Leben der polnischen Stämme: mit ihrem Anschluß an den Westen begannen sie ein neues Leben. Erst unter der Leitung der christlichen Kirche ist Polen zu einem mächtigen Reich erwachsen. Schon deswegen muß Mesko als der eigentliche Gründer Polens betrachtet werden. Seine freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche knüpfte er dadurch enger, daß er nach dem Tode seiner böhmischen Gemahlin (977) Oda, die Tochter des Markgrafen Thiedrich, heimführte.* Dennoch beteiligte er sich 976 an der Verschwörung Heinrichs von Bayern gegen Kaiser Otto und mußte 979 an seine Vasallenpflicht erinnert werden; trotzdem wiederholte sich nach Kaiser Ottos II. Tode (983) die polnische Parteinahme für den aufständischen Heinrich. Erst nach 985 nahm Misako treuer an den Feldzügen Deutschlands gegen die Wenden teil und bekämpfte 990 sogar Boleslaw von Böhmen, den Bruder seiner verstorbnen Gemahlin.

b) Boleslaw I. Chabri (Chrobry).

Mesko starb 992 und hinterließ aus beiden Ehen mehrere Kinder, die nach slawischem Recht alle Anspruch auf Erbe hatten. Vielleicht hatte auch eine Teilung stattgefunden. Aber die Herrschaft über das ganze Reich riß (im Sinne väterlicher Bestimmung?) der Sohn der böhmischen Mutter, Boleslaw I., an sich, später „Chabri" (besser als Chrobry; der Tapfere) genannt. Über das Maß des Gewöhnlichen hinausragend, hat er gewissermaßen vorweggenommen, was erst kommende Jahrhunderte bringen sollten. Er hat dem Reiche die Wege gewiesen und Ziele,

*



welche die Nation später erstrebt hat, zum größten Teile schon selbst erreicht. Schlau, tapfer, ein ausgezeichneter Politiker und Ordner, unermüdlich thätig, war er allen, die mit ihm zu thun hatten, überlegen. Das richtige Gefühl für die wirklichen Bedürfnisse und das thatsächliche Kraftverhältnis ließ ihn die Linie des Erreichbaren nie überschreiten. Wo die Nation später über den von ihm gezognen Kreis hinausgegangen ist, hat es ihr nicht zum Heile gereicht. Gleich in seinen ersten Jahren warf er sich nordwärts und eroberte Pommern und das preußische Land, im Süden Chrobatien (Chorwatien) mit Krakau und Mähren mit der Slovakei bis zur Donau.

Gerade damals ging der aus Prag vertriebne Bischof **Adalbert** nach dem Norden, den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen, und erlitt dort 997 den Märtyrertod. Boleslaw kaufte den Heiden seine Gebeine ab und setzte sie in Gnesen bei. Er wußte, daß zur Gründung von Kirchen die Gebeine eines Heiligen notwendig waren, wie auch, welches Ansehn Reliquien damals hatten. Adalbert (eigentlich Wojtech oder Wojciech) wurde damit zum Patron des polnischen Lands. Ihm zu Ehren wurden Kirchen gebaut. Die Fahne der Schar, die der Fürst selbst befehligte, erhielt als Abzeichen das Bild Adalberts; auch die Kriegsfahne des ganzen polnischen Heers trug sein Abbild. Boleslaw muß damals schon mit Kaiser und Papst wegen Errichtung neuer Bistümer unterhandelt haben: bereits 999 finden wir in Polen eine geordnete Priesterschaft. Gaudentius (Radim), der Bruder Adalberts, wurde zu einem (von Magdeburg losgelösten) Erzbischofe von Gnesen ernannt; beigegeben wurden ihm die Bischöfe von Krakau für Chrobatien, von Breslau für Schlesien und von Kolberg für Pommern (Posen blieb bei Mainz). So wurde Polens **unabhängige Kirche** gegründet, als Grundlage der spätern politischen Unabhängigkeit. Im Jahre 1000, wo nach der Lehre der Chiliasten (vgl. S. 444) der Untergang der Welt hätte kommen sollen, ging der schwärmerische Kaiser Otto III. nach Gnesen, um an dem Grabe des Heiligen, mit dem er auch verwandt war, zu beten. Glänzend wurde er empfangen; aber groß waren auch die politischen Vorteile, die der Pole zu erlangen verstand. Otto hieß die kirchliche Ordnung Polens gut und erhob den Fürsten, der bis jetzt zu den Vasallen des Deutschen Reichs gezählt hatte, zum Bruder, Freund und Verbündeten mit dem Titel Patricius. Dem Traum eines Weltreichs nachjagend, hatte Otto III. den Boden der Tatsachen unter den Füßen verloren. „Gott mag es dem Kaiser vergeben", ruft mißvergnügt Bischof Thietmar von Merseburg (gest. 1018) aus, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt waren, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Später hat es sich gezeigt, daß in den Tagen der Bürgerkämpfe und der Zersplitterung die Einheit des polnischen Reichs nur durch die Einheit der Kirche gerettet und befestigt worden ist.

Das Anwachsen der polnischen Macht rief aber in Deutschland Befürchtungen hervor. Schon unter dem Nachfolger Ottos, Kaiser **Heinrich** II., kam es zum Kriege, weil Boleslaw Anfang 1003 auch Böhmen (S. 234) an sich gebracht hatte. Lange Jahre führte Heinrich II. mit aller Anstrengung Krieg gegen den Polenherzog, unterstützt von Böhmen, das schon 1004 von Boleslaw geräumt wurde, und von den heidnischen Liutizen, was der frommen deutschen Geistlichkeit ein Greuel war, und konnte nichts erreichen. Überall hatte Boleslaw seine Helfer und erweckte dem Kaiser überall Feinde, selbst in Deutschland. Die politische und kriegerische Überlegenheit Boleslaws zeigte sich jetzt in vollem Glanz. Im Jahre 1005 mußte Heinrich in Bautzen einen ungünstigen Frieden schließen; auch der Magdeburger Vertrag von 1013 bestätigte dem Polen alle auf Kosten Deutschlands im Osten gemachten Eroberungen. Allerdings huldigte dafür Boleslaw zu Merseburg dem Kaiser, weil er gleichzeitig sich gegen **Rußland** wenden

wollte. Als nunmehriger Verbündeter bekam er 300 deutsche Streiter mit auf den russischen Zug, hatte aber wenig Erfolg. 1015 begann der Kampf mit Deutschland aufs neue; erst 1018 kam ein zweiter Friede zu Bautzen zu stande: wieder war die Elbe die Westgrenze Polens. Am 14. August 1018 nahm Boleslaw Kijew und setzte seinen vertriebnen Schwiegersohn Swjatopolk (S. 447) wieder ein.

Obwohl also die Vereinigung Böhmens mit Polen nicht gelungen war, hat Boleslaw die meisten, noch von Deutschland unabhängigen Westslawen unter seinem Zepter vereinigt und ein Reich gegründet, das von der Elster und Elbe bis zum Dnjestr reichte (s. das Kärtchen „Polen u. s. w. um das Jahr 1000" auf den „Karten zur Geschichte Polens", weiter hinten). Er war es auch, der das national-slawische Volkstum gegenüber dem germanischen betont hat. So ist sein Name gleichsam zum Panier des polnischen Staatsgedankens geworden. Nach so vielen Erfolgen bewarb sich der Polenherzog um den Königstitel und schickte deswegen eine Gesandtschaft nach Rom. Diese wurde zwar vom Kaiser abgefangen; aber nach dem Tode Heinrichs (1024) setzte sich Boleslaw die Krone selbst aufs Haupt. Im Jahre 1025 starb er, 58 Jahre alt.

Gleich unter den ersten Nachfolgern des größten polnischen Königs änderte sich die Lage: keine von den Errungenschaften Boleslaws konnte behauptet werden. Zunächst mußte das Reich, dem Brauche gemäß, unter die Erben geteilt werden; doch hatte wohl schon Boleslaw I. (nicht erst Boleslaw III., wie man behauptet) bestimmt: einer von den Söhnen solle über das Ganze herrschen, die andern Teilfürsten ihm unterthan sein. Thatsächlich übernahm 1025 Mesko (Mieczyslaw, Mcsislav) II. mit der Krone die Regierung, während wir seine Brüder und Verwandten als Teilfürsten finden. Natürlich brachen bald Streitigkeiten aus, die Polens Macht schwächten. Der böhmische Prinz Bretislaw eroberte 1029 Mähren, Stephan von Ungarn die Slovakei, der Däne Knut Pommern und Jaroslaw von Rußland die tscherwenischen Städte (Ostgalizien; S. 445 und 452). Wichtiger war, daß sich auch das Verhältnis zu Deutschland verschlimmerte. Kaiser Konrad II., den seit 1025 eine enge Freundschaft mit dem Dänenkönige verband (1035 Abtretung der Mark Schleswig), nahm sich Besprims, des verjagten ältern Bruders von Mesko, an. Auch muß er die Krönung Meskos als eine Beleidigung aufgefaßt haben. Zwar hielt sich Mesko tapfer und verwüstete 1028 und 1030 barbarisch Sachsen und andre Gebiete. Schließlich aber mußte er sich 1031 doch unterwerfen, die Lausitzen wieder abtreten und im Merseburger Vertrage von 1033 ausdrücklich die deutsche Oberherrlichkeit anerkennen, auch wahrscheinlich Tribut zahlen.

So war die Herrlichkeit verloren gegangen, die Polen unter Boleslaw I. erreicht hatte. Das Abhängigkeitsverhältnis hat durch Jahrhunderte bestanden, manchmal mehr, manchmal weniger drückend. Nirgends ist deutlich gesagt, worin die Vasallenpflicht bestanden hat. Doch darf man so viel annehmen, daß die polnischen Fürsten verpflichtet waren, gewisse Hoftage zu besuchen, Tribut oder Geschenke zu entrichten und bei Römerzügen Heeresfolge, wahrscheinlich mit 500, später 300 Kriegern zu leisten. Solange die hochfliegenden Kaisergedanken das deutsche Königtum beherrschten, nahm es Oberlehnsrechte über Polen wirklich in Anspruch. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist Polen ohne weiteres als selbständiger Staat anerkannt und behandelt worden. Die politischen Bestrebungen der polnischen Fürsten gingen selbstverständlich dahin, jenes Joch abzuschütteln. Bei günstiger Gelegenheit erheben sie sich, verweigern Heeresfolge und Tribut, erscheinen selten auf den Hoftagen und nehmen hie und da den Königstitel an, obwohl sie im Deutschen Reiche nur duces (Herzoge) genannt wurden. Den höchsten Grad

der Unabhängigkeit erreichte das Land unter Boleslaw II., zur Zeit Heinrichs IV., den tiefsten Punkt während der Herrschaft Friedrichs I. Barbarossas und Rudolfs von Habsburg.

Als Mesko II. 1034 gestorben war, brach eine völlige Verwirrung herein. Sklaven erhoben sich gegen Freie, Halbfreie gegen den Adel; Kirchen und Klöster wurden geplündert, die Bischöfe getötet oder vertrieben. Meskos Witwe Riche(n)za, eine Tochter Hermanns II. von Schwaben (gest. 1003) und Schwester der Kaiserin Gisela, mußte mit ihrem kleinen Sohne Kasimir Polen verlassen und ging in ihre Heimat, um bei Kaiser Konrad, ihrem Schwager, Hilfe zu suchen. Daneben scheint damals das alte Heidentum noch einmal stolzer das Haupt erhoben zu haben. Um das Elend voll zu machen, fielen die umliegenden Völker plündernd ein. Außerdem nahm Břetislaw Achilles von Böhmen 1039 (S. 235) aus Gnesen die Gebeine des heiligen Adalbert mit nach Prag: neben der Plünderung zweifellos der Hauptzweck seines Feldzugs. Über dem Grabe des böhmischen Märtyrers hatte ja einst Boleslaw I. die polnische Kirche errichtet und Böhmen um den Glanz des Martyriums gebracht. Wie wichtig die Angelegenheit für beide Teile war, beweisen die Klagen der polnischen Chronisten, der Jubel, mit dem die Reliquien des Landesheiligen in Prag empfangen wurden, und der lange Prozeß, der darüber in Rom geführt wurde. Kosmas von Prag findet nicht Worte genug, um den Fürsten zu loben. Jetzt wurde der heilige Wojtech, neben dem heiligen Wenzel, zum Patrone Böhmens; die Hauptkriegsfahne des Lands trug sein Abbild. Erst im Besitze dieser Reliquien dachte der böhmische Herzog daran, auch in Prag ein Erzbistum zu gründen. Polen hat aber erst im 13. Jahrhundert einen neuen Landesheiligen (Stanislaw; S. 470) gewinnen können.

Kasimir weilte indes in Deutschland. Unter Kaiser Heinrich III., der die Gelegenheit, im Osten Reichsansprüche erneut zur Geltung zu bringen, gern benützte, zog er 1040 mit 500 Mann nach Polen, um sein Erbe zurückzuerobern. Hier lag alles in Trümmern. Wo die Gnesener Kathedrale stand, hausten jetzt wilde Tiere. In den Provinzen gründete der Adel unabhängige Herrschaften. Um mit Erfolg Krieg führen zu können, heiratete Kasimir eine Russin und verband sich mit Ungarn. Mit besonderm Nachdruck wurde der Krieg gegen Böhmen geführt, wegen Mährens, Schlesiens und wohl auch wegen Beraubung der Gnesener Kirche. Nachdem er mit Hilfe Rußlands Masovien, dann auch Schlesien zurückgewonnen hatte, schritt er zur Wiederherstellung der eingegangnen polnischen Kirche. Er erneuerte die Bistümer und erhob seinen Verwandten Aaron zum Erzbischofe, der so lange, wie nach Gnesen der Weg versperrt war, in Krakau residierte. Alles führte er mit Hilfe Deutschlands durch, als dessen Vasallen er sich bekannte. Gestorben ist er 1058. Eine so schwere Not, wie sie Polen in den ersten Jahren nach Meskos Tode durchzumachen gehabt hatte, ist bis zu seinem Untergange nicht wieder hereingebrochen. Daher hat man Kasimir für die Verdienste um die Wiederherstellung des Reichs den Ehrennamen „Restaurator" gegeben.

Außerdem verdankt ihm das Reich eine zweite Änderung. Bisher hatte der polnische Herzog keinen ständigen Sitz: er zog von Land zu Land, um überall persönlich Recht zu sprechen. Auch der herzogliche Stuhl befand sich dort, wo er sich am liebsten aufhielt. Als Kasimir nach Polen kam, schlug er sein Quartier in Krakau auf, weil andre Provinzen erst erobert werden mußten. Seitdem ist Krakau die Residenz des Hofs und bis ins 16. Jahrhundert der politische Mittelpunkt geblieben. Für die Entwicklung des Reichs ist das kein Vorteil gewesen: unstreitig hätte Posen oder Gnesen den Beruf besser erfüllt, da beide Pommern und dem Meere näher lagen, wohin ja Polens Zukunft wies. Mit Krakau kam Polen in die unruhvolle und von den eigentlichen Aufgaben abziehende Nähe Böhmens und Ungarns. Abgesehn davon wurde dadurch die

Germanisierung der Westslawen erleichtert. Der erste Fehler: die Entfernung vom Meere, wurde zum Teile später dadurch verbessert, daß man den Hof nach Warschau verlegte.

Im Sinne der wahrscheinlich von Boleslaw I. als König eingeführten Reichsordnung übernahm die Regierung nach dem Tode Kasimirs der älteste von vier Söhnen, **Boleslaw II.**, später **der Kühne** (Smialy) von den Chronisten genannt. Durch seinen Mut und seine hochfliegenden Pläne erinnert er an Boleslaw I. Die politische Lage war bei seiner Thronbesteigung ungemein günstig: der Investiturstreit zwischen Heinrich IV. und dem Papste ließ dem polnischen Herzoge freie Hand. Boleslaw stellte sich sogar auf die Seite der Feinde Heinrichs und ließ sich Weihnachten 1076 krönen. Doch spielte sich des Saliers Kampf mit dem Gegenkönigtum im wesentlichen im Mainthal ab. Von größern Folgen war Boleslaws Verhältnis zum Krakauer Bischofe Stanislaw, den der König aus uns unbekannten Gründen beim Altar eigenhändig tötete. Dieses Ereignis veranlaßte viele Schriften; es soll auch Ursache gewesen sein, was freilich unwahrscheinlich ist, daß Boleslaw in die Verbannung gehen mußte. Er starb 1081, unbekannt an welchem Orte. Dem ermordeten Bischof, im 13. Jahrhundert zum ersten Nationalheiligen Polens erhoben, wurden viele Kirchen errichtet.

Auf Boleslaw folgte bis 1103, zunächst wohl nur in Posen (während Krakau Böhmen gehörte), sein Bruder Wladislaw **Hermann**, schwach an Körper und Geist. Weder gegen die Großen, noch gegen seine eignen Söhne, noch auch gegen die Kirche, der er schon gewisse Vorrechte gegeben haben soll, vermochte er gehörig aufzutreten. Noch bei seinen Lebzeiten teilte er das Reich: während er sich selbst die oberste Gewalt vorbehielt, bekam Boleslaw Masovien, Gnesen und Posen, der uneheliche Sohn Sbigněw (Zbigniew) Krakau und Schlesien.

Nach Hermanns Tod entbrannte der vorher schon lodernde Kampf zwischen den beiden Brüdern nur um so heftiger, bis **Boleslaw III. Krzywousty** (Schiefmund) auch den Anteil seines Bruders erobert hatte. Trotz zahlreicher Grenzkriege (so 1109 Verteidigung Glogaus gegen Kaiser Heinrich V. und Swatopluk von Olmütz) hat Boleslaw keinen bleibenden Vorteil errungen. Auch nicht darin liegt seine Bedeutung für Polen, daß er Pommern wieder unterwarf und durch seine Missionare, besonders den Bischof Otto von Bamberg (gestorben 1139; früher Kaplan Wladislaw Hermanns) für das Christentum gewann; denn eben dadurch, daß er einen deutschen Bischof zum Apostel Pommerns wählte, wurde die Germanisierung und damit der Verlust Pommerns herbeigeführt. Dafür hat ihm aber die Kirche in ihrer Weise Dank gezollt. Ein (wahrscheinlich venetianischer) Geistlicher, fälschlich unter dem Namen Martinus Gallus bekannt, schrieb zur Verherrlichung Boleslaws III. die bis 1113 reichenden „Chronicae Polonorum“: die älteste Chronik Polens, sein frühstes litterarisches Zeugnis. Die Feldzüge nach Pommern und dessen Bekehrung haben für Polen denselben Wert gehabt wie die Kreuzzüge für den Westen. Böhmen und Polen waren für ihre freilich manchmal etwas gewaltsame Missionsarbeit an den heidnischen Pommern und Preußen von der Verpflichtung zur Teilnahme an den Fahrten nach Palästina befreit.

Die Bedeutung Boleslaws III. für Polen liegt vor allem in der von ihm festgesetzten **Thronfolgeordnung**. Vor seinem Tode teilte er sein Reich folgendermaßen: der älteste Sohn Wladislaw bekam zu erb und eigen Schlesien mit Glatz, Boleslaw Masovien und Kujavien mit Dobrzyn, Mesko Gnesen und Posen mit Pommern, Heinrich Sandomir. Der erst nach dem Tode des Vaters geborne Kasimir ging leer aus. Der Älteste der Familie solle stets der Großfürst sein und in Krakau residieren; ihm waren überdies das krakauische Land mit Lençzyca und Sieradz, außerdem der Tribut von Pommern und dem Gebiete jenseit der Oder bestimmt,

damit er alle andern Teilfürsten an Besitz überrage. Krakau wurde also offiziell Mittelpunkt. Man behauptet hartnäckig, Boleslaw III. habe hiermit den Seniorat, wonach der jeweilig älteste Piast Oberhaupt des Ganzen sein solle, zuerst eingeführt. Doch das ist kaum richtig. In der alten Zeit deckte sich das Staatsrecht mit dem Privatrechte (vgl. S. 448). Neu war also seine Thronfolgeordnung nicht. Ferner: als 1054 der böhmische Herzog Břetislaw Achilles und Jaroslaw von Kijew den Seniorat einführten, thaten sie nichts andres, als daß sie das altslawische Gewohnheitsrecht zum Staatsrecht erhoben. Der polnische Herzog machte sich also die Erfahrungen, die man in Böhmen und Rußland damit gesammelt hatte, zu nutze; hatte doch bereits die Zusammenkunft der russischen Fürsten in Lubetsch 1097 die Erblichkeit der Teilfürstentümer ausgesprochen. Diesen Grundsatz nahm Boleslaw III. nun auch für sein Reich an. Nur darin, daß das Krakauische als großfürstliche Ausstattung noch ohne Beerbungsrecht blieb (vgl. S. 469), besteht das Neue der Thronfolgeordnung Boleslaws.

B. Die Folgen der Einführung des Seniorats in Polen.

Die Folgen der Thronfolgeordnung Boleslaws III. waren in Polen dieselben wie in Böhmen und Rußland. Die großfürstliche Würde wurde zwar zum politischen Brennpunkt aller Teile des Reichs, dessen Einheitszeichen sie war. Aber sie wurde auch zum Zankapfel unter den Piasten. Die blutigen Kriege, die zwischen der Nachkommenschaft Boleslaws fast unaufhörlich bis zum Jahre 1333 gedauert haben, sind in ihren Einzelheiten für die Weltgeschichte ohne Bedeutung, haben jedoch, wie die ähnlichen Kämpfe in den Familien der Přemysliden, Rurikowitsche, Árpáden einen neuen Beweis dafür erbracht, daß der Seniorat den Staat zu Grunde richte. Wenn der Mensch beobachtet, daß ein Gesetz an verschiednen Orten dieselbe schädliche Wirkung hervorruft, so muß er zur Erkenntnis kommen, daß es schlecht sei; in diesem Augenblick aber hat er schon einen Schritt vorwärts gethan. Daraus aber, daß Böhmen 1216, Polen und Rußland erst im 14. Jahrhunderte den Seniorat haben abschaffen können, ergibt sich, wie lange die Menschheit bei einem Gedanken verweilt, und wie schwer es hält, neue Bahnen einzuschlagen. Zugleich lernen wir daraus, daß Böhmen den eben genannten Staaten in der staatlichen Entwicklung um mehr als hundert Jahre voraus war.

a) Von Wladislaw II. bis auf Kasimir II.

Mit Boleslaw III., der noch 1135 dem Kaiser Lothar zu Merseburg gehuldigt hatte und 1138 starb, schließt das älteste Zeitalter der Geschichte Polens, wo das junge Reich meist von starken Händen geleitet, innerlich gesund, nach außen seine Kraft wandte. Was nach 1138 geschehen ist, war das Gegenteil davon. Indem sich ob des Seniorats die Piasten herumstritten, sahen sie nur sich selbst und verloren die gesamtpolnischen Interessen im Ausland aus den Augen. Bald nach dem Tode des Vaters begann unter den Söhnen der Kampf. Der Großfürst Wladislaw II. von Krakau wollte auf Kosten seiner Brüder die Einheit wieder herstellen. Doch die Bedrohten vereinigten und behaupteten sich; für sie sprach ja schon das Gesetz. An Stelle Wladislaws, der 1146 seines Erbanteils beraubt ward, bestieg den großfürstlichen Stuhl der zweitälteste Bruder Boleslaw IV. Ke[n]dzierzawy (der Kraushaarige) und behauptete ihn bis an seinen Tod 1173, trotzdem daß der Vertriebne mit Hilfe Deutschlands (vgl. den Stammbaum, S. 238 unten) seine Macht wiederzuerlangen suchte. Nach ihm wurde der dritte Bruder Mesko (Mieszko) III. Stary (der Alte) Großfürst und nach seiner Vertreibung durch den Adel schließlich sogar der ursprünglich ausgeschloßne Kasimir II. Sprawiedliwy (der Gerechte; 1179

bis 1194), weil Heinrich von Sandomir schon vorher gefallen war. Papst und Kaiser haben diese Wahl gutgeheißen. So ging es bis jetzt mit der Thronfolge ziemlich glatt. Aber schon hat man die Früchte der neuen Ordnung gekostet: so stritt Leszko I. Bialy (der Weiße), ein Sohn Kasimirs, mit dem Oheim Mieszko III. um den großfürstlichen Stuhl. Wladislaw III. Laskonogi (der Dünnbeinige), ein Sohn Mieszkos III., der in Krakau 1202—1206 saß, mußte ebenfalls das in jenem Gesetze ruhende Übel erkennen. Auch die Söhne des abgesetzten Wladislaw II.: Boleslaw I. der Lange von Breslau, Mesko (Mieszko) von Ratibor und Konrad von Glogau (s. Figur 9 und 10 der Tafel bei S. 244), traten mit ihren Ansprüchen auf und nicht ohne Erfolg, nachdem sie früher mit Hilfe Deutschlands von ihrem Erbteil Besitz ergriffen hatten.

Nach außen mußte dabei das Reich alles Ansehn verlieren. Die vertriebnen oder übervorteilten Piasten suchten überall Hilfe, vor allem in Deutschland; jeder versprach und leistete alles, was von ihm dafür verlangt wurde. In tiefster Unterwürfigkeit erschienen vor dem deutschen Kaiser die Herzoge Wladislaw II., Boleslaw IV. und Mieszko III., zahlten Tribut und Strafen, stellten Geiseln. Der böhmische Herzog war gleichsam ihr Fürsprecher beim Kaiser, der ihn mit größern Ehren zu empfangen pflegte. Auch gingen die Eroberungen im Norden verloren. Die deutschen Fürsten Albrecht der Bär (gestorben im November 1170) und Heinrich der Löwe von Sachsen (gestorben am 6. August 1195) haben im Bunde mit dem dänischen Könige Waldemar I. die Nord- und Westslawen zwischen Elbe und Oder endgiltig unterworfen und seit 1150 ihr Gebiet durch die neue Markgrafschaft Brandenburg gesichert. Unweit der Stelle, wo das slawische Brennaburg stand, erhob sich Anfang des 13. Jahrhunderts Berlin. Die pommerschen Fürsten, die einst Polen tributpflichtig waren, mußten jetzt die deutsche Oberherrlichkeit anerkennen; Bogislaw II. von Stettin wurde von Friedrich Rotbart im Sommer 1181 in den Reichsfürstenstand aufgenommen. Nur ein Teil Pommerns blieb noch eine Zeitlang bei Polen. Auch deshalb hätte das Reich freie Hand gebraucht, um Rußland gegenüber, das ebenfalls infolge von Bürgerkriegen darniederlag, seine Interessen kräftig vertreten zu können. So aber verlor es nicht nur die tscherwenischen Städte, die einst Boleslaw I. und II. erobert hatten, sondern ließ auch zu, daß sich am Dnjestr ein starkes russisches Fürstentum bildete.

Noch wichtiger waren die Vorgänge im Innern. Vor allem hob sich die Macht des Adels, der die Kriegsmacht bildete, zu ungeahnter Höhe. Selbst den kräftigen Boleslaw II. zwang die Slachta, das Land zu verlassen wie einst seinen Vater Kasimir. Unter dem kriegstüchtigen Boleslaw III. erhob sich sein Palatin Skarbimir und wurde dafür 1117 geblendet. Um 1171 erhob sich der Adel unter Führerschaft des Jaksa aus Miechow gegen Boleslaw IV., um an seine Stelle seinen Bruder Kasimir zu setzen: der erste große Aufstand der Slachta. Wie in Susdal der Sohn und der Enkel Wladimir Monomachs (S. 454), so verfocht in Polen Mieszko der Alte die fürstlichen Rechte; wiederholt vom Throne gestoßen, bestieg er ihn doch wieder.

Neben dem Adel erhob sich eine zweite Macht im Reiche: die Kirche. Der Sturm des deutschen Investiturkampfs war im 11. Jahrhunderte fast spurlos an Polen vorübergebraust: so wenig Macht hatte sie damals hier gehabt; daß Boleslaw II. gegen Heinrich IV. aufgetreten war, hatte lediglich politische Gründe. Nimmt man mit den geistlichen Chronisten an, Boleslaw habe wegen Ermordung des Bischofs Stanislaus ins Elend gehen müssen, so betrachtet man jenes Ereignis vom Standpunkte der kirchlichen Verhältnisse des 13. Jahrhunderts — im 11. war die polnische Kirche noch zu jung. Der fromme Geschichtschreiber des 13. Jahrhunderts stellte sich vor, daß der begangne Frevel irgendwie gesühnt worden sein müsse. Die christliche Frömmigkeit faßte nur langsam Wurzeln in Polen. Der erste Fürst, der der Kirche gehorsam

war, ist Boleslaw III.: er sorgte für die Missionen und unternahm Pilgerfahrten selbst nach Frankreich zum Grabe des heiligen Aegidius. Unter seiner Regierung kam nach Polen der erste päpstliche Legat 1123—25 (aus dessen Zeit die älteste polnische Urkunde stammt), um hier die Diözesangrenzen zu bestimmen, Domkapitel bei den bischöflichen Sitzen zu errichten u. s. w. Denn immer noch kannte die polnische Geistlichkeit keinen Cölibat, ernannte der Fürst allein die Bischöfe und versetzte sie nach seinem eignen Ermessen; und dies blieb noch lange bestehen. Damals hätte sich kein Bischof gegen den Fürsten auflehnen können. Erst in der Zeit der Bürgerkriege kam die Kirche zu immer größerm Ansehen. Die darin verborgne Gefahr ahnend, stemmte sich Mieszkos des Alten Sohn Wladislaw III. Laskonogi gegen die Ansprüche der Geistlichkeit.

Endlich drang, wie damals auch in Böhmen und in Rußland, die Überzeugung durch, daß nur die erbliche Monarchie das Reich retten könne. Nur weil jeder von den Teilfürsten erblicher Dynast werden, keiner nachgeben wollte, wuchs vorderhand das Übel nur noch. Der beste Staatsmann unter den damaligen Piasten war unstreitig Kasimir II. (S. 466). In Deutschland geschult, rechnete er mit dem thatsächlichen Zustand und verband sich daher mit den neu aufgekommnen Gewalten, dem Adel und der Kirche, um sein Ziel zu erreichen. Gleich nach seiner Erhebung zum Großfürsten (besser 1179 als 1177 anzusetzen) berief er 1180 eine Reichsversammlung nach Lençyca, wo neben dem Adel auch die Geistlichkeit erschien. Es war die erste Reichsversammlung Polens und zugleich seine erste Synode. Hier bekam die Kirche vor allem Befreiung von Lasten und Abgaben an den Fürsten. Die fürstliche Gewalt wurde beschränkt. Dadurch stellte sich Kasimir in Gegensatz zu der konservativen großpolnischen Linie, die von Zugeständnissen an die Kirche nichts wissen wollte. Kasimir that hier dasselbe, was die Ottonen thaten, als sie in der Schaffung der Reichskirchenämter ein Gegengewicht gegen die Herzoge suchten; denn auch ihm wird es nicht entgangen sein, daß er vom Adel abhängig war. Die Folge davon war aber, daß er in seinen Bestrebungen von der dankbaren Kirche unterstützt wurde. Auch war er so vorschauend, daß er sich seine Würde von Papst und Kaiser bestätigen ließ; hierin scheint er das Vorbild für die böhmischen Herzoge geworden zu sein. Nunmehr durfte er daran denken, die großfürstliche Macht für seine Familie erblich zu erwerben, was damals auch die Přemysliden erstrebten. Er und Mieszko III. vertraten also zwei entgegengesetzte politische Richtungen; Reibungen konnten nicht ausbleiben. Als aber Kasimir 1194 starb, zeigte es sich, daß die Sache für seine Kinder günstig stand.

b) Die Kasimiriden.

Der Krakauer Bischof Vincentius (später Kadlubek zubenannt), der 1218 freiwillig Mönch zu Jędrzejów ward und 1223 gestorben ist, berichtet: 1195 hätten sich Geistlichkeit und Adel in Krakau versammelt, um über die Thronbesetzung zu entscheiden. Wer hatte sie berufen? Der Chronist sagt uns das nicht. Wir erfahren nur, daß hier die Kirche für die Kasimiriden eintrat: auf Betreiben des Bischofs Fulko von Krakau, der geschickt die von Papst und Kaiser bestätigte Bevorzugung Kasimirs vor Mieszko ins Treffen führte, wurde Kasimirs älterer Sohn Leszko I. Bialy (der Weiße: s. den Stammbaum auf S. 469) nach Krakau berufen. Es war die erste Fürstenwahl in Polen, freilich, wie in Böhmen, nur unter den Mitgliedern der bereits herrschenden Familie, der Piasten. Von nun an ist Krakau mit geringer Unterbrechung bis 1370 bis zum Erlöschen des Stamms bei den Kasimiriden geblieben, obwohl die erbliche Monarchie formell noch nicht zum Gesetz erhoben war und die Thronkämpfe nicht so bald aufgehört haben. Aber es war der Wille der Kirche und des Krakauer Adels. Mühsam genug war dies Ringen

um ein gutes Staatsrecht; auch Böhmen und Rußland ist dies nicht erspart worden. Wichtig ist dabei im vorliegenden Falle, daß es die Kirche war, welche die Frage löste; demnach muß sie in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts doch schon recht stark in Polen gewesen sein.

Zwar hat Leszko gegen Mieszko noch nichts ausrichten können. Aber nach dessen Tode (1202) wurde Leszko vom Krakauer Adel berufen und ihm nur die Bedingung gestellt, den Palatin Goworko von Sandomir zu entfernen. Und daß er statt dessen lieber dem Sohne Mieszkos, Wladislaw Laskonogi den Thron abtrat, beweist nur, wie zielbewußt die Kasimiriden handelten. Laskonogi aber, ein Feind der Kirche, konnte sich nicht behaupten. Gerade damals wurde zum Erzbischofe von Polen Heinrich Kietlicz, ein Schlesier von Geburt, gewählt. Er hatte einst mit dem Grafen Lothar Conti, der am 8. Januar 1198 als Innocenz III. den Stuhl Petri bestieg, Theologie an der Sorbonne in Paris studiert und war von den Plänen dieses gewaltigen Papstes ganz erfüllt. Auf den erzbischöflichen Stuhl in Gnesen gesetzt, forderte er nun keine Vorrechte, sondern Rechte für die polnische Kirche. Da entspann sich hier zum erstenmal ein Kampf zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt. Kietlicz war ungebeugt und schleuderte (von dem zweifelhaften Falle Boleslaws II. [S. 465] abgesehen, zum erstenmal in Polen) den Bann gegen den Großherzog. Er mußte zwar aus dem Lande gehen; aber auch der Herzog mußte Krakau verlassen, weil ihn der Krakauer Adel, vom Bischofe Pelka (Fulko) aufgestachelt, im Stiche ließ.

Nun (1206) wurde Leszko wieder berufen. Und jetzt traf er für die Thronfolge entscheidende Bestimmungen. Indem er zunächst, wie viele damaligen Fürsten (z. B. Přemysl Ottokar I. von Böhmen 1204), sein Land für päpstliches Lehen erklärte, und dann seinem Bruder Konrad Masovien und Kujavien gab, verfügte er mit Zustimmung der Geistlichkeit und des Adels, daß Krakau und Sandomir Erbteil seiner Familie bleiben sollten. Dies wurde vom Papste bestätigt. Formell war damit das Senioratsgesetz Boleslaws III. abgeschafft. Doch da dies nicht mit Zustimmung aller Piasten geschehen war, haben die Bürgerkriege darum nicht aufgehört. Die Verordnung hatte vielmehr zur Folge, daß sich die Provinzen unabhängig von Krakau fühlten und die Einheit des Reichs gefährdet erschien; diese wurde aber durch die Kirche gerettet. Bald kehrte auch Erzbischof Kietlicz von Rom zurück und berief nach Gnesen eine Synode. Hier wurde der Cölibat eingeführt, der Kirche eigne Gerichtsbarkeit und andre Rechte erteilt. Laskonogi mußte also nachgeben. Ihm sind hierin die übrigen Teilfürsten gefolgt. Dennoch spielte bei allen diesen Vorgängen weniger der Erzbischof von Gnesen als der Bischof von Krakau die Hauptrolle: jener war ja in einem andern Lande. Freilich das Verlangen der Krakauer Bischöfe, das Erzbistum aus Gnesen an ihren Hof zu versetzen, sind ohne Erfolg geblieben.

Sbislawa aus Rußland — (1) — Boleslaw III. von Polen († 1138) — (2) — Salome aus Schwaben

Wladislaw II. * 1105, Großfürst zu Krakau, G. Agnes, Halbschw. Kaiser Konrads III. (S. 238)	Lestko, früh †	Boleslaw v. Masovien, * 1127, † 1173, G. Zweniſlawa von Kijew	Mieszko v. Großpolen, * 1130, † 1202, G. Gertrud v. Ungarn	Heinrich v. Sandomir, * 1137, † 1166	Kasimir v. Sandomir, seit 1166, † 1194
Boleslaw I. von Breslau, * 1135	Mesko von Ratibor	Konrad von Glogau	Leszko (Leszek) von Masovien, † vor 1194	Otto v. Großpolen	Wladislaw Laskonogi (—1206), † 1231	Leszko (Leszek) v. Krakau, †•1227	Konrad v. Masovien und Kujavien

Im 13. Jahrhundert stand Polen thatsächlich schon im Zeichen der christlichen Lehre, die Fürsten unter der Gewalt der Kirche. Hatte doch Kasimir 1180 mit ihr seinen Bund gemacht und um die Bestätigung seiner Würde bei Papst Alexander III. nachgesucht. Jetzt wurde auch die Kanonisation des Krakauer Bischofs Stanislaw (S. 465) durchgeführt, damit das Land seinen eignen Landesheiligen habe; hierfür haben die alten Chroniken eigens gefälscht werden müssen. Kirchen und Klöster mehrten sich. Der Einfluß der Kirche kam auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Geltung. Leszkos Sohn Boleslaw ging in Frömmigkeit und Bußübungen auf. Die Prinzessinnen traten in Klöster und erwarben sich den Heiligenschein. Leszkos Bruder Konrad war es, der gegen die heidnischen Preußen kämpfte und den Deutschen Ritterorden berief (S. 481) und dadurch später große Gefahr über Polen heraufbeschwor.

Als Leszko 1227 starb und im Namen seines unmündigen Sohns Boleslaw V. Wstydliwy (der Verschämte oder Schamhafte) die Regierung Konrad von Masovien übernahm, verschwor sich der Adel gegen ihn. Dies machten sich die schlesischen Piasten zu Nutze, deren Haupt damals Heinrich I. der Bärtige war, der Enkel jenes Wladislaw, den man 1146 aus Krakau vertrieben hatte. Der Adel von Krakau hielt zu Heinrich, der trotz seiner Frömmigkeit mit der Geistlichkeit verfeindet war. Auch die schlesischen wie die großpolnischen Fürsten scheinen sich auf seine Person vereinigt zu haben; Laskonogi, gegen den der eigne Sohn Wladislaw Odonicz als Anhänger der Kirche auftrat, bestimmte sogar den schlesischen Heinrich zum Erben von Großpolen. Unter solchen Umständen gelang es Heinrich, den größern Teil der polnischen Länder in seiner Hand zu vereinigen. Es wäre für Polen ein Glück gewesen, hätten die schlesischen Piasten Krakau dauernd halten können. Aber Heinrich I. starb früh 1238; und sein Sohn, Heinrich II. der Fromme, fiel rühmlich auf der Wahlstatt bei Liegnitz am 9. April 1241 im Kampfe gegen die Mongolen (Bd. II, S. 171).

So entbrannten von neuem hartnäckige Kämpfe um Krakau. Drei Linien der Piasten, die schlesische, die großpolnische und die Kasimiriden, traten als Bewerber auf. Der schwächste von allen, Kasimirs Enkel Boleslaw Wstydliwy, behauptete sich: für ihn waren die Bischöfe, die ihn mit einer ungarischen Prinzessin vermählten, so daß er auch von Ungarn unterstützt wurde. Nach seinem kinderlosen Tode traten die Enkel Konrads von Masovien, Leszko der Schwarze und Wladislaw Lokietek, beide nur in Kujavien begütert, als Thronanwärter auf; Leszko hielt sich bis 1288. Damals erreichten die innern Kämpfe den Höhepunkt: jede Provinz hatte ihren Fürsten, der selber zu schwach, dennoch mit seinen Nachbarn haderte. Nach Wladislaw Lokietek, der nur kurze Zeit regierte, nahm 1289—90 wieder ein schlesischer Fürst, Heinrich IV. Probus von Breslau (s. Figur 12 der Tafel bei S. 244), Besitz von Krakau. In echt vaterländischer Gesinnung bestimmte dieser Przemyslaw von Großpolen, einen Enkel von Odonicz, zum Erben seiner Länder. Aber gegen ihn traten andre auf. Der gefährlichste war der böhmische König Wenzel II. Dieser heiratete 1287 in erster Ehe Jutta, eine Tochter des deutschen Königs Rudolf I. von Habsburg; vielleicht hat man eine Vereinigung Polens mit Böhmen unter Deutschlands Oberherrlichkeit erstrebt. Im Jahre 1291 wurde Krakau von den Böhmen genommen. Zwar ließ sich Przemyslaw, um die Unabhängigkeit der gesamtpolnischen Krone kund zu thun, in Gnesen 1295 zum Könige von Polen krönen; aber er starb schon 1296. Wenzel eroberte auch Großpolen und ließ sich 1300 zum Könige von Polen krönen. Nur sein Tod (1305) rettete die polnische Unabhängigkeit; doch die böhmischen Könige führten von nun an auch den Titel rex Poloniae. Die heimischen Thronbewerber besiegte endlich Wladislaw Lokietek (S. 475), der Bruder Leszko des Schwarzen. Als er sich im Januar 1320 mit Bewilligung des

Papstes in Gnesen krönen ließ, da war die Einheit Polens wieder gesichert (s. das Kärtchen „Polen u. s. w. im Beginn des 14. Jahrhunderts" rechts oben auf den Karten zur „Geschichte Polens", weiter hinten) und damit auch die erbliche Monarchie zum Durchbruche gekommen. Länger als zwei Jahrhunderte hat es also gedauert, ehe sich der polnische Staat in opfervollem Ringen die geeignete Regierungsform erkämpft hatte.

C. Die nachbarlichen Beziehungen und innern Verhältnisse Polens bis 1320.

a) Die äußern Beziehungen Polens bis 1320.

Das polnische Volk, das für die Herrschsucht seiner Prinzen geblutet hatte, während trotzige Adlige einen Anteil an der Regierung beanspruchten, hatte durch die innern Kämpfe seine schönste Zeit unwiderruflich verloren. Einen der besten Wertmesser dafür bedeuten die minderwertigen Beziehungen Polens zu den Nachbarn.

Ungünstig hatte sich für Polen das Verhältnis zu Deutschland gestaltet. Erst als Deutschland, durch lange Kämpfe geschwächt, unter Rudolf I. von Habsburg auf den Weltreichsgedanken verzichtet hatte, brach auch für Polen eine bessere Zeit an. Also nur diesem Gange der Ereignisse außerhalb, nur den Schlachten, die im Westen zwischen Kaiser und Papst geschlagen worden waren, nicht ihrer eignen Tüchtigkeit haben Polens Piasten ihre Unabhängigkeit von Deutschland zu verdanken gehabt.

Wichtig, ja für die polnische Politik entscheidend war das Verhältnis zu Böhmen. Die Geschichte findet sie zuerst in freundschaftlichen Beziehungen zu einander: Mieszko I. (S. 460) heiratete eine böhmische Prinzessin; wahrscheinlich hatte sie die gemeinschaftliche Deutschgefahr einander genähert. Da geschah es, wie Thietmar (S. 462) erzählt, daß um 990 beide Fürsten miteinander in Streit gerieten, weil der polnische dem böhmischen ein Reich (Mähren oder Krakau) weggenommen habe. Der Kaiser entschied zwar für Böhmen, konnte aber Polen nicht bezwingen. Diese gegenseitige Feindschaft bildet den Angelpunkt der böhmisch-polnischen Politik für die Zukunft. Böhmen schloß sich aufrichtig dem Deutschen Reich an und, gestützt auf dieses, wollte es Eroberungen machen; für Polen blieb der Platz nur im Lager ihrer Feinde übrig. Im Jahre 1003 gelang es Boleslaw I. von Polen, sich Böhmens zu bemächtigen. Die Vereinigung dieser beiden Reiche wäre für das ganze Slawentum von großer Tragweite gewesen. Doch Deutschland konnte und durfte die Unterwerfung seines Vasallen nicht dulden. Polen mußte Böhmen freilassen. Die Einnahme Prags steigerte aber nur den Haß beider Völker. Bretislaw I. von Böhmen eroberte dann Mähren und nahm die Gebeine des heiligen Adalbert nach Prag. Auch Schlesien und Krakau gerieten zeitweilig unter böhmische Herrschaft. In Böhmen wurden polnische, in Polen böhmische Flüchtlinge gern aufgenommen. Fast ununterbrochen wurde in den schlesischen Grenzwäldern gekämpft. Auch auf dem kirchlichen Gebiete trat dieselbe Eifersucht zu Tage. Böhmen wollte sein Erzbistum haben wie Polen. Böhmen nahm teil an dem Bekehrungswerke Preußens, wohl auch nur im Wettstreite mit Polen. Einen tiefen Sinn haben daher die Worte der Polenchronik des sogenannten Martinus Gallus (S. 465): Die Böhmen sind die ärgsten Feinde Polens.

Erst im 13. Jahrhundert ließ diese Feindschaft nach, namentlich durch die Bemühungen Přemysl Ottokars II. Jetzt hatte der Haß gegen Deutschland beide Völker einander näher gebracht. Ottokar war es, der zuerst das slawische Gemeingefühl der Polen anrief, als er sich zum entscheidenden Waffengange mit Deutschland rüstete. Aber zu tief schon steckte Böhmen in

Unterwürfigkeit gegen das Kaiserreich, zu weit hatte es sich bereits vom Slawentum entfernt, als daß ihm dieser Gang hätte glücken können. Schwächer war Polen; doch weil es immer gegen Deutschland stand, mußte schließlich die Zeit seiner Unabhängigkeit kommen. Während sich jedoch Böhmen im Anschluß an Deutschland ruhiger entwickelte und unter tüchtigen Königen zu Ansehen kam, sank Polen immer tiefer. War Polen früher angriffsweise gegen Böhmen vorgegangen, so vertauschten jetzt die beiden Nachbarn ihre Rollen. Böhmen gewann Mähren und dehnte seinen Einfluß auf Schlesien aus. Ja, die böhmische Politik, in ihrer Richtung bestimmt durch den Nordlauf von Elbe und Oder, hat sich noch weitere Pläne gesteckt. Wenn diese Fürsten wiederholt die Preußen bekämpfen, wenn Wenzel II. Krakau erobert, so kann dazu nur der Trieb zum Baltischen Meere verlockt haben. Polen stand dabei im Wege.

Ganz andrer Natur waren Polens Verhältnisse zu Ungarn. Nur ein einziges Mal haben sich Herrscher beider Reiche feindlich gegenübergestanden: als Boleslaw I. die Slovakei nahm (S. 462) und in Rom gleichzeitig mit Stephan um die Königskrone warb. Später sind die beiderseitigen Interessen selten aufeinander gestoßen. Ungarn ging die Donau hinab südostwärts — Polen strebte der Ostsee zu. Darum hat sich später des Öftern ein geradezu freundschaftliches Verhältnis entfalten können.

Gefährlich für Polen gestalteten sich in der Zeit der Bürgerkriege die Verhältnisse am Baltischen Meere. Die polnischen Fürsten von Kujavien und Masovien konnten sich nicht einmal der heidnischen Preußen erwehren. Die Päpste ließen sich zwar deren Bekehrung angelegen sein: Kreuzzüge wurden gepredigt, in Dobrzyn ein Ritterorden gestiftet. Das half aber wenig. Deshalb holte Konrad von Masovien und Kujavien (S. 469 f. und 481) die Deutschritter herbei und wies ihnen 1226 Ländereien an. Hermann von Salza begnügte sich jedoch nicht mit der Schenkungsurkunde des Piasten, sondern ließ sich jenes Gebiet von Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. zu Lehen geben; ja, dieser letztere hat sogar 1234 das Ordensland von jeder andern als päpstlichen Oberherrlichkeit befreit. So nach allen Seiten gesichert, begann der Orden den Kampf mit den Preußen, unterstützt von der westeuropäischen, besonders der deutschen Ritterschaft; auch die Fürsten von Böhmen, Polen und Pommern halfen mit. Der Erfolg zeigte sich bald: Preußen wurde rasch erobert und mit Burgen befestigt. Es stellte sich aber auch bald heraus, daß der Orden nicht das Interesse Polens, sondern sein eignes im Auge hatte. Schon Herzog Swatopluk von Pommern nahm Stellung gegen ihn und schützte die Preußen. Hatten doch die polnischen Fürsten selbst die Hilfe der Ritter gegen Brandenburg, das Pommern haben wollte, in Anspruch genommen. Einmal in Pommern eingeführt, wollte es der Orden nicht mehr räumen. In demselben Jahre 1309 verlegten die Deutschritter ihren Hauptsitz von Venedig nach Marienburg. Von Deutschland und dem Papst unterstützt, war also hier ein gefährlicher Nachbar erstanden, der das schwache Polen vom Meer abzuschneiden drohte. Der einzige Trost blieb der, daß sich im Osten des Ordensstaats nunmehr Litauen bildete; freilich hing es von Polen ab, diese günstige Wendung auszunützen.

Ebensowenig vermochte Polen sein Interesse in Rußland zu wahren. Das war jetzt um so gefährlicher, als nach der Unterjochung des östlichen Nachbarn durch die Tataren diesen der Weg auch nach Polen offen stand; oft genug haben sie polnische Länder verwüstet.

b) Die innern Zustände Polens bis 1320.

Mindestens ebenso unerfreulich gestalteten sich in jenem Zeitalter Polens innere Verhältnisse, d. h. seine bürgerlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen, ja auch die

nationalen Zustände. Die Person des Fürsten und sein Hof bildeten den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Der Fürst war der oberste Verwalter, Richter und Feldherr; er regierte der Form nach unumschränkt und ernannte die höhern Beamten, die seine Rechte vertraten, als da waren: Hofrichter und Unterhofrichter, Marschall und Untermarschall, Kämmerer und Unterkämmerer, Schenk und Unterschenk, Vorleger 2c. An ihrer Spitze stand der Palatin (wojewoda, Woiwode). Welche Ämter aus der heidnischen Zeit stammen und inwieweit der Hof später umgestaltet worden sein mag, ist nicht mehr festzustellen; zweifellos sind das Kanzler- und das Hofschreiberamt erst in der christlichen Zeit geschaffen worden.

Die Verwaltung war einfach. Das Land war in Kastellaneien geteilt; jeder Castellanus vertrat in seinem Gebiet alle Rechte des Fürsten. Die Kastellaneien teilten sich in kleinere Bezirke (opola), die, wahrscheinlich aus der ältesten Zeit stammend, sich bis ins 13. Jahrhundert erhalten haben.

Wichtiger für das Volk waren aber das Fiskal- und das Gerichtsamt. Zwischen den fiskalischen Abgaben, welche die Freien und Hörigen, die auf den fürstlichen Gütern saßen, entrichten mußten, und jenen, die von andern Gütern an die fürstliche Kasse zu entrichten waren, streng zu scheiden, ist schwer. Die Leistungen bestanden in Naturalabgaben und in Frondiensten, und ihre Reihe war lang. Zunächst werden erwähnt eine Pflug-, eine Hof- und eine Friedenssteuer (poradlne, podworowe und mir); wir finden Abgaben an Honig, Getreide, Kühen, Ochsen, Schafen, Schweinen 2c. Außerdem mußten die Unterthanen öffentliche Dienste leisten: sie waren zum Bau und zur Ausbesserung der Burgen und Brücken verpflichtet, mußten Gräben ziehen, in den Burgen und Höfen Wache halten, dem Fürsten und seinen Beamten Vorspann und Fuhren, Wegweiser und Geleitmannschaft stellen, die Übelthäter verfolgen, Wälder roden 2c. Am drückendsten war die Verpflichtung, Boten und Beamte, Jäger, Falkner, Hunde- und Pferdewärter der Fürsten, ihre Brauer, Bäcker, Fischer 2c. aufzunehmen und zu verpflegen, den Hunden Futter und den Pferden Weide zu geben. Selbst die Fleischer waren verbunden, die Lebern der geschlachteten Tiere zur Fütterung der Falken an die fürstlichen Diener abzuliefern. Außerdem gehörten dem Fürsten: aller herrenlose Grund, alle Jagd und Fischerei, alle Burgen und städtischen Orte, Zoll- und Münzrechte, Mühlen und Salzverkauf, Märkte, Gerichtsabgaben 2c. Beträchtliche Abweichungen von den drückenden Lasten des Feudalwesens in Westeuropa (teilweise bis zur großen französischen Revolution) sind nicht bemerkbar. Bedenkt man außerdem, daß dabei noch Mißbräuche vorkamen, daß z. B. bei Vorspannleistungen die Pferde irgendwoher genommen, oft aber nicht zurückgestellt wurden, so wird man begreifen, daß das Volk dem Fürsten und seinen Beamten preisgegeben war.

Ähnlich ungünstig für das Volk war auch das Gerichtswesen. Jedes Opole haftete in seiner Gesamtheit für Schäden und zahlte bei einem Morde, der auf seinem Boden verübt worden war, das Wergeld, war auch zur Verfolgung der Missethäter verpflichtet. Da es mit Ausnahme der Todesstrafe oder der Verstümmelung nur Geldstrafen, also Gerichtsgefälle gab, so wandelten sich die Gerichte ebenfalls zu einer fiskalischen Einrichtung. Solange noch das Reich ungeteilt und groß war, waren alle Lasten noch halbwegs erträglich. Schlimmer wurde jedoch die Lage und schließlich unerträglich, als nach der Teilung jeder Fürst in seiner Provinz einen Hof mit zahlreichen Beamten unterhielt. Hierzu kam, daß sich Adel und Geistlichkeit je länger desto mehr bestrebten, sich selbst von jenen Verpflichtungen zu befreien, indem sie die entsprechenden Vorrechte erwarben. Zunächst lösten sie sich von dem Verbande des Opole und damit von der gemeinsamen Haftung, Gerichtsbarkeit, Steuer. Dadurch entstanden neben den

Opola selbständige, dem Fiskus gegenüber fast lastenlose Herrschaftsbezirke mit eigner Gerichtsbarkeit und eigner Steuerbemessung. Die ganze Reichslast war auf die Bauern gewälzt. Priesterschaft und Adel wurden reich, während das Volk und die Fürsten verarmten.

c) Die Bedeutung der deutschen Kolonisation.

Das altslawische Recht und die frühere Ordnung wurden durch diese Vorrechte so durchlöchert, daß sie fast unbrauchbar wurden. Die nötige Wandlung kam in Form der deutschen Kolonisation. Schon der Umstand, daß die Piasten, besonders die schlesischen, deutsche Prinzessinnen heirateten, die mit deutschem Gefolge nach Polen kamen, mußte zur Vermehrung deutschen Volkstums in Polen genau so beitragen wie im Nachbarland Ungarn (vgl. S. 389). Ausschlaggebend war jedoch die wirtschaftliche Not. Um die Kasse zu füllen, führten Fürsten ebenso wie Klöster und Adlige aus dem dichter bevölkerten Westen deutsche Ansiedler ins Land, den Ertrag der Felder zu heben. Die Überlegenheit und der nachhaltige Einfluß der fremden Kolonisation lag wohl weniger darin, daß die Deutschen den Grund besser zu bebauen verstanden, als vielmehr in der Gunst ihrer rechtlichen Stellung. Die Kolonen, die von einem Unternehmer ins Land geführt wurden, bekamen ein Stück Land zum erblichen Eigentume mit eigner niederer Gerichtsbarkeit und Verwaltung und hatten dafür lediglich einen bestimmten Zins an die Grundherren abzuliefern. Diese bevorzugte Stellung mußte ihren Wohlstand heben und in ihnen jenes Selbstbewußtsein verstärken, das sie schon als Unterthanen des deutschen Kaiserreichs mitgebracht hatten, dem Polen tributär war. In Böhmen und Rußland war das Verhältnis der Einwanderer zu den Einheimischen dasselbe. Die starke politische Stellung Deutschlands kam den Ansiedlern von damals zugute, wie heute den deutschen Handelsherren und Industriellen. Die Fremden wurden an den slawischen Höfen auf Kosten der eignen Leute erhoben. Die Fürsten waren zu kurzsichtig, um zu sehen, daß sie auf diese Weise in ihrer Nation das Gefühl einer Minderwertigkeit großzogen, was auf Jahrhunderte hinaus von Einfluß gewesen, in Sagen, Liedern und sonst in der Litteratur zum Ausdrucke gekommen ist. Dagegen waren die Deutschen, denen Mittel dazu zur Verfügung standen, stets in der Lage, an ihre kulturelle Weiterentwicklung zu denken. Die Gefühle der gekränkten und von ihren eignen Fürsten erniedrigten slawischen Bevölkerung entluden sich in Haß gegen das allerdings unschuldige Deutschtum und in Aufständen gegen die Obrigkeit oder machten sich durch Auswanderung Luft. Anderseits flüchtete sie sich auch unter den Schutz des deutschen Rechts: polnische Dörfer und Städte slawischen Rechts wünschten, um besser zu gedeihn, zum deutschen Recht „erhoben" zu werden. Selbstverständlich konnten sich so deutsche Sitte, Sprache und Kultur rasch verbreiten. Die Verwüstungen der Tataren und die Bürgerkriege beförderten die deutsche Kolonisation. Bald war Schlesien ganz germanisiert, und in andern Provinzen wurde das Deutschtum wenigstens immer einflußreicher. Wenn es den schlesischen Piasten gelungen ist, die Kasimiriden zeitweilig vom Krakauer Throne zu verdrängen, so hatten sie das zum nicht geringen Teile der Unterstützung ihrer deutschen Unterthanen zu verdanken. Eine Germanisation des gesamten polnischen Staats lag bereits im Bereiche der Möglichkeit. An Stelle der wirtschaftlichen Not, die durch die deutsche Kolonisation zum Teile beseitigt worden war, trat jetzt die nationale. Sie war um so gefährlicher, als sich neben den Deutschen im Land und neben dem Kaiserreich als Dritter im Bunde der Orden der Deutschherren aufgethan hatte.

Dies alles war um deswillen besonders unerfreulich für Polen und alle Slawen, weil damals nicht mehr die einzelnen Höfe und Burgen die Mittelpunkte des politischen, wirtschaftlichen

und kulturellen Lebens bildeten, sondern die Städte. Das städtische Wesen aber hatten die Slawen gerade von den Deutschen übernommen, die ihnen darin weit voraus waren und bei denen sie ihre kulturellen Bedürfnisse in weit höherm Maße zu befriedigen pflegten als etwa bei den Romanen.

D. Das geeinigte Königreich der letzten Piasten (1320—70).

a) Wladislaw Lokietek.

So lagen die Dinge in Polen, als sich 1320 Wladislaw Lokietek in Krakau zum Könige krönen ließ. Alle Mißstände im Innern des Reichs zu beseitigen, Verwaltung und Gerichtswesen zu bessern, das Steuerwesen zu ordnen, ein gerechtes Verhältnis zwischen den verschiednen Volksschichten herbeizuführen, der Germanisierung Einhalt zu thun, die Kultur zu heben und schließlich das Reich vor äußern Feinden zu schützen — das war die Aufgabe der wiederhergestellten Monarchie. Sie war um so schwieriger, als Polen keinen Freund hatte, höchstens an der römischen Kurie, die damals wieder mit dem Kaisertum im Kampfe lag, eine leibliche Stütze. Vor allem erkannte Lokietek, daß der Deutsche Orden der gefährlichste Feind Polens sei. Darum strengte er gegen ihn wegen Pommerns einen Prozeß beim Papst an. Er verbündete sich mit Dänemark, Schweden und Norwegen und verheiratete seine Tochter Elisabeth mit dem ungarischen Könige Karl Robert von Anjou (s. den Stammbaum bei S. 376). Auch gelang es ihm, die Freundschaft litauischer Fürsten zu gewinnen, die schon mit dem Orden in Fehde lagen; 1325 vermählte er seinen Sohn Kasimir mit Aldona, der Tochter des kriegstüchtigen Litauers Gedymin (Withen). So gestärkt, trat er nun selber gegen den Orden auf. Die ersten Kämpfe fielen zu seinen Gunsten aus. Dennoch hat er vorläufig nicht viel erreicht. Auch der Prozeß in Rom brachte ihm keinen Nutzen. Dies verschuldete wohl zum Teile die feindliche Haltung König Johanns von Böhmen, das seinen Drang nach dem Norden gerade damals nicht verleugnen konnte. Johann erreichte es 1327—31, daß ihm die meisten schlesischen Fürsten huldigten (S. 245), unternahm einen Feldzug gegen Litauen und nahm unterwegs die Huldigung eines masovischen Fürsten entgegen. Nur die ungarische Hilfe, die Lokietek bekam, hielt den böhmischen König vor weitern Schritten zurück. Trotz alledem merkten die Nachbarn, daß die Stellung Polens erstarkt war, als Lokietek 1333 starb.

b) Kasimir der Große.

Für seinen Sohn Kasimir blieb Arbeit genug übrig. Zwar, die Einheit des Reichs hatte schon Lokietek zum größten Teile wiederhergestellt, und seine Unabhängigkeit wurde vom Heiligen Römischen Reiche thatsächlich anerkannt. Aber das zur Not zusammengekittete Polen war so erschöpft, daß es nur von einer starken Hand dauernd gerettet werden konnte. Kasimir ist dieser ersehnte starke König gewesen. Die Zeiten waren andre geworden. Der einst unumschränkte Herrscher mußte jetzt seine Gewalt mit Priesterschaft und Adel teilen. Neben diesen erhoben sich die Städte immer sieghafter. Schon verlor das Ritterwesen seinen innern Gehalt: einerseits war die Feuerwaffe erfunden, anderseits verschoben sich mit dem Aufschwunge des Handels und Gewerbes die Anschauungen und Ziele der Menschen. Wollten sie sich den Bedürfnissen eines neuen Zeialters anpassen, so mußten sich Recht, Kriegswesen und Verwaltung ändern.

Kasimir stand auf der Höhe seiner Aufgabe. Mit richtigem Blick erkannte er, daß das Rittertum seinem Verfall entgegengehe, und vertändelte seine Zeit nicht mit Turnieren wie König

Johann, sondern wandte sich mit um so größerm Eifer den wichtigen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen zu. So schloß er 1335, die Gunst der Lage ausnutzend, mit Johann von Böhmen den Vertrag von Visegrád in Ungarn. Johann gab seine Ansprüche auf Polen auf, wofür ihm Kasimir 20,000 Schock böhmischer Groschen zahlte und die böhmische Oberherrlichkeit über Schlesien wie auch über Plock anerkannte. Ungünstiger für Polen gestaltete sich das Verhältnis zum Ordensstaate; die Könige von Böhmen und Ungarn entschieden zu gunsten der Ritter: die römische Kurie spielte ein Doppelspiel. So konnte das verlorne Pommern nur mit dem Schwerte wiedergewonnen werden. Kasimir muß dazu entschlossen gewesen sein, da er 1339 in Visegrád mit Karl Robert von Ungarn einen Vertrag schloß. Ohne männliche Nachkommen, versprach er dessen Sohn und seinem Neffen, Ludwig, die Nachfolge in Polen mit der Verpflichtung, daß Ludwig die verlornen Provinzen, besonders Pommern, wiedergewinnen, die Ämter und Würden nur mit Polen besetzen, keine neuen Steuern auflegen und die alten Vorrechte achten werde. Die Spitze dieses Erbbündnisses war sicher zunächst gegen den Orden gerichtet. Doch wurde Kasimirs Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hingelenkt.

Als in Rotrußland (Halicz) der kinderlose Fürst Boleslaw Trojdenowicz von den Bojaren vergiftet worden war, mußte Kasimir eingreifen, wollte er nicht, daß die Litauer oder die Tataren das Land in Besitz nähmen und dadurch seine unmittelbaren Nachbarn würden. Als Kasimir 1340 Halicz und Lemberg nahm, besetzten die Litauer Wolhynien: ein Ereignis von der größten Wichtigkeit für ganz Osteuropa. Sofort verlor sogar die Ordensfrage für Polen an Gewicht und Schärfe. Schon 1343 schloß Kasimir in Kalisch mit den Rittern einen Vertrag, durch den er ihnen Pommern, das Michelauer und Chelmer Land abtrat, während er nur Kujavien und Dobrzyn zurückbekam. Halb freiwillig sperrte sich Polen damit selbst den Zutritt zum Baltischen Meere. Dafür aber winkte ihm in der Zukunft die Hoffnung, gegen Osten vorzudringen, vielleicht das Schwarze Meer zu erreichen, schließlich durch die dort gewonnene Übermacht einmal an den alten Feinden Rache zu nehmen und die an Böhmen und den Deutschen Orden verlornen Provinzen wieder zu gewinnen. Vielleicht schwebte Kasimir dieses Ziel bereits vor, als er 1339 den Erbvertrag mit Ungarn schloß: damals gärte es schon deutlich in dem Haliczer Land. Anfangs hatte jedoch Kasimir kein Glück; der Krieg mit Litauen und den Tataren war keineswegs leicht. Erst gegen 1366 sicherte er Lemberg, Halicz und einen Teil Wolhyniens dauernd für Polen. Inzwischen hatte er auch einen Teil Schlesiens zurückerobert; der Fürst von Masovien leistete ihm ebenfalls den Vasalleneid. Den Titel „Erbe von Pommern" führte er immer noch: ein Beweis, daß er an dieses Land fortwährend dachte.

Doch wahrhaft groß war Kasimir nicht als Eroberer und Mehrer des Reichs, sondern als sein Verwalter und Ordner. Er hätte überhaupt keine politischen Erfolge erzielen können, wäre er nicht auf die Hebung des Innern bedacht gewesen. Zunächst hat er Polen, das bis dahin mehr eine Personalunion einzelner Länder gewesen war, eine einheitliche Organisation gegeben. Neben den Landschaftsämtern, die seit den Zeiten der Teilfürstentümer bestanden, schuf er durch neue Reichsämter eine einheitliche Verwaltung. Dann ging er an die Verbesserung des Rechtswesens. Das Gewohnheitsrecht, das sich nur in der mündlichen Überlieferung erhielt und naturgemäß in den verschiednen Landschaften verschieden war, ließ er zuerst aufzeichnen und danach ein gemeinsames Statut für alle polnischen Lande verfassen. Den aufblühenden Städten, die nach dem Kulmer oder Magdeburger Rechte lebten, ließ er ihr Recht zwar, verbot aber die Berufung nach den Mutterstädten im Ausland. Als Ersatz dafür führte er in jeder Landschaft einen Oberhof deutschen Rechts ein, der nach den Grundsätzen des Magdeburger Rechts und des

Sachsenspiegels entschied; ihm waren die Schulzen aller deutschen Dörfer unterworfen. Als die höchste Instanz für alle Landschaftshöfe setzte er 1356 das oberste Gericht in Krakau ein, an dessen Spitze der Vogt von Krakau und ein königlicher Generalprokurator standen, denen sieben rechtskundige Schöffen beigeordnet waren. Auf diese Weise wurden die Städte von Deutschland abgeschnitten; dadurch, daß sie langsam ihre Neigung zu germanisieren verloren, wurde dem national-polnischen Interesse umsichtig Rechnung getragen.

Es hat den Anschein, daß Kasimir aus denselben Gründen den Adel noch mehr bevorzugt habe, um das städtische Deutschtum nicht zu politischer Geltung kommen zu lassen. Freilich wuchs dadurch, daß er Adelsversammlungen um Rat fragte, der Übermut der s(z)lachta; ja, es bildete sich damals sogar ein Adelsbund, dessen Haupt vom Könige wegen begangner Gewaltthätigkeiten mit dem Tode bestraft werden mußte. Aber der König fuhr fort, den Adel als Kronrat zu betrachten. Dieses Bestreben gab sich auch in der Thätigkeit seiner Nachfolger kund; der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen war damals schon stark genug.

Nicht minder wichtig war die Reorganisation des Kriegswesens. Hatte bisher nur der begüterte Adel Heeresfolge geleistet, weil die Ausrüstung große Kosten verursachte und die grundbesitzende Geistlichkeit davon befreit war, so bestimmte Kasimir, daß in Zukunft die Dienstpflicht, um die gesunkne Wehrkraft zu heben, überhaupt am Grundbesitze zu haften habe. So wurde der Bürger gleichfalls zu den Waffen herangeholt; die Geistlichkeit mußte Stellvertreter schicken. Auch wurde eine Bestimmung über die Aushebung getroffen. Außerdem ließ er überall Festungen aus Stein an Stelle der hölzernen aufführen, wandelte Kirchen in Kastelle um (daher das polnische Kościół, böhmisch Kostel, in der Bedeutung von Kirche) und sorgte für gute Straßen. Die spätern Erfolge Polens sind durch diese militärische Reform wesentlich bedingt worden.

Ebenso sorgte er für die Hebung des Handels, indem er den Städten Begünstigungen erteilte, fremden Kaufleuten Sicherheit der Person und des Eigentums gewährleistete und sie bevorrechtete, für Straßen und Brücken sorgte, Stapelplätze bestimmte, Jahrmärkte vermehrte, Handelswege nach dem Innern leitete, das Räuberwesen ausrottete und, was das Wichtigste war, eine einheitliche Münze einführte. Plötzlich hob sich der Wohlstand des Reichs, wuchs das Ansehen des Königs so sehr, daß er zum Schiedsrichter zwischen Kaiser Karl IV. und König Ludwig von Ungarn gewählt wurde und jener 1356 in vierter Ehe seine Enkelin Elisabeth (eine Tochter Boguslaws V. von Pommern) zu Krakau heiratete, wobei Kasimir seinen Gästen (den Königen von Ungarn, Böhmen, Cypern und Dänemark) einen glänzenden Empfang bereitete, beschrieben in des Gnesner Archidiakons Johann von Czarnkows „Chronica Cracoviae“.

Die Krone setzte Kasimir seiner Thätigkeit auf, als er 1364 in Krakau eine Universität gründete; erst dadurch trat Polen in die Reihe der Kulturstaaten und konnte nun seine Aufgabe im Osten Europas übernehmen. Dabei sorgte er für das Wohl aller Stände, Nationen und Bekenntnisse. Er nahm den Bauer vor dem Adel in Schutz und wurde deshalb der Bauernkönig genannt; er erteilte Armeniern, Juden und Andern Rechte. Selbst römisch-katholisch, heischte er doch auch vom byzantinischen Patriarchen die Errichtung von Bistümern in seinen russischen Gebieten.

Als Kasimir 1370 starb, war das vordem erschöpfte und verachtete Polen ein reiches und angesehnes Kulturland. Mit ihm erlosch das alte Herrscherhaus der Piasten. Mit ihm schließt auch das erste größere Zeitalter der polnischen Geschichte. Dem Erbvertrage von 1339 gemäß übernahm König Ludwig von Ungarn die Regierung. Zwar herrschten Piasten noch in dem Teilfürstentume Masovien; aber Kasimir hatte sie, die allzu konservativen und

unbedeutenden Verwandten, im Interesse des Reichs, das nur im Bunde mit einer zweiten Macht zu größerer Bedeutung kommen konnte, von der Thronfolge ausschließen müssen.

E. Die Personalunion zwischen Polen und Ungarn.

Die Regierung des Angiovinen Ludwig brachte dem polnischen Lande, das nun bloß als Anhängsel von Ungarn betrachtet wurde, kein Glück. Nach seiner Krönung in Krakau kehrte er mit den polnischen Reichsinsignien heim und schickte nach Polen seine Mutter Elisabeth, die Schwester Kasimirs, als Statthalterin (vgl. S. 376). Nur daran dachte er, die Krone Polens einer seiner Töchter zu sichern, da ihm männliche Nachkommen, die allein die Erbverträge mit Kasimir im Auge gehabt hatten, nicht erblüht waren. In Kaschau kam 1374 der Vertrag mit dem polnischen Adel zu stande. Dafür verpflichtete sich der König, die verlornen polnischen Provinzen zurückzuerobern, die Abgaben des Adels bis auf zwei Groschen vom Pfluge zu erlassen, alle Ämter nur an Polen der betreffenden Landschaft zu verleihen und Kriegsdienst außerhalb der Landesgrenzen besonders zu belohnen. Es kümmerte ihn nicht, daß dadurch die Wehr- und Steuerkraft Polens bedeutend abnahm und der Adel als entscheidend ausdrücklich anerkannt wurde; ja, er vereinigte sogar Rotrußland mit der ungarischen Krone und schickte seinen Statthalter dorthin. Er war es auch, der im russischen Gebiete die römisch-katholische Propaganda in größerm Maße förderte und dadurch eine Bewegung erzeugte, die nicht nur Ungarn Rotrußland kostete, sondern später auch für Polen verderblich wurde. Während seiner Regierung steigerte sich der Übermut des Adels und damit die Unordnung im Lande so sehr, daß es keine Gerechtigkeit mehr gab. Durch die Kapitäne und Burggrafen wurden die Güter der Armen ununterbrochen beraubt. Und kehrte man aus Ungarn nach großen Zahlungen an die Kanzlei mit einem königlichen Briefe heim, so achteten die adligen Räuber dessen gar nicht. Immerwährend fanden Diebstähle, Beraubungen von Kaufleuten und Reisenden auf offner Straße statt, ohne daß die Kapitäne im geringsten eingegriffen hätten.

6. Christentum und Heidentum in den Ostseeprovinzen und in Litauen bis 1386.

A. Die Völkerstämme in den südbaltischen Gebieten.

An den südbaltischen Gestaden, wo die Natur landwärts keine scharfen Grenzen gezogen hat, mußten die Slawen, die Finnen und die Litauer sich gegenseitig beeinflussen. Zunächst übten die Slawen, die am frühsten hier Staaten gründeten, die Herrschaft über die andern aus. So wandte sich Polen, der Richtung der Weichsel folgend, gegen die preußischen Litauer, um am Baltischen Meere Fuß zu fassen. Die finnischen Liven findet die Geschichte zeitig als Vasallen der russischen Fürsten von Polock, die den ganzen Lauf der Düna bis zum Meere beherrschten. Die Esthen endlich gerieten in Abhängigkeit von den Nowgoroder Slawen am Ilmensee, die dort Jurjew (Dorpat) und andre Städte gründeten.

Als aber Rußland durch Bürgerkriege geschwächt wurde und daher auch die Fürsten von Polock ihre Herrschaft über die Dünastämme nicht behaupten konnten (S. 453), versuchten andre Völker hier festen Fuß zu fassen. Das Land war von der Meeresseite her zugänglicher als vom Innern des osteuropäischen Festlands aus und konnte sich daher dem Einflusse jener Völker, die das Baltische Meer befuhren, nicht entziehen. Zunächst waren es die Dänen, die sich in Livland

niederzulassen versuchten. Auch die Schweden, welche die ganze baltische Küste befuhren und in Wisby auf der Insel Gotland ein großes Handelsemporium errichteten, kamen mit den finnischen Stämmen in Livland und Esthland in Berührung. Doch auch ihnen gelang es nicht, dauerhafte Erfolge zu erzielen. Erst als die deutschen Handelsstädte des Nordens emporkamen, änderte sich die Sachlage. Lübeck besaß in Wisby ebenfalls einen Stapelplatz und Handelsfaktoreien, versuchte aber dann ohne schwedische Vermittlung mit den finnischen Stämmen in direkte Beziehungen zu treten. Das deutsche Schiff, das diese Völkerschaften selbst aufzusuchen ausgefahren war, wurde vom Sturm in den Rigaer Meerbusen verschlagen. Die Eingebornen strömten, wie die Ältere Livländische Reimchronik (um 1291) erzählt, von allen Seiten herbei und überfielen die Deutschen. Als sie aber zurückgeschlagen wurden, machten sie Friedensanerbietungen und gingen auf Tauschhandel ein (die gewöhnlich um 1143 angesetzte Gründung der Burg Üxküll ist erst vier Jahrzehnte später erfolgt). Diese erste Berührung der Deutschen mit Liven, Litauern und Slawen war rein handelspolitisch. Doch dabei blieb es nicht. Damals waren die Völker Westeuropas von tiefem religiösen Gefühle durchdrungen. Das Heidentum der finnischen und litauischen Stämme lenkte die Aufmerksamkeit jener auf sich. Die erwachende Missionsthätigkeit fand hier um so leichter Förderer, als sie auch in politischer und wirtschaftlicher Beziehung lohnend zu werden versprach.

Der erste Missionar der Preußen war der heilige Adalbert, der unter dem Schutze Polens stand (S. 234 und 462). Nach ihm erlitt dort den Märtyrertod zwölf Jahre später der heilige Bruno von Querfurt. In größerm Stil unternahm das Bekehrungswerk in Pommern-Preußen Boleslaw III. Krzywousty. Der Mann seines Vertrauens, Bischof Otto von Bamberg (S. 465), erschien im Gegensatze zu andern Missionaren, die barfuß und in ärmlichen Kleidern auftraten, unter den Pommern als mächtiger Fürst, von Glanz umgeben und auf das polnische Kriegsheer gestützt. Den Neugetauften gab er schöne Kleider und andre Geschenke, und der Erfolg war groß.

Danach beschloß der Olmützer Bischof Heinrich Zdik (S. 237), auf den Spuren des heiligen Adalbert den Preußen das Evangelium zu predigen, und wandte sich an die Kurie (1140). Doch erst 1144, als man sich zum zweiten Kreuzzuge rüstete, verhandelte Papst Lucius II. mit Heinrich wegen preußischer Mission; damals wurde festgesetzt, daß Böhmen, Polen und andre nordischen Reiche zu Zügen nach dem Heiligen Lande nicht verpflichtet seien, dafür aber die Bekehrung der Preußen besorgen sollten. So unternahmen 1147 die mährischen Fürsten mit Bischof Heinrich einen Kreuzzug gegen die Preußen. Ihnen schlossen sich deutsche und polnische Fürsten an. Dieses Ereignis mag an dem böhmischen Hofe den Plan gezeitigt haben, in nördlicher Richtung auf Kosten Polens sich auszubreiten und durch Burgbauten u. s. w. am Baltischen Meere Fuß zu fassen. Hartnäckig verteidigten die Preußen ihre alten Götter und ihre Freiheit. Sie verbesserten ihre Kriegführung, ja wagten sogar Einfälle in Kujavien und Masovien.

Währenddes wandten sich die Dänen zu den Wenden, die Schweden nach Finland, Livland und Esthland. Abt Peter von Reims bestimmte für die finnische Mission seinen Schüler Fulko, der durch den Erzbischof von Lund zum Bischofe geweiht wurde. Papst Alexander III. hieß 1169 den Plan gut und erteilte Sündenerlaß allen Skandinaviern, die in den Kampf gegen die Esthen ziehen würden. Trotzdem wurde Fulko von keiner Seite genügend unterstützt. Überhaupt hat die christliche Propaganda der Skandinavier keine Erfolge erzielt.

Abt Arnold von Lübeck (gest. 1212), der universal gerichtete Fortsetzer der Helmoldschen Slawenchronik, erzählt, daß der mit den Deutschen nach Livland gekommne Priester Meinhard als erster den Liven das Evangelium zu predigen versuchte. Als er fand, daß die Ernte

nicht schlecht wäre, wandte er sich um 1186 an den Erzbischof von Bremen, eine Mission in großem Stil einzuleiten; auch den Fürsten von Polock ging er an, die Mission zu erlauben. Für seine erfolgreiche Thätigkeit (Bau einer Kirche und einer Burg zu Üxküll, Konventsgründung) weihte ihn der Erzbischof von Bremen zum Bischofe von Üxküll. Als man aber von den Liven den Zehnten zu erheben begann und sie ihre Abhängigkeit von Bremen merkten, überfielen sie Üxküll und tauchten sich, um die Taufe abzuwaschen, in die Düna. Meinhard, der die Burg nicht verlassen konnte, schickte seinen Vikar Dietrich als Berichterstatter nach Rom und ist 1196 gestorben. Sein Nachfolger Berthold kam mit einem Kreuzheere nach Livland, wurde aber 1198 von den Liven erschlagen. Alle getauften Liven fielen vom Christentum ab; ein Holzbild, das sie für den verderblichen Gott der Deutschen hielten, warfen sie ins Meer.

Der Erzbischof von Bremen sandte nun Albrecht von Buxhövden 1198 als Bischof nach Üxküll. König Knut von Dänemark, Papst Innocenz III. und mehrere Fürsten unterstützten ihn; ein Kreuzheer von 23 Schiffen kam 1200 nach Livland. Die Liven setzten sich zur Wehr. Albrecht griff aber zur List. Er lud nach geschloßnem Waffenstillstande die ältesten Liven zum Mahl und ließ sie nicht eher frei, bis sie ihre Kinder als Geiseln stellten und Annahme des Christentums versprachen. So wurde der Widerstand der Liven gebrochen, die Kinder nach Bremen zur Erziehung geschickt und das Evangelium überall gepredigt. Zur Sicherheit verlegte er 1201 das Bistum von Üxküll nach der von ihm neu befestigten und näher am Meere gelegnen Stadt Riga. Dann verteilte er, um sich eine Kriegsmacht zu schaffen, das Land zu Lehen unter solche Kreuzfahrer, die dort für immer bleiben wollten. Als sich die Nachricht von der Gründung Rigas verbreitete, kamen Esthen, Liven, Kuren und Litauer, um Frieden zu schließen. Um das Werk der Bekehrung völlig zu sichern, gründete Albrecht um 1202 einen neuen Ritterorden für Livland nach dem Muster der Templer. Diese Fratres militiae Christi trugen weiße Mäntel mit rotem Kreuz und Schwert auf der linken Brustseite und wurden deshalb Fratres ensiferi oder gladiferi (Schwertbrüder, Schwertritter oder Schwertträger) genannt. Sie waren der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Riga unterworfen. Der Meister hatte seinen Sitz in dem neuerbauten Wenden. Im Jahre 1207 trug Albrecht Livland dem Kaiser Philipp von Schwaben zu Lehen auf. Nun begann die eigentliche Eroberung. Erst wurden die Liven, dann die Letten unterworfen. Das russische Fürstentum Polock, dem das Land an der Düna zinste (ihm gehörten die beiden Fürstentümer Kukenojs und Gersike), versuchte zwar mit Hilfe der Esthen, seine Rechte zur Geltung zu bringen; aber es war zu schwach. Selbst Kukenojs und Gersike wurden von den Deutschen erobert, und der Name des letztern verschwindet bald aus der Geschichte, obwohl Albrecht sich zur Zahlung eines Tributs für Livland an Polock verstand.

Dann kam die Reihe an Esthland. Zunächst wurde das Gebiet Sakkala mit Fellin, dann Ungaunia erobert. Hier aber stieß man mit Nowgorod zusammen, dem die Esthen Tribut zahlten und das hier um 1030 Jurjew erbaut hatte. Auch die Fürsten von Pskow brachten den Deutschen mit Nowgorods Hilfe Niederlagen bei. Albrecht wandte sich deshalb 1218 an König Waldemar II. von Dänemark. Die Esthen wurden 1219 geschlagen. Die Dänen gründeten nun Stadt und Burg Reval und setzten hier einen Bischof ein, der dem Erzbistume Lund unterstellt wurde. Jetzt wetteiferten die Dänen und die Deutschen miteinander in der Bekehrung des Lands. Der Livländische Orden erhob gegen die dänische Eroberung Einspruch. Albrecht führte gegen Waldemar Klage in Rom und beim deutschen Kaiser; vergebens. Waldemar trug dem Papst Esthland zu Lehen auf; Kaiser Friedrich II. steckte in den Vorbereitungen zum

Kreuzzuge: so mußte Albrecht die Oberherrlichkeit Dänemarks über Esthland anerkennen. Weil aber Waldemar, anderwärts stark beschäftigt, die gewonnenen Länder ihrem Schicksal überließ, konnten die Deutschen sich erholen. Im Jahre 1224 nahmen sie Jurjew, obwohl es von dem Fürsten Wjatko hartnäckig verteidigt wurde. Dann eroberte Albrecht die Inseln Mon (Molm) und Ösel; der Orden stürzte sich auf Reval und andre dänischen Besitzungen. Auch die litauischen Kuren und Semgallen am linken Düna-Ufer wurden noch zu Lebzeiten Albrechts unterworfen. Von den eroberten Gebieten erhielt der Orden schon seit 1207 zu seiner Erhaltung ein Drittel. Als Albrecht 1229 starb, erstreckte sich die Herrschaft des Bistums und des Ordens über ganz Kurland, Livland und Esthland.

B. Der Deutsche Orden und Litauen bis 1386.

a) Der Deutsche Orden.

Die Erfolge des Livländischen Ordens lenkten die Aufmerksamkeit aller nordischen Staaten auf ihn. Der polnische Fürst Konrad von Masovien und Kujavien, dessen Länder von den heidnischen Preußen arg verwüstet und von den Litauern bedrängt wurden, faßte den Plan, eine ähnliche Ritterschaft zu gründen. Damals predigte Christian, ein Mönch des Cistercienserklosters in Oliva (später Weihbischof in Mainz), den Preußen das Evangelium. Papst Honorius III., den er um Förderung bat, erhob ihn zum Bischofe von Litauen und empfahl ihn dem Erzbischofe von Gnesen. Nach Preußen zurückgekehrt, konnte er sich doch nicht halten. Selbst Konrad mußte sein Fürstentum verlassen. In seiner Not gründete er einen „Christi-Orden" und wies ihm Dobrzyn als Eigentum an (daher auch der Name „Dobriner Orden"). Doch konnte sich auch dieser nicht behaupten.

Nun wandte sich Konrad an den Deutschen Orden, der gerade damals (1225) von König Andreas von Ungarn aus dem Burzenlande vertrieben wurde (S. 400). Der Hochmeister Hermann von Salza nahm das Anerbieten an und bekam als Eigentum das Kulmer Land und die noch zu erobernden Gebiete. Dies alles nahm der Orden 1226 vom Kaiser Friedrich II. zu Lehen und machte sich so von dem masovischen Fürsten unabhängig. Im Jahre 1228 erschien schon Hermann Balk, der erste Landmeister, mit einer starken Ritterschar unter der Fahne der heiligen Maria in Preußen. Schritt für Schritt wurden die Heiden, die, noch immer nicht vereinigt, nur scharenweise den Krieg führten, verdrängt. Überall wurden gute Straßen angelegt und Burgen aufgeführt. So entstand zunächst Thorn, dann Kulm, Marienwerder, Elbing. Den Preußen wurden die Kinder abgenommen und nach Deutschland zur Erziehung geschickt. Zwar verteidigten sich die Heiden zäh. Aber die Deutschherren wurden von ganz Westeuropa unterstützt, während die Preußen nur bei ihren Stammesgenossen in Litauen hie und da geringe Hilfe fanden.

Während so der Deutsche Orden erstarkte, kam plötzlich aus Livland die Kunde, daß der dortige Orden, nur ungenügend aus dem Westen verstärkt und von übermächtigen Feinden: den Liven, den Dänen und den Russen, bedroht, seiner Auflösung nahe sei. Um die neue Pflanzung zu retten, schlug man vor, beide Stiftungen zu vereinigen. Die Schwertbrüder wurden 1237 in den Deutschorden aufgenommen, nahmen seine Abzeichen und seine Tracht an und bildeten von nun an eine Provinz des Deutschen Ordens, ohne daß deshalb ihre Verpflichtungen gegen den Bischof von Riga und den Fürsten von Polock erloschen wären. Die Verschmelzung war für beide Teile von Vorteil. Jetzt entstand am Südufer des Baltischen Meers ein

starkes deutsches Reich (s. das Kärtchen „Polen u. s. w. im Beginn des 14. Jahrhunderts“ rechts oben auf den ‚Karten zur Geschichte Polens‘, S. 550), dem Litauer, Finnen und Slawen unterworfen waren. Seine Überlegenheit in Kultur, Kriegswesen und Verwaltung bewirkte, daß der Orden sogar den Russen und besonders den Polen gefährlich zu werden begann.

Nach dem Ordenslande strömten Ritter aus ganz Europa. In Marienburg, dem Sitze des Hochmeisters, und in andern Burgen herrschten Wohlstand, Pracht und Herrlichkeit, wechselten glänzende Turniere und Festlichkeiten. Vielleicht kein fürstlicher Hof in Europa, selbst den des Kaisers nicht ausgenommen, bot den Rittern so viel Annehmlichkeit und Zerstreuung wie der Marienburger. Hier war die hohe Schule für die jungen Ritter, die natürlich lieber hierher als nach Palästina zogen. Alljährlich versammelten sich fremde Ritter im Ordenslande zu den Feldzügen. Nach Litauen unternahm man „Reisen“, da die Seen und Sümpfe zugefroren waren. Das Land wurde gründlich verwüstet, die Bevölkerung weggeschleppt, die Dörfer abgebrannt. Die Litauer thaten dann dasselbe, nur in größern Massen: das Ordensland war ja dicht bevölkert und mit Burgen besät. Mit der Zeit gelang es den Deutschrittern, unter den Litauern eine Partei für sich zu gewinnen; wohlhabendere und gescheitere Heiden mußten schließlich einsehen, daß das Christentum besser, die Kultur des Ordens höher, das Leben dort schöner sei.

b) Litauen.

In der Zeit, wo die Gefahr von seiten des Deutschen Ordens die größte war, schöpfte Litauen unerwarteterweise neue Kräfte in dem umgebenden russischen Gebiete. Das angrenzende Polock hatte sich früher als andre russischen Fürstentümer vom Kijewer Kern abgesondert. Als auch hier, wie sonst im Rußland des 12. Jahrhunderts, infolge der Zwistigkeiten der fürstlichen Familie miteinander und mit den Volksversammlungen mehrere Teilfürstentümer entstanden, riefen die Streitenden oft die Nachbarn zu Hilfe: so ward Litauen in russische Verhältnisse hineingezogen. Bald fühlten sich die Gerufnen als Herren im Lande. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstehen litauische Fürstentümer auf russischem Boden.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts taucht Mendog (Mindowe) als litauischer Herrscher auf. Er scheint der erste gewesen zu sein, der als „Großfürst“ die andern Teilfürsten als Vasallen betrachtete. Aber seine Lage war schwierig. Nicht nur kämpften die Herren von Halicz und Wladimir mit ihm um den Besitz von Schwarzrußland; ärger noch bedrängten ihn seine Verwandten. Selbst das Volk, das mit seiner gewaltthätigen Politik unzufrieden war, kehrte sich gegen ihn; um so mehr, als der Fürst, obgleich selbst noch Heide, doch der christlichen Religion, die von Rußland hieher getragen wurde, nicht abhold war. So kam es, daß sich in Litauen zwei Parteien bildeten. Die eine vertrat das Volkstum, verteidigte die Sprache, die alten Sitten und das Heidentum; die christliche und schon stärkere Partei neigte zu Rußland. An der Spitze dieser letztern stand Mendogs Sohn Wojschelk, ein unternehmender Mann, der mit der ganzen Glut seiner Seele der griechischen Kirche ergeben war. Er trat ins Kloster und schwärmte sogar davon, auf dem Athos sein Leben zu beschließen, wie es manche Fürsten des orientalischen Christentums gethan haben.

Was aber Mendog wünschte, war eine Erleichterung im Kampfe gegen den Livländischen und den wachsenden Deutschen Orden; statt dessen stürzten ihn beide Parteien in einen noch hartnäckigern Krieg mit den Ritterschaften und außerdem mit Rußland. Rotrußland trat jetzt mit aller Kraft gegen Litauen auf; es kam sogar eine Annäherung zwischen ihm und den Deutschherren zu stande. Man kämpfte beiderseits um den Besitz Schwarzrußlands. Wäre es den

Fürsten von Halicz gelungen, Schwarzrußland mit ihren Besitzungen zu vereinigen, so hätte sich bei der innern Spaltung Litauens und der vom Südosten her drohenden Zersplitterung Rußlands, der tatarischen Übermacht im Südwesten, ein neuer Mittelpunkt gebildet, dessen Träger die Kleinrussen gewesen wären. Aber der schlaue Litauer verstand es, alle seine Feinde lahm zu legen. Zunächst erklärte er sich bereit, das Christentum anzunehmen. Papst Innocenz IV. schickte ihm die Königskrone, und Mendog empfing 1250 zu Nowgorod mit ihr die Taufe. Dadurch kam eine freundschaftliche Annäherung zwischen ihm und dem Livländischen Orden zu stande. Indem er diesem das ganze Smudiner Gebiet abtrat, rächte er sich zugleich an jener nationalen Partei, die seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollte. Auch mit dem Fürsten von Rotrußland schloß er 1255 einen Vertrag und trat ihm als Lehen Schwarzrußland ab; sein Sohn Woyschelk heiratete eine Tochter von jenem. Bald erhob sich in Smud das Volk gegen den Livländischen Orden und wollte nunmehr Mendogs Herrschaft annehmen. Kräftig unterstützte Mendog diese Bewegung; der Orden erlitt eine entscheidende Niederlage und mußte alle litauischen Provinzen wieder abtreten. Dadurch wurde auch die großfürstliche Gewalt in Litauen gestärkt. Denn obwohl Mendog um 1263 ermordet wurde, strebten andre nach der großfürstlichen Würde. So hatte jetzt Litauen denselben Kampf um die Staatsverfassung durchzumachen, wie Rußland, Polen und andre slawischen Länder.

Das Geschlecht Mendogs hat aus Litauen einen Staat gemacht; aber erst einem andern litauischen Geschlechte war es beschieden, Litauen zu einem Großstaate zu erheben: dem, dessen Vertreter Gedymin (Withen) um 1316 Großfürst war. Ein ganz andres Aussehn hatte schon damals der litauische Staat (s. das Kärtchen ‚Polen, Litauen u. s. w. im Beginn des 14. Jahrhunderts' rechts oben auf den „Karten zur Geschichte Polens", weiter hinten). Nicht die Sümpfe und Seen allein waren seine Befestigungswerke, sondern das Land war mit Burgen und ummauerten Städten bedeckt. Von den Deutschen hatte man die bessere Kriegführung erlernt. Russische Kultur durchdrang das öffentliche und private Leben. Die russische Sprache war die Sprache der Kirche, des Hofs und des Adels; die fürstliche Kanzlei stellte nur russische Urkunden aus; das litauische Heer bestand zum großen Teil aus russischen Scharen und war oft von Russen angeführt. Als eine Art von russischem Staate konnte sich Litauen leichter auf russischem Gebiet ausbreiten. Gedymin hat mehrere russischen Fürstentümer. Seine Herrschaft wurde sogar in den von den Tataren besetzten Gebieten mit Freuden begrüßt. Schlugen doch die Litauer sogar die gefürchteten Mongolen, die für unbesiegbar galten. Selbst Kijew schwankte schon jetzt zwischen der litauischen und tatarischen Herrschaft. Russische Gebiete bildeten somit den weitaus größten Teil des litauischen Staats, der schon unter Gedymin die erste Macht Osteuropas war. Obwohl selbst noch Heide, heiratete Gedymin russische Prinzessinnen und gestattete ihnen, nach dem christlichen Glauben zu leben und darin ihre Kinder zu erziehn. Seinen Sohn Olgerd verheiratete er mit einer Prinzessin von Witebsk, den zweiten, Lubart, mit einer von Wolhynien, eine Tochter mit dem Prinzen Symeon von Moskau, eine andre mit dem Fürsten von Twer; Aldona (S. 475) nahm Kasimir von Polen, die vierte Boleslaw Trojdenovicz von Masovien. In die ausgedehnten Öden führte er Kolonisten ein und schuf Städte und Dörfer nach deutschem Recht. Er gründete Wilna, die nachmalige Hauptstadt Litauens, ließ 1322 das heidnische Heiligtum hierher übertragen und das ewige Feuer vor dem Altare des Perkunas anzünden. Gleichzeitig trat er mit dem Papst in Unterhandlung, gewiß nur, um den Deutschen Orden in Schach zu halten. 1336 veranstaltete der Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—41) wieder eine große „Reise" nach Litauen. Man zog gegen Smud und belagerte dort Pillene(n), wo sich gegen 4000 Litauer mit Weibern

und Kindern eingeschlossen hatten. Feuer gab der hölzernen Burg und ihren tapfern Verteidigern den Rest.

Gedymin fand 1340 oder 1341 bei der Belagerung der Burg Welona durch die Deutschen den Tod, von einer Kugel getroffen; früher also als bei Crecy 1346 hat man hier von der Erfindung des Pulvers (Bd. VII, S. 239) Gebrauch gemacht. Nach dem Vorgange Rußlands hatte Gedymin die großfürstliche Würde gesetzlich eingeführt und sie an den Besitz von Wilna geknüpft; Großfürst sollte Jawnut werden. In das übrige Reich teilten sich seine andern sechs Söhne: Monwid, Narymunt, Koriat, Olgerd, Kejstut, Lubart. Unter ihnen thaten sich namentlich Olgerd und Kejstut (Olgjerd und Kynstudt) hervor. Jener bekam das eigentliche Litauen mit Krewo und das Gebiet von Witebsk, Kejstut dagegen Smud mit Troki als Hauptsitz, Grodno und Bereſtie in Schwarzrußland. Olgerd war ein starker, schöner Mann, dabei von hohem Sinn, politischem Weitblick und, was für seine Zeit eine Seltenheit war, nüchtern und enthaltsam. Er verstand mehrere Sprachen; dem Spiele war er nicht ergeben. Schlau, sagte er selbst den ausgerückten Scharen nicht, wohin sie geführt würden. Olgerd war der Vertreter der russisch-christlichen Partei. Seine Frauen und Kinder waren Christen. Nach russischen Quellen soll er selbst Christ gewesen sein, obwohl die fremdländischen behaupten, sein Leichnam sei auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden: vielleicht haben dies die heidnischen Priester gewollt. Kejstut war geraden Sinnes, Ritter durch und durch, stürmisch und wurde als Vertreter der heidnisch-nationalen Partei vom Volke vergöttert. Uneigennützig verhalf er dem Bruder zur Erlangung der großfürstlichen Macht und war sein treuster Unterthan, Freund und Beschützer. Selbst ein überzeugungstreuer Heide, war er der letzte litauische Fürst, der nach heidnischen Gebräuchen bestattet wurde. Beide haben Litauen groß und berühmt gemacht. Während Olgerd als Großfürst russische Fürstentümer mit Litauen vereinigte, selbst Kijew eroberte und so die Grenzen bis zu den Tataren am Schwarzen Meer und östlich bis über den Dnjepr erweiterte, übernahm Kejstut den Schutz der Westgrenze und den Kampf mit dem vereinigten Ritterorden.

Die Chronisten verzeichneten manchen edeln Zug aus dem Leben dieses großen Heiden. Den Befehlshaber einer Ordensburg, der von den Litauern verbrannt werden sollte, rettete Kejstut durch seine Fürsprache. Über arg verstümmelte Leichen auf dem Schlachtfeld äußerte er stets scharf sein Mißbehagen. Wenn er einen Einfall in das Ordensland plante, pflegte er den Gebietiger davon zu benachrichtigen; natürlich verlangte er dies ritterliche Verfahren auch von dem Orden: als Kowno 1362 von den Rittern plötzlich überfallen wurde, erhob er deswegen bei dem weitberühmten Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—82) Beschwerde. Einmal in Gefangenschaft geraten und nach der Marienburg gebracht, wurde er durch den ihm zugeteilten Diener Alf, einen Litauer von Geburt, erkannt und schlau befreit. Um seiner Ritterlichkeit willen war Kejstut beim Orden fast beliebt: als er nach unglücklicher Belagerung einer Burg den Fluß übersetzen mußte und dem Ertrinken nahe war, zog ihn der Marschall Henning Schindekopf aus dem Wasser, ohne ihn in Gefangenschaft zu behalten.

Vier Jahrzehnte hindurch verteidigte Kejstut Litauen mit Ausdauer; es pries ihn als seinen ersten nationalen Helden. Zu seiner Zeit vermochte der Orden dort keine Eroberungen zu machen. Trotz seiner Förderung des Heidentums machte aber das Christentum selbst in Kejstuts Gebiet immer größere Fortschritte; freilich fehlte es auch nicht an Märtyrern. Nur der römische Katholizismus konnte keine Wurzeln fassen. Das Dominikaner- und das Franziskanerkloster, die unter Gedymin in Wilna bestanden hatten, gingen unter Olgerd beide ein. Als sie dann durch den Bojaren Gastold, der seiner polnischen Gemahlin zuliebe zum Katholizismus

übertrat, wieder erneuert wurden, stürzte sich auf das Haus Gastolds ein Haufe Heiden und tötete sieben Mönche; die andern wurden an Kreuze genagelt und in den Fluß geworfen.

In seinem Siegeslaufe mußte Litauen über kurz oder lang mit Moskau und den Tataren zusammenstoßen: beide verfolgten ja dasselbe Ziel, Rußland in ihren Händen zu vereinigen. Wenn Olgerd die Tataren schlug, so konnte das bei den Russen nur freudigen Widerhall finden. Daher war es ihm leicht, ein russisches Gebiet nach dem andern zu unterwerfen. Zwischen Rußland und einem Litauen von Olgerds Richtung bestand kein grundsätzlicher Unterschied. Nur in Moskau (S. 502) erstand den litauischen Fürsten ein gefährlicher Nebenbuhler. Olgerd verstand jedoch, den entscheidenden Schlag hinauszuschieben. Indes starb er 1377.

Nach Olgerd hätte Kejstut als der Familienälteste den großfürstlichen Thron besteigen sollen. Aber einem Wunsche des Bruders gemäß verzichtete er zu gunsten von Jagiello (Jagajlo, Jagal, Jagello). Dieser war nicht wie sein Vater Olgerd geartet: er schlich nur hin, stets auf Niedriges sinnend. Daß der Oheim, an den Beratungen in Wilna teilnehmend, auf die Staatsgeschäfte Einfluß hatte und sich als alter Held seinem unerfahrnen Neffen gegenüber, der ihm den großfürstlichen Thron zu verdanken hatte, gelegentlich etwas herausnahm, behagte ihm keineswegs. Gegen die Überlieferung verband sich Jagiello zunächst mit den Tataren, angeblich, um mit ihrer Hilfe Stellung gegen Moskau zu nehmen. Dann näherte er sich, ebenfalls ganz entgegen der Vergangenheit seiner Heimat, unbemerkt dem Deutschen Orden. Dazu verhalf ihm einer von seinen Kronräten, Namens Wojdyllo, den Kejstut einmal beleidigt hatte. Selbst gegen wiederholte Einfälle der Ritter blieb Jagiello gleichgiltig; ja, er schloß einen gegen Kejstut gerichteten Geheimvertrag mit dem Orden.

Kejstut, stark beunruhigt, überrumpelte Wilna, nahm den Neffen gefangen und fand die Urkunde des Vertrags mit dem Orden. Nun bestieg er zwar selbst den großfürstlichen Stuhl, gab aber Jagiello Witebsk und Krewo und ließ ihn dann völlig frei, befahl nur, den Verräter Wojdyllo aufzuhängen. Da erhob sich gegen Kejstut ein zweiter Verwandter, Demeter Korybut. Jagiello führte seine Scharen herbei, angeblich Kejstut zu Hilfe, führte sie jedoch gegen Wilna und nahm es. Schon zogen auch die mit Jagiello verbündeten Ordensritter heran. Troki, die Residenz Kejstuts, wurde genommen und ausgeraubt. Schnell sammelte Kejstut Scharen, seine Burgen zu retten. Da bat Jagiello den ihm befreundeten Sohn Kejstuts, Witold (Witowd), um Vermittlung, weil er kein Blut vergießen wolle. Gegen Bürgschaft eines Dritten gingen Kejstut und Witold in das Lager Jagiellos und wurden dort in Fesseln geschlagen. In einen dumpfen Kerker zu Krewo geworfen, wurde Kejstut am fünften Tage erdrosselt gefunden (1382). Sein Leichnam wurde nach heidnischer Art verbrannt (vgl. oben, S. 484). Mit Kejstut ging zugleich das alte Litauen in Flammen auf; das ewige Feuer, das vor dem Altare des Perkunas (S. 430) brannte, erlosch.

Witold, dem die Flucht gelungen war, ging nach Masovien und von hier ins Ordensland. Nach katholischer Weise getauft, nahm er den Namen seines Paten, Wigand, des Komturs von Ragnit (Ragneta), an (1383). Dem Orden, dem Witold-Wigand für den Fall seiner Kinderlosigkeit Samaiten (nördlich vom Memelfluß) abzutreten versprach, war der neue Bundesgenosse willkommen. Doch siegte bei diesem über die junge Rachsucht sehr rasch der alte und deshalb stärkere Haß gegen die Deutschherren. Kaum hatte er den Vertrag mit dem Orden geschlossen, so suchte er bei Jagiello um Versöhnung nach und erhielt sie. Ein ausgesprochnes Litauertum war Witolds hervorstechendster Charakterzug; konnte es auf geradem Wege das vorgesteckte Ziel nicht erreichen, so verschmähte es gelegentlich auch bedenkliche Mittel nicht.

7. Polen vom Ende des 14. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts.

A. Die Vereinigung Litauens mit Polen.

Als König Ludwig I. von Ungarn und Polen (S. 376) am 11. September 1382 in Tyrnau gestorben war, sollte im Sinne des Kaschauer Vertrags von 1374 (S. 478) eine seiner Töchter die polnische Krone bekommen. Er hatte deren drei gehabt: Katharina, Maria und Hedwig. Katharina war für Polen bestimmt, Maria mit dem Markgrafen Siegmund (Sigismund) von Brandenburg vermählt, Hedwig mit Herzog Wilhelm von Österreich verlobt. Da Katharina noch vor dem Vater gestorben war, wurde Maria die polnische Krone zugedacht. Diese Bestimmung war aber für Polen kaum annehmbar. Weil Polen von Ludwig stark vernachlässigt worden war, wollte es nur die seiner Töchter als Königin anerkennen, die sich verpflichten werde, mit ihrem Gemahl in Polen zu residieren. Siegmund, voraussichtlich König von Ungarn, konnte sich dazu unmöglich verstehen. Kasimir der Große hatte sein Land zuerst wirtschaftlich stärken wollen, um dann gegen den Deutschorden, Polens gefährlichsten, weil von ganz Westeuropa unterstützten Feind, kräftiger auftreten zu können; deshalb hatte er ja auch mit den Nachbarn eine Reihe von Verträgen geschlossen. Als er den Erbvertrag mit seinem Neffen Ludwig von Ungarn einging, mußte sich dieser verpflichten, die verlornen Provinzen Polens mit eignen Mitteln zurückzuerobern. Von wem? natürlich nur vom Orden. Aber Ludwig hatte dies verabsäumt; die polnische Luft behagte ihm nicht. So griff der Orden um sich und mit ihm das Deutschtum. Infolgedessen erstarkten sowohl in Polen als auch in Litauen das nationale Bewußtsein und der Haß gegen die Deutschen so sehr, daß den Polen und Litauern jeder andre Thronkandidat lieber sein mußte als der Markgraf von Brandenburg. Die polnischen Staatsmänner waren sich dessen bewußt, daß, wenn Siegmund die polnische Krone bekomme, dies den Verlust ihrer Unabhängigkeit nach sich ziehen werde. Als er noch zu Lebzeiten seines Schwiegervaters an der Spitze eines kleinen Heers nach Polen gekommen war, um sich huldigen zu lassen, wurde ihm sogar der Einzug in Krakau verwehrt; nur die Städte, wo das deutsche Volkstum vorherrschte, empfingen ihn gern. So mußte Siegmund Polen unverrichteter Dinge verlassen. Und dabei blieb es, da er selbst in Ungarn zunächst keine Wurzeln fassen konnte (S. 376).

So wurde der polnische Thron wieder für erledigt betrachtet. Schon trat der Fürst Ziemko von Masovien auf, gestützt auf eine große Partei und den Erzbischof Bodzanta von Gnesen, der ihn sogar zum König ausrief, als die Gesandten der Königin-Mutter Elisabeth (gest. 1387) mit der Erklärung erschienen, daß Hedwig (geb. 1369), für den polnischen Thron bestimmt, bald zur Krönung nach Krakau kommen werde. Aber als man auf Hedwig lange vergebens wartete, begann man, in Polen die Geduld zu verlieren. Doch die Sache lag nicht so einfach. Erstens befand sich die Königin-Witwe selbst in Gefahr. Dann war Hedwig, obwohl knapp 13 Jahre alt, mit Wilhelm verlobt, und den wollten die Polen auch nicht haben, er jedoch nicht auf Hedwig verzichten. Erst als erklärt ward, daß die Rechte Hedwigs auf die polnische Krone für erloschen betrachtet würden, falls sie nicht binnen 2 Monaten in Polen erscheinen sollte, entschloß sich Elisabeth, die Tochter nach Polen zu schicken. Ein Kind von kaum 15 Jahren, kam Hedwig Anfang Oktober 1384 nach Krakau in Begleitung des Erzbischofs von Gran und des Bischofs von Csanad und wurde schon am 15. Oktober gekrönt. Der erste wichtige Schritt war den polnischen Staatsmännern geglückt. Nun galt es, für die junge Königin einen geeigneten Gemahl zu finden.

a) Wladislaw II. Jagiello.

Nationale und religiöse Erwägungen führten die Polen nach Litauen. Sowohl Polen als auch Litauen bekämpften in dem Deutschen Orden ihren gemeinschaftlichen Hauptfeind. Nur im Bunde miteinander konnten beide hoffen, ihn niederzuringen. Zudem war der Gedanke einer Vereinigung nicht neu. Schon Wladislaw Lokietek hatte, von den Rittern bedrängt, seinen Sohn Kasimir mit Aldona, einer Tochter Gedymins, vermählt (S. 475); doch hatte man damals noch geglaubt, allein mit den Deutschen fertig zu werden. Jetzt aber war Litauen durch Parteikämpfe zerklüftet. Immer stärkere deutsche Zwingburgen erhoben sich auf seinem Boden und umklammerten ihn wie mit eisernen Armen. Und noch ein Umstand begünstigte die Annäherung. War Litauen früher dem Heidentume mit aller Glut ergeben gewesen, so mehrte sich jetzt die Zahl der Christen beständig. Kejstut, der letzte Heide auf dem Throne, lebte nicht mehr. So war auch Litauen aus politischen und aus religiösen Gründen für eine Vereinigung mit Polen reif. Und zwei Völker verbinden sich miteinander aufrichtig, wenn beiden eine große Gefahr droht.

Von welcher Seite die Anregung dazu gekommen sein mag, wissen wir nicht. Weil sich aber der katholischen Kirche Polens damit die Aussicht auf eine großartige Missionsthätigkeit in Litauen und im ganzen Osten eröffnete, und weil der Provinzial des Franziskanerordens Kmita ein Vertrauter Jagiellos war, so darf man vermuten, daß — abgesehn von dem ausschlaggebenden kleinpolnischen Adel, der für eine Vereinigung der beiden Staaten lebhaft eintrat — vor allem die Franziskaner den Boden in Litauen vorbereitet haben. Daß das Heidentum nirgends geduldet werden dürfe, diese Anschauung war damals in Europa sehr mächtig; ihr verdankte der Orden die Freundschaft Westeuropas. Sollte ihm dieser Vorwand, unter dem er Litauen bekämpfte, und damit die Quelle seiner Kraft abgegraben werden, so mußte sich Litauen zur Annahme des Christentums entschließen. Dann erst konnte es selbst die Macht der römischen Kirche, die damals in Europa noch ausschlaggebend war, sich dienstbar machen. Daß sich Jagiello entschloß, mit seinem ganzen Volke das Christentum anzunehmen, beweist, daß er trotz seiner sittlich niedrigen Gesinnung politischen Weitblick besaß.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1385 bat eine litauische Gesandtschaft in Krakau förmlich um die Hand Hedwigs für ihren Fürsten Jagiello. Doch ohne die Mutter wollte man nicht entscheiden und schickte daher Boten an Elisabeth. Die Abneigung der Magyaren gegen Siegmund und gegen Wilhelm entschied zu gunsten Jagiellos. Zwar ward das noch widerrufen, und erschien Wilhelm selbst in Krakau, wo sich nun romantische Vorfälle zwischen ihm und der jungen Königin abspielten. Doch alles scheiterte an der Standhaftigkeit der polnischen Großen. Am 12. Februar 1386 hielt Jagiello seinen Einzug in Krakau, nachdem er alle Bedingungen angenommen hatte. Er versprach, sich mit allen noch ungetauften Brüdern und Verwandten, dem gesamten Adel, den vornehmen wie niedern Einwohnern seines Lands in den Schoß der katholischen Kirche zu begeben und seine Schätze zum Nutzen der beiden Reiche zu verwenden. Ferner versprach er, dem Herzoge Wilhelm von Österreich die ausbedungnen 200,000 Gulden Reugeld für den Rücktritt vom Ehevertrage zu zahlen, alle dem polnischen Reich angethanen Beeinträchtigungen und Verkürzungen mit eignen Kosten herzustellen, alle polnischen Gefangenen beiderlei Geschlechts freizugeben, seine litauischen und russischen Lande für ewige Zeiten mit der polnischen Krone zu vereinigen. Alles hing jetzt von Hedwig ab. Man stellte ihr offenbar vor, daß sie nicht nur ihrem eignen Lande dienen, sondern sich auch vor Gott Verdienste erwerben werde, wenn durch sie ein ganzes Land für Christum gewonnen würde. Außerdem

müssen Hedwig die Nachrichten aus Ungarn zum Entschlusse gedrängt haben: dort wankte bedenklich der Thron unter ihrer Mutter, die sich sogar in Todesgefahr befand. Am 15. Februar wurde Jagiello mit den anwesenden Brüdern und Verwandten getauft. Pathe war, nachdem der Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein (1382—90) es abgelehnt hatte, Wladislaw von Oppeln, weshalb Jagiello nach ihm den Namen Wladislaw (II.) erhielt. Dann folgte die Trauung und die Krönung (4. März 1386). Darauf wurden auch der Bruder des Königs, Wigand, mit der Tochter Wladislaws von Oppeln, der Fürst Janusz von Ratibor mit der königlichen Nichte Helene und Fürst Ziemko (S. 486) von Masovien mit Alexandra, einer Schwester des Königs, verheirathet. Wladislaw II. Jagiello von Litauen war zunächst kein Erbkönig von Polen, sondern bloß König-Gemahl und Reichsverweser.

In der Geschichte des polnischen Volks gibt es außer der Annahme des Christentums kein wichtigeres Ereignis als die 1386 vollzogne Vereinigung Litauens mit Polen. Sie hat der ganzen osteuropäischen Welt ein andres Aussehn verliehn, ihre Geschichte in völlig andre Bahnen gelenkt. Polen, selbst zu klein, um inmitten mächtiger Nachbarn eine Rolle spielen zu können, hatte sich zuerst an Ungarn gelehnt. Aber dies hatte ihm nicht zum Wohle gereicht: das damals kulturell höher stehende Finnenvolk hatte Polen wie eine Provinz behandelt. Dabei waren seine eignen Interessen besonders gegen den Orden hin vernachlässigt worden. Jetzt hatten Polen und Litauen die Deutschherren kaum noch zu fürchten. Ja, der Deutschorden verlor dem christlich gewordnen Litauen gegenüber seine Daseinsberechtigung. Es dauerte nicht lange, da erklärten nicht bloß Kaiser wie Papst öffentlich, der Orden habe nun seine Aufgabe vollbracht. Spätere Päpste haben die Heidenfahrten und jede Schädigung Litauens untersagt. Kaum ein Jahrhundert nach der Taufe Jagiellos tauchte sogar der Plan auf, die Ritter nach Podolien zu verpflanzen und sie im Kriege gegen die Türken und Tataren zu verwenden. Außerdem war in dem neuen Bunde mit Litauen der Stand Polens viel günstiger, als dies im Bunde mit Ungarn der Fall gewesen war. Polen stand jetzt in jeder Beziehung höher als Litauen. Überdies hat Jagiello, echt selbstsüchtig, für die Krone Polens sein Land den Polen förmlich ausgeliefert. Polen war der nehmende, Litauen der gebende Teil, wenn wir von der freiheitlichen Verfassung, der neuen Religion und der Kultur absehen, die Polen den Litauern zu geben hatte. Von nun an galt in Litauen alles der Wille des polnischen Königs oder, weil dieser selbst wenig bedeutete, der Wille der polnischen Slachta und der katholischen Priesterschaft. Litauen, dreimal so groß wie Polen, sank zu einem Anhängsel der polnischen Krone herab. Während es bis dahin in Osteuropa drei politische Mittelpunkte gegeben hatte: Polen, Litauen und Rußland, von den Tataren nicht zu sprechen, so hörte jetzt der größte von ihnen, Litauen, plötzlich auf zu sein. Von nun an standen sich nur Polen und Rußland einander gegenüber, und die Zeit rückte näher, wo entschieden werden sollte, welches von beiden Osteuropa beherrschen werde.

Als im Winter 1386/87 die ersten Fröste kamen, zog Jagiello in Begleitung von Fürsten und Großen, zahlreichen Geistlichen und Franziskanermönchen als geistigen Leitern der Unternehmung in seine Heimat, um seinem Versprechen gemäß seine Unterthanen zu taufen. Anfang Januar 1387, als in dem an Flüssen, Seen und Sümpfen reichen Lande das Eis überall feste Brücken schlug, erschien die polnische Mission in Wilna. Es war gerade nach den langen Herbstfestlichkeiten, eine Zeit, wo sich die Vorräte der Litauer zu erschöpfen begannen. Die Missionare brachten aber eine Menge Getreide, für die Täuflinge neue weiße Tuchröcke und andre Geschenke mit und traten prunkvoll auf, wie einst Otto, der Apostel Pommerns. Mehr noch bedeutete in Litauen der Wille des Fürsten. Außerdem erteilte Wladislaw Jagiello, um

den Adel zu gewinnen, sämtlichen katholischen Bojaren unterm 20. Februar 1387 alle Freiheiten, die der polnische Adel besaß (das „polnische Recht"). Es war die erste Verfassungsurkunde Litauens. Gleichzeitig ward die katholische Kirche organisiert, indem zu Wilna ein Bistum mit sieben Pfarrkirchen in Miednicki, Meszagole, Wilkomierz, Krewo, Niemenczyn, Hajnowo und Obolcza (Obolec) errichtet und glänzend ausgestattet wurde. Erster Bischof wurde der Franziskaner Wasylo, ein Pole, früher Beichtvater der Königin Elisabeth und dann Bischof von Sereth. Auf dem höchsten Gipfel der Stadt Wilna stand das hölzerne Bild des Gottes Perkunas. Auf dem mit Eichen bepflanzten Platze züngelte noch die Lohe des unnahbaren Znicz (S. 430), als der Missionszug, heilige Lieder singend, den Berg hinaufstieg. Die heiligen Eichen wurden gefällt, das „ewige" Feuer ausgelöscht. Ein jauchzendes Tedeum verkündete dem Volke den Beginn einer neuen Zeit. Keine Hand erhob sich zur Rettung der alten Götter. Dann führte man Männer und Frauen zum Fluß und gab ganzen Scharen je einen Namen, wie Stanul, Matulis, Piotrulis, Janulis, Szczepulis (weiblich Jadziula u. s. w.). Angesehne Bojaren taufte man einzeln. Dasselbe geschah im Lande ringsum. Die Zahl der damals Getauften wird auf 30,000 angegeben. Ende Juli 1387 war Jagiello wieder in Krakau und berichtete dem Papste, daß Litauen bekehrt sei. „Unter allen Königen der Welt nimmst Du, teurer Sohn, den ersten Platz in unsern Gefühlen ein", antwortete Urban VI., dessen Strenge 1378 das große Schisma verursacht hat. Wenn er aber weiter sagte: „Freue Dich, mein Sohn, daß Du wie ein verborgner Schatz wieder gefunden worden und dem Verderben entronnen bist", so haben diese Worte, ins Politische übertragen, die wahre Sachlage trefflich wiedergegeben. Selbst in Deutschland ging eine Prophezeiung: alle Staaten würden untergehn — außer Polen und Litauen.

Jetzt suchten verschiedne Kleinstaaten Osteuropas Anlehnung an das neu entstandne Polen-Litauen; war doch z. B. Ungarn durch innere Wirren damals lahmgelegt. Bald nach der Krönung begannen die nordrussischen Kleinfürsten, meist Vasallen Litauens, dem jetzt mächtigen Großfürsten zu huldigen. Während Wladislaw Jagiello noch in Litauen weilte, nahm Hedwig persönlich die Huldigung von Rotrußland entgegen, das seit den Zeiten Kasimirs des Großen zu einer Hälfte zur ungarischen, zur andern zur polnischen Krone gehört, aber durch Ludwig den Großen einen gemeinsamen magyarischen Generalstaroſten erhalten hatte. In Lemberg brachten die Brüder Peter und Roman, als Woiwoden der Moldau (vgl. S. 357 f.) eigentlich ungarische Vasallen, dem Litauer ihre Huldigung dar; der Metropolit Kyprian von Kijew verlas die Eidesformel nach dem orthodoxen Ritus. Im Jahre 1390 huldigte ein zweiter ungarischer Vasall, Fürst Mircea der Alte von der Walachei (S. 350). In den nächsten Jahren thaten dasselbe die Woiwoden von Bessarabien und von Siebenbürgen, und ihre Nachfolger haben dann diesen Eid wiederholt. Im Norden trieb die Furcht vor dem deutsch-livländischen Orden und vor Moskau, im Süden vor den Türken jene Kleinen unter den Schutz des Großen. Polen-Litauens Einflußgrenzen dehnten sich schon von Meer zu Meere.

Unterdes hatte der Deutsche Orden immer mehr Land durch Kauf und Vertrag erworben. Er schürte gegen Wladislaw Jagiello in Rom und an allen europäischen Höfen; und was die Lage besonders ernst machte, war, daß er bei allen Unterhandlungen immer die Vermittlung des deutsch-römischen Reichs anrief und von litauischen Fürsten sogar Gehorsam gegen jenes verlangte. Wladislaw von Oppeln legte dem Hochmeister Konrad von Wallenrod (1391—93) selbst den Plan einer Teilung Polens vor. Polen-Litauen war jedoch auch nicht frei von Schuld. In der Not schloß man Verträge mit den Rittern, trat wohl ein Land ab; dann aber war man über jeden Schiedsrichter erbittert, der das betreffende Land den Deutschen wirklich zusprach.

Solange Hedwig lebte, deren Vater Ludwig Gönner des Ordens gewesen war, war kein Bruch zu befürchten. Aber nach ihrem Tode (1399) konnte die Entscheidung nicht lange hinausgeschoben werden. Besonders Witold, Jagiellos Vetter (S. 485), drängte zum Krieg. Im Jahre 1410 hatte Deutschland drei Könige oder Kaiser: Wenzel, Jost und Siegmund (S. 253), konnte also dem Orden keine Hilfe bringen. Litauen warb böhmische Söldner und versicherte sich der Hilfe der Tataren; Witold wiegelte das Samaitenland auf, obwohl er früher 150 Geiseln dem Orden gestellt hatte; diesen Ärmsten blieb nichts übrig, als sich an den Thüren ihrer Gefängnisse aufzuknüpfen. Die russischen Vasallen Litauens zogen ebenfalls zu Hilfe. Trotz alledem war der Gang nicht leicht. Der Deutschorden, damals die einzige Macht in Europa, die binnen zwei Wochen zu mobilisieren im Stande war, verfügte über eine vortreffliche Artillerie, eine gute Ritterschaft und viele Söldner. Kulturell stand er selbst damals noch immer bedeutend höher als Polen. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen kam Polen mit der Kriegserklärung zuvor. Am 15. Juli 1410 kam es im Ordenslande bei Grünwald und Tannenberg zur Schlacht; das Ordensheer wurde vernichtet. Zum ersten Male sang das polnische Heer das Tedeum (bogarodzica) in polnischer Sprache. Das Hauptverdienst am Siege hatte Witold. Dlugosz, der Vater des berühmten Geschichtschreibers, und Zbigněw Olesnicki, später Bischof von Krakau und erster Staatsmann Polens, waren Mitkämpfer. Die Zeitgenossen waren sich der Tragweite dieses Ereignisses vielleicht mehr bewußt als die Gegenwart; Johannes Dlugosz hat kurz nach 1457 gemahnt, man solle die eroberten Siegeszeichen („banderia Prutenorum") in der Kirche für ewige Zeiten bewahren und den Gedenktag stets feiern.

Zwar hat der Orden später noch zu wiederholten Malen sein Glück versucht, doch stets ohne Erfolg. Wäre Wladislaw II. Jagiello ein rechter Kriegsmann gewesen, so hätte er sich leicht auch der Marienburg bemächtigen können: Verrat gab es allenthalben. Viele Ordensbrüder rafften Geld und Gut zusammen und flüchteten nach Deutschland. Der Fortsetzer der „Chronik des Landes Preußen" des 1405 verstorbnen Offizials von Riesenburg (Pomesanien), Johanns von Posilge, wehklagt darüber. Trotz des verhältnismäßig günstigen Thorner Friedens vom 1. Febr. 1411 war der Verfall des Deutschordens nicht mehr aufzuhalten. Es half ihm wenig, daß das Kurfürstenkolleg dem Kaiser Siegmund den Schutz des Ordens ans Herz legte, oder daß König Karl VI. von Frankreich eine Drohung an Polen richtete.

Mit dem Sinken der Ordensmacht war auch der Einfluß Deutschlands auf Osteuropa gebrochen, politisch wie national. Das deutsch-römische Reich büßte hier seinen Zauber ein, während Polen zur europäischen Großmacht wird; auch die hussitische Bewegung z. B. ist erst nach 1410 möglich gewesen. Das slawische Bewußtsein erstarkte so sehr, daß selbst die deutsche Kolonisation sich nicht behaupten konnte. Die durch 1410 gesteigerte Nachwirkung des Jahrs 1386 bedeutet somit einen wichtigen Wendepunkt auch für die West- und Nordslawen, deren Unterjochung sonst sicher erfolgt wäre, bedeutet die Wiedererneuerung des Slawentums. Für Hebung der Bildung haben sich schon Wladislaw II. Jagiello und Hedwig große Verdienste erworben. Hatte Hedwig zuerst an der Prager Universität ein Kolleg für solche Litauer gestiftet, die dort Theologie studieren wollten, so erwirkte sie 1397 von Papst Bonifaz IX. die Erlaubnis, in Krakau eine theologische Fakultät errichten zu dürfen. Und schließlich vermachte sie ihr Vermögen der Krakauer Universität, so daß schon 1400 diese aus der Ortschaft Bawol bei Krakau in eigne städtische Häuser übersiedeln konnte. Der König selbst und die obersten Würdenträger ließen sich mit 200 Hörern als die ersten einschreiben; Peter Wysz begann mit den Vorlesungen in Anwesenheit des Königs. Nach 1410 konnte die Universität noch besser ausgestattet werden

und blühte bald auf; 1491 hat hier Nikolaus Koppernikus Theologie und Medizin, Mathematik und Astronomie studiert. Für Schulen wurde gesorgt, Kirchen wurden gebaut, die Kunst gepflegt.

Der pommersche Herzog Bogislaw, vordem ein Bundesgenosse des Ordens, huldigte jetzt dem polnischen Könige. Herzog Ernst der Eiserne von Steiermark, Kärnten und Krain, ein Bruder jenes Wilhelm (gest. 1406), dem 1385 jene schimpfliche Behandlung zu teil geworden war (S. 487), begab sich 1412 nach Krakau, schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Polen und heiratete ein „Nyftel" des Königs, die Tochter Ziemkos von Masovien, Cimburgis (Cäcilia oder Cymbarka; gest. 1429), die wegen ihrer Körperkraft, Schönheit und „ihrer großen Lippen" Aufsehen erregte. Sie wurde 1415 die Mutter Kaiser Friedrichs III. und damit (nach der 1351 gestorbnen Erbgräfin Johanna von Pfirdt) die zweite große Stammmutter des habsburgischen Hauses; gleichzeitig erlangte sie eine ähnlich hohe Würde im Gesamthause Wettin, indem ihre Tochter Margarethe (gest. 1486) 1431 mit dem Kurfürsten Friedrich II. dem Sanftmütigen vermählt ward. Selbst Kaiser Siegmund, der noch vor Tannenberg einen Einfall ins Krakauische unternommen hatte, schloß Waffenstillstand mit Polen und verpfändete unterm 8. Nov. 1412 an Wladislaw Jagiello die dreizehn Zipser Städte (S. 396). Ja, als die čechisch-husitische Bewegung ihren Höhepunkt erreichte, erschienen in Krakau zu wiederholten Malen Gesandtschaften, dem polnischen König auch die Krone Böhmens anzubieten.

Aber das, wie auch weitere Fortschritte Polens scheiterten an der Persönlichkeit des Königs. Wladislaw II. Jagiello, ungebildet und sinnlich, ohne Thatkraft und zu wenig Kriegsmann, war nicht der Mann, wie ihn ein großes Reich mit einer schwierigen Verfassung in verantwortungsvollen Zeiten hätte brauchen können, obwohl er wegen seiner Eigenschaft als Großfürst von Litauen, als sichtbares Zeichen der Vereinigung recht schätzbar und klug genug war, der neuen Lage sich anzupassen. Aber er verhielt sich im übrigen allzu gleichgiltig. Seine Großen, besonders die Bischöfe, besorgten alles. Dennoch ist an ihm ein gewisser Fortschritt zu beobachten, wenn wir ihn uns vergegenwärtigen, wie er einst als Heide unumschränkt geschaltet hatte — jetzt mußte er ein katholisches Volk fast in konstitutioneller Beschränkung lenken. Verpflanzt auf einen andern Boden, wurde er innerlich umgewandelt. Aus einem rohen Barbaren ist ein barmherziger Mensch, ja geradezu ein Weichling geworden. Turmhoch überragte er an Gesittung z. B. die Moskauer Fürsten. Umstrahlt vom Glanz eines großen Siegs und als Oberlehnsherr vieler Fürsten, liebte er es, prächtig aufzutreten, ähnlich wie sein Schwager Sigismund, für den er stets eine gewisse Schwäche zeigte. Er ritt mit einem Gefolge von einigen Hundert Rittern und mit einem Geleite von 6000—8000 Pferden. Er war so freigebig, daß man im Ordensland erzählte, er habe die polnische Krone durch Bestechung gewonnen; seine Nachkommen haben dann die Krongüter förmlich verschleudert. Wladislaw Jagiello war viermal verheiratet. Nach Hedwigs Tode (1399) heiratete er die Tochter des Grafen von Cilli, eine Enkelin Kasimirs des Großen und Schwester jener Barbara, die, 1408 in zweiter Ehe mit Siegmund vermählt, als Kaiserinwitwe 1451 gestorben ist, dann Elisabeth Granowska und schließlich (1422) durch Vermittlung Witolds die russische Fürstin Sofie Olszanska von Kijew (gest. 1461). Er ist am 31. Mai 1434 in Grodek gestorben, nahezu 86 Jahre alt.

b) Die ersten Jagiellonen.

Seine Nachkommen, die nach ihm genannten Jag(i)ellonen, haben in Polen bis 1572 geherrscht, nicht als erbliche, sondern als gewählte Könige. Das 15. Jahrhundert bedeutet den politischen, das 16. den kulturellen Höhepunkt in der ganzen Geschichte Polens.

Einige Jahre nach dem Tode Wladislaw II. Jagiellos, der zwei Söhne: Wladislaw (III.) und Kasimir (IV. Andreas), hinterlassen hatte, erschien 1440 in Polen eine ungarische Gesandtschaft, die dem kaum fünfzehnjährigen Wladislaw III. die Krone des heiligen Stephan anbot: die Furcht vor den Türken hatte diese Anlehnung an das mächtige Polen verursacht. Diesmal rieten zur Annahme nicht nur die Großen von der nationalen Partei, sondern auch die Bischöfe, sogar Olesnicki von Krakau, der allmächtige Leiter der polnischen Staatspolitik; galt es doch den Kampf gegen die Ungläubigen. Außerdem hatte Polen auch Interessen im Süden. So kam es zum ersten Kriege (S. 133) gegen die Osmanen: der junge König fiel am 10. November 1444 bei Varna. Zwar haben 1458 die Ungarn Matthias Corvinus zum Könige gewählt (S. 377), die Böhmen Georg von Podiebrad (S. 259). Aber nach dem Tode dieser beiden griffen 1471 und 1490, zuerst die Böhmen, dann die Ungarn mit der Wahl von Wladislaw (II.), einem Sohne Kasimirs (vgl. den Stammbaum auf S. 379), auf das Haus der Jagiellonen zurück. Diese Familie hatte die Kronen von Polen, Ungarn und Böhmen bis 1526 inne, wo Ludwig I./II., Wladislaws II. Sohn, als letzter des böhmisch-ungarischen Zweiges bei Mohacz fiel (vgl. S. 148, 266 und 379).

Wichtiger als die Gewinnung der Kronen von Böhmen und Ungarn war für das polnische Reich als solches das siegreiche Vordringen an der Ostsee. Nach 1410 hatten die deutschen Ritter oft versucht, ihre Verluste gutzumachen. In den zwanziger Jahren mußte Polen einen langwierigen Krieg gegen sie führen; es geschah sehr flau. Dennoch ließ sich die Auflösung des Ordensstaats nicht aufhalten. Die Stände des Lands, mit der Herrschaft des Rittertums unzufrieden, nahmen eine feindselige Haltung ein; der 1397 gestiftete Eidechsenbund und der Preußische Bund von 1440 waren offen und geheim gegen den Orden gerichtet. Jetzt faßte man Mut und trieb zum Bruche. Nachdem Kaiser Friedrich III. 1453 das Urteil gefällt hatte, der Bund solle aufgelöst werden, beschloß dieser, sich dem polnischen Könige Kasimir IV. (Andreas) zu unterwerfen. Im Februar 1454 erschienen zwölf Bündler in Krakau und boten dem Polen den Besitz Preußens an. Kardinal Olesnicki riet davon ab. Kasimir griff aber ohne Zögern zu und ernannte sofort den Sprecher der Eidechsenritter, Hans von Baisen, zum Gubernator, erteilte den preußischen Ständen das Strandrecht u. s. w. und befreite die Städte von der Hafenabgabe des Pfundzolls. Der Orden, wieder geschlagen und sogar aus der Marienburg verdrängt, mußte am 19. Oktober 1466 den bittern Zweiten Frieden von Thorn annehmen. Ganz Westpreußen mit Marienburg, Thorn, Danzig, Elbing und Kulm fiel an Polen, und für Ostpreußen mußte Ludwig von Ehrlichshausen (1449—69) dem Könige von Polen den Treueid leisten. Sechs Monate nach seiner Wahl solle jeder Hochmeister dem Könige für sich und seine Gebietiger den Eid der Treue schwören, wofür ihm im polnischen Reichstage der Ehrenplatz an der linken Seite des Königs zugesichert ward. Außer Polen solle der Meister nur noch den Papst als seinen Obern anerkennen, keine Bündnisse und Verträge ohne die Billigung des Königs schließen. Preußen und Polen sollen für ewige Zeit vereinigt bleiben. Fortan wurden „zum deutschen Orden in Preußen geeignete Personen auch aus den Unterthanen des polnischen Königsreichs hinzugezogen, jedoch so, daß sie nicht mehr als die Hälfte der Ordensmitglieder ausmachen, aber auch zur Hälfte zu den Ordensämtern zugelassen werden sollen". Außerdem durfte der Hochmeister nicht ohne Wissen des Königs seines Amts enthoben werden. Ein gut Stück polnischer Geschichte war damit zum Abschlusse gebracht. „Mit Unwillen sah ich", sagt Długosz (S. 490), „wie polnisches Land bisher unter verschiedne Völker zerteilt war, und preise mich und meine Zeitgenossen glücklich, daß es uns vergönnt war, die Wiedererwerbung dieses

Lands zu erleben." Dort gewann Polen eine zahlreiche städtische Bevölkerung, woran es selbst großen Mangel litt. Das Erreichen der Weichselmündung und Fußfassen am Baltischen Meere war für Polen von unschätzbarem Wert, obwohl es weder diesen Umstand für die Entwicklung seines Handels ausgenützt noch die Städter zu polonisieren verstanden hat.

B. Die innere Entwicklung Polens und sein Verhältnis zu Litauen.

Wichtiger als seine auswärtigen Beziehungen war für Polen die innere Entfaltung, d. h. die Ausgestaltung der Verfassung in dem jungen Doppelreich und das sonstige Verhältnis Polens zu Litauen. Die früh von so großen Erfolgen begleitete Vereinigung für alle Zukunft zu sichern, war die Hauptaufgabe. Ihre Lösung und die Beantwortung mancher andern Frage fiel Polen als der kulturell und politisch entwickeltern Hälfte des Ganzen zu.

Über die Grundlage, worauf die Staatsverfassung aufgebaut werden sollte, konnte man nicht im Zweifel sein: die katholische Religion mußte die Richtschnur sein, der sich alle andern Fragen anzupassen hatten. Dieser Grundgedanke ist schon in der Urkunde vom 20. Februar 1387 ausgesprochen worden, worin das polnische Recht nur katholischen Litauern erteilt wurde; ein besonderer Artikel besagte sogar, daß, wer den katholischen Glauben verlasse, zugleich aller Vorrechte verlustig gehen werde. Damit auch in Zukunft die Kirche wachse, wurde den römisch-katholischen Litauern die Heirat mit Griechisch-Orthodoxen verboten; hätten sie sich dennoch heimlich vermählt, so solle der griechische Teil zum Übertritte gezwungen werden. Die nichtkatholische Bevölkerung wurde also von allen Rechten ausgeschlossen.

a) Witold und die Verfassung von Horodlo.

Aber diese an sich verständliche und verständige Zurücksetzung der nichtkatholischen Bevölkerung rief in litauischen und russischen Gebieten Erbitterung, in den Nachbarstaaten Zuckungen hervor. Als Jagiello 1386 in Krakau war, hatte er, um sich Litauens zu versichern, die großfürstliche Würde seinem Bruder Skirg(i)ello übertragen. Eine Gefahr drohte dennoch: Vetter Witold (S. 485 u. 490), der nur Grodno bekommen hatte, scheint mit der neuen Wendung der Dinge besonders unzufrieden gewesen zu sein. Geheime Verbindungen knüpfte er nicht nur mit dem Orden, sondern auch mit dem Großfürsten Was(s)ilij Dmitrijewitsch von Moskau an und warb um die Hand seiner Schwester Sophia. Trotz ausdrücklichen königlichen Verbots führte der Vetter die russische Braut heim. Zum ersten Male beeinflußte ein Bündnis Litauens mit Moskau das polnisch-litauische Verhältnis; der Unterschied zwischen dem römischen und dem griechischen Bekenntnisse wurde um so beachtenswerter, als Litauen entschieden auf die Seite des letztern neigte. Gelegentlich seiner Hochzeit wollte Witold Wilna überrumpeln. Jagiello, der sogar seinen Bruder, welcher griechischen Bekenntnisses war, in Verdacht hatte, erachtete es für das beste, Witold für seine Pläne zu gewinnen. Dieser befand sich gerade im Ordensland, als Bischof Heinrich von Plock zu ihm in geheimem Auftrage von Jagiello kam. Witold nahm das Anerbieten an, söhnte sich zu Ostrow in Wolhynien mit Jagiello und Hedwig aus und bekam die großfürstliche Würde, während Skirgiello nach Kijew geschickt wurde. Seit der Zeit ist Witold wenigstens der katholischen Kirche so treu geblieben, daß ihm später Papst Johannes XXIII. den Titel vicarius ecclesiae geben konnte.

Anders stand es mit seinem Treueverhältnisse zur polnischen Krone. Witold, einem eingefleischten Litauer, konnten die untergeordnete Stellung, die jetzt seine Heimat gegenüber Polen einnahm, und vielleicht auch die Zurücksetzung der orthodoxen Kirche, in der er erzogen war,

gewiß nicht recht sein. Der große Feldzug, den er gegen die Tataren vorbereitete, wirft ein eigentümliches Licht auf seine politischen Pläne. Er trug sich mit dem Gedanken, die russischen Fürstentümer unter seine Oberherrlichkeit zu bringen, um dann am Ende sogar Polen von Litauen abhängig zu machen. Wollte er aber das damals erstarkende Moskau unterjochen, so mußte vorher die tatarische Macht gebrochen werden. Doch an der Worskla wurde er 1399 geschlagen. Damit waren seine Aussichten, soweit sie sich in jener Richtung bewegt hatten, begraben.

Darum hat die Schlacht an der Worskla nicht nur für Polen und Litauen, sondern für ganz Osteuropa Bedeutung. Vor allem drückte sie Litauen in seinem Verhältnisse zu Polen herab. Der gedemütigte Witold entschloß sich, nun das Band mit Polen wieder fester zu knüpfen, und eilte zum Könige nach Krakau. Jetzt erst wurde die Verschmelzung beider Staaten ernstlich durchgeführt. Anfang 1401 versammelte Witold seine Bojaren und russischen Vasallenfürsten in Wilna; alle verpflichteten sich, Polen mit allen Kräften beizustehn und auch dafür Sorge zu tragen, daß, falls Witold stürbe, nur an Wladislaw Jagiello der ganze ererbte und erworbne Besitz fallen solle. Witold erneuerte seinen Huldigungseid; und die andern Fürsten folgten ihm hierin — nur Swidrig(i)ello hängte, wie der Ordenschronist erzählt, „ein unrecht ingesiegel" an die Urkunde, um seinen Unwillen zu bezeugen. Gleich darauf versammelten sich am 11. März die polnischen Würdenträger ihrerseits zu Radom und legten gleichfalls das Versprechen ab, Litauen beizustehn und nach dem Tode Wladislaw Jagiellos keinen König ohne Wissen Witolds zu wählen. Hatte man 1386 eine Personalunion geschlossen, so war nunmehr eine staatsrechtliche Vereinigung beider Reiche erfolgt. Der Vorteil lag auf seiten Polens: Litauen sollte nur auf Lebenszeit Witolds unabhängig sein, dann aber der Krone Polen einverleibt werden.

Als nach dem großen Siege von 1410 die vom Deutschorden drohende gemeinschaftliche Gefahr gewichen war, hatte es den Anschein, als ob die Union in Brüche gehen werde: Witold glaubte, nun allein mächtig genug zu sein. Weil die polnischen Staatsmänner den Orden zu Zeiten fast geschont haben, könnte man sie beinah im Verdacht haben: sie hätten absichtlich den Litauern die Notwendigkeit eines Anschlusses an Polen stets vor Augen halten wollen. Witold schätzte seinerseits die westliche Kultur zu hoch, als daß er ihre Segnungen nicht hätte würdigen sollen. Wollte er jedoch sein Land auf die Höhe eines europäischen Staats bringen, so mußte er vor allem sein Volk katholisch machen. Zudem lag damals auf dem römischen Katholizismus noch ein andrer Zauber: der des Rittertums. Witold hatte schon früher einzelne Mannen zu Rittern geschlagen; jetzt sollte ein Ritterschlag im Großen stattfinden. In hellen Haufen eilte der polnische und litauische Adel nach H(o)roblo am Bug (1413). Eine polnische Sippe adoptierte immer einen katholischen litauischen Bojaren, der nun den Geschlechtsnamen, das Wappen und alle Rechte jenes polnischen Geschlechtsverbands erhielt; so wurde z. B. der Palatin von Wilna, Monwid, Mitglied des Geschlechts Leliwa und Wappenbruder des Jasko von Tarnow. Witold machte selbst 47 Bojaren als die würdigsten namhaft. Der Personalunion von 1386 und der Staatenvereinigung von 1401 war hiermit die Verbrüderung beider Völker gefolgt. Außerdem wurden alle frühern Bestimmungen wiederholt und der bevorstehenden Einverleibung Litauens in der Weise vorgearbeitet, daß man eine neue Verwaltungseinteilung des litauisch-russischen Gebiets nach Art der polnischen vorzunehmen beschloß.

Bei dieser Gelegenheit hat Wladislaw II. Jagiello die Grundvorrechte des Adels durch eine für die Zukunft überaus wichtige Bestimmung vermehrt. Von nun an sollten alle Adligen Polens und Litauens das Recht haben, wann immer es nötig sei, in Lublin, Parczow oder an einem andern passenden Orte mit Einwilligung des Fürsten zum Nutzen des Reichs Zusammenkünfte

und Parlamente abzuhalten. Dadurch war das polnische Parlament, wie es in der Urkunde heißt, gesetzlich anerkannt, die Staatshoheit in die Hand des Adels gelegt. Während diese neue parlamentarische Verfassung für Polen eine Vermehrung schon bestehender Rechte bedeutete, war sie für Litauen, das bisher absolutistisch regiert worden war, etwas ganz Neues.

Die Litauer haben für die Annahme der katholischen Religion und die Aufgabe der politischen Selbständigkeit dieselben Freiheiten und dieselbe Verfassung bekommen wie die Polen, zu deren Wappen sie brüderlich zugelassen wurden. Durch den nunmehr erlangten Einfluß auf die gemeinsamen Reichsangelegenheiten war der politische Verlust aufgewogen. Allerdings: die beiden andern Errungenschaften der Litauer erwiesen sich als Täuschungen. In der römisch-katholischen Kirche herrschte damals die größte Verderbnis: bald beunruhigten die hussitische und die protestantische Bewegung; immerhin hatte das Christentum noch nicht seine ganze Kraft verloren. Aber das Rittertum verblaßte immer mehr; aus kriegsgeschichtlichen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Gründen war es schon damals unhaltbar geworden. Was man also in Westeuropa bereits abzulegen begonnen hatte, das hat Litauen nun erst mühsam eingeführt.

Dagegen ist vom allgemein kulturellen und geschichtlichen Standpunkt aus die Verfassung von Horodlo überaus wichtig. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist die Betonung der Katholizität. Die polnischen Staatsmänner suchten die staatsrechtliche Hauptfrage nach westeuropäischem Muster zu lösen. Ist ihnen das gelungen? Im Westen ruhten die Verfassungen ebenfalls auf katholischer Grundlage; aber dort gab es keine Nichtkatholiken. Dagegen hatte Polen zwei starke Bekenntnisse nebeneinander. Daß man das griechische Bekenntnis gar nicht berücksichtigte, beruhte in der westeuropäischen Anschauung; man führte dafür sogar einen politischen Grund an: „Verschiedenheit des Glaubens erzeugt Verschiedenheit der Gesinnung." Daraus sind aber später Reibungen entstanden und Aufstände hervorgegangen; Moskau hat, sich an diese Achillesferse Polens heftend, sich zum Beschützer des orthodoxen Glaubens aufgeworfen und Polen zu Falle gebracht. An dieser wunden Stelle seiner Verfassung ist Polen somit der herrschenden römisch-katholischen Weltanschauung zum Opfer gefallen.

Da zeigte wieder einmal Witold, daß er an staatsmännischer Begabung die polnischen Politiker überragte. Ihm war es klar, daß die Kluft irgendwie überbrückt werden müsse; er empfand die staatsrechtliche Zurücksetzung der orthodoxen Bevölkerung und fand die Lösung in dem Gedanken der kirchlichen Union. Früher hatte das mächtige Rom, wenn ein bedrängter Fürst Anlehnung suchte, nur an eine vollständige Annahme des katholischen Glaubens gedacht, wenn man auch gelegentlich einige Ausnahmestellungen versprach. Jetzt aber beschloß man die Vereinigung beider Kirchen so durchzuführen, daß die orthodoxe Bevölkerung nur die katholischen Glaubensartikel annehmen und dem Papste Gehorsam leisten, im übrigen aber ihren griechischen Gottesdienst beibehalten sollte. Vor dem Umsichgreifen des Hussitentums hätte man schwerlich gewagt, der Kurie derartige Bedingungen zu stellen. Thatkräftig betrieb Witold die Durchführung dieses Plans. Vor allem mußte das litauisch-russische Gebiet mit Kijew in kirchlicher Beziehung von dem Metropoliten zu Moskau unabhängig gemacht werden. In demselben Jahre, da Hus in Konstanz den Feuertod erlitt (1415; S. 254), berief Witold eine Synode der litauisch-russischen Geistlichkeit nach Nowohorodok in Litauen und ließ die Selbständigkeit der litauisch-russischen Kirche mit Kijew als Mittelpunkt verkünden. Gregor Camblak ging, zum Metropoliten von Kijew erhoben, 1418 mit achtzehn Suffraganbischöfen im Auftrage des Großfürsten von Litauen nach Konstanz, um dort die Union mit der römischen Kirche zu schließen. Wegen der

Zwistigkeiten im Schoße der römischen Kirche selbst ist sie nicht zu stande gekommen. Aber der Unionsgedanke blieb. Gleich die 1439 zu Florenz in der Regierungszeit Wladislaws III. geschloßne Union (vgl. S. 497 u. 534) ist eigentlich eine Fortsetzung jener Bestrebungen. Im Jahre 1596 unter Siegmund III. wurde der Plan wieder aufgenommen, indem eine Union in Berest vereinbart ward; später ebenso. Aber zwischen dem Witoldschen Plan und den spätern Unionen besteht ein gewaltiger Unterschied. Witold hatte nur eine staatsrechtliche Gleichstellung der litauisch-russischen Bevölkerung mit der katholischen im Auge, wobei er als Politiker auf das Bekenntnis kein großes Gewicht legte und selbst die Juden in Schutz nahm, während man später lediglich die römisch-katholische Kirche und die Polonisierung fördern wollte.

Das zweite Hauptmerkmal der polnischen Verfassung von 1413 ist die Betonung der Nationalität. Die piastische Verfassung hatte von andern Nationen gar nicht gesprochen, weil sie dazu keine Veranlassung hatte. Als aber 1291 der böhmische König Wenzel II. auch König von Polen geworden war, ließ sich der polnische Adel, nach einem ähnlichen Vorgang unter Heinrich II. von Schlesien im Jahre 1239, eine Urkunde ausstellen, daß der König Ämter nur an Polen verleihen werde. Dasselbe war eingetreten, als König Ludwig von Ungarn in Polen regierte, und dann bei der Wahl Jagiellos. Diese Verfassungsbestimmung richtete nun eine Scheidewand zwischen den Polen und den andern Völkern auf und stärkte somit das national-polnische Bewußtsein.

Eine dritte Eigenschaft der polnischen Verfassung war ihr republikanischer Geist. Weil in Horodlo nur allgemein gesagt war, daß Adlige an passenden Orten zusammenkommen dürften, nicht aber auch genau bestimmt, von wem, wie oft sie einberufen werden und wie viele anwesend sein sollten, so war damit der republikanische Charakter der Verfassung entschieden. Wo auch immer mehrere Adlige zusammenkamen, hatten sie schon das Recht, über Reichsangelegenheiten zu entscheiden: die Quelle der spätern Sejmiki und Konföderationen. Die Einheitlichkeit der Verfassung wurde dadurch zerschlagen. Als man 1540 selbst auf dem Reichstage versuchte, wenigstens die Zahl seiner Abgeordneten zu bestimmen, ließ der Adel nicht einmal das zu. Jeder Adlige war ein geborner Abgeordneter und Inhaber der Reichsgewalt. Die Anarchie des zerfallenden Reichs hat ihren Ursprung in Horodlo.

Zwei Stände haben nun die Geschicke Polens gelenkt: die katholische Priesterschaft und die Schicht des Adels. Die bäuerliche Bevölkerung und die Bürger der Städte hatten neben diesen beiden keinen Platz. Die hiedurch verschuldete Verkümmerung des Bürgerstands hat die Industrie und den Handel äußerst nachteilig beeinflußt. Die Bauernschaft aber mußte vollständig zurückgehen. Natürlich suchten die beiden Mächtigen ihre Vorrechte auch noch zu mehren. Als Wladislaw Jagiello 1425 die Nachfolge seiner Söhne sichern wollte, verlangte man dafür die Bestimmung, daß in Zukunft nur Adlige zu geistlichen Würden zugelassen werden sollten. Sie kam zwar nicht zu stande, weil sie dem Brauche der römischen Kirche selbst widerstrebte; aber fortan sollte Leuten aus dem Volke wenigstens die Aufnahme in die Domkapitel zu Krakau und Gnesen verwehrt sein. Im Jahre 1430 zu Jedlno und 1433 zu Krakau erteilte Jagiello dem Adel eine neue Gunst: „Wir versprechen und geloben, daß wir keinen Besitz habenden Polen wegen eines Vergehns gefangen nehmen lassen noch irgend welche Strafe an ihm vollziehen wollen, bevor er nicht gerichtlich überwiesen und vorgeführt sei, ausgenommen die auf frischer That ertappten Diebe und Verbrecher sowie Leute, die keine Bürgschaft leisten können oder wollen. Niemand soll auch vom König seiner Güter beraubt werden, nur durch den Spruch der Barone." Das war die polnische Habeas-corpus-Akte.

In Litauen war man mit den durch die polnische Verschmelzung geschaffnen Zuständen schon lange unzufrieden. Seine überwiegend orthodoxe Bevölkerung empfand ihre religiöse und politische Zurücksetzung um so mehr, als sie dadurch gesellschaftlich benachteiligt und wirtschaftlich geschädigt wurde, was schließlich auch kulturell unangenehm wirken mußte. Kurz, man fühlte, daß man sich Polen gegenüber im Nachteile befand. Und man empfand das um so bitterer, als noch vor 1386 Litauen mindestens dreimal soviel Gebiet umfaßt hatte wie Polen. Zunächst scharte sich die Opposition um Witold — die Polen gewannen ihn. Dann wollte er die Unterschiede auf staatsrechtlichem Wege mittels der Union ausgleichen. Aber die politisch minderwertige Stellung Litauens konnte er nicht verwinden. In einem Brief an Wladislaw Jagiello behauptet er, Kaiser Siegmund (Polens böser Geist, dem daran lag, die Vereinigung zu sprengen) hätte ihm den Gedanken eingegeben, für Litauen die königliche Krone anzustreben. Und Witold setzte wirklich alles daran, seine Krönung zu erreichen. Schon hatte er Jagiello und viele Nachbarfürsten nach Luck eingeladen; schon war die kaiserliche Gesandtschaft, die ihm die Krone bringen sollte, an der polnischen Grenze angelangt, als die Polen Steg und Weg verlegten. Siegmund und Jagiello fanden sich in Luck ein — da starb Witold unverhofft (27. Okt. 1430). So schwand die Gefahr. Wahrscheinlich hat Witold weniger eine gänzliche Losreißung Litauens von Polen und eine (wohl von Siegmund für ihn ins Auge gefaßte) Würde als Lehnsmann des deutschen Kaisers erstrebt, als vielmehr Litauens Gleichstellung mit Polen beabsichtigt und dazu Deutschland benutzen wollen.

b) Kasimir IV. Andreas.

Nach dem Tode Witolds wuchs der polnische Druck. So warf man z. B. ohne weiteres nach Kamienec und andern podolischen Burgen polnische Besatzungen, und der litauische Großfürst Siegmund mußte im Namen Litauens auf Podolien verzichten, ja die wichtigsten Burgen Wolhyniens ausliefern. Noch mehr. Die Polen verlangten, alle neuen Gebietserwerbungen sollten nur im Namen der Krone Polens gemacht werden. Schließlich trat bei ausländischen Beziehungen und Verträgen Litauen fast vollständig zurück. Die Unzufriednen scharten sich um die Person Swidrigiellos (S. 494), und die Opposition fand Rückhalt an Moskau. Da entschloß man sich in Polen zum Kriege. Swidrigiello, 1435 am Flusse Swienta geschlagen, mußte die polnische Oberhoheit anerkennen. Aber die Opposition war dadurch noch nicht beseitigt: an ihre Spitze trat jetzt Großfürst Kasimir selbst, des Königs Wladislaw III. Bruder. Die Florentiner Union von 1439, an deren Zustandekommen die polnischen Staatsmänner (Bischof Olesnicki erhielt dafür den Kardinalshut) arbeiteten, mußte in den litauisch-russischen Gebieten um so mehr böses Blut machen, als König Wladislaw III. auf den Vorschlag des Kardinals 1443 der unierten Geistlichkeit dieselben Rechte erteilte, deren sich die lateinische Geistlichkeit erfreute.

Auch nachdem Kasimir IV. Andreas 1447 König von Polen geworden war, änderte er seine litauische Gesinnung nicht. Vielmehr war er bestrebt, die Staatsverfassung, deren Gebrechen er klar erkannt hatte, zu ändern. Die größte Sorge verursachte ihm die Vorherrschaft der katholischen Kirchenfürsten, namentlich das hochmütige Gebahren Olesnickis, welcher, der eigentliche Schöpfer jener Verfassung, die Krone selbst in Schatten zu stellen suchte. Das Schisma, das damals die römische Kirche entzweite, geschickt ausnützend, zwang Kasimir den Papst Felix V. zum Verzicht auf das ausschließliche Ernennungsrecht der kirchlichen Würdenträger seines Reichs; von nun an hatte der König sechs Jahre hindurch neunzig erste Stellen zu besetzen: dadurch

wurde die Wahl der Kapitel hinfällig, und zu höhern geistlichen Stellen konnten nur dem Könige genehme Personen ernannt werden. Auch traf Kasimir IV. die Bestimmung, daß die Prälaten als Grundbesitzer zum Kriegsdienste verpflichtet sein sollten, wodurch die Kriegsverfassung Kasimirs des Großen vervollständigt wurde.

Ebenso gedachte der König die Übermacht des Adels zu brechen. Gleichzeitig war er fest entschlossen, Litauen von Polen nicht übervorteilen zu lassen: er hielt sich hier mit Vorliebe auf und umgab sich mit Litauern. Wenn wir hören, wie er mit Böhmen und Hussiten sich vertrug, wie er 1449 in seiner Eigenschaft als Großfürst von Litauen mit dem Großfürsten Wasilij Wasiljewitsch Freundschaft gegen gemeinschaftliche Feinde schloß — der zweite Vertrag Litauens mit Moskau, gemacht im Sinne Witolds — wie sie sich gegenseitig die Vormundschaft über ihre Kinder sicherten und freien Handelsverkehr gestatteten, wie Kasimir rücksichtsvoll die Grenzen gegen Moskau regelte, so wird man vermuten dürfen, daß Kasimir Anschluß an Moskau suchte, um gegen die Polen kräftiger auftreten und dann die Verfassung verbessern zu können. Nun zögerte er mit der Bestätigung der polnischen Vorrechte, wollte einen Hochverratsprozeß gegen den Kardinal anstrengen, umgab sich mit jüngern Gesinnungsgenossen und ließ Schriften über die Notwendigkeit einer Verfassungsänderung erscheinen; ja er schreckte sogar vor der Anwendung des Richtbeils nicht zurück, um den Würdenträgern zu zeigen, daß sie nicht Herren des Staats seien. Als erster begünstigte er den kleinen Adel, um ihn gegen die Magnaten auszuspielen: dies hat später zur Änderung der Verfassung geführt. In Litauen sprach man davon, Podolien mit Waffengewalt zu erwerben, und die Erbitterung zwischen Litauen und Polen erreichte bald einen solchen Grad, daß 1456 ein offner Abfall Litauens drohte.

Wäre Kasimir mit Ausdauer vorgegangen, so hätte er sicherlich Erfolg gehabt. Aber die Geldnot zwang ihn zur Nachgiebigkeit. Gerade stand Polen vor einem Kriege mit dem Orden. Die bei Cerekwica versammelte Slachta wollte aber nicht eher in den Kampf ziehen, ehe nicht ihre Vorrechte bestätigt worden seien. Auch brauchte Kasimir selbst Geld, da er Elisabeth, die Schwester des ungarischen Königs Ladislaus Posthumus, heiraten wollte; weil nach den Gesetzen das Land die Morgengabe für die Königin zu erlegen hatte, so mußte der König 1453 nachgeben und auf dem Reichstage zu Piotrkow in Gegenwart von zwölf Rittern und zwölf Baronen den Verfassungseid in die Hände des ihm verhaßten Kardinals leisten. Zugleich wurde hier die königliche Gewalt dadurch noch mehr beschränkt, daß man dem Könige vier Räte zur Seite stellte, ohne deren Genehmigung keine Verordnung des Königs rechtskräftig sein solle. Dieser ersten Niederlage der Krone sind unter den Nachfolgern Kasimirs weitere gefolgt.

Auf demselben Reichstage zu Piotrkow wurde ferner der Beschluß gefaßt, der Reichstag solle künftig in zwei voneinander getrennten Gruppen beraten: in der der Großwürdenträger (Consiliarii, barones, proceres) und in der des übrigen Adels. Seitdem gab es also zwei Kammern in Polen, die Magnaten- und die Ritterkammer. Im Jahre 1468 führte Kasimir eine dritte Neuerung ein. Um Abgaben bewilligt zu erhalten, ließ er alle zwei Jahre in den einzelnen Landschaften je zwei Bevollmächtigte wählen, die als Landboten die Landschaften zu vertreten hatten; doch durften an der Landbotenversammlung auch andre Adlige freiwillig teilnehmen. Die Landbotenkammer (izba poselska) und die Magnatenkammer, auch Senat genannt, berieten unabhängig von einander; beide zusammen bildeten den Reichstag (sejm walny). Weil die Landboten über ihre Thätigkeit zu Hause Bericht erstatten mußten (sejmiki relacyjne) und von den Landschaften Instruktionen empfingen, so lag dort (in der „Nation") die ganze Staatsgewalt: eine auf den breitesten Schichten der Slachta aufgebaute Demokratie.

Von der Zeit Kasimirs an kann man im polnischen Staatsleben zwei Strömungen beobachten: die Mehrheit des Adels arbeitete auf die Mehrung ihrer Freiheiten hin, während die zweite Partei eine Stärkung der königlichen Gewalt und eine Beschränkung der persönlichen Freiheit bezweckte. Durch ganz Europa ging damals dieser Wettstreit. Ein Zeitgenosse Kasimirs war der Florentiner Niccolò Machiavelli (1469—1527), der in seinem 1514 an Lorenzo de' Medici gerichteten „Principe" ein Handbuch für Fürsten lieferte, denen er die Kunst beibringen wollte, eine unumschränkte Gewalt zu erreichen. Und am polnischen Hofe lebte ein Vertreter dieser Schule, der Humanist Filippo Buonaccorsi (gest. 1496; bekannter unter seinem akademischen Gelehrtennamen Callimachus Experiens), dem Kasimir neben Joh. Dlugosz (S. 490) die Erziehung seiner Kinder anvertraut hatte. Während aber in manchen europäischen Staaten die imperialistische Richtung siegte, nahm in Polen mehr und mehr die republikanische überhand.

c) Die polnische Gesetzgebung unter den Söhnen Kasimirs IV.

Kasimirs Sohn und Nachfolger Johann I. Albrecht (1492—1501) nahm zwar frisch des Vaters Plan auf, hat aber schließlich gleich jenem Schiffbruch gelitten. Man sagt, er habe nichts geringeres als einen Staatsstreich geplant, um den Adel zu Boden zu werfen und die monarchische Gewalt zu stärken. Er regierte ohne den Senat. Als Primas Olesnicki starb, setzte Johann Albert seinen Bruder Friedrich auf den erzbischöflichen Stuhl. Er führte bei Hof eine größere Pracht ein und erschwerte den Magnaten möglichst den Zutritt. Mit seinem Bruder Wladislaw (II.) von Böhmen und Ungarn (gest. 1516; vgl. S. 261 und 378) schloß er einen Vertrag, wonach sich beide „bei etwaiger Auflehnung der Unterthanen oder einem Versuche von ihnen, die königliche Gewalt einzuschränken", zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten. Das sicherste Mittel zur Erhöhung seiner Macht schien ihm ein siegreicher Krieg zu sein: die Moldau sollte für den jüngsten Bruder Siegmund erobert werden. Zu Leutschau in Ungarn kamen 1494 alle Jagiellonen, mit Ausnahme Alexanders von Litauen, zusammen, um jenen Feldzug zu besprechen. Übrigens hatten sie, da die Habsburger 1490 mit Moskau einen Bund gegen Polen geschlossen hatten, auch deswegen alle Ursache, sich einander zu nähern. Man rüstete unter dem Vorwand eines Kampfs gegen die Türken. Da geschah dasselbe wie unter Kasimir: der Adel wollte keine Mittel bewilligen, und Albrecht sah sich gezwungen, auf dem Reichstage zu Piotrkow 1496 dem Adel weitgehende Vergünstigungen zu gewähren. Überdies erlitt er 1497 zu Cozmin in der Bukowina (S. 360) eine vernichtende Niederlage.

Das Neue und zugleich Ungeheuerliche an der 1496 von der Slachta ertrotzten Gesetzgebung Johann Albrechts war, daß sie die Landbevölkerung dem Adel förmlich auslieferte. Der Druck der Slachta muß groß gewesen sein, wenn auf dem Reichstage darüber Klage geführt werden konnte, daß die Landleute ihre Scholle massenhaft verließen und die Dörfer verödeten. Unter Zugrundelegung der Bestimmungen Kasimirs des Großen (der die Auswanderung in der Weise beschränkt hatte, daß nur der Bauer, der mehr als einen Sohn hatte, einen in die Schule oder in die Stadt zum Gewerbe schicken durfte, und auch das nur gegen die Bestätigung seines Herrn) wurde verordnet, daß von nun an jährlich nur je ein Bauer aus einem Dorfe wegziehen durfte. Erst 1501 ist diese Beschränkung gemildert worden. In einem andern Artikel ward den Bürgern verboten, Güter nach dem Landschaftsrecht zu erwerben und zu besitzen. Ferner wurde der Eintritt von Nichtadligen in die kirchliche Hierarchie beschränkt. Hatte man früher keine Nichtadligen zu höhern Würden an den Kathedralkirchen zu Gnesen, Krakau, Posen und Plock zugelassen, so wurden jetzt die bessern Posten überhaupt sogar mit Ausschluß der Fremden nur

adligen Eingebornen vorbehalten. Diese beiden Bestimmungen wurden angeblich zur Erhöhung der Wehrkraft getroffen. Waren im Sinne der Wehrverfassung Kasimirs des Großen nur besitzende Adlige zum Kriegsdienste verpflichtet, so mußte im Interesse der Wehrhaftigkeit der Zutritt von Nichtadligen zu Kirchenämtern verwehrt und ihnen der Ankauf adliger Güter verboten werden, angeblich, weil sie sich vom Kriegsdienste zurückzögen. Nur gewisse Pfründen durften an „Plebejer" verliehen werden. Noch ungerechter waren die Preisbestimmungen der Erzeugnisse der Landbevölkerung. Jeder Palatin sollte in seiner Woiwodschaft unter Zuziehung der Starosten das Maß und den Preis der Bodenfrüchte und der gewerblichen Erzeugnisse der Bauern, also von Getreide, Tuch und andern Sachen, bestimmen: ein Druck, der eigentlich schon auf das Jahr 1423 zurückgeht. Ebenso hart waren die Artikel über die Arbeiter: ihnen wurde untersagt, zur Erntezeit nach Preußen und Schlesien in die Arbeit zu gehen, damit es in Polen an Arbeitshänden nicht mangle und die Löhne nicht erhöht zu werden brauchten. Unterstandslose Leute sollten beim Baue von Burgen an der türkischen und tatarischen Grenze verwendet werden. Die Gesetzesurkunde von 1496 erzählt bezeichnenderweise, daß es „in dem erlauchten polnischen Reiche so viele Bettler gebe wie in keinem andern". Darum flüchtete die arme Bevölkerung massenhaft in jene herrenlosen Gebiete am Dnejpr, wo Freiheit und menschenwürdiges Dasein noch zu finden waren: hier fand sie in kriegerischen Unternehmungen gegen Osmanen und Tataren eine ihr zusagende Beschäftigung. Aus diesen Leuten sind dann die Rächer für den heimatlichen Druck erstanden.

Denselben Charakter trägt auch die Gesetzgebung unter Albrechts Brüdern Alexander I. (1501—1506; s. die beigeheftete Tafel „Die Krönung Alexanders I. von Polen zu Krakau im Jahre 1501") und Si(e)gmund (Zygmunt) dem Alten oder dem Großen (1506—48; vgl. unten, S. 515—521). Die Reichstage waren bestrebt, die königliche Gewalt noch weiter zu beschränken. So ist z. B. die Bestimmung hervorzuheben, daß der König selbst nichts entscheiden, sondern lediglich die Beratungen des Senats zu führen habe; denn besser sei eine oligarchische „denn eine monarchische Regierung". Ferner besagte die berühmte Verordnung Nihil novi, daß der König fortan ohne Zustimmung des Senats und der Landboten nichts Neues einführen dürfe: eine Verschärfung der Bestimmungen von 1453 und 1454. Würden sollten nicht nach königlicher Willkür, sondern nach dem Dienstalter verliehen werden. Folgenschwer war auch die Bestimmung des Reichstags von 1504, wonach der König Krongüter nur mit Wissen des Reichstags und mit Bewilligung des Senats verpfänden oder verschenken durfte. Merkwürdig sind die Gesetzesbestimmungen, welche die Hebung der Wehrkraft des Reichs bezweckten und ohne Zweifel auch erreicht hätten, wären sie durchgeführt worden. Es wurden nämlich jetzt nicht nur die städtischen Bürger, die Grundbesitz hatten, zum Kriegsdienste verpflichtet, sondern es sollte sogar von der Landbevölkerung jeder Zehnte zur Miliz (pospolite ruszenie) herangezogen werden, die damals zur Grundlage der militärischen Organisation des Reichs ausersehn war; damit haben sich später die Reichstage unter Sigmund wiederholt befaßt. Unter diesem wurde die Freizügigkeit der Bauern noch mehr beschränkt, indem diese einzig und allein von dem Herrn abhängig gemacht wurden, während die Patrimonialgerichtsbarkeit erweitert ward. In den Melniker Gesetzesbestimmungen von 1501 (die sich freilich in den Volumina legum von Jan Laski [Johannes a Lasco; 1466—1531] nicht finden) heißt es, daß, falls der König jemand unschuldig verfolgen, den Bestimmungen des Rats sich nicht fügen und gegen das Wohl des Reichs handeln sollte, das ganze Reich vom Treueide frei sei und den König für einen Tyrannen und Feind halten dürfe.

ins Lächerliche, und das Barbarische der Sitten beeinträchtigte einigermaßen die Pracht, die man beim Empfange fremder Gesandtschaften entfaltete.

Mit besonderer Rücksichtslosigkeit betrieb Iwan die „Sammlung" Rußlands. Er begann damit, eine Reihe von Verträgen mit seinen Verwandten einzugehn, um sich die Oberherrschaft zu sichern. Dann machte er den mehr oder minder unabhängigen Teilfürstentümern und Herrschaften, die neben Moskau bestanden, ein Ende. So wurden gleich in seinen ersten Regierungsjahren Twer, Wereja, Rjäsan, dann Bjelosersk, Rostow, Jaroslaw u. a. unter die unmittelbare Verwaltung von Moskau gestellt.

Viel Blutvergießen kostete die Vereinigung Nowgorods mit Moskau. Dieser einst mächtige Freistaat am Ilmen, die Wiege des russischen Staats, bereitete sich durch innere Parteiungen selbst den Untergang. Schon lange empfanden es die Fürsten von Moskau bitter, daß Nowgorod ihnen den Weg zum Meere verlegte, hegten auch Verdacht, es könnte sich ihren Feinden, Litauen oder Polen, anschließen. Daher mußte seine Freiheit vernichtet werden; daß es, schon längst die Oberhoheit Moskaus anerkennend, freilich nicht ohne Schwierigkeiten, Abgaben zahlte, genügte nicht mehr: auch die eigne Verwaltung sollte aufgehoben werden. Iwan verstand es, sich aus den Anhängern des griechischen Glaubens in Nowgorod eine politische Partei zu bilden und sie gegen die Andern, die dem Katholizismus, also auch Polen ergeben waren, auszuspielen. Die polnisch-litauische Partei wurde von der Familie Borecki geleitet, deren Haupt Marfa, die thatkräftige Witwe eines frühern Possadniks (vgl. S. 453), war. Iwan wartete, bis Nowgorod sich eines Vertragsbruchs schuldig machte, indem es mit Polen in Unterhandlungen trat, um dort Schutz gegen die Übergriffe Moskaus zu suchen. Dann rückte das moskauische Heer ins Nowgorodsche ein und schlug 1471 die mit großer Mühe gesammelten und ungeübten nowgorodschen Truppen an dem Flusse Schelona. Die Nowgoroder unterwarfen sich, erkannten Iwan als Herrscher an und zogen sogar nach Moskau, um sich dort Rechtssprüche zu holen. Doch schon 1478 nahm Iwan ihnen auch den Rest ihrer Selbstverwaltung, führte die angesehensten Geschlechter in das Innere Rußlands weg, schickte seine Statthalter nach Nowgorod und ließ die Glocke, die Jahrhunderte hindurch die Nowgoroder zur Volksversammlung gerufen hatte, nach Moskau bringen. Der Untergang Nowgorods ist dichterisch öfters besungen und auch dramatisch verwertet, Marfa Borecka als Heldin gefeiert worden. Aber niemand wird leugnen, daß die Republik sich überlebt, ihre Aufgabe: den Handel des Ostens und des Westens zu vermitteln, nie recht erfüllt hatte und jetzt der Vereinigung russischer Länder wirklich im Wege stand. Die Besitzergreifung Nowgorods und seiner Umgebung vollendete das Übergewicht Moskaus über die andern Fürstentümer.

Außerdem eroberte Iwan Perm, „das Land des Silbers jenseit der Kama". Im Jahre 1489 wurde der zweite Freistaat, Wjatka, erobert; man drang bis an die Petschora vor, überschritt den Ural und machte das Land der Wogulen und Ugrier tributpflichtig. So dehnte sich Rußland jetzt bis zum Eismeer aus und faßte zum erstenmal Fuß in Asien. Wasilij III. hat dann den Freistaat Pskow unterworfen, wo ihm auch Zwistigkeiten der Bürger vorgearbeitet hatten; viele Familien wurden von hier nach andern Städten geschickt. „Ach, du ruhmreiches, großes Pskow, weshalb diese Verzweiflung und diese Thränen?" ruft der poetische Chronist aus. „Wie soll ich nicht verzweifeln?", antwortet Pskow. „Ein Adler mit den Klauen des Löwen hat sich auf mich gestürzt ... Unser Land ist verödet, unsre Stadt zu Grunde gerichtet, unsre Märkte sind zerstört, unsre Brüder dahin geführt, wo weder unsre Väter noch Großväter gelebt haben." Aber die Unterordnung unter Moskau war für Pskow eine geschichtliche Notwendigkeit,

wenn die „Sammlung" Rußlands Fortschritte machen sollte. Als dann Wasilij noch die Fürsten von Rjäsan und Nowgorod Sewerskij vertrieben und ihre Gebiete mit Moskau vereinigt hatte, konnte die Einung des europäischen Rußlands unter der Führung Moskaus fast vollendet erscheinen. Bereits richtete Rußland seine Blicke auf neu entdeckte asiatische Gebiete, wo das Eismeer die Grenze bildete. Nur die Litauer und die Tataren waren noch zu überwinden.

Iwan III. war es vergönnt, das tatarische Joch abzuschütteln. Es gab damals mehrere tatarische Reiche: Kasan, Astrachan (Sarai), die Horde der Nogaier, das Zartum Krim und mehrere unabhängige Kleinhorden, die alle miteinander kämpften und so dem russischen Großfürsten die Lösung erleichterten. Im Jahre 1480 ging Iwan mit einem starken Heere gegen die große Horde von Sarai vor, konnte sich aber nicht zum Schlagen entschließen. Monatelang standen die Heere einander untätig gegenüber, bis die Tataren sich zurückzogen. Es war also kein großer Sieg — Rußland hat bloß aufgehört, Tribut zu zahlen. Nur einmal noch: im Jahre 1521, haben sich die Tataren der Krimschen Horde mit ihren Stammesgenossen jenseit der Wolga, in der Nogaischen Steppe und in Kasan, verbunden, um Moskau zu überfallen. Die Stadt wurde von allen Seiten so plötzlich eingeschlossen, daß es dem Großfürsten Wasilij kaum gelang, zu entfliehen. Die Bürger versprachen im ersten Schrecken, den alten Tribut von neuem zu zahlen. Da brach unter den Tataren Uneinigkeit aus; sie zogen sich zurück. Seitdem konnte die tatarische Gefahr als beseitigt gelten. Aber eine andre mohammedanische Macht, die Türkei, bedrohte Rußland von Süden her: 1475 brachte Mohammed II. (S. 143) die Krim unter seine Oberhoheit. Zugleich erstand in dem vereinigten Polen-Litauen eine wachsende Gefahr. Wie hätte Rußland diesen gewaltigen Nachbarn widerstehn können, wenn es noch politisch zersplittert und von Tatarenhorden abhängig gewesen wäre? Es war das Verdienst der Großfürsten von Moskau, daß ein befreites, geeintes Rußland sich nicht nur zu wehren, sondern auch siegreich gegen die drohenden Feinde vorzugehen vermochte.

Das Ansehn Moskaus hob sich nicht nur in allen russischen Landen, sondern auch im Auslande. Die westeuropäischen Höfe suchten die Bundesgenossenschaft der Großfürsten zu gewinnen. Abgesehn von ihren Beziehungen zu Rom, zu Litauen und Polen, empfingen Iwan III. und sein Sohn Wasilij Gesandte Venedigs, Ungarns, des deutschen Kaisers Friedrich III. und seines Sohns Maximilian (s. die untere Hälfte der beigehefteten Tafel; vgl. auch die Erklärung zu Fig. 6 der Tafel bei S. 457), Schwedens und Dänemarks. Aus dem Morgenlande kamen Abgesandte der Türkei, dann aus Georgien, Djagatai, Persien u. s. w.

Rußland gewann jetzt wieder Muße und empfand auch Lust, sich der Kulturarbeit zu widmen. Wie damals, als Großfürst Wladimir die Griechin Anna (S. 443) heiratete, mit ihr die Religion und Kultur von Byzanz nach Rußland verpflanzt wurde, so riefen jetzt die zweite Gemahlin Iwans und ihr griechisches Gefolge ein neues Kulturzeitalter ins Leben. Byzantinische Gelehrte brachten griechische Bücher mit, die den Grundstock zu den spätern Bücherschätzen Moskaus bildeten. Iwan III. selbst fand Gefallen an bedeutenden Fremden. Künstler und Gelehrte aus Westeuropa fanden an seinem Hof eine glänzende Aufnahme. In Aristotele Fioraventi aus Bologna gewann er einen ausgezeichneten Baumeister, Geschützmeister und zugleich Lehrer für seine Kinder. Pietro Antonio baute ihm einen Palast. Mönche aus dem berühmten Athoskloster kamen nach Rußland, unter denen ein gelehrter Grieche mit Namen Maxim hervorragte; dieser soll gestaunt haben, eine solche Menge alter Handschriften im Moskauer Kreml zu finden. Jene Männer wurden nun vom Großfürsten mit der Übersetzung griechischer Bücher ins Slawische betraut.

Die Krönung Alexanders I. von Polen zu Krakau im Jahre 1501.

(Aus dem Pontificale des Krakauer Domherrn, späteren Plocker Bischofs Erasmus Ciołek, in der Fürstl. Czartoryskischen Bibliothek zu Krakau.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Solche Vorgänge konnten in Litauen keinen guten Eindruck hervorrufen. Als Johann Albrechts Bruder, Alexander, Großfürst von Litauen wurde, geschah dies ohne Zustimmung Polens. Die Union bestand also formell nicht mehr. Ja, Alexander trat in die Fußstapfen Witolds und Kasimirs, indem er ebenfalls mit Moskau in Verbindung trat. Nur der Krieg gegen den Orden brachte 1499 beide Teile rasch wieder zusammen.

8. Rußland von 1260 bis zu seinem Eintritt in die europäische Staatenwelt (Wolga-Zeitalter).

Während der tatarischen Herrschaft erhob sich an Stelle Wladimirs im Susdaler Fürstentume (s. das Kärtchen ‚Polen u. s. w. im Beginne des 14. Jahrhunderts' rechts oben auf den „Karten zur Geschichte Polens und des westlichen Rußlands" oder das Kärtchen links oben auf der „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs", weiter hinten) Moskau, das westlich davon an dem Flüßchen Moskwa liegt, zur Residenz des Großfürsten und somit zum Mittelpunkte Rußlands. Indem die Großfürsten, sagt mit Recht Nikolai M. Karamsin, den bescheidnen Titel von Dienern des Chans annahmen, wurden sie allmählich mächtige Herrscher. Die Erhebung der unumschränkten Gewalt in Rußland wurde dadurch angebahnt, und das Geschlecht der Fürsten von Moskau handelte hier, wie schon früher in Wladimir, zielbewußt. Sie waren dem Chan für die öffentliche Ruhe in Rußland verantwortlich, übernahmen, um von der Plage der tatarischen Abgabeneintreiber verschont zu bleiben, die Steuereinhebung als Generalsteuerpächter des Chans für ganz Rußland, konnten daher ihren Unterthanen und andern Fürsten gegenüber rücksichtslos auftreten und kannten keine Schonung, weil sie selbst in Sarai auch keine fanden. Die andern unabhängigen Fürsten verloren an Bedeutung, die Volksversammlungen nicht minder und ebenso der Adel. Alles beugte sich unter die Großfürsten von Moskau aus Furcht vor den Mongolen. Sie schöpften aus der Steuerpacht nicht nur ihre finanzielle, sondern auch politische Kraft. Der Tatarentribut wurde von Moskau erhoben, auch dann, wenn es nicht notwendig war, ihn den Tataren zu entrichten; das Volk zahlte ihn ohne Murren. Dank diesem Umstande verfügte Moskau stets über große Summen Gelds, und Rußland gewöhnte sich auf diese Weise schon im 14. Jahrhundert daran, in ihm sein Haupt zu sehn.

Unerfreuliche Erscheinungen waren diese Moskauer Fürsten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, hart, selbstsüchtig, kein Mittel scheuend, das zur Herrschaft führt. Es widerstrebt uns heute, die Erzählungen von der Unterwürfigkeit, dem niedrigen Sinne der meisten von ihnen den Mongolen gegenüber zu lesen. Aber es war wohl eine Staatsnotwendigkeit, und man darf nicht vergessen, daß die Politik gefühllos ist. Haben doch Litauen und dann Polen Bündnisse mit den Tataren gegen Rußland schließen wollen und wirklich geschlossen. Nur solche rücksichts- und gefühlslosen, doch staatsklugen Herrscher, wie es die Moskauer waren, konnten Rußland aus seiner gänzlichen Rat- und Hilflosigkeit vor den Mongolen und andern Nachbarn retten.

A. Moskau von Daniel Alexandrowitsch bis auf Wasilij II. (1263—1463).

Als den ersten Fürsten von Moskau kennt man seit 1248 den jüngern Bruder von Alexander Newski (S. 457), Michael den Tapfern. Der eigentliche Gründer des Fürstentums aber war der Sohn Newskis, Daniel (1263—1303), der Moskau zum Leibgedinge bekommen hatte. Er vergrößerte sein Gebiet, stiftete Klöster, sorgte für die Hebung des Handels und schaffte

sich in der Moskwa eine gute Wasserstraße. Als er 1303 starb, hinterließ er seinen Söhnen Jurij Danilowitsch (1303—25) und Iwan (Johann; 1328—41) bereits ein wohlabgerundetes Gebiet, das von ihnen noch erweitert wurde. Jurij war der erste, der nach dem Tode des Großfürsten Andrej Alexandrowitsch von Wladimir, seines Oheims, 1304 als Bewerber um die großfürstliche Würde auftrat; doch hatte sein zweiter Oheim, Michael von Twer, als Ältester der Familie ein besseres Anrecht darauf. Beide gingen zu dem Oberherrn nach Sarai und suchten durch Bestechungen und Ränke einander zu stürzen. So entstand ein Bürgerkrieg zwischen Moskau und Twer, der fast dreißig Jahre dauerte, haarsträubende Niedrigkeiten zu Tage förderte und einigen Fürsten das Leben kostete. Endlich siegte Moskau. Jurij, der 1315 Kontschaka, die Lieblingsschwester des Chans Uzbeg, heiratete, wurde Großfürst. Iwan I., von dem Geldbeutel, den er bei sich trug, um Almosen auszuteilen, Kalita genannt, verstand die Kirche auf seine Seite zu ziehen und den Metropoliten Peter von Wladimir zu bewegen, nach Moskau überzusiedeln; auch Peters Nachfolger Theognost residierte in Moskau, das seit 1328 als Hauptstadt gilt. Kein russischer Fürst ist so häufig zur Horde gereist, wie Kalita. Er gewann die Mongolen so für sich, daß sie ihm die Verwaltung seiner Reichsangelegenheiten überließen; sie stellten ihm sogar ein Heer zur Verfügung. Lange Jahre herrschte Ruhe in Rußland. Die Verschmelzung beider Völker (vgl. S. 459) machte auffallende Fortschritte. Diese kluge Politik war um so fruchtbringender, als damals auf dem Kiptschak-Throne der mächtige Uzbeg (Usbek; 1312—40) saß. Kalita war selbst Handelsherr großen Stils, und die Gunst Uzbegs wie auch die weiten Grenzen des mongolischen Reichs kamen dem russischen Handel zu gute. Die Eintreibung des Tributs aus Rußland nahm Iwan auf sich.

Dieselbe Politik befolgten seine Söhne, Simeon der Stolze (Gordyi; 1341—53) und Iwan II. (1353—59). Simeon (Semen) wagte schon den Titel „Großfürst von ganz Rußland" anzunehmen. Andre Zeiten waren gekommen. Der Großfürst war früher allen andern Fürsten „Vater" oder „älterer Bruder" gewesen — jetzt ist er für die ganze Verwandtschaft „Herr", „Gospodin". Seine Hand haben alle zu fühlen bekommen. Als Nowgorod, das in Abhängigkeit von Moskau geraten war, sich zu befreien suchte, wurde es hart bestraft und ihm die Verpflichtung auferlegt, daß in Zukunft die Stadtbeamten vor der Versammlung der Fürsten knieend und barfuß um Gnade flehen sollten. Man merkt daran den Einfluß mongolischer Sitten. Wie notwendig aber diese Strenge war, beweist die Regierung seines Bruders Iwan II., dessen Schwäche alles Errungne wieder in Frage stellte.

Indessen hatte sich die Lage Rußlands gebessert. Während die Moskauer Fürsten die russischen Länder langsam in ihren Händen vereinigten, begann der Mongolenstaat zu zerfallen. Einzelne Teile des weiten Reichs machten sich unter besondern Chanen unabhängig von Sarai: also derselbe Vorgang, der einst Rußland zu Grunde gerichtet hatte. Der Sohn Iwans II., Dmitrij Iwanowitsch (1362—89), konnte sich schon erlauben, dem Willen der Tataren zu trotzen und in Rußland nach seinem eignen Gutdünken zu walten; 1376 machte er sogar zwei tatarische Teilfürsten zinspflichtig. Als er in demselben Jahr einen Statthalter des tüchtigen Chans Mamaj besiegte, rief er aus: „Gott ist mit uns; ihre Zeit ist vorüber." Aber so weit war man noch nicht. Mamaj brachte ein gewaltiges Heer zusammen; zugleich schloß er ein Bündnis mit dem litauischen Fürsten Jagiello (S. 485). Dmitrij verstand ebenfalls viele Fürsten um sich zu sammeln und stärkte sich in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt durch ein Gebet, ehe er auf das Schlachtfeld ritt. Alle empfanden lebhaft, daß es sich um einen Glaubenskrieg handle. Mamaj sollte ja gedroht haben, alle Kirchen zu zerstören und Rußland zum Islam

zu führen. Auf der Ebene von Kulikowo (an der Mündung der Neprädwa in den Don) kam es am 8. September 1380 zur Schlacht; sie fiel zu Gunsten Rußlands aus. Fünfzehn russische Fürsten blieben auf dem Felde der Ehre. Dmitrij erhielt den Beinamen Donskoj, der Sieger am Don. Am Tage selbst war Jagiello von Litauen nur noch wenige Meilen von den Tataren entfernt gewesen; seine Vereinigung mit Mamaj hätte gewiß einen andern Ausgang herbeigeführt. Die Freude über diesen ersten Sieg war groß; Moskau, das neue Haupt Rußlands, erhielt so seine erste Kriegsweihe. Wenn auch das Tatarenjoch damit noch lange nicht abgeschüttelt war, so zeigte sich doch, daß die Russen in ihrer langen Knechtschaft das Schwert für die Freiheit und die Ehre zu führen nicht verlernt hatten. Jetzt hatten sie gesehen, daß die Mongolen besiegbar waren; damit hob sich ihr Mut und ihre sittliche Kraft.

Ebenso wichtig für die Einung Rußlands war die Bestimmung Dmitrijs, wodurch die Primogenitur gesetzlich eingeführt wurde. Nicht der älteste im Stamme, sondern der älteste Sohn des Großfürsten sollte von nun ab auf den Vater folgen. Durch dieses Gesetz, über dessen Einzelheiten wir nicht genauer unterrichtet sind, wurden die Familienstreitigkeiten des herrschenden Hauses zwar nicht völlig beseitigt, aber zum Heile Rußlands eingeschränkt. Der Sohn von Donskoj, Wa(s)ilij I. Dmitrijewitsch (1389—1425), folgte schon kraft dieser Erbfolge.

Nur noch einmal unter dem Nachfolger Wasilijs, Wasilij II. Wasiljewitsch (1425—62), kam es zum Streite zwischen den Anhängern des alten Seniorats und denen des neuen Erstgeburtrechts. Dem Enkel von Dmitrij Donskoj stellte sich nämlich Jurij Dmitrijewitsch entgegen: dem Neffen der Oheim (vgl. den Stammbaum bei S. 443). Der Gesandte von Moskau rettete in Sarai die Sache seines Herrn durch eine Rede, die für die damaligen Verhältnisse bezeichnend ist. „Gebietender Zar", sprach Wsewoloshkij 1431 zu Ulugh Mahmet, „gestatte mir das Wort, mir, dem Sklaven des Großfürsten. Mein Herr, der Großfürst, bittet um den Thron des Großfürstentums, das ganz Dein Eigentum ist, ohne irgend einen andern Rechtsgrund als durch Dein Wohlwollen, Deine Bestätigung, Deinen Jarlyk. Du verfügst darüber nach Deinem Gutdünken. Der Fürst Jurij Dmitrijewitsch, sein Oheim, beansprucht dagegen das Großfürstentum nach der Festsetzung und dem letzten Willen seines Vaters, aber nicht als eine Gunst Deiner Allgewalt." Dies wirkte; der Chan befahl, Jurij solle fortan das Pferd seines Neffen am Zügel führen. „So wurde der Preis in diesem Wettstreite niedriger Gesinnung dem Fürsten von Moskau zuerkannt." Bei Wasilijs Krönung (eine solche hat seitdem stets in Moskau stattgefunden) war ein mongolischer Baskak zugegen. Von der Zeit an verlor die ehemalige Hauptstadt Wladimir den Rest ihres Glanzes. Der Kampf zwischen Oheim und Neffen wurde trotz der Entscheidung des Chans fortgesetzt. Und da zeigte es sich, wie anhänglich das Volk seinem Fürsten war. Als Wasilij, von seinem Oheim verdrängt, Kostroma (Kolomna) als Wohnort zugewiesen bekommen hatte, verließen die Moskauer in Masse ihre Stadt und gingen zu ihm nach Kostroma; der Oheim, der sich in Moskau nicht halten konnte, trat jetzt freiwillig zurück. Und als Wasilij II. in Moskau wieder einzog, drängte sich, sagt ein Chronist, das Volk um ihn, wie die Bienen um ihre Königin. Er starb, 1446 durch einen Sohn Jurijs geblendet (daher „Temnyi"), am 17. März 1462.

B. Die Sammlung Rußlands unter Iwan III. bis zu Iwan IV. (1462—1584).

Der Niedergang der tatarischen Macht ermöglichte die Festigung Rußlands. Die folgerichtige, nie ermüdende Politik der Moskauer Fürsten sollte gute Früchte tragen. Ihr Ziel war, das tatarische Joch abzuschütteln und alle ehemals russischen Länder zu „sammeln", d. h.

wieder zu einem Ganzen zu vereinigen. Iwan III. (1462—1505), der schon als „Alleinherrscher" den Thron bestieg, sein Sohn Wasilij III. (1505—33) und sein Enkel Iwan IV. (1533—84), der Grausame genannt (s. die Tafel „Iwan III. u. s. w." bei S. 507), haben die Sammlung Rußlands erreicht, obgleich sie alle nichts weniger als Kriegshelden waren.

a) Iwan III.

Iwan III., der bedeutendste unter ihnen, war das Muster eines susdalischen und moskauischen Herrschers, ein kalter, herzloser, berechnender Staatsmann. Von entscheidendem Einfluß auf seine Politik war seine zweite Heirat mit Sophie (Zoë), einer Nichte des letzten byzantinischen Kaisers, die in Rom am päpstlichen Hof erzogen worden war. Kardinal Johannes (Basilios) Bessarion, der Humanist und Unionsfreund, hatte jene Verbindung zuerst angeregt. Schon 1469 war an den damals 29jährigen Großfürsten der betreffende Antrag gelangt und von den Bojaren mit Begeisterung aufgenommen worden. Im Jahre 1472 zog Sophie in Begleitung vieler Landsleute und des päpstlichen Legaten Antonio in Moskau ein und mit ihr zugleich ein andrer Geist an den russischen Hof. Vor allem war sie es, die das Demütigende des mongolischen Jochs empfand. Moskau betrachtete sich jetzt als Erbe von Byzanz und Iwan nahm den zweiköpfigen byzantinischen Adler als neues Wappen Rußlands an (vgl. S. 142). Der Gesichtskreis der russischen Politik erweiterte sich: von nun an wurde Rußland als Hauptsitz und Vertreter der Rechtgläubigkeit angesehn. Moskau übernahm den Schutz der griechischen Christen im Morgenland und führte sogar Kriege im Namen dieses Gedankens, der im 18. und 19. Jahrhundert gegenüber den Osmanen in die That übersetzt worden ist. Zwar trug sich der Papst, als er die anmutige Palaiologentochter nach Rußland schickte, mit dem Plane, durch sie ganz Rußland für Rom zu gewinnen; aber die Verschlagenheit des russischen Fürsten machte solche Absichten zu nichte. Iwan zog alle möglichen Vorteile aus jener Verbindung, ohne das Geringste zu gewähren. Schon der Einzug des römischen Legaten in Moskau war für Rom eine Niederlage; mußte er doch das silberne Kruzifix, das er sich vortragen lassen wollte, entfernen und eine Disputation mit einem gelehrten russischen Mönche bestehen, die ihm nur Verdruß bereitete. Selbst die junge Palaiologin scheint, einmal auf dem russischen Boden angekommen, ihre römische Erziehung und den päpstlichen Wohlthäter vergessen zu haben.

Sophie war es auch, die ihren Gemahl „das Geheimnis der Selbstherrschaft erfassen" gelehrt hat. Ganz anders als die frühern Großfürsten trat nun Iwan III. auf. Er stand vor den Russen schrecklich wie ein Rachegott da und wurde neben dem „Großen" auch der „Schreckliche" genannt (Grosnyi; doch paßt der Beiname des „Grausamen" besser auf Iwan IV.). Er war verschwenderisch mit Todesstrafen und Martern. Wenn er nach der Mahlzeit schlief, wachten ängstlich die Bojaren neben ihm; Frauen fielen in Ohnmacht bei seinem Anblicke. Fast mit orientalischer Überhebung trat er fremden Machthabern gegenüber. Als der Mongolenchan Ahmed Gesandte mit seinem Bilde schickte, um den Tribut zu fordern, trat er das Bild des Chans mit Füßen und ließ die Gesandten töten bis auf einen, der die Nachricht davon nach Astrachan bringen sollte. Mit mongolischen Gesandten verkehrte er nur durch Beamte zweiten Ranges. Kurz, die Haltung des Großfürsten zeugte von ungemeßnem Herrschergefühl. Er regierte ohne die Bojaren; als sich ein solcher beklagte, daß der Großfürst allein alles entscheide, wurde er enthauptet. Herberstein (vgl. die Erklärung zu Fig. 6 der Tafel bei S. 457) behauptet, daß kein Herrscher in Europa solchen Gehorsam bei seinen Unterthanen finde, wie der Großfürst von Rußland. Dieses Selbstbewußtsein des russischen Hofs steigerte sich freilich oft

ins Lächerliche, und das Barbarische der Sitten beeinträchtigte einigermaßen die Pracht, die man beim Empfange fremder Gesandtschaften entfaltete.

Mit besonderer Rücksichtslosigkeit betrieb Iwan die „Sammlung" Rußlands. Er begann damit, eine Reihe von Verträgen mit seinen Verwandten einzugehn, um sich die Oberherrschaft zu sichern. Dann machte er den mehr oder minder unabhängigen Teilfürstentümern und Herrschaften, die neben Moskau bestanden, ein Ende. So wurden gleich in seinen ersten Regierungsjahren Twer, Werejá, Rjäsan, dann Bjeloserſk, Rostow, Jaroslaw u. a. unter die unmittelbare Verwaltung von Moskau gestellt.

Viel Blutvergießen kostete die Vereinigung Nowgorods mit Moskau. Dieser einst mächtige Freistaat am Ilmen, die Wiege des russischen Staats, bereitete sich durch innere Parteiungen selbst den Untergang. Schon lange empfanden es die Fürsten von Moskau bitter, daß Nowgorod ihnen den Weg zum Meere verlegte, hegten auch Verdacht, es könnte sich ihren Feinden, Litauen oder Polen, anschließen. Daher mußte seine Freiheit vernichtet werden; daß es, schon längst die Oberhoheit Moskaus anerkennend, freilich nicht ohne Schwierigkeiten, Abgaben zahlte, genügte nicht mehr: auch die eigne Verwaltung sollte aufgehoben werden. Iwan verstand es, sich aus den Anhängern des griechischen Glaubens in Nowgorod eine politische Partei zu bilden und sie gegen die Andern, die dem Katholizismus, also auch Polen ergeben waren, auszuspielen. Die polnisch-litauische Partei wurde von der Familie Borecki geleitet, deren Haupt Marfa, die thatkräftige Witwe eines frühern Possadniks (vgl. S. 453), war. Iwan wartete, bis Nowgorod sich eines Vertragsbruchs schuldig machte, indem es mit Polen in Unterhandlungen trat, um dort Schutz gegen die Übergriffe Moskaus zu suchen. Dann rückte das moskauische Heer ins Nowgorodsche ein und schlug 1471 die mit großer Mühe gesammelten und ungeübten nowgorodschen Truppen an dem Flusse Schelona. Die Nowgoroder unterwarfen sich, erkannten Iwan als Herrscher an und zogen sogar nach Moskau, um sich dort Rechtssprüche zu holen. Doch schon 1478 nahm Iwan ihnen auch den Rest ihrer Selbstverwaltung, führte die angesehensten Geschlechter in das Innere Rußlands weg, schickte seine Statthalter nach Nowgorod und ließ die Glocke, die Jahrhunderte hindurch die Nowgoroder zur Volksversammlung gerufen hatte, nach Moskau bringen. Der Untergang Nowgorods ist dichterisch öfters besungen und auch dramatisch verwertet, Marfa Borecka als Heldin gefeiert worden. Aber niemand wird leugnen, daß die Republik sich überlebt, ihre Aufgabe: den Handel des Ostens und des Westens zu vermitteln, nie recht erfüllt hatte und jetzt der Vereinigung russischer Länder wirklich im Wege stand. Die Besitzergreifung Nowgorods und seiner Umgebung vollendete das Übergewicht Moskaus über die andern Fürstentümer.

Außerdem eroberte Iwan Perm, „das Land des Silbers jenseit der Kama". Im Jahre 1489 wurde der zweite Freistaat, Wjatka, erobert; man drang bis an die Petschora vor, überschritt den Ural und machte das Land der Wogulen und Ugrier tributpflichtig. So dehnte sich Rußland jetzt bis zum Eismeer aus und faßte zum erstenmal Fuß in Asien. Wasilij III. hat dann den Freistaat Pskow unterworfen, wo ihm auch Zwistigkeiten der Bürger vorgearbeitet hatten; viele Familien wurden von hier nach andern Städten geschickt. „Ach, du ruhmreiches, großes Pskow, weshalb diese Verzweiflung und diese Thränen?" ruft der poetische Chronist aus. „Wie soll ich nicht verzweifeln?", antwortet Pskow. „Ein Adler mit den Klauen des Löwen hat sich auf mich gestürzt ... Unser Land ist verödet, unsre Stadt zu Grunde gerichtet, unsre Märkte sind zerstört, unsre Brüder dahin geführt, wo weder unsre Väter noch Großväter gelebt haben." Aber die Unterordnung unter Moskau war für Pskow eine geschichtliche Notwendigkeit,

wenn die „Sammlung" Rußlands Fortschritte machen sollte. Als dann Wasilij noch die Fürsten von Rjäsan und Nowgorod Sewerskij vertrieben und ihre Gebiete mit Moskau vereinigt hatte, konnte die Einung des europäischen Rußlands unter der Führung Moskaus fast vollendet erscheinen. Bereits richtete Rußland seine Blicke auf neu entdeckte asiatische Gebiete, wo das Eismeer die Grenze bildete. Nur die Litauer und die Tataren waren noch zu überwinden.

Iwan III. war es vergönnt, das tatarische Joch abzuschütteln. Es gab damals mehrere tatarische Reiche: Kasan, Astrachan (Sarai), die Horde der Nogaier, das Zartum Krim und mehrere unabhängige Kleinhorden, die alle miteinander kämpften und so dem russischen Großfürsten die Lösung erleichterten. Im Jahre 1480 ging Iwan mit einem starken Heere gegen die große Horde von Sarai vor, konnte sich aber nicht zum Schlagen entschließen. Monatelang standen die Heere einander untätig gegenüber, bis die Tataren sich zurückzogen. Es war also kein großer Sieg — Rußland hat bloß aufgehört, Tribut zu zahlen. Nur einmal noch: im Jahre 1521, haben sich die Tataren der Krimschen Horde mit ihren Stammesgenossen jenseit der Wolga, in der Nogaischen Steppe und in Kasan, verbunden, um Moskau zu überfallen. Die Stadt wurde von allen Seiten so plötzlich eingeschlossen, daß es dem Großfürsten Wasilij kaum gelang, zu entfliehen. Die Bürger versprachen im ersten Schrecken, den alten Tribut von neuem zu zahlen. Da brach unter den Tataren Uneinigkeit aus; sie zogen sich zurück. Seitdem konnte die tatarische Gefahr als beseitigt gelten. Aber eine andre mohammedanische Macht, die Türkei, bedrohte Rußland von Süden her: 1475 brachte Mohammed II. (S. 143) die Krim unter seine Oberhoheit. Zugleich erstand in dem vereinigten Polen-Litauen eine wachsende Gefahr. Wie hätte Rußland diesen gewaltigen Nachbarn widerstehn können, wenn es noch politisch zersplittert und von Tatarenhorden abhängig gewesen wäre? Es war das Verdienst der Großfürsten von Moskau, daß ein befreites, geeintes Rußland sich nicht nur zu wehren, sondern auch siegreich gegen die drohenden Feinde vorzugehen vermochte.

Das Ansehn Moskaus hob sich nicht nur in allen russischen Landen, sondern auch im Auslande. Die westeuropäischen Höfe suchten die Bundesgenossenschaft der Großfürsten zu gewinnen. Abgesehn von ihren Beziehungen zu Rom, zu Litauen und Polen, empfingen Iwan III. und sein Sohn Wasilij Gesandte Venedigs, Ungarns, des deutschen Kaisers Friedrich III. und seines Sohns Maximilian (s. die untere Hälfte der beigehefteten Tafel; vgl. auch die Erklärung zu Fig. 6 der Tafel bei S. 457), Schwedens und Dänemarks. Aus dem Morgenlande kamen Abgesandte der Türkei, dann aus Georgien, Djagatai, Persien u. s. w.

Rußland gewann jetzt wieder Muße und empfand auch Lust, sich der Kulturarbeit zu widmen. Wie damals, als Großfürst Wladimir die Griechin Anna (S. 443) heiratete, mit ihr die Religion und Kultur von Byzanz nach Rußland verpflanzt wurde, so riefen jetzt die zweite Gemahlin Iwans und ihr griechisches Gefolge ein neues Kulturzeitalter ins Leben. Byzantinische Gelehrte brachten griechische Bücher mit, die den Grundstock zu den spätern Bücherschätzen Moskaus bildeten. Iwan III. selbst fand Gefallen an bedeutenden Fremden. Künstler und Gelehrte aus Westeuropa fanden an seinem Hof eine glänzende Aufnahme. In Aristotele Fioraventi aus Bologna gewann er einen ausgezeichneten Baumeister, Geschützmeister und zugleich Lehrer für seine Kinder. Pietro Antonio baute ihm einen Palast. Mönche aus dem berühmten Athoskloster kamen nach Rußland, unter denen ein gelehrter Grieche mit Namen Maxim hervorragte; dieser soll gestaunt haben, eine solche Menge alter Handschriften im Moskauer Kreml zu finden. Jene Männer wurden nun vom Großfürsten mit der Übersetzung griechischer Bücher ins Slawische betraut.

Erklärung der umstehenden Tafel.

Oben links: **Iwan III. Waßiljewitsch**, der erste „Großfürst und Selbstherrscher (Gossudar) von ganz Rußland" (1462—1505). Aus „La Cosmographie universelle" d'André Thevet, cosmographe du Roy; Paris 1575. Thevet hatte das Bildnis bei einem Griechen zu Brussa in Kleinasien gefunden.

(Nach dem in der K. und K. Familienfideikommiß-Bibliothek zu Wien befindlichen Werke von Rowinskij: „Portraits authentiques des Tzars Jean III, Basil son fils et Jean IV le Terrible".)

Oben rechts: **Iwan IV. Waßiljewitsch**, der „Schreckliche" (Grosnyj) genannt (1533—1584).

(Nach dem gleichzeitigen Holzschnitt „Abcontrafactur des Herren Quar und Großfürsten Iwan Bassilowitz, aller Reusen ein Monarcha" ꝛc., im Besitze der K. K. Hofbibliothek zu Wien.)

Unten: **Kaiser Maximilian I. empfängt die Gesandtschaft Waßilijs III. Iwanowitschs** (1505—1533). Nach dem Holzschnitt von Hans Burgkmair.

(Aus: Der Weiß Kunig. Eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian des Ersten. Von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten; Wien 1775.)

Der von Fremden ausgebildeten Artillerie (S. 557) verdanken die Großfürsten zum Teil ihre Erfolge gegen die Tataren und kleinen Fürsten. Das ganze Kriegswesen wurde neu gestaltet. Zugleich begann man nach metallischen Schätzen zu graben. Auch dem Gerichtswesen, das in der tatarischen Zeit noch oft der Willkür Raum bot, schenkte Iwan III. seine Aufmerksamkeit, indem er 1497 das Gewohnheitsrecht in dem neuen russischen Gesetzbuche Sudebnik aufzeichnen ließ.

b) Wasilij III. Iwanowitsch.

Die Thronfolgefrage, diese große Wunde, an der Rußland so lange geblutet, der es einst seine Unterjochung zu verdanken hatte, wurde endlich geregelt. Wie Iwan III. darüber dachte, zeigt seine testamentarische Bestimmung. Nachdem er lange geschwankt hatte, ob er seinen Enkel oder seinen Sohn von der zweiten Gemahlin zum Nachfolger bestimmen solle, entschied er sich für seinen Sohn Was(s)ilij, wahrscheinlich weil dessen Mutter eine Byzantinerin war. Die andern Söhne erhielten kleine Gebiete zum Unterhalt ohne Landeshoheit; sie hatten weder Münzrecht noch höhere Gerichtsbarkeit und mußten den ältern Bruder als ihren Herrn anerkennen. Wenn einer kinderlos sterben sollte, fiel sein Land dem Großfürsten zu. So ward in Rußland die erbliche Monarchie aufgerichtet.

Jetzt begann eine Zeit der Wiedergeburt Rußlands: eine Wiederherstellung der politischen Unabhängigkeit und Einheit des Reichs, ein wirtschaftlicher Aufschwung, ein Wiedererwachen des nationalen Selbstbewußtseins, eine Erneuerung der nationalen Kultur und Litteratur, eine Erhebung zu neuem Glanz. Indem es öfter Gesandtschaften an ausländische Höfe schickte (vgl. oben, S. 506), trat Rußland langsam in den Kreis der westlichen Kulturvölker. Kurz, das Glück wandte sich Rußland wieder zu.

Freilich war man vom Ziele noch weit entfernt, waren noch große Hindernisse zu überwinden. Aber das größte Hindernis war sich jetzt das Volk selbst. In der langen Zeit der tatarischen Herrschaft war es nicht nur politisch, sondern auch sittlich verkümmert. Aus der asiatischen Schule, worein die Russen solange gegangen waren, sind sie als Asiaten hervorgegangen, an Mord und Greuel gewöhnt. Nicht minder verkommen war auch die griechische Kirche in Rußland: sich selbst überlassen, hatte sie versumpfen müssen. Und es ist leichter, den Volkswohlstand und die Kultur zu heben, leichter, Siege zu erringen, als die Natur eines ganzen Volks zu ändern: dazu bedarf es mindestens mehrerer Geschlechter.

c) Iwan IV. der Grausame.

Das harte Schicksal des Lands hatte ein hartes Fürstengeschlecht erzeugt. Mit dem Fortschritte, den die Sammlung Rußlands unter Moskaus Oberherrschaft machte, mit der Steigerung der fürstlichen Gewalt gegenüber dem Adel und der Volksversammlung, mit der Zunahme der Macht und des Ansehns des Staats wuchsen auch der Stolz und das Selbstbewußtsein der Fürsten, in deren Person ja der Staat aufging. In Moskau ist der Kampf zwischen der fürstlichen Gewalt, dem Adel und der Volksversammlung, der an allen Orten Rußlands wütete, zu Gunsten der fürstlichen Gewalt entschieden worden. Es war ein Boden, auf dem eine Schreckensherrschaft erblühen konnte. Die Susdaler und dann die Moskauer Fürsten hatten ein immer strengeres Regiment geführt; und wie sich schon Iwan III. den Beinamen des Schrecklichen verdient hatte, erreichte diese Fürstenart ihre Vollendung in Iwan IV. Die Geschichte nennt ihn den Grausamen (s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Iwan III. und Iwan IV.“). Ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und eisernem Willen, aber denkbar schlechtester

Erziehung, gehört er zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, in der er eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Ohne weiteres den Stab über ihn zu brechen, wäre ungerecht: er ist zu bedeutend, als daß er mit dem Maße der Alltäglichkeit gemessen werden könnte.

Als er drei Jahre zählte, starb ihm sein Vater. Die vormundschaftliche Regierung übernahm seine Mutter Helene Glinska, eine Litauerin, deren Familie ursprünglich tatarisch war. Ein Bojarenrat, in dem ihrem Oheime Michael Glinski die erste Stellung eingeräumt war, trat ihr zur Seite. Aber bald zeigte es sich, daß diese herrschsüchtige Frau keinen andern Willen neben dem ihrigen dulden wollte. Nur ihr Günstling, Fürst Iwan Telepnew Obolenskij, vermochte Einfluß auf sie zu gewinnen. Es begann ein blutiges Regiment. Ihr Schwager Jurij, ihr Oheim Michael, ihr zweiter Schwager Andrej und andre, die ihr gefährlich schienen, starben eines grausamen Tods, während die Reichsangelegenheiten äußerlich nicht schlecht geleitet wurden. Als sie selbst 1538 plötzlich starb und der Bojarenrat die Führung der Reichsgeschäfte allein übernahm, traten zwei Familien, die Schujskij und die Bielskij, hervor, welche einander den Vorrang streitig machten und einander bekämpften. Wieder gab es blutige Auftritte: der jeweilige Sieger kannte keine Schonung. Rußland war an die selbstherrliche Regierung schon so gewöhnt, daß auch im Kronrat immer einer das Wort unumschränkt führen wollte. Daß man dabei den Thronfolger nicht beachtete und ihn sogar gern beiseite geschoben hätte, beweist, wie wild die mächtigen Bojaren damals waren. Noch in spätern Jahren klagte Iwan darüber, wie Iwan Schujskij ihn nicht gegrüßt und in seinem Schlafgemache die Füße auf das Bett seines Vaters gelegt habe, wie der Schatz seines Vaters und seines Oheims von den Bojaren geplündert und sogar das kostbare Tafelgerät mit ihren Namenszügen bezeichnet worden sei. Iwan hat in jenen Tagen oft Hunger gelitten; selbst sein Leben war bedroht. Die Schujskij fielen über Städte und Dörfer her, quälten und schanden die Leute ohne Erbarmen. Eifersüchtig wachten sie darüber, daß niemand neben ihnen zu Einfluß gelange. Einen der Kronräte, Fe(o)dor Woronzow, der sich der Zuneigung des jungen Großfürsten zu erfreuen schien, mißhandelten sie in dessen Gegenwart mit Ohrfeigen, zerrissen seine Kleider und hätten ihn getötet, wenn ihn nicht der Metropolit auf Iwans Bitte gerettet hätte. Allzufrüh an Roheit und blutige Grausamkeit gewöhnt, ergötzte den zwölfjährigen Knaben der Schmerz gequälter Tiere; schon als Fünfzehnjähriger ritt er mit seinen jungen Gesellen durch die Straßen Moskaus und verwundete und stieß nieder, was ihm in den Weg kam. Die griechisch-orthodoxe Kirche, von der man eine günstige Einwirkung auf den unbändigen Jüngling hätte erwarten können, war während des Mongolenjochs in so tiefen Verfall geraten, daß sie nicht die Kraft besaß, einzugreifen. Die Geistlichkeit gab den Laien in Spielwut, Trunksucht und andern Lastern wenig nach; im gemeinen Volke herrschte der finsterste Aberglaube. Gaukler, Räuber und Schwarmgeister durchzogen das Land; Mord und Plünderung gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen. Das war der sittliche Zustand der Gesellschaft, in der Iwan der Grausame aufgewachsen ist.

Anfangs litt er selbst darunter, bis er 1543 in aufflammender Wut den Fürsten Andrej Schujskij auf der Straße ergreifen, mißhandeln und ermorden ließ. Von der Zeit an, sagt die Chronik, begannen die Bojaren ihn zu fürchten. Er war damals dreizehn Jahre alt. Am 3. Febr. 1547, kaum siebzehnjährig, heiratete er Anastasia, die Tochter des Kammerherrn Roman J. S(ʃ)acharin. Für seinen politischen Sinn spricht, daß er den Titel Zar annahm, und daß er sich dann 1561 durch den Patriarchen von Konstantinopel persönlich wie auch durch ein nur hierfür berufnes Konzil seine Abstammung vom byzantinischen Kaiserhaus und sein Recht auf die Kaiserkrone bestätigen ließ. Furcht überkam alle heidnischen Lande, sagt die Nowgoroder

Chronik. Alle Völker des rechtgläubigen Orients begannen auf den moskauischen Zaren zu blicken als auf das Haupt und den Vertreter ihrer Kirche und ihren Schutzherrn.

Im Jahre seiner Krönung legten drei Feuersbrünste (April und Juni 1547) die Stadt Moskau in Asche. Der Zar und der Metropolit gerieten in äußerste Lebensgefahr. Die Fürsten Schujskij ließen aber das Gerücht ausſprengen, die Großmutter des Zaren, Anna Glinska, habe den Toten die Herzen aus dem Leibe gerissen, sie im Wasser geweicht, die Straßen Moskaus damit besprengt und so den Brand verursacht. Das erregte Volk ermordete den Oheim Iwans, Jurij Glinski, in der Kirche, zog nach Worobjowo, wo der Zar sich aufhielt, und verlangte drohend die Auslieferung seiner Großmutter. Erst als Iwan in raschem Entschlusse die Wortführer der Menge hinrichten ließ, stob diese auseinander. Der ganze Vorgang soll auf den Zaren einen mächtigen Eindruck gemacht und hinterlassen haben.

Damals war es, daß Iwan zwei neue Männer an seine Seite zog, den Popen Silvester und einen Hofbeamten, Alexej F. Adaschew. Silvester beherrschte ihn vollständig. Keinen Schritt wagte Iwan ohne ihn zu thun: er aß, trank, kleidete sich und lebte nach seinen Lehren. Der Einfluß der beiden Männer war sehr segensreich, nicht minder der seiner Gemahlin Anastasia. Ein ehrbarer Zug ging durch die Hofkreise; bei allen Staatsgeschäften traten sittliche und religiöse Gesichtspunkte in den Vordergrund. Synoden und Reichsversammlungen wurden zusammenberufen, um wichtige Angelegenheiten zu beraten. Und es war ein erhebender Augenblick, als der junge Zar im Jahre 1549 vor dem versammelten Volke für alle Unbill um Verzeihung bat und sich demütigte. Er verneigte sich nach allen Seiten und heischte Vertraun und Liebe. Vieles Gute ist dann auch wirklich geschehen. Schon 1550 erschien ein neues Gesetzbuch, zugleich ein Kirchenrecht: nach den 100 Kapiteln, in die es eingeteilt war, Stoglaw genannt. Im 16. Abschnitte wird die Errichtung von Pfarrschulen in allen Städten angeordnet.

Zu derselben Zeit beschloß man am Moskauer Hofe den Krieg gegen die tatarischen Nester an der Wolga, die Rußland immer noch beunruhigten. Auf Silvesters Rat stellte sich Iwan, wenn auch mit Widerwillen, an die Spitze des Heers. Nicht so sehr durch Tapferkeit wie vielmehr durch bloße Übermacht der Russen wurde Kasan 1552 genommen (s. Fig. 3 der Tafel bei S. 457). Im Jahre 1557 fiel auch Astrachan, das von Rußland einst gefürchtete alte Sarai (s. das Kärtchen links oben auf der „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs", weiter hinten). Die Folgen dieser ersten Eroberung auf Kosten der Asiaten waren weittragend. Nicht nur wurde die Macht der Tataren dadurch vernichtet und die ganze große Wolga zum russischen Strome gemacht — der russische Einfluß reichte jetzt bis in den Kaukasus und nach Persien. Ja, es unterwarfen sich auch andre Völkerschaften, wie Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wotjaken, Baschkiren, die früher dem kasanschen Zartum unterthan gewesen waren. Damit war der erste Schritt zur Eroberung Asiens gethan. Die Krimer Horde blieb nun allein noch übrig; doch führte sie nur ein kümmerliches Dasein und warb um die Bundesgenossenschaft Rußlands. Iwan kehrte als Held nach Moskau zurück. Seine Zuversicht gegenüber den Bojaren stieg. „Ich fürchte euch nicht mehr", soll er einem Woiwoden zugerufen haben.

In dieser Zeit entschloß er sich, die westeuropäische Kultur in Rußland zu verbreiten. Hans Slitte, ein Deutscher aus Goslar, der um 1547 in Moskau war, wurde von ihm beauftragt, Gelehrte, Künstler, Ärzte, Buchdrucker, Handwerker u. s. w. nach Rußland zu ziehen. Und nur infolge der feindseligen Haltung der Livländer, die darin eine gefährliche Stärkung des Nachbarn erblickten, gelang es Slitte nicht, die 123 geworbnen Leute nach Rußland zu bringen. Von dieser Zeit an wuchs die Erbitterung Iwans gegen die Ostseedeutschen um so mehr,

als der Deutsche Orden in Livland ihm den Weg zum Meere versperrte. Aus diesen Gründen reifte in ihm trotz der Abmahnungen Silvesters und Adaschews der Entschluß, Livland zu erobern. Und als 1553 unter Edward VI. eine britische Expedition aus drei Schiffen ausgesandt worden war, um durch das Nordmeer den Weg nach China und Indien zu finden, und eins der Schiffe an die Mündung der Dwina verschlagen wurde, benutzte Iwan die Gelegenheit, mit England Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Er gewährte den englischen Kaufleuten ein äußerst vorteilhaftes Handelsvorrecht und sicherte so seinem Reiche die Verbindung mit dem Westen. In dem Krieg um Livland, der zwischen Rußland, Polen und Schweden entbrannte, erlangte Iwan nur Dorpat (1558), während Polen Livland als Provinz und das Herzogtum Kurland als Lehn besetzte und Esthland an Schweden fiel.

Über diese Angelegenheit ging die Gunst Iwans für Adaschew und Silvester in die Brüche. Der Tod seiner tugendhaften Gemahlin (7. Aug. 1560) wirkte wohl auch mit. Endlich war ihm die Bevormundung durch die Beiden unerträglich geworden. Silvester hatte seinen Herrn ganz von sich abhängig zu machen gesucht und sogar gegen dessen Gemahlin Stellung genommen. Als der erste Sohn des Zaren gestorben war (Juni 1553), hatte ihm Silvester erklärt, das sei die Strafe des Himmels für seinen Mangel an Fügsamkeit. Ausschlaggebend war jedoch eine schwere Krankheit des Zaren gewesen (um die Jahreswende 1552/53). Sein Ende gewärtigend, forderte Iwan die Bojaren auf, seinem Sohne Dmitrij zu huldigen. Aber die Bojaren weigerten sich; Silvester und Adaschew hielten zu den Aufsässigen. Der Lärm der Streitenden drang bis in das Zimmer des Kranken. Als nun gegen Erwarten Iwan genas, war das Vertraun des Zaren zu den beiden Ratgebern dahin. Noch war Iwan in den Strafen mäßig; nach und nach aber mehrten sich die Hinrichtungen, bis seine Wut gegen die Bojaren keine Grenzen mehr kannte. Die gestürzten Minister hatten viele Gesinnungsgenossen; und wenn Iwan später überall Verrat gewittert, sich selbst an seinem Hof unsicher gefühlt hat, so hatte das zum Teile Berechtigung. Litauen-Polen, der gefährlichste Feind Rußlands, unterhielt Verbindungen mit den Unzufriednen, und die Partei der gestürzten Minister machte aus ihrer Hinneigung zu diesem Feinde kein Hehl. Hat doch Fürst Andrej M. Kurbskij wohl absichtlich eine schmachvolle Niederlage im livländischen Kriege herbeigeführt und sich Anfang 1564 ins polnische Lager geflüchtet. Andre ließen sogar Tataren ins Land. Deshalb nahm die Angst Iwans einen krankhaften Charakter an: er glaubte, von lauter Verrätern umgeben zu sein.

Damals hat er von dem Flüchtling Kurbskij einen Brief bekommen, worin dieser ihn für seine Greuelthaten vor ein Gericht Gottes fordert. Iwan rief den Überbringer des Briefs zu sich, stieß ihm seinen eisengespitzten Stab durch den Fuß, stützte sich mit aller Wucht auf ihn und ließ sich darauf den Brief vorlesen. Bitterere Vorwürfe sind wohl nie einem Herrscher ins Gesicht geschleudert worden. Der Zar fand es für gut, ihm ausführlich zu antworten. Beide Schreiben gehören zu den merkwürdigsten Urkunden aus der russischen Geschichte.

Plötzlich verließ Iwan am 3. Dezember 1564 Moskau in Begleitung seiner Familie, vieler Bojaren und einer Kriegsschar und ging nach Aleksandrowskaja Sloboda. Die vornehmsten Heiligtümer und den Staatsschatz führte er mit sich. Moskau wurde in furchtbare Aufregung versetzt. Nach einem Monate trafen zwei Schreiben von ihm ein, eins an den Metropoliten, worin es hieß, er könne die Gesetzwidrigkeiten der Bojaren nicht mehr ertragen, zumal da die Geistlichkeit ihn an ihrer Bestrafung hindere, und habe beschlossen, das Reich zu verlassen und zu gehen, wohin Gott ihn führe; ein zweites an die rechtgläubigen Bürger Moskaus, worin er diese versichert, daß er ihnen nicht zürne. Der Eindruck, den beide Schreiben hervorbrachten,

war überwältigend. Das Volk, von der Furcht befangen, wieder unter die Adelsherrschaft zu geraten, zog jammernd und drohend durch die Straßen der Stadt, bereit, die Feinde des Zaren niederzumachen, und verlangte dann von dem Metropoliten, er solle den Zaren versöhnen, worauf eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet wurde. Am 2. Februar 1565 kam Iwan zurück. Aber es war, als sei eine furchtbare Wandlung mit ihm vorgegangen. „Schon sein Äußeres erregte Entsetzen: die Züge waren wie von Wut verzerrt, der Blick wie erloschen, sein Haupthaar fast ganz ausgefallen. Er erklärte in einer großen Versammlung, er bedürfe einer Leibwache." Dann sonderte er eine Reihe von Städten und einige Straßen Moskaus aus und erklärte dieses Gebiet für sein Privateigentum, das Opritschnina genannt wurde, während das übrige Rußland als Staatsgut Semschtschina hieß und unter der Verwaltung des Bojarenrats blieb. Es war die erste Aussonderung von fürstlichem Vermögen aus dem staatlichen, wichtig in ihren Folgen. Er wählte dann aus seinem Eigentum eine Leibgarde von 6000 Mann mit Weib und Kind, meist Leuten niedrer Herkunft: die Opritschniki. Axt, Hundekopf und Besen waren ihre Abzeichen, d. h. sie sollten die Verräter köpfen, beißen und hinausfegen. Die ganze Semschtschina war ihnen zur Plünderung überwiesen, und es gab gegen sie kein Recht. Wie arg sie wüteten, beweist der Umstand, daß noch heute in russisch-polnischen Ländern ein Gauner und Räuber Opryszok heißt. Indessen kargte Iwan mit der Hinrichtung der Verräter nicht und zog sich dann wieder nach Alexandrowo zurück. Dort machte er sich Luft in wilden Ausschweifungen, in rohen Menschenjagden, in Mord und Brand und verband damit merkwürdigerweise aufrichtige Andachtsübungen. Er richtete seinen Hof als Kloster ein; aus 300 zuverlässigen Spießgesellen bildete er eine Mönchsbrüderschaft, deren Abt er war. Er verrichtete alle Arbeit und läutete selbst zum Gottesdienst. Um Mitternacht versammelte man sich in Mönchskappen und schwarzen Kutten, und Iwan schlug dort mit der Stirn so auf den Fußboden, daß sich sein Gesicht mit Beulen bedeckte.

Dieser Zustand dauerte bis 1572, also volle sieben Jahre. Dabei war sich Iwan des Beschämenden in diesen Vorgängen bewußt; denn er war bestrebt, vor dem Auslande das Vorhandensein der Opritschnina abzuleugnen, und leitete die Staatsangelegenheiten wie vorher. Endlich faßte der Metropolit Philipp den Mut, ihn um Aufhebung der Opritschnina zu bitten. Aber Iwan rief ein geistliches Gericht zusammen und ließ den kühnen Bittsteller schuldig sprechen. Als am 8. Nov. 1568 Philipp vor dem Altar in vollem Ornate stand, drang eine Schar Opritschniki ein, riß ihm die Kleider vom Leib und schleppte ihn in ein Klostergefängnis, wo er 1569 erwürgt worden ist. Die Trauer um den Metropoliten versetzte Iwan in Raserei. Täglich wurden Hunderte von Menschen hingerichtet, verbrannt, zu Tode gemartert, ganze Ortschaften vernichtet. Er lebte in dem Wahne, daß er um seines und seines Hauses Daseins willen mit den Verrätern aufräumen müsse. Im Jahre 1572 verfaßte der von Furcht und Sorge gequälte, innerlich tief unglückliche Herrscher sein Testament: „Mein Körper ist erschöpft, mein Geist verdüstert; die Eiterbeulen an meiner Seele und an meinem Leibe vermehren sich, und kein Arzt ist da, mich zu heilen. Ich wartete, ob sich jemand meiner erbarmen wolle, doch niemand kam zu mir ... Sie haben mir Gutes mit Bösem, Liebe mit Haß erwidert", so sagt er im Eingang dieser Urkunde. Wir haben schon einen geisteskranken Menschen vor uns. Übrigens scheint er in seinen lichten Augenblicken von Gewissensbissen geplagt gewesen zu sein, wie aus manchen Anzeichen hervorgeht.

Ein höchst merkwürdiges, in der Geschichte wohl einzig dastehendes Denkmal von des Zaren Hand ist uns hinterblieben: ein von ihm angelegtes Seelenmessenbuch, in dem er für jedes seiner Opfer Messen stiftete. Hinter mehreren Namen steht die unheimliche Bemerkung:

„mit seiner Frau und seinen Kindern und Gesinde", „mit seinen Söhnen" oder „mit seinen Töchtern". Oder wir lesen da: „zwanzig Männer aus Komenskoje", „achtzig sieben aus Matwejschewo" oder „gedenke Herr der Seelen deiner Diener an Zahl 1505 Personen aus Nowgorod" und so fort. Diese Liste allein ergibt eine Summe von 3470 Opfern. Niemand war jetzt am Hofe, der einen Einfluß auf Iwan gehabt hätte. Seine zweite Gemahlin, eine Tscherkessin, die erst vor der Heirat getauft wurde, dürfte durch ihr barbarisches Wesen die bösen Neigungen Iwans noch gesteigert haben. Und so brauste denn der aus den Ufern einmal ausgetretne Strom weiter, alles vernichtend, was ihm in den Weg trat. Seit den römischen Caesaren hat wohl kaum ein Fürst die Lehre, daß jeder Mensch und jede irdische Macht, wollen sie nicht echten Menschentums verlustig gehn, einer Einschränkung bedürfe, so anschaulich bewiesen wie Iwan der Grausame. Seine Schuld trägt aber das russische Volk mit; namentlich sind Adel und Geistlichkeit anzuklagen, die die kulturellen Bestrebungen des Herrschers nicht unterstützten, durch Kriecherei und Sittenlosigkeit seinen bösen Neigungen geradezu die Wege bahnten. Die letzten Freiheiten des Volks wurden vernichtet, die Allmacht des Staats für die fernste Zukunft begründet.

Die auswärtige Politik hatte im Osten Erfolge (S. 509); der Kosak Jarmak legte ihm die Krone Sibiriens zu Füßen. Aber im Ringen mit Polen unterlag er, trotzdem daß er unter dem Vorgeben, den römischen Glauben annehmen zu wollen, Kaiser und Papst demütig um Vermittlung bat. Die Polen, die bereit waren, ihm nach dem Tode Sigmund Augusts die Krone anzubieten, wurden durch seine Unzuverlässigkeit und seinen Geiz zurückgeschreckt.

Das Schicksal brachte über sein eignes Haus furchtbares Unglück. In einem Streite versetzte er seinem Sohn Iwan mit einem eisernen Stock einen Schlag, an dem dieser am 19. Nov. 1581 starb. Sein dritter Sohn Feodor war geistesschwach. Der Schmerz Iwans beschleunigte sein Ende. Am 17. März 1584 starb dieser ungewöhnliche Fürst, dessen Verbrechen einer gewissen Größe nicht entbehren, dessen Name aber immer mit Schrecken genannt werden wird. In der russischen Geschichte nimmt Iwan IV. im Guten wie im Bösen einen hervorragenden Platz ein.

C. Das Ende des Hauses Rurik.

Iwans IV. Sohn Feodor bestieg 1584 den Thron; doch hätten seine Sanftmut und seine Frömmigkeit mehr ins Kloster gepaßt. So lag die ganze Macht in den Händen der Kronräte, unter denen wieder eine gefährliche Nebenbuhlerschaft zwischen einem Schujskij und einem Bielskij entstand. Langsam stieg daneben das Ansehn Boris Godunows empor, namentlich nachdem der anfänglich entscheidende Regent Nikita Romanow, Feodors Oheim, 1586 gestorben war und Godunow den jungen Zaren mit seiner Schwester Irene vermählt hatte. Ja, er strebte selbst nach der Krone. Obwohl er weder lesen noch schreiben konnte, führte er mit Geschick die Staatsgeschäfte, verschaffte Rußland einen großen Ruf im Ausland und hatte Sinn für den Wert westeuropäischer Kultur. Er gedachte Schulen, in Moskau eine Universität zu gründen, und sandte Johann Kramer nach Deutschland, um dort Professoren für sie zu werben. Er ließ junge Russen auswärts studieren, nahm Ausländer gern in Dienst; seinen Kindern gab er eine vortreffliche Erziehung, unterstützte Kunst und Gewerbe. Kurz, er stand auf der Höhe seiner Aufgabe. Im Auslande hat daher sein Name einen guten Klang gehabt. Anders in Rußland. Hier betrachtete man die Neuerungen voll Unwillens. Die Geistlichkeit erachtete das Erlernen fremder Sprachen für überflüssig, verwirrend, ja dem Glauben gefährlich. Der Hochadel grollte dem Emporkömmling. Godunow sah sich genötigt, im höhern Klerus und im kleinen Adel eine Stütze

zu suchen. Diesem Umstande verdanken zwei wichtige Neuerungen ihre Entstehung: das Verbot der Freizügigkeit der Bauern und die Gründung des Patriarchats. Der russische Bauer hatte bis jetzt seinen Herrn wechseln dürfen: das allein unterschied ihn vom Sklaven. Aber diese Freizügigkeit kam nur den Besitzern großer Ländereien zu gute, die, um ihre weiten Flächen bewirtschaften zu können, dem Bauer verlockende Vorteile zusicherten. Daher verließ die Bauernschaft die kleinen Besitzer, deren Ländereien entvölkert und entwertet wurden. Sie aber gerade trugen die meisten Staatslasten. So begegnete in diesem Falle das Interesse des Staats dem des kleinen Adels. Indem nun Godunow den Bauern das Freizügigkeitsrecht nahm, rettete er den kleinen Adel vor dem Elend und gewann ihn für seine Zwecke. In seinem eignen Interesse hätte das weniger gelegen, da er selbst Besitzer von ausgedehnten Gütern war.

Was ihm persönlich zu gute kam, war die Stiftung des Patriarchats. Schon lange klagte der russische Klerus, daß sein Oberhaupt, der Patriarch von Konstantinopel, Diener eines ungläubigen Herrschers sei und kein gehöriges Ansehn besitze. Moskau betrachtete sich als das dritte Rom, wie Byzanz sich als das zweite betrachtet hatte. Warum sollte es nicht kirchliche Unabhängigkeit erlangen, nachdem Konstantinopel so tief gefallen war und Rußland als Schutzherr der rechtgläubigen Christenheit galt? Damals kam Jeremias, Patriarch von Konstantinopel, nach Moskau. Dies benutzte Godunow: er gewann ihn für seinen Plan. Die andern Patriarchen stimmten zu, und 1598 wurde das Patriarchat in Moskau gegründet, das bis Ende 1700 bestehn blieb (S. 566). Erster Patriarch wurde Hiob (Jow), ein Günstling Godunows.

Schon damals scheint Godunow alles vorbereitet zu haben, um nach dem Tode Feodors den Thron zu gewinnen. Aber es lebte noch ein Bruder von Feodor, Dmitrij, ein Sohn von der siebenten unrechtmäßigen Gemahlin Iwan des Grausamen (s. den Stammbaum bei S. 443). Obwohl er zeitig mit seiner ganzen Verwandtschaft nach Uglitsch geschickt worden war, unterlag es doch keinem Zweifel, daß er nach dem Tode Feodors den Thron besteigen werde. Da kam (1591) die Nachricht, der junge Dmitrij sei umgebracht. Die öffentliche Meinung beschuldigte Godunow. Zwar ließ er eine Untersuchung einleiten und die Einwohner von Uglitsch töten; aber das Gerücht erhielt sich.

Trotzdem bestieg Boris Godunow nach dem Tode des kinderlosen Feodor (7. Jan. 1598) den Zarenthron, da ihm die Krone vom Patriarchen Hiob angeboten und er in einer Art Reichsversammlung gewählt worden war. Um sicher zu sein, ließ er Bielskij ins Gefängnis werfen und verbannte die Romanows. Einer von ihnen, Feodor Nikititsch, mußte unter dem Namen Philaret Mönch werden; seine Frau Xenia Schef(f)tow(a) nahm als Nonne Marfa den Schleier. Boris regierte anfangs vortrefflich. Aber bald überkam auch ihn die Angst: auch er sah sich von Verrätern umgeben. Vollends verlor er das Gleichgewicht, als sich die Nachricht verbreitete, der angeblich ermordete Dmitrij lebe und rüste sich zur Wiedergewinnung des Throns. Litauische Magnaten unternahmen es, einen Menschen, der sich den wunderbar geretteten Dmitrij nannte, mit Gewalt auf den Thron zu bringen. Das Volk glaubte, Dmitrij sei der wahre Zarewitsch; die Truppen schwankten in ihrer Treue gegen Godunow, und trotz der Niederlage, die dem Prätendenten beigebracht wurde, wuchs sein Anhang. Indes starb Godunow 1605 inmitten dieser Bewegung, und der falsche Dmitrij wurde Herr von Rußland. Alles Volk weinte vor Freude, den Sprossen seines Fürsten wiederzusehn. Sein Benehmen und sein Sinn bezeugten aber, daß er kein Rurikowitsch war. Er schwärmte für den Westen, für die römische Kirche, verkehrte mit Jesuiten und wollte Rußland zum Katholizismus bekehren. Er verspottete die heimische Sitte und die Bojaren, verachtete das Hofzeremoniell. Die polnischen Edelleute, die in

seinem Gefolge nach Moskau kamen, benahmen sich unverschämt gegen die Russen. Es verging kaum ein Monat, als er einer Verschwörung zum Opfer fiel (17. Mai 1606). Seine Leiche wurde verbrannt, seine Asche in eine Kanone geladen und in alle Winde zerstreut.

Die nun folgende Zeit war voll von Wirren. In einer neuen, vom Patriarchen zusammenberufnen Versammlung wurde Wasilij Schujskij, der die Untersuchung in Uglitsch geführt, den Usurpator geschlagen und dann auch den Mut gehabt hatte, ihm zu sagen: er sei ein Betrüger, zum Zaren gewählt. Wie vom falschen Dmitrij ein neuer Patriarch eingesetzt worden war, so fand auch jetzt ein Wechsel in dieser Würde statt. Die Versammlung stellte dem neuen Zaren die Bedingung, er solle niemand ohne Urteil mit dem Tode bestrafen, die Güter der Verbrecher nicht einziehen, die Verleumder bestrafen. Das war eine Art von pacta conventa, wie sie dem polnischen Könige von der Slachta abgehandelt wurden. Schujskij beschwor sie feierlich. Aber Rußland sah darin eine Kränkung der Zarenwürde. Man fürchtete die Adelsherrschaft mehr als die zarische Tyrannei.

Schujskij konnte sich nicht halten. Nicht nur war der Adel aus Eifersucht und Neid gegen ihn: es tauchten auch neue Betrüger auf, die sich bald für Dmitrij, bald für Peter, Feodors Sohn, ausgaben. Noch gefährlicher war, daß der König von Polen als ernsthafter Bewerber um die russische Krone auftrat. 1587 war das schwedische Haus Wasa in der Person Sigismunds III. auf den polnischen Thron gelangt. Man wollte dessen Sohne Wladislaw die russische Krone verschaffen; Sigismund hätte sie freilich gern für sich selbst erworben. Die polnischen Truppen, die schon in der Nähe Moskaus standen, wollten auch dann Rußland nicht verlassen, als der neue Zar schon gewählt worden war. Schujskij konnte die Ruhe nicht wiederherstellen und wurde von der Versammlung mit „ergebner Bitte" ersucht, den Thron zu verlassen, weil er in der Regierung kein Glück habe und sich keinen Gehorsam verschaffen könne. Er dankte ab und wurde Mönch. Der Bojarenrat wählte jetzt Wladislaw zum Zaren, unter der Bedingung, er möge den orthodoxen Glauben annehmen. Die polnischen Truppen waren bereits in Moskau eingelassen und beherrschten die Stadt.

D. Das Aufkommen der Romanows.

Da erhob sich das russische Volk im ganzen Reiche, die Klöster, das Troizko-Sergiewsche an der Spitze. Adlige, Kaufleute und Bauern scharten sich zusammen, um Rußland vor der Fremdherrschaft zu retten. In Nishnij Nowgorod haben ein Fleischhändler Kusma Minin und nach ihm andre den dritten Teil ihres Vermögens geopfert. Der edle Fürst Posharskij übernahm die Führung, und bald waren die Polen aus Moskau vertrieben. Im Jahre 1613 wurde eine neue Versammlung zusammenberufen. Die Stimmen vereinigten sich nunmehr auf einen Stiefenkel Anastasias, der Gemahlin Iwans des Grausamen, auf den fünfzehnjährigen Michael III. Romanow, den Sohn des oben erwähnten Metropoliten Philaret, der als Gesandter zum polnischen Könige gegangen und von ihm in Marienburg gefangen gehalten worden war. Schon 1610 hatte sich Michael unter den Thronkandidaten befunden und war nur mit Mühe polnischen Nachstellungen entgangen. Mit ihm bestieg den russischen Thron eine neue Dynastie (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 457 und den Stammbaum bei S. 568).

Der Staat war verarmt, und die öffentlichen Verhältnisse lagen sehr im argen. Viele Städte erklärten rundweg, daß sie keine Steuern zahlen könnten. Mönchisch erzogen, von geringen Geistesgaben und weichlich, war Michael nicht der richtige Mann für Rußland in dieser schweren Stunde. Auch sein Vater Philaret, der tatsächlich statt des Sohns regierte, besaß keine

großen Herrschergaben, während auf den Thronen in Schweden und in Polen tüchtige Männer saßen, hier Wladislaw, dort Gustav II. Adolf. So hat Rußland noch weiter erleiden müssen, durch Polen und Schweden vom Baltischen Meere ferngehalten zu werden. In den Verträgen, die es mit Schweden in Stolbowo 1617, mit Polen in Deulino 1618 und dann in Poljanowka 1634 schloß (S. 536 f.), mußte Rußland auf Livland, Smolensk und eine Reihe von Städten verzichten. „Jetzt kann Rußland ohne unsern Willen", so sprach Gustav Adolf im schwedischen Reichstage, „nicht mit einem Boot in die Ostsee kommen, und es wird den Russen schwer sein, über diesen Bach zu springen." Auch andern Feinden gegenüber fühlte sich Rußland schwach. Als die Kosaken das türkische Asow erobert hatten, befahl ihnen der Zar, die Festung zu räumen. Das höchste Verdienst Michaels und seines Vaters war, daß sie mit Milde regierten und Rußland wirtschaftlich zu heben bestrebt waren. Nach Jahrhunderten tatarischen und zarischen Drucks wurde endlich einmal eine menschlichere Behandlung dem Volke zu teil. Wiederholt haben beide nach langer Pause den Kronrat einberufen.

Aber erst unter dem Sohne Michaels, Alexej (1645—76), und unter den Kindern Alexejs, Feodor (1676—82), Iwan (1682—89), Sophie und Peter dem Großen, wandte sich das Glück Rußland wieder zu, zunächst infolge der Schwächung Polens unter Jan Kasimir, dann auch infolge eigner Erstarkung. Damals unterwarf sich dem Zaren die Ukraine (S. 160 und 550): 1667 mußte Polen im Frieden zu Andrussow(o) die Ukraine auf der linken Seite des Dnjepr samt Kijew abtreten; dies wurde 1686 im Grzymultowskischen Frieden auch von Sobieski endgültig anerkannt, als Sophie im Namen ihrer minderjährigen Brüder regierte (S. 551). Außerdem bekam Rußland 1667 Smolensk und andre Gebiete zurück, um derentwillen Jahrhunderte gekämpft worden war. Den Kampf mit Schweden aber wegen Livlands hat erst Peter der Große aufgenommen. Wichtiger noch war es für Rußland, daß mit den Romanows das tatarische Rußland aufhört und seine Europäisierung beginnt.

9. Das Aufsteigen und das Sinken der polnischen Macht.

A. Die Entscheidung der polnischen Politik im Jahre 1515.

Als Si(e)gmund, Kasimirs Sohn, 1506 den Thron Polens bestieg (S. 500), zeigte Osteuropa ein ganz andres politisches Bild als ein Jahrhundert vorher. Die schwierigste Aufgabe Polens im Laufe der drei letzten Jahrhunderte: den Deutschen Orden niederzuringen, um die Küste der Ostsee zu besetzen, war 1466 gelöst worden. Es war die höchste Zeit für Polen gewesen: etliche Jahrzehnte später wäre das kaum mehr möglich geworden.

Drohende Wolken zogen sich gerade um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert im Osten und Süden Polens zusammen. Dort bereitete sich Moskau zum Angriff auf Polen-Litauen, hier drang mit immer wachsender Kraft das Osmanentum vor. Lange hatte Polen von seiten Moskaus Ruhe gehabt. Unter dem tatarischen Joche seufzend, hatte sich Moskau nicht rühren können. Als aber Iwan III. das tatarische Joch abgeschüttelt und sich die Hände frei gemacht hatte, da faßte er weitausschauende Pläne. Mit Geschick und Glück arbeitete er an der „Sammlung Rußlands". Ein Gebiet nach dem andern brachte er an sich. Als er 1472 die byzantinische Prinzessin Sophie (Zoë), die Tochter des Despoten Thomas von Morea (S. 108 unten), die letzte des Palaiologenstamms, heiratete, nahm er das byzantinische Reichswappen, den zweiköpfigen Adler, an und beanspruchte von Rom sogar den Titel Imperator Russiae. Damit (vgl. hierzu S. 142) erhob er Ansprüche auf die russischen Gebiete Polens. Die

unfreundliche Grundstimmung in Litauen gegen Polen blieb Iwan III. nicht verborgen. Er warf sich daher zum Beschützer der orthodoxen Bevölkerung Polens auf. Die russische Partei in Litauen war immer stark; an ihrer Spitze standen tüchtige Männer, jetzt z. B. Michael Glinskij. Und schon zu Kasimirs Zeiten ließ sich in Osteuropa eine Verschiebung der politischen Verhältnisse zu gunsten Moskaus beobachten. Seit dem Jahre 1481, nachdem die Tataren geschlagen waren, begannen die bis dahin mit Polen befreundeten litauischen Fürsten einer nach dem andern auf die Seite Moskaus zu treten. Alexander war, noch als Großfürst von Litauen, sogar offen russenfreundlich. 1494 kam zwischen ihm und Iwan eine Annäherung zu stande. Alexander heiratete die Prinzessin Helene und verzichtete zu gunsten seines Schwiegervaters auf eine Reihe von Städten. In dem Ehevertrage verpflichtete er sich, Helene keinen Übertritt zum katholischen Glauben abzunötigen, ja sie auch „freiwillig" nicht übertreten zu lassen. Er ließ ihr eine Kapelle in Wilna erbauen und umgab sie nur mit Leuten ihres Glaubens. Man hört förmlich aus diesen Bestimmungen heraus, daß man in Moskau den schädlichen Einfluß der römisch-katholischen Kirche auf die Staatsangelegenheiten, wogegen man auch in Polen Stellung zu nehmen begann, schon erkannt hatte. Alexander bestätigte 1499 die alten Rechte der orthodoxen Kirche. Außerdem verstand es Iwan, Polen überall Feinde zu erwecken und einen gefährlichen Bund gegen Polen zu stande zu bringen. Er verheiratete seinen Sohn Wasilij mit einer Tochter Stephans VI. des Großen (S. 359) von der Moldau und zog so dies Gebiet in seinen Interessenkreis. Er stand in Verbindung mit dem Deutschen Orden, war mit dem Tatarenkhan Mengli Ghirāy I. (1469—74 und 1478—1515) befreundet, beobachtete der Türkei gegenüber eine wohlwollende Haltung und wollte von einer Verbindung mit Polen und Ungarn gegen die Türkei nichts wissen. Dieselbe Politik beobachtete sein Sohn Wasilij. In dieser Haltung gegen Polen kam den russischen Fürsten der deutsche Kaiser Maximilian entgegen, der als Gegner der Jagiellonen im Kampf um die Kronen von Böhmen und Ungarn in dem Moskauer Großfürsten einen willkommnen Bundesgenossen fand. Damals war es das erste Mal, daß Deutschland Beziehungen zu Moskau anknüpfte (vgl. oben, S. 261ff.).

Ebenso drohend war die Haltung der hohen Pforte (vgl. Bd. VII, S. 216—219. 221f. 227). Es war die Glanzzeit des Osmanentums. Die Moldau und die Walachei wankten bereits in ihrer Bundestreue gegen Polen; gingen sie verloren, so mußte die Reihe an das Dnjestrgebiet kommen. Schließlich mußte den Jagiellonen daran liegen, die ungarische Krone ebenfalls zu behaupten. Dieser Umstand drängte Polen auch gegen Süden und verfeindete es mit Deutschland. Die Habsburger waren also im Bunde mit Moskau und dem Deutschen Orden bestrebt, den Ring der Feinde Polens zu schließen: außer den oben Genannten gewann Maximilian den Markgrafen von Brandenburg, den Herzog von Sachsen und den König von Dänemark für den Bund gegen Polen, ja in Polen selbst eine Partei für sich.

So war es für Sigmund die höchste Zeit, zu handeln. Noch 1507 hatte er ein Bündnis mit Ungarn geschlossen, dabei auf die Moldau zu gunsten Ungarns verzichtet und Johann Zápolyas Schwester Barbara geheiratet, ferner den Tatarenkhan Mengli Giray durch „Jahresgeschenke" von 15,000 Gulden gewonnen — alles, um gegen Maximilian und andre kräftiger auftreten zu können —, als er plötzlich andern Sinnes wurde. Sigmund konnte es doch nicht mit allen Feinden zu gleicher Zeit aufnehmen, mußte sich also entscheiden, sich entweder gegen den Westen oder gegen den Osten zu wenden. Aber auch Maximilian hatte Ursache, mit Polen Frieden zu suchen. Damals begann gerade der welthistorische Kampf zwischen den Habsburgern und Frankreich (Bd. VII, S. 230). Die Erbfolge in Mailand und Neapel erweckte diesen Streit,

und beide Gegner bekämpften sich in allen Weltgegenden, wo sie sich nur schaden konnten. Sigmund entschloß sich für den Kampf gegen den Osten und für den Bund mit Maximilian. Sein Bruder Wladislaw II. von Ungarn (S. 378) vermittelte. So kam am 22. Juli 1515 in Wien zwischen den drei Herrschern jener denkwürdige Erbvertrag zu stande, der nicht bloß für die polnische Geschichte entscheidend ist (vgl. S. 379). Die Enkelin des Kaisers, Maria, sollte mit Ludwig, dem Sohne Wladislaws, und Anna, dessen Tochter, mit einem der beiden Enkel des Kaisers, Karl oder Ferdinand, vermählt werden; der Kaiser ließ sich im Namen seines noch zu bestimmenden Enkels schon jetzt in der Stephanskirche mit Anna trauen. Ferner wurde festgesetzt, daß nach einem kinderlosen Ableben Ludwigs seiner Schwester Anna die ungarische Krone zufallen solle. Dieser Vertrag bedeutete den Verzicht der Jagiellonen auf die Kronen von Böhmen und Ungarn, also auf ihre Machtstellung im Westen, und begründete die Weltmachtstellung des Hauses Habsburg, wie er auch die Grundlage des spätern Kaisertums Österreich bildet. Der Todestag des letzten ungarischen Jagiellonen, der am 29. August 1526 bei Mohacs fiel, wurde der Geburtstag der österreichischen Monarchie.

Aber dieser Vertrag brachte anderseits Polen auch Vorteile. Der Kaiser unterstützte nicht mehr den Deutschen Orden, strebte kein Waffenbündnis mit dem Großfürsten von Moskau an — kurz, er ließ Polen freie Hand. Was durch die Schlacht bei Tannenberg angebahnt und geschaffen worden war, das wurde jetzt vertragsmäßig von seiten Deutschlands anerkannt und besiegelt, soweit solche Verträge überhaupt binden. Das Jahr 1515 bildet die letzte Stufe in der Entwicklung der durch das Jahr 1410 geschaffnen Zustände.

So tritt Polen in einen neuen Abschnitt seiner geschichtlichen Entwicklung. Die Stirn des Reichs, die bis dahin im wesentlichen gegen den Westen gekehrt gewesen war, wandte sich nun gegen den Osten, also gegen Moskau. Der Kampf gegen diese Macht füllt seitdem die Geschichte Polens in den nächsten Jahrhunderten meist aus und entscheidet über sein Schicksal. Freilich ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit dieses Kampfs in Polen nur langsam zum Durchbruche gekommen. Selbst Sigmund hat dieses Ziel noch nicht mit vollem Nachdrucke verfolgt, wie er auch in der Bundestreue gegen Deutschland gewankt hat.

An den Oberläufen der Oder und der Weichsel sitzend, mußten die Polen stets bestrebt sein, das Baltische Meer zu erreichen. Diese Ursache hatte ja die Union mit Litauen herbeigeführt, das ebenfalls der Ostsee zuneigte. Deswegen hat sich auch die polnisch-litauische Union trotz aller Hindernisse gehalten. Im zweiten Thorner Frieden von 1466 hatten die Polen das Ziel erreicht, auf das sie der Lauf ihrer Flüsse deutlich genug hinwies. Dieselbe Naturnotwendigkeit war es aber auch, die den Frontwechsel des Jahrs 1515 bedingt hat. Polen hat mit Ungarn niemals ein gutes Geschäft gemacht; denn die Verbindung war unnatürlich: Gebirge schoben sich trennend dazwischen. Böhmen und besonders Ungarn hatten mit Österreich größere gemeinschaftliche Interessen als mit Polen, das an einer andern Straße lag. Dort schuf die Donau aus allen umliegenden Gebieten einen neuen Staat: Österreich, dessen Daseinsnotwendigkeit die gemeinschaftlichen Kriege gegen die Türken bezeugen, die ihm die Donau streitig machen wollten. Die Bodennatur hielt also Polen von Ungarn, Böhmen und Österreich fern und schrieb ihm jenen Verzicht auf die Interessen in Ungarn vor, der die eine Seite des Vertrags von 1515 bildet.

Aber auch die andre Seite des Vertrags, der Aufmarsch gegen den Osten, war durch Naturverhältnisse bedingt. Während Westeuropa durch Gebirgszüge in viele voneinander gesonderten Stücke geteilt ist, in denen einzelne Staaten sich getrennt entwickeln konnten, da sie vor ihren

Nachbarn von Natur geschützt waren, bildet Osteuropa eine einzige Riesenebene, die trotz ihrer Ausdehnung die Entstehung eines einheitlichen politischen Gebildes auf ihrer gesamten Fläche begünstigen mußte. Die Völkerwogen stießen und drängten da stets auf- und ineinander; die schwächern Stämme wurden unterjocht, bis zuletzt nur die stärksten übrigblieben. Nirgends vielleicht hat das ethnographische Bild so häufig wie hier gewechselt — höchstens an den Meeresufern. Es brauchte viele Jahrhunderte, ehe in diesem Riesenkessel ein einheitliches politisches Gebilde entstanden war. Unzählige Stämme gab es da, unzählige mußten zu Grunde gehn, bis schließlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts bei der Frage, wer über ganz Osteuropa herrschen solle, nur zwei Völker in Betracht kommen konnten: die Polen und die Russen. Und sobald beide einander als Gegner erkannt hatten, warfen sie sich aufeinander, wie wenn in der Wüste ein wildes Tier dem andern die Wege quert. Eigentlich hätten die zwei Bruderstämme, weil sie gleiche wirtschaftliche, politische, kulturelle, ja auch nationale Interessen und zum Teile sogar dieselben Feinde hatten, sich ganz gut vereinigen können, wie es mit Polen und Litauen der Fall war. Aber da zeigte es sich wieder einmal, wie mächtig die Herrschaft des Gedankens über die Menschen ist. Beide Stämme, in verschiednen Schulen erzogen, huldigten ganz verschiednen Idealen. Nicht die Polen kämpften da gegen die Russen, sondern die katholische Kirche gegen die orthodoxe, das Republikanertum gegen die unumschränkte Gewalt. Daher die Erbitterung in diesem osteuropäischem Kampfe zweier Grundsätze.

Aus der tatarischen Schule war Moskau hart und verroht hervorgegangen. Der unerbittliche strenge Absolutismus hatte Rußland vor dem Verderben gerettet. Wie sollte es also nach dieser Erfahrung seine Regierungsform aufgeben und der westlichen Strömung sich anschließen? Volk und Herrscher in Rußland waren von der Güte der unumschränkten Herrschaft so fest überzeugt, daß man eher nach dieser Richtung hin noch weiter zu gehn gesonnen war, als sie aufzugeben; zumal da ja in dem bevorstehenden Kampfe dem unumschränkten Herrscher alle Kräfte des Lands zu unbedingter Verfügung standen und das Volk so ergeben war, daß es selbst beim härtesten Drucke kaum zu murren wagte. Ein Blick auf die Entwicklung der Dinge in Polen konnte Moskau in dieser Überzeugung nur bestärken. Gerade als der Wettkampf dieser beiden Völkerstämme begann, war die königliche Gewalt nach und nach zu einem Schattenkönigtume herabgesunken; König und Adel schienen sogar zwei einander feindlich gegenüberstehende Parteien zu bilden. Der Adel wollte nichts unternehmen, wenn er nicht dafür irgendwelche Bewilligungen vom König erhielt. Die Slachta entschied über Krieg und Frieden, ließ sich für die Feldzüge außerhalb der Reichsgrenzen Sold zahlen; die Verwüstungen und Schäden im Kriege mußten ihr vergütet, die Kriegsgefangnen vom Könige losgekauft werden. Dabei war der Adel bestrebt, so wenig wie möglich Steuern zu zahlen und alle andern Staatslasten von sich abzuwälzen, und sah es natürlich obendrein gern, wenn der König recht freigebig war. Die Könige trugen die ganze Last der Verantwortung und retteten oft das Reich aus der Not nur mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit und mit ihren eignen Mitteln. Und dazu war dieser Adel nichts weniger als wirtschaftlich und arbeitsam: die Arbeit besorgten die Bauern. Diese also und der König waren die Märtyrer des Reichswohls. Und der Stand, der die meiste Macht im Staate besaß, stand den höchsten Interessen des Reichs fast wie etwas Fremdem gegenüber. Wie sollte also Polen als Staatswesen stark sein! Diese Schwäche war schon in allen Kriegen zu Tage getreten, die Polen im 15. Jahrhundert geführt hatte. Die ganze Kriegführung gegen den nach dem Jahre 1410 schwachen Deutschen Orden war eine Schande für Polen als Staat. Und dies um so mehr, als es genug kriegstüchtige und kriegskundige

Männer im Lande gab. Dennoch war der polnische Adel stolz auf seine Reichsverfassung und seine persönlichen Vorrechte. Seine Freiheit erschien ihm in besonders glänzendem Lichte, wenn er sah, wie im Nachbarreiche das geistige Leben unter dem Drucke des unumschränkten Zaren verkümmerte.

So erblicken wir hier die merkwürdige Erscheinung, wie zwei Völker, erschreckt durch das Schlechte, das eins bei dem andern beobachtet, beide in die Übertreibung ihrer Vorzüge verfallen. Die Russen steigern bei sich die unumschränkte Gewalt ins Ungeheuerliche; die Polen stärken bei sich die persönliche Freiheit des Einzelnen so weit, daß darüber die Einheit und Freiheit des Reichs zu Grunde geht. Eine zwischen jenen Gegenpolen vermittelnde Stellung, eine andre Lösung haben beide Staaten nicht versucht, abgesehn von einzelnen Persönlichkeiten, die dem Übel hie und dort steuern wollten, aber nicht durchdrangen.

Berücksichtigen wir noch andre Gegebenheiten, um zu ergründen, welche Aussichten jeder der beiden Gegner im bevorstehenden Wettstreite hatte. Wenn auch Polen als Staatsorganismus schwächer war, so kamen ihm doch die höhere Kultur und die Unterstützung Roms zu gute, so daß Polen in dem Kampfe gegen den Osten gleichsam als Beauftragter Europas im Interesse seiner Kultur und seiner Religion auftrat und auch seiner Zuneigung sich zu erfreuen hatte, die freilich über wortreiche Zustimmungen nicht hinausgingen und die Westmächte nicht hinderten, bei günstiger Gelegenheit sogar über Polen herzufallen. Polen machte anfangs große Fortschritte. Aber da trat nur zu bald die Schwierigkeit seiner Aufgabe zu Tage. War Polen entschlossen, den römischen Katholizismus nach dem Osten zu tragen, so mußte es erfahren, daß die griechisch-orthodoxe Welt sich organisierte und um Moskau als ihren Vertreter sich scharte. Aber auch ihre adligen Freiheiten, welche die Polen im Osten zu verbreiten gedachten, erzeugten eine für sie gefährliche Begleiterscheinung schon aus dem Grunde, weil mit ihnen ein harter Druck der Landbevölkerung Hand in Hand ging. Und diese beiden Bewegungen, die religiöse und die soziale, mußten im Osten eine tiefgehende Gärung unter der Bevölkerung erzeugen, was Aufstände und den endlichen Verlust der Ukraine nach sich zog. Schließlich kam es den Polen doch zum Bewußtsein, daß es der Zusammenfassung aller Kräfte bedürfe, sollte man den harten Kampf bestehen. Doch gerade hier versagte die Fähigkeit des hochbegabten und vaterlandsliebenden Volks. Der alte Spruch „Rzecz pospolita cnotą stoi“ (die Republik besteht durch Tugend) versagte, als die bürgerliche Tugend in Polen verschwunden war.

B. Die zwei letzten Jagiellonen.

Das Grundübel, an dem der polnische Staat krankte, erkannten Sigmund und sein Sohn Sigmund August, die beiden letzten Jagiellonen, wohl. Ihre Regierungszeit ist daher eine ununterbrochne Reihe von Versuchen, die Staatsverfassung zu ändern, den Übermut des Adels einzudämmen, die monarchische Gewalt zu stärken, gute Gesetze zu schaffen, und man muß anerkennen, daß sie es an gutem Willen, Thatkraft, Ausdauer und Opferwilligkeit nicht haben fehlen lassen. Wir sehen sie und ihre Nachfolger stets im Kampfe mit der Unordnung und Anarchie im Lande, beobachten aber auch, wie sie sich in diesem ungleichen Kampfe nur nutzlos aufreiben und den allgemeinen Niedergang nicht aufhalten können.

Schon Sigmund (1506—48) zeigte sich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Noch vor 1515 befand er sich im Kriege mit Moskau und erzielte auch einige Erfolge; doch kräftig konnte der Krieg nicht mehr geführt werden. Ebenso war es im zweiten Kriege, der 1533 ausbrach. Die Moldau stand schon auf seiten Moskaus. Dabei zeigte Sigmund gegen Deutschland

eine besondre Schwäche. Als er 1518 in zweiter Ehe die Mailänderin Bona Sforza, die Tochter Giovanni Galeazzos (gest. 1494), heiratete und so Neffe des Kaisers Max wurde, scheint er, wie einst Jagiello, sich von Deutschland haben beeinflussen zu lassen. Der Glanz des Kaisertums lockte ihn, Freundschaft mit Ferdinand I. zu halten und um dessen Tochter Elisabeth für seinen Sohn Sigmund August zu werben. Aber er verstand dieses Bündnis mit Deutschland nicht auszunutzen. So erklärte er z. B. dem Orden, dessen Hochmeister die Huldigung stets verweigerte, den Krieg erst nach dem Tode Maximilians (1519). Aber auch jetzt verstand er seinen Vorteil nicht genug zu wahren. Durch Vermittlung Kaiser Karls V., der wieder den Deutschorden gegen Polen auszuspielen suchte, kam es 1521 zu einem Waffenstillstand auf vier Jahre.

In keinem Lande hat die Reformation so schnelle Fortschritte gemacht, wie in Preußen unter der Herrschaft der Mönchsritter, und man beschloß auf den Rat Luthers hin, das Ordensland in ein weltliches Herzogtum zu verwandeln. Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, ein Sohn Friedrichs von Ansbach und der Schwester Sigmunds, Sophie (gest. 1513), also ein Neffe Sigmunds, traf Anfang April 1525 in Krakau ein, legte hier das Ordenskleid ab und huldigte als weltlicher Fürst und erblicher Herzog von Preußen dem Könige auf dem Krakauer Ringplatze. Der Herzog verpflichtete sich, dem König ein treuer Vasall zu sein, ihm mit hundert Reitern im Kriege beizustehn, und begab sich seines Münzrechts. Er erhielt dafür neben dem Könige den ersten Sitz im Senate. Nach dem Aussterben seiner männlichen Nachkommenschaft sollte Preußen an Polen fallen. Polen hatte keine Veranlassung, sich über den Ausgang dieser Angelegenheit zu freuen. Denn an Stelle des von Zeit zu Zeit gewählten Hochmeisters trat jetzt ein erblicher deutscher Herzog, und, was noch mehr in die Wagschale fiel: das Land bekam durch die Reformation einen vollkommen deutschen Charakter. Der alte Feind blieb bestehen in einer für Polen noch gefährlichern Form. So schwach und kurzsichtig war die polnische Politik, daß man sogar nach dem Tode Herzog Albrechts II. Friedrich (27. August 1618) das Lehn im Sinne jenes Vertrags nicht einzog, sondern es auf die kurbrandenburgische Hauptlinie der Hohenzollern übertrug. Die völlige Losreißung Preußens von der polnischen Krone konnte nur eine Frage der Zeit sein; dies sollte 1659 eintreten, als Polen, von lauter Feinden umringt, in der größten Not sich befand und ihm auch von Osten her eine große Gefahr drohte. Schon jetzt verbanden sich Moskau und Preußen gegen Polen, und ihre Freundschaft wurde bald zur Überlieferung.

Demgegenüber fiel es wenig ins Gewicht, daß Sigmund die westlichen masovischen Fürstentümer nach dem Aussterben der dortigen Piasten mit seiner Krone vereinigte. Es war noch ein Glück für Polen, daß er mit richtigem Gefühle freundschaftliche Beziehungen zur Türkei pflegte.

Trotz seiner Umsicht und Vorsicht hat Sigmund, persönlich ein tüchtiger Regent, der die zerrütteten Finanzen des Reichs in Ordnung brachte, nach keiner Seite hin einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Wie konnte auch das große Reich kräftig auftreten, wenn der Adel keine Vaterlandsliebe bekundete, nur auf seinen Vorteil wie auf Mehrung seiner Freiheiten bedacht war und die der Krone schuldige Achtung nur zu oft verletzte. Noch unter Jagiello hatte die Slachta, welcher der König die Erteilung eines Vorrechts verweigert hatte, vor dessen Augen die für sie bestimmte Anerkennungsurkunde mit Säbeln in Stücke gehaun. Dem Sohne Jagiellos, Kasimir, hatte sie mit Absetzung gedroht. Dasselbe wiederholte sich jetzt. Als Maximilian noch vor 1515 in einem gespannten Verhältnisse zu Sigmund stand, gelang es ihm, einen Teil des Adels für sich zu gewinnen; die Slachta verweigerte dem Könige die Mittel zum Kriege gegen Moskau. Rühmte sich doch Christoph Szydlowiecki, einer der einflußreichsten Staatsmänner Sigmunds, von Maximilian 80,000 Gulden bekommen zu haben, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß

das Hochverrat war. Aus demselben Grunde konnte Sigmund den Krieg gegen den Orden nicht mit dem nötigen Nachdrucke führen. Als er 1537 den Adel zu einem Feldzuge gegen die Moldau berief und sich bei Lemberg gegen 150,000 Mann versammelten, wollten diese Massen gar nicht in den Krieg ziehen, sondern wurden gegen den König aufsässig und verlangten die Verbesserung der Gesetzgebung. Auf dem Reichstage von 1523 wurde sogar ein Attentat gegen den König ausgeführt. Und als man 1538 das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit und der Majestätsbeleidigung streng bestrafen wollte, mußte man zum römischen Rechte greifen, da die einheimische Gesetzgebung nicht genügte. Was aber besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß sich schon jetzt der Brauch auszubilden begann: alle Gesetze können nur durch allgemeine Zustimmung (communis consensus) zu stande gebracht werden. Dieser Grundsatz hat schließlich zum liberum veto geführt (S. 529 und 550).

Dieser Zustand dauerte auch unter Sigmunds I. Sohne Sigmund II. August (auch bloß August I.; 1548—72) fort. Nur war dieser viel geschickter als sein Vater, so daß er sowohl in der äußern Politik als auch auf dem Gebiete der innern Reformen namhafte Erfolge zu erzielen vermocht hat.

Eine bedeutsame Eroberung konnte Sigmund August am Baltischen Meere machen. Damals war der livländische Teil des Deutschen Ordens seiner Auflösung nahe, und Polen mußte bei den zu gewärtigenden Erbschaftshändeln auf der Hut sein. Nie hatte es der Orden in Livland zu solcher Macht und Blüte bringen können, wie in Preußen. Einesteils war der Strom der hier einwandernden Deutschen schwächer; andernteils verhinderte der andauernde Streit zwischen dem Orden und dem Rigaschen Erzbistum eine straffere Zusammenfassung der Stände. Die Landesbischöfe scheuten sich nicht, nach auswärtiger Hilfe auszuschauen. So lehnte sich auch der letzte Rigasche Erzbischof an Polen und begab sich in aller Form unter den Schutz des polnischen Königs, was den Orden, der stets eine nationale Gesinnung gezeigt hatte, heftig erbitterte. Polen und Rußland hatten ein lebhaftes Interesse an der Entscheidung der livländischen Frage. Der Besitz des bevölkerten, reichen Lands und durch ihn die wichtige Stellung an der Ostsee war der größten Opfer und Anstrengungen wert: von der Beherrschung der alten deutschen Kolonie hing einfach die Großmachtstellung am Baltischen Meer ab. In höherm Maße noch war Rußland interessiert; denn obwohl trotz der von den Zaren vorgegebnen „historischen" Rechte bis 1721 kein russischer Fürst an diesen Küsten geherrscht hatte, drängte Rußland seit dem 16. Jahrhundert mit verstärkter Kraft dahin, weil es Zutritt zu der Weltstraße haben mußte, wollte es eine europäische Großmacht werden. Aber ein ebenso starkes Interesse an der Lösung der livländischen Frage hatten Schweden und Dänemark: jenes, weil es am Nord- und Ostufer des Finnischen Meerbusens Fuß gefaßt hatte und in diesem Besitze durch das Vordringen Rußlands gefährdet war; das letztere, weil es seit den Tagen Waldemars II. Ansprüche auf Esthland erhob. Bedenkt man, daß auch das Deutsche Reich, mit dem Livland politisch verbunden war, und aus religiösen Gründen Rom ein Interesse daran haben mußten, so begreift man, wie sich die livländische Frage zu einer europäischen auswachsen konnte.

Am günstigsten waren die Aussichten Polens, und am zweckmäßigsten handelte der polnische König. Nicht nur hatte Sigmund I. (der damals noch regierte) als Schutzherr des Erzbistums Riga stets Gelegenheit zur Einmischung in die innern Verhältnisse Livlands: er hatte auch in dem Herzog Albrecht von Preußen, seinem hohenzollerschen Lehnsmann, einen treuen Bundesgenossen, der als ehemaliger Hochmeister einen großen Einfluß auf den Orden in Livland hatte und ihn zu gunsten Polens geltend zu machen willens war. Es gelang ihm, seinen

Bruder Wilhelm zum Koadjutor und 1539 zum Erzbischofe von Riga zu erheben und so seinen Einfluß dort zu stärken. Die Kurie unterstützte überall den polnischen König; daher mußte in seinem Reiche Sigmund August in Sachen der Reformation behutsam vorgehen und den allgemeinen Abfall von Rom zu verhindern suchen. Sowohl Polen als auch Wilhelm selbst und sein Bruder Albrecht von Preußen trugen sich mit dem Gedanken, das Stift Riga weltlich zu machen, wie es mit Preußen geschehen war. Und zum Erben seiner Pläne wählte Wilhelm seinen Verwandten, den jungen Herzog Christoph von Mecklenburg, bisherigen Bischof von Ratzeburg, der auch mit dem Könige von Polen nahe verwandt war. So machten damals die mächtigsten Fürsten des nordöstlichen Deutschlands mit Polen gemeinsame Sache. Christoph wurde trotz des Einspruchs der livländischen Stände zum Koadjutor des Erzbischofs erhoben.

Aber auch Moskau hatte Erfolge erzielt. Im Jahre 1554 hat der Livländische Orden mit Iwan IV. (S. 510) einen Vertrag geschlossen, worin er sich verpflichtete, niemals mit Polen in ein Bündnis zu treten und im Kriegsfalle neutral zu bleiben, außerdem einen Zins vom Stifte Dorpat von einer Mark für den Kopf zu zahlen.

Den Ausbruch des Kampfs führte ein 1556 aufgefangner Brief des Erzbischofs an seinen Bruder Albrecht von Preußen herbei, worin von seinen gegen den Orden gerichteten Plänen die Rede war. Der Erzbischof wurde als Landesverräter gefangen genommen, seine Burgen und Schlösser besetzt, das Erzstift eingezogen und den Bischöfen von Dorpat und Ösel zur Verwaltung übergeben. Der Ausbruch des Kriegs, den man zur Unterscheidung von dem 1700—1718 geführten (S. 561) den ersten Nordischen zu nennen pflegt, wurde beschleunigt, als nach dem Tode des Ordensmeisters Heinrich von Galen 1550 Wilhelm von Fürstenberg, ein kriegerisch gesinnter Herr, zum Meister gewählt wurde. Aber jetzt zeigte es sich, daß die Tage des Livländischen Ordens gezählt waren. Während Sigmund August mit 100,000 Mann an der kurländischen Grenze stand, waren die Ritter kaum im stande, 10,000 Mann aufzubringen samt Lanzknechten und Bauern; innerer Zwist zersplitterte die Kräfte des Lands. Der Orden mußte daher ohne Kampf nachgeben, den polnischen König um Verzeihung bitten und den Erzbischof samt seinem Koadjutor wieder einsetzen. Da erfolgte im November 1557 die Kriegserklärung von seiten Moskaus. Und nun begann der allgemeine Krieg. Die Ordensritter und ihre Vasallen vollbrachten darin zwar noch manche Heldenthat; aber Verwirrung, Mutlosigkeit und Verrat ließen die Stände nicht zu einheitlichem Handeln kommen.

Wie einst während der Stunde der Not in Preußen wurde jetzt auch hier gegen den Orden agitiert, und wieder gingen die Machenschaften von der polnischen Partei aus, die ihren Anhänger Gotthard Kettler zum Ordensmeister erhob, wodurch Polen sofort einen großen Vorsprung gewann. Zwar wollte auch Kettler seine Unabhängigkeit bewahren und suchte Hilfe beim heiligen Römischen Reiche, bei dem Deutschen Orden und andern Mächten, hat aber, wie er später selbst sagte, bei niemand einigen Trost gefunden, während die Verwirrung im Lande stieg. Der Unordnung müde ergaben sich zunächst der Ordensmeister und der Erzbischof dem polnischen König. Am 28. November 1561 wurde der Vertrag geschlossen. Das Ordensland wurde entgeistlicht. Gotthard Kettler trat in den weltlichen Stand zurück und erhielt Kurland zum Lehn mit dem Titel Herzog von Kurland und Semgallen und damit Sitz und Stimme im polnischen Senate. Mitau, nicht Riga, wurde ihm zur Residenz angewiesen. Was jenseit der Düna lag, Riga mit eingeschlossen, also Livland, wurde dem polnischen Reich einverleibt, indem der König zugleich alle Freiheiten des Lands bestätigte, ihm deutsche Verwaltung, deutsche Sprache und die Freiheit der Augsburger Konfession zusicherte und auch versprach, die

Zustimmung des Deutschen Reichs zu diesen Verträgen, durch die Livland aus dem Reich ausschied, zu erwirken. Die Verwaltung von Livland wurde dem Herzog Kettler übertragen. Auf Grund dieses Privilegium Sigismundi Augusti hat das Ordensland über drei Jahrhunderte seinen deutschen Charakter behaupten können. Im Jahre 1562 traten alle Stände, 20 Jahre später auch Riga, dem Vertrage bei.

Einen weitern Vorteil errang Polen, indem es sich Schweden näherte. Der Bruder des schwedischen Königs Erich XIV., Johann (III.), heiratete 1562 die Tochter des polnischen Königs, Katharina; der Sohn aus dieser Ehe ist 1587 als Sigismund III. König von Polen geworden. Schweden kam mit Zustimmung Polens in den Besitz von Reval und Esthland. Aber auch Dänemark gewann einige Vorteile: der dänische Prinz Magnus erlangte durch Verrat das Bistum Ösel. Moskau, das unentwegt den Krieg weiter führte und furchtbar verwüstende Einfälle machte, mußte sich mit Dorpat begnügen. Doch ist dies schon 1582 an Polen abgetreten worden.

Auf unzähligen Reichstagen hat man nun die Gerichtsbarkeit, das allgemeine öffentliche Recht, das Steuerwesen und die Kriegsverfassung reformieren wollen — beinahe ohne Erfolg: oft wurde das eben Beschloßne wieder umgestoßen. Überblickt man die Gesetzgebung Polens etwa vom Jahre 1500—1560, so muß man über ihre Unfruchtbarkeit staunen: so wenig ist beschlossen, so viel bloß geredet worden! Erst Sigmund August gelang es gegen Ende seines Lebens hierin Wandel zu schaffen. Schon unter seinem Vater war auf den Reichstagen 1535/1536 vom Adel die Revision der Gesetze verlangt und beschlossen worden. Im Laufe der Zeiten waren nämlich Reichstagsbeschlüsse verabschiedet worden, die einander widersprachen; so z. B. stimmten die Vorrechte der Klöster und Geistlichen, ebenso die Gerichtsbarkeit der Bischöfe oder die Abgabenfreiheit der Geistlichkeit mit den allgemeinen Gesetzen über die Besteuerung der Güter und der damit zusammenhängenden Kriegsverfassung wie auch anderseits mit dem Gesetze neminem captivabimus, überhaupt mit der Suveränetät des Adels nicht überein. Schon unter Kasimir III. hatte die Slachta Stellung gegen die Vorrechte der Geistlichen genommen, und es gelang dem Könige dadurch, die Übermacht der Geistlichkeit zu brechen. Überhaupt ging die Strömung dahin, alle Vorrechte, sei es eines Stands oder einzelner Persönlichkeiten, abzuschaffen. Ebenso wollte man die Incompatibilia (die fragwürdige Vereinigung von mehreren Würden in einer Hand) beseitigen. Wichtig war ferner vom Standpunkte des königlichen Schatzes und der allgemeinen Besteuerung, Ordnung in die königlichen Güter zu bringen, die in großer Masse versetzt oder verschenkt waren und unrechtmäßig behalten wurden. Jetzt sollten ihre Besitzer zur Herausgabe gezwungen und so ein Schatz geschaffen werden, der zur Deckung der notwendigsten Reichsausgaben groß genug war und durch den der Adel entlastet werden konnte. Das Wichtigste aber war, die Vorrechte einzelner Provinzen aufzuheben und sie alle unter ein Gesetz zu bringen, um ihren Bestrebungen, sich abzusondern, und der Gesetzlosigkeit ein Ende zu machen. Hierher gehörten in erster Linie Litauen, dann Masovien, Preußen, Livland und schließlich Zator und Oświęcim (Auschwitz in Galizien), die noch Johann Albrecht erworben hatte. Alle diese gesetzgeberischen Arbeiten faßte man unter dem Namen Exekution der Gesetze (egzekucya praw) zusammen, und der Adel verlangte bei jeder Gelegenheit stürmisch ihre Durchführung.

a) Die Behandlung der religiösen Frage.

Davon hing die politische und soziale Gestaltung des Reichs in Zukunft und damit auch die Lösung der religiösen Frage ab: gerade damals hatte der Protestantismus in Polen

einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Die Freiheit in Polen war der Verbreitung verschiedner Lehren günstig. Der Humanismus hatte in Polen einen mächtigen Widerhall gefunden; mit ihm hatte sich die durch ihn genährte hussitische Bewegung so verbreitet, daß man die Hussiten in den Städten und sogar unter dem Adel unterstützte. Die lutherische Lehre fand den Boden noch besser vorbereitet, weil die alte hussitische Lehre noch nicht ausgeklungen, die Macht der Geistlichkeit beschränkt war und die Freiheit der Überzeugung als Überlieferung galt. Schon im Jahre 1518 wurden lutherische Gedanken in Polen verbreitet. In Danzig erhob der Mönch Jakob Knade mit großem Erfolge seine Stimme wider die Mißbräuche der Kirche. Auch in Groß- und Kleinpolen und in andern Provinzen traten Prediger auf. Nur im hochkonservativen Masovien fand die neue Lehre keine Anhänger. Gierig griffen der Adel nach der neuen Lehre und nicht minder das Bürgertum der Städte. Bald finden wir auch Anhänger der calvinischen Lehre, die in Polen vielleicht noch erfolgreicher verbreitet wurde, außerdem Antitrinitarier, Socinianer, Böhmische Brüder, Arianer und andre. Mächtige Adelsfamilien schlossen sich den neuen Lehren an und nahmen sie unter ihren Schutz, wie z. B. die Firlej, Zborowski, Leszczynski, Olesnicki, Górka, Tomicki, Ossowski und viele andre. Auf ihren Gütern haben sich dann Mittelpunkte der neuen Lehren gebildet, so in Radziejow, Pinczow u. a.

Viele Priester und Mönche, ja sogar Bischöfe traten gegen die katholische Kirche auf. Selbst am königlichen Hofe fanden die Neuerungen Schutz, und bei dem Beichtvater der Königin, einem Franziskaner, fanden geheime Zusammenkünfte statt. Auch der Hofprediger war ein Freund davon. Der Thronfolger Sigmund August, damals noch Großfürst von Litauen, galt als ein Anhänger der neuen Lehre; erst gegen das Ende seines Lebens ist er als eifriger Katholik aufgetreten. Der König, von den katholisch gesinnten Bischöfen und der Kurie gedrängt, ließ sich anfangs zu scharfen Maßregeln bewegen. In den Jahren 1520, 1522 und 1523 verbot er bei Strafe der Güterwegnahme die Verbreitung lutherischer Bücher. Die Synode in Lenczyca ließ 1523 Leos X. Bannbulle gegen Luther veröffentlichen, exkommunizierte ihrerseits alle Ketzer und führte die geistliche Zensur ein, indem den Priestern das Recht erteilt wurde, in Privathäusern Durchsuchungen vorzunehmen. Man verlangte vom Könige die Erneuerung des alten Hussiten-Statuts von Wieluń aus dem Jahre 1424, wonach die Ketzerei gleich einer Majestätsbeleidigung bestraft werden und der bischöflichen Rechtsprechung unterliegen sollte. Im Jahre 1527 wurde die Inquisition eingeführt, 1534 der Besuch der Universität Wittenberg und 1541 bei der Strafe des Adelsverlusts verboten, romfreie Priester zu halten. Und als sich später der Episkopat innerlich festigte und von zweifelhaften Gliedern reinigte, entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit besonders, seitdem der tüchtige Bischof von Ermland, Stanislaus Hosius, an die Spitze der katholischen Reaktion trat.

Aber alle diese gegen die neuen Lehren getroffnen Maßregeln fruchteten wenig. König Sigmund hat nur in Danzig mit Härte eingegriffen, als er im März 1526 zur Unterdrückung der Ketzerei dorthin kam und dreizehn Bürger ohne Urteil auf dem Markt enthaupten ließ, obgleich er früher „bei des Königs Ehre, Helm und Schilde" und unter Brief und Siegel geschworen hatte, kein Blut vergießen, sondern Friede und Einigkeit aufrichten zu wollen. Freilich half das nichts; Preußen blieb das erste Land, wo die lutherische Lehre zur Staatsreligion erhoben wurde. Aber dann ließ der König selbst in seinem Eifer nach. Als ihn Dr. Johann Eck aufforderte, im Sinne König Heinrichs VIII. vorzugehen, antwortete er ihm 1528: „Die Zeiten ändern sich und in ihnen die Herrschaften und der Sinn der Gesetzgeber; die Wissenschaften verfallen und andre blühen auf. Mag König Heinrich gegen Martinus schreiben — mir wirst du

gestatten, den Schafen wie den Böcken König zu sein." Und er ließ Milde walten. Dasselbe that dann sein Sohn Sigmund August. Nur ein Fall ist bekannt: 1530 hat der König die Verbrennung einer Frau Katharina Malcher zugelassen; sonst haben höchstens die Bischöfe einige Neuerer in den Gefängnissen ohne Urteil sterben lassen. Ebenso ist unter Sigmund August nur einmal eine Frau verbrannt worden.

Das Verbot, fremde Universitäten zu besuchen, wurde 1543 rückgängig gemacht, weil es einfach unausführbar war. Ebenso oder vielleicht noch milder verfuhr Sigmund August, der oft betonte, daß er kein Richter über die Gewissen sein wolle. Indessen wuchs die Erbitterung zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, weil jener die bischöfliche Gerichtsbarkeit nicht anerkennen wollte. „Wir wollen nur", sagte Jan Tarnowski, „dem königlichen Gericht unterstehen, und wenn der König nur der Vollstrecker des Willens der Bischöfe wäre, so wäre unsre Sklaverei ärger als die türkische; denn der geringste Verdacht würde genügen, um jemand als Ketzer zu stempeln. Den Bischöfen geschieht kein Unrecht; denn als Mitglieder des Senats werden sie ja so wie so Mitrichter in Sachen von Ketzerei sein." Und als der Bischof von Krakau, Er. Andr. Zebrzydowski, ihm antwortete: „Was werde ich also sein, wenn ich über Ketzerei nicht Richter sein werde, Amtsdiener oder Bischof?" bemerkte Tarnowski: „eher paßt dir Amtsdiener, als mir Sklave zu sein." Und es ist erhebend, zu hören, mit welchem Mannesmute der Adel seine Freiheit verteidigte. Einmal hat der junge Rafael Leszczynski während der Messe in der Kirche, als der König und die Bischöfe knieten, die Mütze auf den Kopf gesetzt: diese Taktlosigkeit galt ja nicht der Religion, sondern den Bischöfen. So schätzte man in Polen die Freiheit über alles, so achtete man die menschliche Würde. Man ging so weit, daß man für die Unterthanen die volle Gewissensfreiheit forderte. Die Polen zeigten, daß sie wahrhaft ein Volk von freien Männern waren. Der junge Rafael wurde dann zum Reichstagsmarschall gewählt, den Bischöfen zum Trotze, die ihn darob beim Könige verklagten. Man wollte die bischöfliche Gerichtsbarkeit gänzlich abschaffen, um die Geistlichkeit unter die allgemeinen Gesetze zu stellen. Das sollte jetzt zugleich als ein Hauptpunkt des Programms der Gesetzesrevision entschieden werden. Die Sache war nicht leicht, und der König konnte sich lange nicht entschließen. Gab er den Bischöfen recht und erkannte er ihre Gerichtsbarkeit an, so war das sehr gefährlich; anderseits durfte man den weltlichen Richtern füglich kein Recht einräumen, in Sachen der Religion zu entscheiden. So schob der König die Entscheidung hinaus und entschloß sich nur für ein Interim, obwohl er grundsätzlich im Sinne der alten Gesetze die bischöfliche Gerichtsbarkeit anerkannte. Vielleicht hat ihn auch die livländische Frage vom Abfalle von der Kurie abgehalten, deren Hilfe er dabei bedurfte.

Trotz oder besser: wegen der großen Freiheit konnte der Protestantismus in Polen keine tiefen Wurzeln fassen. In Deutschland war er ein Gegendruck gegen Übergriffe der Kirche; dort war er aus den Verhältnissen herausgewachsen wie eine natürliche Pflanze. In Polen konnte sich die Kirche keine großen Mißbräuche erlauben; hier wurde er demnach nur als ein eingeführter Luxusartikel betrachtet. Die meisten spielten mit ihm, um zu zeigen, daß es ihnen freistehe, auch eine andre Anschauung zu haben. Als daher die katholische Kirche sich auf dem Tridentiner Konzile verjüngte und ihr Ziel klar aussprach, hatte die Gegenreformation in Polen ein leichtes Spiel. Während im Westen die Reformation meist blutig unterdrückt wurde, wurde in Polen die Gegenreformation fast unbemerkt durchgeführt; selbst so einflußreiche Gegner wie Stanislaw Orzechowski traten wieder zur katholischen Kirche über. Nur die Erbitterung zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Griechisch-Orthodoxen ist gestiegen.

Eine von der Reformation erzeugte Nebenbewegung verdient hier unsre Beachtung: das Verlangen nach einer nationalen Kirche. Überall bedienten sich die Prediger der Mundart des Volks bei der Verbreitung ihrer Lehren und riefen dadurch überall die nationalen Sprachen zum Leben. War dies in Polen schon durch den Hussitismus geschehn, so trieb der Protestantismus die Entfaltung der polnischen Sprache zu hoher Blüte. Wenn in Polen im 16. Jahrhundert die polnische Sprache die lateinische verdrängt und nationales Schrifttum erzeugt hat, so ist, wie auch anderswo, dieses goldne Zeitalter in erster Linie durch die protestantische Bewegung herbeigeführt worden. Die zu neuem Leben erweckten Volkssprachen drangen auch in den kirchlichen Gottesdienst ein. Wie im Westen die Opposition gegen die katholische Kirche darauf ausging, die Selbständigkeit ihrer eignen Landeskirchen zu erweitern, wie sich in Frankreich die gallikanische, in England die anglikanische Nationalkirche gebildet hat, so verlangte man auch in Polen die Gründung einer nationalen Kirche mit slawischer Liturgie und größerer oder gänzlicher Unabhängigkeit von Rom. Und die Opposition wollte für diesen Plan den König gewinnen.

b) Die Behandlung staatsrechtlicher Fragen.

Weil dies aber eine Änderung der Verfassung hätte nach sich ziehen müssen, so gehörte auch dieser Punkt ins Programm der Revision oder „Exekution der Gesetze" (S. 523). Endlich entschloß sich der König 1562 gleich nach der Erwerbung Livlands für die Exekution. Man begann mit dem leichtesten Stücke der Forderungen: der Krongüterfrage und den Inkompatibilien; die Slachta verstand ursprünglich darunter zunächst im allgemeinen die Abschaffung aller Sondervorrechte. Durch den Einfluß der Königin wurde aber die Frage der Einziehung der versetzten Krongüter zuerst in Angriff genommen, weil sie, wie das auch bei andern Dynastien geschah, durch Vermehrung der Krongüter eine Hausmacht begründen wollte. Wie unter Sigmund, so wählte man auch jetzt den Reichstagsbeschluß vom Jahre 1504, durch den die Verpfändung der Krongüter von der Bewilligung des Senats abhängig gemacht worden war (S. 500), zum Ausgangspunkte. Noch unter Sigmund hatten einige Vornehme ihre Sonderrechte zerrissen und dem Könige zu Füßen geworfen; auch jetzt fanden sich solche, welche ihre Würden, wenn sie zwei oder mehrere bekleideten, niederlegten. Als man aber ernstlich mit der Einziehung der Krongüter begann, tauchten so große Schwierigkeiten auf, daß das Ganze zuletzt im Sande verlief. Am opferwilligsten zeigte sich Sigmund August selbst, indem er zustimmte, daß von den Einkünften aller Krongüter ein Viertel zur Deckung der Heeresausgaben verwendet werden sollte, und Güter, über die noch nicht entschieden wurde, ob sie eingezogen werden sollten, ausschließlich auf seinen Teil nahm. Oft war in Zukunft die Heeresverwaltung nur auf dieses königliche Viertel angewiesen. Das Heer, das davon besoldet wurde, nannte man dann wojsko kwarciane (nach kwarta = Viertel). Freilich wurde dieses Viertel so niedrig bemessen, daß man es später verdoppeln mußte.

Dann kam die kirchliche Gerichtsbarkeit auf die Tagesordnung. Nach großen Streitigkeiten entschied sich der König für ein Zwischending, das die Gerichtsbarkeit der Kirche anerkannte, ihr aber das brachium seculare, den weltlichen Arm, entzog. 1565 wurde dies als Gesetz so formuliert, daß die Burgstaroſten für Nichtausführung von Befehlen nicht durch die Kirchengewalt zur Verantwortung gezogen werden durften. Die Reformpartei verlangte aber vollständige Gleichstellung der Geistlichkeit mit dem Adel in Bezug auf die Steuer- und die Kriegspflicht. Und nur die Anwesenheit des päpstlichen Legaten Franz Commendone, eines gewandten Diplomaten, der die Gegensätze zu mildern verstand, ersparte der katholischen Kirche in Polen neue Demütigungen.

Ihn unterstützte kräftig der Bischof Hosius von Ermland, derselbe, der Polen in glänzender Weise auf dem Tridentiner Konzile vertreten und eine neue, dann von der ganzen katholischen Kirche angenommne confessio fidei verfaßt hat. Um andre Rechte zu retten, empfahl Commendone den Geistlichen, sich der Steuerpflicht nicht zu entziehn; so wurde der Kirchenzehnte besteuert. Auf große Schwierigkeiten stieß der Versuch des Legaten, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in Polen einzuführen: sogar ein Teil der Geistlichen widersetzte sich einzelnen Bestimmungen. Nur dank dem Wohlwollen des Königs, der erklärte, er wolle als Katholik leben und sterben, siegte schließlich die katholische Kirche über ihre Widersacher, die sich insofern von vornherein in einer ungünstigern Lage befanden, als sie in viele Parteien gespalten waren. Alle Wünsche der Opposition: die nationale Kirche, die nationale Synode und die gänzliche Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit blieben unerfüllt, obgleich sie den König durch Entgegenkommen in seinen Privatangelegenheiten auf alle mögliche Weise für sich zu gewinnen suchte. Er nahm vielmehr aus der Hand des Legaten das Libell des Tridentiner Konzils an, verschaffte ihm Giltigkeit in Polen und erließ eine Verordnung, welche die fremden Religionsneuerer des Lands verwies; ja, er wollte sogar, dem Wunsche des Legaten nachgebend, zwischen den Katholiken und den Reformeiferern kein Religionsgespräch gestatten. Die katholische Kirche liebte keine Disputationen, in der richtigen Erkenntnis, daß sie dem Glauben nicht zuträglich sein können.

Das Gesetz über die Inkompatibilien wie auch die Pflicht, am Orte der Amtsthätigkeit zu residieren (residentia loci), beides, sowohl für weltliche als auch im Sinne der Beschlüsse des Tridentinums für geistliche Würdenträger, wurden von neuem eingeschärft.

Die Revision traf aber auch die Vorrechte der Städte, denen die Warenausfuhr ins Ausland verboten wurde, was nicht allein die Wohlfahrt der Städte, sondern auch die des ganzen Reichs untergraben mußte. Nur dem Adel sollte es gestattet sein, Rohstoffe auszuführen. Weil die Einfuhr fremder Ware erlaubt blieb, so wird man begreifen, wie dadurch die Entwicklung der einheimischen Industrie unterbunden wurde. Nie hat Polen verstanden, diesen wichtigen Zweig der menschlichen Thätigkeit und Volkswohlfahrt gebührend zu würdigen. Das Vorurteil, daß die Arbeit eines Edelmanns unwürdig, und daß Handel und Gewerbe minder edel seien, hat sich hier bis in die neuesten Zeiten hinein erhalten. Man hat in Polen den Wert der Städte, ihre Bedeutung für Kultur und Industrie erst zu spät erkannt. In einem um diese Zeit von Lukas Górnicki geschriebnen Dialoge zwischen einem Polen und einem Italiener will sich der Pole von der Notwendigkeit der Städte, die überall zu Mittelpunkten des politischen, kulturellen und sozialen Lebens wurden, nicht überzeugen lassen, und verweist auf die Tataren, die ja auch keine Städte hätten. Nie haben sich in Polen die Städte und der Bürgerstand entwickeln können. Bei dem jetzt eintretenden Niedergange des Handels und der Industrie begannen reiche Bürger zur Feldwirtschaft zu greifen. So kam Polen über den agrarischen Standpunkt nicht hinaus und wurde daher von italienischen, englischen, schottischen Waren überschüttet und ausgebeutet. Selbst die Stellung am Baltischen Meere wußte man nicht gehörig auszunutzen. Statt hier den Handel zu begünstigen, bedrückte man Danzig mit Abgaben und brachte es dahin, daß sich diese rührige Stadt oft nach andern Schutzherren umsah. Für Handelsinteressen hatte man eben in Polen keinen Sinn.

Alle diese Bestimmungen, durch welche die Sonderrechte der Magnaten, der Bischöfe und der Städte teils beschränkt, teils abgeschafft wurden, machten die Landbotenkammer zu der im Staat ausschlaggebenden Einrichtung, was jedoch bei der niedrigen Bildung der Slachta und der einseitigen Vertretung ihrer Standesrechte nicht zum Wohle des Staatswesens gereichen

konnte. Wichtig war die Verordnung von 1563, wonach dem griechisch-orthodoxen Adel in Litauen dieselben Rechte eingeräumt wurden, wie sie der katholische besaß; nunmehr konnten sämtliche Bojaren zu sämtlichen Ämtern zugelassen werden. Andre wichtige Anträge des Königs, wie die Heeres- und Finanzreform, die Königswahlordnung und andres, nahm der Adel, durch den Anschluß des Königs an die katholische Kirche erbittert, nicht an.

Um so dringender verlangte man die vollständige Einung des Reichs an Stelle der lockern Unionen; der König war selbst in Anbetracht des gefährlichen Kriegs mit Moskau dafür. Aber hier setzten die Litauer einen zähen Widerstand entgegen. Ihre Gesandtschaft, mit Nikolaus Radziwill dem Schwarzen an der Spitze, erklärte sich unter Hinweis auf die Sonderstellung Litauens und die bisherigen Unionsbestimmungen nur für eine, wenn auch engere Personalunion, verlangte eigne Landtage, Revision der Grenzen Litauens und Polens und besondere Krönung des Königs zum Großfürsten von Litauen. Der König stand auf seiten der polnischen Krone und war entschlossen, ihr Litauen einzuverleiben. Um dies leichter durchführen zu können, räumte er das letzte gesetzliche Hindernis weg, indem er auf sein Erbrecht in Litauen verzichtete und so beide Teile in ein gleiches Verhältnis zu seiner Person stellte. Als die litauische Gesandtschaft den polnischen Reichstag verließ, um dadurch die Einverleibung ihres Lands zu verhindern, erklärte der König, sie trotzdem bewirken zu wollen. Die Bitte der Gesandten, die weinend den König um Schutz anflehten, half nichts. Auf polnischer Seite dachte man sogar, falls Litauen Widerstand leisten sollte, an Krieg. So wurde 1569 auf dem Reichstage zu Lublin die „Union", die thatsächlich eine Einverleibung Litauens war, endgiltig durchgeführt. Zuerst wurden in einem besondern Akte Podlachien, Kijew und Wolhynien mit der polnischen Krone vereinigt, Gebiete, die ursprünglich litauischer, lange ein strittiger Besitz gewesen waren. Nur der Gebrauch der russischen Sprache vor Gericht wurde ihnen gewährleistet. Litauen verlor seine reichsten Provinzen. Wer sich weigerte, dies anzuerkennen, wurde seiner Würden und Güter verlustig erklärt. An ernsthaften Widerstand war nicht zu denken, weil der kleine litauische Adel, der auf die Magnaten eifersüchtig war, zu Polen hielt, um durch die engere Verbindung mit Polen dieselben Rechte zu erlangen, die der kleine Adel in Polen besaß. So wurde am 1. Juli 1569 die Union ausgerufen und beiderseits beeidigt. Litauen behielt bloß eigne Ämter, hörte also auf, ein unabhängiger Staat zu sein. Beide Teile vergossen bei der Beeidigung des Vertrags Thränen, nur mit dem Unterschiede, daß es bei den Litauern Schmerzens-, bei den Polen Freudenthränen waren. Was der erste Jagiellone, Wladislaw II., 1386, 1401 und 1413 sozusagen bloß versprochen hatte, führte der letzte wirklich aus.

Danach wurde auch die Union Preußens, Livlands und der übrigen Teile durchgeführt, und die Verschmelzung war vollzogen. So stand Polen geeinigt da. Das war ein großer politischer und wirtschaftlicher Gewinn. Jetzt erst stand der polnischen Kolonisation in den unermeßlichen litauisch-russischen Gebieten nichts im Weg, und der Strom der deutschen und polnischen Kolonisten nach den östlichen Provinzen wurde von Jahr zu Jahr mächtiger.

Aber die Hauptursache der Schwäche des Reichs war dadurch nicht beseitigt worden. Diese lag nicht so sehr im staatsrechtlichen Verhältnis einzelner Teile, als vielmehr in der Machtlosigkeit der Krone, also in der polnischen Verfassung, die in eine Anarchie auszuarten drohte: dieser Übelstand mußte sich jetzt allen Provinzen gleichmäßig mitteilen. Zur Stärkung der Zentralgewalt geschah nichts — im Gegenteile fürchtete die Slachta angesichts der Kinderlosigkeit des Königs, der Nachfolgefrage und der Königswahl an Macht zu verlieren und auch in der religiösen

Frage Einschränkungen zu erfahren. Denn die Zukunft der religiösen Parteien hing doch zum großen Teile von der Stellung des Königs zu dieser Frage ab; und beide Parteien, die katholische wie die vereinten akatholischen, dachten daran, durch Wahlkapitulation einen König nach ihrem Geschmacke zu wählen. Und weil vorderhand die Akatholiken die Mehrheit besaßen (darunter den einflußreichen Schriftsteller A. F. Modrzewski), so gab es unter der Minderheit so manchen, dem der Grundsatz der Mehrheit bei Beschlüssen des Parlaments gefährlich schien. Sie verlangten die gesetzliche Einführung der Einstimmigkeit (communis consensus). Sie sahen die Notwendigkeit einer strammern Regierung wohl ein; aber die Freiheit stand ihnen doch höher als die Ordnung. Hat sich doch derselbe Modrzewski, von demselben Sinne für Freiheit geleitet, auch der Landbevölkerung angenommen und für sie Rechte gefordert. So wurde die gefährliche Schwäche nicht nur nicht beseitigt; vielmehr dauerte der anarchische Zustand fort. Da eine allgemeine Zustimmung bei den Beschlußfassungen erforderlich war, so bestand schon jetzt thatsächlich das liberum veto, obwohl es 1652 zum ersten Male als Recht beansprucht worden ist (vgl. unten, S. 550). Seit der Regierung der zwei letzten Jagiellonen ist die Verfassung Polens im großen und ganzen unverändert geblieben: die „Reform"-Arbeit war so gut wie abgeschlossen.

Sigmund und Sigmund August sind also mit ihren Bemühungen um die Stärkung der königlichen Macht gescheitert. Damit war das Schicksal des Reichs entschieden. Daß Sigmund August nicht mehr erreicht hat, lag auch in seinen persönlichen Verhältnissen. Von Natur weich, sinnlich und gutmütig, besaß er nicht die nötige Thatkraft. Noch als Großfürst von Litauen heiratete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, ohne Genehmigung des Senats, Barbara, des Kastellans Radziwill Tochter. Der Vater und die Slachta mißbilligten das; man wollte Barbara als Königin nicht anerkennen. Um nun die Krönung seiner Gemahlin durchzusetzen, zeigte sich der König gegen den Adel nachgiebig. Nach dem Tode seiner geliebten Barbara heiratete er die zweite Tochter Kaiser Maximilians II., Katharina, eine Schwester seiner ersten Gemahlin Elisabeth. Da er keine Nachkommen von ihr erhielt, wollte er sich von ihr trennen und noch einmal heiraten. Aber Rom und auch die Geistlichkeit, die der König gleichfalls durch Nachgiebigkeit umzustimmen suchte, widersetzten sich dem. So trat er weder dem einen noch dem andern Stande nachdrücklich entgegen. Von Kummer gebeugt, starb Sigmund II. August am 14. Juli 1572.

C. Polen als Wahlreich bis zum Jahre 1648.

Nach dem Tode des letzten Jagiellonen, dessen Regierungszeit dem Erinnern der Nation wie eine Zeit der Macht und des Glanzes erscheint, beginnt für Polen eine Zeit des Verfalls, die mit dem politischen Untergang endet. Die Verfassung wird in einzelnen Punkten im Sinne des Grundsatzes von der fast unbeschränkten Freiheit des Einzelnen folgerichtig vervollständigt und von jedem Einzelnen im eignen Interesse ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl ausgenützt. Nach dem Erlöschen des jagiellonischen Herrscherhauses wurde Polen zum Wahlreich ausgerufen. Der Primas des Reichs, der Erzbischof von Gnesen, erlangte dabei große Vorrechte. Die Leitung der Reichsangelegenheiten während des Interregnums, die Einberufung des Wahlreichstags, die Annahme oder Verwerfung der Kandidaturen, die Ausrufung des Namens des Gewählten standen ihm zu: so sehr war der Katholizismus in Polen wieder erstarkt.

a) Heinrich von Anjou.

An Kandidaten mangelte es nicht, und aus den Versprechungen der Vertreter der europäischen Fürsten konnte man die politische Lage gut kennen lernen. Vor allem warf bei dieser

Gelegenheit die Feindschaft zwischen Frankreich und Österreich, die damals die politische Achse Europas bildete, ihren Schatten auch nach Polen. Beide Gegner stellten ihre Kandidaten auf und bekämpften einander mit üblicher Erbitterung auch auf dem polnischen Boden. Frankreich pochte auf seine Freundschaft mit der Türkei — Österreich bot ein Bündnis mit Spanien und Dänemark gegen die Türkei an; beide stellten noch andre Vorteile in Aussicht. Frankreich versprach Schaffung einer Flotte, Ordnung der Finanzen, des Heerwesens — Österreich günstige Erledigung der livländischen, preußischen und andrer Fragen; beide warfen mit vollen Händen Geld unter die Senatoren und die Slachta. Aber auch der schwedische König meldete als Gemahl der Jagiellonin Katharina seine Kandidatur an und versprach ein Bündnis gegen Moskau. Unter der Slachta gab es jedoch eine starke Partei (dieselbe, die sich unter Sigmund August die meisten Verdienste um die Reform der Gesetzgebung erworben hatte), die die Kandidatur des Zaren von Moskau empfahl und die großen Vorteile, die daraus für Polen, wie einst aus der Union mit Litauen, erwachsen würden, hervorhob. Aber Iwan der Grausame (S. 512) schien keinen Ehrgeiz zu besitzen: er schickte keine Gesandtschaft und ließ nur vornehm ankündigen, unter welchen Bedingungen er die Krone Polens annehmen wolle. Einheimische Kandidaten hinwiederum fanden aus Neid und Mißgunst ihrer Landsleute nicht die genügende Unterstützung.

Gewählt wurde Mitte Mai 1573 Prinz Heinrich von Anjou aus dem Hause Valois-Angoulême nicht bloß, weil der französische Unterhändler geschickt war, sondern weil jenen seine Katholizität bei der hohen Geistlichkeit empfahl. Für ihn trat auch der päpstliche Legat ein, der von jetzt an bei jeder polnischen Königswahl im Interesse der Kirche und stets erfolgreich mitwirkte. Viel trug zum Erfolg auch der Umstand bei, daß die Königswahl von nun an auf den Feldern bei Warschau stattfand, wo die streng katholischen Masovier zahlreich an ihr teilnehmen konnten. Schon bei der Wahl Heinrichs erschienen ihrer bei 10,000.

Wieder einmal hatte die Slachta Gelegenheit, ihrem Könige Bedingungen zu stellen, die für die Krone so demütigend wie möglich waren. Der König konnte seine Stellung nur noch mit drei Mitteln halbwegs behaupten: erstens stand ihm das Recht zu, bei auseinandergehenden Ansichten des Reichstags die eine zum Gesetze zu erheben oder zu „konkludieren"; zweitens hatte er die erledigten Reichsämter zu verleihen, womit er seine Anhänger belohnen und sich eine Partei schaffen konnte; schließlich hatte er das Recht, die Miliz (pospolite ruszenie; S. 500) einzuberufen, und entschied daher oft über Krieg und Frieden. Der neue König dagegen sollte das Konklusionsrecht nicht mehr besitzen; über Krieg und Frieden sollte der Senat entscheiden, der Reichstag das Heer einberufen. Die Freiheit der Bekenntnisse wurde ausgesprochen, der Titel „Erbe des Reichs" aus dem königlichen Titel gestrichen. Sollte der König dawider handeln, so war das Volk berechtigt, ihm den Gehorsam zu verweigern. Außerdem verpflichtete sich Heinrich, auf eigne Kosten eine Flotte zu bauen, 4000 Soldaten zu erhalten, die Schulden des Reichs zu bezahlen. Wie bedenklich auch diese pacta conventa (articuli Heinriciani) waren — der neue König unterschrieb sie und leistete den Eid auf die Verfassung.

Sah das Volk in dem Könige nicht die oberste Gewalt des Reichs, sondern fast einen Feind seiner Freiheiten, so betrachtete man die Krone als eine glänzende Anstellung, für die sich stets Bewerber fanden, von denen man freilich nicht mehr erwarten durfte, als daß sie ihre Eitelkeit befriedigen wollten. Daß manche Kandidaten sich's viel kosten ließen, daß das Ausland eine willkommne Handhabe zur Einmischung hatte, die Polen mit seiner sittlichen Erniedrigung zahlte, daß es durch Doppelwahlen in Bürgerkriege gestürzt wurde, war selbstverständlich. Aber die Slachta wiegte sich noch immer im süßen Traum ihrer Freiheiten und ihrer Sicherheit. Vielleicht

hätte die Verbindung mit Frankreich für Polen vorteilhaft sein können; aber Heinrich floh schon am 17. Juli 1574, um sich nach dem Tode seines Bruders Karl IX. die Krone Frankreichs aufs Haupt zu setzen. Seine Regierung hinterließ keine andern Spuren als die bei seiner Wahl gefaßten Beschlüsse.

b) Stephan Báthori.

Auch bei den nächsten Wahlen drangen die Kandidaten der römisch-katholischen Partei durch, so Stephan Báthori, Fürst von Siebenbürgen, der 1576—86 regierte, dann Sigmund Wasa von Schweden, der Sohn Johanns III. und der Jagiellonin Katharina (S. 523), von 1587—1632; dem folgten seine Söhne: Wladislaw bis 1648 und Jan Kasimir bis 1668, der die Krone niederlegte und nach Frankreich ging. Hierauf wurden zwei Einheimische (Piasten) gewählt: Michael Wisniowiecki (1669—73), aus einer reichen und angesehnen Familie, dann Jan Sobieski (1674—96). Danach erfolgte eine Doppelwahl. Die eine Partei wählte Stanislaw Leszczynski, einen Einheimischen, der von Schweden und Frankreich unterstützt war, die andre den Kurfürsten Friedrich August I. von Sachsen, der sich nach mancherlei Kämpfen bis 1733 behauptete. Bei dieser Gelegenheit geschah es das erste Mal, daß Rußland tätig in die polnischen Wirren eingriff, sich für Friedrich August erklärte und ihm im (zweiten) Nordischen Kriege half, alle Feinde zu verdrängen. Seit der Zeit war der russische Einfluß in Polen vorherrschend. Der Sohn Augusts des Starken, Friedrich August II., als polnischer König August III., bestieg den Thron mit russischer Hilfe (gest. 1763); ebenso war der letzte polnische König, Stanislaw Poniatowski (1764—95), ein Kandidat Rußlands.

Aus dieser ganzen Reihe haben sich zwei Könige, Stephan Báthori und Johann Sobieski, besonders hervorgethan, zum Teil auch Wladislaw. Während aber Sobieski, der Befreier Wiens im Jahre 1683 (S. 551), bloß ein Kriegsheld war, zeichnete sich der ebenfalls kriegstüchtige Báthori noch durch sein Verwaltungsgeschick und seinen staatsmännischen Blick aus. Wenn jemand Polen aus dem politischen und sozialen Sumpf hätte herausbringen können, so wäre es Báthori gewesen. Nachdem er durch sein mannhaftes Auftreten den Gegenkandidaten, den Kaiser Maximilian II., der schon den Eid auf die pacta conventa in Wien geleistet, besiegt hatte, führte er mit der Slachta einen hartnäckigen Streit wegen dieser Fesseln aus dem Jahre 1573. Man verlangte, er solle auch auf das Distributionsrecht, d. h. auf das Recht, Reichsämter zu verleihn, verzichten: diese sollten, sobald sie frei würden, in den betreffenden Woiwodschaften durch Wahl besetzt werden. Damals hat der König auf dem Reichstag in Thorn den berühmten Ausspruch gethan, er sei nicht gesonnen, bloß ein gemalter König zu sein.

Während er noch als Wahlkandidat gegen die kaiserliche Partei, besonders aber gegen Danzig und andre deutsche Städte, die zu Maximilian hielten, Krieg führte, eroberte Iwan IV. der Grausame fast ganz Livland mit Ausnahme von Reval und Riga (vgl. Bd. VII, S. 49). Báthoris nächstes Ziel mußte daher der Krieg gegen Moskau sein. Nachdem er sich der Türken und Tataren versichert und eine Anleihe bei Georg Friedrich, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, gemacht hatte, begann er 1579 den Krieg. Trotz Übermacht wurden die Heere Iwans überall geschlagen, Polock sowie viele andre Städte und Burgen genommen. Der bedrängte Iwan sah sich nach Hilfe um, schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser und an den Papst, gab vor, die russische Kirche der römischen annähern zu wollen, klagte über Báthoris „unchristliches" Vorgehen und bat um Vermittlung. Rom war nicht imstande, so verlockenden Aussichten zu widerstehn. 1581 erschien der päpstliche Legat Antonio Possevino in Polen und ging sofort nach Moskau. Interessant ist seine Unterredung mit Iwan über religiöse Fragen. Iwan

zeigte sich bibelfest, vielleicht mehr, als es dem Legaten angenehm sein mochte; im übrigen entwickelte er eine solche Liebenswürdigkeit, daß Possevino ihn, gewiß zum Staunen aller, einen süßen und seine Unterthanen liebenden Herrn nannte. Das Ergebnis der Bemühungen des Legaten war, daß Iwan verhältnismäßig günstige Friedensbedingungen erlangte. Er verzichtete 1582 in Kiwerowa Horka bloß auf Livland, Polock und Wieliż; die andern von den Polen eroberten Ortschaften bekam er zurück. Die günstige Gelegenheit, Moskau zu unterwerfen und zur Eroberung von ganz Osteuropa zu schreiten, war somit verpaßt worden; auch das Vordringen Roms dahin war vereitelt. Wieder war es die Slachta, die den König durch ihre Kurzsichtigkeit und ihren Eigennutz an der Ausführung seiner Pläne gehindert hatte. Sie feilschte mit dem König um jeden Groschen, machte ihm Vorwürfe wegen seiner Begünstigung Zamojskis, eines Feldherrn, der sich im Kriege mit Moskau ausgezeichnet hatte, und wegen Nichterfüllung der Wahlkapitulation, und das stets im ungünstigsten Augenblick, um den König um so sichrer zur Nachgiebigkeit zu zwingen; ja, sie drängte ihn selbst zur Verhandlung mit Moskau und verweigerte die Geldmittel für den Krieg, so daß der König im Auslande Schulden zu machen gezwungen war. Als Iwan 1584 starb, dachte Báthori an eine Erneuerung seiner Pläne gegen die Türkei, starb aber unverhofft am 2. Mai 1586 in Grodno.

Stephan Báthoris Regierung war in mehrfacher Hinsicht ersprießlich für Polen. Nicht nur wurde durch seine Kriegsthaten der Waffenruhm Polens wieder aufgefrischt, dadurch die Eroberungslust Moskaus auf lange Jahre hinaus gedämpft und diese halbasiatische Macht vom Baltischen Meere zurückgedrängt, sondern er hinterließ auch andre bedeutsame Spuren seiner Thätigkeit. So wandte er der wichtigen religiösen Frage seine besondre Aufmerksamkeit zu. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die religiösen Streitigkeiten zu keiner Einigung führten, die Kraft der Gesellschaft und des Reichs lähmten, zugleich die Entwicklung der Kultur und der bürgerlichen Tugenden empfindlich störten. Von diesem praktischen, dem allgemeinen Wohle seines Staats und seiner Unterthanen zugewandten Standpunkt ausgehend, schlug er sich, früher selbst Protestant, mit aller Entschiedenheit auf die katholische Seite und war so der erste, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Gegenreformation durchzuführen entschlossen war, ohne doch seiner Politik eine ausschließlich katholische Richtung zu geben.

Dennoch gewann unter seiner Regierung der Jesuitenorden in Polen einen großen Einfluß. Waren die Jesuiten auf Aufforderung des Kardinals Stanislaus Hosius, des größten römisch-katholischen Kämpen Polens, schon 1565 in Braunsberg eingezogen, so nahmen sie unter Heinrich und Báthori stark zu. Sie gründeten überall Schulen und gewannen die heranwachsende Jugend für ihre Zwecke. Wie erfolgreich auch ihre pädagogische Thätigkeit in mancher Hinsicht, namentlich auf dem Gebiete der klassischen Philologie, war, so haben sie doch auf das Staatswesen zersetzend gewirkt, wie das sich unter den spätern schwachen Königen zeigen sollte.

Ein besonders günstiges Licht auf Báthori wirft seine freundliche Gesinnung den Bauern gegenüber. Er betrachtete das Adelsprädikat nur als eine Auszeichnung für Verdienste um das Vaterland und hat angeblich 55 Bauern in den Adelsstand erhoben. Er nahm die Bauern überall in Schutz, so in Livland gegen die deutschen Herren, zog sie zum Kriegsdienste heran und organisierte aus denen, die auf den königlichen Gütern saßen, eine Truppenabteilung, die erste reguläre Infanterie. Aus je 20 Hufnern wurde einer zum Kriegsdienste gewählt; daher nannte man diese Schar die gewählte oder die Hufnerschar (piechota wybraniecka oder lanowa): sie hat sich gut bewährt. Auch bei der Reichsmiliz führte er eine bessere Organisation ein; er hob die Artillerie und schuf sich einen tüchtigen Generalstab.

Wichtig war es ferner, daß Báthori die Organisation des Kosakentums in der Ukraine (S. 540) durchführte. Schon im 15. Jahrhundert gab es in den von den Tataren verwüsteten, herrenlosen Ländern am Dnjepr viel Volk, das, aus Polen und Rußland vor unerträglichem Drucke sich flüchtend, diese Gebiete langsam besiedelte und bald als Vormauer der Christenheit gegen die Tataren sich Verdienste erwarb. Es war ein tüchtiges Kriegsvolk, das nur einer militärischen Organisation bedurfte, um zur gefürchteten Macht zu werden. Báthori nahm sich nun von Reichs wegen ihrer an, legte Register der Kriegstüchtigen an, beschränkte aber ihre Zahl zunächst auf 600. Dadurch gewann er dem Reiche neue Kräfte gegen Rußland.

Auch brachte Stephan Báthori der Slachta wieder einmal in Erinnerung, daß man die Gesetze achten müsse, als er einen von den Unruhestiftern köpfen ließ. Überhaupt hat er mit fester Hand die Zügel der Regierung geführt. Unter ihm ist ferner die Reform der Gerichtsbarkeit durchgeführt worden. Er verzichtete nämlich auf sein altes Recht der letzten Instanz, das so wie so nicht mehr ausführbar war; so wurden Gerichtshöfe für einzelne Ländergruppen in Lublin, Piotrkow, Wilna, Grodno, Luzk errichtet. — Trotz seines hohen Strebens war dieser König der Gegenstand niedrigster Angriffe. Die Slachta beschuldigte ihn absolutistischer Neigungen und drohte ihm mit Absetzung. Stephan hat sich aber bis zum letzten Augenblick von seinem Ziele nicht abbringen lassen.

c) Das Haus Wasa.

Nach Báthoris Tode sollte es noch schlimmer werden. Die Wahl Sigmunds III. Wasa und die Verbindung mit Schweden haben Polen kein Glück gebracht, erstens weil dieses Haus den neugewonnenen Staat streng-katholischen Interessen dienstbar machte, zweitens, weil es ihm nur untüchtige Regenten gegeben hat.

Zunächst wurde Polen durch seine neue Dynastie in die schwedischen Wirren hineingezogen. Selbstverständlich suchten Sigmund und seine beiden Söhne, auch die schwedische Krone, ihr väterliches Erbe, zu behaupten. Aber an dieser rein dynastischen Frage hatte das Reich nicht das geringste Interesse, weil Schweden ganz andre politische und wirtschaftliche Ziele hatte; zudem war dort der Protestantismus Staatsreligion. Aber die katholische Kirche, deren Werk in erster Linie die Wahl Sigmunds war, weil sie die Schweden in ihren Schoß zurückzubringen gedachte, verstand es, das Reich in das dynastische Interesse hineinzuziehen, und zwar dadurch, daß der König Esthland an Polen abzutreten versprach. Man bewilligte dem Könige Mittel für die Reise nach Schweden. Er ließ sich dort am 19. Februar 1594 krönen und unterschrieb sogar mit Wissen des päpstlichen Nunzius eine Erklärung, welche die Katholiken in Schweden von allen Ämtern ausschloß, während er in Polen die Andersgläubigen auszuschließen gedachte: so hinterlistig und unehrlich war die Politik der katholischen Prälaten. Aber das war auch alles, was Sigmund in Schweden erreichte. Sein Onkel Karl von Südermanland stellte sich an die Spitze der Protestanten, verdrängte Schritt für Schritt die Königlichen und konnte sich schon 1604 als Karl IX. selbst zum Könige krönen lassen. Der darüber ausbrechende, lange Krieg brachte Polen, trotz einzelner Erfolge und Heldenthaten, durch furchtbare Verluste und Erniedrigungen an den Rand des Verderbens und endete schließlich 1660 in dem Vertrage zu Oliva mit dem Verzichte des Königs Jan Kasimir auf die Krone Schwedens und mit der Erschöpfung des polnischen Reichs, das seine wichtigsten Interessen hatte vernachlässigen und preisgeben müssen.

Ferner war es von den größten Folgen für das Reich, daß Sigmund das willigste Werkzeug der Jesuiten ward. So stürzte eine katholische Hochflut herein, welche die religiöse Freiheit

mißachtete, was in Polen, wo es so viele Andersgläubige gab, nur Unglück heraufbeschwören konnte. Selbstverständlich nahmen die Nachbarmächte, religiöse Interessen vorschützend, bald die Protestanten, bald die Orthodoxen in Schutz, bloß um sich in die Angelegenheiten des Reichs einzumischen. Schon das erste Auftreten des Königs zeigte, daß er ganz in den Händen der katholischen Priester war. Auf einen Wink von Rom wollte er die Krone Polens an das Haus Habsburg abtreten, selbst aber nach Schweden zurückkehren, was überall Bestürzung und Erbitterung hervorrief. Die Jesuiten vermittelten im Interesse der Kirche die Heirat des Königs mit Anna und nach deren Tode mit Konstantia, Töchtern des Erzherzogs Karl von Steiermark (S. 379) und der Marie von Bayern. Der orthodoxen Kirche wurden die Vorrechte, die sie in den Zeiten der hussitischen und protestantischen Bewegung erworben hatte, genommen, und man griff wie in der Blütezeit des Papsttums zu den Unionsplänen zurück.

Die Unionsversuche von 1415 und die Florentiner Union von 1439 waren im Sande verlaufen. Das Hussitentum und dann die Reformation bestärkten die griechisch-orthodoxe Welt in ihrem Widerstande gegen die römisch-katholische Kirche. Die Union spaltete nur die russische Gesellschaft in zwei Lager, die sich gegenseitig erbitterter bekämpften als die Orthodoxen und die Katholiken. Eine Union der griechisch-orthodoxen Kirche mit Rom wird heute meist unterschätzt — unendlich viel wert war für das ganze Slawentum die Liturgie in slawischer Sprache, die ihnen von seiten Roms nicht zugestanden worden wäre; ihr haben die Slawen ihre alte Litteratur zu verdanken. Aber anderseits war die orthodoxe Kirche mit Ausnahme der ersten Jahrhunderte ihrer Verbreitung unter den Slawen nirgends ein Kulturhebel. Sie war vielmehr die Ursache, daß die Slawen und andre Völker griechischen Glaubens zurückblieben. Am tiefsten empfand das ihre Geistlichkeit dort, wo sie mit den Römischen zusammenwohnte; darum waren die orthodoxen Bischöfe meist diejenigen, welche für die Union zuerst eintraten. Hätte man eine solche zielbewußt, aber auch wohlwollend in den polnisch-russischen Provinzen eingeführt, so wäre der Erfolg unausbleiblich gewesen. Aber was jetzt die römischen Priester unter geistiger Führung der Jesuiten und unter dem Schutze des polnischen Königs unternahmen, das war nahezu ein Hohn auf die christliche Liebe. Die meisten orthodoxen Bischöfe und die einflußreichsten Laien, wie Konstantin Ostrog(ski), waren für die Union, an ihrer Spitze der Erzbischof Michael Rahoza von Kijew. Aber die Hoffart der katholischen Prälaten, ihr Eigennutz und ihre Unkenntnis der Verhältnisse verdarben alles. Die frühern Verfechter der Union zogen sich daher zurück, unter ihnen auch der mächtige Fürst Ostrogski; als überdies die Patriarchen von Antiochien und Konstantinopel persönlich nach Polen kamen, um den Widerstand zu organisieren, da blieb nur ein kleines Häuflein von Unionsanhängern zurück. Beide Parteien versammelten sich zu endgültiger Verhandlung in Brest 1596. Bald teilten sie sich aber in zwei Gruppen, bannten einander, und nur einige Bischöfe mit dem Metropoliten Rahoza und ihrem kleinen Anhang erklärten sich für die Union. Zwei von ihnen, Hypatius Potij, Bischof von Wladimir, und Cyryl Terlecki, Bischof von Luzk, gingen nach Rom mit der Unionsurkunde und legten dort den Oboedienzeid im Namen der ganzen russischen Kirche ab. So ist die vielbesprochne Brester Union zustande gekommen. Die unierten Bischöfe sollten fortan Sitz und Stimme im polnischen Senat erhalten. Der katholischen Kirche und den Polen hat diese Union in der Zukunft keinen Nutzen gebracht, höchstens, daß die Erbitterung zwischen den beiden russischen Parteien stieg und sie sich noch hartnäckiger bekämpften.

Zu derselben Zeit tagte in Thorn eine Versammlung der Andersgläubigen oder Dissidenten, wie man sie in Polen nannte, um darüber zu beraten, wie sie dem Überhandnehmen des

katholischen Einflusses steuern könnten. Sie schickte eine Abordnung an den König: dieser empfing sie nicht. Die Brester Union konnte sich jedoch auch nicht halten; denn der König und die Slachta wollten die Unionsbedingungen nicht erfüllen. Weder wurden die unierten Bischöfe in den Senat eingeführt noch die Vorrechte der Kirche geachtet; dadurch wurde das ganze Unionswerk in den Augen der nichtunierten Orthodoxen lächerlich gemacht. Die Verfolgung der Griechisch-Orthodoxen, die sich nicht der Union angeschlossen hatten, wurde immer stärker: sie wurden in der Ausübung ihres Gottesdienstes behindert, ihre Priester öffentlich verspottet und mißhandelt, ihre Kirchen von den Patronen an Juden verpachtet, die sich dann für die Öffnung der Kirchen Geld zahlen ließen. Viele Städte stießen die Orthodoxen aus dem Stadtrate, ja auch aus der Bürgerschaft; ihre Kirchen und Kirchengüter wurden ihnen weggenommen — kurz, der Druck wurde unerträglich. Der Haß gegen Polen wuchs im ganzen Osten, und die Massen wurden von den nichtunierten Priestern aufgereizt. Besonders regten sich die Kosaken in der Ukraine und traten als Beschützer des orthodoxen Glaubens auf. Drohend verlangten sie Rechte für ihren Metropoliten und ihre Bischöfe und für sich gleiche Rechte mit der Slachta; aber der alte Sinn für die Freiheit aller war unter dem Einflusse der katholischen Reaktion verloren gegangen.

Für die Andersgläubigen war in Polen kein Platz mehr. Die Orthodoxen organisierten sich daher und versuchten, für die Hebung der Kultur etwas zu thun. Fürst Ostrogski gründete in Ostrog eine Akademie und eine Druckerei; auch an andern Orten entstanden Druckereien. Die Kluft zwischen den zwei Lagern, die sich klug verstärkten, vertiefte sich immer mehr.

Und alles das that Polen in seiner Verblendung zu einer Zeit, wo sich ihm die schönsten Aussichten im Osten eröffnet hätten. Damals setzten, als das Haus Rurik in Rußland erloschen war (S. 513), litauische Magnaten einen falschen Dmitrij auf den Zarenthron. Dieser Dmitrij, von dem man trotz eingehender Untersuchungen nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wer er eigentlich gewesen ist, war ein Freund der Polen und der europäischen Kultur, vielleicht selbst ein Pole. Es gab sogar in Polen eine Partei, die sich mit dem Plane trug, Sigmund abzusetzen und Dmitrij die polnische Krone anzubieten. Als dieser Plan fehlschlug, bot sich Polen noch einmal Gelegenheit, in Rußland Fuß zu fassen, als nach der Absetzung des Zaren Wasilij Schujskij (S. 514) der Kronrat in Moskau 1610 den Sohn Sigmunds, Wladislaw, zum Zaren erkor. Polnische Truppen unter Shólkiewski (Żołkiewski) hielten Moskau in ihrer Hand. Man einigte sich dahin, daß Wladislaw sich verpflichten solle, den griechischen Glauben und die griechische Kirche zu schützen, die Bojaren bei ihren Sonderrechten zu erhalten, ihnen das polnische Vorrecht neminem captivabimus (S. 496 und 523) zu gewähren und mit Polen ein Bündnis zu schließen. Aber die Engherzigkeit des Vaters, der die Krone Rußlands, wahrscheinlich auf das Drängen der Kirche und der Jesuiten hin, für sich erwerben wollte, und der Aufstand der Familie Zebrzydowski, die gerade im entscheidendsten Augenblicke losschlug, vereitelten alle die großen Pläne hinsichtlich einer Vereinigung mit Moskau — für immer. Als sich dann Rußland unter der neuen Dynastie Romanow innerlich festigte, standen sich Polen und Rußland wieder in alter Feindschaft gegenüber. Polen beschloß den Krieg, um Wladislaw mit Waffengewalt nach Moskau einzuführen; aber gleichzeitig war man so thöricht, den König schon jetzt zu verpflichten, künftige Eroberungen der Krone Polens einzuverleiben. Wladislaw mußte noch im Jahre 1617 feierlich auf Smolensk, Starodub und eine Reihe von andern Gebieten zu gunsten der polnischen Krone verzichten, als ob diese Verzichtleistung auf russische Gebiete den polnischen Kandidaten in Rußland empfohlen hätte. Nur dem Kosakenhetman Konaszewicz (S. 541), der mit 20,000 Kerntruppen den Polen zu Hilfe kam und den Kriegszug bis vor Moskau ermöglichte, wie auch der Friedensliebe

des Zaren Michael Romanow und der Ruhebedürftigkeit Rußlands haben die Polen den günstigen Frieden zu Deulino bei der Troizkaja Lawra (1618) zu verdanken gehabt, der den Polen Smolensk, Dorogobusch (Dorohobuż), Czernigow und mehrere andre Städte sicherte. Bald darauf wurde Polen in einen Krieg mit dem schwedischen Kriegshelden Gustav II. Adolf und mit der Türkei verwickelt, der Polen große Opfer kostete, trotz der Heldenthaten seiner Feldherren Stanislaw Koniecpolski und Chodkiewicz. Die Kosaken, die schon seit 1596 offen als Beschützer des orthodoxen Glaubens aufgetreten waren (S. 541), nahmen jetzt auch eine drohende Stellung ein.

Als nach dem Tode Sigmunds 1632 die Slachta zur Wahl seines Sohns Wladislaw IV. Sigmund (gest. 1648) schritt, beschränkte sie die Macht der Krone noch mehr. So sollte der König künftig keinen Krieg ohne Bewilligung des Reichstags beginnen, keine Soldtruppen aus eignen Mitteln werben, die erledigten Reichsämter binnen sechs Wochen nach dem Reichstage verleihen, die Münzgefälle dem Reich abtreten, eine Flotte auf dem Baltischen Meere bauen, statt eines Viertels (S. 526) zwei von den königlichen Einkünften zum Kriege mit Moskau geben. Außerdem hob man die alte Steuer von zwei Groschen von der Hufe als „Überbleibsel der alten Knechtschaft" auf. Nach diesen Bestimmungen war der König mehr in seiner Freiheit beschränkt als der gewöhnliche Adelige, weil dieser Truppen halten durfte: Zamojski, Wisniowiecki und andre haben 10,000 Mann ins Feld stellen können. Wladislaw mußte diese Bedingungen annehmen und im Laufe seiner Regierung sich noch weitere Beschränkungen seiner Freiheit gefallen lassen. Als er einmal nach Baden zum Kurgebrauche ging, beschloß der Reichstag von 1639, der König dürfe ohne Bewilligung des Reichstags das Land nicht verlassen. Später wurde, diesmal jedoch mit mehr Berechtigung, dem König untersagt, Schulden in Reichsangelegenheiten zu machen.

Selbstverständlich mußte Wladislaw versuchen, dieses unhaltbare Verhältnis der Krone zu den Ständen günstiger zu gestalten und die Zentralgewalt zu stärken. Seine ganze Regierung ist ein versteckter Kampf gegen die bestehende Verfassung. Vor allem wollte er sich dem übermächtigen Einflusse der katholischen Kirche, die dem Lande bereits tiefe Wunden geschlagen hatte, entziehen. Die von Jesuiten beherrschte Kirche begünstigte den Übertritt zu ihrer Gemeinschaft, gewährte den Unierten keine Rechte und machte dadurch das ganze Unionswerk hinfällig. Wie in andern Ländern, so fahndeten die Jesuiten auch in Polen nach protestantischen und andern ketzerischen Büchern und vernichteten sie. Die Schulen kamen allmählich in ihre Hände; sie gründeten ihre eigne Akademie in Krakau, um mit der schon bestehenden (S. 477 und 490) in Wettbewerb zu treten. Sie häuften in ihren Händen riesige Vermögen an und überwachten schließlich jeden Schritt des Königs. Wladislaw, der im Mai 1624 im Auftrage seines Vaters Sigmund eine große Reise an mehrere Höfe und zuletzt nach Rom unternommen hatte, fand endlich den Mut, gegen die Vorherrschaft der Kirche Stellung zu nehmen. Wie einst Kasimir IV. (S. 497), war er bestrebt, den Einfluß der Krone auf die Wahl der Bischöfe wahrzunehmen, und unterhandelte darüber nicht ohne Erfolg mit Rom (s. die beigeheftete Tafel „Die polnische Gesandtschaft, die im Jahre 1633 Rom besuchte"). Er suchte die päpstliche Bewilligung zur Gründung der Jesuitenakademie in Krakau rückgängig zu machen. Er veranstaltete in Thorn, gewiß zum Ärger der Katholiken, eine Unterredung zwischen den verschiednen Konfessionen, die freilich, wie andre früher, ohne Erfolg blieb. Er nahm die Nichtunierten in Schutz und beließ ihnen, auf die Brester Union nicht achtend, ihre eignen Bistümer in Lemberg, Przemysl, Luzk, Mohilew und das Erzbistum in Kijew, ohne sich um den Einspruch Roms zu kümmern; ja, er erlaubte sogar den Übertritt von der Union zurück zur Orthodoxie und behandelte die Griechisch-Orthodoxen gerecht. Groß war auch der Erfolg seiner Bemühungen. Infolgedessen hielten die

Erklärung der umstehenden Doppeltafel.

Nach dem Tode Siegmunds III., des ersten Wasa, und einem stürmischen Zwischenreiche bestieg Wladislaw IV., der Sohn Siegmunds, den polnischen Thron (1632—1648). Dieser schickte im Jahre 1633 eine Gesandtschaft nach Rom, deren Einritt von Stefano della Bella (1610—64) gezeichnet und radiert wurde. Umstehend sind die beiden ersten Blätter der Reihe wiedergegeben. Die Radierung ist dem Prinzen Lorenzo de' Medici gewidmet.

Umschrift.

Al Ser[enissi]mo Principe D[omino] Lorenzo de Medici.

Non debbo aggrandir un picciol dono con molte parole; percio semplicem[en]te suplico V[ostra] A[ltezza] ad aggradire il testimonio della mia obligatiſſima divotione eſpresso in questa povera carta et humilm[en]te me Le inclino

D[i] V[ostra] A[ltezza] Ser[enissi]ma
Humiliss[imo] et oblig[atissimo] ser[vitore]
Stefano della Bella
D[icat] D[edicat]

A. 2 Corrieri Pollacchi veſtiti di raso con giubbe di velluto.
B. 22 Muli guarniti a varie foggie.
C. Cavalleggieri della Guardia di S[ua] Santità.
D. Mule de Signori Cardinali.
E. Dieci Camelli con ſuperbissime valdrappe di velluto rosso ricamate con ferri testiere e tortori d'Argento guidati da Persiani e Armeni con diverſe foggie.
F. Quattro trombetti || con giubbe di velluto verde.
G. Trenta Arcieri vestiti di raso rosso Con archi in mano e carabine pendenti.
H. Paggio d'Arme vestito di Broccato d'oro alla Persiana.

Übersetzung.

An den erlauchten Prinzen Herrn Lorenz von Medici.

Nicht darf ich ein kleines Geſchenk mit viel Worten vergrößern; deshalb bitte ich ſchlicht Eure Hoheit, das Zeugnis meiner dankbarſten Verehrung zu genehmigen, wie es in dieſem ärmlichen Blatte ſich ausdrückt, und verneige mich vor Euch unterthänig

als Euer erlauchten Hoheit
unterthänigſter und gehorſamſter Diener
Stefano della Bella.
(Lateiniſch:) Er widmet und dediziert.

A. 2 polniſche Kuriere, bekleidet mit Atlas und Samtjoppen.
B. 22 Mauleſel, behängt auf verſchiedene Art.
C. Reiter von der Leibgarde Seiner Heiligkeit.
D. Mauleſelinnen der Herren Kardinäle.
E. Zehn Kamele mit prächtigen Decken von rotem Samt, geſtickt, mit eiſernen Kopfſtücken und ſilbernen Stutzen, geführt von Perſern und Armeniern mit verſchiedenen Kapuzen.
F. Vier Trompeter mit Joppen von grünem Samt.
G. Dreißig Schützen, bekleidet mit rotem Atlas, die Bogen in der Hand und die Karabiner auf dem Rücken.
H. Waffenjunker, bekleidet mit Goldbrokat nach perſiſcher Art.

(Nach den Originalradierungen im königl. Kupferſtichkabinett zu Dresden.)

Die polnische Gesandtschaft, die im Jahre 163
(Nach den im Dresdener Kupferst

besuchte. Radierung von Stefano della Bella.

11 befindlichen Originalblättern.)

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

östlichen Provinzen und vor allem die Kosaken, die Verfechter der Orthodoxie, treu zum Könige, wohl auch in der Erkenntnis, daß sie von der ihnen feindlich gesinnten Slachta keine gerechte Behandlung erwarten konnten.

In ebenso entschiedner Weise brach er mit der äußern Politik seines Vaters. Er erstrebte eine Vereinigung Polens mit Rußland, führte mit allem Nachdrucke Krieg und erlangte 1634 in Poljanowka (S. 515) einen günstigen Frieden, der Polen den Besitz von Siewiersk, Smolensk und Czernigow einbrachte. Sein Vorsatz wurde jetzt ein gemeinschaftlicher Kampf in großem Stile gegen die Türkei: darum gab er in der schwedischen Frage nach und verzichtete im Waffenstillstande zu Stuhmsdorf am 12. September 1635 gegen Rückgabe Preußens auf das von den Schweden eroberte Livland. Seinem Ziele zu Liebe näherte er sich dem habsburgischen Haus und heiratete Caecilia Renata, eine österreichische Erzherzogin. Auch als er nach deren Tod eine französische Prinzessin (Marie Louise von Nevers-Gonzaga) heiratete, that er es vermutlich, um mit ihrem Gelde Truppen gegen die Türken auszurüsten.

Wenn Polen damals Erfolge erzielt hat, so verdankte es diese nur der Umsicht und der Opferwilligkeit seines Königs. Dafür wollte es aber nicht einmal die von ihm im Kriege gegen Moskau gemachten Schulden zahlen, und nur als „Dank" wurde dem Könige nach großen Bemühungen eine Steuer zugebilligt. Nur in einem Punkte ließ sich der König von der Slachta zu einem für Polen verhängnisvollen Schritte hinreißen, in der Gesetzgebung über die Kosaken. Im ausgehenden 16. Jahrhundert hatte sich eine große wirtschaftliche und soziale Umwälzung in Polen vollzogen. Die Kolonisation der östlichen Provinzen hatte ungeahnte Fortschritte gemacht. Rotrußland, Wolhynien, Podolien waren längst von den polnischen Herren besetzt: jetzt ging der Strom der Kolonisten in das Dnjeprgebiet und riß zugleich die Bevölkerung der genannten Gebiete mit sich. Sogar Adelige, die infolge der Bürgerkriege, wie auch des Kampfs mit Rußland wirtschaftlich zu Ende waren, zogen unter dem Schutze mächtiger Herren nach den östlichen Provinzen und wurden hier Kosaken. Kleine Grundbesitzer in den westlichen Provinzen konnten sich aus Mangel an Arbeitskräften nicht behaupten; ebenso machten im Osten die Unsicherheit und die anstrengende Kolonisationsarbeit die Entfaltung kleiner Wirtschaften unmöglich. Die Folge davon war, daß der kleine Adel namentlich im Osten in Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern geriet; dadurch mußte sein Einfluß natürlich im staatlichen Leben sinken, während sich der der Magnaten hob. War im 15. und auch im 16. Jahrhundert der kleine Adel im Staat so ausschlaggebend gewesen, daß er noch die große Gesetzesrevision durchführen konnte, und hatte die Verfassung im Zeichen der Demokratie gestanden, so wurde jetzt der Schwerpunkt wieder in den Senat verlegt, der durch wirtschaftlichen Druck die Landbotenkammer beherrschte. Die Entwicklung Polens seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts steht also im Zeichen der Magnatenherrschaft: die Oligarchen beherrschen die Krone; von ihnen gehen die ersten für den Staat so verderblichen Aufstände aus, die unaufhaltsam zum Verfalle Polens führen sollten. Mit der Bildung der großen Liegenschaften in den östlichen Provinzen hing aber eine Bewegung der Bevölkerung von Westen nach Osten zusammen, die den wirtschaftlichen und somit auch den politischen Schwerpunkt des Reichs nach der östlichen Grenze hin verschob. Der Hochadel des Ostens lenkte den Staat nach seinem Willen.

Dazu trat noch eine soziale Wandlung. Im Kosakentum entwickelte sich langsam eine Schicht, die nach der Freiheit strebte und sich dem Adel gleichstellen wollte. Doch nichts war für die Großgrundbesitzer der östlichen Marken gefährlicher als diese Bewegung, durch die sie die ganze Bauernschaft, die einzige Stütze ihrer Wirtschaften, zu verlieren Gefahr lief. Alles,

was bedrückt war und frei leben wollte, schloß sich den Kosaken an. Die bäuerliche Bevölkerung konnte nur mit Gewalt davon zurückgehalten werden, davonzulaufen und nach der Ukraine auszuwandern. Die Zahl der Kosaken vermehrte sich von Jahr zu Jahr reißend schnell. Man half sich auf die Weise, daß man nur 600 Kosaken zuließ und zur Aufsicht Register anlegte, allen übrigen aber Bauern zu bleiben befahl (S. 533 und 540). Jetzt gedachten die bedrohten Oligarchen ein gründliches Mittel anzuwenden. Auf ihr Betreiben beschloß der **Reichstag von** 1638, die Registrierten unter einen polnischen Kommissar zu stellen; wer später Privilegien erwerbe, sollte seiner Rechte, Freiheiten und Einkünfte verlustig gehen. Ihre Besitzungen wurden von den Herren eingezogen, und sie mußten davon fortan Abgaben entrichten. Dieser Reichstagsbeschluß entfesselte einen Aufstand der Kosaken, der den Verlust der Ukraine zur Folge haben sollte.

10. Die Kosaken.

A. Die Anfänge der Kosaken als tatarischer Grenzwehr.

Nach der Eroberung Kijews und der Unterjochung Rußlands durch die Tataren hatten sich einerseits Moskau, anderseits Litauen zu neuen politischen Mittelpunkten erhoben. In Kijew aber erstirbt alles politische und kulturelle Leben. Das Land verödet nach und nach; wer von dem Tatarenschwerte verschont geblieben war, wurde in Gefangenschaft geführt oder wanderte aus, während die wenigen Zurückgebliebnen, in steter Gefahr lebend, verwilderten und in die Wälder und Sümpfe flüchteten. Erst mit der Eroberung dieser Gebiete durch litauische Fürsten kehren die Flüchtlinge, kehrt menschliches Leben in das Land zurück. Fürsten aus Olgerds Stamme, wie Korecki, Lanc(z)koronski, Czartory(i)ski, Ružynski, Wisniowiecki, Olelkowicz, bekommen hier herrenloses Land in Hülle und ziehen Kolonisten herein. Doch mußte stets die Abwehr tatarischer Einfälle ihre erste Pflicht sein und daher vor allem die militärische Organisation in Angriff genommen werden. So entwickelte sich hier mit der Zeit eine Art Militärgrenze gegen die Tataren. Den Anfang machten Grenzstarosteien; neben ihnen bekämpften das Tatarentum die ansässigen Großgrundbesitzer auf eigne Hand. Später entstanden aus dieser Bethätigung freie Genossenschaften, die nur in einem sehr losen Verbande zu ihren Fürsten und Starosten standen. Sie führen seit Anfang des 15. Jahrhunderts den Namen **Kosaken**.

Die ganze Einrichtung wie der Name sind **tatarischen Ursprungs**; nur hat das **slawische** Kosakentum eine ganz **andre Entwicklung** genommen. Jedenfalls ist ein direkter Zusammenhang mit den Kirgisen (vgl. Bd. II, S. 192), die sich selbst Kasaken (nach russischer Lautierung = Kosaken; auch Kassaken, Chazaken) nennen, nicht nachweisbar. Auch die um 965 durch Swjatoslaw (S. 441) unterjochten Kasogen auf der Halbinsel Taman (Tscherkessen am Kaukasus) wird man besser gänzlich davon trennen. Kosaken nannte man bei den Tataren Leute, die ohne Erlaubnis ihrer Obern Raubzüge unternahmen; russische und litauische Fürsten, wie Wasilij IV. Iwanowitsch und Sigmund I., führten bei den tatarischen Chanen Klage, daß deren „Kosaken" in ihre Gebiete einbrächen. In Rußland nannte man ursprünglich Kosaken Leute, die, im Gegensatze zu der seßhaften Bevölkerung mit ihren Lasten und Abgaben, Gewerbe und Handel trieben, besonders Salz (S. 421) führten oder auf den Wolgaschiffen dienten oder am Dnjepr sich mit Fischfang beschäftigten und Fische in Kijew feilboten: kurz Leute, die nicht an die Scholle gebunden waren. Aber schon Anfang des 16. Jahrhunderts gab es Kosaken, deren Aufgabe ausschließlich der Militärdienst war, obwohl sie noch nicht frei, sondern den betreffenden

Fürsten unterthan waren. Sie mögen aus jenen sich frei umhertreibenden Handelsleuten hervorgegangen sein, die ohnehin auf ihren Reisen an Gefahren aller Art sich gewöhnen mußten. Ihnen gesellten sich Bürger und Bauern zu, denen ihre Lasten unerträglich geworden waren. Diese Kosakenscharen führten oft den Namen ihrer Herren; z. B. finden wir „Kosaken des Fürsten Demetrius Wisniowiecki" oder, nach den Namen ihrer Staroſteien und Städte, Kosaken von Kan(i)ew, Bar, Winnica, Bilacerkow (Bielazerkow) und Kijew, von Smolensk, Rjäsan und Putiwl. Die Kosaken von Czerkasy (Tscherkassy) waren so bekannt, daß später die Kosaken überhaupt Czerkasy heißen. Die größten Verdienste um die Organisation und Entwicklung des Kosakentums erwarben sich die Grenzstaroſten und von den Fürsten besonders Preclaw Lanckoronski, Eustasij Ružynski und Eustasij Daszkowicz.

Daszkowicz, Staroſt von Czerkasy am Dnjepr, ging nach Polen und verlangte auf dem Reichstage zu Piotrkow, man solle diese Freischaren als Reichsheer anerkennen, das die Grenzen zu schützen habe; er schilderte auch, wie wichtig das für das Reich sein könnte. Aber es kam nicht dazu. Und als die Regierung die Freizügigkeit der Kosaken beschränken wollte, gingen sie hinter die Stromschnellen (porohy, Porogen) südlich von Czerkasy. Hier entstand das freie Kosakentum, das keinem Fürsten unterstand. Die erste Spur dieser Saporoska Sjetsch (Sjitsch der „Saporoger") finden wir in einem Schreiben des Königs Sigmund August von 1568; genauer wird sie uns in den Quellen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts geschildert. Ihre Waffenplätze waren die Dnjeprinseln, wie Tomakowka, Chortiza, Mykytynroh, Basawluk, Czortomlyk und andre, wo sie ihre Festungen hatten. Sie organisierten sich ähnlich wie die Ritterorden in Westeuropa. Unbedingter Gehorsam, Frömmigkeit, Keuschheit im Lager, vollständige Gleichheit aller, das waren die Lebensbedingungen in der Sjetsch. Die Versammlung war die einzige Behörde. Sie wählte die Obern: den Ataman (Hetman), der sein Amt nur für je ein Jahr erhielt, dann für seine Thätigkeit zur Verantwortung gezogen und sogar mit dem Tode bestraft werden konnte, den Asawul als Unterbefehlshaber und einen Kanzler (pisar). Die Versammlung war auch die einzige Gerichtsbehörde. Streitigkeiten waren streng verboten; Diebstahl und Christenberaubung wurden mit dem Tode durch den Strang bestraft. Sie lebten nach den Satzungen der orthodoxen Kirche und beobachteten streng die Fasten. Ihre vornehmste Aufgabe war der Kampf gegen die Ungläubigen. Sie lebten in umzäunten Gehegen (kurenj), die mit Roßhäuten bedeckt waren, je 150 in einem. In die Genossenschaft konnten auch Verheiratete aufgenommen, nur durften die Weiber nicht mitgeführt werden. Ihre Speise war eine Art Sauerteig (solomacha), Fische und Fischsuppe (schtscherba). So begann hier eine neue Einrichtung aufzublühen; ja es schien sogar, als ob hier ein neuer Staat auf neuen, uneuropäischen Grundlagen erstehen werde. Hat man in Polen und im übrigen Europa nur die Freiheit einzelner Stände gekannt und gepflegt, so forderte hier auch die unterste Schicht für sich dieselbe Freiheit; ja es sollte hier überhaupt keine Stände, sondern bloß ein freies Volk geben. Unabhängig von der Sjetsch bildeten sich ebenfalls Freischaren, die, einen Raubzug planend, sich einen Heerführer (Ataman) wählten. Aber alles ging später in der Sjetsch auf, die den Kristallisationspunkt der Ukraine bildete. Soweit uns bekannt ist, wurde zum erstenmal unter Sigmund August um 1572 der Edelmann Joh. Badowskij als Ataman über alle Kosaken gestellt. Derselbe König stellte sämtliche Kosaken unter einen Richter mit dem Sitz in Bilacerkow. Seit der Zeit erscheinen an ihrer Spitze Hauptleute oder Hetmans, die von der polnischen Regierung anerkannt wurden.

Ein unwiderstehlicher Zauber umfloß das Kosakenleben. Und als sich die Kunde von diesem märchenhaften Lande verbreitete, wo jeder frei wie ein Vogel leben konnte und durch den

geschwornen Kampf gegen die Ungläubigen eine höhere Weihe empfing, füllte es sich nach und nach mit Flüchtlingen und Überläufern aus Polen und Rußland. Das Gebiet zu beiden Seiten des Dnjepr um Kijew herum bis zu den tatarischen Grenzen wurde zum ersehnten Zaubergarten für alle Armen und Bedrückten, ja auch für alle ruhmbegierigen und thatenlustigen Männer. Der kleinrussische Stamm schien berufen zu sein, den Gedanken von der Gleichheit und Freiheit Aller praktisch durchzuführen. Hier wurde auch das Kriegswesen zu hoher Blüte gebracht. Zugleich entstand eine Litteratur, die das Kosakenleben in anziehenden Liedern und Erzählungen verherrlicht. Ja, das ganze Slawentum könnte stolz auf diesen Freistaat sein. Freilich, die Pflege einer höhern Bildung dürfte man gerechterweise von diesem Volke nicht verlangen, das den Krieg als Lebenszweck ansah.

Die Kosaken hätten unschätzbare Vorteile ihrem Land und dem ganzen Reiche bringen können, wenn man in Polen verstanden hätte, dieses neue Glied in den Staatsorganismus einzuordnen. Aber die demokratischen Kosaken paßten in den adligen Staat nicht hinein. In Polen und Litauen gab es nach der Lubliner Union (1569; S. 528) nur drei scharf abgesonderte Stände: Slachta, Bürgertum und hörige Bauern. Für die Kosaken gab es keinen Platz unter diesen drei Ständen, und statt der Vorteile erwuchs daher in den Kosaken für Polen eine ebenso wichtige wie gefährliche soziale und staatspolitische Frage, die in ihren Folgeerscheinungen auch eine hervorragend wirtschaftliche wurde.

Die Kosaken übten auf den Bauernstand in Polen und Litauen eine so starke Anziehungskraft aus, daß nur die schärfsten Strafen im stande waren, das Volk von der massenhaften Flucht in die Ukraine zurückzuhalten. Das Kosakentum erschien daher der Slachta als etwas Revolutionäres, das die Staatsordnung störte und infolge der hervorgerufnen Auswanderung der arbeitenden Landbevölkerung mit Verödung und Untergang aller Wirtschaften bedrohte. Beruhte doch die wirtschaftliche Kraft des adligen Polenstaats auf der Knechtung der Landbevölkerung; dies war ein Hauptziel der Gesetzgebung gewesen, wie einst im Altertume die Wohlfahrt der Staaten auf der Sklaverei als gesetzlicher Einrichtung beruht hatte. Es ist daher begreiflich, daß die Slachta die Kosaken mit tödlichem Haß und tiefer Verachtung verfolgte, diese ehemaligen Bauern, die es wagten, sich ihr gleichzustellen. Darum mußte sie alles daran setzen, sie wieder zum Bauernstande herabzudrücken. So war die Kluft zwischen beiden unüberbrückbar, der Kampf unvermeidlich. Einen Ausgleich der Unterschiede, die Lösung dieser sozialen Frage zu finden, war eine kaum erfüllbare Aufgabe.

B. Das Aufblühen des Kosakentums in seiner polnischen Zeit.

Abgesehen von Sigmund I., der die Organisation der Kosaken leise gefördert hatte, war Sigmund August der erste, der es versucht hat, das Kosakentum dem polnischen Staatsorganismus einzugliedern, indem er sie den Starosten unterstellte, ihre Zahl beschränkte und ihren Sold bestimmte. Báthori hat bloß 600 Kosaken in Sold genommen, und zwar zum Kampfe gegen Moskau. Erst unter Sigmund III. beschloß der Reichstag von 1590, 6000 Kosaken zu besolden. In eine Liste eingetragen, hießen sie „Registrierte". Aber ihr Oberbefehlshaber war der jeweilige polnische Kronhetman, so daß die Kosaken nur einen Teil des polnischen Heers bilden sollten. Die Registrierten bekamen Land zum Eigentum, einen eignen Gerichtshof in Baturin, freie Wahl der Obern. Alle übrigen, die weitaus größte Zahl, sollten zum Bauernstande zurückkehren. So fand er einen Ausweg, der nur einen verschwindend kleinen Teil befriedigte. Aber die Slachta wollte nicht einmal diese 6000 in ihre Mitte aufnehmen und behandelte sie

bloß als Militär. Das gab zu neuem Streit Anlaß. Die Registrierten thaten sich mit den nichtregistrierten Kosaken zusammen und lehnten sich wider die Regierung auf, überfielen die Slachta auf ihren Gütern und machten unter selbstgewählten Feldherren Raubzüge in die Türkei und ins Gebiet der Tataren.

Für die polnische Regierung erwuchs dadurch eine neue Schwierigkeit; denn jeden Augenblick drohte dieser Übermut der Kosaken den gefährlichen Krieg mit der Pforte heraufzubeschwören, und immerfort liefen Klagen von geschädigten Osmanen über freche Kosaken ein. Alle Befehle fruchteten ebensowenig wie die Enthauptung einiger Atamane. Was kümmerte die freien Kosaken das Staatsinteresse Polens! Sie liebten Freiheit und Krieg über alles; sie zogen freudig in den Kampf wie zum Tanze. Oft ließen sie sich, hierin den kühnen Warägern gleichend, auf ihren kleinen Kähnen (czajki) vom Dnjepr zum Schwarzen Meere tragen und plünderten die Vorstädte von Konstantinopel oder die Städte Kilia, Akkerman (S. 359 unten), Ismail, Sinope und andre. Sigmund III. ließ 1591 am Dnjepr die Zwingburg Kremenczug für 1000 Soldaten aufführen, deren Aufgabe es sein sollte, die Kosaken im Zaume zu halten. Aber auch diese ständigen Garnisonen waren nicht im stande, die Ruhe herzustellen.

a) Peter Konaszewicz.

Im Jahr 1592 kam es zum ersten Aufstande der registrierten Kosaken unter ihrem Ataman Kristoph Kosinski. Der Fürst Konstantin Ostrogski (S. 534), selbst ein Orthodoxer, unterdrückte ihn an der Spitze der Slachta. Die Kosaken mußten Kosinski ausliefern und einen andern Ataman wählen, die Beute herausgeben, sich verpflichten, keine Streifzüge ohne Wissen und Bewilligung der Regierung zu unternehmen, keine Überläufer aufzunehmen. Aber schon 1596 folgte die zweite Auflehnung unter Loboda und Severin Naliwajko. Hatte der erste Aufstand einen mehr sozialen Charakter, so kam jetzt etwas Religiöses hinzu, indem sich die Kosaken zum Schutze des durch die Union von Brest 1596 bedrohten orthodoxen Glaubens erhoben. Ostrogski, der Widersacher der Union, schürte jetzt selbst das Feuer, weil er sich an Alexander Siemaszko, dem Kastellan von Braclaw, und an dem Bischof Cyryl Terlecki (S. 534) rächen wollte. Die Aufständischen versammelten sich auf seinem Gebiet, in Ostrog schloß sich der Hausprieſter Ostrogskis, Damian Naliwajko, ein Bruder Severins, an; viele Adelige, auch die Nichtregistrierten, verbanden sich mit ihnen. Die besten Feldherren, Zamojski und Sholkiewski (S. 535), wurden gegen die Aufständischen geschickt und zwangen sie zur Ergebung. Die beiden Atamane wurden ausgeliefert und in Warschau geköpft. Mit großer Härte behandelt, flohen jetzt die Kosaken massenhaft auf das linke Ufer des Dnjepr, nach Saporoshje, wo sich nun ihr Hauptort ausbildete. Ihre Zahl wuchs dort so sehr, daß sie wieder Raubzüge unternehmen konnten, 1605 Warna überrumpelten, 1607 Oczakow und Perekop zerstörten.

Besonders gefürchtet wurden die Saporoger, als an ihre Spitze 1612 der Ataman Peter Konaszewicz Sahajdacznyj trat, ein tapferer, kriegskundiger Mann. Er plünderte 1612 das Gestade der Krim bis Eupatoria, nahm Kaffa, zerstörte 1613 Sinope, verwüstete 1614 die Gestade Kleinasiens, 1615/16 Trapezunt und verbrannte die türkische Flotte. Er war es, der den polnischen Feldzug gegen Moskau unterstützte (S. 535 f.). Der Name der Saporoger wurde bald allgemein für die Dnjepr-Kosaken gebraucht. Konaszewicz nahm den Titel „Ataman beider Ufer des Dnjepr und der Saporoger" an und stellte sich über die Registrierten; ja, er knüpfte Verbindungen mit dem Zaren und mit der Türkei an. Auch ist er der erste Ataman, der offen die Kirche in Schutz nahm und sie organisierte, indem er einen orthodoxen Metropoliten in

Kijew mit Suffraganbischöfen verlangte und durchsetzte. Der Patriarch von Jerusalem, Theophan, kam nach Rußland und weihte Jow Borecki zum Metropoliten und noch andre sechs Bischöfe; Konaszewicz wies ihnen Güter an. Er gründete viele Kirchen, erneuerte Klöster, errichtete Schulen und war also der erste, der auf die Hebung der Kultur Gewicht legte. Auch forderte er von der polnischen Regierung Bestätigung seiner Stellung; als man seiner Hilfe gegen die Türken brauchte, geschah dies. Aber immer war er bestrebt, seine Unabhängigkeit merken zu lassen. Als im Frieden mit der Türkei 1621 Polen sich verpflichtete, die Kosaken im Zaume zu halten, unternahm er gleich darauf einen Zug ins türkische Gebiet, um so seinen Einspruch gegen diesen Punkt kund zu thun. Und merkwürdig genug, dieser stahlharte Mann, der z. B. den Registrierten-Ataman Borodawka angesichts des polnischen Lagers enthaupten ließ und sonst nur den Krieg zu lieben schien, ging nach der Schlacht bei Chotin, in der er an der Hand verwundet worden war, ins Kloster und beschäftigte sich dort mit der Abfassung eines Buchs, dem sogar seine Feinde Lob spendeten. Konaszewicz starb am 5. April 1622, ein außergewöhnlicher Mensch, tapfer bis zur Waghalsigkeit, ein kluger Staatsmann, ein Förderer der Kultur und der Freiheit, kurz: einer der größten Slawen. Er begründete die staatliche Sonderstellung und vermehrte den Ruhm seiner Ukraine; er weckte im Volke selbst tiefe Liebe zum Heimatlande. Noch heute wird er in Liedern besungen.

Schon drei Jahre nach seinem Tode sank das Kosakentum von der Höhe, auf die es durch Konaszewicz gebracht worden war. Überall hatte man die Kosaken gern als Söldner geworben: Loboda und Naliwajko hatten unter des Kaisers Fahne in Siebenbürgen gekämpft, andre, wie Lisowski, in Deutschland selbst. Die polnische Regierung schickte jetzt den Hetman Koniecpolski nach der Ukraine ans rechte Ufer unter dem Vorwand, Einfälle von Kosaken in das türkische Gebiet zu verhüten. Unverhofft wurden die Kosaken am See Kurakow von ihm umzingelt, durch falsche Versprechungen irregeführt und zur Ergebung gezwungen. Sie mußten auf der Heide Medweshi Lozy 1625 folgende Bedingungen annehmen: 6000 Registrierte sollten beibehalten werden, 60,000 Goldgulden Sold ihnen gezahlt, das Register im Reichsschatzamt aufbewahrt werden; der Ataman sollte von dem polnischen Kronhetman bestätigt, Einfälle in das türkische Gebiet eingestellt, die czajki verbrannt und keine neuen gebaut werden. Tausend von ihnen sollten im Saporoger Lande garnisonieren. Die Nichtregistrierten sollten ihren Herren dienen und binnen zwölf Wochen ihre Habe verkaufen. Darauf wurde Michael Doroszenko zum Ataman gewählt und von Koniecpolski bestätigt. Einige Jahre darauf kam wieder ein polnisches Heer in die Ukraine, unter dessen Schutze die Slachta sich die größten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten erlaubte. Morde, Vergewaltigungen, Gütereinziehung waren auf der Tagesordnung. Erwägt man außerdem, daß kaum jeder Zwanzigste ins Register aufgenommen werden konnte, so wird man begreifen, wie viel Zündstoff da angehäuft war. Ebenso gärte es gefährlich unter den Saporogern, die ihre eignen Atamane hatten.

Bei der Wahl Wladislaws IV. erschienen 1632 auch die Abgeordneten der Kosaken auf dem Reichstage. Sie verlangten Wahlrecht, Aufhebung der Union, Vergrößerung der Zahl der Registrierten und die Bestätigung der Sonderrechte der orthodoxen Kirche. Man antwortete ihnen, die Kosaken seien zwar Glieder der polnischen Republik, aber solche wie Nägel und Haare, die man abschneiden könne. Um seinen Forderungen mehr Nachdruck zu geben, zog Petrykycki, Ataman der Registrierten, nach Wolhynien und verwüstete die Güter der Slachta. Zur Wahlausübung ließ man die Kosaken nicht zu; aber die Rechte der orthodoxen Kirche wurden bestätigt und ihr Metropolit Peter Mogila anerkannt.

Wladislaw IV. versprach, die orthodoxen Diözesen wiederherzustellen und für die Unierten neue zu begründen, erlaubte ihnen, einige Kirchen zu bauen und Druckereien zu errichten. Aber von der Freiheit der Kosaken war wenig die Rede; vielmehr ließ er am Dnjepr die neue Festung Kudak bauen, welche die Saporoger im Zaume halten sollte. Als der Ataman Sulyma diese Festung zerstörte, wurde er dafür in Warschau gepfählt und ein Heer gegen die Kosaken geschickt, die unter Pawluk, der schon an die Unabhängigkeit der Ukraine dachte, zur äußersten Abwehr bereit waren. Bei Kumejki und Borowitza kämpften die Kosaken mit äußerster Erbitterung, mußten sich aber ergeben. Pawluk, Tomilenko und andre Anführer wurden geköpft. Die Kosaken mußten um Verzeihung bitten; alle, die nach Saporoshje gingen, sollten den Herren zurückgeschickt werden. Die Anlegung der Register wurde fortan den königlichen Kommissaren überlassen, das Volk seiner Habe beraubt. Und nun griff der Reichstag von 1638 (vgl. S. 538), durch den letzten Sieg in seinem Stolze gehoben, zu den schärfsten Maßregeln. Auch die Registrierten wurden jetzt den Bauern gleichgestellt, aller Rechte verlustig erklärt und ihrer Güter beraubt. In Trechtemirow residierte seitdem der polnische Kommissar. Die polnischen Heere lagerten in der Ukraine und hausten hier in schonungsloser Weise.

Man täuschte sich aber gewaltig in Polen, wenn man hoffte, durch Knechtung der Kosaken die Ukraine endgiltig beruhigt zu haben. Als Antwort auf die Reichstagsbeschlüsse brach ein neuer Aufstand aus unter Hunia, Ostrjanycia, Filonenko. Doch wurde auch dieser niedergeworfen. In einem Lager, das sich auf Gnade und Ungnade ergab, wurde alles bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Unter den polnischen Magnaten, die an der Knechtung der Ukraine das größte Interesse nahmen, zeichnete sich durch Wildheit Jeremias Wisniowiecki (ein von den Jagiellonen abstammender Woiwode) aus, der an der Spitze einer eignen Schar alle Kosaken, die in seine Hände fielen, verbrennen, köpfen, spießen oder ihnen die Augen ausbohren ließ. Durch die Übermacht wurde der Aufstand gebrochen. Viele flohen nach Saporoshje und irrten in der Steppe herum. Deshalb kam schon damals der Gedanke immer mehr zum Durchbruche, daß man sich auf eine fremde Macht stützen müsse. Ostrjanycia und Filonenko gingen nach Moskau; etwa 6000 sollen in persische Dienste getreten sein. Unumschränkt herrschte jetzt die Slachta in der Ukraine; den Kosaken wurden sogar die Fischerei und die Jagd verboten. Und bald kamen auch die Jesuiten dahin. Manche Magnaten, wie Wisniowiecki, Koniecpolski, Kalinowski, Potocki, erwarben riesigen Grundbesitz. Das Gebiet, das Wisniowiecki jetzt besaß, übertraf an Größe so manches deutsche Fürstentum. Eine Abordnung der Kosaken (Roman Polowetz, Bogdan Chmelnicki, Iwan Bojaryn, Iwan Wolczenko), die beim Könige die Wiederherstellung der Freiheit, des Grundeigentums und der Soldzahlung verlangte, konnte nichts erreichen. Aber nur zehn Jahre war es ruhig in der Ukraine, als ob sie nur erproben wollte, bis zu welcher Grenze der Druck der polnischen Slachta gehen könne.

b) Peter Mogila.

In diese Zeit fällt die verdienstvolle Thätigkeit des ausgezeichneten Metropoliten von Kijew, Peter Mogila. Die Familie Mogila (Movilă, Mohyla; vgl. S. 352 und 362) hat den Fürstentümern Moldau und Walachei einige tüchtige Regenten gegeben; vielfach war sie mit den ersten polnischen Familien verschwägert. Peter erhielt seine Bildung in der Schule der seiner Familie befreundeten Stauropigischen Fraternität zu Lemberg und im Auslande. 1625 trat er zu Kijew in das berühmteste Kloster Rußlands, die Peczerskaja Lawra; Ende 1627 wurde er dort Abt. Als solcher ging er 1632 an der Spitze der Kosakenabordnung nach Polen zum

Reichstag und erlangte vom Könige Rechte für die orthodoxe Kirche (S. 542). Daß der Patriarch Theophan von Jerusalem auf Bitten des Ataman Konaszewicz den Jow Borecki zum Metropoliten von Kijew geweiht hatte (S. 542), war ohne Wissen des Königs geschehn — jetzt sollten also das Amt des Metropoliten und einige Bistümer von Staats wegen anerkannt werden. Nach Boreckis Tode wurde Peter Mogila 1632 als Metropolit anerkannt.

Die erste und vornehmste Sorge Mogilas war die Hebung der höhern und niedern Schulen. Während die katholischen Priester, namentlich die Jesuiten, überall wissenschaftliche Anstalten gründeten und erhielten, um die Evangelischen mit geistigen Waffen zu bekämpfen, war die russische Geistlichkeit in der Zeit des Tatarenjochs tief herabgesunken. Die meisten Priester waren Analphabeten. Da mußten auch die verstocktesten Orthodoxen einsehen, daß sie, wollten sie ihr Kirchentum retten, die Kultur nicht weiter vernachlässigen durften. Es wurden zur Verteidigung der Kirche bei den bedeutendern bischöflichen Sitzen, wie in Lemberg, Kijew, Luck, Wilna, Kirchenbruderschaften gestiftet, Druckereien und Schulen errichtet. Die erste orthodoxe Schule nebst einer Druckerei gründete 1580 Fürst Konstantin Ostrogski (S. 534 und 541) in seiner Stadt Ostrog. Dann wurde eine Schule nebst Druckerei in Lemberg von der Stauropigischen Fraternität 1586 errichtet, 1588 in Wilna, als der Patriarch von Konstantinopel dort weilte, eine dritte in Luck, 1589 eine vierte in Kijew. Nun erschienen aus der Feder der Orthodoxen Bücher zur Verteidigung ihrer Kirche. Die Gefahr war um so größer, als König Sigmund III., ein eifriger Katholik und Gönner der Jesuiten, es auf die Vernichtung von Kirche und Schule der Orthodoxen abgesehen hatte. Als der Patriarch von Jerusalem, Theophan, erschien, wurde er für einen türkischen Spion ausgegeben, die von ihm geweihten Bischöfe vor die Gerichte geladen. Trotz alledem erhielten sie sich, und die Schulen nahmen zu.

Mogila war vor allem bestrebt, nach dem Muster der ausländischen eine höhere Schule in Kijew zu gründen, in der der Unterricht auch im Lateinischen, Griechischen und Polnischen erteilt werden sollte. Er schickte junge Leute auf einige Jahre zur höhern Ausbildung ins Ausland und stellte sie dann als Professoren an seiner Schule an, die den Namen eines collegium führte und später zur Akademie erhoben wurde. Sein ganzes Vermögen opferte er dafür. Bald war er in der Lage, musterhafte Mönche und gute Lehrer zum Fürsten der Walachei und nach Moskau zu schicken. Das geistige Leben begann sich mächtig zu regen. Eine apologetische orthodoxe Litteratur entstand; die Griechen konnten jetzt mit Erfolg mit den Römischen wetteifern. Die Schule hatte gute Lehrer und erzog berühmte Gelehrte, wie Silvester Kossow, Sofronij Poczaskij, Epifanij Slawineckij, Simeon Polockij, Innoc. Gisel, Baranowicz, S. Kozlowski, Galatowski u. a. Mogila selbst war auch auf litterarischem Gebiet hervorragend thätig. Er schrieb eine Reihe der notwendigsten Kirchenbücher für das Volk und die Lehrer, verbesserte den Text der Bibelübersetzung und verfaßte apologetische Schriften, vor allem das „Orthodoxe Bekenntnis der katholischen und apostolischen Kirche des Morgenlands" (die Confessio orthodoxa von 1643). An der geistigen Thätigkeit dieses Mannes und seiner Schule hat Rußland jahrhundertelang zehren können. Im Jahre 1640 schlug Peter Mogila dem Zaren Michael vor, unter der Leitung kleinrussischer Mönche ein Kloster mit einer Schule zu stiften, in welcher der Unterricht in der griechischen und der slawischen Sprache erteilt werde. Zwei von den Kijewer Gelehrten, der vom Patriarchen Nikon empfohlne Epifanij Slawineckij und Simeon Polockij, traten in nähere Beziehungen zu dem Zaren Alexej (S. 558). Polockij namentlich war zugleich ein hervorragender Kanzelredner und ein Dichter, dessen Dramen bei Hof aufgeführt wurden; auch leitete er seit 1670 die Hofbuchdruckerei. Von ihm stammt der erste Entwurf

einer slawisch-griechisch-lateinischen Akademie in Moskau: ein großartiger Gedanke, der noch auf Mogila selbst zurückzuführen ist. Auch die Söhne von Alexej, Feodor und Iwan, waren Gönner der Kijewer Gelehrten. Peter der Große zog die Lehrer dieser Schule an sich und bildete aus ihnen einen Gelehrtenstab, den er mit der geistigen Reform Rußlands betraute. Die Jünger der Kijewer Schule trugen das Licht der Kultur überallhin und bekleideten die höchsten Kirchenämter.

Mogila starb 1647, kaum 50 Jahre alt, infolge seiner aufreibenden Thätigkeit. Wie Konaszewicz den Stolz und den Unabhängigkeitssinn der südrussischen Bevölkerung geweckt hatte, so hat Mogila, ein ihm ebenbürtiger Geist, die Kultur der Ukraine geweckt, sie mit dem Ruhme von Wissenschaft bedeckt und das Selbstbewußtsein der orthodoxen Kirche gehoben. Freilich haben selbst dadurch die alten Mängel der griechischen Kirche nicht mehr gutgemacht werden können; die angesehensten und reichsten Geschlechter (z. B. Jeremias Wisniowiecki), dem beinahe die Hälfte der Ukraine am linken Ufer gehörte, traten nach und nach zur katholischen Kirche über. Bei dem orthodoxischen Glauben blieben fast nur das arme Volk und in den Städten die wenigen Bürger, die durch geistliche Bruderschaften zum Ausharren in der morgenländischen Kirche bewogen wurden.

C. Bogdan Chmelnicki; die Unterwerfung unter Moskau.

Im Todesjahre Mogilas gärte es bereits gewaltig in der Ukraine, und schon Anfang 1648 schlugen die Kosaken ein polnisches Heer. An die Spitze der Unzufriednen hatte sich diesmal Bogdan Sinowi Chm(i)elnicki, der Sohn eines Sotnik aus Tschigirin, gestellt. Er hatte im Collegium Mogilanum, dann in der Jesuitenschule zu Jaroslaw studiert und galt als ein recht belesner Mann. Er kämpfte im polnischen Heer in der Schlacht bei Cecora, wo sein Vater fiel; er selbst wurde gefangen genommen und in Konstantinopel zwei Jahre zurückgehalten. Hier lernte er türkische Sitte und Sprache, was ihm sehr zu gute kommen sollte. Nach dem Friedensschlusse heimgekehrt, ging er, mißvergnügt, zu den Kosaken, nahm teil an allen Aufständen und wurde von ihnen zum Kanzler (pisar) ernannt. Er war ein gutmütiger, friedliebender Mensch; nie wäre ihm eingefallen, einen Aufstand hervorzurufen, hätten ihn nicht der Übermut der polnischen Slachta und die in Polen herrschende Gesetzlosigkeit dazu getrieben. Ihm wurde (er war kein Edelmann) von dem Unterstarosten Czaplinsky sein Gut Sobotowo genommen, seine Frau weggeführt, sein Sohn erschlagen, und als er Recht suchte, fand er es, wie alle andern Mißhandelten vor ihm, nicht. Da wandte er sich an den König. Diesem selbst wurde damals von der Slachta Kränkung auf Kränkung zugefügt: selbst seine Kriegsschulden wollte man nicht bezahlen, man beschränkte seine persönliche Freiheit; und als ihm gerade um diese Zeit sein einziger Sohn starb, war sein Schmerz grenzenlos und seine Gemütsstimmung hochgradig gereizt. Dem nun vor ihm Klage führenden Kosaken soll er bedeutet haben: er habe ja einen Säbel, mit dem er sich selbst Recht suchen könnte. Jedenfalls ist kaum zu bezweifeln, daß Wladislaw den Kosaken irgendwie ermuntert hat; die ganze spätere Haltung Chmelnickis beweist das.

Auf dem Rückwege von Warschau hielt sich Chmelnicki in jedem Dorfe auf, klagte überall über die ihm angethane Unbill und forschte, ob das Volk bereit wäre, die Waffen gegen die Polen zu erheben: alle warteten nur auf den geeigneten Augenblick. In der Ukraine angekommen, beriet er sich mit seinen im Kampf ergrauten Freunden im Wald; man war der Meinung, daß man Hilfe nur von sich selbst erwarten könnte. Da traf ihn ein Haftbefehl; doch er entkam nach Saporoshje (Ende 1647). Nachdem er sich in einer Versammlung der Kosaken

ihrer Beihilfe versichert hatte, ging er zu den Tataren, um sie um Hilfe zu bitten. In Polen bekam man Wind davon und schickte Anfang 1648 zwei Heeresabteilungen nach der Ukraine, die eine zu Lande, die zweite den Dnjepr hinunter; in dieser befanden sich die Registrierten unter dem Ataman Barabasz. Chmelnicki ging ihnen entgegen, und als sie an das Ufer stießen, gingen sie zu ihm über: Chmelnicki forderte sie auf, Leben und Freiheit, Frauen und Kinder zu beschützen; alles jubelte ihm zu. Barabasz wurde ins Wasser geworfen. So stand die Ukraine zu beiden Ufern des Dnjeprs in hellen Flammen. Die Geistlichkeit predigte überall Krieg und ermunterte zum Aufstande. Doch die Erbitterung war auch ohnedies überall sehr groß. Nicht nur das Volk in der Ukraine, sondern auch das in Rotrußland, ja selbst das polnische Landvolk in den westlichen Provinzen erhob sich und half den Kosaken. Und wenn es die Slachta und die katholischen Geistlichen mordete, ihre Güter verwüstete, ihre Kirchen in Brand steckte, so vergalt es nur, was die Slachta vorher an ihm gethan hatte. Alles, was unzufrieden war, strömte ins Lager Chmelnickis, in der richtigen Erkenntnis, daß die Zeit der Abrechnung gekommen sei.

Bald schlug Chmelnicki ein polnisches Heer bei Showti Wody, ein andres bei Korsunj. Auf die Nachricht davon brach Wladislaw IV. auf, um sich in die Ukraine zu begeben, starb aber am 20. März 1648 unterwegs in Merecz. Man stellte noch ein großes Heer auf; aber auch dieses, an dem Flusse Pilawka umzingelt, ergriff in nächtlicher Stunde die Flucht, und das ganze reiche Lager fiel in die Hände der Kosaken. Jetzt stieg die Verwirrung und die Ratlosigkeit in Polen auf das höchste. Die Kosaken verlangten, nach Warschau geführt zu werden. Doch Chmelnicki zögerte, wahrscheinlich weil auf die Tataren kein Verlaß war. Er zog nur nach Rotrußland, belagerte Lemberg, nahm 200,000 Gulden Lösegeld, umzingelte dann Zamosc, bekam hier 20,000 Gulden und erwartete das Ergebnis der Königswahl. Seine Gesandtschaft wirkte für die Wahl Jan Kasimirs, des Bruders von Wladislaw; dieser wurde denn auch gewählt. Chmelnicki trat nun den Rückzug an, hielt seinen Einzug unter Glockengeläute und Kanonendonner in Kijew, wo er vom Patriarchen von Jerusalem, vom Metropoliten, von der Geistlichkeit und den Bürgern feierlich empfangen wurde. Jetzt erschienen in seinem Lager Gesandte des Sultans, der Moldau und der Walachei, von Siebenbürgen und von Moskau: alle mit Bündnisanträgen. Chmelnicki spielte den unabhängigen Herrn. Da kamen auch Gesandte von dem neugewählten König. An ihrer Spitze Kisiel, ein orthodoxer Edelmann. Allein Chmelnicki wies alle Friedensvorschläge zurück und zog zum zweiten Male an die polnische Grenze, weil er wußte, daß nur das Schwert entscheiden konnte. Gegen ihn zog nun der König selbst. Bei Zborów kam es zur Schlacht. Fast wäre Jan Kasimir in Gefangenschaft geraten, als Chmelnicki dem Morden Einhalt zu thun befahl; er wolle nur die Slachta vernichten, nicht aber gegen den König kämpfen, sagte er. Neue Friedensbedingungen wurden von ihm aufgestellt. Er verlangte: 40,000 Registrierte, die Woiwodschaften Kijew, Czernygow, Poltawa und Podolien für die Kosaken, Aufhebung der Brester Union, für den orthodoxen Metropoliten Sitz im polnischen Senat, Entfernung der Jesuiten und der Juden aus der Ukraine. In Polen wollte man aber von diesen Bedingungen nichts wissen, und wieder rüstete man zum Kampfe. Das Volk begann schon zu murren, daß Chmelnicki es verlasse und ihm die Freiheit nicht erkämpfen wolle. Aber diesmal wurden die Kosaken, obwohl Chmelnicki angeblich 350,000 Mann bei sich hatte, bei Beresteczko in Wolhynien geschlagen: durch Verrat des tatarischen Chans, der sich mit dem Könige verständigte, im entscheidenden Augenblicke das Schlachtfeld verließ und den ihn zur Umkehr mahnenden Chmelnicki als Gefangnen mit sich fortschleppte. Mit Mühe gelang es ihm, sich freizumachen, und als er zurückkam, war alles verloren. Jetzt mußte er sich ungünstige Bedingungen gefallen lassen.

Noch hielt sich Chmelnicki, noch erfocht er Siege; aber er sah, daß das Land ohne fremde Hilfe sich nicht behaupten könne. Auf der dazu eigens berufnen Versammlung erklärten sich nun die einen für die Türkei, die andern für Moskau; es fehlte auch nicht an Stimmen, die bei Polen zu bleiben wünschten. Die Massen waren für Rußland, mit dem sie der gemeinschaftliche Glaube verband. Chmelnicki selbst war auch dafür. Er schickte 1653 eine feierliche Gesandtschaft an den Zaren Alexej, der sich bisher ablehnend gegen den Aufständigen verhalten hatte, und diesmal entschied sich der Großfürst für die Aufnahme der Kosaken. Im nächsten Jahr erschienen in der Ukraine Moskauer Kommissare und nahmen Besitz von dem Land. Eine Schar unter Doroszenko unterwarf sich einige Jahre später der Türkei.

In dem jahrhundertlangen Kampfe zwischen Polen und Rußland um die Herrschaft im Osten bildet das Jahr 1654 den Wendepunkt. Polen war durch eigne Schuld zurückgeworfen worden, während sich Rußlands Macht auf Kosten Polens von Jahr zu Jahr erweiterte. Man konnte schon jetzt sagen, daß das Spiel für Polen verloren war.

Aber in den selbstherrlichen Moskauer Staat paßte die demokratische Kosakengemeinschaft ebensowenig wie in die polnische Adelsrepublik. Der Absolutismus duldet in seinem Hause keine freiheitlichen Staatsformen. Auch sonst war Moskau mit seinem rohen Bojarenstande, seiner niedrigen Kultur wenig geeignet, ein Volk wie die Kosaken, die, an Freiheit gewöhnt, politisch und kulturell höher standen, zu beglücken. Aber die Lage des Kosakentums wurde unter dem Moskauer Zepter doch erträglicher, weil es hier bestimmte Gesetze gab; alle Unterthanen waren hier gleich, und selbst die aus dem Bojarenstande wurden nicht glimpflicher behandelt. Man empfand daher den Druck der Regierung weniger.

Für den Kosakenstaat war ein selbständiges Dasein eben nicht möglich. Seine materiellen wie seine idealen Güter erhielten die Kosaken von Rußland. Ihre Waffen kauften sie auf den russischen Märkten, und ihre mäßige geistige Ausbildung verdankten sie der orthodoxen Geistlichkeit, deren Schutzherr der russische Zar war. Das allein hatte Chmelnicki in seinem praktischen Sinn erkannt. Tapfer und kriegskundig, war er als Staatsmann seiner großen Aufgabe im übrigen kaum gewachsen; er war keine Herrschernatur: sich stets als einen Königsdiener betrachtend, dachte er nur daran, sich einen andern Herrn zu suchen. Auch im Erfassen der nationalen und der sozialen Frage zeigte er Oberflächlichkeit. Die Erfolge, die er erzielte, hat er mehr dem Zufall und dem allgemeinen Hasse gegen die Slachta als seinem Geiste zu verdanken. Das Volk merkte diese Mängel an ihm nicht. Und als er am 25. August 1657 im Alter von 64 Jahren starb, sang ein Kosakenlied: „Nicht der Wind stöhnt und heult im Gebüsch, sondern das Volk beweint seinen Vater Chmelnicki".

D. Das russische Zeitalter des Kosakentums.

Es dauerte nicht lange, und die moskowitische Verwaltung erzeugte in der Ukraine eine bittre Enttäuschung. Die polnische Partei wuchs daher wieder, besonders unter den Obern, während das Volk meist zu Moskau hielt. Man schwankte noch: bald unterwarf man sich Polen von neuem, wie es selbst der Sohn Chmelnickis, Jurij, that, bald kehrte man zu Moskau zurück. Immer blieben aber in der Ukraine die drei Parteien bestehen: die polnische, die türkische und die russische, die einander immer heftiger bekämpften. Auch trat bald eine beklagenswerte Spaltung zwischen den Kosaken und der Bevölkerung zutage, die vom Militärdienst ausgeschlossen war. Die Kosaken, die große Güter erwarben, sonderten sich als Aristokratie von der untern Schicht immer schärfer ab, sie wollten über sie herrschen, wie die Slachta in Polen. Der demokratische

Geist, der früher Wunder in der Ukraine gewirkt, alles Volk begeistert und sittlich gehoben hatte, schwand allmählich. Und bald wandte sich der Haß des Volks gegen die Kosaken selbst, die zu seinen Bedrückern wurden.

Als unter Peter dem Großen die Reorganisation der Staatsverwaltung und des Heers durchgeführt und ein stehendes Heer ausgehoben wurde, paßten die Kosaken in die neue Staats- und Heeresgliederung nicht hinein. Aber Peter schonte sie noch. Erst als Hetman Iwan St. Mazeppa (Maseppa), derselbe, der, einst (1663) an ein wildes Pferd gebunden und in die Wildnis der Ukraine getragen, durch ein Gedicht von Lord Byron wie durch zwei Gemälde von Horace Vernet berühmt geworden ist, im Nordischen Kriege (1707; Bd. VII, S. 511) versucht hatte, die Ukraine mit Hilfe der Schweden unabhängig zu machen, und in geheime Unterhandlungen mit Karl XII. getreten war, schlug Peter mit gewohnter Grausamkeit drein, nahm keine Rücksicht mehr auf die Sonderstellung der Kosaken, schuf in Moskau eine eigne „Kanzlei für kleinrussische Angelegenheiten" und beseitigte die Hetmanswürde; Menschikow (S. 567) nahm die Sjetsch der Saporoger auf der Insel Chortiza ein, und diese wanderten nun nach der Krim aus. Unter der Kaiserin Anna wurden sie 1737 wieder an den Dnjepr verwiesen. Sie erkannten aber ihr Land nicht wieder. Südrußland hatte sich nach der Unterwerfung der tatarischen Chanate schnell besiedelt und mit Städten bedeckt. Die Steppe, die die Kosaken, wie die Araber ihre Wüste, durchstreift hatten, war in ein volkreiches Land verwandelt worden. Unzufrieden darüber, verlangten sie, man solle ihnen ihr altes Land zurückgeben und wieder in eine Einöde verwandeln: ein weiterer Beweis, daß sie, die Ritter des Raubs und der Beute, in die neue Zeit und eine geregelte Staatsordnung nicht mehr hineinpaßten.

Noch einmal entbrannte hier zur Zeit Katharinens II. ein wilder sozialer und religiöser Kampf gegen Polen, Juden und Katholiken, als die Kosaken zusammen mit Haidamaken und mit Pöbel aller Art wüteten und ganze Städte, wie Umanj, ausraubten. Gonta und Selisnjak waren die Anführer; die griechische Geistlichkeit schürte auch hier das Feuer. Endlich (1775) nahm Potemkin auf Befehl Katharinens die Sjetsch und zerstörte sie. Ein Teil der Aufständigen wanderte nach der Türkei aus; die übrigen blieben als Kosaken des Schwarzen Meers, erhielten das südliche Ufer des Asowschen Meers und die Insel Fanagoria als Wohnsitze mit einer besondern Verfassung. So endete das freie Kosakentum; es lebt nur noch in Liedern fort. Katharina II., durch Aufstände, besonders durch den J. Pugatschews (1774; S. 584), erschreckt, auch darüber ungehalten, daß ihre neuen Ansiedlungen und Städte im Süden von der an Raub gewöhnten Bevölkerung in ihrer Entfaltung gefährdet wurden, erklärte trotz ihrer liberalen Anwandlungen in dem Erlasse vom 3. Mai 1783 alle kleinrussischen Kronbauern, also auch die Bauern unter den Kosaken, zu Leibeignen, wodurch anderthalb Millionen Bauern dem Adel geschenkt wurden. Als sie noch in demselben Jahre die Krim (die tatarischen Kosaken) mit dem Reiche vereinigte, „hörte im Süden das alte halb nomadische, halb ritterlich-räuberische, aber auch romantische und abenteuerliche Leben auf, und Grabesstille senkte sich über diese Landschaft, in der Jahrhunderte lang ein geräuschvolles Leben pulsiert hatte". —

Eine verwandte Erscheinung war auf dem dem Staate Moskau gehörigen und teilweise auf angrenzendem Gebiete zutage getreten. Dort wurde die bäuerliche Bevölkerung nicht besser behandelt als in Polen; die Hörigkeit und Leibeigenschaft ward immer drückender, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht so sehr die Bojaren als vielmehr der Staat selbst und die Behörden mit echt orientalischer Roheit das Volk mißhandelten und es finanziell aussaugten. Ganze Gebiete verödeten. In einem Gebiete von 460 Quadratmeilen gab es laut offiziellen Berichts

nur 123 bewohnte Ansiedlungen und 967 verwüstete, und als Ursache wird oft angegeben: „durch zarische Abgaben und Fuhren". Das Volk wanderte massenhaft aus; nichts half die Beschränkung oder die später eingeführte Aufhebung der Freizügigkeit. Zahllose von der Regierung Gemißhandelte suchten durch Flucht wenigstens ihr Leben zu retten. Viele gingen in die Steppengegenden am Don und an der Wolga bis an den Uralfluß und in den Kaukasus. Hier hatten sich also auch Kosakenbanden gebildet, so die donischen, Wolga-, uralischen u. s. w. Dem Staate haben sie meist feindlich gegenüber gestanden und oft schwere Unruhen verursacht.

Alle falschen Thronprätendenten in Rußland haben unter diesen Kosaken Anhänger gefunden oder von hier ihren Ausgang genommen. Von bedeutendern Bandenführern seien hier nur genannt: Bolotnikow, der die Scharen aufforderte, die Bojaren zu erschlagen, deren Güter, Töchter und Frauen sich anzueignen, die Warenhäuser der Kaufleute zu plündern und alle Staatsanstellungen unter sich zu verteilen; dann der gefürchtete Ataman Stenka (Stephan) Rasin zur Zeit des Zaren Alexeij (1667—71); Kondratij Bulawin unter Peter dem Großen (1707/08); Pugatschew, der sich für Peter III. ausgab; ferner zwei falsche Dmitrij: alle haben sich auf diese Banden gestützt. Das war die Blüte, die die asiatische Roheit des Moskauer Staats getrieben hat. Aus ihnen sind freilich auch der durch die Unterwerfung Sibiriens berühmt gewordne Jarmak Timofejew (Jermak; vgl. Bd. II, S. 212) und dann Deschnew hervorgegangen, der 1648 die Meerenge zwischen Amerika und Asien entdeckte, die später von Bering zum zweitenmal gefunden und nach ihm benannt worden ist (ebenda, S. 214 f.). Kosaken haben Asow erobert und dem Zaren übergeben wollen (S. 561). Dennoch: die Aufstände dieser Kosaken haben der russischen Regierung viel zu schaffen gemacht. Erst nach der Besiegung Pugatschews unter Katharina II. ist ihr weites Gebiet nach und nach zur Ruhe gekommen.

11. Das letzte Jahrhundert des polnischen Reichs.

A. Polen von Jan II. Kasimir bis auf Jan III. Sobieski; das liberum veto.

Der Verlust der Ukraine war nicht das einzige Unglück, das Polen 1654 traf. Fast schlimmer war der Kampf um sie mit Moskau und mit der Türkei. Aber auch der schwedische König Karl X. Gustav, gegen dessen Thronbesteigung Jan (Johann II.) Kasimir (1648—68) Einspruch erhob, erklärte Polen den Krieg. Ihnen allen gesellte sich Fürst Georg Rákóczy II. von Siebenbürgen (S. 383) zu, der 1657 in Polen einfiel. Schon lange hatte sich Polen in keiner so großen Gefahr befunden. Warschau (Bd. VII, S. 480) und Krakau waren in den Händen der Schweden, Preußen nahm der Große Kurfürst von Brandenburg, Wilna und Rotrußland besetzten die Russen und Kosaken, Rákóczy plünderte in furchtbarster Weise; der König flüchtete nach Schlesien. Das Traurigste aber war, daß die Slachta sich den Schweden anschloß, und daß es Verräter gab, die gegen ihren eignen König wühlten. Die edler Denkenden bildeten einen Bund, an dessen Spitze dann der König selbst trat; man schloß ein Bündnis mit Österreich und Dänemark. Aber trotz einzelner Waffenerfolge mußte sich Polen zu großen Opfern verstehen. Im Vertrage zu Wehlau (29. Sept. 1657) verzichtete es gegenüber dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf die Lehnsoberherrlichkeit über Preußen; hiedurch ist das Herzogtum Preußen für immer verloren gegangen. In dem Frieden mit Schweden, geschlossen am 3. Mai 1660 in dem Cistercienserkloster Oliva bei Danzig, mußte Polen Elbing und Livland abtreten; außerdem gab Jan Kasimir sein Erbrecht in Schweden auf und durfte nur lebenslänglich den Titel König von

Schweden führen. Am besten ging es verhältnismäßig den polnischen Waffen in der Ukraine, wo es den Polen gelang, eine Partei der Kosaken unter Wyhowskij für sich zu gewinnen. Selbst der Sohn Chmelnickis (S. 547) unterwarf sich Polen. Trotzdem mußte dieses in dem Waffenstillstande von Andrussow(o; 20. Jan. 1667) an Moskau Smolensk, Sewerien, Czernigow, die Ukraine am linken Dnjeprufer auf 13 und Kijew auf 2 Jahre abtreten (s. die Karte links unten auf den beigehefteten „Karten zur Geschichte Polens"). Der Krieg mit der Türkei, den die Unterwerfung eines Teils der Kosaken unter Doroszenko herbeigeführt hatte, endete ebenfalls mit einem für Polen schmählichen Frieden in Buczacz (Budziek), der erst unter dem Nachfolger Jan Kasimirs, Michael (vgl. unten), am 18. September 1672 geschlossen wurde (S. 160): Polen sollte einen Teil der Ukraine an Doroszenko, Podolien mit der Festung Kamieniec (Kamenez) an die Türkei abtreten und sich zu einem jährlichen Tribute von 22,000 Dukaten verstehn.

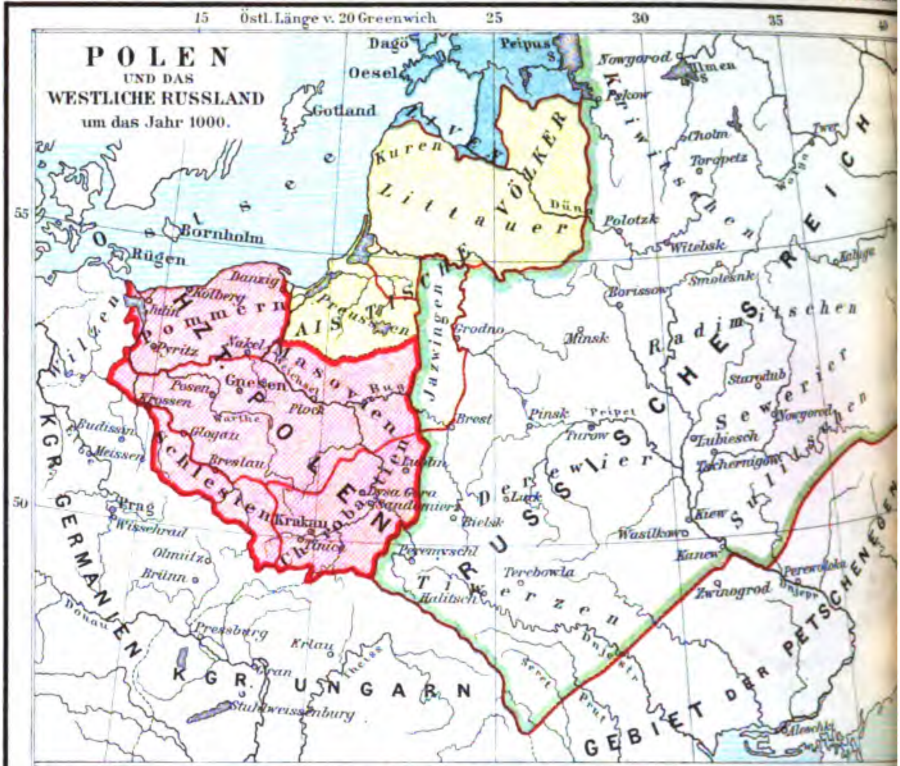
Noch unglücklicher waren für Polen der sittliche Verfall seiner Slachta und die allgemeine Verderbtheit des öffentlichen Lebens. Jede Gruppe schloß auf eigne Faust Frieden mit den Feinden; die Parteien befehdeten einander und wühlten gegen den König; selbst einzelne Würdenträger führten Politik auf eigne Faust. Viele standen im Solde fremder Mächte, unter ihnen z. B. der Primas des Reichs und Jan Sobieski, der spätere König; ja, die Großwürdenträger warfen öffentlich einander Bestechlichkeit vor. Es war im Jahre 1652, als ein einziger Reichstagsabgeordneter, der von Troki in Litauen, Wladislaw Sicinski, den in gefahrvoller Zeit einberufnen Reichstag durch Einlegung seines Veto sprengte. Die Abhängigkeit der Reichstagsbeschlußfähigkeit von der Zustimmung eines Einzelnen lag allerdings im Sinne der Verfassung: in jedem Einzelnen war ja die Majestät des Reichs verkörpert. Man hatte schon früher (S. 529) Einstimmigkeit bei allen Beschlüssen des Reichstags verlangt, schon früher hatten Minderheiten den Reichstag gesprengt. Aber noch nie war es vorgekommen, daß ein Einzelner es gewagt hätte, vom liberum veto den äußersten Gebrauch zu machen. Die Einmischung des Auslands und die Beeinflussung der Reichspolitik waren fortan bedeutend erleichtert, weil man nunmehr bloß einen Einzelnen zu gewinnen brauchte.

Aber wie früher, so wurde auch diesmal, als ob das ganz selbstverständlich wäre, die Schuld dem Könige beigemessen. Jan Kasimir war umsichtig und tapfer — dennoch richtete sich der Haß der Slachta gegen ihn. Man warf ihm Gleichgiltigkeit vor, man versagte ihm die Achtung, man dachte an seine Absetzung. Dem kam er zuvor, indem er sich entschloß, die Krone freiwillig niederzulegen. Man feilschte noch wegen der Jahresrente, wie man ihn einst aus Ersparnisrücksichten gezwungen hatte, die Witwe seines Bruders, Marie Louise (S. 537), zu heiraten, damit das Reich nicht zwei Königinnen zu erhalten brauche. Am 16. September 1668 fand die Abdankung statt. Senat und Landbotenkammer vereinigten sich zu gemeinschaftlicher Sitzung. Nach rührenden Worten des Abschieds legte der weinende König die Abdankungsurkunde auf den Tisch des Hauses nieder, und die ganze Versammlung weinte mit ihm. In der Person des Königs aber dankte gleichsam der Staat ab: sein Rücktritt war der greifbarste Beweis für die Unhaltbarkeit der öffentlichen Zustände im damaligen Polenreiche.

Noch besuchte der Exkönig Sokal, Krakau, Czenstochau, erfuhr noch die Wahl seines Nachfolgers, des schwachen Michael Thomas Koributh Wisniowiecki (1669—73), ging dann nach Frankreich und starb dort am 16. Dezember 1672 in Saint-Germain. Kurz vorher hatte König Michael den schimpflichen Frieden von Buczacz schließen müssen. Er war der Sohn jenes Woiwoden Jeremias Wisniowiecki von Reußen, der einst gegen die Ukraine-Kosaken gewütet hatte (S. 543); doch die kriegerischen Eigenschaften des Vaters waren auf ihn nicht übergegangen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.


POLEN
UND DAS
WESTLICHE RUSSLAND
um das Jahr 1000.
Östl. Länge v. 20 Greenwich
Ostsee
Bornholm
Rügen
Gotland
Oesel
Dagö
Peipus S.
Ilmen S.
Nowgorod
Pskow
Polotzk
Witebsk
Smolensk
Minsk
Grodno
Brest
Pinsk
Turow
Danzig
Kolberg
Pyritz
Nakel
Posen
Gnesen
Plock
Krossen
Glogau
Breslau
Lublin
Krakau
Prag
Olmütz
Brünn
Pressburg
Erlau
Stuhlweissenburg
Kiew
Kanew
Perejaslawl
Halitsch
Terebowla
Zwinogrod
Kuren
Littauer
Preussen
Masovien
Schlesien
Pommern
Jazwingen
Radimitschen
Sewerier
KGR. UNGARN
GERMANIEN
GEBIET DER PETSCHENEGEN
RUSSISCHES REICH

POLEN
vor den Friedensschlüssen
von Oliva (1660) und Andrussow (1667).
Preußen (Oberhoheit) 1660 an Brandenbg.
Livland 1660 an Schweden
1667 an das Moskowitische Reich
Ostsee
Bornholm
Rügen
Dagö
Oesel
Dorpat
Nowgorod
Pskow
Cholm
Riga
Windau
Mitau
Libau
Polangen
KURLAND u. SEMGALLEN
LIVLAND
Dünaburg
Polotzk
Witebsk
Smolensk
Andrussow
Mstislaw
Mohilew
Orscha
Wilna
Lida
Minsk
Grodno
Nowogrodek
Bobruysk
Pinsk
Mozyr
Memel
Samogitien
Königsberg
Danzig
Stettin
Berlin
Cölln
Dresden
Breslau
Prag
Olmütz
Brünn
Wien
Pressburg
Posen
Gnesen
Kalisch
Warschau
Petrikau
Radom
Lublin
Chelm
Luck
Lemberg
Halitsch
Kamieniez
Bratzlaw
Krakau
Sandomir
Kiew
Poltawa
Tschernigow
Starodub
Brjansk
Saporogische Kosaken
Klausenburg
Jassy
Otschakow
WESTPREUSSEN
PREUSSEN
POLEN
LITTAUEN
UKRAINE
MOSKOWITISCHES REICH
DEUTSCHES REICH
OSMANISCHES REICH
UNGARN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Bedeuteten bei den herrschenden republikanischen Zuständen die Könige Polens im 17. Jahrhunderte wenig mehr als einen überflüssigen Aufputz, so tritt diese üble Erscheinung bei Wisniowiecki ganz besonders zu Tage.

Ein rechtes Spiegelbild der Fehler und Untugenden der Slachta ist die zeitgenössische Litteratur, die sich durch dieselbe Flachheit auszeichnet wie das politische Leben. Ausnahmen gibt es wenige. Nicht übel ist z. B., was wir innerhalb des Elzevirschen Sammelwerkchens „Respublica Poloniae“ (Leiden 1627) in „Joannis Boteri Poloniae descriptio“ darüber geurteilt finden: „So viel vermag der König, wie er persönlich mit Glück und Klugheit ausrichtet. Die Adligen tun, was ihnen beliebt; sie verkehren mit dem Könige nicht bloß wie Verwandte (vgl. die französischen Pairs), sondern sogar wie Brüder.“

In der Person des nach dem Tode Wisniowieckis am 19. Mai 1674 gewählten Jan III. Sobieski, der sich als Feldherr gegen die Türken ausgezeichnet hatte (S. 160), bekam Polen einen König, der im stande gewesen wäre, die Verluste der letzten Zeit wettzumachen und dem Reiche von neuem Achtung zu verschaffen. Dem Plane der größten Könige Polens, im Bunde mit Moskau und mit Österreich den Entscheidungskampf gegen die Türkei zu eröffnen, hing er mit der ganzen Kraft seiner Soldatennatur an, da er hierin mit Recht die Zukunft Polens erblickte. Dieser Gedanke war es, der ihn 1683 bis vor Wien führte, wo er die Osmanen schlug. Dieser glänzende Sieg, der ihn in der ganzen christlichen Welt berühmt machte (S. 161), und weitere glückliche Kämpfe in Ungarn waren die letzten Sonnenstrahlen, in denen der Ruhm Polens erglänzte. Ganz Staatsmann, behandelte er auch die religiöse Frage vom politischen Standpunkt aus und glaubte die Zwistigkeiten zwischen den römischen Katholiken und den andern Konfessionen durch eine Synode, die er nach Lublin 1680 und dann nach Warschau berief, beenden zu können. Von dieser höhern Warte aus ordnete er auch die Angelegenheiten in der Ukraine, indem er Gerechtigkeit und Milde walten ließ und dadurch einen großen Teil der Kosaken gewann.

Auch scheute er sich nicht, seinem Ziele, die Türken zu vernichten, größere Opfer zu bringen. Anfang 1686 schickte er Christoph Grzymultowski nach Moskau, mit der Zarin Sophie ein Bündnis zu schließen. Polen trat am 21. April Smolensk, Czernigow, Dorogobusch, Starodub und Kijew samt der ganzen Ukraine am linken Dnjeprufer auf ewige Zeiten ab. Moskau sollte 146,000 Rubel zahlen und den Tataren die Krim entreißen. Unter Thränen beschwor der polnische Kriegsheld in Lemberg diesen „ewigen Frieden“ mit Rußland in der Hoffnung, diesen Staat für seine großen Pläne gewonnen zu haben. Aber Moskau war damals noch zu roh, um so hohe Gedanken erfassen, und zu schwach, um sie ausführen zu können. Und so sah sich Sobieski auf sich selbst angewiesen. Doch bei seinen edeln Bestrebungen stieß er, wie seine Vorgänger, immer auf jene soziale und staatliche Fäulnis im eignen Lande, die jede größere Handlung unmöglich machte. Auch er trug sich zwar zu Beginn seiner Regierung mit Staatsstreichgedanken, mußte jedoch, wie alle andern, jede Hoffnung aufgeben. Das Wirken dieses Königs liefert den Beweis, daß selbst bedeutende Menschen von der Macht der Verhältnisse bezwungen werden können. Deshalb sollten nicht ausschließlich die groß genannt werden, die beträchtliche Erfolge erzielt, sondern gerechterweise auch die, die Großes erstrebt haben.

Selbst die Nachfolge seines Sohns Jakob Ludwig gönnte ihm die Slachta nicht; ja, sie empfand Schadenfreude, als dieser die ihm versprochne Hand einer österreichischen Prinzessin nicht erhielt, und suchte selbst seine Heirat mit einer reichen Litauerin zu hintertreiben. Von Bitterkeit erfüllt und von Kummer gebeugt, sank Johann III. am 17. Juni 1696 ins Grab. (Über seine Tochter Theresia Kunigunde, die Mutter Kaiser Karls VII. Albrecht, vgl. Bd. VII, S. 525.)

B. Das kursächsische Zeitalter.

Die Regierung Sobieskis war das letzte aufflackernde Licht im Leben der polnischen Republik. Jetzt schienen die Schreckenszeiten Jan Kasimirs wiederzukehren: die Parteikämpfe begannen von neuem und diesmal mit gesteigerter Kraft. Hatten bis dahin einzelne Männer oder Parteien das Vaterland verraten und verkauft, so thaten das jetzt auch die Könige; hatte das Ausland bis dahin nur durch Residenten und Geld seinen Einfluß in Polen zur Geltung gebracht, so that es das jetzt unmittelbar durch Truppen, welche die Grenzen des Reichs nicht mehr verließen und den Befehlen ihrer Suveräne mit den Waffen Nachdruck verliehen. Hatte früher die Slachta, ihre Freiheit über alles liebend, der Staatsvernunft kein Opfer bringen und von Reformen nichts hören, so war es jetzt das Ausland, das mit Eifersucht den bestehenden Zustand zu erhalten bestrebt war und keine Reformen zuließ. Fremde Söldner bezogen ihre Quartiere in Polen, legten hier Magazine an, bekämpften einander und durchzogen das Gebiet der Republik nach allen Richtungen, ohne jemand zu fragen. Schon früher hatten die Nachbarn keine große Achtung vor der polnischen Staatssuveränetät. 1670 hatte der Große Kurfürst den preußischen Edelmann Chr. Ludw. von Kalkstein fast von der Seite des Königs Michael Wisniowiecki gewaltsam ergreifen und nach Königsberg abführen lassen. Jan Kasimir selbst war noch zur Regierungszeit seines Bruders Wladislaw, als er im Westen Europas reiste und vom Sturm an die französische Küste verschlagen wurde, zwei Jahre in Haft gehalten, ohne daß man sich in der Heimat sonderlich darüber aufgehalten hätte. Jetzt behandelte man Polen mit unverhüllter Verachtung. Als in Moskau einst anläßlich einer Thronbesteigung nach alter Sitte Geld unter das Volk gestreut worden war, hatte sich kein Pole gebückt, um ein Geldstück aufzuheben — jetzt nahmen es alle mit beiden Händen, von welcher Seite immer es auch kam. Früher hatte die Slachta fremden Thronbewerbern harte Bedingungen auferlegt und vor allem Wiedergewinnung verlorner Provinzen geheischt — jetzt konnte kein König ohne Zustimmung des Auslands gewählt werden; ja, diese Könige verpflichteten sich dem Auslande. Dabei wurde die nationale und religiöse Unduldsamkeit immer stärker. Rom und die Jesuiten hatten großen Einfluß und verrichteten ihre Arbeit der gewaltsamen Bekehrung und rücksichtslosen Bedrückung der Andersgläubigen unverdrossen.

Der Kurfürst Friedrich August I. (der Starke) von Sachsen, als polnischer König August II. (1697—1733), verdankte seine Wahl nebst dem Gelde, das er verteilen ließ, nicht zum geringen Teile dem Umstande, daß er am 1. Juni 1697 den katholischen Glauben angenommen hatte. Im Jahre 1733 hat der Reichstag die Andersgläubigen aller politischen Rechte und Ämter verlustig erklärt und dadurch dem Auslande von neuem Anlaß zur Einmischung in Reichsangelegenheiten gegeben. Die Sprengung der Reichstage wurde nun zur Regel. Unter August II. brachten zwischen 1717 und 1733 von 18 Reichstagen nur 5 ihre Beratungen zu Ende, unter August III. nur einer. Selbst die Gerichtshöfe wurden durch kämpfende Parteien in ihrer Thätigkeit behindert und mußten oft ihre Beratungen einstellen. Und da die Staatsmaschine ruhte, half man sich mit Verbindungen und bewaffneten Vereinigungen, die sicherer zum Ziele führten. Doch auch für eine ausländische Macht war es nicht schwer, eine solche „Konföderation" in ihrem Interesse ins Leben zu rufen. Wie die Pilze schossen diese aus dem Boden, bekämpften einander und vermehrten die Verwirrung. Zugleich mit der politischen Verwilderung machte die Verarmung der Slachta erschreckende Fortschritte. Um die reichen Magnaten, deren Zahl übrigens auch stets geringer wurde, drängte sich in Masse der verarmte Adel, der nur mehr von der Politik

und von der Gunst des Hochadels lebte. Infolgedessen stieg auch der Druck der Landbevölkerung bis zur Unmenschlichkeit. Die Städte, durch die Reichsbedürfnisse immer mehr belastet, verarmten ebenfalls, zumal da sie sich nie der Gunst des Reichs zu erfreuen hatten. Die Schulen der Jesuiten erzeugten jetzt nur Scheingelehrsamkeit und erzogen nur Streiter Christi, die weniger das Reich Gottes als das der Gesellschaft Jesu in Polen aufrichten sollten. Selbst der 1607 gestiftete Orden der Piar(ist)en, die im Wettkampfe mit den Jesuiten Schulen gründeten, sorgten mehr für ihre Beliebtheit als für Verbreitung echter Wissenschaft. Beschämend niedrig war der kulturelle und sittliche Stand der Slachta; und dies wirkt um so abstoßender, als es sich in keinem Verhältnisse zu ihrem Ehrgeiz, zu ihren Ansprüchen und zu ihrer Stellung im Reiche befand.

So hat das Reich noch hundert Jahre im Todeskampfe gelegen. Wenn die Nachbarn es solange haben bestehen lassen, so lag der Grund nur darin, daß sie selbst noch nicht reif und nicht stark genug waren, um Polen einfach verschlingen zu können. Mit Neid überwachten sie nur einander und hielten sich das Gegengewicht. „Polska nierządem stoi“: „Polen behauptet sich durch Unordnung“, sagte man jetzt mit Recht.

Friedrich August von Sachsen-Polen, körperlich so stark, daß er einen Thaler zwischen den Fingern biegen konnte, und ein echter Lebemann, schien, wie ein polnischer Schriftsteller sich treffend ausdrückt, von der Vorsehung dazu ausersehen worden zu sein, die Nation für ihre Sünden zu strafen. Leichtsinnig im privaten und öfters auch im öffentlichen Leben, führte er Sittenlosigkeit und politische Verderbnis in seiner Umgebung ein. Eben hatte er 1699 in dem Karlowitzer Frieden (S. 163) die Früchte der Kriegsthaten seines großen Vorgängers eingeheimst, indem Polen von der Türkei Podolien und Kamieniec zurückbekam, da stürzte er schon im Jahre darauf Polen in einen verhängnisvollen Krieg, der ihm fast den Thron gekostet hätte. Er näherte sich nämlich Peter dem Großen von Rußland und verabredete mit ihm einen Feldzug gegen Schweden; Livland sollte der Siegespreis sein. Man zog noch den dänischen König Friedrich IV. in den Bund hinein, und die sächsischen Truppen, die August immer in Polen hielt, begannen den Krieg. Bitter jedoch haben sich die Verbündeten in der Person des jugendlichen Königs von Schweden getäuscht. Karl XII. führte Schlag auf Schlag auf ihr Haupt (Bd. VII, S. 503). Während Rußland schließlich durch sein natürliches Gewicht, nicht durch Kriegskunst, über das kleine Schweden siegen durfte, konnten August II. und Dänemark unmöglich stand halten. Karl XII. verlangte von der Slachta die Absetzung des Königs und ließ am 12. Juni 1704 Stanislaw Leszczynski zum Könige wählen. August II. versuchte umsonst, Karl XII. für sich zu gewinnen; durch geheime Gesandten trug er ihm öfters eine Teilung Polens an, mußte aber unterm 24. September 1706, als Karl auch Sachsen erobert hatte, im Altranstädter Frieden auf die Krone Polens verzichten und gewann sie erst wieder, als Karl XII. bei Poltawa am 8. Juli 1709 von Peter dem Großen entscheidend geschlagen worden war. Vorteil von diesem (zweiten) Nordischen Kriege hat nur Rußland gezogen, das sich endgiltig Liv-, Esth- und Ingermanlands bemächtigte und so an der Ostsee Fuß faßte.

Seit dem Beginne seiner Regierung trug sich August II. mit der Absicht, die monarchische Gewalt zu stärken: er hielt in Polen sächsische Truppen, befragte nicht den Reichstag. Aber obwohl sein Herrschertalent nicht gering war, schlugen die verschiednen Pläne, die er schmiedete, alle zum Unglücke Polens aus. Die Opposition gegen ihn wuchs immer mehr, der Anhang des am 8. Aug. 1709 abgesetzten Leszczynski desgleichen; Konföderationen bildeten sich auf beiden Seiten. Die Entscheidung führte Rußland herbei. Rasch und mit bewunderswertem Scharfsinne fand sich Peter der Große in den polnischen Verhältnissen zurecht und wußte, wie er zu

handeln habe. Er warf sich zum Vermittler zwischen den Parteien auf, nahm sich aber dabei des ungefährlichern August an, ließ als „Schutzherr Polens" 18,000 Mann einrücken und brachte eine Verständigung zwischen den streitenden Parteien in Warschau zu stande. August II. verpflichtete sich, binnen 25 Tagen seine Sachsen aus dem Lande zu führen; alle Konföderationen wurden aufgelöst und für die Zukunft verboten, die Verfassung verbürgt. In einer geheimen Klausel wurde die Truppenzahl in Polen beschränkt, und zwar sollte Polen nicht mehr als 17,000 und Litauen 6000 Mann halten. Alle diese Punkte mußte der Reichstag von 1717 ohne Debatte bestätigen, weshalb er der stumme Reichstag genannt wird. Das war um so mehr ein meisterhafter Schachzug Peters, als es ihm gelang, auch die Türkei zur Anerkennung dieser Vereinbarung zu bewegen. Seit der Zeit haben die russischen Truppen den polnischen Boden nicht mehr verlassen: eine Politik, die bis zur letzten Teilung beobachtet worden ist.

Auch ein andrer Nachbar kam während des polnischen Erbfolgestreits in Betracht: der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Die Erhöhung des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen erwiderte er damit, daß er sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg i. Pr. zum König in Preußen krönte. Er deutete dadurch an, daß er aus dem deutschen Reichsverbande mit einem Teile seines Gebiets austrete und das Schwergewicht seiner landesfürstlichen Macht nach Preußen verlege, das ja nicht unter der Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers stand; zugleich wurde damit darauf hingewiesen, daß er auch auf den andern Teil Preußens, der noch unter Polen stand, Anspruch erhebe. Daß der preußische König und seine Nachfolger weit in die Zukunft blickten, beweist ihre unermüdliche Fürsorge für die Organisation und Vermehrung ihres Heers. Die Masse der russischen und andern Truppen sollte durch die Tüchtigkeit der preußischen aufgewogen werden. Auch an Friedrich I. trat August II. mit dem Plane heran, Polen zu teilen. So war er, der eigne König, der erste, der den Nachbarn den Gedanken einer Teilung Polens eingab. Das dritte Mal war es im Jahre 1732, als er dadurch den preußischen König für die Wahl seines Sohns Friedrich August zum Könige von Polen gewinnen wollte.

Zwar wählte der Reichstag nach dem Tod Augusts II. (1. Febr. 1733) mit seltner Einmütigkeit Stanislaw Leszczynski am 11. September ein zweites Mal zum König. Aber die Slachta vergaß, daß ihre Beschlüsse dem Willen einer stärkern Macht gegenüber nichts mehr bedeuteten. 40,000 Russen rückten in Polen ein, und der Schützling Rußlands, Friedrich August II. von Sachsen, wurde am 17. Januar 1734 als August III. zum Könige gewählt. Frankreich mußte seinen Kandidaten Leszczynski fallen lassen. Er bekam dafür 1735/38 die Fürstentümer Lothringen und Bar. Bis an seinen Tod (am 23. Febr. 1766) mit Gedanken an seine unglückliche Heimat beschäftigt, hat er schließlich zu Nancy und Luneville die polnische Jugend um sich versammelt, um sie zu Reformatoren zu erziehen.

Jetzt sah man auch in Polen, daß der Untergang nicht mehr lang auf sich werde warten lassen. Solche Stimmen, die Reformen verlangten, mehrten sich. Und es ist ein tragisches Schauspiel, zu sehen, wie sich der edeldenkende Teil der Nation in der vergeblichen Arbeit aufgerieben hat, Reformen durchzuführen und das Vaterland zu retten. Zwei große Parteien, die eine mit der Familie Czartory(i)ski, die andre mit der Familie Potocki an der Spitze, bekämpften einander mit Erbitterung. Die erstere wollte mit Hilfe Rußlands, die andre mit Unterstützung Frankreichs Polen erlösen. Beide haben im Grunde falsch gerechnet; denn die Rettung Polens war von keiner fremden Macht zu erhoffen, sondern sie hing lediglich von der Einmütigkeit und Opferwilligkeit der Nation selbst ab, und diese war nicht zu erreichen. Die ganze Regierungszeit Augusts III. (gest. 5. Okt. 1763) ist mit diesen Parteikämpfen ausgefüllt.

C. Der Ausgang der polnischen Selbständigkeit.

Das Unglück Polens wollte, daß gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Preußen in der Person Friedrichs des Großen, Rußland in Katharina II. Regenten bekamen, die zu den größten aller Zeiten gezählt werden, während Polen durch Uneinigkeit sich selbst zu Grunde richtete. Schon 1764, bald nach dem Tod Augusts III., verständigten sich beide Nachbarn über eine Besetzung von Landesteilen Polens. Der am 7. Oktober 1764 gewählte König Stanislaw II. Poniatowski, ein Verwandter der Familie Czartoryski, hatte bis dahin in Sankt Petersburg gelebt und war als Geliebter Katharinens für den Thron Polens bestimmt worden. Dieser Umstand allein ließ ahnen, daß dieser König trotz persönlicher Liebenswürdigkeit ein Werkzeug der russischen Politik sein werde. Zwar wollten die Czartoryski die Gelegenheit benutzen und nützliche Reformen einführen, nahmen auch Stellung gegen Rußland; aber bald bildeten sich zur Verteidigung der alten Freiheiten Konföderationen, und diese fanden Unterstützung an Rußland, dem es daran liegen mußte, die Herrschaftslosigkeit in Polen zu erhalten.

Alle europäischen Mächte zeigten damals eine merkwürdige Ausdehnungslust; der Gedanke der Teilung eines Lands schien in der Luft zu liegen. Schon Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatten durch ihre Vertreter in Rußland anfragen lassen, wie sich der Zar bei dem Verfallen des polnischen Reichs verhalten würde. Später tauchte bekanntlich der Plan einer Teilung Preußens auf; Österreich, Rußland, Schweden und Frankreich gaben dazu gern ihre Zustimmung. Als aber Friedrich seinen lieben Nachbarn zeigte, wie gut er zu schlagen verstehe, ließen sie von ihm ab und wandten fortan ihr Interesse dem schwachen Polen zu, das nicht im stande war, sich der Feinde zu erwehren. Die Schuld fällt auf Polen allein. Am 17. Februar 1772, Anfang 1793 und am 24. Oktober 1795 wurde Polen unter Rußland, Preußen und Österreich geteilt, und das polnische Reich verschwand von der Karte Europas (s. die Karte „Polen nach den Grenzen vou 1772", rechts unten auf den ‚Karten zur Geschichte Polens u. s. w.' bei S. 550). Das polnische Volk mußte außerdem die Schmach erleben, daß seine Reichstage diesen Gewaltthaten der Mächte zustimmten.

So hat der polnische Staat nach 800jährigem Bestand aufgehört zu sein. Die Ursache war der morbus nimiae libertatis (die Erkrankung an zu großer Freiheit). Polen ist auf der Suche nach der Lösung der staatsrechtlichen Hauptfrage in Übertreibungen geraten und sozusagen im Fette der persönlichen Ungebundenheit des Einzelnen erstickt. Wir lernen deshalb aus der polnischen Geschichte außerordentlich viel; für die Weltgeschichte ist sie von besondrer Wichtigkeit, weil sie uns etwas Neues bietet. Abgesehen davon hat Polen für die Kultur und den Fortschritt doch Manches geleistet. Zwar ist die Zivilisation, wenn wir von Koppernikus (der übrigens eine westeuropäische Bildung genossen hatte) absehen, hier nie höher als im Westen gewesen; aber Polen hat Westeuropas Kultur nach dem Osten getragen.

Oftmals hörte man hernach von Anstrengungen polnischer Vaterlandsfreunde, namentlich solcher, die nach Frankreich ausgewandert waren, die politische Unabhängigkeit wiederzugewinnen; oftmals hat sich auch die europäische Diplomatie mit der polnischen Frage beschäftigt. Aber außer freundlichem Zuspruche fanden die Polen keinen Freund, der mit mächtiger Hand die einschneidenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hätte rückgängig machen können und wollen. Die polnischen Auswanderer schlossen sich Frankreich an, bildeten Legionen, die unter Napoleons I. Adlern kämpften, in der Hoffnung, dieser werde ihnen ihr Reich wieder aufrichten helfen. Doch solche Gefühlsregungen lagen dem gewaltigen Korsen fern:

die Polen waren, wie andre, für ihn nur ein Stein auf seinem Schachbrette. Zwar hat er nach dem Tilsiter Frieden am 21. Juli 1807 das Großherzogtum Warschau unter dem sächsischen König Friedrich August I. geschaffen, das Warschau und Krakau umfaßte; aber er that das nur, um Preußen und Österreich zu schwächen. Der Wiener Kongreß 1814—15 „regelte" dann die polnische Frage dahin, daß Preußen wieder Posen und Österreich Ostgalizien bekamen.

Der edelgesinnte Kaiser Alexander I. ließ es zu, daß aus dem Warschauer Gebiete („Kongreß-Polen") ein konstitutionelles Königreich unter großfürstlich russischer Statthalterschaft und aus Krakau eine Republik unter dem Schutze Rußlands, Österreichs und Preußens geschaffen wurde (1815). Aber die Polen haben auch diesmal nicht verstanden, ihre Sache zu vertreten. Im Krakauischen wurde ein neuer Aufstand gegen Rußland und, wenn er gelungen wäre, natürlich auch gegen Preußen, vorbereitet. Er kam am 29. November 1830 in Warschau zum Ausbruche. Der Augenblick war ungünstig gewählt. Rußland befand sich gerade nach seinen Siegen über die Türkei in einer bessern Lage. Die polnischen Truppen wurden geschlagen (vgl. Bd. VIII, S. 143), die Verfassung aufgehoben und das polnische Gebiet nunmehr Rußland einverleibt. Als im Frühjahr 1846 eine neue Erhebung Unruhen erzeugt hatte, wurde im November der Freistaat Krakau durch Österreich besetzt. Der Aufstand von 1863 hatte von vornherein noch weniger Aussichten (ebenda, S. 266). Damit ist die polnische Frage auch vom grünen Tische der europäischen Diplomatie vorläufig verschwunden.

12. Rußland seit seinem Eintritt in die europäische Staatenwelt.

A. Der Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion bis 1680.

Das Tatarenjoch war das größte Unglück, das den russischen Staat in seiner gesamten geschichtlichen Entwicklung getroffen hat, nicht bloß, weil er auf beinahe drei Jahrhunderte die politische Selbständigkeit verlor, roh behandelt und ausgesogen wurde, sondern in noch höherm Grade, weil das Volk in seiner kulturellen Entfaltung beinahe um ein halbes Jahrtausend hinter dem westlichen Europa zurückblieb. Eine herrische Regierung, die ihre Unterthanen nach Art der Asiaten behandelte, eine Besteuerung, die das Volk ausraubte, eine Verrohung der Sitten, eine Ausbildung des knechtischen Sinns in der Bevölkerung und, was damit zusammenhängt, eine Geringschätzung, ja Verachtung der Kultur, gepaart mit asiatischem Hochmut, und ein Hang zum Sichabschließen von der westeuropäischen Welt — alles das war die Frucht der langen tatarischen Knechtung. Und wer wird behaupten wollen, daß Rußland diese Eigenschaften heute schon gänzlich abgestreift habe?

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts drangen häufiger Nachrichten von Rußland nach Westeuropa. Anderseits erwachte dort ein stärkeres Interesse für jenes. Als den ersten Schritt in dem Verkehre zwischen Osten und Westen könnte man die Florentiner Union (S. 497) betrachten. Einen wirklichen Einschnitt bedeutet aber erst die Regierung Iwans III. wie in so mancher andern, so auch in dieser Beziehung. Durch seine Heirat mit der Palaiologin (S. 504) und dadurch, daß er das tatarische Joch endgiltig abschüttelte, machte sich Iwan III. berühmt. Die Habsburger waren es, die zunächst Beziehungen zu Rußland anzuknüpfen suchten. Da erschienen als Diplomaten Friedrichs III. und Maximilians Niklas Popel von Lobkowitz (1486) und Georg von Thurn. Erzherzog Sigismund von Tirol (gest. 1496) schickte Michael Snups mit dem Auftrage, Russisch zu lernen und sich nach allen Merkwürdigkeiten des

Lands zu erkundigen. Iwan selbst ordnete Gesandtschaften nach Ungarn, Deutschland, Italien ab (vgl. S. 506). Von König Matthias Corvinus erbat er sich 1482 geschickte Bergleute. Desgleichen ersuchte er den Kaiser Friedrich um solche und um je einen Artilleristen, einen Baumeister, einen Silberarbeiter. Von Italien berief er Maler und Architekten, Goldarbeiter und Glockengießer; unter den Ingenieuren war der aus Bologna stammende Aristotele Fioraventi der berühmteste: er goß Kanonen und schuf die erste Artillerie in Rußland. Der Italiener Giambattista della Volpe (russisch: Iwan Frjasin) war seit 1469 Leiter des Münzhofs in Moskau. Im Jahre 1489 sollte der griechische Diplomat Trachaniotes eine Heirat der Tochter Iwans III. mit Maximilian vermitteln. Im Jahre 1520 kam nach Moskau der Kaufmann Paolo Centurione aus Genua mit einem päpstlichen Empfehlungsschreiben und dem Auftrag, einen neuen Weg von Europa nach Indien zu suchen, und gewiß auch mit andern geheimen Absichten. Wichtig in ihren Folgen war die diplomatische Thätigkeit des österreichischen Gesandten Siegmund Herberstein, der zweimal (1516—18 und 1526—27) in Rußland war und über seine Forschungsergebnisse ein vielgelesnes Buch „Rerum moscoviticarum commentarii“ schrieb (vgl. die Erklärung zu Fig. 6 der Tafel bei S. 457). Als geborner Kärnthner war er der slowenischen Sprache mächtig, konnte daher leichter die russische Sprache erlernen und Nachrichten sammeln. Dennoch hat er viele Fabeln von wunderbaren Menschen und Tieren in Rußland erzählt. Wie die Genuesen durch ihren Kaufmann Centurione, so haben auch die Venezianer und Engländer, ebenfalls durch die Entdeckung Amerikas angeregt, einen neuen Weg durch Rußland nach Indien finden wollen.

Unter König Eduard VI. rüstete Sir Hugh Willoughby 1553 eine englische Expedition aus; doch statt die Nordost-Durchfahrt nach Indien zu finden, wurde Richard Chancellor, der Kapitän eines der drei Schiffe, vom Sturm an die Mündung der Dwina verschlagen. Iwan der Grausame (S. 510) empfing ihn sehr freundlich und erteilte den englischen Kaufleuten Sonderrechte. Seit der Zeit entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr zwischen England und Rußland; es bildete sich sogar eine englische Handelsgesellschaft für Rußland mit dem Hauptsitz in Moskau und mehreren Abzweigungen, die mit der Hanse wirksam in Wettbewerb traten. Ein Freund der Briten, wurde Iwan von den Stockrussen spottweise der englische Zar genannt und trug sich sogar mit dem Gedanken, eine Engländerin zu heiraten. Bald strebten die englischen Kaufleute danach, den Handel und die Industrie in Rußland zu monopolisieren, legten Fabriken an und stellten genaue Karten von einzelnen Gebieten her. Ihr Handelsagent Giles Fletcher schrieb 1591 eine russische Handelsstatistik. Diese first discovery of Russia, wie man in England die Reise Chancellors bezeichnete, trug den Engländern reiche Früchte und zeitigte auch eine ziemlich wertvolle Litteratur über Rußland. Den Spuren der Engländer folgten bald, wie in andern Weltteilen, so auch hier, die Holländer. Sie rüsteten ebenfalls mehrere Expeditionen aus, um die Durchfahrt nach China und Indien über den Norden zu finden, und bald war ihr Handel dem englischen überlegen. Ihr Agent Isaak Massa, der in Rußland und Asien Reisen unternahm, sammelte wichtige Nachrichten, trieb kartographische Studien und brachte zuerst zuverlässige Kunde über Sibirien heim. Der Holländer Hessel Gerritsz gab 1614 eine Karte von Rußland (die erste, von Anton Wied, stammt aus dem Jahre 1542) heraus. Auch Franzosen und Deutsche bemühten sich, handelspolitische Beziehungen mit Rußland anzuknüpfen.

Aber anders dachte das russische Volk. Statt zuzugreifen und von den Fremden soviel wie möglich zu lernen, wie es Japan jetzt thut, sträubte es sich gegen deren Einfluß mit aller Kraft, mit Ausnahme einiger Wenigen, die Rußland Westeuropa näher zu bringen suchten. Es

entstand ein Kampf zwischen der konservativen und fortschrittlichen Partei, zwischen Finsternis und Aufklärung, der für das innere Leben Rußlands seit der Abschüttelung des mongolischen Jochs bezeichnend ist. Er dauert noch heute mit ungeminderter Kraft fort und fordert fortwährend ungeheure Opfer an Blut, Gut und kostbarsten Gütern der Menschheit. Von seiner Entscheidung hängt, so oder so, die Zukunft Rußlands ab.

Die Entscheidung sollte in Rußland als einem despotischen Staat in erster Linie von den Herrschern selbst ausgehen. Aber schon die Erziehung, die die russischen Zaren stetig an das Haus und die Umgebung kettete und mit unzähligen Formalitäten umstrickte, war nichts weniger als geeignet, aus ihnen Männer mit klarem, unbefangnem Blicke heranzubilden. Die orthodoxe Kirche unterstützte in ihrer Unwissenheit die Politik des Widerstands gegen die westeuropäische Bildung. Äußere Dinge, wie Bartscheren, Baden an gewissen Tagen, Ungeziefer ausrotten und europäische Kleidung tragen, galten in den Augen der ungebildeten Geistlichkeit, die kaum lesen und schreiben konnte, als Verrat an der Nationalität und der Kirche.

Es ist daher kein Zufall, daß Boris Godunow (S. 513), weil entfernt vom Hof aufgewachsen, der erste Zar war, der ein Westling, ein Freund der Kultur genannt werden könnte. Nicht nur zog er Ausländer heran, sondern er schickte auch junge Leute zum Studium nach Lübeck, nach Frankreich, nach England, gründete Schulen und wollte sogar eine Universität in Moskau stiften, warb auch schon zu dem Zwecke Professoren aus Deutschland. Seine Kinder ließ er durch Fremde unterrichten und für seinen Sohn eine Karte Rußlands anfertigen, die dann der Holländer Hessel Gerritsz (S. 557) für seine Ausgabe benutzte. Im Auslande wurde er daher mit Ptolemaios (vgl. den Bulgaren Symeon; S. 327) oder Numa Pompilius verglichen. Bei den Russen erregte er aber Anstoß: man machte ihm durch den Patriarchen Vorstellungen. Auch Dmitrij der Falsche war kulturfreundlich und konnte sich gerade deswegen nicht halten. Schujskij (S. 514), ein echter Moskauer, schaffte die Neuerungen Godunows und Dmitrijs ab.

Die ersten Romanows waren Freunde der europäischen Kultur. Michael berief Gelehrte nach Rußland; ein Grieche Arsenios errichtete in Moskau eine griechisch-lateinische Schule. Ein noch größerer Gönner des Fremden war Alexej (1645—76). Er war der Falkenjagd ergeben, obgleich sie kirchlich verboten war; er zog die Fremden massenhaft nach Rußland, beschützte sie vor dem Hasse des Volks und wies ihnen in Moskau einen eignen Stadtteil an, der Deutsche Vorstadt oder Sloboda genannt wurde. Frühere Zaren hatten nicht einmal schreiben können — von Alexej besitzen wir viele Briefe, eine Schrift über die Falkenjagd und Denkwürdigkeiten über den polnischen Krieg. Er war es, der die kleinrussischen Gelehrten Slawineckij und Polockij (S. 544) nach Moskau berief und die erste Briefpostverbindung mit dem Westen herstellte. Er führte zuerst das Theater am Hof ein. In demselben Sinne regierte auch sein gutmütiger Sohn Feodor. Jetzt fanden sich endlich private Leute und Minister, die eifrige Förderer der westeuropäischen Kultur waren. Der aufgeklärte Kanzler Alexejs, Ordin-Naschtschokin, und der Bojar Matwejew waren Westlinge, lebten zivilisiert und beschäftigten sich mit den Wissenschaften, ohne sich um den Haß ihrer Landsleute zu kümmern. Besonders gelobt und bewundert wurde von den Ausländern Wasilij W. Golizyn, der 1680—89 Minister und Günstling der Regentin Sophie war. Von ihm schrieb der französisch-polnische Diplomat Neuville: er wäre einer der geistreichsten, prachtliebendsten und höflichsten Fürsten seiner Zeit gewesen; man habe von seinem Palaste den Eindruck, sich am Hof eines italienischen Fürsten zu befinden. Das Haus Golizyns war glänzend ausgestattet. Er gedachte, erzählt Neuville, den Bauern die Freiheit zu geben, wollte völlige Gewissensfreiheit einführen, Bettler reich machen, Wüsten bevölkern.

Auch im Schoße der Kirche erstand ein Mann unter Alexej, der es wagte, an Reformen in der Kirche zu denken: der Patriarch Nikon. Unter anderm ordnete er eine Durchsicht der heiligen Bücher an, in die sich durch das Abschreiben viele Fehler eingeschlichen hatten. Aber der Erfolg seiner Bemühungen war gering. Die Verbesserungen Nikons riefen sogar statt einer Reform eine Spaltung in der russischen Kirche hervor. Viele Priester weigerten sich nämlich, die verbesserten Bücher anzunehmen, und betrachteten sie als ketzerische. Diese Tremung (raskol) entfremdet der russischen Kirche noch heute Millionen von Unterthanen, die das alte Rußland verkörpern. Aus dem Schoße der Raskolniki ist z. B. Pugatschew (S. 584) hervorgegangen. Als der Postverkehr mit Westeuropa eingerichtet war, schrieb später ein Russe: „Die Ausländer haben aus unserm Land in das ihrige ein Loch geschlagen: die Post, die dem Zaren vielleicht finanzielle Vorteile bringt, dem Land aber nur schadet. Was auch bei uns geschehen mag, von allem wissen die Ausländer gleich."

Und doch, was wäre Rußland ohne die Fremden gewesen? Alles mußte man ja vom Auslande beziehen: Architekten, Ingenieure, Maler, Künstler, Offiziere, Kriegsbedarf, Kanonen- und Glockengießer, Bergleute, Silber- und Goldarbeiter, Ärzte, Apotheker, Schauspieler, Lehrer u. s. w. Erst unter der Leitung der Engländer, Deutschen, Holländer entstanden hier Fabriken, Erzgruben, Glashütten, Pulvermühlen u. s. w. Alle militärischen Erfolge verdankt Rußland somit den Fremden. Die Verteidigung der Städte leiteten Ausländer. Selbst die Landwirtschaft wurde von ihnen veredelt. Ein österreichischer Mönch legte bei Astrachan den ersten Weinberg an. Die Fremden führten bessere Sitten ein. Statt aber möglichst viele Schulen und eine nationale Wissenschaft zu gründen, begnügte man sich mit der Einfuhr des geistigen Kapitals und blieb so immer von demselben Auslande, das man innerlich in orientalischem Hochmute verachtete, abhängig.

Anderseits riefen auswärts schon die geringen Fortschritte Rußlands Beunruhigung hervor. Kaiser Maximilian I. schrieb dem deutschen Ordensmeister: Die Größe Rußlands ist eine Gefahr. Des Goslarers Hans S(ch)litte Anwerbung (vgl. S. 509) scheiterte am Einspruche Hasenkamps, des Landmeisters des Deutschen Ordens in Livland: er erwirkte den Befehl, Slitte zu verhaften, und die Angeworbnen zerstreuten sich. König Ferdinand I. erließ ein Waffenausfuhrverbot. Sigmund II. August von Polen erhob im Namen der Christenheit dagegen Einspruch, daß Rußland, der Feind aller freien Nationen, Einwanderer gewinne, die dort nützliche Kenntnisse verbreiteten, und daß es in die gemeineuropäische Politik eingeführt werde. Deutsche Großhändler wollten ihre russischen Angestellten in den Geschäftsgang nicht einweihen; deutsche Techniker in Moskau schickten ihre russischen Lehrlinge bei gewissen Verrichtungen weg, damit diese nicht in den Besitz geheimer Fertigkeiten gelangten. Die Engländer wieder legten die russischen Kaufleute lahm, um dort das Handelsmonopol an sich zu reißen.

B. Peter I. der Große (1682—1725).

In dem großen, seine Lebensinteressen berührenden Kampfe zwischen Licht und Finsternis war es das größte Glück für Rußland, daß es in der Person Peters des Großen, Alexejs Sohn von dessen zweiter Gemahlin aus dem Hause Naryszkin (vgl. den Stammbaum bei S. 568), einen Herrscher bekam, der, mit seltner Begabung, wunderbarem Gedächtnis und unbeugsamer Willenskraft ausgestattet, sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Kulturfreunde stellte, mit seiner starken, wenn auch rohen Faust die Feinde der europäischen Kultur und Gesittung zu Boden warf, Rußland gleichsam mit Einem Ruck Europa näher brachte und ihm einen geachteten

Platz unter den europäischen Mächten erwarb. Wie Godunow, so war auch er nicht in der dumpfen Luft des zarischen Hofs, sondern auf dem Land erzogen worden, weil ihn seine Schwester Sophie von dem Throne fernhalten wollte. Seine urwüchsige Art und sein durchdringender Geist setzten sich über alle sinnlose Überlieferung hinweg; während er dadurch das Entsetzen seiner Landsleute erregte, rief er die Bewunderung des Auslands hervor. Er war der erste Zar, der seinen Palast verließ, an jedes Werk seine eigne Hand anlegte, überall herumreiste, ja sogar — was bis jetzt unerhört war — eine Reise nach dem Westen unternahm.

Selbständiger Zar wurde Peter 1689, nachdem seine Regentin-Halbschwester Sophie, die ihm sogar nach dem Leben getrachtet hatte, ins Moskauer Jungfrauenkloster gesteckt worden war (gest. 14. Juli 1704). Sein Bruder und Mit-Zar Iwan V. beteiligte sich nicht an der Regierung, wurde nur bis zu seinem Tode (29. Jan. 1696) neben Peter in allen Staatsurkunden genannt. Bis 1725 hat Peter in rastloser, fieberhafter Thätigkeit eine Unsumme von Werken vollbracht, zu deren Vollendung bei dem bekannt trägen Pulsschlage Rußlands sonst Jahrhunderte notwendig gewesen wären. Ein Ziel leuchtete ihm vor und lenkte alle seine Schritte: er wollte Rußland durch Kultur groß und stark machen. Und weil er keinen Augenblick darüber im Zweifel war, daß man zunächst von Europa viel lernen müsse, so unternahm er zweimal Studienreisen nach dem Westen und war stets bestrebt, sein Land jenem näher zu bringen und einen geregelten Verkehr mit ihm anzubahnen. Da diese Pläne in schroffem Gegensatze zu den Ansichten des Stockrussentums standen, so war sein Leben ein ununterbrochner erbitterter Kampf gegen Altrußland, gegen alle die finstern Mächte, die bald offen, bald versteckt das Frühere zu retten suchten, kurz, gegen die Vergangenheit.

Daraus erklärt sich zunächst seine Begeisterung für das Meer und für die Flotte, die Bindemittel mit Westeuropa werden konnten. Rußland war ein binnenländisches Reich, von allen Seiten ziemlich weit vom Meer entfernt, und seine Nachbarn wachten mit Eifersucht darüber, daß es dort nicht Fuß fasse. Diese ungünstige geographische Lage hat die ganze Geschichte Rußlands beeinflußt, das, von der Natur zur Abgeschlossenheit verdammt, sich im Laufe der Zeiten an diese gewöhnt und sie schon als seine nationale Eigentümlichkeit betrachtet hatte. Das kleine Griechenland hatte einst seine hohe Kultur der Lage an der Weltstraße des Mittelmeers zu verdanken, ebenso Altitalien. Deswegen war ja schon Iwan IV. bestrebt gewesen, Livland zu erobern und an der Ostsee einen Platz zu gewinnen. Peter begriff dies noch besser und wandte sich mit aller Glut seines Herzens der Meeresfrage zu. Als er zuerst in Archangelsk die See sah, war er begeistert. Dorthin kamen auf dem langen und nur kurze Zeit eisfreien Weg über das Nordkap englische und holländische Schiffe. Das war vorderhand der einzige Weg nach Westeuropa, dort die erste Gelegenheit, fremde Schiffe zu sehen, und Peter wurde von einer Sehnsucht nach dem Meer ergriffen wie einer, der, lange Jahre in der Fremde, von Heimweh ergriffen wird. Er lernte den Schiffbau, studierte das Seewesen, verkehrte mit Seeleuten und faßte den Plan, nach Westeuropa zu reisen, um alles das gründlich zu erlernen. Vorher aber eroberte er 1696 das türkische Asow und beschloß, auf dem Asowschen Meereszipfel eine Flotte zu bauen.

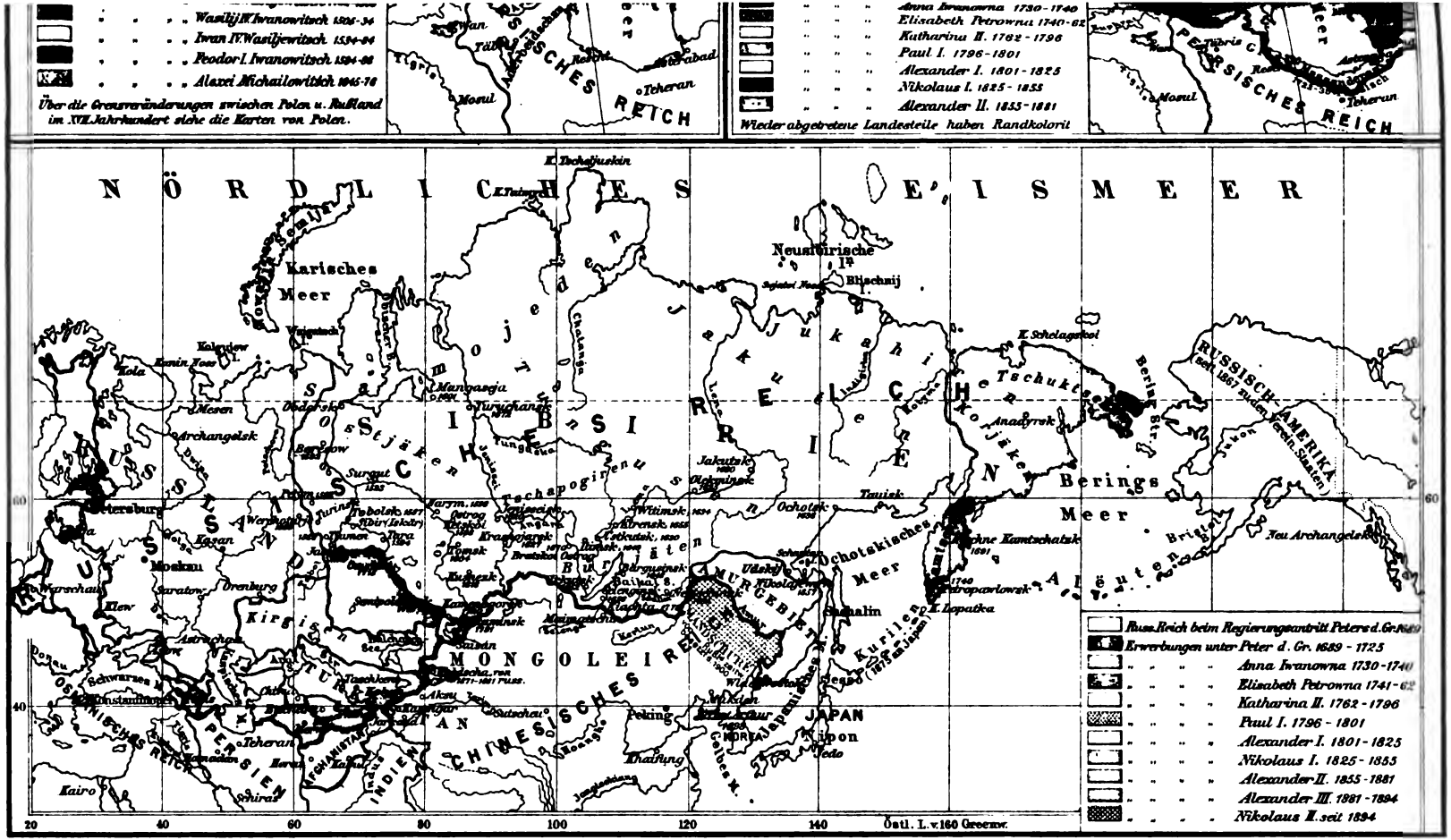
In erster Linie hatte er die Einnahme der Festung den Fachkenntnissen fremdländischer Offiziere zu verdanken gehabt, und dies mußte ihn nur in seiner Absicht, nach dem Westen zu gehen, bestärken. Sein Sieg über die Türken machte auch in Westeuropa Eindruck, und mancher Herrscher beglückwünschte ihn. Im Jahre 1697 trat er nun in Begleitung von 270 Gefolgsleuten seine erste Europareise an. Es war ein für Rußland und für die Weltgeschichte entscheidendes Ereignis, weil Rußland damit mit seiner Vergangenheit brach und nun in der Person seines Zaren

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

KARTE ZUR GESCHICHTE DES RUSSISCHEN REICHES.

bearbeitet von Karl Wolf.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

beim Westen in die Lehre ging, um später einen der ersten Plätze im Kranze der europäischen Mächte einzunehmen. Auf den fürstlichen Barbaren machte weniger der Glanz ihrer Höfe als die westliche Kultur Eindruck: vor ihr verbeugte er sich tief. Verkleidet als einfacher Gefolgsmann unter dem bürgerlichen Namen Peter Michailow, ging er ins Ausland, nicht um zu genießen, sondern um zu lernen. Er betrachtete sich noch nicht für würdig, in vollem Glanz aufzutreten; hat er doch auch lange Zeit in seinem eignen Heer als Gemeiner, dann als Bombardier, später als Hauptmann u. s. w. gedient und sich von Fremden kommandieren lassen: erst nach großen Siegen traute er sich höhere Grade zu. Über Riga ging er zuerst nach Holland, besuchte dann England und Deutschland; Frankreich diesmal nicht, weil Ludwig XIV., wie Herzog Louis de Saint-Simon erzählt, ihn auf schickliche Weise davon abbringen ließ. Überall wollte er alles sehn. Vor allem zog ihn Holland an mit seinem hoch entwickelten Seewesen. Daß er dort als Zimmermann mit der Axt arbeitete, um den Schiffbau zu erlernen, war für die Erziehung des russischen Volks, besonders des Adels, der die Arbeit scheute, von großer Bedeutung.

Als er aus dem Auslande heimgekehrt war, suchte Peter seine Kenntnisse, wie und wo nur immer möglich, zu verwerten. Die Erkenntnis, daß Rußland zu seiner Entwicklung unbedingt ein Meer brauche, führte ihn bald zum Kriege mit Schweden, das im Besitze von Livland, Esthland, Ingermanland, Finland die Ostsee sein eigen nennen konnte (dominium maris Baltici). Dieser (zweite oder eigentliche) „Nordische Krieg" mit Schweden, an dessen Spitze seit Ende 1697 König Karl XII. stand, gehört zu den wichtigsten der gemeineuropäischen Geschichte. Peters schlecht bewaffnetes, wenig geübtes Heer stand den damals besten Truppen Europas gegenüber. Aber jede Niederlage, die er erlitt, diente ihm nur zur Lehre. Immer größer wurden die Verluste seiner Feinde, bis er sie am 8. Juli 1709 bei Poltawa vernichtete. Bei der Tafel trank er dann auf das Wohl der gefangnen schwedischen Offiziere als seiner Lehrmeister. Von der Zeit an machte er an der Ostsee immer größere Fortschritte, bis er im Frieden von Nystad (10. Sept. 1721) Livland, Esthland, Ingermanland, einen Teil von Finland und von Karelien bekam (s. das Kärtchen rechts oben auf der beigehefteten „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs"). Schweden war damit zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken. Die Meeresfrage war für Rußland gelöst; eine neue Zeit brach an. Ein Freudentaumel ergriff Peter und Rußland. Peter tanzte öffentlich auf dem Tisch und trank auf das Wohl des ihm zujauchzenden Volks. Noch vor Beendigung des Kriegs hatte er beschlossen, auch das Herz des Reichs an die Ostsee zu verlegen. So baute er seit 1703 an der Newa auf dem von Schweden eroberten Gebiet eine Festung und neue Hauptstadt (S. 425), die seinen Namen tragen sollte, damit Rußland nie mehr vom Meere zurückgedrängt werde und auch dessen nicht vergesse, der es zum Meere geführt hatte. Auch erinnerte er sich dabei der alten Zeiten, wo diese Küste russisch gewesen war, und dessen, der den ersten Sieg über die Schweden gewonnen hatte (S. 457): so stiftete er den Alexander-Newskij-Orden. Sankt Petersburg, wo er sich „wie in einem Paradiese" fühlte, nannte er in seiner Bescheidenheit das Fensterchen nach Europa.

Dieselbe Sehnsucht nach dem Meere trieb ihn dazu, die Küste des Schwarzen Meers zu gewinnen. Die Kriegserklärung der Pforte, die von Schweden, den Tataren, von Stanislaw Leszczynski und den Franzosen zum Kriege gegen Rußland gedrängt wurde, war ihm daher höchst willkommen. Schon träumte Peter davon, nach Zarigrad (slaw. = Konstantinopel) zu marschieren, wie es die Helden Altrußlands gethan hatten, um die Christen des Morgenlands: Serben, Montenegriner, Bulgaren, Griechen und Walachen, vom türkischen Joche zu befreien. Er rechnete auf eine allgemeine Erhebung der Christen; aber gerade daran, daß keine solche

erfolgte, scheiterte sein Unternehmen. Bei Husch a Pruth von 200,000 Türken und Tataren umringt, mußte er am 23. Juli 1711 Asow herausgeben und die Flotte vernichten. Schwer empfand er diese Demütigung. Das Nordufer des Schwarzen Meers zu erobern, war erst seinen Nachfolgern vorbehalten (s. die „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs" bei S. 561).

Mit größerm Glücke kämpfte er mit den Persern um den Kaspisee, der den Verkehr zwischen Europa und Asien vermitteln sollte. Die Russen nahmen 1723 Daghestan, Gilan, Mazenderan mit Resicht, Asterabad und Baku. Ihre Herrschaft auf dem Kaspischen Meere war vorbereitet.

Den Wert des Verkehrs vollauf würdigend, sorgte er in seinem ganzen Reiche für neue Land- und Wasserstraßen und gedachte, die Twerza mit der Msta, die Düna und den Don mit der Wolga, das Kaspische Meer mit dem Schwarzen Meer und beide durch die Wolga mit der Ostsee zu verbinden; er baute den großen Ladogakanal, der den Wolchow mit der Newa verband. Holland war dabei sein Vorbild, bei den Straßenbauten Schweden. Das Postwesen nahm unter Peter eine günstige Entwicklung, obwohl immer noch deutsche Beamte angestellt und die Postbücher eine Zeitlang deutsch geführt wurden. Peter sorgte auch für die Hebung der Jahrmärkte, deren es gegen 1630 gab; er schloß mit mehreren europäischen Staaten Handelsverträge, befahl seinen Bojaren, ihre Kinder ins Ausland zu schicken, unternahm selbst im Jahre 1716 seine zweite Reise nach dem Westen, wo er diesmal der Kunst und Wissenschaft seine besondere Aufmerksamkeit schenkte: ein Beweis, welchen Fortschritt er selbst in der Kultur gemacht hatte. Er besuchte jetzt auch Frankreich und bemühte sich, einen Handelsvertrag und ein engeres Bündnis mit Ludwig XV. zu schließen, hätte auch gern seine Tochter Elisabeth an den Thronerben verheirathet. Aber Frankreich ließ sich nur zu einem Handelsvertrage herbei; Ludwig XV. heirathete am 5. September 1725 Maria, die Tochter jenes Stanislaw Leszczynski, den Peter 1709 vom polnischen Throne hatte stoßen helfen.

Auch Fremde zog Peter ins Land, damit sie hier Werkstätten errichten und Handel treiben sollten. Die Franzosen legten nach dem Muster der Pariser Gobelinfabriken Teppichwebereien und Strumpfwirkereien an und zeichneten sich durch Bearbeitung der russischen Wolle aus, die Engländer durch Zubereitung des russischen Leders. Der Zar erlaubte den Fremden, überall nach Metallen zu suchen, gründete selbst Fabriken und befahl den russischen Handwerkern, bei den Fremden Unterricht zu nehmen; so schickte er eine Anzahl Schuhmacher aus jeder Stadt nach Moskau zu den dort arbeitenden Engländern in die Schule. Er sorgte für die Hebung des Bergwesens, der Landwirtschaft und der Viehzucht. Kein Zweig der Volkswirtschaft entging seiner Aufmerksamkeit. Der Wohlstand im Reiche hob sich, und der wirtschaftliche Aufschwung nahm außerordentlich zu. Die Staatseinkünfte stiegen in den anderthalb Jahrzehnten von 1710—25 von 3 auf 10 Millionen Rubel. Mit dem Nationalvermögen und dem gesteigerten Auslandverkehr hob sich Rußlands auswärtiger Einfluß und sein Ansehn gewaltig. Darum gebührt Peter dem Großen mit vollstem Rechte der erste Platz unter allen russischen Herrschern.

Die Haupttruppe in Rußland waren seit Iwan dem Grausamen die Strelizen (Strjelzi). Als sie sich gegen Peter mehrmals aufgelehnt hatten, löste er sie 1698 auf, nachdem er ihre Untreue blutig bestraft hatte. Nun bildete er neue Regimenter von Fußtruppen und Dragonern als stehende Truppen, die auf 210,000 Mann gebracht und regelmäßig ausgehoben wurden. Die Kosaken und die östlichen wilden Stämme lieferten eine unbeschränkte Zahl von Kriegern. Peter schuf eine große Artillerie und eine Flotte, die bald 48 Linienschiffe, 800 Fahrzeuge und 28,000 Matrosen zählte und im Kriege sich bewährte. In seinem Heere befanden sich viele fremdländische Offiziere oder im Auslande geschulte Russen, so daß er schließlich über alle seine

Feinde zu siegen vermochte. Besonders unterstützten ihn bei dieser Arbeit der Schotte Patrick Gordon, sein General, der Genfer François Lefort, sein Admiral (beide gest. 1699), und der Schotte Jakob Bruce, der ihm das Geschützwesen einrichtete. Bald spottete man in Rußland selbst über die alte Armee; Theophan Pososchkow, der bäuerliche Schüler und Gesinnungsgenosse Peters, verglich sie mit einer Viehherde. Das Heer, das Peter schuf, schlug die ersten Kriegsmeister Europas.

Ebenso großartig sorgte er für die Gründung von Unterrichtsanstalten, um Rußland vom Auslande kulturell unabhängig zu machen. So richtete er Fachschulen ein: eine Schule für Rechnungswesen, eine Baugewerkschule, eine Seeakademie, eine Kartenzeichenschule, und zog ausländische Lehrer heran, mit denen er selbst viel verkehrte. Von Bedeutung war seine Bekanntschaft mit Leibniz (Bd. VIII, S. 461), den er zu seinem Geheimrate mit tausend Thalern Gehalt ernannte. Auf dessen Vorschlag stiftete er die Akademie der Wissenschaften, die in Sankt Petersburg ihren Sitz erhalten sollte (erst nach seinem Tod [1725] ins Leben getreten). Peter rüstete auch wissenschaftliche Expeditionen aus, so nach Kamtschatka, um die Frage zu entscheiden, ob Asien mit Amerika verbunden sei. Nicht minder wichtig für Rußland war die Heranziehung kleinrussischer Gelehrter (S. 545) an seinen Hof, wie Theophan Prokopowitschs, Stephan Jaworskijs, die schon früher die Gründung einer Akademie angeraten hatten und jetzt auf dem kirchlichen Gebiet ihre segensreiche Thätigkeit entfalteten. Das Wichtigste aber war, daß Peter verfügte, keiner solle zum Staatsdienste zugelassen werden, der nicht die Anfangsgründe des Schulunterrichts und irgend welche Fachkenntnisse erworben habe. Edelleute, die nicht lesen und schreiben könnten, sollten den Adel verlieren. Jeder Beamte sollte seine Kinder vom zehnten bis zum fünfzehnten Lebensjahr in die Volksschule schicken; ungebildete Beamtenkinder durften nicht heiraten, außer wenn sie ein Handwerk erlernt hatten. Der Zar ließ eine Masse fachwissenschaftlicher Bücher ins Russische übersetzen, wobei er selbst den Schriftstellern Ratschläge erteilte. Sie sollten bei der Übertragung hauptsächlich darauf sehn, daß sie nicht die Worte, sondern den Sinn gut wiedergäben und sich vor unnützen Abschweifungen hüteten. Dazu schaffte er das veraltete und unpraktische Alphabet ab und reformierte es, indem er neue Buchstabenformen schuf. Weil die russische Buchdruckerkunst seit dem 16. Jahrhunderte keine Fortschritte gemacht hatte, berief er holländische Drucker und errichtete in Moskau zwei, in Sankt Petersburg vier Druckereien, je eine in Tschernigow, Nowgorod und andern Städten. Er förderte auch die Wissenschaften. Für die Geschichte Rußlands vom 16. Jahrhundert an, die Polykarpow druckte, bekam dieser als Verfasser von Peter 200 Rubel. Die Geographie verdankt dem Zaren ebenfalls viel. Er ließ auffällige Knochen, eigenartige Gesteine, auch Inschriften sammeln, Mißgeburten bei Tieren und Menschen anzeigen, indem er in dem Ukas bemerkte, daß Unwissende etwas Geheimnisvolles daraus zu machen und das teuflischem Einflusse zuzuschreiben pflegten. Er ließ die Bibliotheken der Klöster durchsuchen und Abschriften von Urkunden nehmen. Auch ließ er Krankenhäuser anlegen und schickte junge Leute zum medizinischen Studium ins Ausland. Vom 1. Januar 1700 an führte er in Rußland die christliche Zeitrechnung (freilich nach dem inzwischen veralteten, doch von den meisten Nichtkatholiken damals noch zäh bewahrten julianischen Kalender) ein, während man bisher nach Jahren seit der Welterschaffung gerechnet hatte. Selbst die Bedeutung der öffentlichen Presse erkannte er und rief 1714 die (russische) „Petersburger Zeitung" ins Leben. Durch solch vielseitige und weitblickende Fürsorge für die Kultur bewies er, daß er der Ehre würdig war, von der Oxforder Universität zum Doktor und von der Pariser Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied ernannt zu werden.

Selbstverständlich konnte auch die alte Reichsverwaltung von diesem großen Reorganisator um so weniger unberührt bleiben, als auf diesem Gebiete die allerschlimmsten Mißstände herrschten. Weil die Beamten, wie es damals fast überall war, keine Gehälter, sondern Grundstücke bekamen oder sich für ihre Mühe bei der Bevölkerung schadlos halten mußten, so wurden sie zu rechten Peinigern des Volks, das sie ohne Gesetzesverletzung ausbeuten durften. In Rußland wurde dies Kormlenje, d. h. Ernährung oder Fütterung, genannt. Warte deines Amts und sättige dich! lautete die Einsetzungsformel zur Zeit der alten Zaren. Peter schaffte dieses Kormlenje ab, wobei er mit gewohnter Härte, ja Grausamkeit dreinschlug, und setzte für jeden Beamten ein Gehalt fest.

In der Verwaltungsmaschine herrschte vollständige Verwirrung, weil die Bereiche der einzelnen Behörden nicht abgegrenzt waren. Peter teilte das Reich 1708 in 8, 1719 in 10 (noch später in 11) Gouvernements und diese in (zuletzt) 43 Provinzen. Jedem Gouverneur stand ein aus den Edelleuten gewählter Landrat zur Seite. Als Zentralbehörden schuf er 1718 zehn Regierungskollegien (Ministerien) nach dänischem und schwedischem Muster, und zwar die der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Flotte, des Schatzes, der Rechtspflege, der Einkünfte, der adeligen Güter, der Gewerbe, des Bergbaus, des Handels. In jedem Kollegium wurde je ein Ausländer angestellt. An Stelle des Bojarenrats setzte er 1711 den Senat als obersten Gerichtshof und Oberaufsichtsbehörde ein; ihm gab er einen Generalprokurator zum Vorsitzenden, der die Beobachtung der Gesetze zu überwachen hatte. Den Städten gab er selbständige Verwaltung und Gerichtsbarkeit und setzte über alle den Hauptmagistrat in Sankt Petersburg, der, nur dem Senat unterstehend, für Handel und Gewerbe zu sorgen hatte. Der Zar schuf eine Polizei und setzte, um den Widerstand gegen seine Reformen zu brechen, eine Art Staatsinquisition ein. Er verbesserte das Rechtswesen zum Teil nach schwedischem Muster, besonders das Strafgesetz, reformierte das Steuerwesen, indem er die Herdsteuer (Hofsteuer) durch eine Kopfsteuer (Seelensteuer) ersetzte. Mit aller Strenge sorgte er für die öffentliche Sicherheit: bei dem weitverzweigten Räuberwesen keine leichte Sache. Er verfolgte die Münzfälscher, baute Arbeitshäuser, Siechenhäuser, Irrenhäuser; er forderte alle Unterthanen auf, die Diebe zur Anzeige zu bringen und bestrafte die Schuldigen oft höchsteigenhändig. Und um das Ehrgefühl des ganzen Beamtentums zu heben, das unwissend und bestechlich war, bestimmte er, daß jeder, der in den Dienst trat, Edelmann werden solle. Dadurch und durch die Stiftung von Orden (S. 561) hob er die Vorrechte des Geburtsadels auf. Dienst und Arbeit sollten den Menschen adeln. Er führte bei dem Beamtentume vierzehn Rangklassen ein, die dem Verdienste höhere äußere Ehren zugänglich machten, als der Adel der Geburt.

Selbst in das Familien- und das gesellschaftliche Leben griff er ein. Er wollte keinen Frauenterem mehr: keine Schleier vor den Gesichtern, keine mit Vorhängen verhüllte Sänften. Die Frauen sollten nicht nach Art der Asiaten in Abgeschlossenheit leben, sondern nach europäischer Art sich frei bewegen. Er hob das altrussische Gesetz des gleichen Erbrechts aller Familienmitglieder (S. 448) auf und führte das deutsche Erstgebornengesetz ein, damit die jüngern Söhne genötigt würden, ihren Unterhalt im Gewerbe oder im Staatsdienste zu suchen. Doch ist dieses Gesetz unter der Kaiserin Anna wieder aufgehoben worden, weil es für die russischen Verhältnisse nicht paßte. Ferner verfügte Peter, daß Leibeigne nur familienweise, nicht aber einzeln wie ein Stück Vieh, verkauft werden durften. Auch in den Äußerlichkeiten des Lebens führte er europäische Sitten ein und veranstaltete z. B. nach französischer Art Bälle und Unterhaltungen („Assembleen"). Ja, sogar westeuropäische Tracht befahl er anzulegen, um das Äußere

und das Innere, um den ganzen Habitus seines Volks umzugestalten, wie sich ein englischer Diplomat ausdrückte, und aus ihm ein wirklich europäisches oder, wie er sich selbst 1710 dem dänischen Gesandten Juel gegenüber äußerte: um aus Bestien Menschen zu machen. Als er, von seiner ersten Europareise heimgekehrt, durch die Bojaren ehrerbietigst bewillkommnet wurde, empfing er sie huldvoll, umarmte und küßte sie, machte ihnen aber zugleich Vorstellungen wegen ihrer Tracht, schnitt dem Feldmarschall Alexej S. Schein und andern eigenhändig den Bart, auch ihre langen Schöße und Ärmel ab und verlangte von Männern und Frauen, sie sollten sich europäisch kleiden. Am Hofe durfte wirklich niemand anders erscheinen; das Barttragen wurde mit 30—100 Rubel besteuert. Kurz, kaum eine Lebensform gab es, die Peter nicht hätte reformieren wollen — alles nur, um sein Volk so schnell wie möglich aus dem Zustande der Barbarei herauszureißen. Aber wenn er auch die Fremden achtete, ihren Rat befolgte und Rußland europäisieren wollte, so that er das nicht sklavisch, sondern nahm bloß das Gute, wahrte die Würde des Russentums und erlaubte den Fremden keine Übergriffe; so bestrafte er jeden streng, wer die lutherische Lehre unter den Russen verbreitete. In die leitenden Stellungen setzte er, wenn es irgend möglich war, Russen.

Er that alles mit solcher Hast, als ob er seinen Nachfolgern nichts mehr zu thun übriglassen wollte, oder als ob er befürchtet hätte, daß seine Reformen umgestoßen und seine Russen wieder der alten Barbarei zugeführt werden könnten. Diese Ansicht war auch nicht ganz unbegründet; denn trotz seiner eisernen Faust und beispiellosen Thatkraft hat er seine Feinde, hat er die Finsternis noch lange nicht besiegt. Die Anhänger des alten Rußlands lebten noch — sie verkrochen sich nur wie Amphibien, wenn in ihre Höhlen ein Sonnenstrahl fällt. „Unglücklicherweise steht er mit seinem Dutzend von Arbeitern allein, während Millionen hemmen", schrieb der aufgeklärte Pososchkow, Bauer und Kaufmann zugleich (S. 563), in seinem Werke „Von der Armut und vom Reichtume". Das Volk, die Beamtenschaft, die Geistlichkeit, die Bojaren, ja seine eignen Verwandten waren mit den Reformen unzufrieden. Als Peter im Herbste 1698 von der Reise zurückkehrte, erzählte man, es sei nicht der Zar, sondern ein Fremder gekommen, während der echte Zar von den Deutschen in einem Faß ins Meer hinausgerollt worden sei. Die Priester verkündeten das Nahen des Antichrists, und weil nach einer Weissagung der Antichrist im Ehebruche geboren werden sollte, so sagte man, die Mutter Peters, die zweite Frau Alexejs, sei die falsche Jungfrau, die Ehebrecherin. Schmähende Kundgebungen wurden an die Mauern geschlagen. Besonders gefährlich war die Geistlichkeit, die, in ihrem Nichtsthun unangenehm durch Peter aufgerüttelt, gegen die Neuerungen Stellung nehmen zu müssen glaubte. Der Patriarch von Moskau erklärte das Bartscheren für des Menschen unwürdig, ein Bartloser sei dem Vieh ähnlich. Die europäische Kleidertracht wurde für ein Zeichen unchristlicher Gesinnung erklärt. Die Fremden waren stets so in Gefahr, daß sie Peter in Schutz nehmen mußte. Der Arzt Bremburg wäre beinahe niedergemacht worden, weil man bei ihm ein Skelett gesehn hatte. Bei Feuersbrünsten geschah es, daß Ausländer verbrannt wurden. Gelegentlich des Aufstands der Strelizen wurde die Ermordung aller Fremden geplant; man wollte die deutsche Vorstadt vernichten und strebte dem Zaren nach dem Leben. Hätte er nicht gleich zu Beginn mit Härte und Kühnheit eingegriffen, so wäre eine allgemeine Empörung ausgebrochen.

Die Siege bei Asow und Poltawa haben viel zur Befestigung von Peters Regierung beigetragen. Dennoch mußte Peter unzählige Erhebungen niederwerfen, die der Kosaken und verschiedner Banden sowie die Auflehnungen einzelner Persönlichkeiten. Wieviel Schuld die Geistlichkeit an diesen Aufständen trug, müßte erst untersucht werden. Selbst in seine Familie verstand

sie, Opposition zu verpflanzen. Seine Schwester, seine Gemahlin Eudoxia Lopuchin und sogar sein Sohn Alexej standen seinen Reformen, also auch ihm, feindlich gegenüber. Das war der größte Kummer Peters. Seine Gemahlin schickte er 1698 in ein Kloster; aber dieses wurde zum Mittelpunkt alles Treibens gegen ihn. Vergebens suchte er seinen Erben auf einen andern Weg zu bringen. Auch die Drohung, ihn vom Thron auszuschließen, half nichts; als er auf der Reise war, entfloh Alexej 1717 nach Wien zu Verwandten seiner Frau Charlotte von Braunschweig. Aber Peter schickte ihm geheime Agenten nach; die fanden ihn auf Sant' Elmo bei Neapel. Man lockte ihn nach Haus, und der Vater hielt ein furchtbares Gericht. Er zwang ihn in einer Versammlung von Würdenträgern im Kreml, auf die Krone zu verzichten (14. Febr. 1718). Dann ließ er ihn ins Gefängnis werfen und foltern. Am 7. Juli wurde der Zarewitsch dort tot aufgefunden. In seinem Pflichteifer hat Peter der Große selbst den Sohn auf dem Altare des Vaterlands opfern zu müssen geglaubt.

Er sah wohl, von welcher Seite die größte Gefahr seinem großen Werke drohte: es war die Kirche; darum beschloß er beizeiten, ihren Einfluß zu beschränken. Als der Patriarch Adrian, der Feind seiner Reformen, 1700 gestorben war, besetzte er den Stuhl (S. 513) nicht wieder, sondern ernannte Stephan Jaworskij (S. 563) zum Patriarchats-Verweser. 1721 schaffte er die Patriarchenwürde für immer ab und setzte als oberste Kirchenbehörde den Synod der Bischöfe ein, diesem setzte er ähnlich wie dem Senat einen Generalprokurator vor, der, oft ein Militär, den Zaren vertrat. In dem betreffenden Erlasse heißt es: „Das gemeine Volk kann den Unterschied zwischen der höchsten geistlichen und weltlichen Macht nicht fassen und bildet sich ein, daß der oberste Hirt der Kirche ein zweiter Herrscher ist, der dem Zaren an Macht gleichstehe oder ihm gar überlegen sei." Den Bischöfen empfahl er, Pracht und Hoffart zu vermeiden und nicht zu gestatten, daß man Fußfälle vor ihnen mache. Jeder Bischof sollte eine Schule in seinem Palast einrichten. Auch an die Klosterfrage trat er heran und verbot allen, vor dem dreißigsten Jahr ins Kloster zu treten; den Mönchen befahl er, ein Handwerk zu erlernen. Das Klostervermögen wagte er noch nicht einzuziehen, obwohl die Klöster riesige Schätze angehäuft hatten und vielfach nur dem Müßiggang und dem Laster dienten. Er legte auch ihnen die Pflicht auf, Schulen zu unterhalten und Dürftigen Unterkunft zu gewähren. Sonst mischte er sich in religiöse Fragen nicht und war gegen alle Bekenntnisse echt duldsam.

Vielleicht hauptsächlich mit Rücksicht auf die zu große Macht der Kirche hat er die unumschränkte Regierungsform beibehalten und die Herrschergewalt eher zu stärken gesucht. Selbst Iwan der Grausame hatte sich dazu verstanden, „Landtage" zu berufen (S. 509); auch seine Nachfolger thaten das — nur Peter nicht. Und darin unterstützten ihn seine Mitarbeiter. Stephan Jaworskij schrieb sogar ein Werk, worin er den Absolutismus wissenschaftlich zu begründen suchte (vgl. Bd. VIII, S. 86 unten). Peter ging jedoch darin nicht zu weit; z. B. verbot er die fußfällige Verehrung seiner Person und kriechende Anreden. Aber auch in der Frage des Herrschertitels wollte er mit der Vergangenheit brechen und nahm den Titel Kaiser aller Reußen an. Er stellte sich so dem römischen Kaiser als gleichwertig gegenüber, indem er sich als Nachfolger der byzantinischen Imperatoren betrachtete. Somit war er der erste Fürst Europas, der den römischen Weltreichsgedanken nicht mehr anerkannte. Um seine und seiner Erben Neuschöpfungen durch kein Kronprinzentum altrussischer Richtung gefährden zu lassen, änderte er am 16. Febr. 1722 die Thronfolgeordnung dahin, daß der jeweilige Zar seinen Nachfolger ernennen könne.

Vielseitiger kann wohl ein Herrscher in seiner Thätigkeit kaum sein, als Peter es gewesen ist. An alles hat er selbst Hand angelegt; fast alles ist seiner eignen Anregung entsprungen. Und

wenn er auch die Kultur und die Gesittung des Westens gewaltsam in Rußland einführen wollte, so hat er doch Rußland nicht in Abhängigkeit von Fremden geraten, es nicht von ihnen regieren lassen. Er zog neben Ausländern junge Russen in seine Umgebung. Und in dem Horste der jungen Adler Peters, wie A. Puschkin (Bd. VIII, S. 541) sagt, fand sich ein ausgezeichneter Nachwuchs: Alex. Menschikow, der, aus einer kleinen Familie hervorgegangen, Fürst, Feldmarschall und Admiral wurde, Boris P. Scheremetjew, der erste Marschall Rußlands, ebenso tapfer wie redlich, dessen Thaten in Volksliedern besungen wurden, die Brüder Dmitrij und Michail M. Golizyn, Feodor A. Golowin, Gawrilo J. Golowkin, Jakob, Wasilij und Gregor Dolgorukij, der hitzige, biedere und kluge Pawel J. Jagusinskij, Oberanwalt des Senats, Boris und Alex. Kurakin (Vater und Sohn), Gesandte an den europäischen Höfen, Peter A. Tolstoj, ein vortrefflicher Diplomat, der Schatzmeister Alexej Kurbatow, Andrej A. Matwjejew. Selbst des Großen mißratner Enkel Peter III., der Holsteiner, rühmte ihm nach, er habe ein aufgeklärtes Geschlecht herangezogen und dem Staate geschickte Generale und hervorragende Beamten geliefert.

Peter starb am 8. Februar (28. Januar) 1725, kaum 53 Jahr alt, der größte Romanow, einer der bedeutendsten Herrscher aller Völker. Selten hat ein Mensch sein Leben so gut angewandt wie er. Mit ihm beginnt die Neuzeit Rußlands. Er führte dem Lande frische, kräftige Säfte zu, hauchte dem Staatsriesen einen neuen Geist ein und verjüngte das Reich. Auf seinen Schultern stehen seine Nachfolger. Die fremden Diplomaten waren voll Bewunderung seiner Person. „Turmhoch steht der Zar über allen Menschen in seinem Reiche", schrieb der dänische Gesandte; „er ist ein Wunder von Weisheit, Gedankenschärfe, Wachsamkeit, Fertigkeit und Arbeitskraft." Ähnlich haben sich der holsteinische Kammerjunker Fr. Wilh. v. Bergholz, der 1721/25, der braunschweigische Resident Fr. Chr. Weber, der 1714/21 in Rußland weilte, ferner Joh. Gg. Korb, Sekretär der österreichischen Gesandtschaft, P. Gordon u. a. geäußert. Solche Verdienste würdigte auch sein eignes Volk. Der Senat legte ihm den Titel bei: der Große, Vater des Vaterlands. Und doch hatte er eine sehr mangelhafte, eine altrussische Erziehung genossen. Trefflich hat ihn die Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg, seit 1701 erste Königin in Preußen, charakterisiert. „Er ist zugleich sehr gut und sehr schlecht", schrieb sie; „wenn er eine bessere Erziehung genossen hätte, wäre er ein vollendeter Mann." Daß er in seiner angestrengten Thätigkeit hier und da zu hastig vorging, daß sich so manche von seinen Schöpfungen anfangs plump ausnahm, ist selbstverständlich, wie auch, daß nicht alles ausgeführt wurde oder mehreres sich nicht bewährte, was er angeordnet hatte. Erst die in jüngster Zeit veröffentlichten Quellen gewähren uns einen Einblick in die Unermüdlichkeit und Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und in seine Leistungsfähigkeit. Noch sind die Urkunden zur Geschichte seiner Regierung nicht vollständig herausgegeben; noch ist wegen des riesigen Stoffs keine erschöpfende Lebensbeschreibung Peters herausgekommen. Den Nachkommen ist er mit der Zeit immer größer erschienen. In Zeiten der Not wehklagten seine Jünger an seinem Grab, und Volkslieder forderten ihn auf, aus dem Grab aufzustehn. Voltaire (Bd. VIII, S. 469) schrieb eine „Geschichte Rußlands unter Peter dem Großen". Die Dichter Antioch Kantemir (1709—44; der Sohn des auf S. 355 genannten Moldauer Hospodaren) und Puschkin haben ihn in ihren Poesien verherrlicht.

C. Die drei letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

a) Von Katharina I. bis auf Elisabeth.

Es war ein Unglück für das Reich, daß Peter der Große starb, ohne seinen Nachfolger bestimmt zu haben, nicht bloß, weil ein Bürgerkrieg leicht hätte entstehen können, sondern weil

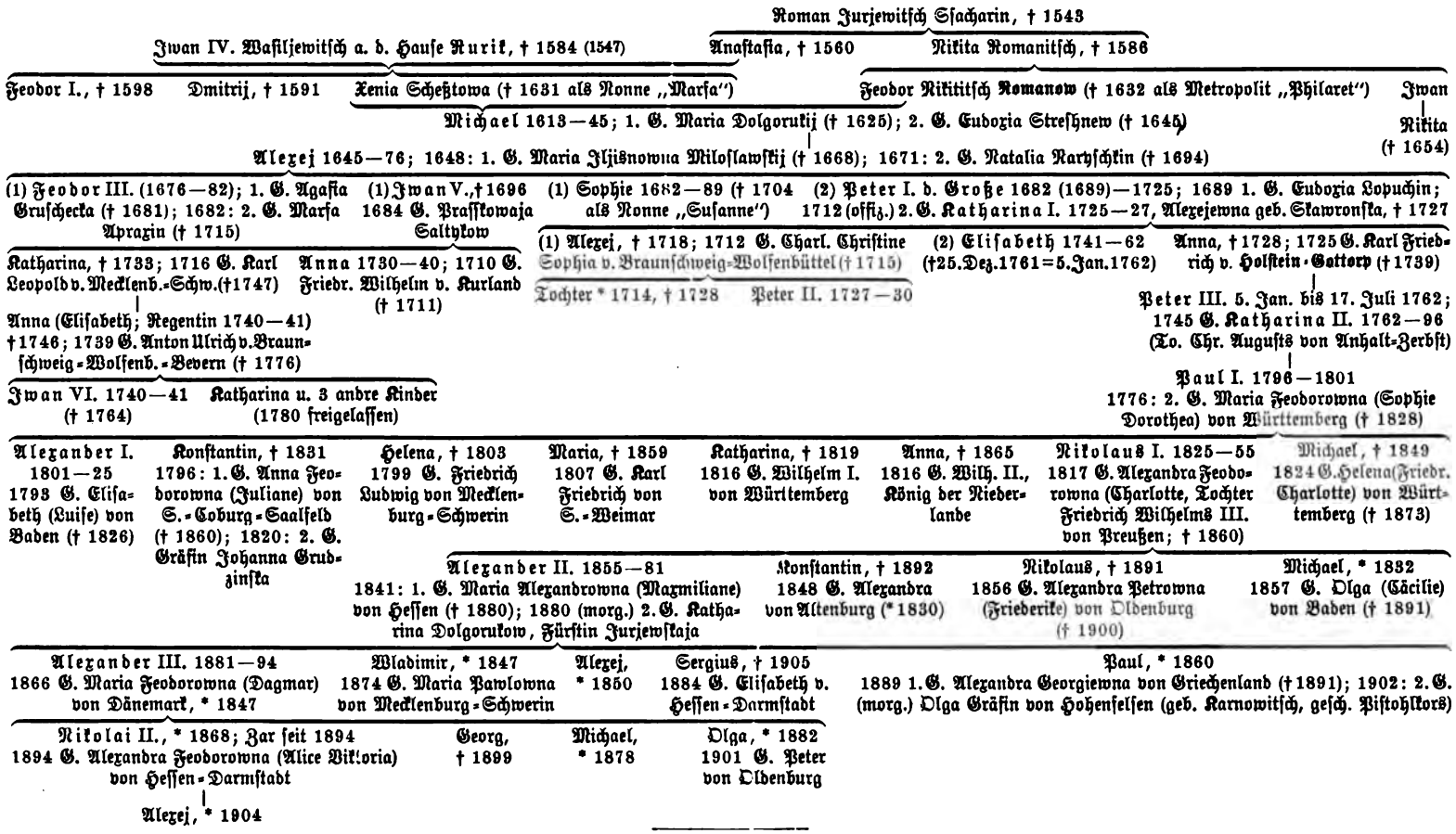
sich diese Unsicherheit zu einer ein ganzes Jahrhundert andauernden Krankheit und Gefahr für das Reich entwickelt hat. Fast alle Verwandten Peters: seine zweite Gemahlin, Katharina I., seine Nichten, seine Töchter, seine Enkel streckten die Hände nach der Krone aus. Seit 1598 ist fast jeder Regierungswechsel bis ins 19. Jahrhundert hinein durch einen Staatsstreich vollzogen worden; und wie viele Zaren mögen eines unnatürlichen Todes verblichen sein.

Nach Peter bestieg den Thron Katharina I., eine Litauerin niedriger Herkunft, hauptsächlich weil sie sich durch kluge Bestechung des Großwezirs in der Not am Pruth (1711) um Heer und Staat große Verdienste erworben hatte. Sie bestimmte angeblich Peter II., den Enkel Peters und Sohn des unglücklichen Alexej, zum Nachfolger. Sie starb schon 1727, er am 9. Februar 1730. Dann wurde der Thron durch das Heer, besonders die Garden besetzt. So kamen 1730 die Nichte Peters, die Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die zweite Tochter seines Bruders und Mitzaren Iwan zur Regierung, 1740 Iwan VI. Antonowitsch von Braunschweig-Bevern, ein Enkel Peters, mit seiner Mutter Anna Leopoldowna als Regentin. Diese wurden aber bereits im nächsten Jahre gestürzt, und Elisabeth, die 1709 (also vorehelich) geborne dritte Tochter Peters, bestieg den Thron, auf dem sie sich bis zu ihrem Tode 1762 behauptete. Nach ihr kam der Enkel Peters des Großen von dessen zweiter Tochter Anna von Holstein-Gottorp als Peter III. auf den Thron, wurde aber nach einem halben Jahre gewaltsam entfernt und schließlich (17. Juli 1762) auf dem Landhause Ropscha durch Alexej Orlow ermordet. Seine Gemahlin Sophie von Anhalt-Zerbst bestieg als Katharina II. den Thron. Auf sie folgte 1796 ihr Sohn Paul I., der am 23. März 1801 gewaltsam aus dem Wege geräumt wurde. Vgl. die beigeheftete Stammtafel „Die Familie Romanow-Holstein".

In dieser Schreckenszeit tauchten verschiedne falsche Zaren auf als Peter III., Iwan VI., Paul I. u. s. w.: auch eine Eigentümlichkeit der russischen Geschichte, eine Nebenerscheinung der Staatsstreiche. Merkwürdig ist ebenfalls, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts meist Frauen die Geschicke Rußlands lenken, während die Männer sich nicht behaupten können, sondern meist gewaltsamen Todes sterben. Die Schwester Peters, Sophie, war die erste gewesen, die auf dem Throne saß, zunächst als Regentin; sie wollte sich zur Selbstherrscherin ausrufen lassen. Sie bewegte sich freier, als es ihrem Bruder Peter lieb sein mochte, und hat dadurch andern Frauen den Weg zum Zarentume gebahnt: früher in Rußland unerhört. Die Achtung vor Peter I. war so groß und dauerhaft, daß seine zweite Gemahlin ihm unmittelbar folgen konnte. Katharina I. war die erste Selbstherrscherin Rußlands. Nur die Raskolniki (S. 559), die an ihren Überlieferungen festhielten, wollten ihr den Eid der Treue nicht leisten und ertrugen lieber den Tod.

Mit den Frauen kam auch die Herrschaft von Günstlingen auf, von denen einige sich herausfordernd benahmen und das ganze Volk verächtlich behandelten, wie Ernst Johann Bühren (Biron), der Liebling der Anna Iwanowna. Einige hatten sogar nicht übel Lust, selbst den Thron zu besteigen, wie Alexander D. Menschikow, der unmittelbar nach Katharinens I. Tode seine Tochter Maria am 25. Mai 1727 mit dem Thronfolger (Peter II.) verlobte und seinen Sohn Alexander mit dessen Schwester vermählen wollte, seine Briefe an den jungen Zaren Peter II. mit „Ihr Vater" unterzeichnete, die Mitglieder seiner Familie mit denen der kaiserlichen Familie im Almanach zusammen aufführen und seine Tochter in den Kirchengebeten nennen ließ. Alexej G. Rasumowskij, mit Elisabeth heimlich getraut, ward Graf (1744), Generalfeldmarschall und Oberjägermeister; Grigorij Orlow, 1762 gegraft, „der schönste Mann des Nordens", wollte Katharina II. heiraten und ward 1762 wenigstens Ahn der Grafen Bobrinskij. Es war eine schamlose Wirtschaft. Die Hofparteien bekämpften sich, ohne auf das Wohl des Vaterlands zu

Das Haus Romanow-Holstein.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

achten. Kam die eine Partei ans Ruder, so wütete sie rücksichtslos gegen die vorhergehende. Die Unterliegenden wurden enthauptet; sollten sie aus „angeborner Güte" der Herrscherin begnadigt werden, so hieb man ihnen die Hände ab, schnitt ihnen Zunge und Ohren ab, beraubte sie ihres Vermögens und schickte sie nach Sibirien. So wurde eine Reihe von tüchtigen Männern im rohen Parteikampfe vernichtet. Dabei wurde der Haß gegen die Fremden wieder geweckt; fremde Offiziere wurden aus „Patriotismus" getötet.

Von den Günstlingen ging gewöhnlich die neue Staatsumwälzung aus; man versuchte dabei, die Macht der Krone zu Gunsten der Kronräte zu beschränken. Nach dem Tode des letzten Romanow (1730) beschloß der „hohe geheime Rat", die Umstände zu benutzen, um für den Adel eine Art pacta conventa (S. 530) zu erwirken. Daher boten die Dolgorukij und Golizyn, den weiblichen Nachkommen Iwans V., die dem Throne ferner standen, die Krone an in der richtigen Berechnung, sie würden Bedingungen leichter annehmen. Wirklich unterzeichnete Anna Iwanowna die ihr vorgelegten Forderungen: der hohe Rat soll aus acht Mitgliedern bestehen, sich durch eigne Wahl ergänzen und in allen Regierungsangelegenheiten zu Rate gezogen werden, so daß ohne seine Zustimmung nicht über Krieg und Frieden entschieden, keine neuen Steuern erhoben, ohne ihn keine Ämter vom Obersten an verliehn, der Krone kein Besitz entfremdet, kein Mitglied des Adels ohne Gerichtserkenntnis gestraft werden dürfe. Anna dürfe ferner ohne Genehmigung des Rats weder heiraten noch sich einen Nachfolger wählen. Demnach haben 1730 die russischen Kronräte auf einmal dasselbe verlangt, was der Adel Polens im Laufe von Jahrhunderten erwirkt hatte. Vielleicht hatte man sich auch den schwedischen Riksrad zum Muster genommen. Aber der Wortlaut der angeführten Verfassungsurkunde zeigt, daß die Russen in solchen Dingen unpraktische Neulinge waren. Die Menschen vertragen allzu plötzliche Neuerungen nicht, besonders wenn Bojarentum und Priesterschaft einer Herrschaft weniger Personen weichen sollen. Auch fürchtete das russische Volk die Herrschaft des Hochadels mehr als zarische Tyrannei. Als daher wenige Tage darauf eine allgemeine Ständeversammlung einberufen und die Verfassungsurkunde vorgelesen wurde, war, so erzählt der Bischof Theophan Prokopowitsch (S. 563), unter den Anwesenden niemand, dem beim Anhören dieser Schrift nicht alle Glieder gebebt hätten. Die Mitglieder des Senats und viele andre überreichten der Kaiserin Bittschriften gegen die neue Verfassung, und die Offiziere der Garde riefen: „Wir wollen nicht, daß man der Kaiserin Gesetze vorschreibt; sie soll dieselben Rechte haben wie ihre Vorgänger." Selbstverständlich führte nun Anna einen Staatsstreich zu Gunsten der Krone aus. Rußland war eben für eine freiere Verfassung noch nicht reif. Ja, das Gewaltherrschertum faßte nunmehr noch tiefere Wurzeln, da es gleichsam seine Billigung durch das Volk erhalten hatte.

Im übrigen war das Regiment der russischen Kaiserinnen, mit Ausnahme des von Katharina II., recht schlecht. Abgesehn davon, daß am Hofe die größte Sittenlosigkeit herrschte und einige Kaiserinnen, wie Katharina I. und Elisabeth, sogar dem Trunk ergeben waren, haben sie in auswärtigen Angelegenheiten nichts Namhaftes erreicht, obwohl sie alle im Sinne Peters regierten und seine Pläne auszuführen bestrebt waren. Übrigens hat Elisabeth auf Anraten ihres Lieblings Iwan J. Schuwalow 1755 die Universität in Moskau und 1758 die Petersburger Akademie der schönen Künste gegründet. Kyrill G. Rasumowskij wollte zu Baturin in der Ukraine eine Universität errichten. Freilich sagte der gelehrte Geheimrat Teplow von diesen Stiftungen mit Recht: „Die Akademie ist ohne Akademiker, die Universität ohne Studenten, die Vorschriften ohne Befolgung; im übrigen herrscht eine unheilbare Verwirrung." Und diese Verwirrung zeigte sich auch in der äußern und innern Politik. Der Einfluß der Fremden machte sich jetzt

in roher Weise geltend. Unter Anna war der deutsche Einfluß allmächtig; die Russen wurden mit Verachtung behandelt. Anna selbst betrachtete sich als Ausländerin, verspottete den russischen Adel und alles Russische in unziemlicher Weise. Sie nahm mit Vorliebe ihre Hofnarren aus den russischen Adligen, den Fürsten Michail Wolkonskij und andre; sogar Fürstinnen mußten sich prügeln lassen, wie Hähne krähen, Hühnereier ausbrüten u. s. w. Unter Elisabeth wieder zog man alles Französische vor und übertrieb ebenfalls. Dem entsprechend wurde auch die äußere Politik geleitet. Die größten Siege, wie der im Bunde mit Laudon 1759 bei Kunersdorf gewonnene (Bd. VII, S. 540), wurden nicht ausgenutzt. Man trieb Gefühlspolitik, ohne auf das Wohl des Volks zu achten. Nur gegen die Türkei hat man Vorteile errungen (s. das Kärtchen rechts oben auf der „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs" bei S. 561), aber mit zu großen Opfern.

b) Katharina II.

Damals kam, von der Kaiserin Elisabeth geladen, die durch Anna Petrowna mit den Romanows verwandte Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, eine Gottorper Prinzessin, mit ihrer Tochter Sophie Auguste Friderike an den Hof. Es gelang ihr, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Thronfolger Peter Fedorowitsch durchzusetzen (1. Sept. 1745). Sophie hatte schon 1744 den orthodoxen Glauben angenommen und nannte sich Katharina Alexejewna: sie wurde später die große Kaiserin Katharina II. Von hohen Geistesgaben, schön und gebildet, mußte sie ihren beschränkten und bei der Erziehung vernachlässigten Gemahl ganz in Schatten stellen. Schon mit 15 Jahren las sie Platon, Cicero und andre Klassiker. Später studierte sie die französische neue Litteratur, besonders die Enzyklopädisten (Bd. VIII, S. 469). So las sie außer d'Alembert und andern den heiß bewunderten Montesquieu, dessen Schriften sie „ausplünderte", dessen „Esprit des lois" sie das Brevier der Suveräne nannte, und von dem sie sagte: „wenn ich Papst wäre, möchte ich ihn heilig sprechen". Mit Voltaire unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel; „die Alten würden ihn unter die Götter versetzt haben", schrieb sie von ihm. Dem Diderot „kaufte" sie für 15,000 Livres seine Bücherei „ab" — doch so, daß er sie mit hohem Gehalt auf Lebenszeit verwalte. Auch war sie mit der englischen und spanischen Litteratur vertraut.

Ihrer Begabung und Bildung hielt ihre Sittenlosigkeit die Wagschale, worin sie ebenfalls ihre Vorgängerinnen übertraf. Trotzdem wandte sich in Rußland alles zum Bessern, als sie nach gewaltsamer Beseitigung ihres Gemahls am 9. Juli 1762 den Thron bestieg. Diese geniale Frau drang selbst den verwickeltsten Fragen rasch auf den Grund. Daher konnte es ihrem Scharfblicke nicht entgehn, daß die Zukunft Rußlands in seiner Annäherung an den Westen liege. Daß in ihrer Person eine Herrscherin die Zügel der Regierung ergriff, die, wie einst Peter der Große, in dem großen Kampfe zwischen der Reaktion und dem Fortschritte sich entschieden auf die Seite des Fortschritts stellte, war ein großes Glück für den russischen Staat. Sie besaß nicht bloß den guten Willen, für die Hebung der Kultur etwas zu thun, sondern wußte auch mit unleugbarem Geschick und Verständnisse die Neuerungen ins Werk zu setzen. Schon früh hatte sich ihr starker Geist mit verschiednen Reformplänen getragen. Dabei hatte sie in der ebenfalls geistreichen und schönen Fürstin Katharina Romanowna Woronzow-Daschkow, der gebildetsten Russin ihrer Zeit, eine Gehilfin gefunden, die um ihretwillen, wie sie sagte, selbst das Schafott zu besteigen bereit war; bei der Beseitigung Peters III. leistete sie Katharinen wichtige Dienste. Die Franzosen waren in der Kultur wie in der Sittenlosigkeit Katharinens Vorbilder; sie ahmte sie jedoch keineswegs in geschmackloser oder sklavischer Weise nach. Wie sie gegenüber ihren Lieblingen stets die Suveränin blieb, so vergab sie sich auch gegen die Fremden, bei denen sie in die Schule ging,

nie etwas. Sie wußte das richtige Maß zu halten und übertrieb nicht, wie es Anna und Elisabeth gethan hatten, oder ihr Gemahl Peter III., der den Preußenkönig Friedrich den Großen bis zur Lächerlichkeit vergöttert hatte. Neben den Franzosen zog sie gern auch Deutsche, besonders Balten, an ihren Hof; die Ostseeprovinzen hatten eben die besten Schulen.

Vor allem ließ sie die französische Aufklärungsphilosophie auf sich wirken. Den Anschauungen der Enzyklopädisten huldigend, trug sie sich mit dem erhabnen Gedanken, ihr Volk zu beglücken. Sie dachte an nichts Geringeres als an die Aufhebung der Leibeigenschaft. „Freiheit, du Seele aller Dinge", schrieb sie, „ohne dich ist alles tot; ich will Gehorsam gegen die Gesetze, aber keine Sklaven haben." Durchdrungen von diesen Zielen, wollte sie ihre Regierung mit einem modernen Gesetzbuch eröffnen. Sie beschloß daher, nach dem Vorbilde der alten französischen Stände, die Einberufung einer gesetzgebenden Versammlung aus ganz Rußland und arbeitete einige Jahre mit großem Fleiß und Scharfsinn an einer Richtschnur dafür, die von liberaler Gesinnung zeugte. Sie schrieb: „Das Volk ist nicht für den Herrscher, sondern der Herrscher für das Volk. Darin besteht die Gleichheit der Staatsbürger, daß sie nur dem Gesetze zu gehorchen haben; die Freiheit ist das Recht, alles zu thun, was durch das Gesetz nicht verboten ist." Sie verdammte Glaubensverfolgungen u. s. w. Voltaire sprach ihr seine Bewunderung aus. Selbst Friedrich der Große fand nicht Worte genug, um die Verfasserin, die erste Frau, die als Gesetzgeberin auftrete, zu feiern. Im Jahre 1766 wurde die gesetzgebende Versammlung einberufen. Sie bestand aus Vertretern aller Stände und aller Rassen des Reichs, 559 Personen. Man sah Senatoren, Beamte, Soldaten, Synodalmitglieder, Bürger, Bauern, Tataren, Kalmücken, Lappen, Samojeden, Deutsche, Polen u. s. w. Jeder mußte mit einer Vollmacht von wenigstens fünf seiner Wähler ausgestattet sein und erhielt eine Gedenkmünze mit dem Bildnisse Katharinens und der Aufschrift: „Für das Glück aller und jedes einzelnen 14. Dezember 1766." Alle Abgeordneten wurden auf die Zeit ihrer Sitzungen für unangreifbar erklärt und auf immer von allen körperlichen Strafen befreit. An Voltaire schrieb sie: „Ich denke, daß Ihnen die Versammlung gefallen würde, in der der Rechtgläubige zwischen dem Ketzer und dem Muselmane sitzt, alle drei auf die Rede eines Götzendieners lauschen und sich dann alle vier über eine Meinung einigen." Natürlich eignete sich diese Versammlung wegen ihrer Zusammenstellung keineswegs zu gesetzgebender Arbeit. Inmitten einer ernsten Erörterung über die Rechte der städtischen Bürger sprach einer etwas über Hygiene, und der andre empfahl ein Mittel gegen erfrorne Glieder. Dennoch wurde in den mehr als 200 Sitzungen, die die Versammlung hielt, eine Menge Fragen gründlich durchgesprochen, und der dort niedergelegte Stoff ist sehr fesselnd. Angeblich durch den türkischen Krieg veranlaßt, löste Katharina die Versammlung am 18. Dezember 1768 auf; nur die Sonderausschüsse blieben noch bis 4. Dezember 1774 beisammen. Jedenfalls betonte sie in dem Ukas, daß ihr die Verhandlungen Licht und Kenntnis über das ganze Reich gebracht hätten. Die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft war in der Versammlung auch berührt worden; sogar einige adlige Abgeordnete waren dafür. Graf Peter B. Scheremetjew, ein großer Wohlthäter der Armen und so reich, daß er allein 200,000 „Seelen" hatte, dabei auch so vorurteilsfrei, daß er eine Leibeigne geheiratet hatte, erklärte sich bereit, alle freizulassen. Aber im großen und ganzen war der russische Adel nicht geneigt, auf seine „Seelen" zu verzichten; denn das wäre für die meisten der wirtschaftliche Untergang gewesen. Viele waren in ständischen Vorurteilen befangen. Ihre Meinung bringt der Dichter Alexander P. S(ch)umarokow zum Ausdrucke, wenn er sagt: „der Bauer gehört in die Leibeigenschaft wie der Haushund an die Kette oder der Kanarienvogel in den Käfig".

Katharina selbst wünschte aufrichtig die vollständige, aber allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft, trat auch thatkräftig für ihre Milderung ein, indem sie Personen, die ihr wegen unmenschlicher Behandlung Leibeigner angezeigt wurden, streng bestrafte. Die Frage war aber sehr verwickelt; denn die Leibeigenschaft hatte eine staatliche Grundlage. Ihr Anfang liegt in der tatarischen Zeit, als die russischen Teilfürsten, die zugleich Großsteuereintreiber der tatarischen Chane waren (S. 457), die Tatarengefälle zugleich mit den eignen einheben lassen und zu dem Zweck eine neue „Steuergemeinde"-Organisation einführen mußten. Die durch fortwährende Kriege gesteigerte Wehr- und Finanznot nötigte vor allem die Moskauer Großfürsten, nach Mitteln zu suchen, mit denen sie den Adel zum Kriegsdienste, die Bauernschaft zu Abgaben und Leistungen anhalten konnten. Als geeignetstes Werkzeug erschienen die schon bewährten Steuergemeinden mit gegenseitiger Haftpflicht, so daß die Regierung jeden einzelnen nicht unmittelbar, sondern nur durch die Steuergenossenschaft fassen konnte. Und dasselbe Mittel wandte sie auch auf den Adel an, um ihn zum Kriegsdienste heranzuziehn, indem sie Adelsbezirke schuf, in den ein aus der Mitte der Adligen gewählter Okladczik die Menge und die Güte des Militärdiensts, den jeder von den Bezirksadligen zu leisten hatte, bestimmte. Zur Belohnung für den Dienst überließ der Fürst den Adligen Krongüter samt den darauf sitzenden Bauern, deren Zahl den eigentlichen Wert der Güter ausmachte. Die Adligen konnten natürlich nur dann ihren Verpflichtungen gegen den Staat nachkommen, wenn die Bauern auf der Scholle blieben und arbeiteten; verließen diese ihren Landanteil, so hatten die Dienstgüter keinen Wert mehr. Damit also der Heeresdienst gesichert und die Grundsteuer (Pflugsteuer), seit Peter dem Großen die Hofsteuer (Herdsteuer, später Kopfsteuer genannt), nicht vermindert würde, mußte die Freizügigkeit der Bauern verhindert werden. Man schränkte sie zunächst nur ein. Mit dieser Frage haben sich Feodor Iwanowitsch 1592 und 1597, dann Boris Godunow 1601 und 1602 (S. 513), Schujskij 1607, Peter der Große mehrfach beschäftigt. Zuerst wurde die Auswanderung erschwert, dann überhaupt verboten, und das „flüssige Element" der Bevölkerung an die Scholle gekettet. Damit wuchs die Macht des Herrn über den Bauer: der Staat mischte sich in ihre gegenseitigen Beziehungen nicht. Im 17. Jahrhundert konnte man auf dem Herrenhofe schon Gefängnis, Fesseln, Halseisen antreffen. Diese Patrimonialgerichtsbarkeit wurde durch keine gesetzliche Bestimmung beschränkt, höchstens die Tötung verboten. Die Bauernschaft ertrug aber diese Last stets in der Erkenntnis dessen, daß ihre Dienste mittelbar dem Staate galten: als Besoldung der Kriegs- und andre Dienste leistenden Beamten, d. h. des Adels. Als aber Peter III. 1762 den Adel von der Verpflichtung, dem Staate zu dienen, unter der Begründung entband, die Liebe zum Herrscher und der Eifer für den Staatsdienst seien so verbreitet, daß es nicht mehr notwendig erscheine, jene Zwangsmaßregel aufrecht zu erhalten, da entstand unter der Bauernschaft eine mächtige Bewegung; denn sie glaubte, daß sie jetzt auch ihrerseits aller Verpflichtungen gegen den Adel entbunden sei. Im ganzen Reiche zitterte es nach; selbst die Unruhen der Ukraine vom Jahre 1767—68 sind dadurch mit beeinflußt worden. Zum ersten Male bemächtigte sich der Bauern ein Mißtrauen gegen den Adel, den sie beschuldigten, daß er sie gegen den Willen des Zaren in der Sklaverei halte; das ist unter Alexander II. (S. 579) noch schärfer zu Tage getreten und noch heute nicht ganz gebannt.

Katharina hätte sicherlich die Leibeigenschaft mindestens stark gemildert. Doch einerseits war die Lösung dieser Frage damals noch allzu schwierig. Anderseits wurde sie gerade durch die barbarischen Zustände im Reiche von jenem Gedanken abgebracht und änderte um 1768 ihre Gesinnung auffällig. Statt das Los der Bauern zu mildern, erweiterte sie die Befugnisse

der Gutsherren, erteilte ihnen die ausgedehnteste Gerichtsbarkeit, verbot den Bauern, ihre Herren zu verklagen, und erlaubte den Herren, ihre Leibeignen nach Sibirien zu schicken. Sie, die das Wort rab (Sklave) aus dem russischen Wörterbuche strich, machte anderthalb Millionen Kronbauern in Kleinrußland zu Leibeignen (vgl. oben, S. 548). Der blutige Aufstand der ukrainischen Bauern von 1767—68 unter Gonta und Selisnjak: genau zu derselben Zeit, als man über die Aufhebung der Leibeigenschaft beratschlagte, verdarb der Kaiserin, die über die dort verübten Greuel entsetzt war, gründlich die Lust zu Reformen und bestimmte sie völlig zur Umkehr, als der gefährliche und ebenso blutige Aufstand von Pugatschew (S. 584) ihr viel zu schaffen machte. Und wenn auch der russische Adel in seiner großen Masse kaum mehr wert war als das Bauernvolk, so half er doch dem Staate, die bäuerliche wilde Bevölkerung im Zaume zu halten, konnte also gleichsam als ein Staatsorgan betrachtet werden. Einen noch empfindlichern Stoß erlitt Katharinens liberale Gesinnung, als im Verlaufe der französischen Revolution dasselbe Volk, für dessen Wohl und Freiheit man unermüdlich schrieb und arbeitete, ungeheure Greuelthaten verübte. Gonta, Selisnjak und die Jakobiner; Umanj (S. 548) und der „Sturm" auf die Bastille gaben ihr viel zu denken. Ihr Urteil war, das Volk sei der Freiheit nicht wert. Nun begann ihre reaktionäre Thätigkeit. Sie vernichtete freisinnige Bücher, ließ ihre Verfasser überwachen und ihren Briefwechsel auskundschaften. Sie brach die Beziehungen zu Frankreich ab, wies alle Franzosen aus, die Anhänger der Revolution waren, und empfing die Ausgewanderten mit offnen Armen. Doch Katharina warf ihre liberalen Ansichten nicht ganz in die Rumpelkammer: vorläufig waren nur die Bauern bei ihr in Ungnade geraten. Dem Adel gab sie eine Art Verfassung nach Landbezirken, den Städten Selbstverwaltung und eigne Gerichtsbarkeit, den Kaufleuten Sonderrechte. Ihrer besondern Gunst erfreute sich damals der Adel. Sie meinte: die Sache der Könige ist die des Adels; kein Adel — kein Monarch.

Obgleich Katharina II. die Leibeigenschaft nicht aufheben konnte, so war sie wenigstens bestrebt, die Aufhebung vorzubereiten. Sie sah ein, daß man das Volk erst kulturell heben müsse, ehe man es besserte, und warf sich mit voller Thatkraft auf die Hebung des Schul- und Erziehungswesens. Hierbei war ihr besonders der im Auslande gebildete Iwan J. Bezkij (Betzkoy) behilflich. Wie Peter der Große gründete auch sie Schulen, Kunst- und wissenschaftliche Anstalten, Erziehungshäuser. In dem Smolnakloster fanden z. B. einige Hundert adlige Mädchen Platz, und das riesige Erziehungshaus (wospytatelnyj dom) für verwahrloste Kinder hat sogar die Bewunderung Napoleons I. erregt. Sie ließ sich von Diderot einen Plan für das höhere Schulwesen ausarbeiten. Doch zum Unterschiede von Peter dem Großen dachte sie an die Bildung der breiten Volksmassen und ging daher gründlicher zu Werke. Nicht nur befahl sie 1775 den „Kollegien der allgemeinen Fürsorge" in den einzelnen Gouvernements, für Gründung von Schulen in allen größern Ortschaften zu sorgen, und errichtete 1781 in Petersburg sieben einklassige Volksschulen, die sofort 486 Schüler aufnahmen, sondern ernannte 1782 auch einen besondern Ausschuß zur Gründung von Volksschulen. Zwar stand an der Spitze der Kommission der trotz seiner Gelehrsamkeit ungemein träge Peter Sawadowskij; aber ihm standen thätige Gelehrte zur Seite, unter ihnen der von Kaiser Joseph II. 1782 geschickte „illyrische" Schul-Direktor Theodor von Jankovics, der einen neuen Lehrplan ausarbeitete und Schulbücher verfaßte. Der Russe Kosodawlew gab 28 Lehrbücher heraus. Es waren sehr bescheidne Anfänge: nirgends wurde noch eine Dorfschule errichtet. Doch machte die Volksschulverordnung vom 5. August 1786 die Schulreform für ganz Rußland verbindlich. Dabei schwebte der Kaiserin das französische Unterrichtswesen vor; übrigens wirkte auch Kaiser Joseph, mit dem sie Anfang

Juni 1780 in Mohilew zusammengetroffen war (S. 167), auf sie in derselben Richtung ein, da er ebenfalls im Banne der französischen Aufklärung stand. Auf den Rat der Fürstin Daschkow gründete Katharina 1783 nach dem Muster der französischen eine „russische Akademie", welche die Aufgabe hatte, „die Regeln der Rechtschreibung, die russische Sprachlehre und die Lehre vom Silbenmaß auszuarbeiten und zur Erlernung der russischen Geschichte aufzumuntern". Die russische Akademie stand also neben der Akademie der Wissenschaften unabhängig da, deren Direktor die Fürstin 1783—96 ebenfalls war; erst 1855 ist jene dieser als zweite Abteilung einverleibt worden. Sofort nahm die russische Akademie die Herausgabe eines russischen Wörterbuchs in Angriff. Die Fürstin Daschkow bearbeitete drei Buchstaben; die Kaiserin verfaßte „ergänzende Anmerkungen" zum ersten Bande. Beide Akademien haben sich um die Hebung der wissenschaftlichen Bildung in Rußland beträchtliche Verdienste erworben.

Katharina war litterarisch vielfach thätig. Als die Fürstin Daschkow 1783—85 die Zeitschrift „Der Gesellschafter" (Ssobessjednik oder „Gesprächsgenosse der Freunde der russischen Litteratur") herausgab, verfaßte die Kaiserin dafür, ohne sich zu nennen, satirische Skizzen. Sie schrieb auch Abhandlungen, Erzählungen und Theaterstücke. So verherrlichte sie im „Oleg" (S. 440) den ersten Zug der Russen gegen Konstantinopel; Chöre zu diesem Stücke komponierte ihr Hofkapellmeister Giuseppe Sarti. Im Stücke „Der Wehe-Held" (Gore-bogatyr) verspottete sie Gustav III. von Schweden (durch Giambattista Martini in Musik gesetzt). Andre Werke von ihr sind: „Der sibirische Schamane", „Betrüger", „Der Verblendete", „O Zeiten". Für ihre Enkel Alexander und Konstantin schrieb sie „Das Abc der Großmutter" und die „Bibliothek", die in Berlin gedruckt wurde. Sie sammelte Sprachnotizen, beschäftigte sich mit Archäologie und Mythologie, zog Chroniken aus. Besonders liebte sie die Geschichte, namentlich die russische. „Keine Geschichte liefert bessere und größere Menschen als die unsrige; ich liebe sie bis zur Narrheit", schrieb sie an Diderot. Ein unvergängliches Denkmal ihres Geistes bilden ihre zahllosen Briefe, die von Anmut, feinem Welttone, großem Verstand und litterarischem Talente, wie auch von sprudelnder Laune und zugleich von Empfindung Zeugnis geben. Sie schrieb gleich fließend russisch, deutsch und französisch, freilich keineswegs fehlerfrei. Ihre französischen Briefe übertrafen, nach der Meinung des Abbé Jean Siffrein Maury, sogar die Briefe Voltaires. Nur für die Musik hatte sie kein Talent. Auch sorgte sie für Übersetzungen ins Russische und bezahlte sie gut, wie einst Peter der Große. Als Gönnerin der Wissenschaften zog sie bedeutende Dichter, Künstler, Philosophen, Gelehrte an ihren Hof, an dem ein feingeistiger Ton herrschte. Hier besuchten sie mehrere berühmte Zeitgenossen, unter ihnen Voltaire und Diderot. Mit Baron Melchior Grimm (1723—1807) sprach sie einmal sieben Stunden ohne Unterbrechung über wissenschaftliche Fragen. Er war ihr künstlerischer und litterarischer Geschäftsträger in Frankreich, kaufte für sie Bücher, Kunstwerke und Sammlungen. Voltaire war der Bildner ihres Verstands. Freigebig und von Geschmack, schmückte und bereicherte sie Sankt Petersburg mit Kunstwerken und Prachtbauten aller Art. Sie liebte den Glanz und einen Luxus, wie er früher in Rußland unbekannt war.

Auch beschützte sie die russischen Gelehrten und Dichter. Rußlands Litteratur wies bereits zu ihrer Zeit eine Reihe berühmter Namen auf; das russische Theater entstand damals. Daß das Selbstbewußtsein der Nation erwachte, daran hatte die Kaiserin großen Anteil. Obwohl eine deutsche Prinzessin von Geburt, fühlte sie sich doch als Russin. Zum Arzte, der sie zur Ader ließ, sagte sie scherzend: „Jetzt geht's besser; der letzte deutsche Blutstropfen ist fort." Das Russentum hätte sehn können, daß man trotz aller Reformen gut russisch bleiben könne. Eine

Menge russischer Zeitungen tauchte auf, und das nationale Schrifttum Rußlands floß schon in einem breiten Strome. Kurz, die Bildung Osteuropas hob sich zu einer früher ungeahnten Höhe, wenigstens in den obersten Gesellschaftskreisen. Und es war auch Katharinens großes Verdienst, daß sie die Kirche zur Kulturarbeit heranzog. Woran Peter der Große sich nicht wagte, das vollzog sie mit Leichtigkeit: die Einziehung der Kirchengüter. Die russischen Klöster waren riesig reich. Sie waren selbst von den Tataren verschont geblieben, und ihr Vermögen war von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen. Die Zahl ihrer Seelen belief sich auf mehr als eine Million; das Troizko-Sergiewsche Kloster bei Moskau allein hatte deren 120,000. Katharina setzte nun eine Behörde ein, die alle Kirchengüter unter eine Verwaltung stellte. Die Klöster bekamen von jeder männlichen Seele anderthalb Rubel; aus den Überschüssen sollten Schulen, Krankenhäuser und andre wohlthätige Anstalten errichtet werden.

Katharina teilte den russischen Staat zu besserer Verwaltung und leichterer Aufsicht in kleinere Verwaltungsbezirke und schuf so 40 Gouvernements (vgl. S. 564). Unter ihrer Regierung wurden große Ländereien besiedelt, meist mit Kolonisten aus dem Westen, darunter vielen Deutschen. Die Bevölkerungszahl des Reichs hob sich unter ihr auf 40 Millionen, was neben den Kolonisierungen (vgl. S. 411) und Einverleibungen auch dem Umstande zu verdanken war, daß sie für die Gesundheitspflege sorgte und z. B. das Impfen einführte. Sie gründete viele Städte, von denen mehrere ihren Namen führen (Jekaterinodar, -grad, -slaw), ließ wie Peter Kanäle und Straßen bauen und sorgte für Handel und Industrie.

Es war ein Glück für Rußland, daß es durch Vermittlung seiner großen Kaiserin die wärmenden Strahlen der westeuropäischen Kultur längere Zeit auf sich wirken lassen konnte, als einst unter Peter dem Großen. Denn mit der kulturellen Entfaltung wuchsen seine militärische Stärke und sein politischer Einfluß. Trotz ihrer großen Verdienste darf man jedoch nicht vergessen, daß sie nur auf der Grundlage weiterbaute, die Peter I. einst gelegt hatte. Peter der Große hatte Rußland aus dem kulturellen Schlafe geweckt; seine Aufgabe war die größere gewesen. Er hatte beinahe alles selbst gemacht — Katharina wirkte meist durch ihre Staatsmänner; freilich hat sie es verstanden, ausgezeichnete Männer auszuwählen. Sie war sich dessen auch bewußt und gerecht genug, das offen anzuerkennen und Peter dem Großen den Vorrang einzuräumen. Als der französische Künstler Maur. Et. Falconet auf ihr Geheiß seit 1766 ein großartiges Reiterdenkmal zum Andenken an jenen aufführte, setzte sie die Worte drauf: Ekaterina wtoraja Petru pierwomu (die Zweite dem Ersten).

Hat sie auf dem kulturellen Gebiete Bedeutendes geleistet, so waren auch ihre politischen und kriegerischen Erfolge (S. 583—85) nicht minder groß. Auch hier war sie vom Glücke begünstigt insofern, als die Nachbarreiche Schweden, Polen, Persien und die Türkei teils schwach waren, teils in Zersetzung sich befanden. Sie verstand, diese Gunst der politischen Lage ausgezeichnet auszunutzen und die Grenzen des Reichs so weit auszudehnen, wie es seit Iwan IV. nicht mehr der Fall gewesen war (s. die Karte bei S. 561).

Ihre Günstlinge waren zum Teile hochbegabte Männer, deren Anregungen Katharina vielleicht manche That zu verdanken gehabt hat, deren Urheberschaft ihr selbst zugeschrieben wird; sie waren ebenso tüchtig im Felde wie in der Friedensarbeit. Das Liebhabertum wurde damals beinahe als ein Hofamt betrachtet und kostete den russischen Staat unzählige Millionen. Da waren die Brüder Orlow, besonders Grigorij, Alexander Wassiltschikow, Grigorij Potemkin, Peter Sawadowski, Iwan Rimskij-Korssakow, Iwan J. Dmitrijew-Mamonow, Platon Subow u. a. Katharinens Schwächen und ihrer Sinnlichkeit dient vielleicht zur Entschuldigung, daß zu ihrer

Zeit fast überall dergleichen herrschte. Während aber andre Fürsten in der Sinnlichkeit aufgingen, hat sie rastlos garbeitet; von früh bis in die späte Nacht lag sie den Regierungsgeschäften ob. Keine Müdigkeit kam über ihr Auge und über ihre Hand; im Lesen und Schreiben kannte sie kein Maß. „Ich arbeite seit einiger Zeit wie ein Pferd", schrieb sie einmal an Grimm, „und meine vier Sekretäre reichen nicht mehr aus: ich muß ihre Zahl erhöhen. Ich bin ganz Schreiberei geworden. Mein Lebtag habe ich nicht so viel geschrieben." Und noch kurz vor dem Tode schrieb sie: „Sogar im Schlafe komponiere ich volle Kapitel." Ihr Volk hat ihr in Ansehung ihrer Verdienste die Schwächen gern verziehen, sie wie seine Mutter hochgeachtet und ihr den Titel „Katharina die Große, Mutter des Vaterlands" angetragen. Sie legte sich nur den letzten Titel bei. Auch die Fremden bewunderten sie. Dem französischen Gesandten an ihrem Hofe, dem Grafen L. Ph. Ségur, nötigte sie Hochachtung ab; der geistreiche und witzige Karl Jos. Fürst von Ligne war entzückt von ihrer Unterhaltung. Grimm nannte Sankt Petersburg die Hauptstadt des Ruhms und der Unsterblichkeit, und Voltaire, der Katharina die Semiramis des Nordens taufte, schrieb: „C'est du Nord aujourd'hui, que nous vient la lumière."

D. Fortschritt und Reaktion im 19. Jahrhundert.

a) Von Paul I. bis auf Nikolaus I.

Aber der Kampf zwischen dem Fortschritt und der Reaktion, zwischen Licht und Finsternis in Rußland war noch lange nicht ausgefochten. Der Sohn und Nachfolger Katharinens, Paul I., ein finstrer, strenger Herr, war von ganz andrer Gesinnung als seine Mutter. Die Aufklärung und die Freiheit waren ihm gleichbedeutend mit Revolution; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Grenze seines Reichs gegen Westeuropa abzusperren. Er verbot die Einführung von Büchern aus dem Westen, ließ die Fremden nicht gern ins Land, rief die Russen, die auf Reisen waren, zurück, ließ die Presse und die Theater überwachen, strich die Worte société und citoyen aus der Amtssprache. Zur Hebung des Ansehns der Krone befahl er, daß die Wagen halten sollten, wenn er vorüberfuhr; Männer und Frauen mußten, auch im Kot oder im Schnee, auf die Kniee niederfallen. Man legt ihm die Äußerung in den Mund: „Es gibt keine angesehne Person in Rußland außer der, mit der ich spreche, und das nur für so lange, wie ich mit ihr spreche." Er und sein Zeitgenosse Kaiser Franz von Österreich waren die Hauptstützen der Reaktion in Europa. Er war nicht der Liebling seiner Mutter gewesen: sie hätte ihn am liebsten übergangen und sofort seine Söhne auf den Thron erhoben. Sie hatte auch für die Erziehung ihrer beiden Enkel Alexander und Konstantin in bester Weise gesorgt; als Diderot den Antrag ausschlug, übernahm Fréd. Cés. Laharpe (1754—1838) die Aufgabe. Steckte in Paul etwas von Alexej Petrowitsch, so waren seine Söhne wieder liberal angehaucht. Vielleicht hat der Umstand, daß er als Gegner seiner Mutter ihre Günstlinge nach 1796 schlecht behandelte, und daß er ein Reaktionär, ja ein unberechenbarer Tyrann ward, dessen Geist sich zu umnachten begann, am meisten dazu beigetragen, daß sich auf Anregung des englischen Gesandten Sir Charles Whitworth, des Grafen Nikita P. Panin und des Admirals de Ribas eine Verschwörung bildete. Dieser ist er in der Nacht vom 23. (11.) zum 24. (12.) März 1801 zum Opfer gefallen.

Sein Sohn Alexander I. regierte anfangs in liberalem Geist und umgab sich mit Männern gleicher Gesinnung; unter diesen ragte sein Staatssekretär Michael M. Speranskij besonders hervor. Man trug sich mit hochherzigen Vorsätzen; der Kaiser selbst sprach von der Last einer unbeschränkten Herrschaft. Man wollte Reformen nach dem Muster der englischen oder, wie

Speranskij vorschlug, nach dem der französischen Verfassung einführen. Man sprach, wie einst Katharina, von „den Rechten der Unterthanen und von der Pflicht der Regierung", von der Aufhebung der Leibeigenschaft, warf sogar jährlich eine Million Rubel aus, um Ländereien mit Leibeignen für die Krone zu erwerben. Der deutsche Adel Esthlands, Kurlands und Livlands machte den Anfang mit der Befreiung der lettischen und esthnischen Leibeignen. Die Zwangsmaßregeln wurden beseitigt, die Grenze geöffnet, die „Geheime Kanzlei" aufgehoben, ebenso die körperliche Züchtigung für Edelleute, Bürger, Priester und Kirchendiener. Schulen und Universitäten wurden gegründet, das Reich in sechs Schulbezirke geteilt. Statt der alten Kollegien aus der petrinischen Zeit schuf man zum ersten Male wirkliche Ministerien und einen Staatsrat.

So regierte Alexander „nach den Grundsätzen und nach dem Herzen Katharinens" — bis 1812. Plötzlich änderte auch er seine Gesinnung. Die Feinde der Freiheit, und wieder die Kirche voran, machten alle möglichen Anstrengungen, um Speranskij zu stürzen und die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Sogar der große Historiker Nikolaj M. Karamsin empfahl in seiner Denkschrift „Das alte und neue Rußland" die Leibeigenschaft und die Selbstherrschaft. Dasselbe empfahlen auch andre. Aus einem „gekränkten Gefühle getäuschter Zuneigung" wurde Speranskij gestürzt; Graf Alexej Araktschejew, ein Apostel der Knechtschaft, leitete fortan als allmächtiger Liebling die Regierungsgeschäfte. Alexander selbst gerät immer mehr unter den Einfluß Metternichs, wird zum Schöpfer der Heiligen Allianz (Bd. VIII, S. 84), besucht die Kongresse zu Karlsbad, Laibach, Verona; kurz, er wird zum Reaktionär, wenn auch nicht im Herzen, so doch in der That. Eine Art von religiöser Schwermut kam über ihn. In Paris verkehrte er in Kreisen, die dem Mystizismus huldigten. Die schrecklichen Verwüstungen und das namenlose Unglück, das die napoleonischen Kriege überall im Gefolge hatten, verstärkten diese Stimmung. Indes regierte man in Rußland im Sinne des Heiligen Bunds. Die Wissenschaften, sogar die Medizin und die Astronomie, wurden dem Wortlaute der Bibel angepaßt; die Erde durfte sich nicht um die Sonne bewegen. Aber jetzt erstarkte auch der Widerstand gegen die Regierung. Einerseits waren die kulturellen Bemühungen Peters des Großen, Katharinens und seine eignen noch nicht verloren gegangen, anderseits hatten die Befreiungskriege, welche die Heere Rußlands westwärts führten, das russische Volk dem Westen näher gebracht. Nicht bloß die Offiziere, die 1815 durchweg als Freisinnige nach ihrer Heimat zurückkehrten, sondern auch die gemeinen Soldaten kamen nicht unbeeinflußt zurück. Und wie sich drüben geheime Vereine bildeten, die den Umsturz der bestehenden Ordnung anstrebten (Bd. VIII, S. 251), so entstanden auch in Rußland Geheimbünde, so 1816 die „Société occulte", die sich nach 1820 in den Südbund und den Nordbund teilte; das Programm, größtenteils wirtschaftlicher Natur, zielte auf die Befreiung Rußlands hin. Wenn Alexander sich in seinen spätern Jahren über den Undank der Menschen beklagt hat, so hatte er in bezug auf Rußland recht insofern, als keine Regierung liberaler war als die seinige — anfangs. Nur hatten ihn, wie einst seine Großmutter, die Erfahrungen, die er mit seinem eignen Volke machen mußte, zurückgeschreckt.

Nach dem Tod Alexanders I. (1. Dez. 1825, in Taganrog) hätte Konstantin als der ältere Bruder das nächste Anrecht auf die Krone gehabt, wenn er ihm nicht 1820 und 1822 förmlich entsagt hätte, um die polnische Gräfin Johanna Grudzinska heiraten zu können. Daß Nikolaus hievon bis zu den denkwürdigen Dezembertagen des Jahrs 1825 nichts erfahren habe, ist nach Th. Schiemanns neuen Materialien („Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus' I."; Berlin 1902) nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Huldigung des jüngern Bruders vor dem in Warschau weilenden Konstantin war nichts andres als eine

hauptsächlich durch den damaligen Generalkriegsgouverneur von Sankt Petersburg, Grafen Michael A. Miloradowitsch, veranlaßte Überstürzung, die rückgängig zu machen in den Tagen zwischen dem 9. und 24. Dezember 1825 genug Mühe gekostet hat. Danach erübrigt es sich, noch von einem edeln Großmutsstreite zwischen den beiden Brüdern zu reden. Aber der freiheitliche Gedanke hatte unter Alexander I. schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß die seit 1816 insgeheim organisierten Anhänger einer Verfassung, besonders im Offizierskorps, die Gelegenheit benutzen wollten, um den liberal gesinnten Konstantin auf den Thron zu bringen. Man sprengte das Gerücht aus: Konstantins Verzicht sei nur untergeschoben; er befinde sich als Gefangner in Warschau. Die Truppen riefen: „Es lebe Konstantin!", und als sich dazwischen der Ruf: „Es lebe die Konstitution!" mischte, glaubten die Truppen, das sei der Name der Gemahlin Konstantins.

Nikolaus I. warf den Aufstand am 26. Dezember 1825 mit großer Entschlossenheit nieder. Mehrere „Dekabristen" wurden hingerichtet, viele verbannt. Vielleicht war das eine der Ursachen, daß Nikolaus seine ganze Regierung hindurch ein abgesagter Feind der Volksfreiheit war. Ein aus Charakterstärke und Thatkraft gegoßner Mann, war er mit seiner mächtigen Gestalt, seinem ehrfurchtgebietenden Außern der verkörperte Absolutismus. Aber ebenso wie von der Größe seines Berufs war er auch vom Gefühle der Pflicht und der schweren Verantwortung seiner Stellung durchdrungen, widmete sich daher den Staatsgeschäften mit aller Kraft. Seine erste Sorge galt der Herausgabe der Gesetzessammlung. Seine Regierung zielte auf die „Unbeweglichkeit der Welt" ab, wie Lamartine sich treffend ausdrückt. Er kannte keine Völker, keine Nationen, nur Kabinette und Staaten. Daher wurde die Presse wieder geknebelt, der Bücherdruck überwacht, die Schulen unter strenge Aufsicht gestellt. Das Mißtrauen gegen diese ging so weit, daß man die Vorträge über Philosophie den Geistlichen übertrug, obwohl auch die Kirche überwacht und dem heiligen Synod als Generalprokureur der Flügeladjutant des Kaisers, Protassow, ein Husarengeneral, beigegeben wurde, der die Kirche zwanzig Jahre lang militärisch leitete. Aber die kulturelle und freiheitliche Bewegung ließ auch diesen stahlharten Herrscher nicht unberührt; denn er war sein ganzes Leben hindurch für die Aufhebung der Leibeigenschaft und erlaubte auch den Bauern, Güter zu erwerben. Und als er 1853 den orientalischen, den sogenannten Krimkrieg heraufbeschwor und darin besiegt wurde, da ging auch ihm das Licht auf, daß seine auf Selbstherrschertum gebaute Regierungskunst scheitern mußte. Die Unterschleife beim Heere, die Bestechlichkeit der Beamten, die Dummheit der großen Volksmassen verschuldeten auch diesmal die herbe Niederlage. Aber Nikolaus wollte lieber sterben, als sein System ändern, weil er der irrtümlichen Ansicht war, ein charaktervoller Mensch dürfe seine Meinung nicht ändern.

Das Unglück, das der Krimkrieg über Rußland gebracht hatte, und die Enttäuschungen des Volks machten sich Luft in öffentlichen Kundgebungen gegen die Regierung. Damals erwachte zum erstenmal die öffentliche Meinung in Rußland und erhob als mächtiges Glied im Staate seine Stimme gegen die Gewalthaber auf und neben dem Throne. Weil die Zeitungen von der Zensur bewacht wurden, so wurden verschiedne Kundgebungen handschriftlich verbreitet. Die Stimme des Volks ließ sich nicht mehr so leicht unterdrücken. Auch die Litteratur hat sich in dieser Zeit trotz der Strenge der Regierung mächtig weiterentfaltet.

b) Rußland seit Alexander II.

Nach dem Zusammenbruche des nikolaitischen Systems folgte das liberale Regiment seines Sohns Alexander II. Er war der erste Herrscher Rußlands seit 1598, der ruhig den

Thron seiner Väter besteigen konnte. Sein Vater, der den Mangel einer guten Ausbildung an sich selbst empfunden hatte, suchte seinem Sohne die besten Lehrer aus, und es war ein Glück für Rußland, daß der gefeierte Dichter Wasilij A. Shukowskij die Erziehung Alexanders leitete und dessen Seele mit Regungen der Menschlichkeit befruchtete. Alexander sah dann zwar die Schäden der vorhergehenden Regierung ein, begriff aber auch, daß eine durchgreifende Reform erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft möglich sei, und nahm sich daher fest vor, sie durchzuführen. Daß in dem benachbarten Österreich die Aufhebung der Leibeigenschaft bereits 1781 erfolgt war, spornte ihn noch mehr an; empfanden es doch die bessern Russen längst als eine Schmach für ihr Land, daß bei ihnen die Knechtschaft noch blühte. Man mußte aber behutsam zu Werke gehen und vor allem den Adel dafür gewinnen. Klug und edel handelte daher der Zar, als er den Wunsch aussprach, der Adel möge selbst das Werk der Bauernbefreiung in die Hand nehmen. Aber nur wenige fanden sich, die dem Gedanken des Zaren beipflichteten. Zu diesen gehörten der gewissenhafte Rostowzow, Lewschin, der eine historische Darlegung der Leibeigenschaft (Krepostnoje prawo) in Rußland verfaßte, der unermüdliche Sergej St. Lanskoj und Tschewkin. Mit großem Feuer trat auch der Großfürst Konstantin für jenen Plan ein; die Großfürstin Helene Pawlowna ließ 1859 die Leibeignen ihrer Apanagengüter frei. Alle waren in der Frage der Befreiung einig; nur war man, wie einst unter Katharina II., darüber verschiedner Meinung, ob man den Bauern den Grund und Boden zum Eigentume geben solle oder nicht. Es wurde vom Kaiser ein Geheimausschuß eingesetzt. Als dieser mit seinen Arbeiten nicht vorwärts kam, trat aus Zuverlässigern eine höhere Körperschaft, die Hauptkommission, zusammen. Aber auch jetzt war die Opposition noch zu stark. Ihr Führer, Fürst Alexej Orlow, äußerte, er wolle sich lieber die Hand abhauen lassen, als die Befreiungsurkunde unterschreiben. Schließlich wurde noch eine oberste Kommission eingesetzt: die hat endlich das Werk zu Ende geführt, kräftig von der ganzen Presse unterstützt. Der kaiserliche Erlaß vom 3. März 1861 verkündete den Leibeignen auf privaten Gütern und den Hausſklaven die Befreiung, wodurch über 23 Millionen die Freiheit erhielten. Die Bauern sollten nur für die von ihnen benutzten Grundstücke, die jetzt zu ihrem Eigentum wurden, eine mäßige Summe zahlen. Der Jubel des Volks war grenzenlos. Wo der Zar sich zeigte, wurden ihm Huldigungen bereitet und er als Zar-Befreier umjubelt. Im Jahre 1864 ließ er auch die Bauern in Polen und in Transkaukasien, 1866 die Krondomänenbauern frei und beschränkte die Anwendung körperlicher Strafen.

Jetzt erst konnten weitere Reformen durchgeführt werden. Die Justiz wurde von der Verwaltung getrennt und neu organisiert, die Geschwornengerichte eingeführt, das Steuerwesen geregelt. Die wirtschaftliche Lage und die produktive Kraft des Reichs hob sich rasch. Auch hat, wie neuerdings bekannt geworden ist, der Zar ernstlich an die Verleihung einer konstitutionellen Verfassung gedacht; nur seine unzeitige Ermordung hat ihn an der Ausführung gehindert. Zunächst gab er den Gouvernements eine Art Selbstverwaltung und schuf in jedem Kreis einen frei gewählten Kreistag und darüber in jedem Gouvernement den Provinziallandtag (s[i]emstwo). Jetzt wurde auch die allgemeine Wehrpflicht eingeführt.

Allen Ernstes konnte man nun auch an die Verbreitung der Bildung unter dem Volke schreiten. Zwar sind noch 1867 bei einem Gesamthaushalte von 443,670,171 Rubeln bloß 7,255,814 für das Unterrichtswesen verwendet worden. Doch nach und nach stieg die Ziffer, und es wurden Tausende von Schulen gegründet. Im großen und ganzen wehte auch in der Unterrichtsverwaltung ein liberalerer Geist als früher. Im Jahre 1863 wurde den Universitäten eine liberale Satzung gegeben. Einen menschenfreundlichern Herrscher hat Rußland wohl kaum.

gehabt. Und doch war dieser Zar, dessen Leitgedanke „Recht, Licht und Freiheit" war, das Ziel vieler Attentate. Wie die Landbevölkerung dort den denkbar besten Stoff für verschiedne Sekten abgibt, so ist die halbgebildete Welt Rußlands ein fruchtbarer Boden für allerlei „große Ideen". Namentlich die Studenten, denen zu Hause eine gediegne geistige Nahrung vorenthalten wird, werden durch sinnlosen Druck und oft noch sinnlosere Reformen irregeführt. Als sich der Zar am 16. April 1866 im kaiserlichen Sommergarten befand, schoß der Student Dmitrij Karakasow auf ihn. Alexander ließ sich dadurch von der Bahn der Reformen nicht ablenken. Am 6. Juni 1867 legte der Pole Anton Berezowski auf ihn an, obwohl er den Polen Wohlthaten erwiesen hatte. Der Unerfahrenheit der jungen Leute hielt höchstens die Roheit der Polizei das Gegengewicht, die die größte Erbitterung hervorrief. Es bildeten sich weitverzweigte nihilistische Vereine im In- und Auslande (Bd. VIII, S. 542). Geheime Zeitungen wurden herausgegeben, der Schrecken gepredigt, neue Attentate versucht, bis der Kaiser am 13. März 1881 von einer unter seinen Wagen geworfnen Bombe zerstückelt wurde.

Es war ein großer Schlag für die freisinnige Partei; denn die Anhänger der Unumschränktheit und rohen Gewalt behielten recht, als sie behaupteten, das Volk verstehe die Freiheit noch nicht richtig zu gebrauchen. Die Vertreter dieser Richtung, der Slawophile Iwan S. Aksakow und Michail N. Katkow, gewannen an Einfluß, zumal da sie es verstanden hatten, den gebildeten Schichten die Meinung beizubringen, der Absolutismus, die Orthodoxie und viele rohe Sitten des Volks, die man auszurotten suchte, gehörten zum Wesen des Russentums, ja zum Wesen des Slawentums überhaupt. Als nun der Sohn Alexanders, Alexander III., den Thron bestiegen hatte, wurden sie allmächtig, so namentlich ihr Bundesgenosse Konstantin P. Pob(i)edonoszew, seit 1880 Generalprokureur des heiligen Synods. Das Staatsschiff steuerte wieder im Kielwasser der Reaktion.

Diesen Kurs hat es im großen Ganzen auch unter seinem Nachfolger Nikolaus II. beibehalten, der seit 1894 regiert. Ob sich aus den schweren Kämpfen und führerlosen Unruhen, die im Innern Rußlands der unglückliche und von vornherein unpopuläre Krieg gegen Japan (1904/05) westwärts wirkend heraufbeschworen hat, eine segensreiche Reform entfalten wird, war im Juni 1905 noch keineswegs entschieden. Merkwürdig: alle Zaren wie das russische Volk selbst haben zwar beweglich über die Bestechlichkeit des Beamtentums geklagt: eine ganze Litteratur ist darüber entstanden; aber eingesehen hat man nicht, daß die Regierungen das Beamtentum so geschaffen haben, wie es ist. Denn solange man oben von der Ansicht ausgeht, daß eine Beaufsichtigung der Beamten durch die Öffentlichkeit das Gewicht der Regierung gefährden könne, kann von einer Gesundung öffentlicher Verhältnisse keine Rede sein. Anderseits müßte die Beamtenschaft besser besoldet und ihre Unabsetzbarkeit verordnet werden: ein Beamter kann bloß dann dauernd verläßlich und gewissenhaft sein, wenn er vor Willkür seiner Obern und der Polizei geschützt ist.

E. Kriegerische und politische Erfolge Rußlands seit 1680.

Während die Summe der von Rußland während seiner Gesamtentwicklung geleisteten kulturellen Arbeit kaum für seinen eignen Bedarf ausreicht, waren dafür seine politischen und kriegerischen Erfolge großartig, allerdings auch mit beträchtlichen Opfern erkauft. Zwar hatte das russische Volk die tatarische Schreckenszeit überstanden, im 16. Jahrhundert die tatarischen Chanate Kasan und Astrachan unterworfen, den Besitz von Sibirien erlangt, im 17. Jahrhundert die Ukraine erworben, unter Peter dem Großen die Ostseeküste, das Kaspische und Asowsche Meer erobert und seine Waffen bis nach Persien getragen.

a) Die sogenannte orientalische Frage.

Im 18. Jahrhundert beschäftigte neben dem Schicksale Polens die Diplomaten Europas vor allem die türkische oder orientalische Frage; sie einigermaßen glücklich zu lösen, war namentlich für Rußland eine überaus wichtige Aufgabe. Wenige Jahre nach der großen Niederlage vor Wien (1683; S. 161) hatten die Siege Eugens von Savoyen die türkische Macht in ihren Grundfesten erschüttert. Solange ein Krieg gegen die Pforte gefährlich gewesen war, hatten Ungarn, Österreich und Polen allein die Lasten davon tragen müssen, ja waren gelegentlich sogar von andern Mächten darin gehindert worden. Als aber nach 1718 die türkische Erbschaftsfrage immer näher in den Bereich der Möglichkeit rückte, meldeten Alle ihre Interessen in der, wie sie zu sagen beliebten, orientalischen Frage an, und so wurde diese wie die polnische zu einer gemeineuropäischen. Rußland, Frankreich und England, die bisher an Kriegen mit der Türkei so gut wie keinen Anteil gehabt hatten, zeigten jetzt gerade hierin eine solche Empfindlichkeit, daß sie auf die Regelung der Angelegenheit allein ein Recht zu haben vermeinten.

Rußland ist oft von Ereignissen in einem Augenblick überrascht worden, wo es noch zu schwach war, einer großen Aufgabe, der es sich plötzlich gegenübergestellt sah, zu entsprechen, hat dann aber nach Zusammenfassung aller Kräfte seinen Nebenbuhlern, die vor ihm auf dem Platze gewesen waren, manches Mal den Rang abgelaufen. Ende des 17. Jahrhunderts, da Polen und Österreich so wuchtige Schläge gegen die Türkei führten, war Rußland noch zu unvorbereitet, als daß es ebenfalls an einen Krieg mit ihr hätte denken dürfen. Der Krieg, den es gegen die Pforte wegen der Ukraine führen mußte, endete 1681 mit dem unrühmlichen Frieden von Bachtschissarai. Da erschien 1684 eine polnisch-österreichische Gesandtschaft in Moskau, um den Zaren zu bewegen, die Krim, „die rechte Hand des Sultans", zu besetzen. Und 1686 trat Johann Sobieski die Ukraine östlich vom Dnjepr an Moskau ab, um es sicherer für seinen Plan zu gewinnen. Man betrachtete damals den Krieg gegen die Osmanen noch als einen heiligen Krieg, wozu sich alle christlichen Staaten von selbst verpflichtet fühlen sollten; daraus, daß der Polenkönig trotzdem Moskau dafür noch reichlich beschenkte, erkennt man seine vornehm-christliche Denkart. Der russische Hof verpflichtete sich zwar in jenem Vertrage, die Krim anzugreifen; aber zwei Feldzüge dorthin scheiterten (vgl. oben, S. 551). Auch Peter dem Großen ist es erst beim zweiten Versuche (1696) gelungen, Asow zu nehmen. Damit hat er die Kriege Rußlands mit der Türkei nachdrücklich eröffnet, wie es ihm anderseits beschieden war, auch in Polen zuerst festen Fuß zu fassen. Als Peter ein Jahr darauf seine europäische Reise antrat, wurde er überall darob beglückwünscht, selbst in Polen. In Wien flocht der Jesuit Freih. Friedr. v. Lüdinghausen gen. Wolff in seine Predigt ein: Gott werde dem Zaren als dem Namensträger des heiligen Petrus auch die Schlüssel geben, um die hohe Pforte zu öffnen. Aber Peter hatte vorerst wichtigere Dinge zu vollbringen. Erst nach Poltawa (1709) kam er auf jenen Gedanken zurück. Im Namen der Gesittung die Osmanen aus Europa zu vertreiben, ward ihm besonders deshalb lieb, weil er dort viele Millionen Christen seines Glaubens schmachten und auf ihn hoffen sah. Schon dachte er an die Erhebung dieser Völker, da erfolgte der Umschwung von 1711. Am Pruth umzingelt, mußte er auf Asow verzichten und seine Flotte vernichten. An einen vierten Krieg gegen die Türkei wagte Peter nicht zu denken.

Und Österreich war damals immer noch in den Spanischen Erbfolgekrieg verwickelt (vgl. Bd. VII, S. 512). Zwar gewann es dann im Frieden zu Poscharewatz (1718) ganze Ländereien (vgl. oben, S. 164). Doch kaum zwei Jahrzehnte dauerte es, da gingen die Früchte

beträchtlicher Anstrengungen und Opfer zum großen Teile wieder verloren. Die Stelle des jetzt gelähmten Polenreichs vertrat Rußland. Bald nach der Erhebung Preußens zum Königreiche (1701) hatte die zwischen Brandenburg und Österreich aufkeimende Feindschaft fast die politische Achse von Mitteleuropa gebildet; schon 1720 wurde in den Wiener Konferenzen Friedrich Wilhelm I. als der gefährlichste Feind bezeichnet. Als Bundesgenosse gegen das Zollernhaus hatte kaum ein andrer Staat in Betracht kommen können als Rußland. So ward am 6. Aug. 1726 zwischen beiden das erste Bündnis geschlossen. Der Vorteil lag dabei auf seiten Österreichs. Die Wiener Diplomaten übernahmen vorsichtigerweise eine Bürgschaft nur für europäisch-russische Besitzungen gegenüber der Türkei und verstanden ihre Verbindlichkeiten gegen den Bundesgenossen stark einzuengen, während dieser allgemein zur Hilfeleistung gegen Brandenburg-Preußen verpflichtet war. Höher war vielleicht die Hilfe anzuschlagen gewesen, die Österreich freiwillig in der polnischen Erbfrage Rußland angedeihen ließ; auch später war das wohlwollende Verhalten Österreichs in polnischen Angelegenheiten für Rußland von hohem Werte. Für die Niederlage Leszczynskis bei den polnischen Wahlen von 1735 gegen Friedrich August II. (August III.) von Sachsen rächte sich aber Frankreich einerseits dadurch, daß es an Österreich Krieg erklärte und die Kurfürsten von Mainz, Köln, Bayern und von der Pfalz aufwiegelte, anderseits, indem es die Türkei zum Kriege gegen Rußland drängte. Von Österreich gemahnt, schickte Rußland 1736 zum ersten Male seine Heere nach dem Westen und begann gleichzeitig, von Österreich unterstützt, einen Kampf mit der Pforte, nachdem es in einem Frieden mit Persien die Eroberungen Peters ausgeliefert hatte. Dies gemeinsame Vorgehn ist um so merkwürdiger, als sich bei den Aussprachen der österreichischen und der russischen Diplomaten in Niemirow ziemlich deutlich gezeigt hatte, daß beide Staaten Konstantinopel als das letzte Ziel im Auge hatten. Während jedoch Rußland sowohl in Polen gegen Frankreich als auch gegen die Türkei siegreich kämpfte, wurde Österreich auf beiden Schlachtfeldern unter erheblichen Verlusten geschlagen. In dem Belgrader Frieden von 1739 mußte Karl VI. Belgrad, Orsowa mit Serbien und die Walachei zurückgeben. Anna Iwanowna aber gewann am Schwarzen Meer immerhin einen Streifen Lands zwischen Bug und Dnjestr. Von nun an sinkt im Süden stetig der Einfluß Österreichs, während der russische steigt: die Siege des Prinzen Eugen kamen also schließlich bloß den Nachbarn zu gute.

Es war, als ob die „Beisorge vor Preußen" die ganze Tatkraft Österreichs gelähmt hätte. Davon frei zu werden, mußte jetzt die Losung der österreichischen Diplomatie sein. Der Plan war bald fertig; er lautete: Teilung Preußens. Schweden und Frankreich erklärten sich dazu bereit, die Hauptstütze sollte Rußland sein. Doch am 31. Mai 1740 bestieg den preußischen Thron Friedrich der Große, am 20. Oktober starb Kaiser Karl VI., und schon im Dezember besetzte Friedrich Schlesien (Bd. VII, S. 525), so seinen Feinden zuvorkommend. In zwei Kriegen wurde Österreich geschlagen. Die erschreckten österreichischen Diplomaten schlossen sich Rußland in dem neuen Vertrage vom 2. Juni 1746 noch enger an. Auf jede Weise suchte man dem russischen Hofe die Überzeugung beizubringen, wie gefährlich Preußen für beide sei. Der Vorteil lag wieder auf seiten Österreichs: im Ernstfalle mußte Rußland 60,000 Mann Hilfstruppen schicken. Und nur weil Friedrich durch eine abfällige Äußerung die Kaiserin Elisabeth beleidigt hatte, hatte auch diese ihrerseits einen Anlaß zum Kampfe.

Trotzdem russische Heere den preußischen König (Kunersdorf, 12. August 1759) oder seine Generale einigemal schlugen, gewann doch in Sankt Petersburg die Meinung die Oberhand, daß man eigentlich nur für Österreich die Kastanien aus dem Feuer hole und in polnischen Angelegenheiten ohne Preußen nichts ausrichten könne. Und dahin wurde der Petersburger

Hof auch durch die orientalische Politik Österreichs gedrängt. Österreich hat im 18. Jahrhundert keine Staatsmänner von Bedeutung gehabt; selbst der vielgelobte Kaunitz hat eigentlich nichts geleistet (vgl. Bd. VII, S. 527). Verworrenheit und leere Redensarten kennzeichnen die österreichische Denkschriftenlitteratur jenes Zeitalters. Seit dem Kongresse von Niemirow und dem Belgrader Frieden sah man Rußland mit neidischen Blicken an. Die beschränkten Diplomaten an der Donau meinten: Rußland werde helfen, Preußen niederzuwerfen und die Macht Österreichs im Westen wieder zu begründen, dafür aber in der Türkei nichts anzurühren. Diese Planlosigkeit langweilte und verstimmte die beiden nordischen Höfe. Um von Peter III., der geradezu ein Verehrer Friedrichs war, abzusehen, so verständigte sich selbst die nüchtern denkende Katharina II. im „Defensivallianzvertrage" vom 11. April 1764 mit Friedrich über alle Grundfragen der beiderseitigen auswärtigen Politik.

Wie im Jahre 1736, so entfachte auch jetzt Frankreich einen Brand im Osten, indem es in der Absicht, Rußland von Polen abzulenken, die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland aufhetzte. Wahrscheinlich hat auch Kaunitz seine Hand im Spiele gehabt; er war überzeugt davon, daß zu widerstehn Rußland nicht im stande sein und er so auf billige Weise die von dort drohende Gefahr sich vom Halse schaffen werde. Aber das Gegenteil trat ein. Alexander M. Golizyn schlug 1769 mit 30,000 den Großwezir Mohammed Emin mit seinen 100,000 Mann bei Chotin am Dnjestr und besetzte die Moldau und Walachei; Peter A. Rumjänzow schlug ebenfalls mit wenigen Tausenden 100,000 Tataren an der Large und dann am Kaghul mit 17,000 den Großwezir selbst, der 150,000 hatte. Wasilij M. Dolgorukij eroberte beinahe die ganze Krim (1771), nachdem am 16. Juli 1770 Alexej Orlow die türkische Flotte im Hafen von Tscheschme vernichtet hatte (S. 166). Bessarabien, ein Teil von Bulgarien, einige Inseln des Archipels wurden erobert. Grenzenlos war der Schrecken darob in Konstantinopel. Auch im Wiener Kabinett herrschte die größte Ratlosigkeit. Man befürchtete, Rußland werde allein die Türkei erobern. Jetzt waren Kaunitz auch die Preußen gut, und er bahnte unter Zustimmung Kaiser Josephs II. eine Verständigung mit Friedrich an. Auch mit der Türkei schloß er am 7. Juli 1771 ein geheimes Bündnis, das allerdings von Maria Theresia verworfen wurde. Aber auch das alte Bündnis mit Rußland wollte er noch nicht ganz von sich werfen.

Auch Friedrich dem Großen fing es an bange zu werden ob der raschen Erstarkung Rußlands. Ein entsprechender Druck in diesem geeigneten Augenblicke, wo der russische Staat um Österreichs willen auf die wohlwollende Neutralität Preußens angewiesen war, versprach Gewinn; nach den glänzenden Erfolgen der Russen sah er eine Vergrößerung seines Reichs schon des Gleichgewichts halber als eine Staatsnotwendigkeit an. Die Möglichkeit einer Gewinnung anrainender Landstücke, die mit dem Kerne dauernd verbunden werden konnten, fand man nur bei Polen. Der preußische König behauptete darum, er brauche einige Stücke davon notwendig. Eine gänzliche Einverleibung Polens, wie sie noch Peter I. für seinen Sohn Alexej im Auge gehabt hatte, mußte Katharina II., die im Süden zu große Interessen auf dem Spiele hatte, zurückstellen und die Ansprüche der beiden andern Nachbarn befriedigen. Preußen machte den Vorschlag, Österreich nahm die Zips (S. 397), ohne die Verständigung mit den andern Höfen abzuwarten, und Rußland gab das Siegel. So erfolgte unterm 5. August 1772 die erste Teilung Polens. Der Löwenanteil: der Rest von Livland und Weißrußland (Witebsk, Mstislaw, halb Polock und Striche am Dnjepr) mit 1,800,000 Einwohnern, fiel Rußland zu.

Nachdem Rußland das politische Gewissen Preußens und Österreichs beruhigt hatte, konnte es, durch polnische Gebiete verstärkt, mit größerm Nachdrucke seine südlichen Ziele verfolgen. So

werden wir das Zustandekommen seines günstigen Vertrags mit der Pforte, am 21. Juli 1774 zu Kütschük-Kainardje (bei Silistria) geschlossen, verstehen. Die Türkei mußte die Unabhängigkeit der Tataren im Kubanschen Gebiet, am Bug und in der Krim anerkennen. Rußland bekam Asow am Don, Kinburn am Dnjestr und alle festen Plätze in der Krim; außerdem wurden ihm freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern und die Schutzherrschaft über alle orthodoxen Christen im Oriente zuerkannt. Die Losreißung der Tataren von der Türkei hat Rußland deren Unterwerfung erleichtert, der Schutz über die Christen orthodoxen Glaubens ihm die Einmischung in die türkischen Staatsangelegenheiten jederzeit ermöglicht. Durch den ersten Punkt war der Verlust des Schwarzen Meers für die Türkei, durch den zweiten der der Balkanländer angebahnt.

Katharina hätte gewiß noch härtere Bedingungen diktiert, wäre sie nicht gerade damals durch den Aufstand Jemeljan Pugatschews (1773/74; hingerichtet 11. Jan. 1775) in Anspruch genommen worden. Aber auch staatspolitische Gründe legten ihr Mäßigung auf; die österreichischen Staatsmänner, welche die orientalische Frage selbst heraufbeschworen hatten, schlugen, erschreckt über den nichtgewollten Gang der Ereignisse, überall großen Lärm. Trotz des jetzt vom Wiener Kabinett aufgestellten Grundsatzes der Unverletzbarkeit der Türkei ließ es sich übrigens 1774 die Bukowina geben, was den russischen Staatsmännern im Grunde nur genehm sein konnte. Die Früchte dieser Politik erntete Österreich im Bayerischen Erbfolgekriege von 1778/79, in dem es durch Preußen und Rußland aus Bayern verdrängt wurde. Nach Empfang dieser neuen Schläge war der junge Herrscher Joseph II. (1780—90) gescheuter als seine Diplomaten: er hielt zum russischen Nachbarn, da er mit dem preußischen nicht zusammengehn wollte oder konnte, verbürgte jenem im Vertrage vom Herbst 1782 seine türkischen Erwerbungen und bestätigte die Vereinbarungen über Polen.

Unterdes verfolgte Rußland seine Ziele mit fester Hand. Schon im März 1779 ließ es sich von der Pforte durch das Abkommen von Ainali Kawak („beim spiegelnden Ahorn") den Vertrag von 1774 ergänzen. 1783 verleibte es das Kubanische Gebiet und die Krim ein; dadurch ward die Unterwerfung tatarischer Chanate, die Iwan der Grausame begonnen hatte, vollendet. Ja, Petersburg hielt schon einen türkischen Teilungsplan bereit, den von Joseph II. am 13. November 1782 gebilligten „Griechischen Entwurf" vom 10. September. Das griechische Reich sollte wieder aufgerichtet, Großfürst Konstantin (geb. am 8. Mai 1779) zum Kaiser eingesetzt werden. Man gab diesem eine griechische Amme; er lernte griechisch und wurde mit Griechen umgeben. Hierher gehört auch Potemkins „Weg nach Byzanz" (S. 167). Die beunruhigte Türkei, von England, Schweden (dessen Hilfeleistung nicht viel bedeutete) und Preußen aufgehetzt, kam mit der Kriegserklärung zuvor. Indessen erfochten die russischen Feldherren A. Ssuworow, Potemkin, N. Repnin, unterstützt von Österreichs Generalen (Josias von Sachsen-Koburg, Laudon, Clerfait), wieder glänzende Siege über die Türken (vgl. oben, S. 167). Im Frieden von Jassy (9. Januar 1792) erhielt Rußland bloß Oczakow und den Küstenstrich zwischen Bug und Dnjestr; der Einfluß auf die Donaufürstentümer wurde ihm zugesichert.

Zu dieser Mäßigung mahnten diesmal dieselben oder doch ähnliche Gründe wie im Jahre 1771. Preußen drängte zur weitern Teilung Polens. Seit 1772 hatte dieses reformfreudig das Schul- und Steuerwesen verbessert, die Truppenzahl auf 100,000 Mann erhöht und sogar das liberum veto abgeschafft. Die vom polnischen Reichstage mit Mühe und Einsicht ausgearbeitete, von Vaterlandsliebe getragne und in liberalem Sinn abgefaßte neue Verfassung, eben am 3. Mai 1791 veröffentlicht, versprach eine bessere Zukunft.. Wollten nicht Rußland und

Preußen Schaden leiden, so mußten sie diese Bewegung im Keim unterdrücken. Die offizielle Handhabe zum Eingreifen bot die von ihnen gegebne Bürgschaft für das Fortbestehen der alten Konstitution. Überdies fand sich in Polen — fast selbstverständlich — eine starke Partei, welche für die frühere Verfassung eintrat, sich am 14. Mai 1792 zur „Konföderation von Targowica“ (Targowicz bei Kijew) zusammenthat und die Hilfe Rußlands anrief. Der dadurch verschuldete wilde Parteikampf machte Polen wieder ohnmächtig und für eine neue Teilung reif. Außerdem wirkten die Greuel der französischen Revolution auch auf freisinnige Monarchen wie den König von Preußen und die Kaiserin von Rußland ernüchternd zurück: nun erblickte man in der neuen polnischen Konstitution Spuren von Jakobinismus, weil dort die Rede war von einem immerwährenden Reichstage, von einer Revision der Verfassung nach je 25 Jahren, ja von den Rechten der Bauern (die der mit Frankreich liebäugelnde Adel nach französischem Muster zu einer Erhebung aneifern wollte). Hatte man sich 1772 nur aus politischen Gründen Stücke von Polen angeeignet, so glaubten die nordischen Höfe jetzt aus sozialen Gründen und zum Selbstschutze den Tod der nach freiheitlicher Richtung hin sich entwickelnden polnischen Republik beschließen zu müssen.

So erfolgte 1793 die zweite und 1795, nach dem Aufstand unter Th. Kosciuszko, die dritte Teilung Polens, die letzte wieder unter Beteiligung Österreichs, das sich gerade damals (3. Jan. 1795) mit Rußland gegen Preußen verständigt hatte (Bd. VIII, S. 23). Erst diese beiden Ereignisse verdienen eigentlich den Namen Teilungen, weil die drei Höfe jetzt thatsächlich die Absicht hatten, Polen von der Erdoberfläche verschwinden zu lassen, während es sich 1772 nur um Abtretungen einzelner Landesteile gehandelt hatte (s. das Kärtchen „Polen nach den Grenzen von 1772“ auf den Karten bei S. 550). Wie 1772, so mußte auch 1793 der polnische Reichstag die Beschlüsse der Mächte gutheißen und sein eignes Todesurteil unterschreiben. Aber selbst bei den Verträgen von 1793 und 1795 sollte es nicht bleiben. Während Preußen und Österreich nach vielfacher Veränderung des Besitzstands die altpolnischen Kernländer Krakau (und das altrussische Fürstentum Halicz), Gnesen, Posen und Preußen nahmen, besetzte Rußland mit Ausnahme Masoviens (Warschau) nur einst zu Altrußland gehörende Gebiete. So hat Katharina die „Sammlung Rußlands“, die Iwan III. begonnen hatte, beinahe zum Abschlusse gebracht.

Bald sollte Rußland seine Kräfte nach einer andern Seite hin brauchen: Frankreich nahm es in Anspruch (über den Anteil des Zaren Paul I. an der zweiten Koalition vgl. Bd. VIII, S. 29—31; über seinen Stimmungswechsel: ebenda, S. 33). In den nun folgenden napoleonischen Kriegen behauptete Rußland trotz Austerlitz und Friedland seinen Kriegsruhm. Seit 1811 stand Alexander I. an der Spitze Europas gegen den Welteroberer. Gewaltig stieg das Ansehn Rußlands, als Napoleon I. 1812 seine „Große Armee“ in Rußland verlor und der Zar ihm in Paris die Bedingungen vorschreiben konnte.

Seit 1756 hatte Rußland mit kurzen Unterbrechungen eigentlich fortwährend Krieg geführt und zwar auf verschiednen Schauplätzen. Dennoch ließ es selbst in der napoleonischen Zeit seine türkischen Pläne nicht fallen. Als Sultan Selim III. (1789—1807) 1806 mit dem „Padischah der Franzosen“ ein Freundschaftsbündnis schloß (S. 169 oben), in der Hoffnung, Rußland in seine frühern Grenzen zurückzuwerfen, und entgegen den Jassyer Abmachungen die russisch gesinnten Hospodare der Moldau und der Walachei absetzte, ließ Alexander ohne Kriegserklärung dort seine Truppen einrücken; sechs Jahre lang hielt Rußland, damals sogar von Frankreich unterstützt, die Donaufürstentümer besetzt. Außerdem erhoben sich 1804 die Serben, von Rußland ermuntert, zuerst angeblich nur gegen die Janitscharen, und legten die Waffen nicht mehr nieder, bis sie die Unabhängigkeit erfochten hatten (vgl. S. 168). Um sie zu unterstützen,

begann Rußland 1809 einen neuen Krieg gegen die Türkei. Trotz einer Niederlage, die ihnen der Großwezir in Bulgarien beibrachte, eroberten die Russen unter N. Kamenskij (Sieg bei Batin am 7. Sept. 1810) alle Donaufestungen, und M. Golenischtschew-Kutusow vernichtete den Großwezir bei Slobodse am 12. Oktober 1811. Im Frieden zu Bukarest (am 12. Mai 1812) verzichtete der Zar auf die Moldau und Walachei (S. 355), erhielt dafür Bessarabien mit den Festungen Chotin und Bender, also den ganzen Küstenstrich zwischen Dnjestr und Pruth und die Donaumündungen. Außerdem wurde im Artikel 8 die Selbstverwaltung Serbiens festgesetzt, wo der „schwarze Georg" (S. 302) mit einer Skupschtina regieren sollte. Durch diesen Vertrag wurden wenigstens die Bemühungen Rußlands, das Nordgestade des Schwarzen Meers zu erobern, zum Abschlusse gebracht.

Für den Wiener Kongreß 1814 (Bd. VIII, S. 72) hatten die türkischen Abgesandten den Auftrag, die Rückgabe der 1812 an Rußland abgetretnen Gebiete zu erwirken. Der „politische Archäolog" Fürst Metternich, der den Kampf gegen den anstürmenden Liberalismus als die Haupt-, die orientalische Frage als eine Nebensache ansah, lehnte das jedoch ab. Nur die Verbürgung der Besitzungen der Pforte wollte er zur Sprache bringen; aber ein entsprechender Artikel, in allgemeiner Fassung sich auf alle Staaten beziehend, wurde nicht angenommen: Rußland und England waren dagegen, eben aus Rücksicht auf die Pforte. Trotzdem daß ersteres jetzt seine Pläne auf der Balkanhalbinsel fast ungehindert hätte verfolgen können, that es dort nur wenig, weil sich der Zar, nach der furchtbaren Welterschütterung in Mystizismus verfallend, nach Weltfrieden und seelischer Ruhe sehnte. Dieser Gemütsstimmung verdankten die Polen, daß er 1815 den Titel „König von Polen" annahm und ihnen das Königreich teilweise herstellte, „damit die Härte gemildert werde und die Polen möglichst ihre Eigenart bewahren", wie er an den Vorsitzenden des dortigen Senats schrieb. Zwar wurde 1817 den Serben die politische Selbständigkeit unter türkischer Oberhoheit zuerkannt. Aber Alexander selbst wollte für die ebenfalls sich emporringenden Griechen (S. 170) nichts thun, sondern betrachtete sie als Aufrührer. Als am 22. April 1821 in Konstantinopel der Patriarch durch die erregten Osmanen aufgehenkt und der russische Gesandte Gr. Stroganow (Bd. VIII, S. 115) beleidigt wurde, begnügte er sich mit einer wirkungslosen Beschwerde.

Erst unter Nikolaus I. griff Rußland den roten Faden der orientalischen Frage wieder auf. Im Vertrage von Akkermann wurde am 6. Oktober 1826 die Selbständigkeit der Moldau und der Walachei unter des Sultans Oberherrschaft ausgesprochen. In Serbien sollten die Verhältnisse den Verträgen gemäß geordnet werden. Rußland erhielt einige Gebiete in Asien, und das Recht der freien Durchfahrt durch die Dardanellen wurde ihm bestätigt. Danach übte der Zar im Einverständnisse mit England und Frankreich laut der zu London am 6. Juli 1827 gefaßten Beschlüsse einen Druck auf die Pforte aus. Aber Sultan Mahmud II. (1808—39) wollte nicht nachgeben (vgl. oben, S. 174). Die Durchführung der türkischen Heeresorganisation (an Stelle der Janitscharen die Muallem Jschkendj) zu verhindern, drängte Rußland zum Kriege (darüber vgl. oben, S. 175). In dem unterm 14. September 1829 zu Adrianopel geschloßnen Frieden mußte die Türkei außer Kriegsentschädigung und Bestätigung früherer Verträge die Inseln in den Donaumündungen abtreten und sich verpflichten, das Südufer des Stroms auf zwei Stunden Entfernung unbesiedelt zu lassen. Am Schwarzen Meere behielt Rußland Anapa und Poti; südlich von Guriel sollte der Fluß Tschürükju die Scheide bilden. Weiter ging die Grenze durch die Paschaliks Tschyldyr, Achalzich und Kars bis Georgien, so daß der nördliche Teil mit den Festungen Achalzich und Achalkalaki bei Rußland blieb.

Abgesehn von der Moldau und Walachei, hatte also Rußland alle Eroberungen (das Banat von Krajova, Bulgarien und die Dobrudja samt vielen festen Plätzen) sowie das Land südlich vom Balkan mit Adrianopel u. s. w. zurückgeben müssen. In Sankt Petersburg beschuldigte man das Wiener Kabinett, das Widerstreben der Pforte genährt zu haben. Metternich lenkte ein und begann davon zu sprechen, wie wichtig für Europa die unverteilte Pforte sei. Als sich nun Rußland in der Durchführung des Vertrags von 1829 gelegentlich der Empörung Mehemed Alis von Ägypten auf die Seite des Sultans stellte, glaubte der österreichische Staatsmann wieder einmal sicher festnageln zu können, daß Rußland keine Vergrößerungsabsichten verfolge; er stehe für Rußland gut, und es gebe in der orientalischen Frage keine Verschiedenheit der Ansichten zwischen Wien und Petersburg. Dennoch war die Zertrümmerung des Osmanenreichs der leitende Gedanke an der Newa. Die Verlegenheit der Pforte benutzend, anderseits ihre etwaige Verjüngung durch den Ägypter fürchtend, machte Rußland einen meisterhaften Schachzug, indem es am 8. Juli 1833 zu Hunkyar-Skelessi ein Schutzbündnis mit ihm schloß, wodurch sich beide Staaten gegenseitig Erhaltung des Besitzes und Aufrechthaltung der Ordnung in ihren Ländern verbürgten. Ein geheimer Artikel schloß die Dardanellen für das übrige Europa. Im September desselben Jahrs kamen Kaiser Nikolaus und Kaiser Franz in Münchengrätz zusammen. „Ich komme hierher, mich unter die Befehle meines Chefs zu stellen", sagte Nikolaus zu Metternich. Vollständige Übereinstimmung wurde erzielt. Und wieder glaubte Metternich, Leiter der europäischen Politik zu sein. Aber schon am 14. Januar 1834 schloß Rußland ein Abkommen mit der Türkei in Sankt Petersburg — ohne Österreich; Rußland bekam einen kleinen Bezirk in Asien. Gleichzeitig wurde die staatsrechtliche Beziehung der Moldau und der Walachei (S. 356 und 364) zu der Pforte neu geregelt.

Wurde durch diesen Vertrag besonders der persönliche Ehrgeiz Metternichs gereizt, so hatte der von 1833 vor allem England und Frankreich in Aufregung gebracht. Man verständigte sich dahin, die Pforte vor den russischen Angriffen in Schutz zu nehmen. Seitdem hat Rußland an diesen beiden Mächten offne Gegner in der türkischen Frage gehabt. Aber gerade jetzt verdoppelte es seine Anstrengungen, um zu dem (wie es hoffte) letzten Schlage gegen die „totkranke" Türkei auszuholen. Im Oriente ging unter den Christen die Sage, die Türken würden aus Konstantinopel vertrieben werden; der letzte byzantinische Kaiser sei nicht gefallen, sondern schlafe in der Hagia Sofia und warte auf die Befreier. Und nun hielt man in Rußland die Frucht für reif, um so mehr, als das Jahr 1853 nahte, wo der Halbmond nach 400jähriger Herrschaft über Byzanz angeblich für immer erlöschen sollte. Diese Prophezeiung nahm den Kaiser Nikolaus ganz gefangen; ihr widmete er alle andern Interessen. Nikolaus sondierte die europäischen Kabinette, um sich ihrer Neutralität, wenn nicht ihrer Hilfe zu versichern. Besonders viel mußte ihm an der Haltung des Londoner und des Wiener Kabinetts liegen. 1844 ging er nach London. Aber im Gespräch mit Sir George Hamilton Seymour war er zu wenig vorsichtig: London war auf der Hut. Dabei beleidigte er alle andern Mächte, indem er, um dem britischen Volke zu schmeicheln, sich zur Äußerung verstieg, daß ihm an den andern Kabinetten nichts liege. Besonders schlecht wurde ihm das in Paris vermerkt. Jetzt mußte er also seine Anstrengungen verdoppeln, um wenigstens Österreich zu gewinnen. Wieder mußte Polen den Preis dafür zahlen: 1846 ließ Nikolaus zu, daß Österreich den Freistaat Krakau besetzte, und 1849 half er den ungarischen Aufstand unterdrücken (Bd. VIII, S. 144 und 201). Auf der Balkanhalbinsel kam er den österreichischen Interessen auffallend entgegen. 1852 ging er nach Wien, um den jungen Kaiser Franz Joseph zu gewinnen. So glaubte Nikolaus zum Losschlagen bereit zu sein. In

den Kirchen Rußlands wurde von dem bevorstehenden Kriege wie von einem heiligen gepredigt. Die Begeisterung war allgemein. Da kam endlich das ersehnte Jahr 1853. Zuerst wurde Montenegro (S. 302) vorgeschoben, das einen Teil der türkischen Armee ablenken sollte; Omer Pascha wurde vom Sultan geschickt, um den Aufstand dort zu unterdrücken. Nach Überreichung des russischen Ultimatums durch den Fürsten Alex. Menschikoff (vgl. oben, S. 181, und Bd. VIII, S. 237) brach der Krieg aus, der in der Geschichte unter dem Namen des **Krimkriegs** bekannt ist. England, Frankreich und Sardinien schickten Flotten und Truppen gegen Rußland; sogar Österreich (Bd. VIII, S. 238) stellte zur „Beobachtung" 200,000 Mann in der Moldau und Walachei auf. Feindliche Flotten erschienen im Schwarzen Meere, vor Kronstadt und im Weißen Meere. Trotz größter Tapferkeit wurden die Russen geschlagen, Sebastopol genommen, die russische Flotte vernichtet; nur in Asien erzielte man Erfolge.

Kaiser Nikolaus war am 2. März 1855 noch vor der Beendigung des Kriegs gestorben; sein Sohn **Alexander II.** mußte am 30. März 1856 in **Paris** einen für Rußland höchst ungünstigen Frieden schließen. Alles, was Rußland in einer langen Reihe von Verträgen mit der Pforte erworben hatte: die freie Schifffahrt in den türkischen Gewässern, die Durchfahrt durch die Dardanellen, den Besitz der Donaumündungen, das Schutzrecht über griechisch-orthodoxe Christen, über die Moldau und Walachei, über Serbien — alle diese Rechte verlor es. Das Schwarze Meer wurde allen Völkern geöffnet: Rußland und die Türkei durften dort keine Kriegsschiffe halten; die freie Donauschifffahrt wurde unter die Aufsicht einer europäischen Kommission (Bd. VII, S. 123) gestellt. Und der Pforte wurde von den Westmächten der Bestand verbürgt; sie trat in den Kranz der Staaten Europas gleichberechtigt ein.

So wurde Rußland, das schon am Ziele zu sein geglaubt hatte, wieder weit zurückgeworfen. Wenn Alexander M. Gortschakow, seit April 1856 Minister des Auswärtigen, gegenüber den Wiederannäherungsversuchen Franz Josephs 1860 sagte: „La Russie ne boude pas, elle se recueille" (Rußland schmollt nicht, sondern sammelt sich), so konnte er doch die erlittne Schmach kaum beschönigen. Den größten Vorteil hatte England gezogen, dessen Einfluß im Orient außerordentlich stieg; H. J. Temple Viscount Palmerston feierte damals seinen größten diplomatischen Triumph, weil ja Napoleon III. im Grunde für englische Interessen gekämpft hatte. Die Niederlage Rußlands hatten der Rechnungsfehler seiner Diplomatie, das stürmische Vorgehn des an sich unermüdlichen und aufopferungsfähigen Kaisers und noch mehr das ganze verrottete Regierungssystem verschuldet. Und nun, da das slawische Bewußtsein erwacht war, entdeckte man noch eins. Man hatte zwar für die Moldau und Walachei, für Griechenland die Unabhängigkeit erkämpft — für die slawischen Stämme auf derselben Balkanhalbinsel, für die Bulgaren und die Serben, hatte man nichts oder wenig gethan. Die Panslawisten ruhten nicht, bis Kaiser Alexander II. der Türkei im April 1877 den Krieg erklärte (S. 191). Das war der letzte Krieg zwischen Rußland und der Pforte. Dadurch wurde Bulgarien befreit u. s. w. (vgl. S. 192). Den in **Santo Stefano** zwischen Rußland und der Türkei geschloßnen Frieden vom 3. März 1878 schränkte der **Berliner Kongreß** einigermaßen ein. Und nur langsam erholte sich Rußland von dem Schlage der Jahre 1854/55; noch heute besteht der Pariser Vertrag zu Recht, obwohl er vielfach umgangen worden ist und Rußland im Schwarzen Meer eine Flotte halten darf.

b) Rußland in Asien.

Unvergleichlich größere Erfolge erzielte Rußland in **Asien** sowohl gegen die Türkei als auch gegen Persien und die mittel- wie hochasiatischen Völker bis an den Stillen Ozean hin.

Die Regierung Iwans des Grausamen hatte Asien erschlossen. Als der Kosak Jarmak Timofejew dem Zaren die Krone Sibiriens (s. Fig. 2 auf der Tafel bei S. 457), eines grenzenlosen Gebiets, zu Füßen gelegt, als Iwan selbst die Chanate Kasan und Astrachan erobert hatte, stand Rußland mit einem Mal in Mittelasien. Das Bestreben, vorwärts zu dringen, war nur natürlich. Obwohl Rußland damals noch in vielen Beziehungen recht schwach war, wurden doch im Laufe der Jahre manche Städte gegründet, wie Tomsk, Krasnojarsk, Jakutsk. Peter der Große wandte sich den asiatischen Angelegenheiten mit größerm Eifer zu. Unter ihm wurde 1696/99 Kamtschatka erobert, 1708 das sibirische Gouvernement mit dem Sitz in Tobolsk errichtet, 1719 die Provinz Irkutsk gebildet. Als die Kosaken durch ihre Raubzüge Chiwa arg bedrängten, ergab sich der Chan 1700 dem Zaren. Zwar widerrief er das; doch die Unterwerfung Chiwas konnte seitdem nur eine Frage der Zeit sein. Unter Peter und Anna unterwarfen sich die Kirgisen zwischen Ural und Balchaschsee (Bd. II, S. 192). Peters Bestreben ging dahin, das Kaspische Meer russisch zu machen; darum nahm er den Persern Baku, Daghestan, Gilan und Masenderan mit Rescht und Asterabad; freilich mußte diese Eroberung nach einigen Jahren an Persien wieder abgetreten werden. Katharina II. gewann das Kubangebiet und das Land bis zum Terekflusse. Damals überschritten die Russen zum ersten Male den Kaukasus. 1798 stellte sich Heraklius II. von Georgien unter russischen Schutz, damit die Perser das Land nicht zum Mohammedanismus zwängen, und 1802 ward sein Land eine russische Provinz. Unter Katharina II. war eine lange Reihe von Festungen, die „Kaukasische Linie", angelegt worden; mitten durch das Gebirge wurde eine nordsüdliche Straße erbaut; die Hauptfeste erhielt den bedeutungsvollen Namen Wladikawkas. Das 19. Jahrhundert brachte dann die Unterjochung der bisher unabhängigen Tscherkessen, Tschetschenzen, Lesghier, Osseten, Swaneten (Suanen), Apchazen (s. die untere Hälfte der „Karte zur Geschichte des Russischen Reichs" bei S. 561).

Aber hier traf Rußland auf eine andre Macht. Während Rußland als nordische Kontinentalmacht südostwärts nach Innerasien vorzudringen suchte, war das seegewaltige England bemüht, seine Herrschaft über die Inseln und Küsten Asiens auszudehnen und dann nordwärts zu gehn. Damals gewann England Indien und Strecken von Hinterindien, die arabische Küste mit Aden und andre Besitzungen. Immer mehr näherten sich einander die beiden Größtmächte. Zunächst bekam Rußland die Hand Englands am Kaukasus zu spüren. Während die russischen Heere langsam ein Bergvolk nach dem andern unterwarfen, erschienen hier englische Sendlinge. Namentlich verstand es der Schotte David Urquhart (1805—77), der 1835/37 zur Bekämpfung Rußlands eigens die Zeitschrift „Portfolio", eine merkwürdige Sammlung diplomatischer Urkunden, veröffentlichte, die Kaukasier in ein politisches und religiöses Ganze zu vereinigen. Als Sekte machten sich diese seit 1828 unter dem Namen Muriden bekannt. Urquhart gab ihnen ein gemeinsames grünfarbiges Banner mit einem Bündel Pfeile und einem Sternenkranze darauf. Britische Kaufleute unterstützten sie mit Waffen und Munition. Unter den Führern zeichnete sich seit 1824 Schamyl aus dem Stamme der Tschetschenzen aus, seit 1834 politisches und religiöses Haupt aller Bergvölker Daghestans. Jahrzehnte hat es gedauert, bis Rußland ihren Widerstand brach; ganze Heere gingen hier zu Grunde. Erst im Jahre 1859 gelang es den Russen, von Nikolai J. Jewdokimow und Alexander J. Barjatynskij angeführt, Schamyls letzte Festung Ghunib zu nehmen; er ist im März 1871 in Medina gestorben. Manche Stämme verbluteten ganz oder verließen ihr Land, um sich in der Türkei anzusiedeln. Im Jahre 1864 gab es keinen freien Völkerstamm im Kaukasus mehr; 1867 trat Fürst Dadian von Mingrelien für 1 Million Rubel alle Suveränetätsrechte an Rußland ab.

Auf ähnliche Schwierigkeiten stieß Rußland in Persien, mit dem es seit Peter dem Großen bei günstiger Gelegenheit Krieg führte. Die Zeit, wo es im Kaukasus beschäftigt war, hielt auch der Schah, von England beraten, zum Losschlagen für geeignet und ließ den heiligen Krieg predigen. Englische Offiziere traten in persische Dienste. Aber Iwan F. Paskewitsch (Bd. VIII, S. 122) nahm am 19. Oktober 1827 Eriwan („Eriwanskij") und marschierte auf Teheran. Fath Ali, von England verlassen, bat um Frieden. Im Vertrage von Turkmantschai (Turkmentschaj; 22./23. Febr. 1828) erhielt Rußland außer Handelsvorrechten die Provinzen Eriwan und Nachitschewan, so daß der Fluß Araxes fortan die Grenze bildete.

Auch in Mittelasien stieß Rußland bei seinem Vordringen überall auf englische Hintermänner (Bd. II, S. 217). Am Amu Darja und Sir Darja wurde mit unsäglichen Schwierigkeiten gekämpft, mit Chiwa, Bochara, Ferghana (Khokand) und gegen die Achal-Tekke-Turkmenen an der Nordgrenze Persiens. 1867 wurde das Generalgouvernement Turkestan mit der Hauptstadt Taschkend errichtet; ihm ward am 3. März 1876 Khokand einverleibt. 1872 wurde Yakub Beg von Kaschgar zum Abschluß eines Handelsvertrags genötigt. Die Generale Tschernajew (1865 gegen Taschkend), v. Kaufmann (1868 gegen Chiwa), Skobelew (1880/81 gegen die Turkmenen), Alex. W. Komarow (1884 gegen Merw) machten sich einen Namen. So hielt sich Rußland in Westasien schadlos für die Einbuße des Krimkriegs. Nicht Indien, wie viele anzunehmen geneigt sind, ist das Hauptziel Rußlands, sondern die Erreichung der persischen Küste: erst dann werden die russisch-asiatischen Besitzungen ihren vollen Wert erhalten. Die eisbedrängte Küste des nordwestlichen Stillen Ozeans ersetzt das nur teilweise.

Leichteres Spiel hatte Rußland in Sibirien und Nordostasien. Nachdem im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts Sibirien bis Kamtschatka erobert und viele Städte und Festungen gegründet worden waren, wurde 1822 das Land in Ost- und Westsibirien geteilt; Katharina II. war die erste Herrscherin gewesen, die Sibirien besuchte. Im 18. und 19. Jahrhundert erweiterte Rußland seine Herrschaft an der asiatischen Ostküste und gegen China zu. Schon Peter II. hatte mit dem „Himmlischen Reiche" (Bd. II, S. 103) 1727 einen Handelsvertrag geschlossen, wonach die russischen Kaufleute alle drei Jahre nach Peking reisen und dort ohne Abgaben Handel treiben durften. Auch gestattete man, vier Priester und sechs junge Leute behufs Erlernung der chinesischen Sprache zu unterhalten. Die russische Stadt Kiachta und das chinesische Majmatschin waren die vereinbarten Stapelplätze südlich vom Baikalsee. Im 19. Jahrhundert besetzte Rußland die Kurilen, die es 1875 jedoch mit Japan gegen Sachalin vertauschte, ferner einen Teil der Mandschurei und andre Gebiete (vgl. Bd. II, S. 219). Japan und China haben diese Eroberungen anerkannt, China in den Verträgen von Aigun (28. Mai 1858) und von Peking (14. Nov. 1860), Japan 1875. Im Jahr 1881 gab Rußland um des lieben Friedens willen das ein Jahrzehnt vorher besetzte und 1879 förmlich abgetretne Ili oder Kuldscha an China wieder zurück (Bd. II, S. 106). An der Küste des Stillen Ozeans legte es den befestigten Hafen Wladiwostok an (ebenda, S. 219). Sibirien bevölkerte sich mit Russen durch Deportation und Auswanderung so sehr, daß diese bald die Mehrheit bildeten. Aber erst durch den Bau der riesigen Transsibirischen Bahn wird sich dieses Land wirklich wirtschaftlich wie auch kulturell heben lassen (ebendort, S. 221). Inwieweit die von Japan geholten Niederlagen (Yalu-Übergang 1. Mai 1904, Kämpfe bei Liaoyang 30. Aug. bis 3. Sept. und am Schaho 8. bis 19. Okt. 1904, Übergabe von Port Arthur 2. Jan. 1905, Schlacht bei Mukden 1.—10. März, Vernichtung der Flotte bei den Tsusima-Inseln 27. und 28. April) und die schweren Folgen des Kriegs darin Rückschläge bewirken werden, kann erst nach dem Friedensschluß übersehn werden.

F. Rückblick und Ausblick.

Die von Rußland erzielten Erfolge waren so groß, daß sie allenthalben Furcht und Neid, hie und da sogar in gut konstitutionellen und republikanischen Staaten imperialistische Gelüste erweckt haben. So wäre vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus der Blick auf die Entfaltung Rußlands kaum verständlich, ließen wir zwei Fragen unbeantwortet: mit welchen Mitteln und mit welchen Opfern hat Rußland das alles erreicht? So allein werden wir seine Erfolge auf ihren eigentlichen Wert abschätzen können.

a) Der Zusammenhang zwischen Bodennatur und Absolutismus.

Die Natur des russischen Lands, diese unermeßliche, fast nach allen Seiten hin offne Ebene brachte es mit sich, daß das Land zur Durchzugsstraße verschiedner Völker wurde, die da unaufhörlich aufeinander schlugen. Die Rußland bewohnenden Stämme konnten daher nie zur Ruhe kommen. Als sich aus mehreren Bestandteilen allmählich der russische Staat gebildet hatte, mußte die Verteidigung, also der Krieg, seine vornehmste Aufgabe sein; alles, was seine Wehrkraft erhöhen konnte, mußte gethan, was sie schwächen konnte, gemieden werden. Hatten die kleinen und die kleinsten Staaten Altgriechenlands, fast jede einzelne Polis Zeit und Muße gefunden, mit der Staatsverfassung Versuche anzustellen: das eine Mal Republik, das andre wieder Tyrannis oder Oligarchie zu spielen, so durfte sich Rußland, dessen Dasein beinahe stets bedroht war, solches nicht erlauben. Eine starke Staatsgewalt war die erste Bedingung. Der durch die Teilfürstentümer heraufbeschwornen Schwäche folgte die Tataren-Buße auf dem Fuße nach. Kein Wunder, daß die unumschränkte Herrschermacht das Ideal des russischen Volks wurde. In den Moskauer Fürsten fand diese Sehnsucht ihre Verkörperung; von ihnen kam die Rettung für Rußland.

Abgesehn davon, daß die Entfaltung einer unumschränkten Staatsgewalt in Rußland durch den Einfluß von Byzanz und besonders von seiten der griechischen Kirche, dann durch die Tatarenherrschaft und schließlich infolge des Mangels eines Lehnswesens gefördert worden ist, haben namentlich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse und die unaufhörlichen Kriege darauf hingearbeitet. Die Wirtschaft befand sich in Rußland auf einer sehr niedrigen Stufe. Man lebte meist von Jagd und Fischfang, und als die Tierreichtümer in der Mitte erschöpft waren, zog die Bevölkerung an den Rand. Äcker und Wiesen betrugen kaum 1 Prozent der Gesamtfläche, in manchem Gouvernement 0,2 Prozent oder noch weniger. Der Ackerbau war also kaum bekannt, zumal ihm die klimatischen Verhältnisse in Nordrußland nicht günstig waren. Noch Herberstein (S. 557) stellte die Seltenheit oder das gänzliche Fehlen des Getreideverbrauchs fest. Und dieser Zustand hat sehr lange gedauert und dauert zum Teile noch heute. Die Donischen Kosaken beschlossen noch 1690, daß, wer pflüge, bis zum Tode geschlagen und ausgeplündert werden soll; und beim uralschen Heere hat sich der genossenschaftliche Fischfang bis zur Gegenwart erhalten. Tierfelle, Wachs und Honig waren daher fast die einzigen Ausfuhrartikel Rußlands. Erst im 19. Jahrhundert ist Rußland ein ackerbautreibendes Land geworden.

Bei dieser Lage der Dinge konnte der Bodenbesitz keinen oder nur geringen Wert haben. Der höhere Stand verließ ihn daher gern und zog an den fürstlichen Hof, wo er angenehmer leben, zu Bedeutung und Ruhm gelangen konnte. Allmählich verschwand der freie Stand und wandelte sich in einen dienenden. Solange es noch Teilfürsten gab, stand es diesen dienenden Leuten frei, ihren Fürsten zu verlassen und in den Dienst eines andern zu treten, was

um so leichter geschah, als die Fürsten durch gegenseitige Verträge sich gewöhnlich verpflichtet hatten, den den Dienst Wechselnden die Güter nicht zu entziehen. Als aber der Großfürst von Moskau nach und nach alle Teilfürstentümer in seiner Hand vereinigt hatte, konnte der Dienstwechsel nicht mehr stattfinden, höchstens durch Wegzug zu einem ausländischen Fürsten: dann aber war der Wechsel (izmiena) schon ein Verrat. Der dienende Bojarenstand wurde also an den Moskauer Hof gekettet und hörte auf, frei zu sein. Seine Bedeutung und sein Wohlstand hingen jetzt von der Gnade des Fürsten ab. Aber nicht bloß die vorhandnen Gutsbesitzer wurden zum Dienste herangezogen — die Regierung schuf sich auch neue Diener, indem sie andern Personen für den „Dienst" Grundbesitz erteilte. Der Grundbesitzer- oder der Bojarenstand bildete also in Rußland keine festgeschloßne Kaste, keinen eigentlichen Stand, sondern wurde von der Regierung stets mit andern Leuten durchmischt. Sobald ein Grundbesitzer starb oder dienstunfähig wurde, wurde sein Gut dem Sohne, wenn er dienstfähig war, oder einem andern Manne gegen Dienstverpflichtung übergeben. Erst im 17. Jahrhundert verstand sich die Regierung dazu, dem zweiten Manne der Witwe oder dem Bräutigam der Tochter das Gut zu überlassen. Dadurch wurde die Erblichkeit des „Dienstbesitzes" angebahnt. Im Laufe der Zeit kam es ferner dahin, daß die Regierung die Dienstpflicht auf die Erbgüter ausdehnte, indem sie auch von ihnen Dienst verlangte. Hierdurch mußte der Unterschied zwischen Dienst- und Stammgut verschwinden und der Staatsdienst noch härter werden.

Da entstand im 16. Jahrhundert für die unumschränkte Macht eine neue soziale Gefahr. Am Moskauer Hofe wimmelte es von ehemaligen Teilfürsten, den Nachkommen Ruriks und Gedymins. Sie alle bewahrten noch ihre Staatsrechte auf ihre alten Fürstentümer und, was noch schlimmer war, auch ihre Sonderüberlieferungen. Den Kampf gegen sie nahm Iwan IV. auf. Die freie Abreise wurde verboten. Um diese Maßregel wirksam zu machen, führte Iwan die gegenseitige Haftbarkeit der Bojaren ein, ähnlich wie die Bauern durch gegenseitige Haftpflicht zur Entrichtung der Steuern gezwungen waren (S. 572); so hätten z. B. die Bojaren für die Flucht des Fürsten Serebrjanyi $1\frac{1}{2}$ Mill. Rubel zu zahlen gehabt, für den Fürsten Iwan Mstislawskij 1,200,000 u. s. w. Außerdem nahm ihnen Iwan ihre Stammgüter weg und rottete sie „geschlechterweise" aus, wie sich Fürst Kurbskij (S. 510) ausdrückte. Die Grausamkeiten Iwans haben also für die russische Entwicklung die Bedeutung, daß er den letzten Widerstand gegen die unbeschränkte Gewalt gebrochen, statt der alten Geschlechter neue Leute, auch Leibeigne in die höchsten Staatsstellen gebracht und so die Bildung eines in sich festen, bevorrechteten Bojarenstands unmöglich gemacht hat. Auch kam der landesfürstlichen Gewalt das alte Erbrecht (S. 448) zu statten, wonach die Hinterlassenschaft unter die Erben zu gleichen Stücken verteilt werden sollte: dadurch ward die Bildung großer Liegenschaften an und für sich mindestens sehr erschwert. Im Gegensatze zu den englischen Majoraten oder zu den oft mächtigen Lehnsleuten Westeuropas besaß die russische Aristokratie verhältnismäßig wenig Land, was ihren Widerstand gegen den Landesherrn noch schwächer machen mußte. Der Bojarenstand hatte nur ein einziges Vorrecht: dienen zu dürfen. Und weil der „tschin" allein Güter und Einfluß verschaffen konnte, weil ein Mensch ohne tschin dort heute noch nichts bedeutet, so entspann sich ein wilder Wettbewerb um Dienststellen („miestnitschestwo"): eine förmliche Besonderheit des russischen Volks. Mit Erbitterung stritt man um Rangordnung und legte Amtslisten an; eher hätte mancher selbst den Tod erlitten, als daß er sich auf eine ihm nach der Liste nicht gebührende niedrigere Stufe hätte verdrängen lassen. Wichtigste Kriegsoperationen und Staatshandlungen sind gelegentlich durch den Streik der Beleidigten vereitelt worden, bis Zar Feodor Alexejewitsch das miestnitschestwo

untersagte und die Listen verbrennen ließ. In demselben Sinne wie seine Vorgänger verfuhr auch Peter der Große, indem er nur Arbeit und Dienst belohnte. Jeder Einzelne stand also der Herrschergewalt zu unbedingter Verfügung. Dies hat den russischen Staat stark gemacht. Was der Westen erst durch die französische Revolution erreichte, nämlich die Aufhebung der Stände und die Gleichstellung Aller vor dem Gesetze, das hat Rußland, wenn wir vom Bauernstand absehn, aus sich selbst hervorgebracht. Der russische Staat kannte nur eine dienende und eine zahlende Klasse.

Selbstverständlich trugen in dem fast ständig unter Waffen stehenden Staat alle Einrichtungen einen militärischen Charakter. Nicht nur wurden im Süden und Osten Militärgrenzen geschaffen, die allmählich weiter vorrückten, sondern auch die ganze Verwaltung und Steuereinhebung war den Kriegsbehörden zugewiesen. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind verschiedne Verwaltungszweige abgetrennt und unter bürgerliche Behörden gestellt worden. Der russische Absolutismus in dieser Form ist also die eigenste Frucht des russischen Volks. Natürlich hat eine so eigentümliche Entwicklung die Lebensformen wie auch den Charakter des Volks in hohem Grade beeinflussen müssen. Vor allem mußte die Unterthanenschaft, die stets des Winks von oben gewärtig war, den Sinn für Selbstbestimmung und öffentliche Selbstbethätigung verlieren. Ohne den Staat der wichtigsten Hoheitsrechte zu berauben, hat die liberale englische Verfassung die Entfaltung des Einzelnen gefördert; so kam es, daß das englische Volk in erster Linie an seine Bedürfnisse dachte und selbst im öffentlichen Leben zugriff, während die Regierung nur unterstützend wirkte. Auf dem englischen Boden konnte der Begriff Selbsthilfe entstehen. Ganz anders in Rußland. Hier kommt buchstäblich alles Gute (und alles Schlechte) von oben.

Die Regierung war es, die zuerst Ackerbau im großen Stile zu betreiben begann, als sie gezwungen war, Getreide als Sold auszufolgen. Die Regierung schuf gewaltsam eine Industrie, indem sie selbst Fabriken gründete oder den Fabrikanten eine Anzahl Leibeigner als Arbeiter zuwies. Die Regierung schuf den Handel, indem sie Handelsgesellschaften zu gründen befahl. Die Regierung bestimmte die Befugnisse der Kirche und den Umfang des Wissens der Unterthanen. Ja, aus Mißverständnis oder Unkenntnis führte man oft Dinge ein, die in das Ganze nicht hineinpaßten, weil sie nicht organisch aus sich selbst herauswuchsen oder kein Bedürfnis darnach bestand. So geartet waren manche Reformen Peters oder Katharinens, z. B. die Schaffung von Ständen in Rußland nach westeuropäischem Muster. Man stand hier eben nicht auf der Höhe des dort inzwischen fortgeschrittnen Wissens. Manche andern Einführungen erwiesen sich ebenfalls als tote Formen, die wieder aufgehoben werden mußten. Aus dem Schoße der russischen Gesellschaft selbst aber ist verschwindend wenig hervorgegangen. Verglichen z. B. mit dem englischen Unterthan ist der russische durchschnittlich bedeutend minderwertig: ohne seine Regierung ist er noch immer sozusagen minderjährig.

Dazu kommt die finanzielle Seite des Staatslebens. Die Kriege erforderten Geld; deshalb war die zweite Hauptaufgabe des Staats die Aufbringung der erforderlichen Mittel. Auch hierin forderte er von den Unterthanen alles und sorgte ausschließlich für die Staatskasse, nicht aber auch für die allgemeine Volkswirtschaft. Zu der Erkenntnis, daß der Staat nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben verpflichtet ist, indem er neue Einnahmequellen erschließen sollte, kam man dort erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Wie drückend die Steuerschraube war, erhellt daraus, daß das Volk massenhaft die Scholle verließ, und daß die Regierung gezwungen war, eine Zwangsorganisation der Zahler ins Leben zu rufen (vgl. oben, S. 572). Daß dabei die staatlichen Behörden großen Mißbrauch trieben, ist ohne weiteres klar.

So waren die Stärke des russischen Staats, seine politische Unabhängigkeit und seine Eroberungen mit der Vernichtung der persönlichen Freiheit und des Volkswohlstands erkauft. Das russische Volk blieb trotz ungeheuern Ländererwerbs schrecklich arm und kommt noch heute aus der Hungersnot kaum heraus.

Ohne riesige Anstrengungen und große Opfer hätte sich das russische Volk aber auch nicht behaupten können, nicht etwa, weil es mit mächtigen Feinden und einer rauhen Natur zu kämpfen hatte, sondern weil von Anfang an die Aufgabe seine gewöhnlichen Kräfte meist weit überstieg. Denken wir uns ein verhältnismäßig kleines Volk, eine ungeheure Ebene dünn bewohnend: sie auf einer unermeßlichen Linie zu verteidigen, waren eben außergewöhnliche Mühen notwendig. Und in seiner ganzen Entwicklung hat Rußland das Los gehabt, sich Fragen gegenübergestellt zu sehn, die zu lösen es kaum fähig war; von Ereignissen, die seiner innern Entfaltung vorauseilten, wurde es fast immer in einem Augenblick überrascht, wo es kaum seine Kräfte zusammenfassen konnte. Die grenzenlose Ebene zwang aber das russische Volk im Interesse der eignen Sicherheit, stets weitere Eroberungen zu machen (vgl. Bd. II, S. 216 und 218) und hat das Volk niemals zur Ruhe kommen lassen. Der russische Angriff in Asien von gestern war, weil Rußland kein Meer im Süden besitzt, eigentlich bloß eine Verteidigung: es kämpfte dort fast um Sein oder Nichtsein.

In diesem vielhundertjährigen Kampfe mußte sich Rußland aufreiben und zu den bereits erwähnten Opfern noch ein größeres bringen: in der Kultur stark zurückbleiben. Das an Barbarei und Finsternis gewöhnte Volk in der Kultur vorwärts zu bringen, hatte schwere Arbeit gekostet. Aber diese Kultur war nur auf der Grundlage einer fortschreitenden Bewirtschaftung Rußlands erreichbar. Und da stand das Russentum wieder vor einer Aufgabe, der es nicht annähernd gewachsen war. Zur gründlichen Wirtschaft ist eine gewisse Dichte der Bevölkerung notwendig — das russische Volk, wenn es auch einige Millionen zählte, verschwand in seinem ungeheuern Lande. Das russische Volk, von der Uferlosigkeit seiner Ebene wirtschaftlich erdrückt, trieb lange Zeit Raubbau, einfach weil es für eine bessere Wirtschaftsweise seiner Zahl nach zu schwach war. Dasselbe war der Fall mit den Verkehrsmitteln, die zur kulturellen Entwicklung unbedingt notwendig sind. Die Bodennatur hat also in erster Linie das kulturelle Zurückbleiben des russischen Volks verschuldet.

b) Die russische Kulturfeindschaft.

Aber ein Teil der Schuld fällt auf das Volk selbst oder richtiger auf seine Regierung. Es ist richtig: das Leben floß hier unter so harten Bedingungen dahin, daß das Volk im ewigen Kampfe mit wilden Stämmen verwildern mußte. Aber der Fehler lag darin, daß man sich an die Unkultur gewöhnte, sie zur Nationaleigenschaft stempelte und den Wert der Kultur nicht mehr zu schätzen wußte. Statt das durch den Zwang der Verhältnisse Versäumte mit aller Kraft nachzuholen, Schulen zu gründen und in kulturellen Wettbewerb mit Westeuropa zu treten, begnügte sich und begnügt sich die russische Regierung mit der bloßen Einfuhr westeuropäischer Kultur für den Hausgebrauch. Für ein Riesenreich von 22½ Millionen qkm mit 130 Millionen Einwohnern müssen 10 Universitäten und kaum 200 Gymnasien genügen (vgl. Bd. VIII, S. 493 f.), während Deutschland neben 460 Gymnasien allein 21, die Schweiz 7, Österreich 8 blühende Universitäten haben. Ganze Provinzen, größer als so mancher Staat in Westeuropa, haben dort keine Kulturmittelpunkte. Während in den gemischtsprachigen Ländern Europas die Völker um jede Volks- und Mittelschule hadern, die eins dem andern aus Neid, weil es deren

Wert kennt, mißgönnt, will Rußland, das hundert Hochschulen errichten sollte, für sich selbst nichts thun und hält sein Volk absichtlich in Unwissenheit, als ob diese für den Bestand des Reichs notwendig wäre. Aber schon am 17. Juli 1866 hat Oskar Peschel (im „Ausland") das geflügelte Wort geschaffen, „daß selbst der Volksunterricht die Entscheidung der Kriege herbeiführe, ... daß, wenn die Preußen die Österreicher schlugen, es ein Sieg der preußischen Schulmeister über die österreichischen Schulmeister gewesen sei". Die Völker beugen sich auf die Dauer nicht vor der Faust, mag sie auch eisern sein, sondern vor der höhern Kultur. Doch das russische Volk wird von kulturell höher stehenden Einwanderern in seinem eignen Lande verachtet. Die Russen, die ins Ausland gehn, kommen nicht gern wieder zurück, weil sie besseres Leben gekostet haben. Als Boris Godunow junge Leute zum Studium nach dem Westen schickte, kam keiner wieder. Und wie war es mit Michael W. Lomonossow? Derartiges wiederholte sich später oft. Diese Unzufriedenheit des eignen Volks bildet eine große Gefahr für die Zukunft: das Stück russischen Staats, das etwa nach einer Niederlage abgetrennt würde, wäre bald entnationalisiert. Weil der Russe knechtisch die Befehle seiner Regierung zu befolgen gewöhnt ist, würde er sich rasch auch andern Befehlen fügen. Kultur dagegen hebt das Selbstbewußtsein. „Jeder sei", sagt Goethe, „auf seine Art ein Grieche; aber er sei es." Wäre Rußland im 16. Jahrhundert, als es Sibirien zu erobern begann, kultiviert gewesen, so gäbe es kein England in Asien. Gerade kulturfreundliche Herrscher wie Peter oder Katharina haben die größten politischen Erfolge erzielt.

Und so steht Rußland aller menschlichen Voraussicht nach *am Ende seiner Errungenschaften in Asien*. Solange es mit noch niedriger stehenden Völkern zu thun hatte, konnte es leicht das Übergewicht behaupten — von dem kultivierten Japan ist es, was nur Laien überraschen konnte, zu Land und zu Wasser besiegt worden. Seine Feinde kämpfen nicht bloß mit Kanonen, sondern auch mit Waffen der Kultur: immer ist eine Volksschule mehr wert als eine Batterie, eine Hochschule wertvoller als eine Brigade. Schließlich bildet die Unwissenheit der niedern russischen Volksschichten die beste Waffe für fremde Sendlinge, die das Volk leicht irreführen und aufhetzen können. Im Westen Europas verlieh man Schulen zur Belohnung: die niederländische Regierung gab im Freiheitskampfe gegen Spanien 1575 der heldenmütigen Stadt Leiden eine Universität; dasselbe that Preußen kurz vor den Freiheitskämpfen mit Berlin. Nicht genug damit. Rußland droht eine Entnationalisierung im eignen Lande. Die ewige Abhängigkeit von der fremden Kultur hat es mit sich gebracht, daß eine Unzahl fremder Begriffe und Worte lebendig herübergenommen worden sind. Ist nicht ganz ähnlich die östliche Hälfte des römischen Kaiserreichs in aller Stille gräzisiert worden? Jetzt dringt z. B. die deutsche Sprache auf dem Balkan und in Rußland mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts.

Kultur ist Wohlstand. Das russische Volk ist und war immer *arm*, weil es *unwissend* war. Die Wirtschaft in Rußland war und ist mit geringen Ausnahmen Raubbau; wo Besseres geschah, ist das nur ein sehr bescheidner Anfang. Der russische Boden wird so ausgesogen, daß das russische Getreide mit dem ausländischen auf dem Weltmarkt nur schwer in Wettbewerb treten kann, weil es immer mehr an Wert verliert. Der russische Bauer pflegt noch die alte Dreifelderwirtschaft. Der minderwertige russische Kolonist könnte sich ohne die Unterstützung seiner Regierung nicht behaupten. Der Fischreichtum der russischen Gewässer, der Tierreichtum der russischen Gehölze ist dahin, wenigstens für den Durchschnittsrussen. Eingewanderte beuten die Ströme und die Wälder aus, um nur sich zu bereichern. Der Kaukasus war reich an wertvollen Holzarten. Da waren: die Eibe (Taxus baccata) von schönem rötlichen Holze, das weder fault noch dem Wurmstich ausgesetzt ist; der Ahorn (Acer pseudoplatanus), dessen Holz sich

schön polieren läßt; die Nordmannstanne oder kaukasische Palme (Buxus sempervirens), besser als der persische Buchsbaum; der Nußbaum (Juglans regia) und andre Hölzer. Der Handel jedoch mit diesen Werten liegt in den Händen von Fremden. Alles geht nach Marseille, London, Liverpool, Paris. Der bedeutendste Platz für russische Rauchwaren ist Leipzig. Rußlands Boden birgt noch immer große Schätze — man versteht sie nur nicht zu heben.

Die russischen Industriellen sowohl wie die Kaufleute können mit den westeuropäischen nicht ernsthaft in Wettbewerb treten, weil sie keine genügende Vorbildung besitzen. Sie können sich nur durch den Schutz halten, den ihnen die Regierung angedeihen läßt, während die englischen, deutschen, französischen Handelsleute und Industriellen Pioniere sind, die ihrem Vaterlande ganze Länder erobern. Russisches Geld wandert leicht über die Grenze, weil man fast alles im Auslande kaufen muß, während die deutsche Industrie allein für Chemikalien Milliarden vom Auslande gewinnt. Der Boden Skandinaviens ist gewiß ärmer als der Rußlands, und doch findet sich dort Wohlstand. Früh schon schritt der germanische Norden im Schulwesen voran. Ripen, eine Stadt mit wenigen Tausend Einwohnern, hatte Anfang des 16. Jahrhunderts 700 Scolaren, deren Mehrheit von Almosen lebte, das kleine Roskilde 900; ähnlich stand es mit Kopenhagen und andern dänischen Städten. In einem Jahrhundert ist Nordamerika in jeder Beziehung weiter gekommen als Rußland in dreien, weil jenes, freilich unter günstigern Umständen, in erster Linie auf Ausbreitung von Kultur Gewicht legte. Deutschland hat nach den Freiheitskämpfen in edlem Ehrgeize sich die Aufgabe gestellt, einen dreifachen Vorrang zu erstreben: den der Wissenschaften, der Waffen und der Finanzen. Rußland braucht dringend noch einen Peter den Großen, der es mit Gewalt der Finsternis entreißen möchte. Es hätte große Männer genug und wartet nur auf einen, der wie Moses mit einem Zauberschlage den reichen Quell dem Felsen entlocken möchte. Das kleine Volk der Altgriechen hat mit seiner Kultur einst die Welt erobert und sich überall Freunde erworben; selbst das Herrenvolk der Römer beugte sich vor seinem Geiste. Rußland besitzt wegen seiner Kulturfeindschaft manchen erbitterten Gegner. Die Welt kann heuzutage nur kulturfreundliche Völker leiden und dulden. Man erwartet von einem großen Volke vor allem kulturelle Arbeit. Westeuropa möchte endlich einmal von Rußland etwas lernen. Kriegerische und politische Eroberungen allein bringen kein Heil. Daher sind sie den ungeheuern Betrag an Opfern, den das russische Volk dafür hat bringen müssen, schwerlich wert gewesen.

Register.

Aachen 62 f.
Aali, s. Ali.
Aaron, Erzbischof 464.
— von der Moldau 353. 362.
Aaschik Pascha 122. 124.
Aba, ungarische Familie 398.
— Samuel 372.
Abah, Armenier 210.
Abalos, Insel 13.
Abasa, Pascha 157.
Abbas I., Schah 200.
Abchasen, s. Ap'chazen.
Abd er-rahman ibn-Chaldun 57.
— ul-Asis 184.
— ul-Hamid I. 167.
— — II. 190.
— ul-Kerim 190.
— ul-Medjid 178. 180. 364.
— ur-rahman III. (Cordova) 57.
Aberglaube 65. 68. 444.
Ablaßbriefe 253.
Abodriten 325. 427. 460.
Abowian, Armenier 202. 204.
Abraham, Bischof 204.
Absolutismus 578. 580. 591.
Abū 'Abdallāh al-Gaihānī 432.
— Hāmid a. Granada 432.
— Simbel 4. 7.
Abukir (1799) 168.
Acciajuoli, Antonio 130.
— Chiara 141.
— Franco II. 135. 141.
— Nerio I. 129.
— — II. 133 f.
Acer pseudoplatanus 595.
Achaiischer Bund 22 f.
Achaimeniden 6. 10.
Achalkalaki, Festung 586.
Achal-Tekke-Turkmenen 590.
Achalzich 586.
Achilles Tatios 17.
Achilleus 20.
Achrida 83. 86 f.
Acinganorum feudum 409.
Ackergesetz Leons III. 66.
Adalbert von Prag 234. 242. 462. 464. 471.
Adam von Bremen 419. 437. 448.
Adaschew, Alex. 509 f.
Adel 455. 467. 473 f. 477. 496.
— böhm.-mährischer 263. 265.
Adel, deutscher 577; s. auch Orden.
— polnischer, s. Polen.
— russischer, s. Rußl., Bojaren.
Aden 589.
Adjem Oglan 121.
Adrian, Patriarch v. Moskau 566.
Adrianopel 95. 126. 325. 333. 341. 586 f.
— Friede 175. 302. 356. 363.
— Schlachten 33. 101.
Aëtios aus Amida 53.
— Minister Irenes 73.
Aëtius, Flavius 317 f.
Agamedes (Elis) 7.
Agareni 369.
Agathias, Dichter 45.
Agathon, Papst 61.
— Effendi 190.
Agathyrsen 418.
Agelaos, Naupaktier 22.
Aghassi, Armenier 210.
Aegidius, der heilige 468.
Agis, König 22.
Aglaïdas, Scholastikos 53.
Agnes von Frankreich 49.
Agopos Tschukurian 205.
Agram 295. 307.
Ägypten 4. 7. 15.
Ägypter 7. 64. 587.
Ahmed I. 157.
— II. 162.
— III. 163. 165.
— Chan 504.
— Midhat Effendi 189.
— Pascha 145; s. auch Bonneval.
— Prinz 162.
— Riza, Jungtürke 190.
Ahorn 595.
Aibuden 13.
Aidin 111. 130.
Aigina 6. 27.
Ainali Kawak 584.
Aiolische Bevölkerung 8.
Aischylos 12.
Aitolien 24. 27.
Aitolischer Bund 22 f.
Akakios, Patriarch 34.
Akarnanien 8.
Akat(z)iren 317. 368.
Akesines 10.
Akkerman 146. 174. 356. 359. 541.
Akkerman, Vertrag 586.
Akominatos, Mich. 96.
Akova 103.
Akragas 4.
Akrokorinthos 27.
Aksakow, Iwan S. 580.
Akyndinos, s. Gregorios.
al-Achtal, Schriftsteller 271.
Aladro Kastriota 222.
Alâ ed-dîn, Br. Urchans 111. 114. 121—123.
— Kai Qobâd 120. 124.
Alanen 33. 59. 316. 321. 323. 370. 419. 441. 455.
Alarich 28. 35.
— II. 37.
Alarodier 197.
Alazonen 418.
al-Balchī, s. Istachrī.
Albanesen 93. 166. 215—222. 410.
— Liga 193.
— Litteratur 217.
— Religion 216. 220.
— Sprache 218. 348.
— Wanderung 216. 219.
Albanien 141. 144. 215 ff. 291.
— nördl. 220. 278.
Albanopolis 219.
Alberich, Senator 85.
Albigenser 332.
Albrecht I., Kaiser 243 f.
— II. 256. 258. 376.
— der Bär 467.
— von Bayern 258.
— Achilles von Brand. 260.
— III. von Österreich 248. 250.
— VI. von Österreich 259. 391.
— I. von Preußen 520—522.
— II. Friedrich v. Preußen 520.
— (III.) von Sachsen 259.
al-Bulgârin, Fürst 460.
Albea, Bojare 351.
al Djinahat 113.
Albona v. Lit. 475. 483. 487.
Aleksandrowskaja Sloboda 510 f.
Aleman (Patras) 101.
Alemannen 33.
Alembert, J. d' 570.
Aleppo 56. 85.
Alessio 144. 221.
Alexander, Basarabs Sohn 349.

Alexander von Bulgarien 193. 345.
— von Byzanz 82. 84. 328.
— von Epeiros 18.
— Farneſe, ſ. Farneſe.
— der Große 9 f. 12. 20. (353).
— der Gute 357.
— III. und IV. von der Moldau 361.
— VII. v. d. Moldau 362.
— III., Papſt 94. 470. 479.
— VI. 145 f.
— I. von Polen 142. 499—501. 516.
— I. v. Rußland 169. 302. 423. 556. 574. 576—578. 585 f.
— II. von Rußland 190. 366. 572. 578. 588.
— III. von Rußland 580.
— I. (Obr.) von Serbien 193. 303.
— (Petr.) von Serbien 179. 303.
— von Württemberg 164.
— Johann I. 183. 356. 364.
— Newſkij 457. 501.
— Olechno von der Moldau 359.
Alexandersarkophag 26.
Alexanderſchlacht, Moſaik 26.
Alexandra von Litauen 488.
Alexandreia eschate 19.
Alexandrien 10. 14 f. 24. 57.
Alexandros (Paris) 7.
Alexandrowo (bei Moskau) 510 f.
Alexej, Mich. 515. 544 f. 547. 549. 558 f.
— Petrowitſch 566. 576. 583.
Alexinatz, Schlacht 190.
Alexios I. von Byzanz 98. 332.
— II. 94.
— III. 95 f. 101. 105. 333.
— IV. 96 f.
— V. Murzuphlos 97. 101.
— Komnenos 49. 90. 101.
— Palaiologos, ſ. Palaiologos.
Alf, Litauer 484.
Alfonſo von Neapel 133. 135. 139.
— von Portugal 139.
Alfred d. Gr. 53. 431.
Algier 147. 150.
Ali Bey 167.
— von Edeſſa 50.
— Kamurdjitſch 164.
— Paſcha (1444) 221.
— (Aali) Großwezir 184. 187. 190.
— — von Janina 172 f. 220.
— Suavi 188. 192.
— Tſchorli 164.
— Veiſſi (i-Waſi) 152.
Alice, Gem. Bohemunds II. 93.
Alikaſadala 18.
Aliſchan, Leonces (Arm.) 201.
Aelius Aurelius Commodus 28.
Alkaios 4. 8.
Alkibiades 20. 95.
Alkuin 72.
Almog ueina (Araber) 57.
Almos von Kroatien 373.
Almus, ſ. Salmuty.
Almyß, Bulgare 432.
Alp bagatur, bulgariſcher Feldherr 328.
— -Iłut'ver von Warač'an 320.
Alpen 225.
Alphabet, albaneſ. 218.
— altaramäiſches 4.
— altgriechiſches 4.
— armeniſches 58. 198.
— glagolitiſches 77.
— kyrilliſches 77.
— rumäniſches 356.
— ſidoniſch-phönikiſches 4.
Altai 46.
Altbulgarien, ſ. Bulgarien, altes.
Altenburg (Ungarn) 391. 396.
— Dietr. von, Hochmeiſter 483.
Altgriechenland, ſ. Griechenland.
Alt-Ladoga 427.
Altranſtädt, Friede (1706) 553.
Altruſſen, ſ. Rußland.
Altziagiren 323. 348.
alus (Bier) 431.
Aluſtan, Weſtbulgare 49. 331.
Alvincz 380. 402.
Alyattes 5.
Aljeco, ital. Bulgare 322.
Amadeo VI. von Savoyen 127.
Amadeus, Palatin 398.
Amalfi 67. 98.
Amandus von Utrecht 280.
Amaſia 150 f.
Amaſis 4. 7.
Amatus von Monte Caſſino 98.
Amazonen 419.
Ambroſius von Mail. 34. 62.
Ameiſen, goldgrabende 16.
Amerika 549. 557. 563.
Amicis, Edm. de 165.
Amiras, armen. Notabeln 202.
Ammacdera (Nordafrika) 42.
Ammon (Kyrene) 4.
Amoiruţis, Georg 141.
Amorion (838) 75.
Amphipolis 12.
Amphiſſa 129.
Amſelfeld (1389) 128. 289 f. 341.
— (1448) 134. 351. 402.
Amtekina 18.
Amtihoga 18.
Amu Darja 590.
Anabaſis Xenophons 11.
Anagai, Utigure 320.
Anagaſtus, magister militum 320.
Anagnaſtopulos, Panag. 170.
Anapa (Schw. Meer) 586.
Anaſtaſia, Gemahlin Iwans IV. 508—510. 514.
Anaſtaſios I. Dikoros 36. 60. 271.
— II. 65.
— Patriarch 69.
Anaſtaſios, ſyriſcher Theolog 53.
Anatoliſche Eiſenbahnen 194.
Anchialos 325.
Andaj, lit. Gottheit 430.
Andalus Tarichi (Zia Bey) 188.
Andravida 103.
Andreanum (1224) 401.
Andreas von Neapel 375.
— Palaiologos 142.
— I. von Ungarn 372.
— II. von Ungarn 296. 373 f. 400. 452. 481. [401.
— III. von Ungarn 374 f. 394 f.
Andrej Alexandrowitſch 502.
— Bogolubskij 454.
— Iwanowitſch 508.
Andronikos I. 49. 95.
— II. 106. 338 f.
— III. 106. 111. 287. 339 f.
— IV. 108. 125—127.
— Palaiologos 105.
Androſthenes von Thaſos 10.
Andruſſow (Friede 1667) 515. 550.
Aeneas Sylvius, ſ. Pius II.
Anemas, Emir 50.
Angelos, Andronikos 96.
— Komnenos, Fam. 106. 219. 337.
— — Demetrios 104. 337.
— — Johannes II. 107. 337.
— — Manuel 96. 336.
— — Michael I. 337.
— — — II. 105. 337.
— — Nikephoros I. 337.
— — — II. 219.
— — Theodor 336 f.
Ange-Pat'äi (mordw. Göttin) 372.
Angilbert, Dichter 62.
Angora 151.
— Schlacht (1402) 130. 290.
Anhalt-Zerbſt 570.
Ani, Stadt 89. 199.
Anjou, Haus 295.
Ankyron 144.
Anna Dalaſſena 49.
— Gemahlin Ferdinands I. 391. 517.
— G. Heinrichs v. Kärnten 244.
— G. Heinrichs I. von Frankreich 448.
— G. Karls IV. v. Deutſchl. 247.
— G. Michaels von Bdyn 287 f. 335. 339.
— 1. Gemahlin Sigmunds III. von Polen 534.
— G. Theodors I. Laskaris 96.
— G. Wladimirs (um 1000) 443. 447. 506.
— Iwanowna 548. 564. 568 bis 571. 582.
— Komnena 49. 91. 93.
— Leopoldowna von Braunſchweig, Regentin 568.
— Petrowna von Holſtein 568 570.
Annius Verus (M. Aurel) 29. 228.

annuli (dor. Säule) 7.
Anten 269. 323. 348.
Anthemios von Tralles 43.
Anthusa, To. Konstantinos' V. 71.
Antigonos Diadoche 18. 21.
— Doson 22.
— Gonatas 22.
— Monophthalmos 6.
Antiocheia am Mäander 104.
— am Orontes 15. 91. 93. 534.
Antiochos, Diadoche 18.
— III. 23.
Antitrinitarier 524.
Antonianer (Arm.) 205.
Antonio, Legat (1472) 504.
— de Solario, Maler 413.
— Pietro 506.
Antonius, heiliger 205.
Antranik, Armenier 212.
apadâna 6.
Apasi, Michael 383.
— — II. 384.
Apatin (Bács) 405.
Ap'chazen 589.
Apelles 26.
Aphrodite 4.
Apokaukos, Alexios 106.
Apokleten, aitol. Beamte 22.
Apollon 4. 6. 16.
— der Branchide 5—7.
— von Cumae 5.
— auf Delos 6.
Apomoira (Steuer) 15.
Apor, s. Ladislaus (Woiwode).
Aquileja (452.) 319.
— Patriarchat 280.
Araber 10. 12. 52. 64 f. 83 f. 88. 147. 418. 433. 548.
— byzantinisch beeinflußt 55 f.
Ara Ditis 19.
Araktschejew, Graf Alexej 577.
Aramian, Verein 201.
Ararat 197.
Aratos, Strateg 22.
Arbanassi 215.
Arbeni (Arberi), Landschaft 219.
Arbogast, Franke 35.
Archaische Schicht 421.
Archangelsk 560.
Archias von Pella 10.
Archimedes von Syrakus 24.
Arbaburios, Gote 36.
Arbachan (Kaukasien) 191.
Arbarich, Gepide 319.
Arges 350. 354.
Argimp(p)aier 419.
Argos 28.
Arguthianz, Erzbischof 202 f.
Argyle, Herzog Georg von 208.
Argyropulos, Romanos 88.
Ariadne, Gem. Kaiser Zenons 36.
Arianer 524.
Arianites Komnenos 221.
Arier 434.
Arimphaei 419.
Aristarchos von Samos 24.
Aristeas von Prokonnesos 46. 83.
Aristokratie, s. Adel.
Aristoteles 10. 14.
Aristoxenos 26.
Arkadien 24.
Arkadios 33.
Armenien 29. 85. 87. 104. 196 ff.
— Verhältnis zu England 208.
— — zu Rußland 202 f.
Armenier 49. 88 f. 93. 138. 194.
— Aufstände 209. [357.
— byzantinische Einflüsse 57.
— Christentum 58. 198.
— in Konstantinopel 205. 211.
— in Persien 200.
— Litteratur 58. 198 ff. 202. 204.
— Protestantismus 206.
— Sprache 59. 197.
— unierte 179. 204 f.
— Ursprung 197.
— Verbreitung 198.
Armenische Frage 207.
Arnaut 215.
Arno, Bischof von Salzburg 280.
Arnold, Abt von Lübeck 479.
Arnulf, Kaiser 232.
Árpád 84. 369.
Árpáden 323. 374. 376. 466.
Arrian 8.
Arsafios, Byzantiner 73.
Arsakiden 52.
Arsenios, gel. Grieche 558.
Arsinoë, Ptolemaierin 15.
Arslan Bei 221.
Arta 220. 337.
Artavasdes (-os; † 743) 49. 71.
Artemis 16.
Artillerie 166. 490. 557.
Artsruni, Krikor 204.
Arvanitis 215.
Ascham, Roger 150.
Aschdjibaschi 121.
Aschugen (arm. Volkssänger) 209.
Äschylus, s. Aischylos.
Aseniden, Stammbaum 335.
Aserbeidjan 203.
Asien 425. 549. 563. 586. 588.
— Einfluß 459. [594 f.
— nordöstl. 590.
Askalon 16.
Asklepios 19.
Asoka 17.
Asot 85.
Asow 164. 515. 549. 560. 562. 565. 581. 584.
Asowsches Meer 323. 548. 455.
Aspar, Gote 36. [560. 580.
Asparuch, s. Isperich.
Assarhaddon 4.
Association anglo-arménienne
Assurbanipal 4. [210.
Astarte 4. 16.
Asterabad 562. 589.
Asterios von Amasia 30.
Astrachan 424. 432. 504. 506. 509. 559. 580. 589; s. auch Sarai.
Astronomie 10. 577.
Atargatis, Fischgöttin 16.
Atelkuzu 83. 91. 369.
Athanarich, Westgote 316.
Athanasios vom Athos 86.
Athen 9. 20 f. 88. 96. 102. 129. 141.
— Bauten 21.
— Belagerung (1687) 162.
— Hochschule 27.
Athena (-ne) 4.
Athinganer 406 f.
Äthiopien 7.
Athopakal (Zigeuner) 409.
Athos 7. 86. 107. 482. 506.
Ätna 7.
Atrani 98.
Atrimpos, lit. Gottheit 430.
Attalos von Pergamon 26.
Attentate 580.
Attila 35. 229. 316 ff.
Attische Sprache 24.
Attorozi (Aturezani) 427.
Aubusson, Pierre d' 144.
Augeias von Elis 7.
Augsburg, Reichstag (1518) 147.
August I. von Polen, s. Sigm. II. August.
— II. von Polen, s. Friedrich August I. von Sachsen.
— III. von Polen, s. Friedrich August II. von Sachsen.
Augustus, Kaiser, s. Julius.
Auni (Mohammed II.) 144.
Aurelian, Kaiser, s. Domitius.
Ausgleich (1867) 404.
Außen-Bulgarien 323.
Austerlitz (1805) 585.
Awaren 46—48. 64. 229. 271. 274. 276. 309. 320. 323. 348. 367. 436.
Awatâra 53.
Axum 43.
Ayazinu (Phrygien) 6.
Ayub (Ejjub) 144.
Azow, s. Asow.

Baalbek 62.
Babken, Katholikos 198.
Babylon 4. 10. 14. 19.
Bachtschissarai, Friede 581.
Backnang 407.
Bacon, Francis 160.
Bács 306. 405.
Baden, Bad 536.
Badowskij, Johann 539.
Bagai (Numidien) 42.
Bäg-Bajan, Bulgare 321.
Bagdad 150. 458.
Bagioulos (Bailo) 96.
Bagratiden 199.
Bagration, Peter J. 170.
Bagratuni, Arsen 201.
Baia, Fürstentum 349. 357.
Baierdorf (Siebenbürgen) 400.
Baikalsee 590.

Alexander von Bulgarien 193. 345.
— von Byzanz 82. 84. 328.
— von Epeiros 18.
— Farneſe, ſ. Farneſe.
— der Große 9 f. 12. 20. (353).
— der Gute 357.
— III. und IV. von der Moldau 361.
— VII. v. d. Moldau 362.
— III., Papſt 94. 470. 479.
— VI. 145 f.
— I. von Polen 142. 499—501. 516.
— I. v. Rußland 169. 302. 423. 556. 574. 576—578. 585 f.
— II. von Rußland 190. 366. 572. 578. 588.
— III. von Rußland 580.
— I. (Obr.) von Serbien 193. 303.
— (Petr.) von Serbien 179. 303.
— von Württemberg 164.
— Johann I. 183. 356. 364.
— Newſkij 457. 501.
— Olechno von der Moldau 359.
Alexandersarkophag 26.
Alexanderſchlacht, Moſaik 26.
Alexandra von Litauen 488.
Alexandreia eschate 19.
Alexandrien 10. 14 f. 24. 57.
Alexandros (Paris) 7.
Alexandrowo (bei Moskau) 510 f.
Alexej, Mich. 515. 544 f. 547. 549. 558 f.
— Petrowitſch 566. 576. 583.
Alexinatz, Schlacht 190.
Alexios I. von Byzanz 98. 332.
— II. 94.
— III. 95 f. 101. 105. 333.
— IV. 96 f.
— V. Murzuphlos 97. 101.
— Komnenos 49. 90. 101.
— Palaiologos, ſ. Palaiologos.
Alf, Litauer 484.
Alfonſo von Neapel 133. 135. 139.
— von Portugal 139.
Alfred d. Gr. 53. 431.
Algier 147. 150.
Ali Bey 167.
— von Edeſſa 50.
— Kamurdjitſch 164.
— Paſcha (1444) 221.
— (Aali) Großwezir 184. 187. 190.
— — von Janina 172 f. 220.
— Suavi 188. 192.
— Tſchorli 164.
— Veiſſi (i-Waſi) 152.
Alice, Gem. Bohemunds II. 93.
Alikaſadala 18.
Aliſchan, Leonces (Arm.) 201.
Aelius Aurelius Commodus 28.
Alkaios 4. 8.
Alkibiades 20. 95.
Alkuin 72.
Almoq ueina (Araber) 57.
Almos von Kroatien 373.
Almus, ſ. Salmuty.
Almyš, Bulgare 432.
Alp bagatur, bulgariſcher Feldherr 328.
— Ilut'ver von Warač'an 320.
Alpen 225.
Alphabet, albaneſ. 218.
— altaramäiſches 4.
— altgriechiſches 4.
— armeniſches 58. 198.
— glagolitiſches 77.
— kyrilliſches 77.
— rumäniſches 356.
— ſidoniſch-phöniſches 4.
Altai 46.
Altbulgarien, ſ. Bulgarien, altes.
Altenburg (Ungarn) 391. 396.
— Dietr. von, Hochmeiſter 483.
Altgriechenland, ſ. Griechenland.
Alt-Ladoga 427.
Altranſtädt, Friede (1706) 553.
Altruſſen, ſ. Rußland.
Altziagiren 323. 348.
alus (Bier) 431.
Alufian, Weſtbulgare 49. 331.
Alvincz 380. 402.
Alyattes 5.
Alzeco, ital. Bulgare 322.
Amadeo VI. von Savoyen 127.
Amadeus, Palatin 398.
Amalfi 67. 98.
Amandus von Utrecht 280.
Amaſia 150 f.
Amaſis 4. 7.
Amatus von Monte Caſſino 98.
Amazonen 419.
Ambroſius von Mail. 34. 62.
Ameiſen, goldgrabende 16.
Amerika 549. 557. 563.
Amicis, Edm. de 165.
Amiras, armen. Notabeln 202.
Ammaedera (Nordafrika) 42.
Ammon (Kyrene) 4.
Amoirutzis, Georg 141.
Amorion (838) 75.
Amphipolis 12.
Amphiſſa 129.
Amſelfeld (1389) 128. 289 f. 341.
— (1448) 134. 351. 402.
Amtekina 18.
Amtiyoga 18.
Amu Darja 590.
Anabaſis Xenophons 11.
Anagai, Utigure 320.
Anagaſtus, magister militum 320.
Anagnaſtopulos, Panag. 170.
Anapa (Schw. Meer) 586.
Anaſtaſia, Gemahlin Iwans IV. 508—510. 514.
Anaſtaſios I. Dikoros 36. 60. 271.
— II. 65.
— Patriarch 60.
Anaſtaſios, ſyriſcher Theolog 53.
Anatoliſche Eiſenbahnen 194.
Anchialos 325.
Andaj, lit. Gottheit 430.
Andalus Tarichi (Zia Bey) 188.
Andravida 103.
Andreanum (1224) 401.
Andreas von Neapel 375.
— Palaiologos 142.
— I. von Ungarn 372.
— II. von Ungarn 296. 373 f. 400. 452. 481. [401.
— III. von Ungarn 374 f. 394 f.
Andrej Alexandrowitſch 502.
— Bogolubskij 454.
— Iwanowitſch 508.
Andronikos I. 49. 95.
— II. 106. 338 f.
— III. 106. 111. 287. 339 f.
— IV. 108. 125—127.
— Palaiologos 105.
Androſthenes von Thaſos 10.
Andruſſow (Friede 1667) 515. 550.
Aeneas Sylvius, ſ. Pius II.
Anemas, Emir 50.
Angelos, Andronikos 96.
— Komnenos, Fam. 106. 219. 337.
— — Demetrios 104. 337.
— — Johannes II. 107. 337.
— — Manuel 96. 336.
— — Michael I. 337.
— — — II. 105. 337.
— — Nikephoros I. 337.
— — — II. 219.
— — Theodor 336 f.
Ange-Pak'ai (mordw. Göttin) 372.
Angilbert, Dichter 62.
Angora 151.
— Schlacht (1402) 130. 290.
Anhalt-Zerbſt 570.
Ani, Stadt 89. 199.
Anjou, Haus 295.
Ankyron 144.
Anna Dalaſſena 49.
— Gemahlin Ferdinands I. 391. 517.
— G. Heinrichs v. Kärnten 244.
— G. Heinrichs I. von Frankreich 448.
— G. Karls IV. v. Deutſchl. 247.
— G. Michaels von Bdyn 287 f. 335. 339.
— 1. Gemahlin Sigmunds III. von Polen 534.
— G. Theodors I. Laskaris 96.
— G. Wladimirs (um 1000) 443. 447. 506.
— Iwanowna 548. 564. 568 bis 571. 582.
— Komnena 49. 91. 93.
— Leopoldowna von Braunſchweig, Regentin 568.
— Petrowna von Holſtein 568 570.
Annius Verus (M. Aurel) 29. 228.

annuli (dor. Säule) 7.
Anten 269. 323. 348.
Anthemios von Tralles 43.
Anthusa, To. Konstantinos' V. 71.
Antigonos Diadoche 18. 21.
— Doson 22.
— Gonatas 22.
— Monophthalmos 6.
Antiocheia am Mäander 104.
— am Orontes 15. 91. 93. 534.
Antiochos, Diadoche 18.
— III. 23.
Antitrinitarier 524.
Antonianer (Arm.) 205.
Antonio, Legat (1472) 504.
— de Solario, Maler 413.
— Pietro 506.
Antonius, heiliger 205.
Antranik, Armenier 212.
apadâna 6.
Apasi, Michael 383.
— — II. 384.
Apatin (Bács) 405.
Ap'chazen 589.
Apelles 26.
Aphrodite 4.
Apokaukos, Alexios 106.
Apokleten, aitol. Beamte 22.
Apollon 4. 6. 16.
— der Branchide 5—7.
— von Cumae 5.
— auf Delos 6.
Apomoira (Steuer) 15.
Apor, s. Ladislaus (Woiwode).
Aquileja (452.) 319.
— Patriarchat 280.
Araber 10. 12. 52. 64 f. 83 f. 88. 147. 418. 433. 548.
— byzantinisch beeinflußt 55 f.
Ara Ditis 19.
Araktschejew, Graf Alexej 577.
Aramian, Verein 201.
Ararat 197.
Aratos, Strateg 22.
Arbanassi 215.
Arbeni (Arberi), Landschaft 219.
Arbogast, Franke 35.
Archaische Schicht 421.
Archangelsk 560.
Archias von Pella 10.
Archimedes von Syrakus 24.
Ardaburios, Gote 36.
Ardachan (Kaukasien) 191.
Ardarich, Gepide 319.
Arges 350. 354.
Argimp(p)aier 419.
Argos 28.
Arguthianz, Erzbischof 202 f.
Argyle, Herzog Georg von 208.
Argyropulos, Romanos 88.
Ariadne, Gem. Kaiser Zenons 36.
Arianer 524.
Arianites Komnenos 221.
Arier 434.
Arimphaei 419.
Aristarchos von Samos 24.
Aristeas von Prokonnesos 46. 83.
Aristokratie, s. Adel.
Aristoteles 10. 14.
Aristogenos 26.
Arkadien 24.
Arkadios 33.
Armenien 29. 85. 87. 104. 196 ff.
— Verhältnis zu England 208.
— — zu Rußland 202 f.
Armenier 49. 88 f. 93. 138. 194.
— Aufstände 209. [357.
— byzantinische Einflüsse 57.
— Christentum 58. 198.
— in Konstantinopel 205. 211.
— in Persien 200.
— Litteratur 58. 198 ff. 202. 204.
— Protestantismus 206.
— Sprache 59. 197.
— unierte 179. 204 f.
— Ursprung 197.
— Verbreitung 198.
Armenische Frage 207.
Arnaut 215.
Arno, Bischof von Salzburg 280.
Arnold, Abt von Lübeck 479.
Arnulf, Kaiser 232.
Árpád 84. 369.
Árpáden 323. 374. 376. 466.
Arrian 8.
Arsafios, Byzantiner 73.
Arsakiden 52.
Arsenios, gel. Grieche 558.
Arsinoë, Ptolemaierin 15.
Arslan Bei 221.
Arta 220. 337.
Artavasdes (-os; † 743) 49. 71.
Artemis 16.
Artillerie 166. 490. 557.
Artsruni, Krikor 204.
Arvanitis 215.
Aschan, Roger 150.
Aschdjibaschi 121.
Aschugen (arm. Volkssänger) 209.
Äschylus, s. Aischylos.
Aseniden, Stammbaum 335.
Aserbeidjan 203.
Asien 425. 549. 563. 586. 588.
— Einfluß 459. [594 f.
— nordöstl. 590.
Askalon 16.
Asklepios 19.
Asoka 17.
Asot 85.
Asow 164. 515. 549. 560. 562. 565. 581. 584.
Asowsches Meer 323. 548. 455.
Aspar, Gote 36. [560. 580.
Asparuch, s. Isperich.
Assarhaddon 4.
Association anglo-arménienne
Assurbanipal 4. [210.
Astarte 4. 16.
Asterabad 562. 589.
Asterios von Amasia 30.
Astrachan 424. 432. 504. 506. 509. 559. 580. 589; s. auch Sarai.
Astronomie 10. 577.
Atargatis, Fischgöttin 16.
Atelkuzu 83. 91. 369.
Athanarich, Westgote 316.
Athanasios vom Athos 86.
Athen 9. 20 f. 88. 96. 102. 129. 141.
— Bauten 21.
— Belagerung (1687) 162.
— Hochschule 27.
Athena (-ne) 4.
Athinganer 406 f.
Äthiopien 7.
Athopakal (Zigeuner) 409.
Athos 7. 86. 107. 482. 506.
Ätna 7.
Atrani 98.
Atrimpos, lit. Gottheit 430.
Attalos von Pergamon 26.
Attentate 580.
Attila 35. 229. 316 ff.
Attische Sprache 24.
Attorozi (Aturezani) 427.
Aubusson, Pierre d' 144.
Augeias von Elis 7.
Augsburg, Reichstag (1518) 147.
August I. von Polen, s. Sigm. II. August.
— II. von Polen, s. Friedrich August I. von Sachsen.
— III. von Polen, s. Friedrich August II. von Sachsen.
Augustus, Kaiser, s. Julius.
Auni (Mohammed II.) 144.
Aurelian, Kaiser, s. Domitius.
Ausgleich (1867) 404.
Außen-Bulgarien 323.
Austerlitz (1805) 585.
Awaren 46—48. 64. 229. 271. 274. 276. 309. 320. 323. 348. 367. 436.
Awatâra 53.
Axum 43.
Ayazinu (Phrygien) 6.
Ayub (Ejjub) 144.
Azow, s. Asow.

Baalbek 62.
Babken, Katholikos 198.
Babylon 4. 10. 14. 19.
Bachtschissarai, Friede 581.
Backnang 407.
Bacon, Francis 160.
Bács 306. 405.
Baden, Bad 536.
Badowskij, Johann 539.
Bagai (Numidien) 42.
Bäg-Bajan, Bulgare 321.
Bagdad 150. 458.
Bagioulos (Bailo) 96.
Bagratiden 199.
Bagration, Peter J. 170.
Bagratuni, Arsen 201.
Baia, Fürstentum 349. 357.
Baierdorf (Siebenbürgen) 400.
Baikalsee 590.

Bailo, venez. Statthalter 96. 127.
Baina (Makedonien) 48.
Baisen, Hans von 492.
Baiuneten 48.
Bajan, Bulgare 325.
Bajasid, s. Bayezid.
Baki, Lyriker 152.
Baktrien 18.
Baku 562. 589.
Balaban, Türke 143.
Balamber (-mir), Hunne 316.
Balangar 322. 433.
Balassy, Bal. 382.
Bald, Herm. 481.
Baldimir, s. Malamir.
Balduin I., lat. Kaiser 101 f. 333.
— II. 336.
Balearen 42.
Balibeg, Sohn Malkotschs 360.
Balkan 175. 192. 272. 587.
Balkanhalbinsel 193. 586.
— Bodenverhältnisse 272 f.
— Gräzisierung 110.
— Slawentum 272.
— türkisch 292—294.
Balš, Geschlecht (Monten.) 291.
Balsch, Theodor, Kaimakam 364.
Baltadsi Mohammed 164.
Balta-Liman (Vertrag 1849) 181. 356. 364.
Baltisches Meer, s. Ostsee.
Balzen, alb. Familie 220.
Bamberg 100.
Bâna, ind. Schriftsteller 17.
Banalgrenze 299.
Banat 349.
Banderia Prutenorum 490.
Banianen 10.
Bánk bán 373.
Banus 296. 299.
Bar 539. 554.
Barabasz, Ataman 546.
Βάραγγοι 427. 439.
Baranowicz 544.
Barbara von Cilli 393. 491.
— G. Sigmunds I. v. Polen 516.
Barbarei 594.
Barbaresken 158.
Barbarigo, Agostino 153.
Barbarossa, s. Friedrich I.
— Horuk 150.
Barclay, Achatius 159.
Bardanes (Philippikos) 49.
Bärenthal 414.
Barfus, H. A. von 163.
Bari 98.
— Konzil 91.
Barjatynskij, Alexander J. 589.
Barka, Hochebene 7.
Barlaam von Kalabrien 107. 110.
— und Josaphat 55.
Bars, Komitat 393.
Bartfeld 398 f.
bartnik 435.
Basarab 349. 383; s. auch Konstantin.
— der Ältere (Laiot) 352.
Basarab der J. (Tepelus) 352.
— III. Neagoe 352 f. [359.
Basawluk 539.
Baschkiren 369. 509.
Basel, Kirchenversammlung 257.
Basileiopatoren 84.
Basil(e)ios I. 49. 79—81. 199.
— II. 82. 86 f. 99. 125. 199. 283. 285. 330 f. 442 f.
— von Neokaisareion 84.
— Senatspräsident 85.
Basileus 443.
Basiliken (Recht) 82.
Basilikos, Jak. 361.
Basilios, Bogumile 332.
— Digenis Akritos 50.
Basilius Lupu 354. 362.
Basingstokes, John von 96.
baskak 457—459. 503.
Basken 412.
Bassaraba, s. Basarab.
Bassareus, lyd. Gott 5.
Bassiret, Zeitung 188.
Basta, Georg 354. 381.
Basti, Polowcen-Chan 455.
Báthori, Andreas 381.
— Gabriel 403.
— Siegmund 155. 353 f. 381.
— Stephan 359. 361. 377. 381. 403. 531—533. 540.
Batin (1810) 586.
Batthyány, Ludwig 388.
Batu 456 f.
Baturin 540. 569.
Baudelaire, Ch. 202.
Baukunst 51. 100. 165.
Bavalio, Ser Bolzius de 109.
Bawol bei Krakau 490.
Bayern 277. 371. 584.
Bayerischer Geograph 427.
Bayezid I. 108. 128. 151. 290. 350.
— II. 145. 359.
— Sohn Suleimans II. 123. 151.
Bdyn 341.
Beaconsfield, Lord, s. Disraeli.
Beamte 179. 580.
Beatrix, G. Matthias' Corv. 378.
Beg 433.
Bekri 432.
Béla I. von Ungarn 372.
— II. 285. 373.
— III. 286. 332. 373. 395. 401. 452.
— IV. 84. 241. 296. 336. 349. 374.
— Uros von Rassa 285.
Belaja Wesch, s. Bělaweža.
Bělasitza, Schlacht (1014) 87. 331.
Bělaweža (Sarkel) 433. 441.
Belegezeten 48.
Bělgorod 444.
Belgrad 148. 161. 167. 302. 377. 379. 582.
— Belagerung (1456) 140.
— Fall (1521) 147.
Belgrad, Fall (1716) 164.
— Friede (1739) 165. 385. 582.
Belisar 41. 61.
Bělograd 359.
Bělozero 438.
Bělowersk 427. 505.
Belthandros und Chrisantza 104.
Bematisten 10 f.
Bendeguz, Hunne 316.
Bender 586.
Benedikt XIV. 205.
Benischau (Schlesien) 227.
Benjamin von Tudela 92.
Beöthy, Zoltán 382.
Berat 337.
— Schlacht (1281) 105. 338.
Beregava, Schlacht (759) 325.
Bereke, s. Berkai.
Berendejer 451.
Bereszteczko (Schlacht) 546.
Bereztie (Schwarzrußl.) 484.
Berestow 444.
Beres(z)owski, Ant. 580.
Berg, von, preuß. Offizier 177.
Bergbau 227. 288. 392.
Bergholz, Friedrich Wilhelm von 567.
Bergrumänen 356.
Bergstädte, ungar. 392 ff.
Bering 549.
Berkai 457 f.
Berlin 467.
— Kongreß 192. 207. 345. 588.
— Museum 100.
Bernstein 13. 226.
Beroë 334.
Berowitsch, Georg, Pascha 195.
Bertha von Sulzbach 94.
Berthold von Salzburg 99.
— von Ulfkill 480.
Bertoldo von Este 142.
Beryll 17.
Berytos 54.
Berzeten 48. 273.
Beschik Tasch 150.
Besprim von Polen 463.
Bessarabien 84. 363. 489. 583. 586.
Bessarion, Bas. (Joh.) 110. 132.
Bessen (Wessen) 431. [142 f. 504.
Bessos, Satrap 11.
Bestattung 437.
Besunzani 427.
Bethenici 427.
Bethlen, Gabr. 354. 382. 393. 403.
— Stephan 157.
Bettelbichter 106.
Bezkij (Betzkoi), Iwan 573.
Bezumar (Libanon) 205.
Biarmien 431 f.
Bias 8.
Bibesco, Georg Dem. 180. 356.
Bielskij, Familie 512 f
— Iwan 508.
Bihać (Kroatien) 277.
Bila, Bulgare 323.
Bilacerkow 539.

Bilar, bulgar. Stadt 323.
Bilderstreit 68. 72 f.
Biograd (Zara vecchia) 277.
Biron, Ernst Joh. 568.
Bismarck, O. v. 187.
Bistritz 400.
Bithynien 7. 120. 339.
Bitlis 209.
Bjelo..., s. Bělo...
Blasendorf, Vertrag (1687) 403.
Bleda, Hunne 316 f.
Blemmydes, s. Nikephoros.
Bobrinskij, Familie 568.
Boccaccio 110.
Bochara 455. 590. [403.
Bocskay, Stephan 155. 381. 397.
Bodzanta, Erzb. v. Gnesen 486.
Bogdan v. d. Moldau 349. 356 f.
— II. 358.
— III. Orbul 360.
— IV. 361.
Bogdanien 349. 359.
Bogislaw II. von Stettin 467.
— V. von Pommern 477.
— VIII. von Pommern 491.
Bogoris, Bulgare, s. Boris I.
Bogumil, Pope 329.
Bogumilen 82. 107. 286. 292. 329. 332. 334. 342.
Bohemund I. v. Antiochia 91. 93.
Boguslaw, s. Bogislaw.
— II. und III. 93.
Böhmen 101. 225 ff. 445. 456. 464. 466. 468 ff. 474. 476. 491 f. 516 f.
— Boden 225 f.
— Bürgerstand 263.
— čechisch 256.
— deutsche Kolonisation 240.
— Herzogtum 233.
— Königswürde 240.
— Kreuzzüge 256 f.
— Name 229.
— nationale Bewegung 252.
— religiöse Bewegung 252.
— Vorgeschichte 228 ff.
Böhmerwald 225.
Böhmische Brüder 524.
Bohorič, Adam 311.
Boiohaemum 229.
Boiotien 23. 215.
Bojan, Bulgarenprinz 328.
Bojaren, bulgar. 324. 338.
— galizische 452.
— rumän. 364.
Bojartyn, Iwan, Kosak 543.
Bojer 228 f.
Böjük-dere 157.
Boksu, Bulgare 323.
Boldogasszony 372.
Boleslaw I. v. Böhmen 233. 460 f.
— II. von Böhmen 234. 461.
— III. von Böhmen 234.
— I. der Lange v. Breslau 241. 467. [476. 483.
— Trojdenovicz von Masovien
Boleslaw I. Chabri v. Polen 284. 444 f. 447. 449. 452. 461 bis 465. 467. 470 ff.
— II. v. Polen 449. 464 f. 467. 469.
— III. Krzywousty von Polen 373. 424. 463. 465 ff. 479.
— IV. Pe(n)dzierzawy 238. 466 f.
— V. Wstydliwy 470.
Bolgar (Kama), s. Bulgar.
Bolizza, Mariano 291.
Boljerin 324; s. Bojaren.
Bolko von Schweidnitz-Jauer 247.
Bologna 506. 557.
Bololotnikow 549.
Bonaparte, s. Napoleon I.
Bonifatius, Apostel 432.
— III., Papst 61.
— IX., Papst 490.
— von Thessalonich 101. 334.
Bonfini, Antonio 378.
Bonneval, C. A. Graf 166.
Bór, Benedikt 373.
Bordji-Hallal (Nordafr.) 42.
Boreas 419.
Borecki, Familie 505.
— Jow 542. 544.
Borics, Kolomans Sohn 378.
Boril von Bulgarien, s. Boris II.
Boris I. von Bulgarien 78. 281 f. 326.
— II. 86. 101. 330. 334.
— Prinz von Bulgarien 194.
— von Rostow 447.
— von Rußland, s. Godunow.
Bořiwoi, Böhme (um 875) 233.
— (um 1100) 236.
Borna von Küstenkroatien 284.
Borodawka, Ataman 542.
Borowitza (Schlacht) 543.
Boscha, armen. Zigeuner 409.
Bösing, Grafen 390.
Bosnien 140. 270. 278. 291. 303.
Bosporos 135. 320. 439.
Boterus, Johannes 551.
Botzaris, Markos 173.
Boucicaut, Jean 129.
Boula Lagos, Schlacht (1259) 103.
Braclaw 541.
Bragadino, Marcant. 153.
Braila 172. 175.
Branas, Alexios 95.
Branchidentempel von Didymoi 5.
Brandenburg, Mark 247. 250. 467. 472. 582.
Braničevo 325. 427.
Branimir, Herz. v. Kroatien 284.
Brankovan, Konstantin 355.
Branković, Georg 133. 140. 290.
— Lazar 290.
— Wuk Stefan 128. 290.
Bratianu, Joan 367.
Braunsberg 532.
Braunschweig-Bevern 568.
Brdolka, Haiduk 338.
Bremberg, Arzt 565.
Brennaburg 467.
Brennus 20.
Breslau 238. 245. 247. 255. 259. 462. 263. [534.
Brest-Litowsk (Union 1596) 496.
Bretagne 13.
Bretislaw I. Achilles von Böhmen 234. 436. 463 f. 466. 471.
— II. 236.
Brières, Godefroi de 103.
Brîncoveanu, s. Brankovan.
Bringas, Jos. (960) 85.
Brislaw 460; s. Boleslaw I. v. Bö.
Britannien 13.
Brocquière, Bertr. de 109.
Broos 377. 401 f.
Brotfeld, Schlacht (1479) 377. 402.
Brsjaken 273.
Bruce, Jakob 563.
Brückenbau 177.
Brüderunität, böhm. 262.
Brune, G. M. A., Marschall 169.
Bruni, Leon. 110.
Brünn 228. 255. 265.
Bruno von Olmütz 242.
— von Querfurt 446. 479.
Brusa 130. 145.
Bruyères, de 101.
Bruzi 427. [160. 550.
Buczacz (Budziek; Friede 1672)
Buda, Hunne 316.
Büdinger, M. 328.
Budziak(-ek), s. Buczacz.
Bug 9. 83. 423. 427. 582. 584.
Bühren, s. Biron.
Bujbat (Siwas) 409.
Bukarest 355. 364.
— Friede (1812) 170. 302.
— — (1886) 193. 346.
Bukowina 499. 584.
Bulair (Hellespont) 126.
Bulan, Chazare 433.
Bulawin, Kondratij 549.
Bulgakow, russ. Gesandter 167.
Bulgār (Kama) 323. 441. 456.
Bulgaren (Europa) 36. 64. 71. 83 f. 95. 125. 186. 215. 269. 274. 301. 320 ff. 367. 427. 429. 431 f. 439. 441. 444. 456. 561.
— byzantinisch beeinflußte 329.
— Christentum 78. 326.
— Einwanderung 278.
— Hauskommunion 343.
— Islam 323.
— Litteratur 327. 341. 344.
— Sitten 343.
— Slawisierung 279.
— türkisch 342. 344.
— Verfassung 324.
Bulgaren (nicht europ.), finnisch-ugrische 347. 439.
— nordkaukasische 321.
Bulgarian atrocities 187.
Bulgarien 65. 81. 87. 274. 287. 333. 433. 583. 586—588.

Bulgarien, altes 323 ff.
— neue Selbständigkeit 345.
Bulgarophygos, Schlacht (886)
Bunyan, John 413. [327.
Buonaccorsi, Filippo 499.
Burdas, Byzantiner 75.
Burdās (Mordwinen) 368.
Burgān (Innen-Bulgarien) 323.
Burgar (Magyaren) 322. 368.
Burgas, Schlacht (1333) 340.
Burgen, fränkisch-griechische 103.
— in den Sudeten 227.
Bürger 14. 80. 104. 453.
Burgunden 316 f.
Burno, Ottaviano 409.
Burzenland 400. 481.
Busani 427.
Busbeck, A. G. von 151.
Buschetos, griech. Architekt 98.
Bussy-Rabutin, Roger von 163.
Buxhövden, Albrecht von 480 f.
Buxus sempervirens 596.
Buyukdere, s. Böjük-dere.
Buyuk Tschekmadje 42.
Bwima 460.
Byron, George, Lord 173. 548.
Byzacena 42.
Byzanz 7. 28 ff. 32. 34. 38. 66. 81. 85. 87. 91. 95. 97. 124. 276. 280. 326 f. 332. 340. 409. 418. 423. 433. 435. 438 f. 443. 445. 448. 451. 458. 504. 506. 513. 587; s. auch
— Arbeiter 80. [Konstantinopel.
— Bauernschaft 80.
— beeinflußt 77. 102.
— Bürger 80. 92.
— Fall (1203) 96 f.
— — (1453) 109. 134 ff.
— Feudalismus 82.
— Flotte 81.
— Geistlichkeit 80.
— Gründung 28.
— Handel 43. 56. 63.
— Heer 64. 68. 79. 581.
— Kultur 48. 110.
— Kunst 106.
— Recht 39 f. 82.
— Teilung 97. 101.
— Titelwesen 37.
— Umfang 85. 87. 92.

Cäcilie v. Masovien, s. Cimburgis.
— Renata von Öst. 537.
Calixtus III. 139. [accorsi.
Callimachus Experiens, s. Buon-
Camblak, Gregor 495.
Cambon, Pierre Paul 212.
Cambrai, Friede (1517) 147.
Camillus, s. Furius.
Campo Formio, Friede (1797) 302.
Cangar (Zigeuner) 406.
Cankov, Dragan 346.
Canning, G. 174. 177. 180. 207
Canosa (Unteritalien) 98.
Capello, Vettore 134.
Capistrano, s. Johann.
Capsa (Nordafrika) 42.
Caracalla, M. Aurelius 28.
Caraffa, Antonio 384. 399.
— Olivieri 143.
Čardaken (Mil.-Grenze) 299.
Carlo I. u. II. Tocco 132. 220.
Carol I. von Rumänien, s. Karl.
Carpignano (b. Otranto) 97.
Carvajal, Legat 140.
Caesarea (Nordafrika) 42.
Cäsaropapismus 33. 70. 82.
Časlauer Landtag (1421) 256.
Castaldo, Johann 380.
Castellane, Gesandter 165.
Castellanus (Polen) 473.
Catargi(u), Familie 362.
— Lask. 365.
Cattaro 291.
Cazири 427.
Čech 427.
Čechen 371. 406. 427. 491.
Cecora (Schlacht) 545.
Cefalù 98.
Centurione, Paolo 557.
Cepelarska Reka 336.
Čerekwica (Polen) 498.
Čerig, Bulgare 71. 325.
Černojević, Geschlecht 291.
— Arsen 300.
Cervantes Saavedra, M. de 153.
Cesarini, Giuliano 133. 257.
Ceslaw, serb. Župan 285.
Cetatea-Albă 359.
Cet(in)a, Fluß 291.
Cetinje 291.
Ceylon 10.
Chagan (Chak'an) 433.
Chair ed-dîn Barbarossa 150.
— Pascha 190.
Chalder 197.
Chalif Pascha (1450) 135.
Chalil, Elegiker 152.
— Pascha (1770) 166.
— Scherif Pascha (1870) 190.
Chalkedon, Konzil (451) 34. 38.
Chalkis 143. [44. 86. 198.
Chalkondyles, Laonikos 129.
Chamlich, s. Chazarān.
Champlitte, Wilhelm von 101.
Chan 324. 456 ff. 500. 538. 546. 548. 572.
Chancellor, Richard 557.
Chandler, R. 173.
Chandrenos, Feldherr (1315) 106.
Cha ngan, s. Singanfu.
Chang kien 18.
Chares von Mythilene 12.
Charlotte von Braunschweig 566.
Charon von Sparta 23.
Charpigny, Lille von 102.
Chartres 92.
Chasaren, s. Chazaren.
Châteauneuf, Marquis de 162.
Chattat (Kalligraphen) 152.
Chazarān (Wolga) 432. 441.
Chazaren 71. 81. 83. 321 f. 348. 369. 429. 431—433. 438 f. 441. 443. 447.
— mosaischen Glaubens 321.
Chelandia (b. Perekop) 369.
Chelm 420. 476.
Chemmis (Äg.) 7.
Chemsi Pascha 210. 222
Cheramyes (Samos) 8.
Cherchel (Nordafrika) 42.
Cherson 167. 440. 442 ff.
Chiali, türk. Dichter 145. 152.
Chilandar, Kloster 286.
Chilia, s. Kilia.
Chiliarch 12.
Chiliasten 444. 462.
Chilperich I. 60.
China 52 f. 119. 510. 557. 588.
— nördl. 455. [590.
Chios 163. 173.
Chirat (Hira) 55.
Chisdai, Rabbi 321.
Chiwa 112. 589 f.
Chlodowech 37. 60.
Chm(i)elnicki, Bogdan 543. 545
— Jurij 547. [bis 547. 550.
— Timus 362.
Chocim, s. Chotin.
Chodja Djihan, Gelehrter 145.
Chodkiewicz, poln. Feldherr (1620)
Choi (Armenien) 198. [536.
Cholm 453. 457.
Chorb(w)aten 307; s. Kroaten.
Chors 443.
Chortiza 539. 548.
Chosrav I. von Persien 59.
Chosrew Pascha 177. 205.
Chosrow II. von Armenien 58.
Chotimir von Karantanien 280.
Chotin 160. 542. 583. 586.
Chozirozi 427.
Chrabr, Mönch 283. 327.
Christentum 29. 280. 326. 437. 443. 478. 482—484. 487 f. 495.
Christian III. von Dänemark 411.
— IV. 383.
— von Mainz 481.
Christi-Orden 481.
Christodulos auf Patmos 92.
Christoph von Mecklenburg (1555)
Chrobatien, s. Kroaten. [522
Chronica Cracoviae 477.
Chronicae Polonorum 465.
Chronicum pictum Vindobonense
Chronik, Russ. 436. 439. [378.
— des Eu(h)emeros 26.
— des Landes Preußen 490.
— von Morea 102.
Chrowaten 307; s. Kroaten.
Chrysaphios Tzuma 317 f.
Chryses, Bojare (1199) 333.
Chrysoloras, Man. 110.
Chrysostomos, Joh. 34. 283. 327.
Chubdan 54; s. Singanfu.
Chufi, türk. Dichter 145.
Churrem Sultana 151.

Churschid Pascha (1822) 220.
Chus, Sohn des Cham 407.
Chusira (Nordafrika) 42.
Chwaresmien 455.
Chyrbet el-Beda (Damaskus) 55.
Cicero 570. [Barbara.
Cilli, Geschlecht 390. 491; s. auch
Cimburg, Ctibor von 262.
Cimburgis von Masovien 491.
Ciporovci (Westbalkan) 343.
Cirta 20.
Cistercienser 481.
Clara, G. Alex. Basarabs 349.
Claremont, Lord (1750) 173.
Claudius Atticus Herodes, Ti. 27.
Clemens VI. 375.
— VII. 149.
— XI. 164. 200.
— von Drenovica 77. 283.
Clerfait, K. J. Graf 167. 584.
Clusvar 401; s. Klausenburg.
Codex Justinianeus 39 f.
— Salmasianus 30.
Cok, Bulgare 325.
Cölibat 468 f.
Collegium Mogilanum 545.
Colonna, Marcant. 153.
Columna Xanthia 8.
Commendone, Franz, Legat 526 f.
Commodus, s. Aelius Aurelius.
Condolmieri, Francesco 133.
Conring, Hermann 160.
Consul, Stefan (Istrier) 311.
Contarini, Bartolommeo 141.
— Chiara 141.
Conti, Graf Lothar 469.
Cop, Mat. 312.
Corbea, Th. 355.
Cordova 42. 57.
Cortona 99.
Corvina (Bibliothek) 378.
Corvine, s. Johann u. Matthias.
Costin, Miron 355.
Cotnari (Ostmoldau) 361.
Coulaincourt, Arm. A. L. 169.
Courtenay, Philipp von 106.
Cozmin (Schlacht 1497) 360. 499.
Crapundorph (1206) 400.
Crecy (1346) 245. 484.
Crispo, Jac. (Naxos) 131.
Crnagora 141. 291.
Crnojević, s. Cernojević.
Croja 221; s Kruja.
Csák, Matthäus von 395.
Csáky, Grafen (1637) 396.
— Stephan 398.
Csanad, Bischof von 486.
Cseri, Johann Apáczai 385.
Cumae 5.
Curzolarische Inseln (1571) 153.
Cusa, Nik. von 262.
Cuza (Cusa), s. Alexander Joh. I.
Cymbarka, s. Cimburgis.
Cypern 92. 154. 192. 208.
Cyrill, s. Kyrill.
Czaplinsky 545.
Czartoryski, Geschlecht 538. 554 f.
Czenstochau 550.
Czerkasy (Tscherkassy) 539.
Czer..., s. auch Tscher...
Czernin, österr. Botschafter 156.
Czerny, s. Karadjordje.
Czibin 401.
Cziriak, Martin 396.
Czortomlyk 539.
czumaky (Salzfahrer) 421.

Da Canale, Nicc. 143.
Dadian von Mingrelien 589.
Dadoesani 427.
Daghestan 562. 589.
Daker 219. 270.
Dakien 347. 349.
Dako-rumänisch 347.
Dalle Carceri (Negroponte) 102.
Dalmata, Anton 311.
Dalmatien 82. 97. 271. 278 f. 295 ff. 304. 375. 456.
Dalmatin, Juri 311.
Dalton, Rich. 173.
Damad Ali 164.
— Ibrahim 165.
Damaskus 16. 57.
Damasus, Papst 70.
Damian von Axum 43.
Damiurgen (Achaier) 22.
Damophilos, Künstler 5.
Dan v. d. Walachei 350 f.
— IV. 351.
Dandolo, Em. 97.
Dänemark 306. 411. 475. 481. 516. 521. 523. 530. 549. 553. 596.
Dänen 479 f.
Daniel v. Halicz 452 f. 456 f. 459.
— von Moskau 501.
— von Prag 237. [80.
Danilis, Pflegemutter Basileios' I.
Danilo Petrović Njegoš 301 f.
Danischmende 111.
Danjko, Peter 312.
Danzig 424. 492. 524. 527. 531.
Daphne (Ag.) 7.
— (Syrien) 15.
Darband (Kauk.) 433.
Dardanellen 154. 176. 586 f.
— -Vertrag (1841) 179.
Dardu-Sprachen 408.
Dareios I. 6.
— III. Kodomannos 9.
Daschbog, russ. Gott 443.
Daschkow, s. Woronzow-Daschkow.
Dasena (Čechen) 427.
Daszkowicz, Eustafij 539.
Dâttâmittiyaka-yonaka 18.
Daud Pascha (1622) 157.
— — (1827) 221.
David, Syrer (300.) 58.
— von Trapezunt 141 f.
— von Wolhynien 450. 452.
Deák, Franz von 388.
Debaschi, armen. Priester 206.
Debreczin 388. 414.
Decemvirn 20.
Deés (Siebenbürgen) 400.
Dekabristen 578.
De la Haye, J. (1658) 159.
De Laribus (Nordafrika) 42.
De la Roche, Otto 101 f.
Della Volpe, Giamb. 557.
Delos 7. 12. 16.
Delphin 17.
Delphoi 5. 7. 12. 32.
Delyanniſten 116.
Demen, byzant. 41.
Demeter, Göttin 5.
— Koryhut von Litauen 485.
Demetrias (Stadt) 18.
Demetrios von Baktrien 18.
— der heilige 443.
— Maler (1371) 110.
— Metropolit von Athen (1392) [129.
— von Phalēron 21.
— Poliorketes 21. 26.
— von Thessalonike 17. 65.
Demetrius, falscher, s. Dmitrij.
Demochares (300 v. Chr.) 21.
Demokedes von Kroton 6.
Demosthenes 21.
Dengizich, Hunnenkönig 319.
Depas (Thopia), Albanese 221
Deportation 590.
Derewlanen, s. Drewljanen.
Derketo 16.
Derwisch Pascha (1881) 222.
Desailleurs (1740) 165.
Deschnew, Kosak 549.
Desiderius v. Monte Cassino 97.
Desna, Fluß 427.
De Trit, Renier 333.
Deulino (Vertrag 1618) 515. 536.
Deutsch-Proben 393.
— -Szatmár 389.
Deutsche 390. 420. 449. 453. 474. 477. 480. 486. 557 ff. 565.
— in Ungarn 389—406.
Deutscher Orden, s. Orden.
Deutschland 100. 249. 256. 309. 445. 448. 456. 461. 467. 471 f. 474 f. 486. 512. 517. 520 f. 523. 542. 557 f. 561. 594. 596.
— Einfluß auf Osteuropa 490. 509. 559. 563. 570.
— — auf Südslawen 309—311.
Dewâki, ind. Göttin 53.
Diaios, Bundeshauptmann 24.
Diaković, Jesaias 301.
Diakovo (1902) 222.
Diana von Ephesos 3.
Diarbekr (Zigeuner) 409.
Dibra, alb. Landschaft 221.
Diceng, Bulgare 325.
Diderot, D. 570. 573 f. 576.
Didymoi 5—7.
Didymoteichos 101. 125.
Diebitsch, H. K. v. 175.
Dienstbesitz 592.
Dietrich, Vikar (1190) 480.

Dif (alb. Rieſe) 217.
Digeſten 40.
Dimean von Azum 43.
Dimitrij Bojare (1240) 456; ſ. auch Dmitrij.
Dinzic, ſ. Dengizich.
Dioclea (Dalmatien) 291.
Dioclitia 291.
Diokletian, ſ. Valerius.
Dion I. u. II. 8.
Dion (Stadt) 12.
Dionyſios Periegetes 315.
Dionyſos 5. 9. 16.
— thrakiſcher 3.
Dioskorides 57.
Dioskuren 20.
Disraeli, Benjamin 207.
Diwe (alb. Geiſter) 217.
Diweriſs, lit. Gott 430.
Diwra, ſ. Dibra.
Dizabul, türk. Chakhan 46.
Djagatai 506.
Djamadar (Zigeuner) 409.
Djami, Gelehrter 145.
— el-Aſſa (Arabien) 57.
Djebbûl, Ebene 56.
Djelal ed-dîn Rumi 124.
Djelili, türk. Dichter 152.
Djem, osm. Prinz (geſt. 1495) 145.
Djengis Chan 455 f.
Djeraſch 31.
Djidda 182.
Djihangir, S. Suleimans II. 151.
Długosz (Vater) 490.
— Johannes 438. 490. 492. 499.
Dmitrij Donskoi 502.
— falſcher 513 f. 535. 549. 558.
— Iwanowitſch 510. 513.
Dmitrijew-Alamonow 575.
Dnjepr 83 f. 421. 423. 435. 438 f. 444. 447 f. 450. 484. 500. 515. 533. 537 f. 540 f. 543. 546. 548. 581. 583.
— Inſeln u. Stromſchnellen 539.
— Zeitalter 423. 439 ff.
Dnjeſtr 9. 427. 435. 451 f. 463. 467. 516. 582 f.
Dobrin, ſ. Dobrzyn.
Dobriner Orden 481.
Dobrogoſt, Slawe 48.
Dobromir Strêz, Bojare 333.
Dobroplodni, Sava H. 344.
Dobrotić, Deſpot 324. 341.
Dobrudja 324. 587.
Dobrzyn 465. 472. 476. 481.
Dodekaneſos, Herzogtum 102.
Dodona 12.
Dolgorukij, Familie 569; ſ. auch
— Georg (1769) 301.
— Gregor, Jak. u. Waſ. 567.
— Waſilij M., Krimskij 166 f.
Dominikaner 484. 583.
Dominium maris Baltici 561.
Domitius Aurelianus, L. 348.
Don 83. 421. 503. 549. 562.
Donau 316. 417. 427. 462. 517. 588.
Donaubulgaren 323. 440 f.
Donaufürſtentümer 584 f.; ſ. auch Moldau u. Walachei.
Donskoi, ſ. Dmitrij.
Doria, Andrea (1538) 150.
— General (1690) 162.
— Gianandrea (1571) 153.
Dorogobuſh 536. 551.
Doroszenko, Mich. 160. 547. 550.
Dorotheos, Rechtslehrer 40.
Dorpat 478. 480 f. 510. 522 f.
Dorſa, Vinc. 216.
Doſitheos, Metropolit 355.
Dozſa, Georg 379.
Draas 401.
Draga von Serbien 193.
Dragaſchani (1821) 172.
Dragovići 47. 273. (427.)
Drakul, ſ. Blad II.
Drašković, Graf J. 303. 307.
Dregély (Siebenbürgen) 381.
Dregowići 47. (273.) 427.
Dreibund (1883) 192.
Dreieinigkeit 78.
Dreifelderwirtſchaft 595.
Dreißig Tyrannen 20.
Dresden 99. 447.
Drêwl(j)anen 427. 436. 440 f. 443.
Drim (vereinigt: Drin) 84. 327.
Drinov, Marin St. 273. 344.
Drogubiten 47.
Dromonen 81.
Droſchak, arm. Geheimbund 210.
Drſter (Feſtung) 327.
Drumev, Baſil 344.
Drungar 81.
Druſen 178. 183.
družina 441 f. 447. 451—454.
Dsrâ 460.
Dualismus 434.
Dubiſſa, Fluß 430. 233. 461.
Dubrawa, G. Meskos I. v. Polen
Dubrovnik (Raguſa) 297.
duces 463.
Duckworth, John Thomas 169.
Du(d)lêbier 427. 439.
Dukas, Andronikos 49.
— Johannes (1070) 49. 90.
— — Geſchichtſchr. 109. 137.
— Vatatzes, Konſtantine 100.
Dukļa 278.
Dukum, ſ. Cok.
Dulêbi, ſ. Dublêbier.
Dulo, bulg. Geſchlecht 325.
Dumy (ruſſ. Poeſie) 421.
Duna-Haraszti 392. 479. 562.
Düna 429. 431. 435. 438. 453.
Durandi (14. Jahrh.) 310.
Durazzo 92. 331.
Duris von Samos 25.
Dürnkrut, Schlacht 242 f. 374.
Duſan, ſ. Stefan.
Düſſeldorf 99.
Dutſov, Todor 83.
Dwina 427. 510. 557.
Dyrrhachion 81 f.
Ebbe und Flut 13.
Echternacher Evangeliar 99.
Eck, Dr. Johann 524.
Edelmut 484.
Edeſſa 58. 85. 88.
Edhem Paſcha (1877) 191.
— — (1897) 115. 195. 210.
Ediko, Hunne 317.
Edling, Johann Nep., Graf v. 312.
Edreneh 341.
Edriſi 57. 92. 297.
Eduard VI. v. England 510. 557.
Ef(f)endi 114.
Eger 228. 245.
Ehe (Byzanz) 67 f.
Ehrlichshauſen, Ludw. v. 492.
Eibe 595.
Eichen, heil. 430. 489.
Eichſtätt 99.
Eidechſenbund 492.
Eirene, ſ. Irene.
Eiſenburg, Friede (1664) 384.
Eiſenſtadt 390.
Eismeer, nördliches 505 f. 510.
Ejjub 144; ſ. Ayub.
Ekloge Leons III. 67. 98.
el-Awaſſim 86.
Elbaſſan 219.
Elbe 18. 225. 417. 424. 460. 463.
Elbing 481. 492. 549.
Elesbaas von Azum 43.
Eleuſis, Tempel 35.
Elfen 217.
Elfenbeinarbeiten 63. 99.
Elias, heil. 440.
— I. v. d. Moldau 357 f.
— II. 358. 361.
Eliſabeth, G. Albrechts II. 256. 258. 376 f.
— von England 155. 375.
— G. Heinrichs I. v. Niederbayern
— G. Johanns v. Böhmen 244.
— 4. G. Karls IV. 477.
— G. Karl Roberts v. Ung. 376. 475. 478.
— G. Kaſimirs IV. v. Polen 498.
— G. Ludwigs I. v. Ung. 486 f.
— v. Polen (1500) 360. 582.
— v. Rußland 562. 567—571.
— 1. G. Sigmunds II. Auguſt von Polen 520. 529.
— Gattin Wenzels II. 244.
el-Kaſtal 55.
Ellak, Attilas Sohn 317. 319.
Elſaß 250.
Elſter, Fluß 463.
Eltimir, Deſpot v. Krum 339.
Emailtechnik 99.
Emerich von Ungarn 287. 333.
Emmeram, heil. (650) 280.
Emri, türk. Dichter 152.
Enghien, Guido von 127.
England 13. 411. 510. 526. 557 f. 561. 581. 584. 586—588.
— in Armenien 208. 590. 595.
— am Nil 193.

England im Sudân 193.
Engländer 557. 559. 562.
Ennodius 432.
Enzyklopädien (Byzanz) 84
Eötvös, Jos. 387.
Eparco, Ant. 409.
Epeiros 7 f. 101. 216. 291.
Eperjes 398 f.
Ephesos 5. 34.
Ephräm der Syrer 53. 283.
Epidamnos 5.
Epidauros 297.
Epikur 25.
Epirus, s. Epeiros.
Epos, indisches 17.
Erac, Schlacht (375) 316.
Erasistratos von Keos 25.
Eratosthenes von Kyrene 24.
Erbfolgekrieg, Bayerischer 584.
— Spanischer 581.
Erbrecht 448. 466. 592.
Eretria 27.
Erfurt 226.
Erich XIV. von Schweden 523.
Eriwan 590.
Erlau 155.
Ermanarik 316.
Erment, Oberägypten 62.
Ermland 524. 527.
Ernst der Eiserne von Steiermark
Ertogrul 120. 339. [310. 491.
Eryx 4.
Erzerum 175.
Erzgebirge 225. 417.
Esaggil 10.
Eschenloër, Peter 289.
Eski-Stambul 324.
Esklas zu Melenikon 101.
Essek 299.
Esterházy-Forchtenstein, A. 163.
— von Galántha, Paul A. 388.
Esthen 431 f. 478—480.
Esthland 479—481. 510. 521. 523. 533. 558. 561. 577.
Eteokretische Inschriften 7.
Etmeidan 159.
Etrurien 5. [199 f. 203.
Etschmiadsin 58 f. 175. 180. 197.
Etzel, s. Attila.
Euagrios Scholastikos 47. 52.
Euainetos von Syrakus 9.
Eubulos von Athen 21.
Eudokia (442) 61.
— (1067) 89.
Eudoxia, G. Nemanjas 286.
Eudoxius (448) 318.
Eugen III., Papst 237.
— IV. 109. 132.
— von Savoyen 161. 163. 301. 384. 392. 581 f.
Eugenios, Kaiser 35.
Euhemerismus 26.
Eukaita 30.
Eukratides, König 18.
Eumenius, Gallier 30.
Eunapios, Geschichtschreiber 271.
Eunuchen 11.
Eupatoria 541.
Euphemia von Chalkedon 30.
Euphrat 10. 12. 15.
Eustatios, Maler 97.
— Patrikios 327.
Eustratios, Logofat 354.
Evangeliar des Godeskalk 55.
— in Goslar 100.
Evangelium 446. 480.
Ewrenos, Osmane 126. 129.
Exarch, Titel 47.
Eynard, J. G. 173.
Ezeriten 273.

Fabius Cunctator 20.
Facundus, Bischof 43.
Fadlun von Kairuan 328.
Fadrique, s. Helene.
Fahrende Sänger 382.
Falconet, Maur. Et. 575.
Fallmerayer, Ph. 47. 162.
Famagusta 153.
Familie 67. 344. 434.
Fanagoria 548.
Fanar, s. Phanar.
Färjestaden, Öland 63.
Farkas, Ferdinand, Pfarrer 414.
Farnese, Alessandro 153.
Fatemiden 86.
Fath Ali 590.
Fatilen, alb. Geister 217.
Faustsage 53. 55. 102.
Fazil 162. [Köprülü, Must.
— Mustafa Pascha 189; s. auch
Fazli, türkischer Dichter 152.
Fedai 209.
Fedayidji 190.
Feigenbäume 11.
Feisullah, Großmufti 163.
Felix V., Papst 497.
Fellin 480. [548. 592.
Feodor Alexejewitsch 515. 545.
— Iwanowitsch 512 f. 572.
Ferdinand I. 148. 158. 379 f. 517.
— II. 382. 391. 398. [520. 559.
— III. 299. 383.
— V. 387.
— von Bayern (1716) 164.
— Albrecht II. v. Braunschweig-Bevern 164.
— der Katholische 150. 412.
— I. von Neapel 144. 146. 216.
— von Sachsen-Coburg (-Kohary) 194. 346.
— von Tirol († 1595) 379.
Ferghana 18. 590.
Ferhad, Großwesir 155.
Ferrante, s. Ferdinand v. Neapel.
Ferrari, Marcantonio 390.
Ferrieri, Erzbischof 180.
Ferriol, franz. Gesandter 160.
Feuer 434. 489.
Feuerbestattung 484 f.
Feuerwaffe 475.
Ficino, Marsi. 378.
Fikri, türk. Dichter 152.
Filibe 126.
Filonenko, Kosak 543. [561.
Fin(n)land 411. 422. 479. 481.
Finnen 368. 429. 431 f. 438. 478—480. 482. 488.
Finnischer Meerbusen 521.
Finnisch-ugrische Völker 100. 368.
Fioraventi, Aristotele 506. 557.
Firdewsi der Lange (16. Jahrh.)
Firdusi 112. [152.
Firkowitsch, Abr. 321.
Firlej, Fam. 524.
Flächenvermessung, ägyptische 4.
Flaminius, s. Quinctius.
Flandern 400.
Fletcher, Giles 557.
Flieder 151.
Fljamea, alb. Geister 217.
Flora 19. [496 f.; s. auch Union.
Florenz, Union (1439) 109. 132.
Flüsse 273. 421. 434.
Focşani (1771 u. 1789) 167.
Fogaras 350. 403.
Forchheim, Friede (874) 231.
Forchtenstein 391.
Forsderen 427.
Foscari, Francesco 130.
Fotinov, Konstantin 344.
Fraga 460.
Fraganso 427.
Frähn, Chr. M. J. 437.
Franken 230. 325.
— (Byzanz) 97. 101—104. 334.
— (deutsche Landsch.) 392.
Frankenberg (Kassel) 100.
Frankreich 100. 154. 411. 448. 468. 516. 526. 530 f. 550. 554 f. 558. 561 f. 573 f. 581 bis 583. 586—588.
— Revolution 167. 312.
Franz II. (I.) 386. 576. 587.
— I. von Frankreich 148. 150.
— Joseph I. 388. 587 f.
Franziskaner 141. 484. 487 f. 524.
Franzosen 101. 557. 561 ff. 573.
Fratres ensi-(gladi-)feri 480.
Frau, Stellung in Byzanz 67.
Fravitta, Gote 35.
Fredegar, Chronik 276.
Frederikshamn 169.
Fregoso, Kardinallegat 144.
Freising 391.
Freiburg, Reichstag (1480) 410.
Freizügigkeit (Byzanz) 67.
Fresiti 427.
Friedland (1807) 585. [464. 467.
Friedrich I. Rotbart 94 f. 237. 286.
— II. 240 f. 472. 480 f.
— (III.) der Schöne 244 f.
— III. (IV.) 139. 142. 146. 258. 260. 310. 377. 391. 492. 506. 556 f.
— von Ansbach 520.
— von Böhmen (gest. 1189) 239.
— I. von Brandenburg 253.

Friedrich IV. von Dänemark 553.
— II. von Österreich 241. 374.
— V. von der Pfalz 157.
— Bruder Joh. Albrechts von Polen 499.
— I. von Preußen 554.
— II. von Preußen 166. 386. 555. 571. 582 f.
— II. der Sanftm. v. Sachsen 491.
— III. von Sizilien 127.
— August I. Kurfürst v. Sachsen (Aug. II. v. Polen) 552 f.
— — König von Sachsen 556.
— — II. Kurfürst von Sachsen (Aug. III. von Polen) 531. 554 f. 582.
— Wilh. d. Gr. Kurf. 549. 552.
— — I. von Preußen 410. 555.
— — III. 177. [582.
Fritigern 33. 316.
Frondienste 473.
Frost 482. 488.
Fružin von Bulgarien 331.
Fuad Pascha 179. 183.
Fugger 393.
Fulko von Krakau 468 f. 479.
Fulrad, Abt 63.
Furius Camillus, M. 20.
Fürstenau 407.
Fürstenberg, Wilhelm von 522.

Gabriel von Westbulgarien 331.
Gabrowo (Bulg.) 186 f.
Gadatas, pers. Statthalter 6.
Gagik, Bagratunier 89. 199.
Gaihānī, s. Abū 'Abdallah.
Gainas, Gote 35.
Gaj, Ljud. 307.
Galatowski 544.
Galen, Heinrich von 522.
Galeotti, Martino 378.
Galizien 373. 452. 463. 556; s. auch Galla Placidia 36. 61. [Halicz.
Gallipoli 126.
Gandhāra 17.
Ganges 10.
Gara, N. von 412.
Gardizī 432.
Gargano 98.
Gasnefer, Osmane 156.
Gassân 55.
Gastold, litauischer Bojar 484 f.
Gattilusio (Lemnos) 142.
Gaudentius, Erzbischof 462.
Gaumata 6.
Gauten 428.
Gedymin 475. 483 f. 592.
Gegenreformation in Polen 525.
— in Ungarn 382.
— in der Zips 396.
Geg(h)en 143. 216.
Gegnaisios, Paulikianer 69.
Geheimbünde 210. 277.
Geisa, s. Géza.
Geiserich 318.
Gelimer 41.
Gelzer, H. 138.
Gemeiner Pfennig 146.
Gemmen 6.
Genaisios, Paulikianer 69.
Gennadios, Patriarch 137.
Genua 96. 127. 130. 557.
Geographische Lage, Ungunst 445.
Geographus bawarus 427.
Geometrie 4.
Georg v. Böhmen, s. Podiebrad.
— von Brandenb.-Ansb. 265.
— von Bulgarien, s. Terterij.
— I. von Griechenland 184.
— schwarzer, s. Karadjordje.
— v. Siebenbürgen, s. Rákóczy.
— Friedrich von Ansbach 531.
— — von Waldeck 161.
Georgakis, Sohn des Nikolaos 172.
Georgien 203. 506. 586.
Georgios Akropolita 334.
— Hamartolos 282. 428.
— Maler (1404) 110.
— Monachos 428; s. auch Kedrenos u. Phrantzes.
Gepiden 279. 319. 348. 367.
Gerhard, heil. 99.
Germanen 35. 77. 209. 433. 425. 429. [Kolonisation.
Germanisierung 465. 474 f.; s. auch
Germanos, Patriarch (729) 69.
— von Patras (1821) 172.
Gero, Markgraf 460.
Gerov, Najden 344.
Gerritsz(.), Hessel 557 f.
Gersik (Polock) 480.
Gertrude v. Andechs-Meran 395.
— G. Wladislaws II. v. Bö. 237.
Geschichtschreibung 44.
Gesimund 316.
Gesta Hungarorum 84. 370.
Gewicht 4.
Géza, Herzog 371.
— I., König 284. 372.
— II. 373. 395. 400 f.
G(h)assân 55. [104.
Ghayâth ed-din v. Ikonion 101.
Ghazan, Mongole 112.
Ghegen 143. 216.
Gherdek-Kaïasi 6.
Ghika, Alexander, Kaimakam 356.
— Dem. 366.
— Gregor, Woiwode 355. 363 f.
Ghunib 589.
Ghuzen 124. 369.
Gibbon, Edw. 173.
gigliati 111.
Gilan 562. 589.
Giotto 110.
Giovio, P. 300.
Gisel, Innocens 544.
Gisela, Kaiserin (1016) 464.
— von Ungarn II. 371. 389.
Giskra, Johann 377. 393. 396.
Giustiniani, G. G. 136.
Giut, Patriarch 58.
Gjinos Bajas, Albanese 219.
Gladstone, W. E. 208.
Glagolitik 281. 305. 311.
Glatz 465.
Glaukos 5.
Gleb von Kijew 454.
— von Murom 447.
— von Tschernigow 452.
Glinska, Anna 509.
— Helene 508.
Glinski, Jurij 509.
— Michael 508. 516.
Glogau 238. 245. 465.
Glopeani 427.
Gnesen 233. 235. 243. 423. 429. 462. 464 f. 469—471. 496. 499.
Gniesen 394. [585.
Gnomon 13.
Goba (Gau) 434.
Godunow, Boris 512 f. 558. 560.
— Irene 512. [572. 595.
Gog u. Magog 456.
Goldne Berge, s. Altai.
— Horde 455 f.
— Bulle (1222/1351) 384.
— — (1356) 247.
Goldschmiedekunst 99.
Golenischtschew-Kutusow, M. 170.
Golensizi 427. [586.
Golescu, N. 365.
Goletta 150.
Golizyn, Alex. M. 166. 583.
— Dmitrij u. Mich. 567.
— Familie 569.
— Wasilij 558.
Göllnitz 398.
Golowin, Feodor A. 567.
Golowkin, Gawrilo 567.
Goltz, C. Freih. v. d. 193.
Gonta, Kosak 548. 573.
gomile (Grabhügel) 419.
Gorda, Uturgure 320.
Gordon, Patrick 563. 567.
Gorgasos 5.
Görgey, Arthur 388.
Gorgos 11.
Górka, Familie 524.
Górnicki, Lukas 527.
gorod 434 f.
Goroslau (1601) 354.
Gortschakow, Alex. 187. 192. 588.
— Michael 181.
Gortyn, Gesetz von 31.
Görz 312.
Goslar 509.
Goten 28 f. 279. 319. 367.
Gotha 99.
Goethe, W. v. 102. 173. 290. 595.
Gotland 479.
Gottfried von Bouillon 91. 373.
Götz, W. 331.
Götzenbruck 414.
Goworko von Sandomir 469.
Gräber 6. 100.
Grad 434; s. gorod.
Gran 155. 486.
Granit 425.

Granowska, Elisabeth 491.
Grant, Johann 136.
Graz, Hofkriegsrat 299.
Grbec, Mat. 311.
Grbljanović, Lazar 128. 289.
Greceanu, Brüder 354.
Gregor I. 297.
— II. 69. 70.
— III. 61. 70.
— VII. 90. 235. 284. 449.
— IX. 336. 472.
— X. 105.
— XII. 252.
— XIII. 154.
— von Antiochien 53. [207.
— der Erleuchter 58. 198. 204—
— von Georgien (1107) 92.
— Gründer d. Brüderunität 262.
— V. v. Konstantinopel 172.
— Mönch 83. 282. 327.
— von Nazianz 282.
— von Nyssa 30.
— von Tours 61.
Gregorianer (Arm.) 204—207.
Gregorios Akyndinos 107.
— Palamas 107.
Gregorovius, F. 127.
Grenze 417. 420. 465.
Greutungen 316.
Griechen 8—10. 83. 92. 138. 269. 274. 302. 324. 331. 417. 561. 586. [180.
— Freiheitskampf 170 ff. 176.
— Musik und Religion 3.
— Renaissance 110.
— Sprache 7. 12. 18. 20.
Griechenland, altes 20. 27. 560. 584. 591.
— Königreich 115 f.
— Slawenherrschaft 47. 162.
Griechentum, Bildung 6.
— Lösung von Rom 73.
— Weltstellung 3 f. 9. 14.
Griechisch-katholische Kirche 43. 80. 82. 103. 105. 443. 445. 482. 493. 495. 507. 545. 558. 566. 575. 580.
Grigor Lusarović, s. Gregor der Erleuchter.
Grigori(j), Mönch, s. Gregor.
Grimm, Melchior v. 574. 576.
— Jakob 290.
Gritti, Aloisio 360.
Gritzena, Burg 103.
Griviza 192. 366.
Grod, s. Gorda.
Grodek 491.
Grodno 484. 493. 532 f.
Großbulgarien 84. 323.
Großfürst 449. 454. 484. 517.
Großkroatien 304.
Großmähren 370.
Großpolen 423. 468. 470. 524.
Groß-Schenk (b. Fogaras) 400.
Großserbien 288.
Großwardein, Friede (1538) 380.
Großwlachien 93.
Grotta ferrata 97.
Grudzinska, Gräfin Johanna 577.
Grundbesitz 173.
Gründner 397. [berg.
Grünwald, Schlacht, s. Tannen-
Grzymultowski, Chr. 515. 551.
Gundi(c)har, König 317.
Gundobad 37. 60.
Gundulić, Ivan 305.
Güns 149. 380. 390.
Gurko, Jos. 191 f.
Güssing 390.
Gustav II. Adolf 515. 536.
— III. von Schweden 574.
Guth-Keled 389.
Guzen 124. 369.
Gymnasien 594.
Gymnische Kämpfe 7.
Gyöngyösi, Stephan 385.
Gyula (Bekes) 151.
— Vertrag (1541) 380.

Habsburg, Haus 258. 298. 403. 491. 516 f. 534. 537. 556.
Hadji Begtasch 121.
— Ilbeki 128.
Hadrian, Kaiser 27.
— I., Papst 72.
— II. 77. 231.
Hadwig, s. Hedwig.
Haftung, gemeins. 473. 572. 592.
Haghpad, arm. Kloster 203.
Hagia Sofia, s. Konstantinopel.
Hahn, Johann Georg von 215.
Haidamaken 548.
Hajduken 294. 343.
Hajnowo (Polen) 489.
Hakon, s. Naqūr.
Halberstadt 100.
Halbmond der Türken 112. 120.
Halbscheidlandarbeiter 67.
Haleb 93. 409.
Halepa, Vertrag (1878) 195.
Halicz 100. 445. 451 f. 455—457. 476. 482 f. 485.
Halikarnassos 8. 20.
Halle (Saale) 226.
Halmyros (byzantin. Reich) 92.
Ham, Johann, Bischof 414.
Hamartolos, s. Georgios.
Hamidieh 209. [152.
Hammer-Purgstall, Jos. v. 138.
Hammurabi, Gesetzbuch 67.
Hamsa, Araber 48.
— Großwezir (1769) 166.
— Zenevisi (1460) 941.
Handel 43. 56. 63. 477.
Handerburzen 394.
Hanf 16.
Hannibal 23.
Hanno, Söldneroffizier (1081) 90.
Hannover 99.
Hanse 410. 479 f. 557.
Haralamb[ie], Nikolaus 365.
Harald Hardraade (1034) 88.
Harbaville, Triptychon 99.
Harcourt, franz. Graf 173.
Harmodios und Aristogeiton 6.
Harpagide (Lykien) 8.
Harrân 56.
Hartenau, Graf, s. Alex. v. Bulg.
Hasan Pascha (1779) 166. 171.
Hasenkamp, Ordensmeister 559.
Hasmonäer 16.
Hassun, armen. Patriarch 205.
Hatti-Humayun (von 1856) 179. 182.
Hattischerif v. Gülhane (1839) 178.
Häudörfler 394.
Hausgötter 217. 434.
Hauskommunion 343.
Häusler, General (1690) 162.
Haydn, Joseph 391.
Haynau, J. J. von 388
hazarapet 11.
Heanzen 390.
Hedervár 390.
Hedwig, G. Hugos v. Francien 99.
— G. Wladislaus' II. Jag. 376.
Hegemon 16. [486 ff. 493.
Hegesippyle, G. d. Miltiades 8.
Hehfeldi 427.
Heibet ullah Sultane 179.
Heidebauern 391.
Heidegger, K. W. 173.
Heidentum 32. 429. 458. 478. 485 bis 487.
Heilige Allianz (1815) 577
Heiliger Bund (1697) 164.
Heinrich I., Kaiser 371.
— II. 99. 234 f. 446. 462.
— III. 235. 372. 390 f. 464.
— IV. 90. 100. 235. 372. 449. 465. 467.
— V. 465.
— VI. 95. 239.
— VII. 244. [bis 522.
— v. Anjou (III. v. Frankr.) 529
— II., d. Zänker v. Bayern 234.
— Břetislaw von Böhmen 239.
— VIII. von England 150. 524.
— II. von Frankreich 148. 150.
— von Güssing 390.
— von Herford 252.
— von Kärnten 244.
— lat. Kaiser 101. 334 f.
— von Olmütz, s. Zdik.
— von Plock, Bischof 493.
— der Löwe v. Sachsen 395. 467.
— von Sandomir 465. 467.
— I. der Bärtige v. Schles. 241. 470.
— II. der Fromme 241. 470. 496.
— IV. Probus 243. 470.
Heinzen 390.
Hekate 8.
Hektor 20.
Helena 7.
— G. Alex.'s von Polen 516.
— Fabrique von Aragon 127.
— G. d. Janusz von Ratibor 488.

Helena, G. Konstantins VII. 441; ſ. auch Olga.
— G. Lazar Brankovićs 140.
— Pawlowna, Großfürſtin 579.
Helga 440; ſ. Olga.
Helgi 439; ſ. Oleg.
Helgoland 13.
Heliodoros, Syrer 30.
Heliopolis, Schlacht (1517) 147.
Hellenismus, Kultur 24.
— Kunſt 25.
Helmold von Boſau 436. 479.
Helmolt, Hans F. 98.
Henotikon (482) 34. 44.
Henzen 390.
Hephaiſtion 12.
Hera Ludoviſi 26.
— von Samos, Standbild 97.
Herakleides 10. [282. 320.
Herakleios, Kaiſer 48. 59. 64. 277.
Heraklius II. von Georgien 589.
Herberſtein, Siegm. Freih. 504.
Herennios Dexippos 28. [557.
Herkyniſcher Wald 228.
Hermann von Salza 472. 481.
— II. von Schwaben 464.
Hermannſtadt 400 f. 412.
Hermanrich, Oſtgotenkönig 316.
— von Paſſau 77.
Hermes 5.
Herodes, Atticus, ſ. Claudius.
Herodot 11. 417 ff.
Herophilos von Kalchedon 25.
Herrad von Landsperg 100.
Herrenbund (Böhmen 1394) 250.
Heruler 28. 229. 428. 432.
Herzegowina 141. 187. 278. 295.
Heſychaſten 107. 340.
Heſychios 11.
Hetaireiarch 85.
Hetärie, neugriech. 170.
Hetend, Bulgare 323.
Héthárs (Siebenlinden) 399.
Hethiter 197.
Hetman (Koſ.) 539.
Hexaëmeron 83. 283.
Hexamyes, V. d. Thales 8.
Hidalgos 106.
Hienzen 390.
Hieron von Soloi 10.
Hieronymos von Kardia 22. 25.
Hieronymus von Prag 254.
Hilderich, Wandalenkönig 41.
Hildesheim 100.
Himalaya 10 f.
Himyaren 43.
Hinterindien 589.
Hintſchak, arm. Geheimbund 210 f.
Hiob von Moskau 513.
Hipparch, Aſtronom 10.
Hippodamos von Milet 26.
Hirſch, Baron 183. 185. 194.
Hirth, Friedr. 124.
Hiung nu, ſ. Hunnen.
Hocharmenien 198.
Hochaſien 115.
Hochſchulen 595.
Hohenzollern 520.
Höhlenkloſter 454.
Hohlguß, ägyptiſcher 4.
Holland 448. 561 f.
Holländer 557. 559.
Honoria, Grata Juſta 318.
Honorius, Kaiſer 33.
— III., Papſt 400. 481.
Honter(us), Joh. 354. 403.
Horde 457.
Hor(j)a, Juon 386.
Hormisdas, Papſt 38.
H(o)rodlo am Bug, Union 494.
Horuk Barbaroſſa 150.
Hoſain, Schah 165.
Hoſius, Stanisl. 524. 527.
Hoſpodar 585.
Hratſchia, Armenier 209.
Hroerekr (Hrurekr) 438.
Hrōs 428.
Hübſchmann, H. 198.
Hugo, Victor 202.
Humajun nameh 152.
Humanismus 143.
Humboldt, A. von 12.
Hund, Wikinge 431 f.
Hundertſchaften 457.
Hunerich, Sohn Geiſerichs 318.
Hungaren 83. 399.
Hungaria Magna 369.
Hunia, Koſak 543.
Hunkyar-Skeleſſi (1833) 176. 587.
Hunnen 33. 35. 315 ff. 348. 367.
Hunor, Magyare 370.
Hunuguren 368. [358. 376 f.
Hunyadi, Joh. 132. 138. 140. 351.
— Ladisl. u. Matth. 377.
Hus, Joh. 249. 252—254. 376.
Huſch (1711) 562. [526. 534.
Huſiten 257. 376. 490 f. 495. 524.
Huſſein Paſcha (1673) 160.
— — (1860) 190.
— Avni (1876) 187 f.
— Mezzomorto (1695) 163.
Hyakinthos, Metropolit 349.
Hyazinth, indiſcher 16.
Hydaspes, Fluß 10.
Hydra, Inſel 215.
Hygieia 9.
Hypatios (Byzanz 532) 41.
Hyperboreer 419.

Jambulos, Romanſchr. 17.
Jaſon von Pherai 20.
Jaſonion, ſ. Beſchik Taſch.
Ibar, Fluß 84.
Ibatzes (Ivac), Manuel 331.
ibn al-Athir 455.
— Fad(h)lân 432. 437.
— Ruſta 84. 432.
Ibrahim I., Sultan 158.
— Emir von Karaman 135.
— Halebi, Scheich 152.
— ibn-Ja'qūb 226. 260. 460.
— Paſcha 149. 174. 176.
Ibrahim, Prinz († 1553) 151.
— Sheitan 160.
Iftihad (1876) 190.
Iglau 226 f. 257. 259.
Ignatios, Patriarch 81.
Ignatjew, Nik. 184. 186 f. 191.
Igor 438. 440 f. 448. 450. 452.
Ikonion 90. 101. 120. 407.
Ikonodulen 72.
Ildiko (Kriemhild) 319.
Ili 590.
Ilie, ſ. Elias v. d. Moldau.
Ilirska Matica 307.
Illyrien 70. 90. 97. 302. 306 ff.
— Königreich 307. [347.
Illyr(i)er 5. 8. 216. 218. 270.
Illyriſche Bewegung 306 f.
— Hofdeputation 306.
Ilmen, See 505.
Inder 16.
Indi (Wenden) 269.
Indien 13. 53. 510. 557. 588—
— Künſte 17. [590.
Indje Balaban (1382) 128.
— Voivoda, Bulgare 168.
Indo-baktriſches Reich 18.
Indriomeni, Markus 98.
Indſchidſchean, Armenier 198.
Indus 10.
Ingermanland 553. 561.
Ingvar 440; ſ. Igor.
Innen-Bulgarien 323.
Innocenz II. 93.
— III. 333. 452. 469. 480.
— IV. 220. 284. 295. 456 f. 483.
— XI. 161.
Inſtitutionen 40.
Inveſtiturſtreit 445. 449. 465. 467.
Joannes, ſ. Johannes.
Ipek, Patriarchat 293.
Ipſos, Schlacht 21.
Irene, Kaiſerin (732) 49 f. 71.
— — (797) 71 f.
— — (1299) 287. [96. 105.
— G. des Alexios Palaiologos
— G. Joh. Aſens' II. 336 f.
— G. Konſt. Aſens' II. 337.
— G. Philipps v. Schwaben 96.
— Dukaina 49.
— von Iberien 49.
— Nonne 340.
Irkutsk 589.
Irnach, Sohn Attilas 319.
Irtiſch 83.
Iſaak I. Komnenos 49. 89.
— II. Angelos 95 f. 332.
Iſâbeg (1457) 141.
Iſabella, 1. Gem. Sigmunds II. Aug. v. Polen, ſ. Eliſabeth.
— Gemahlin Zápolyas 380.
Iſaurier 36.
Isborsk 427. 438.
Isgil (Wolga-Bulgaren) 323.
Isgoj 449. 451.
Iſi, Geſchichtſchreiber 165 f.
Iſidoros von Kijew 132. 135.

Isidoros von Milet 43.
Isim, Fluß 83.
Isinda, Inschrift 8.
Isjaslaw 447 ff.
Iskanderbeg, s. Kastriota (Gg.).
Islam 73. 96. 120. 122. 172. 443. 458. 589.
Ismael von Sinope 142.
Ismaeliten 323.
Ismail a. d. Donau 167. 541.
— Chedive 184. 189.
— von Persien 147. 152.
— Kemâl Bei 190. 222.
Isova (Griechenland) 103.
Ispahan 60. 200. [324.
Isperich, Bulgare 65. 320—322.
Israel von Mec-Kokmank 320.
Issos 8.
Istachri 323.
Isthmien (196) 23.
Isthmosmauer 131.
Istrien 5. 61. 279.
Istro-Rumänisch 348.
Italien 5. 81. 98. 100. 110. 139. 146. 411. 557. 560.
— Baukunst 100.
— byzantinisch beeinflußt 97.
Italiener 527.
Italiker 19.
Ithome 103.
Itil 432. 441.
Julian der Abtrünnige 32.
C. Julius Caesar Oct. Augustus
— Nepos 34. [27 f.
Juno 19.
Ivac, Manuel 331.
Ivajlo Lachanas, Haiduk 338.
Ivanko Basarab 288.
— Dobrotics Sohn 341.
— Alexios von Kričim 333.
Ivelič, Graf 301.
Ivonia, Pole 361.
Iwan I. Danilowitsch (Kalita) 502.
— II. Iwanowitsch 502.
— III. 142. 503—505. 507. 515 f. 556 f. 585.
— IV. Grosnyi 152. 504. 507—512. 522. 530 f. 557. 560. 566. 575. 584. 589. 592.
— V. 515. 545. 560. 568 f.
— VI. 568.
— Horvat, Kroate 128. 290.
— von Rila, s. Johannes.
— russ. Feldherr (1323) 339.
Izborsk 427. 438.
izmiena 592.
Izsaszeg (Pest) 392.
Izz ed-din Kilidj-Arslan 94.
Izzi, s. Isi.

Jacob, Gg. 144. 188.
Jacobellus von Mies 254.
Jadziula 489.
Jadzwingi 429.
Jag(i)ello (Jagal, Jagajlo), s. Wladislaw II. Jag.
Jag(i)ellonen 261. 378. 491 ff. 499. 516 f. 519. 528 f. 543.
Jaguſinſtij, Pawel J. 567.
Jaicze (1463) 140.
Jaik, Fluß 83.
Jakobiner 573. 585.
Jakobiten 86.
Jakob Svetslaw (Westbalkan) 338.
Jaksa aus Miechow (1171) 467.
Jakutsk 589.
Jamen 431.
Jan (poln.), s. Johann.
Janina 105. 220.
Janitscharen 121. 145. 162. 167. 169. 174. 294. 585 f.
Jankovics, Th. von (Direktor der illyr. Schulen im Temesvarer Banat) 573.
Jankul v. d. Moldau 361.
Janulis 489.
Janus Pannonius, Bischof 378.
Janusz von Ratibor 488.
Japan 557. 580. 590. 595.
— russ. Krieg 580. 590.
Jarlyk 459. 503.
Jarmak Timofejew 512. 549. 549.
Jarnik, U. (Slowene) 312.
Jaromir v. Böhmen (1004) 234.
— von Prag (1062) 235.
Jaropolk (975) 443.
— (1080) 449 f.
Jaroslaw (1015) 447—449. 451 bis 453. 463. 466.
— Osmomysl 452.
— von Wladimir (1240) 457.
— Stadt 505. 545.
Jasa (mongol. Gesetz) 456
Jasen 419. 441.
Jassy, Friede (1792) 168. 170.
Jasta von Antiochien 53. [584 f.
Jatwingen 429. 447.
Jawnut von Litauen 484.
Jaworskij, Stefan 563. 566.
Jedlno (1430) 496.
Jędrzejów 468.
Jekaterinodar 575.
Jekaterinograd 575.
Jekaterinoslaw 575.
Jellačič, Banus 303. 307.
Jenischehir, Schlacht 145.
Jenstein, Joh. v. 250.
Jeremias v. Konstantinopel 518.
Jermak, s. Jarmak.
Jerusalem, Kirchen 31. 43.
— Patriarch 546.
Jeserzer 48. 273.
Jesuiten 397. 403. 513. 532—536. 543 f. 546. 552 f.
Jewdokimow, Nikolai J. 589.
Jireček, Konst. 271. 298. 329.
Joachim I. v. Brandenburg 516.
— II. v. Brandenburg 380.
Joan Cretul 361.
— Lungul 361 f.
— Potcoavă 361.
— der Rebell 361.
Joan Sracimir 341.
— Voevod 361.
Joannina, s. Janina.
Joannisza v. Bulgarien 95. 101.
Jobst (Jodok), s. Jost.
Johann von Böhmen 244. 475 f.
— von Bulgarien 328 f.
— Corvin 378.
— Dragaš, Despot 341.
— der Gute von Frankreich 127.
— von Görlitz 248. 250.
— Heinrich von Mähren 245 f.
— Soběslaw von Mähren 248.
— I. u. II. von der Moldau 361.
— VIII., Papst 77. 138. 232.
— XXIII. 253. 493.
— Kasimir v. Pfalz-Zweibr. 164.
— I. Albert von Polen 360. 499. 501. 523.
— II. Kasimir 515. 531. 533. 546. 549 f. 552.
— III. Sobieski 160 f. 515. 531. 549—552. 581.
— Potkova 361.
— Georg III. von Sachsen 161.
— III. von Schweden 523. 530.
— Spata (Arta) 220.
— Zápolya, s. dort.
Johann von Capistrano 139 f. 262. 377.
— von Leitomischl 254.
— von Olmütz 255.
— von Pomuk 250.
Johanna I. von Neapel 127. 374.
— von Pfirdt 491.
— G. König Wenzels 248.
— Elisab. v. Anhalt-Zerbst 570.
Johannes I. Tzimiskes 49 f. 82. 86. 199. 283. 330. 441 f.
— II. Komnenos 49. 93.
— III. Dukas Vatatzes 104. 336.
— IV. Kalojohannes von Trapezunt 139.
— IV. Laskaris 105.
— V. Palaiologos 106. 125—127. 340.
— VI. Kantakuzenos 106. 125—127. 129. 340.
— VII. 127—129. 131.
— VIII. 109. 131 f.
— V.—VII., Päpste 61.
— Alexander von Bulgarien 340 bis 342.
— Asên I. 95. 332.
— — II. 104. 334.
— — III. 338.
— von Epeiros, s. Angelos.
— Parricida 244.
— Sišman III., s. dort.
— Straſimir 288. 341.
— Uglješa, Serbe (1371) 289.
— Wladislaw von Westbulgarien 49. 331.
Johannes von Antiocheia 53.
— Chrysostomos, s. dort.
— von Czarnkow(o) 477.

Johannes Damaskenos 283.
— von Epheſos 47. 271.
— von Epiphaneia 52.
— Erzbiſchof v. Bulg. (1020) 87.
— Eunuch (1034) 88.
— der Exarch (900) 83. 283. 327.
— Klimakteros 283.
— Philoponos 53.
— de Plano Carpini 420. 456—
— von Rila 333. 344. [458.
Jókai, M. 387.
Jonin, A. S. 346.
Jordan, Biſchof von Poſen 461.
Jordanes 269. 436.
Joſaphat v. Konſtantinopel 508.
Joſeph I. 384.
— II. 167. 386. 403. 405. 414. 573. 583 f.
— K. L., Erzherzog 414.
— v. Ithaka, Mönch 106.
— ökum. Patriarch (1439) 132.
— dhû Nuas, Himyare 43.
Joſias von Juda 7.
— v. Sachſen-Coburg 167. 584.
Joſt von Mähren 248. 250. 253.
Jow von Moskau 513. [490.
Juan d'Auſtria 153.
Juden 16. 82. 93. 199. 340. 390. 443. 477. 496. 535. 546. 548.
Judith v. Schweinfurth 235. 436.
Juel, dän. Geſandter (1710) 565.
Juga v. d. Moldau (1400) 357.
Juglans regia 596.
Jul . . . , ſ. unter J.
Jumala, finn. Gott 431 f.
Jungingen, Ulr. von 490.
Jungtürken 187—190.
Jurašević (Zeta) 291.
Jurij II. v. Wladimir (1217) 455. 457.
— Danilowitſch (1303) 502.
— Dmitrijewitſch (1430) 503.
— Dolgorukij von Roſtow 454.
— Iwanowitſch (1530) 508.
— Koryatovicz 357.
Juriſics, Nik. 149. 380.
Jurjew 478. 480 f.
Juſtin I. 38.
— II. 45. 320.
Juſtinian I. 38—41. 43 f. 58. 82. 125. 271.
— II. 50. 65. 324.
Jütland 13.
Jutta, G. Wenzels II. 470.
Juvavia 280.
Jyrken 83.

Kabaren 321. 327. 369.
Kabiren 4.
Kabul, Fluß 6.
Kâdamharî, Roman 17.
Kadi 292.
Kadić, Todoro 302.
Kadlubek 468.
Kaffa 541.
Kaghul (1770) 583.
Kahlenberg, Schlacht (1683) 161.
Kai Chusrau, ſ. Ghayâth ed-dîn.
Kairo 57. 147.
Kalabrien 70. 81. 90.
Kalačevo(-čli) 343.
Kalama, Fluß 84.
Kalanča (b. Perekop) 369.
Kalckſtein, Chr. Ludw. von 552.
Kaleb von Axum 43.
Kaliman I. u. II. v. Bulgar. 337.
Kalinowski, Pole 543.
Kaliſch 423. 476.
Kalixtiner 254.
Kalka 455.
Kalkandelen (1844) 222.
Kállay, Benj. v. 294.
Kallimachi, Woiwode 166. 363.
Kallinikia, G. Raduls v. d. Wal.
Kalliniķos, Syrer 65. [350.
Kallipolis 126.
Kálmán, ſ. Koloman v. Ungarn.
Kalojan, ſ. Joannisza.
Kalojohannes, Maler 93. 98.
Kalugareni (1595) 155. 353.
Kama 432.
Kameen 15. 29.
Kamenskij, N. 170. 586.
Kam(i)en(i)ec 160. 497. 550. 553.
Kampanien 5.
Kamtſchatka 563. 589 f.
Kanachos von Sikyon 6.
Kanaris, K. 173.
Kandia, ſ. Kreta.
Kandidos, Iſaurier 36.
Kan(i)ew 539.
Kanizſa 155.
Kanſa, ind. Halbgott 53.
Kanſu, chineſiſche Provinz 46.
Kantakuzen, Georg 172. 180.
— Helene 129.
— Matth. 125.
— Serban II. 354. [Joh. VI.
— Stephan III. 355; ſ. auch
Kantemir, Antioh 363. 567.
— Dimitrie, Philoſoph 355
— Mirzak (1637) 362.
Kanun-nameh 114. 122. 144.
Kapitanate (Mil.-Grenze) 299.
Kaplanly (1844) 222.
Kapo d'Iſtrias, Agoſtino 176.
— Joh. 171. 174. 176.
Kápolna 402.
Kappadokien 29. 87.
Kara Chalil Tſchenderli 121.
— Muſtafa 160 f.
Karádi, Paul 382.
Karadjordje (Georg Petrović) 168. 170. 302. 586.
Karadjordjević, ſ. Alex. u. Peter.
Karadžić, Vuk Stefánović 308.
Karagöz 114. 124. 147.
Karaiskakis, G. 173.
Karakaſow, Dmitrij 580.
Karako (Siebenb.) 400.
Karakorum 456 f.
Karamſin, Nikolai M. 501. 577.
Karantanien 232. 277. 280.
Karavelov, Ljub. 344.
Kaſimbeg 149.
Karch (Taman) 369.
Kardam, Bulgare (800) 325.
Karelien 561.
Karelier 101.
Karien 8.
Karkantſcholi (Albanien) 217.
Karl der Große 62. 72. 279. 367. 417.
— II. der Kahle 326.
— III. 232.
— IV. 127. 245. 247 f. 376. 477.
— V. 147 f. 150. 517. 520.
— VI. (III. von Ung.) 299. 410. 555. 582.
— VII. Albert 164. 386.
— VI. von Frankreich 251. 490.
— VII. von Frankreich 139.
— VIII. 142. 145.
— IX. von Frankreich 153. 531.
— X. von Frankreich 174.
— v. Lothringen 161 f. 300. 392.
— I. Anjou v. Neapel 105 f. 337 f.
— II. Anjou 111. 376.
— Martell von Anjou 374.
— III., der Kleine v. Neapel 376.
— von Rumänien 183. 365.
— Auguſt von S.-Weimar 386.
— IX. von Schweden 533.
— X. Guſtav 383. 549.
— XII. 164. 548. 553. 561.
— III. von Spanien 412.
— v. Steiermark 158. 298. 534.
— Robert Anjou v. Ungarn 349. 356. 375. 395. 401. 475 f.
Karli, Wiking 431 f.
Karlmann v. Oſtfranken 231. 326.
Karlowitz, Friede (1699) 163. 299. 384. 553.
Karlsbad, Kongreß 577.
Karlſtadt 298. 301.
Kärnten 309 f. 312.
Károlyi, Alexander 163.
— Kaſpar 382.
Karpathen 225. 417. 420. 425. 445.
Karpfen (Sachſenkolonie) 394.
Kars 203. 586.
Karthago 4. 41 f. 65.
Kašak 370; ſ. Kaſogen.
Kaſaken 538; ſ. Koſaken.
Kaſan 424. 506. 509. 580. 589.
Kaſchau 384. 398. 478.
— Vertrag (1374) 486.
Kaſchgar 19.
Kaſchmir 17.
Kaſia, Schriftſtellerin 59. 75.
Kaſimir I. 447. 464 f.
— II. 466—468. 470.
— III. der Große 245. 475—477. 483. 486 f. 489. 491. 499. 523.
— IV. Andreas 258. 358. 492. 497—499. 501. 516. 520. 536.

Kaſimir von Teſchen (1497) 264.
Kaſimiriden 468—470. 474.
Käsmark 396.
Kaſogen 370. 441. 447. 538.
Kaſpiſches Meer 83. 419. 421. 425. 432. 440. 562. 580.
Kaſſope, Theodor (Jungtürke) 190.
Kaſtelec, Mich. 312.
Kaſtellaneien 473.
Kaſtenſtaat 28. 32.
Kaſtriota, Georg 138 f. 141—143. 218. 220 f.
— Johannes (Yban) 220.
Kaswini 432.
Katakalos, Leon (896) 327.
Katalanen 106.
Katalaunifche Felder, ſ. Mauriaz...
Katerdji, Jan. 362.
Katharer 332.
Katharina I. 567—569.
— II. 167. 202. 301. 411. 440. 548 f. 555. 568 ff. 574. 576. 579. 583. 589 f.
— Gemahlin Bethlens 383.
— G. Stephan Thomaſchs von Bosnien 140.
— G. Iſaaks I. 49. 331.
— G. Johanns III. v. Schweden 523. 530.
— G. d. Matth. Corvinus 260. 378.
— 3. G. Sigm.'s II. Aug. von Polen 529.
— Tochter Ludwigs I. v. Ung. 486.
Katholizismus, ſ. Röm.-kathol.
Katkow, Mich. 580. [Kirche.
Kaufmann, von, General 590.
Kaukaland (Siebenbürgen) 316.
Kaukaſus 59. 83. 419. 425. 433. 455. 509. 538. 549. 589 f. 595.
Kaulbars, Alexander V. 345.
— Nik. Baron 194.
Kaunitz 583.
Kave, finn. Geburtsfee 372.
Kedrenos, Georgios 36.
Kegen, Petſchenege 332.
Keif (Halbſchlaf) 153.
Keilſchrift 6. 197.
Keſſtut von Litauen 484 f. 487.
Kelten 7. 269. 367.
Keltzene (Kleinaſien) 87.
Kemâl Bey 188 f.
Kemény, Joh. 362. 383.
Kephallenia 82. 95.
Kephalos, Konſt. 84.
Kerem, Kloſter 205.
K(e)rim Giray 166.
Kernowo 430.
Kertſch 6. 8 f.
Kerularios, Mich., Patriarch 89.
Kettler, Gotth. (Kurland) 522 f.
Kework Surenian 212.
Khafir (Tribut) 209 f.
Kholand 112. 590.
Khotan 18.
Khrimian, Erzbiſchof 202. 208.
Kiachta 590.
Kiboſſa, Armenien 68.
Kibyrrhaiotiſche Provinz 81.
Kiepert, H. 198.
Kietlicz, Heinrich, Erzbiſchof 469.
Ki(j)ew (Fürſtent. u. Stadt) 76. 420. 423—425. 428. 438 ff. 443 f. 447 ff. 452—456. 463. 482—484. 515. 534. 538—540. 542 ff. 551.
— Hochſchule 544.
— Kloſter 448. [544. 546.
— Metropolie 495. 535 f. 541.
Kilia 146. 359. 541.
Kilidſch, ſ. Izz ed-dîn.
Kilid ül Bahr (Dardanellen) 154.
Kilikien 8. 87.
Kimbern 228.
Kimpolung 87.
Kinäden 25.
Kinburn am Dnjeſtr 584.
Kinga v. Halicz, ſ. Kunigunde.
Kinizſi von Temesvár, Paul 377.
Kinnamos, Joh. 94. 395.
Kiptſchak 456. 502.
Kirche, angelſächſiſche 61.
— armeniſche 58. 200 ff.; ſ. auch Griech.-, Röm.-kath. Kirche u. Union.
Kirgiſen 433. 538. 589.
Kiſaſzony 371 f.
Kiſiel, Pole (1648) 546.
Kiſſelew, P. v. 356. 364.
Kiwerowa Horka (1582) 532.
Klara, ſ. Clara.
Klauſenburg 401 f.
Kl(e)idion (1014) 87. 331.
Kleinarmenien 199.
Kleinaſien 4. 15. 34. 417. 541.
— chriſtlich 29.
Kleinpolen 524.
Kleinruſſen 35 f. 483. 548.
Klemens VI. 246.
— VII. 249.
Kleomenes 22.
Kleon von Syrakus 11.
Klephthen 171. 180. 209. 294.
Kljasma 454.
Klocska, Juon 386.
Klokotnica, Schlacht (1230) 336.
Klöſter, idiorhythmiſche 107.
Kmita, Franziskaner 487.
Knade, Jakob 524.
Knes (Knez) 289. 293. 430.
Kniprode, Winrich von 484.
Knut II. d. Gr. v. Dänemark 463.
— VI. 480.
Kogălniceanu, Michael 367.
Kohler, Joſ. 67.
Kolberg 462.
Kolettis, Joannis 174. 180.
Kollár, Johann, Slawiſt 307.
Kolo 295. 308.
Kolokotronis, Th. 173.
Koloman v. Polen (1218) 452.
Koloman von Ungarn 296. 372; ſ. auch Kaliman.
Kolomna 456. 503.
Koloniſation, deutſche 226. 240. 456. 474. 483. 490.
— ruſſiſche 595.
— venetianiſche 90. 104.
— weſteuropäiſche 104.
Kolumban, Miſſionar 280.
Kolumbus 12.
Komarow, Alex. W., General 590.
Komitate 372.
Komnenos, David 101.
— Geſchlecht 49. 219.
— Konſtantin 337.
Konaszewicz, Peter 535. 541 f.
Konawlien 278. [544 f.
Konduriotis, G. 173.
Konföderationen, poln. 496. 585.
Kongregationaliſten 206
Kongreß-Polen 556.
Konia, Schlacht (1482) 145.
Koniec polski, Stan. 536. 542 f.
Königsberg i. Pr. 552. 554.
Königsmarck, Graf, Geſandter 177
— Wilhelm 162.
Konon, Papſt 61.
Konrad II., Kaiſer 372. 463 f.
— III. 237 f.
— von Glogau 467. 469.
— von Mähren (1055) 235.
— Otto von Mähren (1180) 239.
— von Maſovien 469 f. 472. 481.
— von Montferrat 95.
— von Znaim (1140) 237.
— Abt von Königsſaal 244.
Konſtans II. (641—668) 54. 64.
Konſtantia, Gemahlin Raim.'s I. v. Poitou 93.
— G. Sigm.'s III. v. Polen 534.
Konſtantin I. d. Gr. 28. 30—32.
— IV. Pogonatos 65. 324. [53.
— V. 50. 71. 98. 325. 329.
— VI. 71 f.
— VII. Porph. 82. 84 f. 277. 297. 328. 369. 441.
— VIII. 82. 88. 99. 330. 442 f.
— IX. Monomachos 88. 332.
— X. Dukas 49. 89.
— XI. 109. 134—136.
— I., Papſt 61.
— Aſen von Bulg. 335. 337.
— Baſarab 362.
— von Griechenland (1897) 195.
— von Miſithra, ſ. Palaiologos.
— Nikolajewitſch 579.
— Pawlowitſch 574. 577 f. 584.
— von Velbuzd 341.
— von Wladimir 455.
— aus Theſſalonike, ſ. Kyrill.
— Biſchof v. Welica (900) 283.
Konſtantine (Perſien) 46. [327.
Konſtantinopel 31 ff. 50. 84. 189. 318. 325. 345. 438. 441. 448. 513. 541. 545. 582 f. 586 f.; ſ. auch Byzanz.

Konstantinopel, Bauten 32. 34. 50 f. 88. 106. 144. 157. 165.
— Fall (1203) 96. [177.
— — (1453) 136 f.
— Friede (1897) 195.
— Handel 63.
— Name 114.
— Patriarch 508. 534. 544.
— Protokoll (1886) 346.
— Sophienkirche 41. 43. 50. 84. 97. 443. 448. 587.
— Synoden 65. 75. 81.
Konstantius II. 29.
Konstanz, Konzil 253. 495.
Konstitutionen 40.
Konsulargerichtsbarkeit 96. 150.
Kontschaka, G. Jurij Dan.'s 502.
Kopenhagen 596.
Kopitar, Jernej 312.
Koppernikus, Nik. 491. 555.
Köprülü, Ahmed 159 f.
— Hussein 163.
— Mohammed 159.
— Mustafa 162.
Koraïs, Adamantios 171.
Korb, Joh. Gg. 567.
Kore, griech. Göttin 5.
Korecki, lit. Familie 538.
Korfu 20. 95. 164. 409.
Koriat von Litauen 484.
Koriatović, Georg 357.
Korinth 8. 24. 27 f.
— Landfriedensbund 11. 21.
Korkud, osman. Prinz 145.
Korkyra 20; s. auch Korfu.
Kormisoš, Bulgare 325.
Kormlenje 564.
Korosten 441.
Korsen (Kuren) 429.
Korsika 42.
Korsunj (Schlacht 1648) 546.
Kos 8. 92.
Kosaken 160. 361. 421. 515. 533. 535—549. 562. 565. 589.
— Gliederung 539.
— Name 538.
— Registrierte 538. 540 f. 543.
kosciół 477.
Kosciuszko, Th. 585.
Koselok (1238) 456.
Kosinski, Kristoph, Ataman 541.
Kosmas, Gegenkaiser (727) 69.
— Indikopleustes 52.
— von Prag 226. 230. 436. 464.
Kosodawlew, Russe 573.
Kossow, Silvester 544.
Kossowo (1389) 128. 289. 350.
— (1448) 134. 351.
Kossuth, Franz 389.
— Ludwig 387.
Kostroma (Kolomna) 456. 503.
Kösszeg, s. Güns.
Kotrag, S. Kuwrats 323. [guren.
Kotriguren (Kotzagiren), s. Kutur-
Kotroman(ov)ić, Geschlecht 292.
Kowno 484.
Kozaren 441; s. Chazaren.
Kozel (Pannon.) 231. 282. 309.
Kozlowski, S. 544.
Krain 312.
Krajova, Banat 587.
Krakau 243. 460. 462. 464 ff. 469 ff. 477. 486 f. 489. 491 f. 494. 499. 520. 549 f.
— Domkapitel 496. [556. 585.
— Freistaat 556. 587.
— Hochschule 477. 490 f. 556.
Krakó (Siebenbürgen) 400.
Kramer, Johann 512.
Krasnojarsk 589.
Krebsverse 82.
Kreide 421.
Kreka, Hunnen-Königin 318.
Kremenczug (1591) 541.
Kremnitz 393.
Krepostnoje prawo 579.
Kres(z)imir (Kroate) 86. 284.
Kreta 7. 74. 85. 92. 115. 160. 176. 184. 195. 409.
Kreutz 296.
Kreuz, heil. 53. 64.
Kreuzzug, erster 91. 465.
— zweiter 237.
— vierter 96. 125. 458.
— Siegmunds (1396) 129.
Krewo (Litauen) 484 f. 489.
Krewy (Priester) 430.
Kričim (Balkan) 334.
Kriegskunst 63. 100. 593.
Kriemhild 319.
Krikerhäu 394.
Krim 81. 167. 420. 433. 506. 541. 548. 551. 581. 583 f.
— Giray, s. Kerim.
— -Goten 43.
— -Krieg 180 ff. 356. 578. 588.
— -Tataren 157. 362. 506. 509.
Krishna 53.
Kristoforidis, Konst. 218.
Kritobulos v. Imbros 109. 141.
Križanić, Jurij, Serbe 305.
Krjesmir, s. Kres(z)imir.
Krk, Insel (Veglia) 305.
Kroaten (Krobaten) 269. 273. 277 ff. 282. 307. 388. 429. 439. 462.
— älteste Nachrichten 283 ff.
— Litteratur 305.
— Volkstum 308.
Kroatien 274. 295 ff. 372.
— Ausgleich mit Ungarn 304.
— im 19. Jahrhundert 303.
— Landtag 296.
— Militärgrenze 298.
Kroczka, Schlacht (1739) 165.
Kroisos 5. [241.
Kroissenbrunn, Schlacht (1260)
Kroja 221; s. Kruja.
Krok (Böhmen) 230.
Krones, Franz 397.
Kronstadt 400. 402 f.
Kruja 144. 221.
Krum, Bulgarenfürst 73. 325.
Kruschevatz 140.
Krwiči 427.
Kryptenkloster 448.
Krywe-Krywejto 430.
Ksiądz (poln.) 430.
Ktesias 11.
Ktesiphon 59.
Kuban 83. 584. 589.
Kubbet es-Sachra (Arabien) 57.
Kublai Chan 458.
Kučuk-Kajnardši, s. Kütschük.
Kudak am Dnjepr 543.
Kujavien 423. 465. 469 f. 472. 476.
Kukejnos (Polock) 480. [479.
Kukuden (Albanien) 217.
Kuldja (1879) 590.
Kulewtscha (1829) 175.
Kulikowo (Schlacht 1380) 503.
Kulin, Bosnier 292. 297. [132.
Kulle-Schahin (Rumelier, 1442)
Kulm i. Bö., Schlacht (1126) 236.
— Preußen 481. 492.
— — Recht 476.
Kultur 24. 77. 110. 124. 425 f. 437. 452. 474. 482. 594—596.
Kulturhaß 445. 596.
Kulturmischung 8. 11. 51. 61. 102; s. auch Kolonisation.
Kululis (Byzacena) 42.
Kumanen 89. 91. 285. 332. 336. 348. 372. 374.
Kumejki (Schlacht) 543.
Kumys 422. 457.
Kunaxa, Schlacht (401 v. Chr.) 20.
Kunen (Asiaten) 124.
Künersdorf (1759) 570. 582.
kunigas 429 f.
Kunigunde, G. Přemysl Ottokars II. 242. 375.
Kunik, E. 428.
Kunok 91; s. Kumanen.
Kunos, J. 188.
Kunowiza (1443) 133.
Kunst 5 f. 25. 61. 98. 106. 139.
Kupelian, Patriarch (1879) 206.
Kurakin, Alex. u. Boris (1625) 567.
Kurakow, See 542.
Kurbatow, Alexej 567.
Kurbskij, Fürst 510. 592.
Kurden 209 f.
Kuren 429. 480 f.
Kuria, Petschenege (973) 442.
Kurie, s. Papsttum.
Kurilen 590.
Kurkuas, Johannes, Armenier 49.
Kurland 481. 522. 577.
— Herzogtum 510.
Kuronen, s. Kuren.
Kursan, Magyare 370.
Kurutzen 384.
Kuschyn 390; s. Güssing.
Kusr en-Nûeihis 31.
Küssen der Erde 11.
Küstendil 287.
Küstenkroatien 284.

Ku tſang (China) 33.
Kutſchedra, alb. Dänon 217.
Kütſchük-Kainardje (1774) 167. 171. 355. 584.
Kuttenberg 227. 256.
Kuturguren 42. 320. 328.
Kutzow(a)lachen 348.
Kuvrat, Bulgare 320. 322.
Kuyuk, Mongolenchan 458.
Kyklopen 16.
Kyniker 14.
Kynſtudt, ſ. Keiſtut.
Kypern, ſ. Cypern.
Kyprianos von Kijew 489.
— Zauberer 53.
Kyrene 4. [326. 443.
Kyrill (Konſtantin) 76 f. 231. 281.
— von Jeruſalem 282.
Kyrilliſche Schrift 283. 305. 311.
Kyros 9. 20.
Kyrrhos (Maked.) 12.
Kyſſin 390; ſ. Güſſing.

Lach und Lachen 427—429.
Lachares (300 v. Chr.) 21.
la Cheppe 411.
Lacooſon 158.
Laczkó von Gnieſen 397.
Ladislaus I. d. Heil. 285. 295. 372.
— II. 373.
— III. 373. 391.
— IV. 349. 374. 390. 393. 395.
— V. (= Wenzel III. von Böhmen) 375.
— von Neapel 129. 295.
— (1442), ſ. Wladiſl. III. v. Pol.
— Poſthumus 498. [men.
— (1490), ſ. Wladiſlaw v. Böh-
— Woiwode (1307) 375. 401.
Lado, lit. Gottheit 430.
Ladoga 438.
— -Kanal 562.
Laharpe, Fréd. Céſ. 576.
Laibach 312.
— Kongreß 577.
Laiot (Baſarab der Ältere) 352.
Lajma (Mondgöttin) 430.
Lakonen 92.
Lakonien, freies 27.
Lala Muſtafa (1571) 153.
Lalaſchahin, Wezir (1363) 126.
lalataxa 16.
Lamarmora, Alf. del 182.
Lamartine 578.
Lambros, Sp. 47.
Lamfona (Numidien) 42.
Lamia (Zeitun) 101.
Lamii, türk. Dichter 152.
Lamperez, Spanier 100.
Lanckoronski, Fam. 538.
— Preclaw 539.
Landſchaftshöfe 477.
Landskrone (Siebenbürgen) 401.
Langobarden 46. 229. 367. [185.
Langrand-Dumonceau, A. 183.
Lanskoj, Serg. 579.
Laokoongruppe 26.
Laonikos Chalkondyles 109. 131.
Lapuchin, ſ. Lopuchin.
Large, Schlacht (1770) 583.
Lariſſa 23.
Lariſtan 42.
Laskaris, ſ. Theodor I. u. II.
Laski, Hieron. 396.
— Jan 500.
Lateiniſches Kaiſertum 101. 125.
La Tène 7.
Latzko von der Moldau 357.
Laubhüttenfeſt 16.
Laudon, Gid. Frh. v. 167. 570. 584.
Lauria, Roger de 127.
Lauſitzen 463.
La Valetta 151.
La Valette, Jean de 151.
Lavra 86. 448; ſ. Athos und Troitzko...
Layko v. d. Walachei 349 f.
Lazar Grbljanović 128. 289.
Lebedia 83. 321. 369.
Lebedias, Woiwode 369.
Lebunion, Schlacht (1091) 332.
Lech und Lech(it)en 427 f.
Lechfeld, Schlacht (955) 283. 371.
Lee, Joſ. (Zigeuner) 411.
Lehnsweſen 82. 112 f. 292. 469. 473. 480.
Leibeigenſchaft 577. 579; ſ. auch Bauernbefreiung.
Leibniz, G. W. 160. 562.
Leichenverbrennung 484.
Leiningen, Emiko von 378.
— -Weſterburg, Chr. 181.
Leipzig 596.
— Univerſität 252.
Leitha, Schlacht (1246) 241.
Lel, lit. Gottheit 430.
Leliwa, polniſches Geſchlecht 494.
Lemberg 476. 489. 521. 543 f.
— Bistum 536. [546. 551.
Le Meingre, Jean, ſ. Boucicant.
Lemnos 7.
Lenczyca 423. 465. 468.
— Synode (1523) 524.
Lendici 427.
Lengyel (= Polen) 429.
Leo II. von Armenien 104.
— VI. von Armenien 199.
— I., Papſt 319.
— III. 61. 72. 79.
— IX. 89.
— X. 147. 524.
— XIII. 206. 284.
— von Oſtia 97.
— von Santa Croce (1204) 333.
Leon I. der Thraker 34. 36. 331.
— III. 66 f. 69. 72. 82. 98. 113.
— IV. 71.
— V. 49. 69. 73. 325.
— VI. 68. 81 f. 100. 199. 327.
— Diakonos 440. 442. [439.
— Erzbiſchof von Bulgar. (11. Jahrh.) 87.
Leon Paraſpondylos, Prieſt. (1054)
Leondari (1397) 129. [89.
Leonhard v. Mitylene (1452) 135.
Leonidas von Tarent 25.
Leontios, General (695) 65.
— Pilatos 110.
— von Byzanz 38.
Leopardi, Giac. 202. [403. 410.
Leopold I. 161. 301. 343. 383.
— II. 167. 306. 386.
Lepanto 146. 153.
Lepſius, J. 211.
Leptis Magna 42.
Le Puy (Frankreich) 145.
Leros, Berg bei Halikarnaß 92.
Leſchkirch 400.
Lesghier 589.
Leſſeps, F. de 185.
Leszczynski, Fam. 524; ſ. auch Maria u. Stanislaus I.
— Rafael 525.
Leszko I. Bialy v. Krakau 467. 470.
— von Maſovien 469.
— der Schwarze 470.
Letigala 429; ſ. Letten.
Letopis (Bulgarien) 342.
Letten 429. 480.
Letuwa u. Letuwanis 430.
Leutſchau 394. 398. 499.
Leutſcher, Georg 396.
Levantelinie, deutſche 194.
Levkoſia (1570) 153.
Lewſchin, Ruſſe 579.
Lezko, ſ. Latzko.
Liaoyang, Schlacht (1904) 590.
Libanon 86. 183.
Liberalismus 187—190. 387. 586.
Liberum veto 521. 529. 549 f.
Libius Severus (461) 36. [584.
Libuſcha 230.
Licinius (Kaiſer), ſ. Valerius Li-
— Lucullus 198. [cinianus.
Liegnitz (1241) 241. 470.
Liga (1454) 139.
— heilige (1495) 146.
Ligne, Karl Joſ. Fürſt von 576.
Li Kuang li (101 v. Chr.) 18.
Lindos 7.
Linnen 8.
Linz, Friede (1645) 383.
Lipa, Heinr. v. 244.
Lipan, Schlacht (1434) 257.
Liſikaviker 460.
Liſowski, Koſak 542.
Litauen 411. 424. 472. 475 f. 478. 482—501. 497 f. 501. 505 f. 516. 518. 523. 528. 538.
— Natur 421. [540. 550. 554.
— Union mit Polen 487—501. 510. 517. 528. 530. 540.
— Verfaſſung 489.
Litauer 356 f. 429. 438. 447. 449. 452 f. 476. 478 ff. 506.
— Heidentum 429 f. 485.
— Ritter 484. 494.
— Taufe 488 f.

Litovoï, Woiwode 349.
Liturgie, slavische 534.
Liudprand v. Cremona 86.
Liuntis, Árpáds Sohn 327. 370.
Liutizen 462.
Livadia 130.
Liven 429. 431. 478—480.
Liverpool 596.
Livius Andronicus, L. 20.
Livland 424. 479—481. 509 f. 515. 521—523. 525 f. 528. 531 f. 537. 549. 553. 559 bis 561. 577. 583.
— Orden, s. dort.
Ljubia (alb. Dämon) 217.
Ljubewit, Slowene (820) 325.
Ljudi 427.
Ljuwgat (alb. Dämonen) 217.
Lloyd, österreich.-ungar. 177.
Löbl, A. 156.
Loboda, Kosak 541 f.
Loire 13.
Lombardei 245.
Lombarden 102.
Lomonossow, Michael W. 595.
London 596.
— Beschlüsse (1827) 586.
— Protokoll (1877) 191.
Longibardia (Südital.) 81.
Longo, Giov. Gugl. 136.
Lopuchin, Eudoxia 566.
Loredano, Jacopo 136.
— Luigi 133.
— Pietro 131.
Loris-Melikow, Mich. Graf 191.
Lorsch 99 f. [210.
Losonczi, Stephan 381.
Lothar I., Kaiser 81.
— III., Kaiser 236. 466.
Lothringen 554.
Lubart von Litauen 483 f.
Lübeck 479 f. 558.
Lubetsch 447. [466.
— Fürstentag (1097) 450. 452.
Lublau 394.
Lublin 494. 533.
— (Reichstag 1569) 528. 540.
— (Synode 1680) 551.
Luc (Gritzena) 102.
Lučaner 427.
Luccari, Dalmatiner (1605) 39.
Lucius II., Papst 479.
Luck 497. 533. 536. 544.
Lucolane 427.
Lucullus, s. Licinius.
Luchan Musicki, Erzbischof 308.
Lüdinghausen, Fr. v. (gen. Wolff), Jesuit 581.
Ludwig I. der Fromme 230. 325.
— II., Kaiser 81.
— der Deutsche 230. 326.
— IV. der Bayer 245.
— Wilh. von Baden 162. 300.
— I., König von Bayern 173.
— X. v. Bay.-Landshut 148.
— von Blois 101.
Ludwig I. v. Böhmen (= II. v. Ung.) 148. 264. 379. 393. 492. 517.
— X. von Frankreich 456.
— XI. von Frankreich 142.
— XIII. 412.
— XIV. 160. 412. 561.
— XV. 166. 562.
— I. von Ungarn (u. Polen) 248. 296. 298. 341. 375. 394. 395. 398. 401. 476. 478. 486. 489 f. 496.
Lukian 29.
Lund, Erzbistum 480.
Luneville 554.
Lunfici 427.
Lupiglaa 427.
Lurnfeld 280.
Lusignan, Geschlecht 104. 199.
Luther, M. 149 f. 524.
Lutold von Znaim (1101) 236.
Lutomerici 427.
Lüttich 63. 99.
Luxemburg 250.
— Haus 244.
Luzk, s. Luck.
Lybistos u. Rhodamne 104.
Lydien 4 f. 11.
Lykaonien 406. 409.
Lykien 8.
Lykurgos (330 v. Chr.) 21.
Lysa Góra (Kahlenberg) 420.
Lysippos 26. 97.
Lysistratos 26.
Lyzas 8.

Ma, Naturgöttin 3.
Maastricht 63.
Machiavelli, Niccold 499.
Mâğak, Ante (560) 323.
Magdeburg 461 f.
— Recht 476.
Magier 15.
Magnus von Dänemark 523.
Magyaren 52. 83. 89. 161. 232. 306. 323. 327—329. 348. 384. 390. 406. 429. 460; s. auch Ungarn.
— Frühgeschichte 367 ff.
— Liberalismus 387.
— Litteratur 378. 385 ff.
— Raubzüge 370.
— Volkstum 385.
Mahâbhârata 16. 18. 53.
Mahlija (Zigeuner) 407.
Mahmud I. 165.
— II. 169. 174. 178. 205. 586.
— Damad 190. 193.
— von Ghazna 112.
— Nedim Pascha 187 f.
— Pascha (1470) 143.
— — (1875) 186.
Mähren 101. 225 ff. 246. 262. 277. 456. 460. 462—464.
— Name 229. [471 f.
— Natur 226.
Mähren, reichsunmittelbar 239.
— Vorgeschichte 228 f.
Maiandros 94.
Mailand 238. 516.
Maina 69.
Mainz 99. 462.
Maioriamus 36.
Maiotis 369. 428.
Maison, Nic. Jos. 176.
Majestas Carolina 247.
Majmatschin 590.
Majordomus 84 f. 460.
Maka 18.
Makarios (Athen 1394) 129.
— Metropolit (1561) 508.
Makedonen 8. 326.
Makedonien 70. 81. 95. 278. 291. 303. 356.
Makedo-Rumänisch 348.
Makkari († 1631) 57.
Malalas, Joh. 45. 52. 83. 282.
Malamir, Bulgare 326.
Malatesta, Sigism. 143.
Malcher, Katharina (1530) 525.
Malerei 98 f. 106.
Mallos, Stadt 8.
Malta 147.
Malteser 151.
Mamaj, Chan 502 f.
Mamas, heil. 439.
Mameluken 147.
Mamma (Afr.) 42.
Mamun, Kalif 409.
Mananalis (Kommagene) 68.
Manasses, Konstantin 100. 342.
Manastras, Kumane (1207) 334.
Mandiya (Krönungsmantel) 52.
Mandjurei 590.
Mangroven 10.
Mangu Chan 458.
Maniak, Türke (um 570) 46.
Maniates, Georg 50. 88.
Manjazer (Taygetos) 48.
Manlius Torquatus 20.
Mantzikert (1071) 34. 90.
Manuel I. 93 f. 285. 297. 373.
— II. 107. 127. 129. 131.
— Armenier (850) 49.
— Ibatzes 331.
— Magister (842) 75
Marbod 229.
Marcello, Bartolommeo 138.
— Lor. 159.
March 225.
Märchen, indische 17.
Marchfeld (1278), s. Dürnkrut.
Marcinkiewicz, Jan 411.
Marcus de S. Antonio 311.
Mardaiten, syr. 81.
Marduktempel Esaggil 10.
Marfa, Nonne, s. Xenia.
Margarethe, G. Bélas III. 373.
— G. Friedrichs II. d. Sanftm. 491.
— G. Heinrichs VII. 241.
— G. Isaaks II. 96.

Margarethe, G. Ludwigs I. von Ungarn 376.
— Maultasch 245.
Margaritone von Brindisi 95.
Margum a. d. Morava 317.
Marharii 427.
Maria, heilige 371 f. 481.
— G. d. lat. Kaisers Heinrich 334.
— G. Johanns Asen II. v. Bulg. 334.
— G. Johanns Wlad. v. Bulg. 331.
— G. Karls von Steiermark († 1608) 534.
— G. Konstantins Asen v. Bulg. 108. 337 f.
— G. Ludwigs II. v. Ung. 379. 391. 517.
— G. Manuels I. 94.
— G. Man.'s Kemn. 337.
— G. Nikeph.'s I. 337.
— G. Peters von Bulgarien 85.
— 1. G. Kaiser Siegmunds 248. 376. 486.
— Christine, G. Siegm. Báthoris 381.
— Leszczynska 562.
— Louise, G. Wlad.'s IV. u. Jans II. Kas. v. Polen 537. 550.
— — G. Ferd.'s v. Bulg. 194.
— Theresia 306. 386. 397. 413. 583.
Maria Saal, Kärnten 280.
Marienburg 472. 482. 484. 490. 492.
Marienwerder 481.
Mark Aurel, s. Annius Verus.
Markianopolis 73.
Markianos (450) 36. 318 f. 331.
Marko Kraljević 290. 341.
Markomannen 228 f.
Markos Eugenikos (1439) 109.
— Maler (1313) 110.
Marmaros 356 f.
Marmont, A. Vieffe de, Gen. 302.
Marmor 425.
Marquart, J. 42. 367. 369. 428.
Marseille 12. 61. 596.
Martin I. 65.
— IV. 106.
— V. 254 f. 257.
Martini, Giambattista 574.
Martinovics, Ign. Jos. 387.
Martinus Gallus 465. 471.
Martinuzzi, Bischof 380.
Märtyrer 30. 484 f.
Marulić, Marco 305.
Maruzâs (588) 46.
Maseppa, s. Mazeppa.
Maslama, Feldherr (717) 66.
Masovien 447. 464 f. 469. 472. 476. 479. 485. 520. 523 f. 530. 585.
Maß u. Gewicht 4.
Massa, Isaak 557.
Massilia 12; s. Marseille.
Masthots 58; s. Mesrob.
Mas'udi 428. 433. 440. 460.
Matheos Urhaçi 87.
Matić, s. Sporer.
Matthéos, Patriarch (1844) 207.
Matthias, Kaiser (= M. II. von Ungarn) 382.
— I. Corvinus von Ungarn 140. 142. 146. 158. 260 f. 298. 359. 377. 391. 396. 412. 492. 557.
— Basarab v. d. Walachei 354.
— von Ebessa 446.
Matulis 489.
Matwejew, Andrej 567.
— Artemon Serjewitsch 558.
Matwejschewo 512.
Mauretania Sitifensis 42.
Mauriazensische Felder, Schlacht (451) 319.
Maurikios 45 f. 60. 275. 436.
Maurokordatos, Alex. 172—174.
— Nikolaus 355. 363.
Maurus-Pantaleon 98.
Maury, Jean Siffrein, Abbé 574.
Mauthi, alb. Geister 217.
Mavromichalis, Georg 176.
— Konstantin 176.
Max Emanuel von Bayern 161 f.
Maximilian I. 147. 310. 378. 506. 516 f. 520. 556. 559.
— II. 151. 153. 158. 311. 381. 529. 531.
Maximinus, Kaiser 348.
Maximinos, Senator (449) 317.
Maximos, Geheimschreiber (650) 65.
— Mönch (gegen 1500) 506
Maya, Dämon 53.
Mayas, Grieche 18.
Mazarin 159.
Mazaris, Man. (Max.) 131.
Mazdaismus 198.
Mazenderan 562. 589.
Mazeppa, Iwan St. 548.
Mažuranić, Iwan 290. 308.
Mcsislav, s. Mesko.
Mebodes (590) 46.
Mechitar da Pietro 200.
Mechitaristen 200 f.
med (Honig) 435.
Mediasch 402.
Medici, Cosimo 110.
— Hippolyt 149.
— Lorenzo 499.
Medina 57. 589.
Medweschi Lozy (1625) 542.
Megara 215.
Megariker 14.
Megasthenes 16.
Megiddo 7.
Mehemed Ali v. Ägypten 174. 176 bis 178. 222. 587.
— Bey (1522) 148.
— — (1860) 189.
Mehemed Hafiz Pascha 177.
— Rüschdi Pascha 187 f. 192.
Mehmed Schah (1840) 179.
Meinhard von Urküll 479 f.
Meinwerk, Bischof 100.
Melanthias von Byzanz 42.
Melchiten 64.
Melissenos, Nikephoros 49.
Melitene, Emir von 85.
Melito von Sardes 29.
Melnik, Gesetze (1501) 500.
Memnon 9.
Memphis 8.
Menander, Geschichtschreiber 45.
— König 17. 18.
Mendog von Litauen 482 f.
Menelaos 20.
Mengli Giray I. 143. 516.
Mens, röm. Göttin 19.
Menschenopfer 4.
Menschikow, Alexander D. 181. 548. 567. 588.
— — A. 568.
— Maria 568.
Menteschе, Turkmene 111.
Mercy, Cl. Fl. Graf 164. 405.
Merecz (Polen, 1648) 546.
Meren (Finnen) 431.
Mergel 421.
Merseburg 460. 463. 466.
Merw 590.
Mesa 4.
Meschetta 55.
Mesembria 84.
— Schlacht (917) 328.
Mesihi, türk. Dichter 145.
Mesko I. v. Polen 233. 460 f. 471.
— II. 372. 463 f.
— III. Stary 465 ff.
— von Ratibor 467. 469.
Mesrôb 58. 198.
Messageries Maritimes 182.
Messenien 24.
Messina 29. 98. 154.
Meszagole (Polen) 489.
Metalltechnik, assyrische 4.
Metelino, Schlacht (1457) 141.
Methodios aus Thessalonike 76 f. 231. 281. 326 f.
Methoni 101. 146. 162. 200.
Metternich, Fürst 173. 577. 586 f.
Metz 318.
Metzenseifen 398.
Mewlewi, moh. Orden 124.
Meyer, Gustav 215. 218 f.
Mezameros, s. Magal.
Miaulis, A. 173. 176.
Michael I. Rhangabé, Kaiser 73.
— II. 73—75. [325.
— III. 49. 75. 231. 326.
— IV. Paphlago 88. 219.
— V. Kalaphates 88.
— VI. Stratiotikos 89.
— VII. Dukas 49. 90.
— VIII. Palaiologos 105. 287. 337 f.

Michael v. Bdyn 106. 287. 339. 349.
— I. von Bulgarien, s. Boris I.
— v. Bulgarien (gest. 929) 328 f.
— Asen von Bulgarien 105. 337.
— von Nowgorod (1304) 459.
— Wisniowiecki von Polen 160. 531. 550—552.
— III. Romanow von Rußland 514 f. 536. 544. 558.
— Nikolajewitsch (1877) 191.
— v. Serbien (11. Jahrh.) 284 f.
— Obrenović III. von Serbien 183. 303.
— von Twer (1304) 502.
— I. von der Walachei 350 f.
— der Böse von d. Walachei 351 f.
— II. der Tapfere v. d. Walachei 155. 352 f. 362. 381. 501.
— (III.) von der Walachei 352.
— Wydewyt v. Zachlumien 328.
— von Kijew (990) 444.
— Psellos 89.
Michailow, Peter, s. Peter I.
Michelauer Land 476.
Michelson, J. F. von 169.
Midhat 187 f. 190 f. 193.
Mieczysław, s. Mesko.
Miedniki (so!) 489.
Mies, Jacobellus von 254.
miestnitschestwo 592.
Mieszko, s. Mesko.
Mihail und Mihnea, s. Michael.
Mihri, türk. Dichterin 145.
Mijatović, Čed. 300.
Mikes, Klemens 385.
Mikligardr 438; s. Konstantinopel.
Miklosich, Franz von 276. 408 f.
Milan Obr. IV. 183. 193. 303. 346.
Milenzer (Eurotas) 48. 273.
Milet 5. 8.
Milicz von Kremsier 249.
Milind(r)a, indischer König 17.
Militärgrenze 156. 158. 298 f. 593.
Militärmonarchie 64.
Miljutin, Kriegsminister, Dm. 187.
Millet (Arm.) 207.
Miloradović, Mich. (1711) 301.
Miloradowitsch, Graf (1825) 578.
Miloš Obrenović 168. 170. 183.
Milosi 427. [302.
Miltiades 8.
Milutin von Serbien 287.
Milutinović, Theodor 302.
Milzani 427.
Mimos 25. 114.
Mindowg, s. Mendog.
Minin, Kusma (1613) 514.
Minoriten 139.
Minsk 438.
Mircea von der Walachei 129. 350. 410. 489.
Miribiten 216.
Miriszló, Schlacht (1600) 354.
Miroslaw von Kroatien 284.
Mirza, s. Mircea.
Misako, s. Mesko I.
Mischkrüge 5 f. [mischung.
Mischstil 51; s. auch Kultur-
Miseko, s. Mesko.
Misithra 103. 107 f. 127. 132—134; s. auch Palaiologos.
Mission, christliche 53. 206. 458. 461. 479. 487 f.
Missolunghi 173.
Mistra, s. Misithra.
Mitau 522.
Mithras 32.
Mithritis (Magierin) 15.
Mitra 9.
Mittelasien 590.
Mittelbyzantinisches Reich 79.
Mittelmeer 417. 560.
Mjedjej, lit. Gottheit 430.
Mleh, Armenier 209.
Moab 4. 55.
Mocenigo, Tomm. 130.
Modlin 423.
Modon, s. Methoni.
Modrinjak, St. 312.
Modrzewski, A. F. 529.
Mogila, Familie 543.
— Jeremias 353. 362.
— Peter 542—544.
— Simeon 354.
mogile (Grabhügel) 419.
Mogor, Altmagyare 370.
Mohács, Schlacht (1526) 148. 266. 297. 360. 379. 492. 517.
— (1687) 161.
Mohammed I. 108. 131. 144.
— II. 109. 115. 134. 140. 144 f. 290. 350. 352. 359. 506.
— III. 155. 157.
— IV. 158. 160.
— Chan, Prinz († 1756) 166.
— Abd el-Wahhâb (1745) 165.
— Emin (1769) 166. 583.
— Girai III. 157.
— von Nikopolis (1510) 353.
— Schaulak (1571) 153.
— Sokolli 152—154. 300.
Mohammedaner, s. Islam.
Mohilew 536. 574.
Mohyla, s. Mogila.
Moimir und Moimiriden 230.
Moira 217.
Mokaukas (Statthalter) 64.
Mokosch, russischer Gott 443.
Moldau 225. 349. 356. 499. 516. 519. 521. 543. 546. 586.
Moltke, Helmuth von 177. 180.
Mon (Molm), Insel 481.
Moncastro 359.
Mönchtum 37. 61.
Monembasia (1419) 131.
— Chronik von 47.
Mongolen 119. 374. 455 f. 458 f. 470. 501—503.
— (1237—42) 241. 401. 444; s. auch Tataren.
Monophysiten 43. 48. 64.
Monotheletismus 64.
Monreale 98.
Monte Cassino 98.
Montecuccoli, Raim. 159. 383.
Montenegro 141. 181. 278. 291. 301 f. 561. 588.
Montesquieu, Ch. de 570.
Montpellier 61.
Monumentum Ancyranum 151.
Monwid von Litauen (1340) 484.
— von Wilna (1413) 494.
Mordwinen 101. 368. 431 f. 455 f. 509.
Morea 101. 108 f. 146. 172.
— Chronik 102.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 150.
Morizani 427.
Morlacchi (Moroblachi) 347.
Morosini, Franc. 159 f. 162.
Mortagon 325; s. Omortag.
Mosaiken 98. 106. [165.
Moscheen 57. 144 f. 147. 152. 157.
Moses von Chorene 58. 197 f. 200.
Mösien 27. 70. 324.
Moskau 424 f. 456. 485. 493—495. 497. 509 f. 513 ff. 522 f. 528. 530—532. 535 ff. 540 f. 543 ff. 557—560. 562 f. 565. 575. 581.
— Fürstentum 501—507. 572.
— Hochschule 512. 545. 569.
— Kreml 506. 566.
— Metropolit 510 f. 558. 565 f.
Moskwa, Fl. 501 f.
Mosynopolis 101.
Motassim, Kalif 75.
Mothe (Sizilien) 9.
Movilă, s. Mogila.
Mritschtschhakatikâ 17.
M'schatta 55.
Mschka 460; s. Mesko I.
Mscislaw, s. Mesko.
Msta, russ. Fluß 562.
Mstislaw (1023) 447.
— (1169) 454.
— von Kijew (1223) 455.
— (1238) 456.
— (Weißrußland) 583.
Mstislawskij, Iwan 592.
Muager, Uturgure 320.
Muallem Ischkendj 586.
Muawija, Kalif 64.
Muezzin Sade Ali (1571) 153.
Müffling, Karl Frh. v. 175.
Mühlbach (Ungarn) 398. 402.
Mukden (Schlacht 1905) 590.
Mukhtar Pascha (1877) 191.
Muley Hasan (Tunis) 150.
Müller, Wilh. 173.
Mülteka ül Buhur 152.
Mu'min b. Ahmad (Großbulg.) 323.
Mundo, Gepide 322.
Mundzuk (Hunne) 316.
Münif Effendi, Schriftsteller 189.
Munkács 399.

Münster (Stadt) 100.
Münsterberg, Barthol. von 264.
— Karl von 265.
Muntenia 349.
Muntimir, Kroate (900) 284.
Münzen 17. 111.
Muqtadir, Kalif 437.
Murad, I. 112. 126. 173. 289. 341.
— II. 109. 131. 132. 145. 220 f.
— III. 154. 156.
— IV. 157.
— V. 187 f. 190.
— Bey, Journalist 190.
Muriden 589.
Murom 447.
Muromer 431.
Murusis, Gebrüder († 1812) 170.
— Konstantin († 1821) 172.
Mürzsteger Punktation 303. 346.
Musa († 1413) 350.
Musandam, Kap 10.
Musch (Armenien) 210.
Musicki, Luc. 308.
Musik, altklass. 3.
Muslim ben-Abū Muslim al-Garmī 84. 369.
Musmije, Prätorium 31.
Musselim 293 f.
Mustafa I. 157.
— II. 162 f.
— III. 166.
— IV. 169.
— Bairaktar (1808) 169.
— Daltaban (1703) 163.
— Pascha (1829) 175. 221.
— Sohn Suleimans († 1553) 151.
Mutasim, Kalif 75.
Mutawakkil (1517) 147.
Mutkurov, Oberstleutn. 346.
Mutzalon, Georgios 105.
Mykytynroh (Dnjepr) 539.
Mylai (889) 81.
Mylius, Georg 155.
Myriokephalon, Schlacht (1176) 94.
Myrtscha, s. Mircea.
Mysterien 32.

Nabelschwärmer 107.
Nabis, Militärmonarch 23.
Nachitschewan 199. 590.
Nadjej, litauische Gottheit 430.
Nägelstädt (1075) 100.
Nagl, J. W. 390.
Nagyasszony 372.
Nagy-Goroszló, Schlacht (1601) 354.
Näherrecht 66. 86. 113.
Nahien (türk. Kreise) 292.
Naintel, Franzose (1673) 160.
Nakkon, s. Nāqūr.
Nalbandian 204.
Naliwajko, Damian 541.
— Severin 541 f.
Nancy 554.
Napoleon I. 168 f. 302. 307. 387. 555. 573. 585.
— III. 182. 364. 588.
Nāqūr 460.
Narentaner 284.
Narew 9. 427.
Narses 61.
Narymunt v. Litauen 484.
Naryschkin, Familie 559.
Nasr ed-dīn, (C)hodja 124. 188.
Naturalabgaben 473.
Naturwissenschaften 24.
Naukratis 4. 7 f.
Naumann, Edm. 124.
Naupaktos, Friedenstag 22.
Navarin, Schlacht (1827) 174. 221.
Nāya Sena, Priester 17.
Nazarius, oberital. Bischof 342.
Neapel 61. 93. 375. 516. 566.
Nearchos von Kreta 10.
Nebukadnezar 8.
Necho 7.
Neculcea, Rumäne 354.
Nedjali, türk. Dichter 145.
Negroponte 127. 143.
Nemanja, Serbe 95.
Nemanjiden 95. 278. 285.
Nemea 28.
Neminem captivabimus, s. Polen.
Neofyt Rilski, Archimandrit 344.
Neokastron 174.
Nepomuk 250; s. Johann v. Pomuk.
Neprädwa 503.
Neptunus 5.
Nerbuda, Baumriesen 11.
Neretwa 278.
Nerio, s. Acciajuoli.
Nerivani 427.
Nero 27. 270.
neromka, Mütze der Litauer 431.
Nerses III., armen. Patr. (650) [58 f.
— (1850) 202.
— (1878) 208.
— Klajetsi, Katholikos (1100) 199.
Nesim Bey, alb. Dichter 218.
Nestor, Chronist 427 f. 432. 451.
Nestorianer 35. 54.
Nestorios, syr. Theolog 34.
Netad, Bach (454) 319.
Neugriechenland 115 f. 170—176.
Neuhaus, Meinh. v. 258.
Neuhäusel 161. 414.
Neuilly zu Passava 102.
Neusohl 392 f.
Neutra, Komitat 393.
Neumgarn (Zigeuner) 413.
Neuville, Franzose (1680) 558.
Neuwerk 100.
Newa 457. 561 f.
Nezim, s. Nesim.
Niedermünster 99.
Niederungarn, Bergstädte 392.
Niemen 429 f. 453.
Niemenczyn 489.
Niemirow (1736) 582 f.
Niemtsch (Schlesien) 234.
Nihilisten 580.
Nihil novi, s. Polen
Nika-Aufstand 41.
Nikaia, Kaisertum 104.
— Konzil 33.
Nike 16. 26.
Nikephoros I. 49. 73. [441.
— II. 83. 85. 100. 327. 330.
— III. Botaneiates 90.
— Patriarch (810) 69. 71.
— Blemmydes 105.
— Bryennios 49. 93.
Niketas Akominatos 94.
Nikias 20.
Nikita Petrović Njegoš 302.
Nikolaos, Patriarch (900) 82. 84.
Nikolaus I. 174. 181. 231. 302. 576—578. 586—588.
— II. 580.
— I., Papst 78. 81. 326.
— IV., Papst 374.
— V., Papst 110. 134. 138 f.
— von Oppeln (1497) 263.
— I. u. II. v. Troppau 246.
Nikolsburg, Friede von 382.
Nikon, Patriarch 544. 559.
Nikopolis 27. 82.
— Schlacht (1396) 129. 350. 376.
Nikosia (1570) 153.
Nil 7. 15.
— -Messer 147.
Nineveh, Schlacht (627) 64.
Nisam Djedid 162. 168.
Nisch 109. 133. 286.
Nischan, Garabed (Arm.) 209.
Nishnij Nowgorod 455. 514.
Nisib (1839) 178.
Nivelet zu Gheraki 102.
Nizza 150.
Njemetz (Deutsche) 52.
Noailles, A. J. de 160.
Nogai Chan 337. 339.
— -Tataren 338. 506.
Nomaden 418.
Nona, Bistum (879) 284.
Nonnos 30.
Nordbund (1820) 577.
Norden, Walther 127. 132.
Nordischer Krieg (1557—61) 522.
— — (1700—18) 531. 548. 553.
Nordkap 425. [561.
Nordlicht 13.
Nordmannstanne 596.
Nordost-Durchfahrt 557.
Nordslawen 433. 467.
Normann, General 173.
Normannen 438.
— mittelmeer. 219. 332.
— russische 81. 428.
Nortabtrezi 427.
Norwegen 448. 475.
Notaras, Lukas 135.
Notarius Belae regis 370.
Novellae 40.
Novi-Bazar 215. 278.
Novoberdo (Serbien) 140.

Nowgorod (Welikij) 76. 424. 427 f. 432. 438. 443. 451. 453. 455 ff. 478. 480. 483. 502. 505. 512. 563.
— Sewerskij 506; s. auch Nishnij.
Nowohorodok (Lit.) 495.
Nubar Pascha 185.
Nubien 7.
Numa Pompilius 20. 558.
Numidien 42.
Nur Bassa (1600) 157.
Nuri Pascha (1881) 193.
Nürnberg, Reichstag (1459) 142.
Nußbaum 596.
Nystad (Friede 1721) 561.

Ob 426.
Oberlausitz 245.
Obertyn, Schlacht (1531) 360.
Obilič, Miloš 128. 290.
Obod 291. 305.
Obodriten, s. Abodriten.
Obolcza (Obolec) 489.
Obolenskij, Iwan Telepnew 508.
Obradović, Dimitrije 308.
Obrenović, Fam. 183. 302 f.
Obri (Avari) 276.
Obwa, russ. Fluß 9.
Oczakow 541. 584.
Oda, G. Meskos I. 461.
Odenburg 391.
Oder 225. 424. 460. 517.
Odin 431.
Odjeiff ibn-Ambassa 409.
Odysseus 20.
Ofen 161. 263.
Ogbai (Ogotaj) 455.
Oger 83.
Oghusen 124.
Ogri 369.
Oikumene 9.
Oka 83. 441. 455.
Oktar, Hunne 316.
Olaf der Heilige 431.
Olbia 9.
Oleg 439 ff. 448.
— von Tschernigow (1100) 450.
Olelkowicz, Litauer 538.
Olen, Lykier 4.
Olesnicki, Fam. 524.
— Zbignew, Kard. 490. 492.
— — Primas 499. [497 f.
Olga von Rußl. 76. 440 f.
Olgerd von Litauen 483—485.
Oligarchie 591.
Oliva 481.
— (Friede 1660) 533. 549.
Olmütz 228. 264.
— Bistum 235. 246.
— Friede (1479) 261.
Oloros, Thraker 8.
Olszanska, Sophie 491.
Oltenitza, Schlacht (1853) 181.
Oltland 355. 363.
Olympos, Berg 84.
— Musiker 3.
Om, Fluß 83.
Omar, Kalif 56.
— Beg (14. Jahrh.) 111.
— Pascha (1456) 141.
Omer Pascha (1850) 181. 222.
Omladina 183.
Omortag, Bulgare 73. 325.
Omphalopsychiten 107.
Onegesios, hum. Minister 318.
Onod, Reichstag (1707) 384.
Onogost, Slawe (575) 48.
Opal 17.
Opanez (1877) 366.
Opola 434. 473 f.
Opolini 427.
Oppeln 238; s. auch Nikolaus ꝛc.
Opritschniki (-nina) 511.
Orchan, s. Urchan.
Orda (Tatarenresidenz) 457.
Orden, Alex. Newskij 561. 564.
— Deutscher 470. 472. 474 ff. 481 bis 487. 492 ff. 498. 501. 510. 515 ff. 520—522.
— — Fall 490. 492. [559.
— — Reisen 482. 488.
— livländischer 480 f. 522.
Ordin-Naschtschokin 558.
Ore, alb. Geister 217.
Organa, Kuturgure 320.
Orient 11. 26. 196. 506.
Orientalische Frage 180 ff. 581.
Orientalisten 201.
Orkhoninschriften 119.
Orléans 318.
Orléansville (Algier) 62.
Orlow, Alexej (1760) 166 f. 568.
— — (1860) 579. [575. 583.
— Gregorij 568. 575.
Ormazd IV. 46.
Orontes 93.
Orseolo, Hicela 284.
— Peter II. 97. 284.
Orsowa 582.
Orsza (Polen) 422.
Orthodoxie 75; s. Griechisch-katholische Kirche.
Orvieto 97.
Orzechowski, Stanislaw 525.
Ösel 481.
— Bistum 522 f.
Osman I. 120. 123. 339.
— II. 157.
— III. 166.
— Aga (1711) 164.
— Nuri Pascha (1877) 191.
Osmanen 111. 119 ff. 130. 146. 148. 266. 289. 353. 425. 499 f. 504. 517. 531. 541 f. 551. 560. 562. 581. 584. 586.
— Dichtung 124. 152. 179.
— Frauen 189. [492.
— in Europa 107 ff. 126 ff. 402.
— in Kleinasien 120—125.
— Litteratur 189.
— Münzen 111.
— Volkstum 114. 120. 515 f.
Osmanisches Reich, s. Türkei.
Osseten 419. 441. 589.
Ossowski, Fam. 524.
Osterabtrezi 325. 427.
Östergötland 428. 438.
Österreich 300. 306. 530. 549. 551. 555 f. 581 f. 584. 587. 594.
— Monarchie 517.
Österreichischer Lloyd 177.
Osteuropa 417. 488. 518.
— Bevölkerung 419. 427.
— Bodenanschwellungen 420.
— Natur 426. 591.
— Westgrenze 295.
Ostgoten 42. 316.
Ostjaken 321.
Ostpreußen 492.
Ostrjanycia, Kosak 543.
Ostrog 535. 541. 544.
Ostrogski, Konst. 534 f. 541. 544.
Ostrom, s. Byzanz.
Ostromir, Evangelium 77
Ostrow (Wolh.) 493.
Ostrumelien 192 f. 346.
Ostsee 417. 419 f. 424 f. 435. 472. 492 f. 515. 517. 521. 527. 532. 536. 553. 560 ff. 580.
— -Provinzen 478—482. 561.
— -Wikinge 441.
Oświęcim (Galizien) 523.
otmiza (Frauenraub) 436.
Otranto 144.
Otter 431.
Otto I., Kaiser 233. 417. 468.
— II. 99. 234. 461.
— III. 234. 444. 462.
— II. v. Bayern 241.
— III. v. Niederbayern (u. Ung.) 375. 401.
— IV. von Brandenburg 243.
— I. von Griechenland 177.
— von Mähren (1055) 235.
— von Olmütz († 1126) 236.
Otto von Bamberg 465. 479. 488.
Ottokar von Böhmen, s. Přemysl.
Ottokars Reimchronik 309.
Ottomanische Bank 211.
Ouessant 13.
Ovid 422.
Oweis (gegen 1600) 156.
Owsi 441; s. Osseten.
Oxford, Universität 563.
Ozbegen, s. Uzbegen.

Pacta conventa, s. Polen.
Päderastendichtung 25.
Paderborn 99 f.
Padua 98.
Paganien 278.
Palaiologos, Alexios 105.
— Fam. 105. 108. 504. 515; s. auch Sophia.
— Konstantinos 108. 132 f.
— Theodor I. 129.
— — II. 108. 131.
— Thomas 108. 132. 142. 515

Palamiten 107.
Palästina 16. 37. 465.
— heil. Stätten 180.
Palatin (wojewoda) 473.
Palermo 9. 98.
Palikaren 176. 209.
Pallavicini zu Bodonitza 102; s. auch Sforza.
Palme, kaukasische 596.
Palmerston, Viscount 588.
Panathenäen 309.
Pandekten 40.
Pandjab 16. 18.
Panin, Nikita P., Graf 576.
Pâṇini 16 f.
Panislamismus 188. 196.
Pankalo, Mutter Basileios' I. 81.
Pannonien 232. 277. 282. 319—321. 325 f. 370.
Panormos, s. Palermo.
Panossian, Garabed Gir 210.
Panslawismus 306 f. 588.
Pantikapaion 8. 320.
Panhassis 8.
Papsttum 61. 92. 105. 445. 469. 475 f. 479. 504. 512. 522; s. auch Rom u. Röm.-kath. Kirche.
— Schisma (1378) 249.
— — (1439) 497.
Papyros-Brief (von 839) 74.
Parczow (Polen) 494.
Parenzo, Dom 61.
Paris 7. 20. 469. 577. 587 f. 596.
— Friede (1856) 182. 364. 588.
— Louvre 26. 99.
— Universität 469.
Párkány, Schlacht (1683) 161.
Parlament 101. 495.
Parma 98.
Partheneion (204 v. Chr.) 20.
Parther 112.
Particiacus, Ursus 81.
Paschalik 292.
Paschalis II. 91 f. [590.
Paskewitsch, Iwan F. 175. 203.
Passarowitz, s. Poscharewatz.
Passau 226.
Passava (Griechenl.) 102.
Patarener 332.
Patkanian, Raf. 196. 202.
Patmos 92.
Patrai 27.
Patricius 37. 462.
Patzinaken, s. Petschenegen.
Paul I., Papst 61.
— II., Papst 142. 260.
— von Serbien 328.
— I., Zar 202. 568. 576 f. 585.
Paulikianer 68. 78. 82. 107. 343.
Paulos v. Samosata 68.
Pavia 62. 81.
Pavliténi 343.
Pawluk, Kosak 543. [301. 343.
Payssij (-ios), Athos-Mönch 186.
Pázmány, Peter 382.
Peiraieus 21.
Peking 590.
peklo 430; s. Pokłus.
Pelka, s. Fulko.
Peloponnes 81. 127.
Pepinis, s. Pipinos.
Pera 90. [452 f.
Perejaslaw(l) 445. 448—450.
Perejaslawetz (Bulg.) 441.
Perekop (1607) 541.
Periander 20.
Perikopenbuch (München) 99.
Peringrad a. d. Struma 331.
Perinthos, Stadt 7.
Perkunas 430. 483. 485. 489.
Perlape, Schlacht (1331) 222.
Perm 9. 431. 505.
Permier 431 f.
Pernik (1002 u. 1016) 331.
Pernstein, Burg 390.
— Wilhelm von 265.
Perser 4 f. 9. 11. 59. 589.
Perseus 7.
Persien 6. 12 f. 42. 64. 112. 149. 179. 203. 409. 417. 433. 440. 506. 509. 580. 582. 588. 590.
Personalunion 379 ff. 476. 478.
Pertew Effendi (1830) 205.
Perun 76. 275. 430. 439 f. 442 f.
Perustica (1254) 337.
Pesaro, Benedetto 146.
Peschel, Oskar 595.
Pest (1520/21) 265.
— Stadt, s. Budapest.
Peter I. der Große 163. 178. 301. 355. 515. 545. 548 f. 553 f. 559—561. 565—568. 570. 572 ff. 577. 579—581. 583. 589 f. 593.
— II. 568. 590.
— III. 549. 567 f. 570. 572. 583.
— III. von Aragon 106.
— von Bulgarien 49. 85. 328. 441. 460.
— Deljan 49. 88. 331.
— Asên 95. 332 f.
— I. von Lusignan 127.
— von der Moldau 357 f. 489.
— IV. von der Moldau 358.
— V. Aaron von der Moldau 352. 358 f.
— Rareș v. d. Moldau 358. 360 f.
— VII. der Lahme v. d. Moldau 361 f.
— II. Petrović v. Monten. 302.
— von Serbien (917) 328.
— (1904) 303.
— Orseolo v. Ungarn 372. 389.
Peter von Dusburg 430 f.
— von Kijew 502.
— von Mainz 244.
— von Reims 479.
— von Soli, Fra 343.
Peterwardein 148.
— Schlacht (1716) 164.
Pethe, Martin, Propst 396.
Petikladenci bei Nikopolis 343.
Petőfi, A. 387.
Petrarca 110.
Petronas 433.
Petros Ljoschas (Alb.) 219.
Petrović, Georg, s. Karadjordje.
— Njegoš, s. Danilo, Nikita u. Peter II.
Petryżyckij, Ataman 542.
Petschenegen 81. 84. 88 f. 91. 93. 321. 327—329. 331. 348. 369. 371. 433. 440—442. 445—447. 451. 459.
Petscherskaja Lawra (Kijew) 448.
Petschora 505. [543.
Pezzen, Dr. 353.
Pferd 315. 422.
Pflanzenschlaf 10.
Pforte, s. Osmanen u. Türkei.
Phalaris 4.
Phanar(ioten) 137. 172. 355. 363.
Phanaroia (Helenopontos) 68.
Pharnabazos 9.
Pharos (Alexandria) 14.
Phesnuzi 427.
Philaret, s. Romanow, Feodor.
Philes, Manuel, Betteldichter 106.
Philiker 170.
Philipp von Schwaben, Kaiser 96. 480.
— III. von Burgund 142.
— von Flandern (1866) 365.
— II. von Makedonien 11.
— V. von Makedonien 23.
— II. von Spanien 154.
— IV. 412.
Philipp, Metropolit (1572) 511.
Philippikos, Feldherr (586) 46.
— Kaiser 49. 65.
Philippopel 101. 339—341. 346.
— Fall (1363) 126.
— Schlacht (1208) 334.
Philippovich, Jos. v. 192.
Philomusen 170.
Philopoimen 23.
Philosophie 17. 20. 25.
Phokas, Kaiser 48.
Phönizier 5. 417.
Photios, Patr. 74. 77 f. 81. 281.
Phrantzes, Georgios 109. 131.
Phrygger 3. 6. 78.
Phrygien 68. 406. 409.
Phylarchos von Naukratos 25.
Phyle 7. 15.
Piacenza, Konzil 91.
Piade, osm. Truppe 120.
Piali Pascha, Admiral 152.
Piaristen (Orden) 553.
Piast 460.
Piasten 460. 466—469. 474. 477. 496. 520. 531.
— großpolnische 470 f.
— letzte 475.
— schlesische 470. 474.
Pierre von Amiens (1204) 97.
Pilawka, Fluß (1648) 546.

Pillene(n), Burg 483 f.
Pinczow (Polen) 524.
Piotrkow 533. 539.
— (Reichstag 1453) 498.
— (Reichstag 1496) 499.
Piotrulis 489.
Pipinos, A. (Grieche) 173.
Pippin (755) 68.
— (810) 73.
Pirkstein, Ptaček von 258.
Pirot, Niederlage (1885) 346.
Pisa 90. 96. 98.
— Konzil (1409) 252.
Pitzia, Gote 322
Pius II. 141 f. 221. 259 f. 269. 301.
— IV. 204.
— V. 153. 204.
— IX. 180. 205.
Placidia, s. Galla.
Plagiari 126; s. Bulair.
Plano Carpini, s. Johannes.
Plastik, griechische 4.
Platane, goldne 6.
Platon 570.
— Abt von Studion 74.
Plethon, Gemistos 108. 131.
Plewna 191. 366.
Plinius d. Ä. 269 f.
Plock 499.
Plocnik, Schlacht (1388) 289.
Plovdio, s. Philippopel.
Pluton 19.
Pob(i)edonoszew, Konst. 580.
Poczajkij, Sofronij 544.
Podiebrad, Georg 258 f. 492.
Podiwin, mähr. Burg 226.
Podlachien 528.
Podolien 360. 420. 488. 497 f. 537. 546. 550. 553.
Pohlin, Marko 311.
Poklus, lit. Gottheit 430.
Pokutien 360.
Polani 418. 427 f. 433.
Polen (Land u. Volk) 146. 162. 233. 353. 411. 423—425. 427. 445. 448 f. 452 f. 456. 459 f. 465 ff. 470—472. 474. 476—478. 486 ff. 493 ff. 505 f. 510. 512. 515 ff. 527. 530 ff. 536. 545 f. 575. 579—581. 585 f.
— Adel 438. 467. 477. 488. 494 bis 496. 498. 533. 537. 554.
— Akademie 535.
— Anfänge 423. 459.
— Bauern 496. 532. 537 f.
— Bürgertum, s. P., Städte.
— Dissidenten 534.
— Distributionsrecht 531.
— Einheit 471. 528.
— Erbfolgestreit 554.
— Erbrecht 466.
— „Exekution der Gesetze" 525 f.
— Fiskus 473 f. [532.
Polen, Gegenreformation 525.
Polen, Geistlichkeit 468—470. 473 f. 495. 526 f. 529. 550.
— Gerichtswesen 473 f. 476 f. 489. 493. 533.
— Gesetzgebung 499 f.
— Großgrundbesitz 537.
— Incompatibilia 523. 526 f.
— Inquisition 524.
— Kolonisation 474 f. 493. 496. 537.
— Konföderationen 496. 552 ff.
— Königtum 496. 528. 536. 586.
— Konklusionsrecht 530.
— Kriegsdienst 477. 532.
— Krongüter 491. 526.
— Landbotenkammer 498. 527. 537. 550.
— liberum veto 529. 550. 584.
— Litteratur 474.
— Namen 427—429.
— Nationalbewußtsein 496. 526 f.
— Natur 421.
— neminem captivabimus 496. 523. 535.
— nihil novi 500.
— pacta conventa 514. 530 f.
— Protestantismus 523—525.
— Reichstag 468. 498. 536. 555.
— Republikanismus 496.
— russisch 537. 586.
— sächsisch 552—554.
— Senat 498. 500. 525. 537.
— Städte 475. 496. 527.
— Steuern 473.
— Synoden 468 f.
— Teilfürsten 466.
— Teilungen 166. 554. 583. 585.
— Thronfolge 465.
— Unordnung 553.
— Verhältnis zu Litauen 487 ff. 494. 506. 515. 528. 540.
— Verwaltung 473 f.
— Wahlreich 468. 529 ff.
— Zerfall 555 ff.
Polenchronik 471.
Polgár, Th. (Zigeuner) 412.
Polis 11. 591. [537.
Pol(j)anowka (Friede 1634) 515.
Polock 438. 447. 451. 453. 479—482. 531 f. 583.
Polockij, Simeon 544. 558.
Polos (Polzeiger) 13.
Polowetz, Roman (Kosak) 543.
Polowzen 91. 447. 449—451. 455. 459.
Polozk, s. Polock.
Poltawa 546. [565. 581.
— Schlacht (1709) 425. 553. 561.
Polybios 24 f.
Polychromie, griechische 4.
Polykarpow, russ. Drucker 563.
Polyperchon 21.
Pommern 424. 463. 465. 472. 476.
Pompeius 198.
Pomuk, s. Johann.
Poniatowski, s. Stanislaus II.
Ponsonby, britischer Botschafter (1838) 178.
Pontos, Euxeinos 418. 427.
Popel (von Lobkowitz) 556.
Popović, Jovan 308.
Porcius Cato, M. 20.
Porphyr 425.
Porson, Missionar 206.
Port Arthur, überg. (1905) 590.
Portfolio 589.
Porto Recanati 136.
Portugiesen 150.
Poscharewatz (Friede 1718) 164. 385. 581.
Poseidon 16.
Posen 234. 423. 429. 462. 465. 499. 556. 585.
— Bistum 461.
Posharskij, Fürst (1613) 514.
Posilge, Joh. von 490.
Pososchkow, Th. 563. 565.
Possadnik 453. 458.
Possevino, Antonio, Legat 532.
Post 12. 558 f. 562.
Potemkin, Gr. 167 f. 548. 575. 584.
Poti (Schwarzes Meer) 586.
Potij, Hypatius 534.
Potocki, Geschlecht 543. 554.
Praedenecenter 325.
Prag 226. 247. 265. 460. 471.
— Belagerung (1420) 256.
— Deutsche 227.
— Universität 247. 249. 490.
Prager Kompaktaten 257.
Pragmatische Sanktion 386.
Praisos 7.
Praevalis (Dalm.) 291.
Praurima, lit. Göttin 430.
Pravila, wal. Gesetzbuch 354.
Preisner, Thomas 396.
Přemysl (v. Stadicz) 230.
— Ottokar 239 f. 469.
— — II. 241—243. 266. 374. 471.
Přemysliden 233—243. 266. 466. 468.
Preseka 434.
Přeséren, Franz 312.
Presjam, Bulgare 326.
Přeslav 73. 324. 327.
Prespa (Westbulg.) 86.
Preßburg 148. 372. 392.
— Reichstag (1741) 386.
Preußen (Herzogt. u. Volk) 429. 470. 472. 520 ff. 528. 537. 549. [482.
— — Christentum 471 f. 479—
— — Reformation 520.
— Königreich 554—556. 582.
Preußischer Bund (1440) 492.
Prevéza, Schlacht (1538) 150.
Přibislau (1424) 256.
Priester 4. 82. 430. 474.
Primaten (Neugriechenland) 176.
Primec, Joh. Nep. 312.

Primogenitur 240. 503. 507; ſ. auch Seniorat.
Pripet, Fluß 427.
Priſchtina 222.
Priskos, Feldherr (610) 48.
— Rhetor 35. 317 f.
Priſſani 427.
Priwina, Pannone 309. 326.
Prizrend, Paſchalik 278.
Procheiros des Baſileios 82.
Prokop Holy (Huſit) 256.
— von Mähren (geſt. 1405) 248. 251.
Prokopios von Kaiſareia 43 f. 52. 432. 436.
— von Gaza 53.
Prokopowitſch, Theophan 563. 569.
Propaganda, Kollegium 204.
Proſerpina 19.
Proskynesis 51.
Protaſſow, General 578.
Proteſtantismus 206. 310 f. 382. 396. 402. 495. 526.
Proteus 7.
Protoſpathar 81.
Prudentius von Troyes 428.
Pruth 562. 568. 581.
Przemyśl 445. 447. 452.
— Bistum 536.
Przemyſlaw von Großpolen 470.
Pſammetich II. 7.
Pſellos, ſ. Michael.
Pſkow 451. 453. 455. 505.
Pšow 427.
Ptolemaier 15.
Ptolemaios I. 18. 25. 327. 558.
— II. Philadelphos 15.
— Klaudios 269. 315.
Pudlein 394.
Pugatſchew, J. 548 f. 559. 573. 584.
Pulcheria (Aelia Aug.) 34 f.
Pulver 484.
Puſchkin, Al. 567.
Putiwl 539.
Putna, Bukowina 359.
Pythagoras 4 f. 8.
Pytheas 10. 12 f.

Qairuwan 328.
Qarduçt, Biſchof 320.
Quaden 229.
Quedlinburg 100.
Quinctius Flamininus, T. 23.
Quinquaginta decisiones 40.
Quintus von Smyrna 30.

Raab 155.
Rabula, Mönch (586) 58.
Rac(h)ova 143. 366.
— Schlacht (1475) 359.
Rada, Girolamo de 217.
Radautz 359.
Radim 427. 462.
Radimiči 427. 432 f. 436.
Radloff, W. 188.
Radom (1401) 494.
Radovaniči 274.
Radu(l) von der Walachei 350 f.
— der Schöne 141. 350—352.
— IV. (V.) d. Gr. 352. [358 f.
— von Afumati 352 f.
— Calugarul 352.
— Mihnea 352.
— (1635) 354.
Radyn, Friede (1681) 160.
Radziejow, Polen 524.
Radziwill, Barbara 529.
— Nikolaus 528.
Raffi, Armene 203.
Raghib Mohammed (1760) 166.
Ragneta (Ragnit) 485.
Raglan, Baron F. 182.
Raguſa 97. 126. 271. 302.
— Blütezeit 297 ff.
Raguſaner 94. 151. 336.
Ragutis, lit. Gottheit 430.
Rahoza, Michael 534.
Raigern (Mähren, 1048) 235.
Raimund von Poitou 93.
Raizen 306.
Rajah 293.
Rákóczy, Franz (geſt. 1676) 384.
— Franz II. 163.
— Georg I. 157. 354. 362. 383. 403. 412.
— — II. 159. 362. 383. 403. 549.
— Siegmund 403.
Rakovicza, Michael 363.
Rams (Siebenbürgen) 400.
Ramſeskloß 7.
Ranjičić, Gima, Zigeunerin 413.
Raſcien (Raſcha, Raſſa) 278.
Raſin, St. 541.
Raskolniki 559. 568.
Raſtiſlaw (Raſtiz) v. Mähren 76 f. 230. 281 f. 326.
Raſtka v. Serbien 286; ſ. Sawa.
Raſumowſkij, Alexej 568.
— Kyrill 569.
Ratzeburg, Biſchof 522.
Raubbau 594—596.
Ravenna 43. 61 f.
Ravennika (1210) 101.
Rawa (Polen) 423.
Razboieni (1476) 359.
Realismus 26. 63. [476.
Rechtsweſen 16. 39 f. 82. 435. 474.
Reformation in Böhmen 265.
— in Krain 310.
— in Polen 523—525.
— in Siebenbürgen 402.
— in der Zips 396.
Regensburg 99. 226.
— Chriſtentag (1471) 143.
— Reichstag (1158) 238.
Reims 100.
Reiſeromane, griechiſche 17.
Reiterei 63. 422.
Reka, Hunnen-Königin 318.
Reliefs, aſſyriſche 4.
Religion 3. 433 f.
Reliquien 444.
Renaiſſance 27. 110. 139. 200.
Renaldus, Graf (1150) 395.
Rennbahn 41.
Repnin, Nik. W. 168. 584.
Republik 496. 591.
Reſchid Mehemed (1829) 175. 222.
— Muſtafa (1837) 177 f.
Reſcht 562. 589.
Reußen 550.
Révai, Nikolaus 387.
Reval 480 f. 523. 531.
Reversurus, Bulle (1867) 205.
Rhampſinit, Schatzhaus 7.
Rhea 3.
Rhein 13.
Rhigas, Konſtantinos 171.
Rhipäiſche Berge 419.
Rhizos, Theodor 172.
Rhodope 84. 345.
Rhodos 92.
— Fall (1522) 147.
Rhoikos, Hohlgießer 4.
Rhomäer 32; ſ. Byzantiner.
Rhône 7.
Rhuotrudis, Tocht. Karls d. Gr. 72.
Rhupen, Bagratide 199.
Ribas, de 576.
Richard von Cornwallis 242.
Riche(n)za, G. Meskos II. 464.
Ricimer 33. 36.
Rieſengebirge 225. 417.
Riga 480. 523. 531. 561.
— (Erz-)Bistum 481. 521 f.
rikhs (rex) 429.
Rimnicul-Sărat (1481) 359.
Rimſkij-Korſſakow, Iwan 575.
Ripen (Dänemark) 596.
Rittertum 472. 475. 480. 482. 484. 490. 494 f.
Riza Bey, Geſandter (1860) 189.
Rjäſan 456. 505 f. 539.
Rjurik 76. 438; ſ. Rurik.
Robert I. von Flandern 91.
— Guiscard 90. [181.
— von Neapel (geſt. 1342) 111.
Roccella di Squillace 62.
Rôda, Nilinſel 147.
Rodna 400 f. 443.
Rof, Hunne 316.
Roger I. 91.
— II. 98.
— Kaplan (1250) 400.
Rogkerus von Helmarshauſen 99.
Rogvolod, Normanne 76.
Rohrbach, Paul 212.
Rokitzan, Johann von 262.
Rokokodichtung, alexandrin. 30.
Rom 5. 23. 82. 98. 417. 445. 456. 469. 472. 480. 504. 506. 513. 519. 521 f. 525 f. 529. 531 f. 534. 536. 552; ſ. auch Papſttum u. Röm.-kath. Kirche.
— Kirchen 61. [
— Konzil (1096) 91.
Romagna 347.

Roman von Bulgarien 328. 330.
— von der Moldau 357 f. 489.
— II. von der Moldau 358.
— von Wolhynien 452.
Romanec (= anka) 274.
Romanen 309. 389. 420.
Romania (= ja) 274.
Romanos I. Lakapenos 49. 80. 85.
— II. 82. 85. [328 f. 441.
— III. 88.
— IV. Diogenes 89.
— der Melode (um 500) 52.
Romanow, Familie 510. 513 f. 535. 558. 567—569.
— Feodor N. (Philaret) 513 f.
— Nikita 512.
Romanzow, s. Rumjänzow.
Römer 19. 269. 367. 417. 443.
Römisches Reich 20. 522.
— — griechisch beeinflußt 19.
— — Litteratur 30.
— — Teilung 33.
Römisch-katholische Kirche 3. 181. 452. 454. 462. 467 f. 484. 487. 489. 491. 493 ff.; s. auch Papsttum u. Rom.
— Bruch mit Byzanz 78. 89.
Romoszʒ (Siebenbürgen) 400.
Romowo (Preußen) 430.
Romuald von Benevent 322.
Ropscha (Landhaus, 1762) 568.
Rös 428. 432. 441. 447; s. auch Waräger.
Rosenberg, Ulrich von 258.
Rosenblüt, Hans 146.
Roskilde 596.
Rosomonen 428.
Rostislaw († 1066) 449—452.
Rostow 447. 451 f. 454. 458. 505.
Rostowzow (1860) 579.
Roth, Karl 142.
Rothing von Fulda (11. Jahrh.) 99.
Rotrud, Tochter Karls d. Gr. 72.
Rotrußland 445. 476. 478. 482 f. 489. 537. 546. 549; s. auch Halicz.
Rötsi 427.
Rotwelsch 408.
Roussillon 145.
Rozelane, G. Suleimans II. 151.
Rozgony, Schlacht (1312) 395.
Rozières, de 101.
Rozmital, Zdenek Lew von 265.
Rua, Hunne 316.
Rubruquis, Wilhelm von 458.
Rudolf I. von Habsburg 242. 464.
— II. 155 f. 353. 381. [470 f.
— von Österreich († 1307) 244.
— IV. von Österreich 248.
Ruffin, franz. Gesandter (1798)
Rufinus († 395) 35. [168.
Rugier 229.
Rum 407; s. Ikonion.
Rumänen 215. 219. 279. 347 ff.
— Abstammung 347.
— Litteratur 354. 366.
— Sprache 347.
Rumänien 73. 183. 191. 364 ff.; s. auch Moldau u. Walachei.
— Königreich 193.
Rumelien, Name 274.
Rumjänzow, Peter A. 166.
Rumwald, Dorf 262.
Runchiner 48.
Rundjiber 158.
Runenschrift 437.
Ruotsi 427.
Rupert von Worms 280.
Ruprecht von der Pfalz 251. 253.
Rurik 76. 427 f. 438. 452. 592.
— Familie 427. 449 f. 466. 512 f.
Rus 427 f. [535.
Ruskaja Prawda 448.
Russen 76. 85. 323. 418. 427. 439. 518 f. 590.
— Christianisierung 443.
— Name 427 f.
Russisch-japanischer Krieg (1904 u. 1905) 580. 590.
— -türkischer Krieg (1828/29) 175. 586.
— — (1877/78) 191 f. 366. 588.
Russische Chronik, s. Nestor.
Rußland 301. 306. 355. 388. 411. 423 f. 426 f. 433. 438. 445. 462. 466 ff. 472. 474. 479. 507. 531. 533. 562. 577. 580—583. 585. 588. 590.
— altes 441. 560. [593. 596.
— Anfänge 422. 438.
— asiatisch beeinflußt 424. 459.
— in Asien 588—590.
— Bauern 513. 548. 572 f. 579.
— Beamte 580.
— Bojaren 440. 442 f. 452 ff. 504. 511. 514 f. 535. 564. 592.
— byzant. beeinflußt 67. 77. 283. 423. 441. 443 ff.
— christliche Zeitrechnung 563.
— Entdeckung 417. 557 f.
— erbliche Monarchie 503. 507. 566.
— Europäisierung 515.
— falsche Zaren 513 f. 549. 568.
— Finanzen 596.
— Gouvernements 564.
— „Großfürst" 502.
— Kaiser aller Reußen 566.
— Kirche, s. Griech.-kath. Kirche.
— Kolonisation 424. 590.
— Litteratur 575. 578.
— Ministerien 577.
— Nichtslawen 429 ff.
— öffentliche Meinung 578.
— Patriarchat 511. 513 f. 566.
— Regierung 564. 593.
— „Sammlung" 503. 505—507. 515.
— Schulwesen 563. 573. 595 f.
— Selbstherrschaft 504. 518. 577. 591—593.
— Stände 564. 569. 571.
— südliches 449. 451. 548.
Rußland, Synod 566. 580.
— tatarisch 455—459. 556.
— Teilfürsten 449. 451. 454 f.
— Thronfolge 448.
— Verkehr 558 f. 562. [573.
— Verwaltung 564. 571. 573.
— Volkstum 580. 594.
— Wappen 504. 515.
— Westgrenze 445.
— Wirtschaft 591. 595.
Rustavell, Lota, Dichter 96.
Rustschuk 170.
Ruthenen 357.
Ruysbroek, s. Rubruquis.
Ruzynski, lit. Geschlecht 538.
— Eustafij 539.
Ruzzi 427. [Moldau 357 f.
Ryngalla, G. Alexanders von der
Ryswyk, Friede (1697) 163.

Sabazios, phryg. Gott 3.
Sabbas, Erzbischof, s. Sawa.
Sabin (Wlache, 760) 325.
Sabinianus, Mag. mil. 322.
Sabiren 320 f.
Sabotowo, Gut 545.
Sabrata (Tripoli) 42.
Sachalien 590.
Sachs, Hans 149.
Sachsen (10. Jahrh.) 437.
— (16.—18. Jahrh.) 516. 552 ff.
— in Siebenbürgen 400—404.
Sachsenspiegel 477.
sadruga 274.
Safarik, Jos. 269. 427.
Sagan Pascha (1453) 136.
Sagulaten 47. 273.
Sagunt 20.
Sahak, Katholikos 58. 198.
Saint-Arnaud, J. de 182.
— -Germain 550.
— -Malo, Bretagne 62.
— -Omer zu Athen 102.
— -Simon, Louis de, Herz. 561.
Sajatnova von Tiflis 202.
Sakabaschi, Janitscharenoff. 121.
Sakkala (Esthland) 480.
Säkkingen 63.
Sakonik Stef. Dusans 305.
Saladin 181.
Salerno 98.
Salisbury, Lord 207.
Salm, Graf Nik. (1529) 148.
Salmann von Lorsch 99.
Salmuky, Magyare 369.
Salome, G. Kolomans v. Ungarn 452.
Salomon von Ungarn 372.
Salona 129.
Salonik, s. Thessalonike.
Salvadore, Pater 210.
Salvianus von Massilia 35.
Salz 184. 421. 538.
Salza, s. Hermann.
Salzburg 99. 280.
Samaiten 485. 490.

Samandar 322. 432. 441.
Samaniden 432.
Samarkand 18. 130. 455.
Samo, Franke 228 f. 277. 280. 309.
Samos 8. 81.
Samosata 58. 68.
Samuel von Westbulgarien 49. 86 f. 330.
San, Fluß 435. 452.
Sanahine, arm. Kloster 203.
Sandjak 120.
— -i-scherif 160.
Sandomir 420. 465. 469.
Sanherib 4.
Sandstein 421.
San Felice (1332) 246.
Sanhedrin 16.
Sankt Georgen, Grafen von 390.
— Gotthard a. d. Raab 159. 383.
— Petersburg 555. 561. 563 f. 574. 576. 578. 582. 584. 587.
— — Akademie 563. 569. 574.
— — Gründung 425.
— Wenzels-Vertrag (1517) 265.
San Lazzaro 200.
Sanskrit 17.
Santa Maura (1502/3) 146.
— Elmo 566.
Santorin 102.
Santo Stefano, Friede (1878) 192. 207. 345. 366. 588.
Sanudo, Marco 102. 104.
— Marino 115.
Saporoger 160. 539. 541—543.
Saporoshje 541. 543. 545.
Sappho 8.
Sarai 456—458. 501—503. 506. 509.
Sarapis 15. 26.
Saratow 420.
Sarazenen 88. 332
Sardes 5. 11.
Sardinien 42. 588.
Sarkel 369. 433. 441.
Sarmaten 418 f. 422.
Sáros(-Patak) 399.
Sarti, Giuseppe 574.
Sartius (Söldner, 940) 100.
Saruchan 111.
Saryg-šar 432; s. Astrachan.
Sasaniden 50. 52. 198.
Sassun 194. 198. 202. 210.
Satalia (1473) 143.
Sati, Hofdichter 145.
Satrapien 12.
Saudji, S. Murads I. († 1375) [127.
Save 84.
Sawa, serb. Erzbischof 286 f.
Sawadowskij, Peter 573. 575.
Sbignêns, s. Zbigniew.
Sbornik 83. 342.
Scarampi, Lod. 141.
Schabatz 168.
Schahnamedji, Epiker 152.
Schaho, Kämpfe (1904) 590.
Schamachi 156.
Schamyl 589.
Schardagh (Balkanhalbinsel) 215.
Scheichi, Arzt (1450) 144.
Schein, Alex. S. 565.
Schekib Effendi (1848) 180.
Schellenberger Höhen (1599) 353.
Schelona, Fl. 505.
Schemnitz 392.
Scheremetjew, Boris, Fürst 567.
— Peter, Graf 571.
Schestowa, s. Xenia.
Schiemann, Th. 577.
Schiiten 147.
Schilder-Schuldner (1877) 191.
Schinassi Effendi 189.
Schindekopf, Henning 484.
Schipkapaß 191.
Schischman, s. Šišman.
Schkipetaren 215.
Schlachta, s. Polen (Adel).
Schlesien 225 ff. 240. 243. 251. 262 f. 386. 464 f. 471 f. 474. 549. 582.
— Anfänge 238.
— böhmisch 245.
— Name 229.
— Vorgeschichte 228 ff.
Schlitte, s. Slitte.
Schmölnitz 398.
Schönborn b. Munkács 399.
Schönbrunn, Friede (1809) 307.
Schon gut, König; s. Wladislaw von Böhmen.
Schopenhauer, A. 202.
Schottland 411.
Schrift 54. 445.
Schröder, J. J. 200.
Schuiskij, Andrej 508.
— Familie 508 f. 512.
— Iwan 508.
— Wasilij, Zar 514. 535. 558. 572.
Schulenburg, J. M. v. d. 164.
Schulscha, Armenien 206.
Schulwesen 596.
Schuwalow, Iwan J. 569.
Schwaben 392. 405.
Schwarzawa 226.
Schwarz-Bulgaren 320.
Schwarzerde 422.
Schwarzes Meer 7. 418—420. 423. 425. 432. 435. 541. 548. 561 f. 582. 584. 586.
Schwarzkappen 451.
Schwarzrußland 482 f. 484.
Schweden (Land u. Volk) 411. 424 f. 438. 475. 479. 506. 510. 515. 521. 523. 531. 533 f. 537. 548 f. 555. 561. 575. 582. 584.
— Königreich 549 f. 553. 562.
Schweidnitz (1522) 265.
Schweiz 410. 594.
Schwertbrüder, s. Orden, livländ.
Schwicker, J. H. 403.
Scipio Africanus maior 20.
Sead ed-dîn 126. 136. 155 f.
Sebastiani, Horaze F., Graf 169.
Sebastopol 182. 558.
Sebbirozi 427.
Sedlikaner 427.
Seelenwanderung 16 f.
Seeraub und -polizei 81.
Seerecht, rhodisches 67.
Segesta 9.
Ségur, L. Ph., Graf 576.
Sehrimaneti, Eparch 114.
Seidenraupenzucht 43.
Sejmiki (Konföderationen) 496.
Sekko, Kloster 172.
Selanik 132; s. Thessalonike.
Seldjuken 88 f. 91. 93. 111. 125.
Seleukeia 14. [332.
Selim I. 145. 147.
— II. 115. 151. 153.
— III. 167 f. 179. 585.
Selisnjak, Kosak 548. 573.
Sellasia, Schlacht bei 22.
Selonen (Zelonen) 429.
Sem, russ. Fluß 427.
Semendria 290.
Semgaller 429. 481. 522.
Semiten 9. 67.
Semschtschina 511.
semstwo 579.
Senekherim (Artsruni, 1021) 199.
Seneslaw, wlach. Woiwode 349.
Seniorat 122. 186. 236. 447 f. 466.
Senj 158; s. Zengg. [469.
Senndorf 400.
Senussi 196.
Sephardim (Spaniolen) 146.
Septem (Stadt) 42.
Septuaginta 16.
Seraphim von Phokis 129.
Serapis 15. 26.
Seravici 427.
Serban II. Kantakuzen 354.
Serben 93. 125. 168. 190. 215. 269. 273. 277 ff. 302. 328 f. 388. 436. 561. 585 f.
— Litteratur 290. 305 f. 308.
— Volkstum 308.
Serbensteig 226.
Serbien 86. 106. 140. 179. 183. 274. 278. 285—288. 302. 414. 582. 586.
— altes 278.
— Fürstentum 168. 170.
— Kirche 286. 288. 293.
— Königreich 193.
— Skupschtina 186. 586.
Serdica 128. 325; s. Sofia.
Serebrjanyi, Fürst 592.
Serena, Gemahlin Stilichos 33.
Sereth, Bischof von 489.
Sergios von Emesa 53.
— Märtyrer 43. 56.
— Papst 61.
— von Râs'a-in 53.
Serimvár 159.

Serinda (Seide) 43.
Serop, armen. Räuberhauptmann 209.
Sertak, S. Batus 457.
Server Pascha (1876) 190.
Sestodnev (Hexaëmeron) 88.
Severos von Antiocheia 53.
Severus, Kaiser (461), s. Libius.
Sevordik' 368.
Sewer(j)anen 273. 427. 432 f. 436. 447. 550.
Seymour, G. H. 587.
Sforza, Bona 520.
— Giov. Gal. 520.
— Pallavicini, Alfonso 380.
Sguros, Leon 96. 101.
Shâhin Giray 167.
Shapur II. 58.
Shetlandinseln 13.
Shólkiewski 535. 541.
Showti Wody (1648) 546.
Shukowskij, W. 579.
Siawusch; Großwesir (1575) 155.
Sibiatschin, General (1827) 203.
Sibin 401.
Sibirien 512. 549. 557. 569. 573. 590. 595.
Sibyllinische Bücher 5.
Sicca Veneria (Nordafrika) 42.
Sicinski, Wlad. (1652) 550.
Sidon 54.
Siebenbürgen 73. 155. 161. 343. 384. 399. 410. 489. 542. 546. 549.
— Fürstentum 381.
— wanderndes 348.
— Zigeuner 402. 412.
Siebenbürger Sachsen 399 ff.
Siebenlinden 399.
Siebenschläfer (Legende) 53.
Siegburg 99.
Siegmund (Sigismund), Kaiser 49. 129. 248—251. 253. 255. 257. 350. 376. 396. 486 f. 490. 497.
— von Fünfkirchen 412.
— von Polen, s. Sigmund.
— von Tirol 556.
Siemaszko, Alex. (1600) 541.
Sien pē 315.
Sieradz 465.
Sietsch, s. Sjetsch.
Siewiersk 537.
Sigmund I. v. Polen 422. 499 f. 515. 517. 519. 521. 526. 529. 540.
— II. August (I.) von Polen 152. 512. 519 f. 524. 525 f. 529 f. 539 f. 559.
— III. Wasa v. Polen 496. 514. 523. 531. 533. 535 f. 538. 540 f. 544.
Sign 158; s. Zengg.
Signiutr (Sineus) 427.
Sijāwardī (Armenier) 368.
Sikeler 7. 9.
Silentium (729) 69.
Silingi 229.
Silistria 172. 175. 327. 441. 584.
Sillein (Ungarn) 394.
Silvanos, Paulikianer 68.
Silvester II., Papst 371.
— Pope (1550) 509 f.
Silzibul, Türke 46.
Simargla, altruss. Gottheit 443.
Simeon d. Jüngere, Mystiker 107.
— der Stolze v. Rußl. 483. 502; s. auch Symeon.
Simon, Katholikos (1768) 202.
— Serbe (1360), s. Symeon Uroš.
Simonie 252.
Sinan, Baumeister (1550) 152.
— Großwezir 154—156. 353.
— Pascha (1430) 132.
Sindbad 17.
Sindhî und Sindoi 406.
Sineus 427.
Si ngan fu 18. 54.
Sinnis 440.
Sinope 142. 182. 541.
Sintzendorf, Graf (1575) 154.
Siponto 61. 98.
Siragan, Geheimbund (1884) 209.
Sir Darja 590.
Sirmium 46.
Sirvantzdiantz, Bischof 202
Sis 199. 205.
Sisinnios, Papst 61.
Sisman I. (963) 49. 329 f.
— (Despot, 1300) 287 f. 339.
— II. 287. 339.
— III. 127. 288 f. 341. [bis 341.
Sismaniden (Trnowo) 287 f. 339
— Westbulgarien 49. 86 f. 330 f.
Sissek 296.
Sistowa, Vertrag (1791) 167.
Sitifis (Mauretanien) 42.
Sittici 427.
Sitwatorok 155; s. Zsitva.
Siwa 17.
Sixtus IV. 143. 504.
— V. 154.
Sizebolu (1829) 175.
Sizilianische Vesper 106. 338.
Sizilien 4. 5. 65. 70. 74. 81 f. 98.
Sjetsch 539. 548; s. Kosaken.
Skampa (Elbassan) 219.
Skanderbeg, s. Kastriota (Gg.).
Skandinavier 428. 448. 479.
Skarabäus 7. 434.
Skaramangion, Kaisermantel 52.
Skarbimir (gest. 1117) 467.
Skirgiello von Litauen 498.
Sklaven in Byzanz 80.
Skobelew, Mich. 590.
Skodra, Sandschak 291.
Skordisker 228.
Skripu, Kirche (873/74) 82.
Skulptur 100.
Skuphas, Nik. 170.
Skwir, Bezirk 451.
Skylax von Karyanda 6.
Skythen 8. 418—420.
Slachta, s. Polen (Adel).
Slankamen (1691) 162.
Slav (zu Menelikon) 101. 334.
Slavejkov, Petko Rakov 344.
Slavonia (Küstenkroatien) 284.
Slawen 47. 64. f. 71. 81. 88. 125. 226. 270. 274. 348. 389 f. 420. 427. 432—434. 437 f. 460. 478 f.
— alte 274. 427. 433—437.
— Ausbreitung 229. 277. 439. 453.
— Blutrache 275.
— Christentum 231. 443.
— Familiengenossenschaft 274.
— Freiheitssinn 437.
— Gebräuche 435.
— griechisch beeinflußt 67. 77. 283. 423. 441. 443 ff.
— Litteratur 283.
— Name 270. 427—429.
— Recht 435. 474.
— Volkstum 83. 463. 471 f. 490. 534. 580.
Slawineckij, Epifanij 544. 558.
Slawinia 274.
Slawnikinger 234.
Slawonien 277. 284.
Sleenzane 427.
Slitte, Hans 509. 559.
Slivnica, Schlacht (1885) 346.
Sloboda, Alexandrowskaja 510 f.
— Deutsche 558.
Slobodse, Schlacht (1811) 170.
Slowakei 370. 462 f. 472.
Slowaken 277. 393. 397.
Slowenen 269 f. 279. 309 ff. 325.
— Litteratur 310—312.
— Name 270.
Sloweni 427.
Slowenia 277.
Smardan (1877/78) 366.
Smendr 432; s. Samandar.
Smilec, Bulgare 339.
Smiljanić, M. 272.
Smolensk 422. 427. 439. 448 f. 452. 515. 535—537. 539. 550 f.
Smoljáner 273.
Smolnakloster 573.
Smud 429. 483 f.
Smyrna 92. 143.
snic 430; s. znicz.
Snups, Michael 556.
Snuffi 196.
Soběslaw von Böhmen 236.
— II. 239.
Sobieski, Jakob Ludwig 551.
— Jan; s. Johann III.
Sobolev, Leonid N. 345.
Socinianer 524.
Södermanland 438.
Soest 100.
Sofia 128. 330.
Sofronij von Braca 186. 343.
Softa 187.

Sögud 114. 120.
Sohag (Schenutekloſter) 62.
Sokal (Galizien) 550.
Sokolli (Sokolović), ſ. Mohammed.
Solachon (586) 46.
Solari(o), Ant. 413.
Söldner 80. 443.
Soliman, ſ. Suleiman.
Solomon, Statthalter (535) 42.
Solon 8.
Sonegg, ſ. Ungnad (Joh.).
Sonnengott 4. 447.
Sopeithes, Inder 11.
Sophia Alexejewna 551. 558. 560. 568.
— G. Friedrichs von Ansbach (1500) 520.
— Charl., G. Friedrichs I. von Preußen 567.
— (Zoë), G. Iwans III. 142. 504 f. 507. 515. 556.
— G. Ulrichs v. Iſtrien u. Magnus' v. Sachſen 372.
— G. Wenzels (1389) 253. 255.
— G. Witolds von Litauen 493.
— von Anhalt, ſ. Katharina II.
Sophienkirche, ſ. Konſtantinopel.
Sophokles 419.
Sophronios von Jeruſalem 64.
— von Vraža, ſ. Sofronij.
Sorben 432.
Sotwaros (lit. = Sonne) 430.
Spahi, türk. Einrichtung 292.
Spalato 271. 284.
Spanien 13. 42. 57. 100. 146. 412. 530.
Spanioler 146.
Sparta 7. 28.
Spata, ſ. Johann.
Speranſkij, Mich. 576 f.
Sperchios (996) 87. 331.
Spetſä (Spezzia) 215.
Spitignew v. Böhmen (900) 233.
— (1055) 235.
Sporck, Johann 159.
Sporen 270; ſ. Anten.
Sporer, Georg 307.
Squillace, ſ. Roccella.
Sredna Gora (1876) 345.
Sſtrb-ſindüghi 128. 289.
Sſuworow, Alex. 167. 584.
Staat 11. 14. 122. 419. 433. 438. 591.
Stadici 427.
Städte 11. 227. 493. 596.
Stambulov, Stefan 194. 346.
Stanič, V. 312.
Stanimaka 333.
Staniſlaw I. Leſzczyński 531. 553 f. 561. 582.
— II. Poniatowski 164. 531. 555.
Stanka, G. Michaels II. 353.
Stanul 489.
Stara Zagora 334. 345.
Starhemberg, R. v. 161.
Starodub 535. 551.
Staroſt 274.
Staurakios, Gießer 89.
Stauropigiſche Fraternität 543. 544.
Stefan (Stephan) VI., Papſt 77.
— von Blois 91.
— Twartko von Bosnien (1389) 128.
— Thomaſch von Bosnien (geſt. 1459) 134. 141.
— Thomaſchević (geſt. 1463) 140.
— von Kanisza (1373) 391.
— I. von der Moldau 357 f.
— III. von der Moldau 357 f.
— V. von der Moldau 357 f.
— VI. der Große v. d. Moldau 143. 352. 358—360. 516.
— VII. v. d. Moldau 358. 360.
— VIII. v. d. Moldau 358. 361.
— IX. v. d. Moldau 358. 361.
— X. Tomſa v. d. Moldau 361.
— XI. Resvan 362.
— XIII. Gheorghe 362.
— XIV. von der Moldau 363.
— XV. von der Moldau 363.
— I. Nemanja 285—287. 297.
— II. Nemanja 95. 286 f.
— Wladiſlaw von Serbien 336.
— V. (IV.) Uroš III. 106. 287 f.
— Dušan 106 f. 125. 219 f. 287 f. 291. 297. 339.
— VI. (V.) Uroš IV. 288 f. 291.
— S. Lazars v. Serbien (1400) 290.
— I. v. Ungarn 371 f. 389. 463. 472.
— II. von Ungarn 373.
— III. von Ungarn 238. 373.
— IV. von Ungarn 238. 373.
— V. von Ungarn 106. 337. 374. 392. 395.
— III. Kantakuzen v. d. Walachei 355.
— Vuk Lazar 128; ſ. Lazar Grbljanović.
Steiermark 310. 312.
Stein, Aurel 18.
— Georg von 262.
Stellas, Bistum 82.
Steno, Michele 130.
Steppe 421 f.
— Nogaiſche 506.
Steppennomaden 433. 451.
Sterneck, ſ. Ungnad (Dav.).
Steuer 66. 457. 473.
Stilicho 33. 35.
Stiller Ozean 425. 588.
Stiponje, Schlacht (981) 330.
Stirbey, Dmitr. Barbu 356.
Stoa 15. 25.
Stoglaw (Kirchenrecht) 509.
Stoſko, Biſchof 343; ſ. Sofronij.
Stolbowo (Vertrag 1617) 515.
Stoponion, Schlacht (981) 330.
Strandrecht 492.
Straßburg 100. 318.
Stratilates, Theodoros 443.
Stratioten 143.
Straton von Lampſakos 25.
Stratonike von Syrien 16.
straža 434 f.
Strelizen (Strjelzy) 562. 565.
Strêž (Stregan) 101. 333.
Stribog, ultruſſ. Gott 443.
Strigolſiki, ruſſ. Sekte 107.
Stroganow, Graf 586.
Stromoncourt zu Amphiſſa 102.
Straßmayr, Joſeph Georg 304.
Strumaner 48.
Strymon 82.
Strzygowſki, Joſ. 62.
Studenitza 286.
Studion, Kloſter 75. 89.
Stuhmsdorf (1635) 537.
Sturdza, Demeter 364. 366.
— Johann, Woiwode 363.
— Mich. 180. 364.
Stutenmilch 422.
Stylianos Zautzes (894) 85.
Suanen, ſ. Swaneten.
Subow, Platon 575.
Suchum Kaleh 191.
Suczawa 357. 360.
Südamerika 409.
Südbaltiſche Gebiete 478 ff.
Südbund (1820) 577.
Sudebnik 507.
Sudeten 225—228.
Südſlawen 269 ff. 276 ff.
— Befreiung 299 ff.
— Chriſtianiſierung 280.
— Litteratur 301. 304 ff.
— nationale Bewegungen 306 f.
— Religion 275.
— Stämme 273.
Sueskanal 160.
— -Aktien 186.
Sükjenneſa, alb. Dämon 217.
Suleimân I. 120. 130 f. 266.
— II. der Große 145. 147. 150. 161 f. 379. 403.
— Häuptling 120. 123.
— Paſcha (1475) 359.
— — (1543) 150.
— — (1687) 161.
— Prinz (geſt. 1358) 123. 125 f.
— — (geſt. 1634) 123. 157.
Sulioten 221.
Sulla, L. Cornelius 27.
Sultan 120.
Sulyma, Ataman 543.
Sumarokow, Alexander 571.
Sümpfe 482. 488.
Surb Karabet (hl. Johannes) 199.
Surbi 427.
Surenian, Kework 212.
Sururi, türk. Dichter (geſt. 1561)
Suſa 5. 6. 11. [152.
Susdal (Suzdal) 424. 454—456. 458. 467. 501. 507.
Suwār (Wolgabulgar.) 323.

Suworow, ſ. Sſuworow.
Suyginer 407; ſ. Zigeuner.
Svištov (1881) 345.
Swaneten 589.
Swantowit, nordſlaw. Gott 275.
swaroh (Sonnengott) 430.
Swatopluk von Mähren (870) 230 f. 282.
— von Olmütz (1105) 236. 465.
— von Pommern 472.
— von Rußland, ſ. Swjatopolk.
Swen von Dänemark 437.
Swetoſlaw (Swiatoſlaw), ſ. Swjatoſlaw.
Swidrigiello v. Litauen 494. 497.
Swienta (Schlacht 1435) 497.
Swięty Krzyż, poln. Kloſter 420.
Swjatopolk I. v. Rußl. 445. 447.
— II. 449 f. [453. 463.
Swjatoſlaw v. Rußland (geſt. 973) 321. 330. 433. 441 f. 538.
— (geſt. 1016) 447.
— (geſt. 1075) 448. 452.
Swonimir, Kroate (1076) 284.
Sybaris 5.
Symeon von Bulgarien (917) 77. 83—85. 282. 285. 326 f. 370. 558.
— von Moskau, ſ. Simeon.
— Stylites 53.
— Uroš von Serbien 219. 288.
Synod, ſ. Rußland.
Syrakus 65. 81.
Syrer 61. 64. 86. 88.
— im Abendlande 54.
— in Armenien 58.
— Litteratur 52.
— Schrift 54.
Syrien 15 f. 52 f. 86.
Syrmium 282.
Szatmár 414.
— Friede (1711) 384.
Szczepulis 489.
Széchényi, St. 387.
Szegedin, Friede (1444) 133. 377.
Székely, Moſes 157. 381.
Székler 321. 351. 402.
Szent-Endre, Schlacht (1442) 351.
Szigetvár (1566) 151. 381.
szlachta, ſ. Polen (Adel).
Szondy, Georg 381.
Szydlowiecki, Chriſtoph 520.

Tabari 81.
Taboriten 254. 258.
Tachau, Schlacht (1427) 257.
Tacitus 269.
Taganrog 277.
Tahir Effendi, Journaliſt 189.
Tai Tſung (630) 53.
Taktika Leons 68. 83 f. 100.
Talaminci 427.
Talion 67.
Talleyrand 168.
Talori (Armenien) 210.
Taman 369. 538.
Tamčusrau, Perſer (581) 46.
Tankred 95.
Tannenberg (1410) 490. 494. 517.
Tansimati hairije 178 f.
Taormina 81.
Taprobane, Inſel 10.
Tarchan, Sultanin (geſt. 1651) 158.
Tarchu 432; ſ. Samandar.
Targowica, Konföderation 585.
Tarkamos, perſ. Satrap 9.
Tarniach, hunn. Stamm 320.
Tarnow, Jasko von 494.
Tarnowski, Pole (1540) 525.
Taſchkend 18. 590.
Taſſilo II. von Bayern 280.
Tata 155; ſ. Totis.
Tataren 119. 146. 324. 337. 362. 407. 421. 455. 474. 476. 494. 500 ff. 506 f. 509 f. 516. 527. 531. 533. 538. 541. 546. 548. 551. 561 f. 572. 575. 583 f.
— ſüdruſſiſche 424 f. 456—459. 484 f. 591.
Tauris, ſ. Tebris.
Tauros, kilikiſcher 209.
Taus, Schlacht (1431) 257.
— Vergleich (1318) 245.
Tauſendſchaften 457.
Taxila 17.
Taxus baccata 595.
Ta Yüan 18.
Tazza farneſe (Alexandria) 15.
Tchinghiané (Zigeuner) 409.
Tebris 150.
Tedeum, poln. 490.
Teheran 590.
Teilfürſten 111. 236. 451. 466.
Tekke (Pamphylien) 111.
Telâ d'manzalat (581) 46.
Telawela, lit. Gottheit 430.
Telec Ugain, Bulgare 325.
Telephanes von Phokaia 6.
Telerig (Cerig), Bulgare 71.
Tell Defennet (Daphne) 7.
Temes, Banat 404.
Temesvár 164. 306. 381.
Temirchan-Schura (Kaſpiſee) 432.
Temrink, Tſcherkeſſe (Schwiegervater Iwans IV.) 512.
Temudjin 455 f.
Teplow, ruſſ. Geheimrat 569.
Teppichweberei 4. 62.
Terchan, Sultanin († 1651) 158.
Terdjan (1473) 143.
Terebowla 452.
Terek, Fluß 589.
Terlecki, Cyryl 534. 541.
Terrakotta, phöniziſche 5.
Terterij, Georg I. 338.
— — II. 339.
Tervel, Bulgare 65. 324.
Terwingen 316.
Tetra-Evangelium (von 835) 75.
Teufel 74. 329. 444.
Teutamos, Vater d. Bias 8.
Teutonen 13. 228.
Teutoniker 400.
Thabeſi 427.
Thales 4. 8.
Thamar v. Bulgarien (1366) 289.
— von Georgien 101.
— von Tarent 337.
Thamaſp von Perſien 165.
Thamugadi (Numidien) 42.
Thasnezi 427.
Thaſos 178.
Thaya, Fluß 226.
Thebald, Přemyſlide (1140) 236.
Theben (Ägypten) 8.
— (Böotien) 102. 127.
Theiß-Bulgaren 321.
Thelepte, Nordafrika 42.
Themata (Byzanz) 64. 81 f.
Theocharis, Neugrieche (1822) 173.
Theodemir, Oſtgote 36.
Theodor, Kaiſer (1222), ſ. Angelos.
— Grieche (1780) 218.
— I. Laskaris 96 f. 101. 103 f.
— II. Laskaris 104. 337.
— I. u. II. von Miſithra, ſ. Palaiologos.
— Papſt 61.
— Prodromos (1150) 93.
— von Samos 6.
— von Studion 74. 86.
— Svetſlaw, Terteride 338 f.
— von Tarſos 61.
— Tyron in Eukaita 30.
Theodora, Kaiſerin (550) 38. 44.
— — (700) 324.
— — (850) 75.
— — (1050) 88 f.
— Dukaina, Kaiſerin (1250) 105.
— Sultanin (1346) 112.
— Zarin von Bulgarien 340.
Theodorētos, Mönch 340.
Theodorich d. Gr., Oſtgote 36. 62.
— Strabos, Oſtgote 36.
— I., Weſtgote 319.
— Biſchof von Kärnten (780) 280.
Theodoſij, Mönch (1350) 340.
Theodoſiopolis 83.
Theodoſios, Kaiſer 33.
— II. 34 f. 58. 65. 316 f.
Theodulos, Rhetor (1315) 106.
Theodulph, Dichter (800) 62.
Theognoſt von Kijew 502.
Theoktiſte, Mutter Theodors von Studion 74.
Theologie 469.
Theophanes, Chroniſt 84.
— Mönch 69. 71.
— Patriarch von Jeruſalem 542. 544.
Theophano, byz. Kaiſerin 85 f.
— deutſche Kaiſerin 99.
Theophilos, Kaiſer 75. 369. 432.
— Rechtslehrer 40.
Theophilus, Mönch (Email) 99.
Theophobos, Feldherr (840) 75.

Theophraſt 10. 21. 24.
— Patriarch (957) 85. 441.
Theophylaktos, Maler (959) 97.
— Simokattes 52. 436.
Thereſia Kunigunde, G. Jan Sobieskis 551.
Thermopylen 317.
Theſſalien 8. 24. 291.
Theſſalonike 65. 82. 84. 87. 92. 101. 132. 272. 334.
— Metzelei (390) 34.
— — (1185) 95.
Theveſte (Nordafrika) 42.
Thiedrich, Markgraf (950) 461.
Thierſch, Friedrich 177.
Thietmar von Merſeburg 432. 462. 471.
Thököly, Emerich 160. 162. 384.
Thomas von Aquino 107.
— von Emeſa 47.
— Magiſtros (1315) 106.
— von Morea (1450), ſ. Palaiologos.
— Slawe (824) 74.
Thomſen, W. 428.
Thon 421.
Thopia (Albaneſe) 221.
Thorn 481. 531. 584.
— Friede (1411) 490.
— — (1466) 492. 517.
— Religionsgeſpräch (1645) 536.
Thraker 4. 7. 29. 216. 270. 279. 367. [436 f.
Thrakien 81. 95. 270. 289. 330.
Thraſamund, Wandale 37.
Thugut, J. A. Franz de Paula 166.
Thukydides 8.
Thule 13.
Thür.-ſächſiſche Malſchule 100.
Thurn, Georg von 556.
Thurócz (Nordungarn) 393.
— Johannes de 378.
Thurzó, Alexius 396.
— Familie 393. 396.
Thuspa 197.
Thymbe, Schloß 125 f. 340.
Thyrſosſtäbe 16.
Tiberios (II.), Kaiſer (578) 45 f. 60.
— III. 65.
Tichomir, Weſtbulgare 331.
Tierfabel 17.
Tiffernus, Michael 311.
Tiflis 202.
Tigranes I. von Armenien 198 f.
Tilſit, Friede (1807) 169. 556.
Timaios von Tauromenion 25.
Timare 113. 120.
Timiſlaw, Kroate (926) 284.
Timočaner 325.
Timofejew, ſ. Jarmak.
Timotheos von Gaza 53.
Timur 108. 114. 130.
Timurtaſch (1394) 113. 129.
Tirach, Petſchenege 332.
Tirgoviſte (Walachei) 351.
Tirgſor (Walachei) 351.
Tiridat, ſ. Trdat.
Tirol 245.
Tismana (Kl. Walachei) 410.
Titelweſen 37.
Tiwerci 427. 439.
Tmutorokan 447. 452.
Tobolsk 589.
Tocco, Carlo I. u. II. 132. 220.
— Leonardo III. 144.
Todesſtrafe 473. 511 f.
Tököly, ſ. Thököly.
Toktū, Bulgare (760) 325.
— von Weſtkiptſchak 339.
Tolſtoj, Peter 567.
Tomakowka 539.
Tomaſchek, Wilh. 198.
Tombazis, J., Neugrieche 173.
Tomicki, poln. Familie 524.
Tomilenko, Koſaken-Hetman 543.
Tomorniza (1457) 141.
Tomsk 589.
Topſchau (Dopſchau) 398.
Toptſchider (Serbien) 303.
Torken, Südruſſen 451.
Torontal (Ungarn) 343.
Torquemada, Großinquiſitor 146.
Torſchok (1238) 456.
Toskēn (Albaneſen) 216.
Totis (1593) 155.
Tott, Baron Franz 166.
Toulouſe 100.
Tournay 102.
Tours 62.
Trachaniotes, Grieche (1489) 557.
Tractatus Hallerianus (1686) 403.
Trajan 270. 348.
Trani 98.
Transkaukaſien 579.
Transſibiriſche Bahn 590.
Trapezunt 92. 142. 541.
— Kaiſerreich 101.
Traſimeniſcher See, Schlacht 19.
Traskalliſaios, Iſaurier, ſ. Zenon.
Travunien 278.
Trdat d. Gr. von Armenien 58. 198. 315.
Trechtemirow (Koſaken) 543.
Tremouille zu Chalandritza 102.
Trencſin 395.
Triaditza 325; ſ. Sofia.
Tribigild, Comes (geg. 400) 35.
Tribonian 39.
Trideismus 430.
Trient, Konzil 525. 527.
Trier 99.
Trieſt 312.
Trikupiſten 116.
Trimûrti 430.
Tripolis (Syrien) 84.
Tripolitana (Nordafrika) 42.
Tripolitza 166. 171.
Trnowo 126. 325. 333.
— Fall (1393) 341.
— Konſtitution (1879) 345.
— Synode (1211) 334.
Troitzko-Sergiewſches Kloſter 514. 536. 575.
Troki 484 f. 550.
Trophonios 7.
Troppau 246.
Troubadours 103.
Truber, Primus 305. 311.
Truwor, Ruriks Bruder 427.
Tſakonen 92.
Tſchaldyran, Schlacht (1514) 147.
Tſchamorlu, Schlacht (1413) 131.
Tſchamtſch(i)an, Michael 201.
Tſchangar (Pandſab) 406.
Tſcharnaprawarana 16.
Tſchauſch 114.
Tſcheremiſſen 431. 509.
Tſcherkeſſen 191. 209. 370. 441. 512. 538. 589.
Tſchernajew, General (1865) 590.
Tſchernigow 447—451. 536 f. 546. 550 f. 568.
Tſchernpitſch, bulg. Kloſter 186.
Tſcherweniſche Städte 445. 452. 463. 467.
Tſcheſchme 166. 583.
Tſchetſchenzen 589.
Tſchewkin (1860) 579.
Tſchigirin 545.
tschin 592.
Tſchingene (Zigeuner) 409.
Tſchini (Thymbe) 126.
Tſchi tſchi 33. 315.
Tſchoki von Weſtkiptſchak 339.
Tſchorbadji, türk. Oberſt 121.
Tſchornyje Klobuki 451.
Tſchoruk (Kaukaſus) 199
Tſchuden 431.
Tſchukurian, ſ. Agopos.
Tſchürükſu, Fluß 586.
Tſchuwaſchen 323. 509.
Tſchyldyr (Kaukaſien) 586.
Tſuſima-Inſeln (1905) 590
Tübingen 311.
Tulamaya 18.
Tulln Vertrag (864) 326.
Tulpe 151.
tuman (tatar.) 457.
Tûmân II. Bey 147.
Tundra 422.
Tunguſen 315.
Tunis 150. 193.
Turachan (1422—54) 131. 133.
Turanier 347. 368. [141.
Turin, Friede (1381) 127.
Türkei (europ.) 126—196. 506. 516. 520. 530. 536 f. 541 f. 547 ff. 553 f. 556. 570. 575. 581—584. 587 f.
— Anfänge 119 ff.
— Beamte 179.
— Eiſenbahnen 185.
— Emire und Sultane 123.
— Heer 112—114. 120 f. 193. 586.
— Höhe 134 ff. 151.
— Salzſteuer 184.

Türkei, Tabakregie 193.
— Verfall 153. 183.
Türken 46. 111. 119.
— im engern Sinne, ſ. Osmanen
Türkenloſe (1870) 186. [(115).
Turkeſtan 54. 119. 590.
Türkiſch-Kroatien 278.
Turkmantſchai (1828) 175. 203.
Turkmenen 111. 590. [590.
Turniere 103.
Turow 76. 438. 447. 451.
Tutchon 325; ſ. Anchialos.
Tw(a)rtko von Bosnien (1376) 289. 292. 295.
Twer 456. 483. 502. 505.
Twerza, Fluß 562.
Tylos, Bahreininſel 10.
Typos (648) 65.
Tyrnau 382. 486.
Tyros 54. 104.
Tyrrheniſch 7.
Tzachas, Türke (1090) 92.
Tzakaloph, Ath. (1814) 170.
Tziniskes, ſ. Johannes.
Tzurulon 101.
Tzympe (Thymbe) 126. 340.

Uah-el Chargeh, Oaſe 8.
Udalrich von Böhmen 234 f.
— von Brünn (1100) 236.
— — — (1170) 239.
Ugain, bulg. Familie 325.
Uglitſch 513 f.
Ugrier 321. 368—370. 505.
Ujegyház (Leſchkirch) 400.
Ukraine 421. 515. 519. 533. 535. 538 f. 542 f. 545 ff. 569. 572.
Ulbin (Uldes), Hunne 316. [580 f.
Ulema 162. 190.
Ulfilas 316.
Ulrich von Cilli 377.
— von Lichtenſtein 310.
Ultziagiren 323.
Uludj Ali (1571) 153.
Ulugh Mahmet, Tatare (1431)
Umanj 548. 573. [503.
Umar, Bulgare (760) 325.
Undrima, Kärnten 280.
Ungania 480.
Ungarn 93. 146. 149. 238. 243. 284. 295. 306. 309. 333. 336. 340. 367. 410. 427. 448 f. 452. 456. 470. 472. 474. 478. 486. 488 f. 492. 506. 516 f. 551. 557. 581.
— Ausgleich 388.
— Deutſche 389—406.
— Dualismus 388.
— Name 369.
— Nationalitäten 387. 403.
— Perſonalunion 379 ff.
— Pragmatiſche Sanktion 386.
— Proteſtantismus 382.
Ungnad, David, Frh. (1575) 154.
— Johann (1560) 305. 311.
Ungrowlachien 349.
Uniguren 322 f. 368.
Union, Breſter (1596) 496. 534—536. 541 f. 546.
— Florentiner 496. 534. 556.
— griech.-röm. 85. 105. 135.
— polniſche, ſ. Litauen. [495 f.
— zu Kápolna (1427) 402.
Univerſitäten 477. 594 f.
Unlizi 427.
Unugundur-Bulgaren 322. 368.
Uota-Evangeliar 99.
Upland (Schweden) 438.
Uralfluß 369. 549.
Uralgebirge 420 f. 425. 431. 505.
Urart(h)u 197.
Urban II. 91.
— IV. 105. 400.
— V. 127.
— VI. 249. 489.
— VIII. 204.
Urchan 111 f. 120. 123. 126.
— Prinz (geſt. 1453) 123. 135.
Urf, türk. Geſetzgebung 122.
Uros (1120) 285; ſ. auch Stefan.
Urquhart, David 589.
Urſakis, Grieche 177.
Urſus Particiacus 81.
Uskoken 158. 298.
Üstüb 151.
Uſūn (am Tiënſchan) 33.
Utraquiſten 254. 261.
Uturguren (Utiguren) 42. 320.
Uwjatyči (1100) 450. [323.
Uxiſame (Oueſſant) 13.
Üxküll 479 f.
Uzbeg Chan, Tatare 502.
Uzbegen 112.
Uzen, ſ. Kumanen.
Uzun Haſan, Turkmene 140. 143.

Vaga (Nordafrika) 42.
Valaincourt zu Veligoſti 102.
Valarſapat, Armenien 198.
Valathiſta 331; ſ. Bélafitza.
Valens, Kaiſer 33. 58.
Valentinian I. 70.
— III. 34. 36. 318.
Valerius Diodetianus 28. 291.
— Licinianus 30 f.
— Voleſus 20. [157.
Valide Kaſſemu Mahpeiker (1630)
Vallou, Peter, Zigeuner 412.
Valois-Angoulême, Haus 530.
Vambéry, H. 188 f. 367.
Van (Thuspa) 197.
Varanger 76; ſ. Waräger.
Varna, Fall (1828) 175.
— Schlacht (1444) 109. 133. 351. 377. 402. 492.
— Überrumplung (1605) 541.
Varvakis, Grieche 177.
Vaſen, griechiſche 4.
Vaſil von Trnowo (1204) 333.
Vaſile Lupu 354. 362.
Vaſſos, Oberſt (Kreta) 195.
Vasvár, Friede (1664) 160. 384.
Vatatzes, ſ. Dukas und Johannes.
Vatha, heidn. Magyare 372.
Vazov, Ivan (Bulgare) 344.
Veglia 77. 305.
Veji 20.
Vekil 180. 205. 207. [349.
Velbužd (1330) 106. 287. 339.
Veligoſti (Griech.) 102.
Vendôme, Franç. de 160.
Venedig 73. 81. 97 f. 101 f. 127. 138. 144. 146. 150. 154. 162. 285. 291. 295. 375. 409. 472. 506.
— Verträge mit Byzanz 90. 96.
Venelin (Huca) 344.
Veneti 269.
Venezianer 81. 90. 97. 130. 136. 143. 284. 557.
Veniero, Jac. 136.
— Sebaſtiano 153.
Venus 19. 26.
Verbőczi, Stephan 379.
Vereczke, Paß 370.
Vergerio, Pietro Paolo 311.
Verizane 427.
Verkehr 426.
Verković, Stephan 344.
Vernet, Horace 548.
Verona, Kongreß 577.
Veſpaſian 27. [403.
Veterani-Mallentheim, Fr. v. 163.
Vézelay, Skulpturen 100.
Vidin, ſ. Widdin.
Vielweiberei 11.
Vigilas, Dolmetſch (449) 318.
Viktring, Johannes von 309.
Világos (1849) 180. 388.
Villa Hermanni 400.
Villehardouin, Gottfr. v. 101 f.
— II. 102.
— Wilh. II. 103. 105.
Villeneuve, Geſandter 165.
Vincentius von Krakau 468.
Vinitharius, Oſtgote 316.
Vinodol-Geſetzbuch 305.
Virág, Bened. 387.
Virgilius v. Salzburg 280.
Viſegrád (1335 u. 1339) 476.
Vitalian 37 f.
Vitalis, Miſſionar (650) 280.
Vitezović, P. 305.
Vithimir, Oſtgotenkönig 316.
Vlacho-Bulgaren 71.
Vlad II. Drakul 351. [359.
— IV. Tepeş 141. 350—352.
— V. 352; ſ. auch Layko.
Vladiče (Vlădut; 1510) 352.
Vladko Hranić 128. 290.
Vlaemen 102.
Vlašić, Matija, Iſtrianer 311.
Vlk(an) Nemanjide) 286. 333.
Vlkašin, Serbe (1371) 289. 341.
Vodnik, Valentin 312.
Vogorides, Nik., Kaimakam 364.
Voiſava, G. Joh. Kaſtriotas 220.
Vojnikov, Dobrjo Popov 344.

Volcae Tectosages 229.
Völkerversetzung 71.
Völkerwanderungen 84. 322.
Volkmer, L. († 1817) 312.
Volkskrankheiten 247.
Volos, altslaw. Gott 76. 439.
Volpe, Giambattista della 557.
Voltaire 567. 570 f. 574. 576.
Vorderindien, nördl. 408. 455.
Voronetz 359.
Vraca, s. Sofronij.
Vranas, Theodor 101.
Vukasović, österr. Major 301.
Vulcanius, Bonav. 407.

Wagendrüßel 398.
Wahhabiten 165. 176.
Wahlstatt bei Liegnitz 241. 470.
Waitzen 157.
Wajdeloten 430.
Wajk (Stephan I.) 371.
Walachei 84. 141. 148. 349 ff. 410. 516. 543 f. 546. 582. 586.
— Kleine 343. 349. 355. 359.
W(a)lachen 93. 95. 146. 388. 561.
— Name 347. 428 f.
Walarschapat (Arm.) 59. 198.
Wald 422.
Waldemar I. von Dänemark 467.
— II. 480 f. 521.
— Prinz (1886) 346.
Waldhauser, Konrad 249.
Walemir, Gote (460) 320.
Walid, Kalif 57.
Wallendorf 394.
Wallenrod, Konr. von 489.
Wallenstein 157.
Wälsche 347. 389. 428.
Wampiri, alban. Dämonen 217.
Wan (Thuspa) 197.
Wandalen 42. [453. 541.
Waräger 428. 435. 438 f. 441. 447.
— Name 76. 427.
Warasdin 296. 298.
Warna, s. Varna.
Warschau 424. 530. 541. 543. 545 f. 549. 551. 554. 556. 578.
— Großherzogtum 556. [585.
Warthe 460.
Wasa, Haus 424. 514. 533—538. 549; s. auch Joh. II. Kas., Sigm. III. und Wladisl. IV. von Polen. [503.
Wasilij I. Dmitrijewitsch 493.
— II. Wasiljewitsch 498. 501. 503. [516. 538.
— III. Iwanowitsch 504—507.
— Schujskij 514. 535. 558. 572.
Was(s)ilko von Przemysl 450. 459.
— von Wolhynien 452.
Wassiltschikow, Alex. 575.
Waslylo, Franziskaner (1387) 489.
Weber, Fr. Chr. 567.
weče 435. 453—455.
Wefasade, Scheik (1450) 145.
Wehlau, Vertrag (1657) 549.
Weichsel 9. 417. 423 f. 429. 435. 493. 517.
Weismann, General 166.
Weiß, Michael 403.
Weißes Meer 431. 557.
Weißrußland 583.
Welesiči 273.
Wellington, A. Herzog von 174.
Welona, Burg (1340) 484.
Welsche 389.
Weltsprache 20.
Welunzani 427.
Wenden 269. 429. 432. 460 f. 479.
— Burg in Livland 480.
Wenelin (Huca), Geschichtschr. 344.
Wenzel, Kaiser 248—255. 490.
— der Heilige von Böhmen 233.
— I. 240. [464.
— II. 243. 375. 470. 472. 496.
— III. 243. 375.
— v. Luxemburg († 1383) 248.
— von Mähren (1170) 239.
Wereja (Rußland) 505.
Wergeld 473.
Werwolf 434.
Wesselényi, Franz von 384.
Wessen 431.
Westbulgarien 86 f. 330.
Westeuropa, Ostgrenze 295. 419.
— byz. Einflüsse 60. 97—101.
— Rittertum 495.
Westfalen 100.
Westgoten 33. 316.
Westpreußen 492.
Westslawen 463. 465. 467.
Westtürken 320. 323.
Wetsche, s. weče.
Wettin, Haus 491.
Wezilo von Mainz (1086) 236.
Wezire 11. 292.
Whiston, G. u. W. (1736) 200.
Whitworth, Charles 576.
Wichmann, Graf 460.
Wiclif, John 252.
Widdin 339. 366. 376.
Widewut, lit. Heros 431.
Widukind 437.
Wieliž (1582) 532.
Wielun, Hussitenstatut (1424) 524.
Wien 173. 378. 380. 388. 551. 566. 581. 587.
— Belagerung (1529) 148.
— — (1683) 161.
— Erdvertrag (1515) 517.
— Friede (1276) 242.
— — (1606) 381. 397.
— Kongreß 556.
Wiener-Neustadt (1463) 142.
Wieselburg 391.
Wiesenthal 414.
Wigand von Ragnit (1383) 485.
Wikinge 323. 431 f. 438.
Wilajetverfassung 184.
Wilci 427.
Wilhelm IV. von Bayern 148.
— der Einäugige v. Meißen 250.
Wilhelm von Österreich († 1406) 486 f. 491.
— von Pavia (1170) 94.
— von Riga 522.
Wilibald von Eichstätt (725) 47.
Wilija, lit. Fluß 430.
Wilimow (1469) 260.
Wilkomierz (Polen) 489.
Willerozi 427.
Willigis von Mainz 99.
Willkür der Sachsen in der Zips (1370) 395.
Willoughby, Sir Hugh 557.
Wilna 430. 483—485. 488 f. 493 f. 516. 533. 544. 549.
Wimpheling, Jakob 146.
Winckelmann, J. J. 173.
Winden (Wenden) 269. 432.
Winnica (Kosaken) 539.
Winz (Siebenbürgen) 402.
Wiranschehr, Mesopotamien 62.
Wisby 479.
Wislane 427.
Wisniowiecki, Dmitrij 358. 536. 538 f.
— Jeremias 543. 545. 550.
— Michael, s. dort.
Wissenschaft 124. 139. 577. 596.
Witebsk 483 f. 485. 583.
Withen, s. Gedymin.
Witičewo (Uwjatyči, Dnjepr) 450.
Witold(-owd) von Litauen 485—488. 491. 493 ff. 501.
Wittenberg 524.
Wittore, alb. Hausgeist 217.
Witwenverbrennung 432.
Wizunbeire 427.
Wjatiči 427. 432 f. 436. 441.
Wjatka 451. 453. 455. 505.
Wjatko von Jurjew (1224) 481.
Wjatscheslaw von Smolensk 448.
Wlachen, s. Walachen. [452.
Wlad u. Wladko, s. Vlad...
Wladikawkas 589.
Wladiken 274. 291.
Wladimir v. Bulgarien (888) 326.
— d. Gr. von Kijew (gest. 1015) 443 ff. 452. 506.
— Monomach 450 f. 454. 467.
— von Nowgorod (gest. 1052) 449. 451.
— Stadt 424. 449. 454. 456. 458. 482. 501.
Wladimirko von Halicz 452.
Wladislaw (Přemysl) v. Böhmen
— II. 236—239. 373. [326.
— von Böhmen (= W. II. von Ungarn) 261—264. 378 f. 412. 492. 499. 517. [239 f.
— Heinrich von Mähren (1192)
— von Oppeln (1386) 488 f.
— I. Hermann von Polen (gest. 1103) 465.
— II. v. Krakau 465—467. 470.
— III. Laskonogi 467—469.
— I. Lokietek 470. 475. 487.

Wladislaw Odonicz 470.
— II. Jag(i)ello 252. 350. 357. 376. 378. 396. 485 ff. 493. 496 f. 502 f. 520.
— — — Taufe 488. [528.
— III. von Polen (= W. I. von Ungarn) 133. 376 f. 396. 492. 496 f. [545 f. 552.
— IV. 514 f. 531. 535. 542 f.
— I. v. Ung. = W. III. v. Pol.
— Posthumus, s. Ladislaus.
— II. von Ungarn = W. v. Bö.
Wladiwostok 590.
Woguleu 83. 321. 505.
Woiwode (Wojewode) 84. 296. 355. 368. 407. 423. 450.
Wojdyllo, Litauer (1380) 485.
Wojewodina 306.
Wojskofjurten 433.
Wojschelk von Litauen 482 f.
Wojtech (Wojciech) 462; s. Adalbert.
Wolas, altruss. Gott 76. 439. 442.
Wolchow 438. 562.
Wolczenko, Iwan, Kosak 543.
Wolf, Joh. Chr. 332.
Wolff, Jesuit, s. Lüdinghausen.
Wolga 83. 421. 424. 431 f. 441. 455 f. 506. 509. 549. 562.
— -Bulgaren 328.
— -Zeitalter 424. 501 ff.
Wolhynien 420. 447 f. 452. 476. 483. 497. 528. 337. 542. 546.
Wolkonskij, Michail, Fürst 570.
woloczyska, wolok 435.
Wolodar v. Terebowla 450. 452.
Wolokolamsk (1238) 456.
Wolost (Gau) 434.
Worobjowo 509.
Woronzow, Feodor 508.
— -Daschkow, Katharina 570.
Worskla (1399) 494. [574.
Wotjaken 509.
Wratislaw v. Böhmen (900) 233.
— II. 235 f.
Wratscha, s. Sofronij.
Wsewolod v. Perejaslaw 448. 450.
— III. der Große von Wladimir 455.
— v. Wladimir († 1238) 456.
— v. Wolhynien 447.
— -Gabriel (1132) 453.
Wsewoloshkij (1431) 508.
Wukan, s. Vkan.
Wukaschin, s. Vkasin.
Wulgarii 427.
Wulstan, Wiking 431.
Wurwulak, alb. Dämon 217.
Wu sun (am Tiënschan) 33.
Wu Ti 18.
Wyhowskij, Kosak 550.
Wysz, Peter (1400) 490.
Wyszgorod 444.

Xenia Schestow (Marfa) 513.
Xenophanes von Kolophon 5.
Xenophon 11.

Yahia, türk. Dichter 152.
Yakub, Bayezids I. Br. 123. 128.
— Beg von Kaschgar 590.
Yalu-übergang 590.
Yaya, osm. Truppe 120.
Yezdegerd III. 54.
Ypsilantis, Alex. († 1805) 171.
— — († 1828) 171 f. 302. 355.
— Konstantin 172. [363.
Yusuf Izz ed-dîn (1875) 86.

Zabender-Hunnen 320.
Zabergan, Kotrigure 42. 320.
Zabljak (Montenegro) 291.
Zabrozi 427.
Zaccaria, Cent. (Achaja) 131.
Zacharias, Papst 61.
— von Serbien (923) 328.
— Rhetor 428,
Zachlumien 278. 328.
zadruga, s. sadruga.
Zagora 325 f.
— Name 325.
Zahra (Spanien) 57.
Zakonik Dusans 305.
Zakynthos 95.
Zamojski, Jan 354. 362. 532.
Zamosc (1648) 546. [536. 541.
Zápolya, Emerich 396.
— Johann 148 f. 360. 378 f.
— — Siegm. 380. [396. 516.
Zappas, Grieche 177.
Zar 83. 511.
Zara 96. 304 f.
— Vecchia 277.
Zarigrad 561; s. Konstantinopel.
Zator (Galizien) 523.
Zauberei 53. 418.
Zawichost, Schlacht (1205) 452.
Zbigněw v. Krakau (1110) 465.
Zborów, Schlacht (1648) 546.
Zborowski, Familie 524.
Zbynek, Erzbischof v. Prag 252 f.
Zdik, Heinrich, Bischof von Olmütz 236 f. 242. 479.
Zebed (Syrien) 56.
Zeben (Zips) 398 f.
Zebrzydowski von Krakau 525.
— Familie 535.
Zehentkirche (Wladimir) 454.
Zehntausendschaft (tuman) 457.
Zeineb, türk. Dichterin 145.
Zeitun 101. 194. 202. 209.
Zelonen, Litauer 429.
Zemarchos, Gesandter 45.
Zenempissa, Albanese (1442) 221.
Zengg 158. 295. 298.
Zenon, Kaiser 34. 36. 322.
Zensur in Italien 20.
Zenta (1697) 163. 301.
Zepenkov, Bulgare 344.
Zeremonien, Byzanz 100.
Zerivani 427.
Zeta 278. 285 f. 291.
Zeugitana 42. 407.
Zeus 16.
Zia Bey, Jungtürke 188.
Ziamet, türk. Lehn 113.
Zibin, siebenb. Fluß 401.
Zica, Serbien 286.
Ziemko v. Masovien 486. 488. 491.
Zigeuner 217. 357. 406 ff.
— in Griechenland 409.
— in Südamerika 409.
— in Ungarn und Siebenb. 412.
— Lyrik 413.
— Musiker 412.
— Namen 406 f.
— Sprache 408.
— Seßhaftmachung 413 f.
— Totengebräuche 411.
— Zahl 414.
Zinkeisen, J. W. 152.
Zinzaren 348.
Zips 394 ff. 491. 583.
Zitronatbaum 11.
Zivkov, G. 346.
Zizka v. Trocnow, Joh. 254. 256.
Zlatarić, Dinko 305.
Zmajević, Vinko 305.
znicz, ewiges Feuer 430. 489.
Zoë, Kaiserin (1040) 88; s. auch Sophia.
Zois, Siegmund Freiherr von 312.
Zöllner von Rotenstein, Konr. 488.
Zopyros 20.
Zrinyi, Georg 305.
— Nikolaus (1566) 151. 381.
— — (1650) 383.
— Peter 305.
Zsitva-Torok (1606) 154—156. [381.
Zuetalici 427.
Zupa 275. 278. 434.
Zuratka (Schwarzawa) 226.
Zurawn, Friede (1676) 160.
Zvireani 427.
Zweipfünder (Byz.) 40.
Zwei-Schwerter-Theorie 94.
Zwentibold 230; s. Swatopluk v. Mähren.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Grosses Konversations-Lexikon, *sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 320 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . .je	10	—
Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . . .je	12	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 80 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden. . . . . .je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden. . . . . .je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . .je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . .je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . .je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . .je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . .je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Holzschnitt, Heliogravüre und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.		
Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinw.	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . . .	2	50
Kunstformen der Natur. 100 Tafeln in Ätzung und Farbendruck mit beschreibendem Text von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 Mk. — In Leinen gebunden	35	—

Geographische und Kartenwerke.

	M.	Pf.
Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	17	—
Afrika. Zweite, von Prof. Dr. ***Friedr. Hahn*** umgearbeitete Auflage. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder . .	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal.*** Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Süd- und Mittelamerika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Nordamerika, von Dr. ***Emil Deckert.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. *(Im Erscheinen.)*		
Ausgabe A. Ohne Namenregister. 28 Lieferungen zu je 30 Pf., oder in Leinen gebunden	10	—
Ausgabe B. Mit Namenregister sämtl. Karten. 40 Liefgn. zu je 30 Pf., oder in Halbleder geb.	15	—
Neumanns Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs. *Vierte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1 politischen, 1 Verkehrskarte und 40 Städteplänen nebst Straßenverzeichnissen. (Im Erscheinen.) Geb. in Halbleder	18	50
Gebunden, in 2 Leinenbänden	19	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . . .	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

	M.	Pf.
Kriegskarte von Japan, Korea, Ost-China und der Mandschurei, nebst größeren Spezialdarstellungen des Gelben Meeres mit Golf von Tschili, des russischen Gebiets auf der Halbinsel Liau-tung sowie Plänen von Port Arthur, Tokio und Yokohama. Von ***P. Krauss.*** Maßstab 1:5,000,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 80 Pf. — Auf Leinwand gespannt mit Ringen zum Aufhängen	2	—
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Maßstab: 1:1,500,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	25

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Geb., in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk., – in 1 Halblederband	18	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 18 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinr. Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte u. 23 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung u. Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Geschichte der deutschen Kultur, von Dr. ***Georg Steinhausen.*** Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. ***Alwin Oppel.*** Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Kartenbeilagen u. 24 Bildertafeln in Holzschnitt, Ätzung u. Farbendruck. 18 Lieferungen zu je 1 Mk. — 2 Bde., in Leinen geb. je	10	—
Gebunden, in Halbleder	20	—

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 165 Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck, 2 Buchdruck- und 32 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Geschichte der englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Walker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 11 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Percopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 8 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Literatur, von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 12 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit etwa 1300 Abbildungen im Text und 130 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	17	—

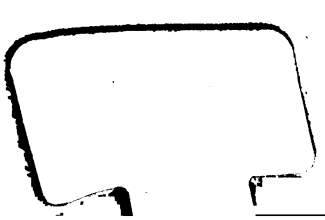
Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

	M.	Pf.
Deutsche Literatur.		
Arnim, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Brentano, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	—
Chamisso, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bände	4	—
Eichendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	—
Gellert, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band	2	—
Goethe, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden	30	—
— gr. Ausg. in 30 Bdn. (Im Erscheinen.) je	2	—
Grillparzer, herausg. v. *R. Franz*, 5 Bände	10	—
Hauff, herausg. von *M. Mendheim*, 4 Bände	8	—
Hebbel, herausg. von *K. Zeiß*, 4 Bände	8	—
Heine, herausg. von *E. Elster*, 7 Bände	16	—
Herder, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände	10	—
E. T. A. Hoffmann, hrsg. v. *V. Schweizer*, 3 Bde.	6	—
Kleist, herausgegeben von *E. Schmidt*, kleine Ausgabe, 3 Bände	6	—
— große Ausgabe, 5 Bände	10	—
Körner, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	—
Lenau, herausg. von *C. Hepp*, 2 Bände	4	—
Lessing, herausg. von *F. Bornmüller*, 5 Bde.	12	—
O. Ludwig, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bände	6	—
Novalis u. Fouqué, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd.	2	—
Platen, herausgeg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*, 2 Bände	4	—
Reuter, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände	10	—
— große Ausgabe, 7 Bände	14	—
Rückert, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	—
Schiller, herausgegeben v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände	6	—
Uhland, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	—
Wieland, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	8	—
Englische Literatur.		
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde.	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *K. Eitner*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausg. Dichtungen, v. *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausg. Dichtung., v. *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

	M.	Pf.
Italienische Literatur.		
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50
Spanische und portugiesische Literatur.		
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50
Französische Literatur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Ad. Laun*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
— Bekenntnisse, von *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25
Skandinavische und russische Literatur.		
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *E. Lobedanz*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—
Orientalische Literatur.		
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *E. Meier*	1	25
Literatur des Altertums.		
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Aschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *F. W. Ehrenthal*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** *Siebente Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	65
Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** Gebunden, in Leinwand	—	50
Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache, unter Mitwirkung des Deutschen Buchdruckervereins, des Reichsverbandes Österreichischer Buchdruckereibesitzer und des Vereins Schweizerischer Buchdruckereibesitzer herausgegeben von Dr. ***Konrad Duden.*** Gebunden, in Leinwand	1	60

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.